Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Hundertdreiundvierzigster Band

37. Jahrgang : 1912 : Oktober – Dezember

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig
E. F. Steinacker.

Wien
R. Mohr, Verlags-Buchhandl.

Berlin W. 10

München
Berthold Sutter.

Budapest
Grill'sche k. k. Hofbuchhandl.

Stockholm
C. E. Fritze, Librairie Royale.

Christiania
Jacob Dybwad Buchhdlg.

London
Williams & Norgate.

Kopenhagen
Erslev & Hasselbalch

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark:
Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.

Inhalt des 143. Bandes: Oktober / November / Dezember 1912

Seite

Seite

Gedichte:

Rundschau:

Bildbeigaben:



W. E. Goschen
Berlin. 1912.

Botschafter von Groß-Britannien und Irland in Berlin.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig
C. F. Steinacker.

Wien
R. Mohr, Verlags-Kom.-Buchhandl.

München
Berthold Sutter.

Budapest
Grill'sche k. k. Hofbuchhandl.

Stockholm
C. E. Fritze, Librairie Royale.

Christiania
Jacob Dybwad Buchhdlg.

Kopenhagen
Erslev & Hasselbaech

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark:
Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.

37. Jahrgang. Band 143. Heft 457 Oktober 1912

Sir Rufus D. Isaacs,

Attorney-General und Minister des vereinigten Königreiches England:

Englisch-deutsche Beziehungen.

Obgleich ich keinen Anspruch darauf erheben kann, einen neuen Gesichtspunkt zu bringen, oder irgend ein neues Licht auf das Thema „Die augenblicklichen Beziehungen zwischen Deutschland und Groß-Britannien" zu werfen, nachdem doch viele der hervorragendsten Männer beider Länder sich mit so zwingender Kraft und solch glücklichem Erfolg in Ihrer Zeitschrift hierzu schon geäußert haben, folge ich dennoch gern Ihrer Einladung, meine Ansicht zu äußern. Hierbei bin ich des Vertrauens, daß ich durch Anreihung meiner Stimme zu denen, die diese Beziehungen schnellstens verbessert zu sehn wünschen, wenigstens keinen Schaden anrichten kann.

Von vorneherein will ich sagen, daß ich in vollem Einverständnisse mit dem Objekt der Kampagne bin, die Sie in so glücklicher Weise inauguriert haben. Alles, was dazu beiträgt, einen umfassenderen, freieren Austausch der Sympathien der Ideen und Gesichtspunkte zu befördern, muß meines Erachtens die schweren Wolken des Mißtrauens und Verdachtes, welche unglücklicherweise über den Köpfen von vielen gutunterrichteten Männern beider Länder lagern, zerstreuen helfen.

Für meinen Teil behaupte ich nachdrücklich, daß im britischen Bewußtsein nichts, was auch nur an Feindseligkeit gegen Deutschland und das deutsche Volk erinnert, vorhanden ist.

Wir sind wesentlich eine friedliebende Nation; wir werden von einer Demokratie regiert, die ihre Stimme immer machtvoller und einflußreicher erhebt, den Krieg verabscheut und verurteilt. Nur mit Genugtuung kann man feststellen, daß die Beziehungen zwischen den Arbeiterklassen beider Länder stetig intimer und herzlicher werden. Denn in dieser engeren Intimität liegt eine starke Schutzwehr gegen das Andauern der Vorurteile und Mißverständnisse. Des weiteren können die gegenseitigen Bande der Kunst, Wissenschaft, Literatur und des Handels, die mit der Ausbreitung der Erziehung uns in immer engere Beziehungen zueinander bringen müssen, nicht oft und fest genug gleicherweise in beide Nationen eingeankert werden.

Es ist klar, daß es nicht nur das Interesse, sondern auch die wirkliche Pflicht jeder Nation ist, so klar wie möglich die genaue Verhältnislage der andern zu erkennen.

Auf der einen Seite ist es also die Pflicht der Deutschen, wie von Ihren hervorragenden Landsmännern in den Spalten Ihrer Zeitschrift tatsächlich rückhaltlos zugegeben worden ist, anzuerkennen, daß für unser Land alle Umstände zusammen kommen, die Übermacht zur See zu einer Lebensbedingung zu gestalten, und daß also irgend einer Herausforderung dieser Übermacht durch solche Vergrößerung derselben im Interesse nicht eines Angriffs, sondern im Interesse der Sebstverteidigung begegnet werden muß, die unsre Sicherheit ungefährdet erscheinen lassen dürfte. Sie müssen sich vergegenwärtigen, daß wir, als Engländer, in einheitlichem Sinne mit allen Bürgern des britischen Reiches, gleiche Ansichten über unsre Übermacht zur See hegen; wie grundsätzlich auch unsre Meinungen über andre politische Fragen auseinandergehn mögen — Übermacht zur See wird von allen als das erste Axiom unsres politischen Bekenntnisses angesehn.

Andererseits ist es unsre Pflicht, frei und ehrlich anzuerkennen, daß — historisch gesehen — kein Grund für diese gegenseitige Verdächtigung vorhanden ist und jetzt keine wirkliche Beschwerde auf einer der beiden Seiten obwaltet. Wir müssen in Erinnerung halten, daß für Deutschland mit seinen drei Landgrenzen eine machtvolle Armee von wesentlicher Bedeutung ist; ebenso, daß zum Schutze seiner Handelsinteressen, seiner Lebensmittelversorgung und seiner Auslandsbesitzungen, wie zur Wahrung seines Prestiges und zur Unterstützung der Wirksamkeit seiner Diplomatie, eine starke Flotte eine gleiche Notwendigkeit darstellt. Wir, in England, werden nie müde, den alles verzehrenden Wissensdurst zu bewundern, der die deutschen Bürger vor allen andern auszeichnet, ebenso wie die methodische Genauigkeit deutscher Bewegungen und die wissenschaftliche Entwickelung deutscher Industrien; wir werten aufs vollste die hochbedeutsame Tatsache, daß Deutschland unser größter und wertvollster Kunde in Handel und Finanzwesen ist, und daß wir uns in der gleichen Lage ihm gegenüber befinden; wir vergegenwärtigen uns also, daß in solcher gegenseitigen materiellen Abhängigkeit der sicherste Schutz gegen einen Krieg zu finden ist. —

In der jüngsten Vergangenheit war in beiden Ländern eine beiden gemeinsame Tendenz sichtbar, sich mehr mit den Punkten der Entfremdung, als mit denen, die für Freundschaft zwischen beiden sprechen, zu beschäftigen. Die Weltgeschichte zeigt, daß, wenn Nationen einmal so mißtrauisch gegen einander geworden sind, daß jede Tat der einen als eine neue Offenbarung bösen Willens gegen die andre angesehn wird, und dann ein Teil der Presse in beiden Ländern diese Flamme des Mißtrauens anfacht, dann die Gefahr nahe liegt, daß sich solches Mißtrauen und solche Verdächtigung in dem Bewußtsein des Volkes zu einer Überzeugung einer feindseligen Absicht verhärten. Wenn einmal dieser Punkt erreicht ist, dann ist eine Atmosphäre geschaffen, welche mit Elektrizität überladen ist. — Die Freunde der

Humanität in beiden Ländern sollten unaufhörlich dafür wirken, die Möglichkeit der Schaffung einer solchen Atmosphäre in ihrem Lande zu verhindern, indem sie jenes gegenseitige Vertrauen und jenen guten Willen bekunden, die von unberechenbarem Werte für die Aufrechterhaltung des Friedens unter den großen Nationen der Welt sein werden.

Charles Trevelyan,

M. P., Staatssekretär des Unterrichtsministeriums:

Offener Brief an den Herausgeber.

Lieber Herr Professor!

Wir haben gerade im Parlament die von Mr. Churchill infolge der im Frühling erfolgten Erhöhung des deutschen Flottenprogramms im Juli vorgeschlagene Erhöhung unsres Flottenprogramms durchberaten. Es ist im ganzen genommen ein trauriges Thema. Aber ich halte den Streit darüber, ob diese oder jene Erhöhung einer beider Nationen gerechtfertigt gewesen ist, in keiner Weise für fruchtbringend. Die Rüstungen werden infolge gebesserter Beziehungen zwischen den Nationen abzunehmen beginnen. Das Flottenproblem wird sich auflösen, wenn das politische Problem gelöst sein wird.

Ich bin des gewiß, daß, soweit Groß-Britannien berührt wird, die Hauptquelle des Übels in der Vergangenheit darin zu suchen ist, daß jene, die einen düstern Gesichtspunkt in den Beziehungen zwischen unsern Ländern vertraten, weder in der Gesellschaft, noch in der Presse oder im Parlament sonderlich ausgesprochene Persönlichkeiten gewesen sind. Infolgedessen haben Deutsche zu einem großen Teile eine falsche Auffassung über die britische öffentliche Meinung gewonnen.

Die Ereignisse des letzten Herbstes gaben der großen Masse unsres Volkes einen sehr heftigen Stoß. Es lebte hier ein allgemeines Gefühl, daß ernstlich schlechte Beziehungen zwischen Groß-Britannien und Deutschland vom Grunde aus unvernünftig seien. Zugleich herrschte auch Staunen darüber, daß unsre Freundschaft mit Frankreich zu einer im letzten Grunde zur Feindschaft gegen Deutschland gerichteten konstruiert worden ist.

In dieser Beziehung, wie in vielen andern, gibt es zwei Arten von England: Nord- und Südengland. Nordengland, in dem zufolge seiner Industrien die Lebenskraft unsrer Nation ruht, ist niemals Chauvinist oder Jingo gewesen. Dort findet man ein volles Bewußtsein der Handelsrivalität mit Deutschland. Alles

Interesse der kommerziellen und industriellen Gemeinschaft ist dort einem Kriege feindselig gestimmt. Vor dem letzten Herbst hat die Mittelklasse des Nordens die Situation durchaus nicht als eine gefährliche angesehen. Unter Handwerkern und Arbeitervolk im allgemeinen existiert dort überhaupt so gut wie keine Mißstimmung gegen Deutschland.

Bis zum letzten Herbst wurden in Nord-England und Schottland die Veröffentlichungen von Unken- oder Jingojournalisten nicht ernst genommen. Die Idee, daß eine Gefahr eines Krieges mit Deutschland vorhanden sei, hat keinen Stützpunkt in der Demokratie Nord-Englands. Es ist höchstwahrscheinlich, daß, wenn die Gedanken der Industriellen des Nordens nicht so voll von den eigenen Angelegenheiten — Budget, Versicherungsvorlagen, Oberhaus und den andern absorbierenden Erregungsmomenten der innern Politik — gewesen wären, sie nicht so lange die Verschlechterung des Verhältnisses zu Deutschland ignoriert hätten.

Es ist von erster Wichtigkeit, daß die Deutschen zuverlässig erfahren, daß die meisten Engländer den „unvermeidlichen Krieg" weder fürchten, noch erwarten, und also nicht in ständiger Erwartung eines Angriffs von Deutschlands Seite leben. Solche pessimistischen Ausblicke werden tatsächlich von manchen Zeitungen im Süden Englands, ebenso wie von einem Teil der Militär- und oberen Gesellschaftsschicht genährt. Aber, wenn auch diese Hunderttausend in einer Vierzigmillionen-Bevölkerung einen Eindruck hervorrufen können, so sind sie doch nicht d i e Nation; sie sind nicht die Majorität; sie sind nicht die Gewichtigsten.

Selbst zu einer Zeit, da England weit weniger demokratisch als heute regiert worden ist, hat der industrielle Norden einen Streit, in den die oberen Klassen des Südens den Staat mit den Nordstaaten Amerikas während des Bürgerkrieges treiben wollten, aufgehalten. Im Augenblick, da die Handwerker des Nordens Englands den Streitpunkt und seine Richtung erkannten, machten sie den Krieg unmöglich.

Dieselben demokratischen Kräfte sind heute um vieles mächtiger, als im Jahre 1862. Wenn nur Zeit gegeben wird, dann würden die industriellen Klassen in England niemals einen Krieg mit einer großen Nation zugeben, wenn er nicht durchaus ein Verteidigungskrieg wäre. Es ist darum von großer Gewichtigkeit, daß die Besprechung der Beziehungen zwischen unsern Ländern nicht, wie es jüngsthin der Fall gewesen ist, nahezu ausschließlich den Diplomaten und Journalisten überlassen wird. Der Anruf sollte von Volk zu Volk erfolgen.

Charles Trevelyan.

Rt. Hon. Herbert Samuel,

M. P., Post-Minister des verein. Königreiches England:

Offener Brief an den Herausgeber.

Durch die in Deutschland und England geschaffene Verbreitung der Meinungsäußerungen, die, britischen und deutschen Federn entstammend, auf die Herstellung herzlicher Beziehungen zwischen beiden Ländern eingestellt sind, leistet „Nord und Süd" beiden einen Dienst von hohem Werte. Denn eine solche Veröffentlichung ermöglicht es jeder der beiden Nationen, über das Geräusch falscher Darstellung und den Lärm falsch unterrichteter Kritiken hinweg, die ruhige Stimme des vernünftigen Teils des eigenen Volkes dem andern Lande zu übermitteln. Dieser Teil bildet letzten Endes, wie wir hoffen dürfen, die überwiegende Mehrheit beider Völkerschaften. —

West-Europa ist im Begriffe, das Entwicklungsstadium unvollständiger Zivilisation zu überwinden. In diesem hielt man sich daran, daß die Regierung eines Staates lediglich ihren eignen Untertanen gegenüber Pflichten habe; daß die Wohlfahrt des Restes der Menschheit nicht ihre Sorgewaltung sei; daß für sie des Staates normale Beziehungen notwendigerweise solche latenter oder aktiver Feindseligkeit sein müssen; oder daß, wenn der Staat mit einigen Ländern Freundschaftsbeziehungen unterhalte, diese letzteren nur dazu dienen müßten, um so nachhaltiger seine Feindschaftsbeziehungen zu anderen Ländern verfolgen zu können. Die Auffassung, daß ein Staat keine andern Pflichten als die gegen seine eigenen Mitglieder habe, wird *nun* als eine durchaus unsittliche erkannt. Völlig unsittlich ist die Lehre, daß die Wohlfahrt jener Menschengeschöpfe, die Deutsche genannt werden, jene nichts angehn, die Engländer heißen, und daß die Wohlfahrt der Engländer kein Gewicht für die Deutschen habe. Sie ist ebenso unsittlich, wie die Lehren des wilden Sioux, „der seine letzten Bissen mit einem verhungernden Sioux teilen, aber den Skalp eines verhungernden Apachen nehmen würde". —

Die Welt kommt allmählich zur Überzeugung, daß Handelsrivalität nicht *mehr* Grund für Feindschaft zwischen Nationen ist, als sie es für persönliche Feindschaft zwischen Ladenbesitzern in benachbarten Straßen ist. Sie beginnt zu erkennen, daß die Entwickelung einer fremden Nation in Reichtum und Kultur ein Grund — nicht für Feindseligkeit, sondern für Dankbarkeit sei, denn Reichtum und Kultur streuen sich aus und ihre Vorteile verbreiten sich weit über ihre Ursprungsstätte hinaus.

Das konsequente Anwachsen des Geistes internationalen Wohlverstehens hat den Völkern immer mehr die Segnungen des Friedens gesichert. Während der 126 Jahre, von 1689 bis 1851, war England 63 Jahre in Kriege mit weißen Nationen verwickelt und hatte nur 63 Jahre Frieden. Während der Jahre von 1815

bis 1912 war es 5 Jahre mit solchen Kriegen beschäftigt und hatte 92 Jahre Frieden.

Und jetzt schützt es sich wohl gegen das Risiko eines Angriffs und fördert mit diplomatischen Mitteln — wie alle Länder für sich zu tun berechtigt sind — seine legitimen Interessen in jedem Teil des Globus; sein ernstester Wunsch aber ist auf den Frieden gerichtet. Es gibt hier jetzt nicht und hat nie gegeben irgend eine Absicht oder irgend einen Wunsch, Feindseligkeiten mit Deutschland zu provozieren. Denn die britischen Staatsmänner und das britische Volk wissen sehr wohl, daß ein bewaffneter Konflikt zwischen jenen zwei Nationen, die zwischen den Hauptpionieren der Zivilisation stehen, die in der vordersten Front der aufwärtsstrebenden Menschheit marschieren, das größte Unglück darstellte, sowie daß jene, die ihn verursachten, tausendfach verbrecherischer handelten, als irgend ein Mörder, der seinen Nachbar auf der Straße niederstäche.

Herbert Samuel.

Norman Angell:
Das Fazit der englisch-deutschen Verständigungshefte von „Nord und Süd".

Gelegentlich sagte einmal Mr. Bonar Law, der Führer der Unionisten-Partei, in einer Rede im Parlament: „Einen unvermeidlichen Krieg gibt es nicht. Wenn Krieg kommen sollte, wird er die Folge eines Mangels menschlicher Erkenntnis sein."

Das ist einer der weisesten Leitsätze, die je ein englischer Staatsmann aufgestellt hat. Sie trifft eine sehr tiefgründige Wahrheit. Wir sind geneigt, in Zeiten internationaler Schwierigkeit so zu sprechen, als ob die Explosion der öffentlichen Meinung, welche die Gefahren auf internationalem Gebiet schafft, Kräften, welche außerhalb unsrer selbst liegen, entspränge; wir vergegenwärtigen uns hierbei nicht, daß die öffentliche Meinung nur das ist, wozu die Individuen, die sie bilden, sie gestalten. Wenn jene Individuen als ein Ganzes unwissend sind, Vorurteile nähren und nur wenig geneigt sind, ihre Vernunft anzuwenden, gewinnen wir notgedrungen eine öffentliche Meinung, die dem Irrtum ergeben, der Panik zugeneigt, also gefährlich ist. Die Konflikte, die als das Ergebnis dieser Vorbedingungen erfolgen, sind daher in einem wahren Sinne, wie Mr. Bonar Law sagt, „die Folge des Mangels menschlicher Erkenntnis".

Was ist aber die offenbare, hieraus sich ergebende Schlußfolgerung? Doch

sicherlich, daß wir praktische Maßnahmen treffen sollten, der Erkenntnis eine bessere Chance zu sichern. Wir alle beklagen den in politischen Angelegenheiten allgemein in Europa schlecht unterrichteten Charakter der öffentlichen Meinung, offensichtlich ohne uns vorzuhalten, daß das, was wir zu tun haben, nicht darin ruht, die Tatsache zu beklagen, sondern darin, daß wir uns etwa Mühe geben, diesen Charakter zu verbessern. Das Mittel, ein Mißverständnis aufzuklären, ist, es zu verstehen; es aber verstehen zu lernen, verlangt etwas Mühe und Anstrengung. Wenn es eine weitverbreitete falsche Auffassung über die elementaren Tatsachen menschlichen Beziehungslebens gibt, werden fromme Sehnsüchte diese falsche Auffassung nicht aufklären. Wo falsche Ideen herrschen, müssen sie durch Aussprache, Erziehung, Aufklärung berichtigt werden. Wenn nach Mr. Bonar Laws wundervollem Worte menschliche Erkenntnis ihre Wirkung versagt, wohl, dann müssen wir diesen Mangel durch Organisation ersetzen. Und so lange wir das nicht tun, auf internationalem Gebiet „Erkenntnis organisieren", werden die Irrtümer, die falschen Begriffe und Ideen, welche in ihm unsre Schwierigkeiten schaffen, fortdauern.

Was haben wir getan, um jene Erkenntnis zu organisieren und so das einzig praktische Mittel anzuwenden, einen Weg aus unseren Schwierigkeiten zu bahnen? Es ist wahr, daß große Anstrengungen zur Gründung internationaler Konferenzen, wie etwa jener, die in Haag abgehalten worden sind, verwendet worden sind. Aber es ist klar, daß, bevor die Ideale, welche diese Konferenzen vertreten, in Europa praktische Geltung gewinnen können, die öffentliche Meinung, die dahinter steht und die Politik der entsprechenden Regierungen diktiert, einen andern Charakter annehmen, andere als die jetzt sie beherrschenden Ideen in sich aufnehmen, mit anderen Worten, in der Materie des Beziehungswesens der politischen Gruppen besser unterrichtet werden müsse.

Es ist nützlich zu verfolgen, in welcher Weise der Fortschritt der Menschheit in der Vergangenheit erfolgt ist. Wenn wir uns vorstellen könnten, daß im 13. oder 14. Jahrhundert einige wenige weise Männer zusammengetreten wären und beschlossen hätten, daß religiöse Zwiespälte nicht zum Gegenstande militärischen Konflikts gemacht werden sollten, wäre es doch so gut wie gewiß, daß diese Männer durch ihren Beschluß die dann folgenden religiösen Kriege nicht hätten verhindern können. Und zwar deshalb nicht, weil der Masse des Volkes, welche die in jenem Zeitalter herrschende öffentliche Meinung bildete, trotzdem Ideen über religiöse Ketzereien usw. anhingen, welche die praktische Anwendung solcher Politik der Duldung unmöglich gemacht hätten. Religiöse Freiheit ist in Europa nicht kraft Abkommens zwischen Katholiken und Protestanten, sondern kraft allgemeinen in Europa zu Geltung gekommenen Ideenfortschritts, und durch kein anderes wie auch immer geartetes Mittel errungen worden. Dasselbe gilt von der Angelegenheit der Verwandtschaft der Nationen. Keine dauernde Verbesserung kann in Europa in Beziehung auf internationale Beziehungen erfolgen, bis nicht Europa

als ein Ganzes besser, als jetzt, über den wirklichen Inhalt dieser Beziehungen besser unterrichtet sein wird.

Wir fragen darum noch einmal: Welche praktischen Schritte sind unternommen worden, um diese Erziehung der öffentlichen Meinung Europas, die zu der großen politischen Reformation führen würde, zu organisieren, zu systematisieren und vorwärts zu bringen?

Der gegebenen Möglichkeit entsprechend hat es keine Mühewaltung für eine solche systematische Organisation bislang gegeben. Das Werk Prof. Steins, der die Symposien, wie sie in den beiden Nummern von „Nord und Süd" vom Juni und Juli d. J. vorliegen, organisiert hat, ist nun eine solche Mühewaltung, und ein wundervoller Anfang für das Europa so sehr nötige Werk. Dieser Austausch freier und unverstellter Meinungsäußerung vonseiten der Führer europäischen politischen Lebens ist unfehlbar eines der Dinge, die nicht im Aufklären von Mißverständnissen, zu dem das Werk sicherlich in einer höchst wirksamen Weise beigetragen hat, sich erschöpfen, sondern jenen Sinn für „Europas Gemeinde", der eine so wesensbedeutsame Vorbedingung für Fortschritt auf diesem Gebiete darstellt, ins Leben rufen. Bevor wir nicht diesen „Gemeindesinn" erwecken, werden wir jene Kooperation der Individuen, die notwendig ist, um der Anarchie ein Ende zu setzen, weder zwischen Personen, noch zwischen Nationen schaffen können.

Wie wächst eine lose Gruppe von Individuen, unter denen kein Gesetz gilt und jeder sich durch eigene Kraft gegen die andern verteidigt, zu einer zivilisierten Gemeinde? Zunächst muß bei einem Teile der Gruppe sich die Neigung erheben, zusammenzukommen und über eine gemeinsame Handlung zu beschließen. H i e r d u r c h wird der erste Schritt unternommen, daß ein Dutzend oder Hundert solcher Individuen zusammenkommen und sagen: „Anstatt daß jedermann sich auf seine eignen Arme verläßt und ohne Beziehung auf die andern handelt, wollen wir entscheiden, was unser gemeinsames Interesse ist und zusammenarbeiten, um dieses zu sichern." —

Ein solcher Schritt schließt nicht ein, daß jeder mit der entsprechenden Gemeinsamkeit rückhaltlos einverstanden ist. Bei weitem nicht. Das Dutzend, oder die Hundert Individuen, die in wirklicher Kooperation handeln, sind in der Lage, ihren Willen einem Tausend solcher, die in unverbundenen Einheiten handeln, aufzuzwingen. Der Schreiber dieser Zeilen hat dieses Exempel tatsächlich in einem amerikanischen Grenzminengebiet am Werk gesehen, wo ein Hundert entschlossener Männer, die in Gemeinsamkeit handelten, Polizei- und Gerichtshöfe, eine organisierte Regierung eingesetzt und unter 5000 Mann aus Anarchie Ordnung geschaffen haben. Aber, so lange jedes Individuum die Kooperation ablehnte und vorzog, sich auf seinen Sechsläufer zu verlassen, so lange man nicht gerade diese Richtlinie erfaßt hatte, konnte man nicht einmal den Anfang einer zivilisierten Gemeinde gewinnen. —

Und die Wahrheit, welche auf dem Grunde dieser derben Illustration liegt,

ist offensichtlich von Professor Stein voll erkannt worden. Er vertritt den Satz, daß, wenn die sechs großen Mächte Europas sich ernstlich über gemeinsames Handeln verständigen könnten, die Kooperation der andern unvermeidlich würde.

Der schwerste Schritt im Interesse einer solchen Kooperation und der Bildung einer europäischen Gemeinde ist schon unternommen worden, die schlimmsten Konfliktspunkte individuellen Interesses sind beseitigt worden. Vor 10 Jahren lag Frankreich politisch in Konflikt mit England, England politisch mit Rußland und sogar mit Amerika. Eine Dekade hat jene Konflikte weggeräumt, und jetzt haben wir Kooperation zwischen England, Frankreich und Rußland — ein Erfolg, der den Staatsmännern vor noch 15 Jahren vermutlich als eine Unmöglichkeit erschienen wäre. Und die Konstellation der andren Gruppe — Deutschland, Österreich und Italien — setzt ebenso die Ausgleichung von Konflikten voraus, die den Staatsmännern einer früheren Generation unmöglich erschienen wäre. Hier sehen wir also, wie Kooperation eine ganze Masse von Konflikten verdrängt und Schwierigkeiten überwindet, die gewiß größere sind, als jene, die einer Kooperation zwischen den beiden entsprechenden Gruppen im Wege stehen. Wenn wir also diesen weiteren Schritt unternehmen können, der gewißlich weniger schwierig ist, als jene vorangegangenen Schritte waren, wird die Gemeinde Europas eine vollendete Tatsache geworden sein. —

Und dieser nächste Schritt, „Détente zwischen Entente und Alliance" ist die Formel, welche Prof. Stein zu seiner Devise für das europäische Organ, zu dem er „Nord und Süd" gestalten will, gewählt hat. Es ist allerdings in dem Sinne jetzt schon ein europäisches Organ, daß die in den beiden Verständigungsnummern enthaltenen Symposien tatsächlich eine europäische Konferenz darstellen und ihre Wirkung schon eine Anerkennung gefunden hat, die sie über die Frage ihres Wertes hinaushebt.

J. E. Geschoff,
Ministerpräsident, Sofia:

Bulgarische Kultur einst und jetzt.

An der Spitze aller slavischen Kulturen steht die bulgarische. Der südliche slavische Stamm, die Bulgaren, traten zuerst in Verbindung mit dem byzantinischen Kaiserreich, brachten ihm die christliche Religion und die romanische Kultur. Aus ihnen gingen die ersten slavischen Apostel, Cyrillus und Methodius, hervor. In Saloniki geboren, übersetzte das Brüderpaar die altbulgarischen Schriften und legte auf diese Weise den Grund zu der slavischen Sprache und Literatur, in der u. a. ihre Schüler — Clément, Gorazd, Naoum,

Angelar und Sava — nicht allein den Bulgaren, sondern auch den andern Slaven das Evangelium predigten. Bulgarien versorgte Rußland und Mähren mit Theologen. Den Bulgaren schuldeten diese Länder die ersten Elemente ihrer Kultur. Die bulgarische Sprache war das Vehikel, durch das die christliche Religion ihnen übermittelt worden ist. Sie wurde dauernd die Sprache der Liturgie aller orthodoxen Slaven. Erzogen von den Vorkämpfern der slavischen Kultur erlangten die ersten christlichen Könige Bulgariens seit dem 9. Jahrhundert eine selten hohe Machtstellung auf der Balkanhalbinsel. Unter der Regierung Siméons des Großen (893—927) „Bulgaria assumed a rank among the civilized powers of the earth" (Edw. Gibbon, „History of the decline and fall of the Roman Empire"). Bulgarien dehnte seinen Einfluß auch bis Italien und Frankreich aus, wo bulgarische Sektirer die Lehre verbreiteten, die den Waldensern und Albigensern, den Vorkämpfern der Reformation, vorgebaut hat. Unter wechselnden Schicksalen blieb diese slavische Kultur des Südostens von Europa bis zur Eroberung Bulgariens durch die Türken in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts bestehen.

Als türkische Vasallen verloren die Bulgaren mit ihrer Unabhängigkeit die letzten Spuren ihrer Kultur, die sie nicht bloß zu einem zivilisierten, sondern zu einem zivilisierenden Volke erhoben hatte. Bulgarien wurde türkische Provinz. Nach seinem staatlichen Sturz schickte es ins Ausland gelehrte Prediger, die ihre Bildung in der Schule des letzten Patriarchen, des berühmten Euthymus, genossen hatten. Dieser Gregor Tsamblak, der bulgarische Chrysostomos, war Erzbischof von Kiew und Wilna und spielte, nachdem er Superior des Münsters in Detchan geworden war, in Alt-Serbien eine hervorragende Rolle in der Kulturgeschichte der Moldau, wo er um das Jahr 1450 starb. Dank ihrer Emissäre und ihrer linguistischen Verwandtschaft errang die bulgarische Sprache in den rumänischen Ländern Bürgerrecht, deren Mundarten noch heute unauslöschliche Spuren bulgarischen Einflusses verraten.

Wie konnte wohl eine so intensive Kultur, die sich so nachdrücklich über die Sprachen der benachbarten Länder verbreitete, unter der türkischen Herrschaft eine Jahrhunderte währende Verdunkelung erfahren?

Die Erklärung wird dem Kenner der Türkei nicht schwer fallen. Das bezwungene Griechenland konnte seinen römischen Besieger unterwerfen, aber die Türken widerstrebten dieser Kultur, der die stolze Größe Roms hatte weichen müssen.

Es ist kein Wunder, daß da, wo Griechenland erfolglos blieb, auch Bulgarien keinen Widerstand leisten konnte. Und Bulgarien verfiel in Schlaf, in einen fünf Jahrhunderte währenden Schlummer.

Als vor etwa 50 Jahren die ersten Anzeichen des Erwachens auftraten, fragten sich einige Kenner des europäischen Orients und seiner Völker, ob der so lange von

der Bildfläche verschwundene Stamm noch Energie genug besäße, um eine Nation zu bilden und sich eine Kultur zu schaffen. Hatte er nicht aufgehört, Lebenszeichen von sich zu geben? Hatte er nicht sogar seine Geschichte vergessen? In 400 Jahren hatte sich auch nicht ein Mann gefunden, der ihm seine Geschichte ins Gedächtnis zurückrief. Nur im Jahre 1762 vollendete ein Vorkämpfer der bulgarischen Renaissance, Païsii, ein Mönch von Athos, ein Werk, das er „Slavisch-bulgarische Geschichte des bulgarischen Volks, der bulgarischen Zaren und Heiligen" nannte. Und diese Geschichte, deren 150. Jubiläum dieses Jahr in Bulgarien feierlich begangen wurde, blieb lange Zeit ohne Einfluß und wurde beinahe vergessen. Erst nach dem Krimkrieg begann es sich wieder in Bulgarien zu regen. Die Bewegung zugunsten der Volksaufklärung und der Emanzipation gewann erst seit 50 Jahren festere Formen.

Und in diesem halben Jahrhundert hat es, vornehmlich nach seiner Befreiung im Jahre 1878, Fortschritte gemacht, die alle diejenigen in Erstaunen setzten, welche an seiner Zukunft verzweifelten. Welchen Momenten ist dieser Fortschritt zu danken?

An erster Stelle den Fähigkeiten des bulgarischen Volkes selbst, dieses ernsten und intelligenten, arbeitsamen und ökonomischen Volkes, das ein Freund der Aufklärung ist, aller Prahlerei abhold. Daneben aber verdienen zwei Tatsachen hervorgehoben zu werden: Die Bulgaren waren so verständig, ihre Muttersprache als Schriftsprache anzunehmen, und sie begingen nicht den Fehler anderer orientalischer Völker, in einer Sprache zu schreiben, die der großen Masse der Bevölkerung unverständlich blieb. Sie waren außerdem so einsichtig, die Pforten Bulgariens allen Kultursprachen zu öffnen, der deutschen, französischen, vor allem aber der russischen. Die Verwandtschaft des Russischen mit dem Bulgarischen hat besonders zur Einführung alles dessen beigetragen, was der moderne Geist an Gedanken und Wissen hervorgebracht hat.

Die besten deutschen, englischen, französischen, italienischen Werke sind in russischer Übersetzung jedem gebildeten Bulgaren zugänglich und bilden so zu sagen eine Bereicherung der bulgarischen Literatur, die notgedrungen verurteilt ist, wegen der in einem kleinen Lande geringen Anzahl von literarisch Gebildeten sich mit Übersetzungen zu begnügen.

Unter dem glücklichen kulturellen Einflusse der aus der Literatur der vornehmsten Völker des modernen Europa entlehnten Gedanken hat Bulgarien sein geistiges Erbe neu errungen. Jedes Feld nationaler Betätigung wurde beackert, dank der Wissenschaften, welche die Bulgaren auf Universitäten und technischen Hochschulen in Deutschland und Österreich, Frankreich und Rußland, in der Schweiz und in Belgien, sich erworben haben. Unterricht und Finanzen, Justiz und Verwaltung, Landwirtschaft und Industrie, Literatur und Wissenschaft — die Entwickelung und Veredelung des geistigen Lebens und des materiellen Wohles

der Bevölkerung — alles hat sich zu einer harmonischen Wiedergeburt des Landes vereinigt, welche die günstigsten Aussichten eröffnet.

Jenseits der Religion und der Kultur des türkischen Kaiserreiches, das sich so wirksam außerhalb der Balkanhalbinsel ausgebreitet hat, geht das neuerwachte bulgarische Volk in die Schule jener europäischen Kultur, die eine Tochter der Renaissance ist, dieses denkwürdigen Einzugs griechischer Bildung in den Westen nach der Einnahme Konstantinopels im Jahre 1543. Das neubelebte Bulgarien eignete sich die europäische Kultur an, vorwärtszukommen und sich zu entwickeln, sein Wissen und sein Gedeihen zu bereichern.

Nachdem Bulgarien zu Beginn seines neuen nationalen Lebens von Belgien die Verfassung entlehnt hat, hat es von ihm vergangenes Jahr auch die proportionale Vertretung übernommen. Von Deutschland übernahm es die pädagogischen Methoden, Frankreich bot ihm seine Gesetze und Verwaltungsbestimmungen, Italien seine progressive Einkommensteuer und seine Gesetze über die öffentliche Verwaltung. Aus den österreichisch-ungarischen Landwirtschaftsschulen schöpften die Bulgaren zuerst die Elemente der modernen Landwirtschaftskunde. Ihre Gesetze für den Schutz der Landwirtschaft und Aufmunterung der Industrie dienen analogen bulgarischen Gesetzen zum Vorbild. Russische Dichter und Schriftsteller inspirierten die bulgarischen. Die deutsche Wissenschaft erleuchtet die Lehrer der jungen Universität Sofia und zahlreiche bulgarische Gymnasien. Die deutsche Gelehrsamkeit und das russische Beispiel machen ihren Einfluß geltend in den Staatseinrichtungen und in der sozialen Gesetzgebung. Nicht allein die Eisenbahnen und die Minen, sondern auch die ersten Banken, wie die bulgarische Nationalbank, die Landwirtschaftsbank, die Genossenschaftsbank sind aus staatlichen Mitteln geschaffen worden.

Dank den Bemühungen zur Hebung des Landes ist die Bevölkerung in den letzten 25 Jahren von 3 150 000 Seelen auf 4 500 000 gestiegen, der Handel von 110 auf 384 Millionen Franken, die Ausgaben von 44 auf 180 Millionen Franken. Die Hauptstadt Sofia zählte 1887 bloß 30 000 Köpfe und heute bereits 112 000 Einwohner. In erster Linie aber ist das Budget des öffentlichen Unterrichts gewachsen, nämlich von 1 895 000 Franken im Jahre 1887 auf 24 916 000 im Jahre 1912. Die Wohltaten der Ausdehnung, die der öffentliche Unterricht genommen hat, haben sich rasch fühlbar gemacht. Bei der letzten Zählung in Bulgarien gab es nur 2 Prozent Analphabeten. In den letzten 25 Jahren hat Bulgarien nicht allein sein Eisenbahnnetz von 440 Kilometer auf 2 130 Kilometer ausgedehnt, sondern auch ein halbes Dutzend Häfen am Schwarzen Meer und an der Donau angelegt, während die Türken in der langen Zeit ihrer Herrschaft nicht daran gedacht hatten, auch nur einen Hafen zu bauen.

In der Hierarchie der Kulturvölker können freilich die Bulgaren nur einen bescheidenen Platz behaupten. Sie sind gering an Zahl und jung. Obgleich sie infolge ihrer geographischen Lage einen beachteten Rang in der gegenwärtigen

und zukünftigen Politik einnehmen, müssen sie sich doch bei dem Los der kleinen und jungen Staaten bescheiden. Aber Bulgariens große Vergangenheit, seine wunderbare Vitalität und auffallend rasche Entwickelung gewähren der Hoffnung Raum, daß es, von der zivilisierten Welt unterstützt, eine ihrer alten Kultur würdige Stellung erhalten werde, jener alten Kultur, die eine der blühendsten im Mittelalter des Orients war, wie ich hier nachzuweisen mich bemüht habe.

Dr. Hans Wehberg: Völkerorganisation

Die im Dezember 1910 mit einem Kapital von 40 Millionen Mark in Washington gegründete Carnegiefriedensstiftung hat bereits eine sehr wertvolle Tätigkeit entfaltet. Sie hat jede Einmischung in die nationalen Angelegenheiten der einzelnen Völker streng vermieden und in vorsichtiger, echt wissenschaftlicher Weise Grundlagen zu einer weiteren Verständigung der Völker gelegt. Nachdem die beiden Haager Friedenskonferenzen die Aufnahme der Friedensidee in das offizielle Programm der Regierungen zur Folge gehabt haben, kann man ja überhaupt diese Bestrebungen nicht mehr mit einem Lächeln abtun und muß sich daran gewöhnen, sie als bedeutsame Faktoren des Staatenlebens in Rechnung zu stellen. Dem Verwaltungsrate der Carnegiefriedensstiftung gehören nun so hervorragende Persönlichkeiten der Vereinigten Staaten, frühere Staatssekretäre, Botschafter usw. an, und der Generalsekretär James Brown Scott, früherer vortragender Rat im Auswärtigen Amt der Vereinigten Staaten und Delegierter zur zweiten Friedenskonferenz, ist ein so real denkender Politiker, daß man schon aus diesen Tatsachen erkennt, wie wenig diese Stiftung etwas mit Utopieen gemein hat.

Das Arbeitsfeld der Stiftung ist in drei Teile geteilt worden. Die erste Abteilung für Erziehung und Unterricht steht unter der Leitung des Präsidenten der Columbia-Universität Nic. Murray Butler; sie erstrebt die Unterstützung aller Bemühungen der Friedensgesellschaften und der sonstigen Vereinigungen, die ein besseres Verständnis der einzelnen Völker zu erreichen suchen. Insbesondere wird durch diese Abteilung das Internationale Berner Friedensbureau mit 100 000 Frank und das Zentralbureau der internationalen Vereinigungen in Brüssel mit 75000 Mk. jährlich unterstützt. Sodann erhalten die einzelnen Friedenszeitschriften sowie die Friedensgesellschaften bedeutende Subventionen. Weiter befördert diese Abteilung den Austausch von Schülern zwischen Nordamerika einerseits und Südamerika und Japan andererseits. In nahem Zusammenhang mit dieser Abteilung stehen die Gesellschaften für „Internationale Verständigung" (International con-

ciliation), die vor allem in Amerika, Frankreich und Deutschland großartige Zweigvereine gebildet haben. In Deutschland hat der im Jahre 1911 in Frankfurt am Main begründete „Verband für internationale Verständigung", an dessen Spitze die Professoren v. Ullmann, Schücking, Nippold und Piloty stehen, die Ziele der International conciliation, deren Wahlspruch lautet: Pro patria per orbis concordiam, zu den ihrigen gemacht. Hervorragende Männer wie Geheimrat Zorn, der Direktor der Deutschen Bank von Gwinner, die Admiräle Galster und Glatzel, die Abgeordneten Prinz Schönaich-Carolath, Gothein, Eickhoff usw. arbeiten an den großen Aufgaben dieser Vereinigung mit.

Die zweite Abteilung der Carnegiestiftung unter Professor Clark, hat wirtschaftliche und historische Aufgaben. Was sie erstrebt, werden wir am besten erkennen, wenn wir einen kurzen Überblick über die erste Konferenz dieser Abteilung geben, die im August vorigen Jahres in Bern stattgefunden hat. Zu dieser Konferenz waren als Mitarbeiter dieser zweiten politisch-historischen Abteilung die angesehensten Nationalökonomen und Historiker aus allen Teilen der Welt erschienen: aus Deutschland die Professoren Brentano-München und Schiemann-Berlin, aus Österreich-Ungarn Professor von Philippovitch und der frühere Finanzminister von Böhm-Bawerk, aus Italien der frühere Ministerpräsident Luzzati und Professor Pantaleoni usw. Die Konferenz tagte im ganzen zwei Wochen und setzte sich aus drei Kommissionen zusammen. Davon befaßte sich die erste mit den ökonomischen und historischen Ursachen der Kriege, die zweite mit den Rüstungen in Zeiten des Friedens und die dritte mit den einigenden Einflüssen im internationalen Leben. Über das schöne Programm, das diese Kommission in gemeinsamer Arbeit aufstellte, findet man näheres in dem ersten „Year Book for 1911 of the Carnegie Endowment for international peace". Wenn Männer von so verschiedener Anschauung miteinander arbeiten und das Friedensproblem zu erforschen suchen, so wird zweifellos eine allmähliche Klärung dieser Ideen herbeigeführt werden.

Die dritte Abteilung der Carnegiestiftung verfolgt rein völkerrechtliche Aufgaben. Sie will zur Fortentwickelung des internationalen Rechts und zum Abschlusse allgemeiner Verträge über die Grundsätze desselben beitragen, insbesondere auch auf eine Verbesserung der Einrichtungen zur friedlichen Erledigung internationaler Streitigkeiten hinwirken und bei den Völkern ein besseres Verständnis für die völkerrechtlichen Pflichten der einzelnen Staaten zu erwecken suchen. Von dieser Abteilung werden die gesamten völkerrechtlichen Zeitschriften der Welt unterstützt. Auch ist die Begründung einer neuen völkerrechtlichen Zeitschrift für das deutsche Sprachgebiet geplant. Sodann soll eine Sammlung aller internationalen Schiedsverträge und Schiedssprüche sowie eine Bibliographie des internationalen Rechts herausgegeben, es sollen Preise für besondere wissenschaftliche Leistungen ausgesetzt, eine Völkerrechtshochschule im Haag begründet werden und vieles andere. Die Errichtung der genannten Universität im Haag, die besonders

den jahrelangen energischen Bemühungen Professor Nippolds zu verdanken ist, wird bereits Herbst 1913 stattfinden.

Die unter der Leitung von James Brown Scott stehende völkerrechtliche Abteilung der Carnegiestiftung hat im Jahre 1911 an alle internationalen Juristen, insbesondere die Universitätsprofessoren, ein Rundschreiben gesandt mit der Bitte, anzugeben, auf welche Weise nach ihrer Meinung der Zweck der Carnegiestiftung in bezug auf die Entwickelung des Völkerrechts am besten erreicht werden könnte. Die Antworten, die Scott auf diese Umfrage erhalten hat, sind zusammengestellt worden und werden einer eingehenden Prüfung unterzogen werden. Um ihre Zweckmäßigkeit im einzelnen zu prüfen, hat sich Scott die Mitarbeit des Institut de droit international gesichert, das auf seiner diesjährigen Tagung in Christiania eine Unterstützung der Carnegiestiftung beschlossen hat. Scott unterbreitete dem Institute in der ersten Plenarsitzung den Vorschlag, für die völkerrechtliche Abteilung der Carnegiestiftung gutachtlich tätig zu sein. Diese Idee wurde von den Mitgliedern des Instituts sehr beifällig aufgenommen und sogleich eine Kommission ernannt, die als Vertretung des Instituts dauernd mit der Carnegiestiftung in Verbindung treten soll. In diese Kommission wurden gewählt: v. Bar (Deutschland), Asser (Holland), Hagerup und Gram (Norwegen), Lardy (Schweiz), Lammasch (Österreich), Renault (Frankreich), A. Rolin (Belgien), Fusinato (Schweiz), Holland (England) und Vesnitch (Serbien). Dadurch ist erreicht, daß die Carnegiestiftung in völkerrechtlichen Fragen von den vortrefflichsten internationalen Juristen beraten wird. Das Institut für Völkerrecht bleibt völlig unabhängig von der Friedensbewegung, was ja schon daraus ersichtlich ist, daß sich die Verbindung ausschließlich auf die völkerrechtliche Abteilung der Carnegiestiftung erstreckt.

Die soeben erwähnte Tagung des Instituts für Völkerrecht, der aus Deutschland v. Bar, v. Martitz, v. Liszt, Meurer, Harburger, Schücking und Felix Meyer beiwohnten, hatte noch auf anderen Gebieten erfreuliche Ergebnisse. Vor allem kam es zur Beratung über die Errichtung eines ständigen Gerichtshofes neben dem im Haag bestehenden Schiedshof. Bekanntlich hat sich bereits die zweite Haager Friedenskonferenz mit diesem Probleme befaßt; sie erklärte auch die Schaffung eines wirklichen Gerichtshofes für wünschenswert, konnte aber über die Zusammensetzung desselben zu keinem Resultate gelangen. Seit dieser Zeit ist man namentlich in Amerika eifrigst bemüht, für diese Idee einzutreten, und man hat dort im Jahre 1910 sogar eine „Amerikanische Gesellschaft für die richterliche Erledigung internationaler Streitigkeiten" begründet. Die überwältigende Mehrzahl der Juristen steht neuerdings auf dem Standpunkte, daß dieser Gerichtshof wünschenswert ist; nur eine kleine Anzahl Staatsmänner, an ihrer Spitze Geheimrat Zorn-Bonn, Staatsminister Beernaert-Brüssel und Staatsminister v. Plener-Wien, beharren bei der Ablehnung dieser Institution. Um so interessanter war die Beratung des Völkerrechtsinstituts in dieser Frage. Das In-

stitut hat zwar keinen offiziellen Charakter, ihm gehören jedoch seit seiner Gründung im Jahre 1873 so viele hervorragende Juristen an, daß seine Beschlüsse immer einen hohen moralischen Wert gehabt haben. In der diesjährigen Debatte des Instituts über den ständigen Gerichtshof ergriffen Lammasch, Scott, Clunet und Gram das Wort, wiesen auf Grund persönlicher Erfahrungen auf die großen Mängel des jetzigen Haager Schiedshofes hin und betonten, daß nur ein wirklicher Gerichtshof in der Lage sei, das Völkerrecht fortzubilden und mit der nötigen Schnelligkeit und Billigkeit die völkerrechtlichen Streitigkeiten zu erledigen. Bei der Abstimmung wurde denn auch die Errichtung des Gerichtshofes einmütig für wünschenswert erklärt.

Im übrigen hat die diesjährige Tagung des Völkerrechtsinstituts noch folgende Probleme erörtert. Einmal wurde ein Entwurf für das internationale Konkursrecht angenommen, sowie ein Bericht über die Wirkungen des Krieges auf internationale Vereinbarungen. In dem letzteren wurde prinzipiell erklärt, daß die Verträge durch den Krieg möglichst unberührt bleiben sollen, und festgesetzt, in welchen Fällen hiervon eine Ausnahme gemacht werden müßte. Auch wurde beschlossen, das Problem einer völkerrechtlichen Bibliographie eingehend zu prüfen. Von großer Wichtigkeit ist schließlich, daß das Institut einer Kommission, die einen Entwurf für das Seekriegsrecht aufzustellen hat, verschiedene Richtlinien vorschrieb, die äußerst fortschrittlich sind. Zunächst sprach man sich nämlich in namentlicher Abstimmung für die Unverletzlichkeit des Privateigentums im Seekriege aus und blieb somit den Grundsätzen treu, die das Institut stets auf dem Gebiete des Seekriegsrechtes vertreten hat. Die Beseitigung des Seebeuterechts ist namentlich deswegen so außerordentlich bedeutsam, weil die Freunde fortwährender Flottenvermehrungen diese auch damit zu begründen suchen, daß der Handel zur See geschützt werden müsse. Ist aber erst der gesamte Seehandel unverletzlich, so ist zum wenigsten *ein* Agitationsmittel der Chauvinisten aus der Welt geschafft.

Die Verhandlungen des Instituts fanden im Gebäude der Nobelstiftung statt, die dem Institute im Jahre 1904 den Friedenspreis verliehen hat. In seiner Eröffnungsrede führte der Präsident der diesjährigen Tagung des Instituts, der norwegische Gesandte Hagerup, aus, daß das Bestreben des Instituts, Recht und Rechtssicherheit im Verkehre zwischen den Staaten durch Entwickelung von Rechtsnormen zu schaffen, in hohem Maße dem Frieden diene.

Die Ergebnisse der jährlichen Tagung des Völkerrechtsinstituts werden in einem „Annuaire" veröffentlicht; und die bisher erschienenen 24 Jahrgänge enthalten eine Fülle von hochinteressantem wissenschaftlichem Material. Freilich sind die rein friedensrechtlichen Probleme, die namentlich auf den Haager Friedenskonferenzen eine eingehende Erörterung gefunden haben, darin weniger behandelt als die kriegsrechtlichen Aufgaben. Da zudem der Kreis der Leser des Jahrbuches,

wie auch Hagerup betonte, nur eine kleine Zahl Theoretiker und Praktiker umfaßt, dagegen weniger die große Masse, so hat sich in neuerer Zeit die Notwendigkeit ergeben, Sammlungen völkerrechtlicher Natur ins Leben zu rufen, die breite Kreise über die wichtigsten völkerrechtlichen Themen aufklären. Unter den Sammlungen dieser Art seien hier zwei erwähnt, nämlich die „Publications de L'Institut Nobel Norvégien", herausgegeben vom Nobelinstitut, sowie das von Professor Schücking in Marburg ebenfalls in diesem Jahre begründete Sammelunternehmen „Das Werk vom Haag", die beide im Verlage von Duncker & Humblot in Leipzig erschienen sind.

Die Veröffentlichung des Nobelinstituts dient nicht nur dem Völkerrechte, sondern gleichzeitig auch den Sozialwissenschaften. Der erste Band stammt aus der Feder von Raeder und behandelt die internationale Schiedsgerichtsbarkeit bei den Griechen. In dem umfangreichen Werke wird in wissenschaftlicher Weise ein Überblick über die großen Erfolge gegeben, die die internationale Schiedsgerichtsbarkeit vor zwei Jahrtausenden bei den Griechen zu verzeichnen hatte. Ein viel spezielleres Thema hat sich die Sammlung „Das Werk vom Haag" gestellt. Wie schon der Titel sagt, sollen darin nur die Probleme der Haager Friedenskonferenzen behandelt werden. Ständige Mitarbeiter des Unternehmens sind v. Bar, Fleischmann, Kohler, Lammasch, v. Liszt, Meurer, Niemeyer, Nippold, v. Ullmann und Wehberg. Die Sammlung ist mit folgenden beiden Bänden eröffnet worden: 1. Schücking, der Staatenverband der Haager Konferenzen, 2. Wehberg, das Problem eines internationalen Staatengerichtshofes. In außerordentlich interessanter und überzeugender Weise legt Schücking in seinem erwähnten Buche dar, daß sich die Staaten auf Grund der Beschlüsse der ersten Haager Friedenskonferenz vom Jahre 1899 zu einem Staatenverbande zusammengeschlossen haben, und macht Vorschläge zu dem weiteren Ausbau dieses Verbandes. In der Wertung des Haager Werkes unterscheidet Schücking drei Entwickelungsstufen. Zuerst erblickte man die Hauptbedeutung der Ergebnisse von 1899 in den kriegsrechtlichen Resultaten und später glaubte man, daß die schiedsgerichtlichen Errungenschaften die bedeutendsten seien. Schücking kommt es darauf an, eine neue Epoche der Wertung der Haager Konferenzen zu begründen, und legt den Nachdruck auf die organisatorischen Erfolge von 1899 und 1907. Die Haager Konferenzen sind der Mittelpunkt derjenigen Bestrebungen, die die Welt organisieren wollen. Mit schönen Worten legt Schücking zu Beginn des Buches seine Überzeugung betreffs der Zukunft der Friedensbestrebungen dar: „Niemand kann das Glücksgefühl derer ermessen, die für den unsichtbaren Bau des Friedens und des Rechts die Kärrnerdienste tun. Denn keine Königslaune führt ihn auf, sondern die Menschheit selbst ohne Unterschied der Heimat, des Glaubens, der Rasse und des Geschlechts. Und kein Toter soll darin schlafen, sondern die Lebendigen sollen darin wirken und schaffen, ohne ständige Gefahr, daß eines Tages das eigene Blut oder das ihrer Liebsten die grünen Saaten färbt. Schon sind von diesem

Bau die Fundamente gelegt, tiefer und tragfähiger, als du geahnt hast. Sollte seine Vollendung wirklich eine Utopie sein? Wie sagt Euripides:

> Mit gläubigem Mute halt' ich fest am Gegenteil;
> Mehr geht des Guten als des Schlimmen durch die Welt,
> Und wär' es nicht, wer hielte dann im Licht noch aus?"

Schückings Werk läßt auch den Verdiensten des Nobelpreisträgers A. H. Fried volle Gerechtigkeit angedeihen und würdigt den Einfluß dieses hervorragenden Mannes auf die deutsche Völkerrechtswissenschaft. In der Tat ist es staunenswert, was A. H. Fried seit mehr als 20 Jahren für die große Sache getan hat. Die soeben erschienene zweite Auflage seines zweibändigen „Handbuches der Friedensbewegung" gibt einen meisterhaften Überblick über die Bestrebungen der Friedensbewegung, und seine monatlich erscheinende „Friedenswarte", an der viele Völkerrechtslehrer mitarbeiten, ist die beste Friedenszeitschrift der Welt, die in ruhiger und sachlicher Weise alle wichtigen Vorgänge im internationalen Leben verzeichnet.

So sind viele eifrige Kräfte tätig, um die juristische Organisation der Welt vorzubereiten.

Max Roloff:
Die Zukunft des Islam.

Wiederholt gingen seit dem Ausbruch des Krieges um Tripolis Gerüchte über den Scheik Snussi und den muhammedanischen geistlichen Orden der Senussi durch die Presse. So z. B. erklärte der nunmehr abgetretene Großwesir im türkischen Parlament: „Der Scheik der Senussi tut sein Möglichstes zur Verteidigung des Landes, usw.", während in derselben Woche italienische Zeitungen berichteten, Giolitti habe mit einer Gesandtschaft aus dem Innern der Cyrenaika auch einen Spezialgesandten empfangen, welcher erklärte, daß es den Senussi streng verboten sei, an dem Kriege gegen Italien teilzunehmen. Vor kurzem wurde selbst eine — veraltete, im allgemeinen nichtssagende — Proklamation des Ordensscheiks in deutscher Übersetzung veröffentlicht, in welcher die Senussi zum heiligen Kriege aufgefordert werden.

Wie erklären sich diese Widersprüche? Zum ersten aus dem Umstande, daß man Genaues über die Haltung des Scheiks der Senussi nicht weiß, weder in Konstantinopel noch in Rom; zum andern aber aus dem ganz natürlichen Bestreben beider kriegführenden Parteien, die Welt glauben zu lassen, dieser, für die gesamte Zukunft des Islams ungemein bedeutungsvolle Orden sei ihnen freundlich gesinnt. In Wirklichkeit jedoch fühlt der Scheik der Senussi nur Feindschaft, sowohl den ungläubigen Italienern, wie auch den

in seinen Augen vom Islam abgefallenen Türken gegenüber. Er ist aber ein viel zu großer Diplomat, um dies die eine oder die andere Partei offenkundig merken zu lassen. Es sei zunächst vorausgeschickt, daß die Literatur über die muhammedanischen Orden, namentlich in deutscher Sprache, sehr klein ist; über die Senussi findet man das eine und das andere in französischen Werken, welche den Islam in Algerien behandeln, aber auch das ist veraltet. Jedenfalls ist Neueres nicht veröffentlicht worden, obwohl es gewiß ist, daß die Regierungsarchive in Algier ein ganz bedeutendes Material über die Senussi besitzen, viel mehr als in Konstantinopel.

Die meisten der älteren muhammedanischen Brüderschaften hatten nur religiöse, mystische Ziele vor Augen; erst später, als der Islam als geistige und politische Macht immer mehr in die Enge getrieben wurde, vergaß man alte Streitigkeiten, näherte sich einander und nahm auch die Politik, d. h. die Ausbreitung des Islams, den Panislamismus, in das Programm auf. Da im Islam das religiöse, gesellschaftliche und staatliche Leben auf derselben Basis ruhen, so hat der Panislamismus ja schließlich auch nur religiöse Ziele vor Augen, nämlich die Unterwerfung und Bekehrung der Ungläubigen zum Islam, zur größeren Ehre Allahs. Die Führer dieser Bewegung sind nicht so befangen, daß sie noch heute, wie ihre Glaubensgenossen im Mittelalter, glauben, dies könne mit Hilfe der Waffen geschehen; nein, heute ist es ein Kampf der Geister geworden. Alle muhammedanischen Orden verlangen von ihren Anhängern einen passiven Gehorsam; der Ordensbruder muß in den Händen seiner Vorgesetzten sein, wie „die Leiche in der Hand des Leichenwäschers".

Der Orden der Senussi, welcher erst im Jahre 1843 gestiftet wurde, verfolgte, im Gegensatz zu allen anderen, von Anfang an politische, panislamitische Tendenzen. Der Stifter des Ordens, Si Muhammed-ben-Ali-ben-Es-Snussi, kurzer Hand Scheik-Snussi genannt, wurde 1792 im westlichen Algerien geboren. Im Alter von 30 Jahren verließ er seine Heimat und begab sich nach Fez, wo er etwa 7 Jahre lang eifrig studierte; Ende 1829 trat er seine Pilgerreise nach Mekka an, wo er jedoch erst im Jahre 1835 eintraf. Hier ließ er sich in den Orden der Khadirya aufnehmen, in welchem er schon bald einen hohen Grad bekleidete. Bis 1843 blieb Scheik-Snussi in Mekka; nach dem Tode des Oberhauptes der Khadirya war eine Spaltung in diesem Orden eingetreten, ein Teil erwählte Scheik-Snussi zum geistigen Führer und so entstand der Orden der Senussi.

Bevor er Mekka verließ, baute Scheik-Snussi noch das berühmte Ordenshaus am Abhange des Hügels Abu-Kubeis; in wenigen Jahren war es ihm gelungen, die jeder Autorität abholden, dem offiziellen Islam fernstehenden Wüstensöhne zum größten Teil unter seine Herrschaft zu bringen. Der Schutz des heiligen Snussi im Jenseits gab ihnen die Hoffnung, daß Allah — trotz ihrer vielfachen Sünden — doch gnädig sein werde. Seitdem wurden in fast allen Ortschaften

des Hedjaz und andern arabischen Provinzen kleinere Vereinshäuser der Senussi errichtet. Scheik-Snussi ließ sich, nachdem er Mekka verlassen, zunächst in der libyschen Wüste, in der Oase Jupiter Ammon, nieder, wo er ein Zentral-Ordenshaus gründete. Er wählte mit Absicht diese schwer zugängliche Gegend, weil er — wohl nicht ohne Grund — von den ihm feindlich gesinnten Türken und den eifersüchtigen offiziellen Geistlichen das Schlimmste fürchten mußte. Da die Zahl seiner Anhänger täglich wuchs, und sich unter diesen auch Tausende ungebildete Wüstensöhne und Neger befanden, beschäftigte er diese durch den Bau von neuen Ordens- und Vereinshäusern, Brunnen und Straßen.

Bei seinem Tode, im Jahre 1859, war Scheik-Snussi unumschränkter Gebieter über 22 dieser Ordenshäuser in Nordafrika, welche sich über das Land verteilten, von Alexandrien bis nach In-Salah, im Süden Algeriens, und von Gabes bis in das Herz des Sudans. Die friedliche Eroberung dieses ganzen Länderkomplexes verdankte er in erster Linie der außerordentlich strengen Disziplin, welche er von seinen Anhängern forderte, und der kräftigen Organisation des Ordens; aber auch seine Persönlichkeit tat hierbei sehr viel: obwohl er sich selten öffentlich zeigte, so ist es doch gewiß, daß er auf alle, welche sich ihm näherten, einen großen, unauslöschlichen Eindruck machte und sie zeitlebens an seine Person und Ideen kettete. Im Ordenshause in Djerbub, wo Scheik-Snussi starb und wo er auch begraben wurde, erzog er das Heer von Neger-Missionaren, welche in wenigen Jahrzehnten den gesamten Sudan und das Land weit darüber hinaus dem Islam unterwarfen; er kaufte alle Sklavenkarawanen, welche durch sein Gebiet zogen, gab den Sklaven die Freiheit, unterrichtete sie in Djerbub und schickte sie dann als seine Agenten, als Missionare des Islams, in ihre Heimat zurück. In einem reichgeschmückten Mausoleum, welches alljährlich von Tausenden Pilgern besucht wird, ruhen die sterblichen Überreste dieses Mannes, welchem es gelungen ist, in wenigen Jahren, ohne Blutvergießen, im türkischen Reiche einen im wahren Sinne des Wortes unabhängigen theokratischen Staat zu schaffen, dessen Grenzen bis auf den heutigen Tag von seinen Nachfolgern immer mehr hinausgeschoben werden.

Als Scheik-Snussi starb, waren seine beiden Söhne, Scheik-el-Mahdi und Muhammed-Cherif, kaum 13 respektive 14 Jahre alt; aber das angefangene Werk litt keinen Schaden, denn es fanden sich solche Ratgeber der jungen Leute, welche die Ideen des Stifters bis ins kleinste kannten und dementsprechend handelten. In der gesamten politischen wie religiösen Leitung trat nicht der geringste Wechsel ein. Als beide Söhne erwachsen waren, übernahm el-Mahdi die Leitung der allgemeinen, politischen Tätigkeit, während sein Bruder Muhammed-Cherif den religiösen Unterricht leitete. Scheik-el-Mahdi erwarb sich schon bald ein außerordentliches Ansehen, nicht nur in Afrika, sondern in der gesamten muhammedanischen Welt. Scheik-Snussi war weder ein Neuerer noch ein Reformator; seine Lehre verfolgt das Ziel, den Islam von allen späteren Neuerungen und Ketzereien zu befreien und ausschließlich zum Koran und der geweihten Tradition

zurückzuführen. Das heißt u. a., er erkennt als einzige Regierungsform für den muhammedanischen Staat das Imamat, das Chalifat, an; eine panislamitische Theokratie ist sein Ideal.

Scheik-Snussi wie auch seine Nachfolger waren bisher klug genug, um einzusehen, daß dies Ideal weder durch Gewaltmaßregeln noch durch eine Revolution erreicht werden kann; die Senussi verfolgen ihr Ziel kaltblütig, in stiller unscheinbarer Arbeit, ohne sich jemals bloßzustellen und ohne jemals irgend welche politischen Verbindlichkeiten einzugehen, weder mit muhammedanischen Staatsoberhäuptern, noch mit christlichen Regierungen. Die Senussi stellen in Wirklichkeit den Keil vor, der sich in das morsche Gebäude des ottomanischen Reiches hineinzwängt und es zu Falle bringen wird, denn die satanischen Neuerungen der türkischen Regierung sind ihnen fast noch mehr verhaßt, als die europäische, christliche Zivilisation. Der Orden der Senussi ist scheinbar d e r muhammedanische Orden, welcher sich am wenigsten mit Politik befaßt, und doch ist sein Einfluß auf politischem Gebiet geradezu ungeheuer, zumal alle Handlungen des jeweiligen Ordensscheiks von einer bewundernswerten Logik zeugen. Rohlfs versuchte vergeblich, den Scheik der Senussi zu beeinflussen; vergeblich waren alle Bemühungen Abd-ul-Hamids, die Senussi zur Kriegshilfe gegen die Russen zu bewegen; vergeblich suchen die Italiener seit 1881 ihre Freundschaft. Auch während der Revolte Arabi-Pascha's in Ägypten rührten sich die Senussi nicht; im Jahre 1884 verbot Scheik-el-Mahdi seinen Anhängern, sich an dem Kampfe gegen oder für den Mahdi im Sudan zu beteiligen.

Die Regierung in Algier weiß ganz genau, daß der Einfluß der Senussi in allen Aufständen in Französisch-Nord- und Westafrika überall bemerkbar war, aber es ist ihr nie gelungen, ein bloßstellendes Schriftstück oder sonstige Beweise in die Hände zu bekommen, so bewunderungswürdig ist der Estafettendienst der Senussi. Sie predigen in Algerien nicht die Revolution, sondern die Auswanderung; sie verfluchen im Namen Allahs nicht nur die muhammedanischen Fürsten, wie die in Stambul, Kairo, Fez, welche sich ganz dem Einfluß der Christen hingegeben haben, sondern auch die Muslims, welche unter einer christlichen Regierung leben und sich durch materielle Vorteile von der Emigration in ein rein muhammedanisches Land zurückhalten lassen. „Denjenigen unter euch, welche nicht auswandern, wird Allah einmal die Hölle als Wohnplatz anweisen!" „Diejenigen, welche auswandern, werden als erste in das Paradies eintreten, mit denen, welche im Heiligen Kriege gefallen sind; sie finden auch auf dieser Erde zahlreiche Zufluchtsstätten, wo sie ungehindert Allah dienen können!" —

Muhammed-Cherif starb im Jahre 1896; sein Bruder, Scheik-el-Mahdi, soll 1902 in einer Wolke zum Himmel gefahren sein, um im Jahre 1920 wiederzukehren und die Gläubigen im Heiligen Kriege anzuführen. Der jetzige Ordensscheik, Sidi Ahmed-el-Cherif, ist ein Sohn Muhammed-Cherifs, und etwa 35 Jahre alt.

Äußerlich erkennt man den Senussi an der Haltung, welche er beim Gebet in der Moschee annimmt; während nämlich die übrigen Muhammedaner Nordafrikas beim Gebet die Arme ungezwungen am Körper herunterhängen lassen, hat sie ein Senussi gekreuzt auf der Brust, Daumen und Zeigefinger der rechten Hand umfassen das linke Handgelenk. Den Senussi ist verboten: in ihren religiösen Versammlungen Trommeln oder andere Musikinstrumente zu benutzen; sie dürfen nicht tanzen, nicht singen, nicht rauchen, nicht schnupfen, keinen Kaffee trinken (Tee ist erlaubt); sie müssen den Rosenkranz stets in der Hand halten und dürfen ihn nicht um den Hals oder an den Hüften befestigt tragen.

Heute besitzen die Senussi etwa 150 Ordenshäuser, in Afrika und in Arabien; das Zentralordenshaus befindet sich jetzt vermutlich in Djerbub, von wo alle Befehle und Instruktionen ausgehen. Dieser Ort wurde 1855 gegründet und hat vielleicht 6- bis 7000, vielleicht auch mehr Einwohner. Die Stadt ist von einer hohen Mauer umgeben, durch welche vier Tore in das Innere führen; 13 Brunnen bewässern die zahlreichen Gärten der Oase, wo man etwa 100 Olivenbäume und einige Hundert Dattelpalmen antrifft. Noch nie hat ein Europäer oder ein Türke das Innere der Stadt betreten, alle wurden stets auf gehörigen Abstand gehalten. Es sollen sich ungeheure Mengen Waffen in den Arsenalen befinden, moderne Gewehre und Kavalleriesäbel, 15 Kanonen, 20 Zimmer und Gewölbe sollen mit Pulver und sonstiger Munition gefüllt sein; auch findet man am Orte zahlreiche Waffenschmiede, welche das nötige Handwerkszeug besitzen, um schnell Reparaturen an den Feuerwaffen vornehmen zu können. 25 000 gut einexerzierte, mit modernen Feuerwaffen versehene Infanteristen und 1500 Kavalleristen sollen dem Scheik in jedem gegebenen Augenblick zur Verfügung stehen.

Die Bedeutung dieses Ordens für die Zukunft des Islams ist, wie ersichtlich, nicht zu unterschätzen, zumal er jedem Einfluß der europäischen Kultur durchaus feindlich gegenüber steht. Die unaufhörlichen Kundgebungen der Senussi, um die Muslims zum ursprünglichen Islam zurückzuführen, sind eine Gefahr für alle christlichen Regierungen, welche über Muhammedaner herrschen. Freilich darf auch der Einfluß der Senussi auf der andern Seite *nicht überschätzt* werden: sie haben heute noch viele Feinde auch in der muhammedanischen Welt; verschiedene andere Orden sind ihnen feindlich gesinnt; die orthodoxe Geistlichkeit fürchtet ihren endlichen Ruin durch die Senussi und bekämpft sie auf Schritt und Tritt. Die Senussi sind keine im Dunkeln wühlenden Verschwörer: es sind intelligente Feinde, welche für die Zukunft arbeiten, nicht alles in fatalistischer Ruhe Allah anheimstellen, wie so viel Muslims, und welche mit Zähigkeit und bewunderungswürdiger Logik die Verwirklichung einer Idee verfolgen, welche ihnen als recht und gut erscheint. Aus diesem Grunde haben sie auch *jetzt* ihr Hauptaugenmerk auf die Islamisierung des noch heidnischen Afrika gerichtet.

J. Oldekop,
Vizeadmiral z. D.:

Die Beziehungen Englands zu Deutschland.

Die gespannten Beziehungen zwischen Deutschland und England, wie sie sich in den letzten Jahren allmählich entwickelt haben, um im vergangenen Herbst bei Gelegenheit des Streitfalles um Marokko ihren Höhepunkt zu erreichen, sind seitdem zwar dadurch in den Zustand einer ruhigeren Auffassung getreten, daß die beiderseitigen Regierungen es in die Hand genommen haben, die bestehenden Gegensätze aufzuklären und wenn möglich auszugleichen; aber man würde irren, wenn man annähme, daß damit allein schon ein wesentlicher Schritt zu einer Lösung der Frage getan wäre.

Im Gegenteil, der Kampf der Meinungen wogt weiter wie bisher, und weit davon entfernt, daß durch die wiederholten gegenseitigen Aussprachen, sei es öffentlich oder auf dem Wege privater Mitteilungen, eine allmähliche Verständigung sich bahnbräche, will es vielmehr scheinen, als ob die Gegensätze nur noch um so schroffer und unüberwindlicher hervorträten, je länger und je mehr darüber verhandelt wird.

Nicht anders auch kann das Urteil lauten über die bekannt gewordenen Äußerungen, die auf Veranlassung des Herausgebers der Monatsschrift „Nord und Süd", Professor Dr. Stein, in den Juni- und Juli-Nummern seiner Zeitschrift veröffentlicht worden sind. In diesen Äußerungen haben in England und in Deutschland in der Öffentlichkeit stehende Männer von zum Teil hervorragendem Ruf zu der Frage einer englisch-deutschen Verständigung in anerkennenswerter Weise das Wort ergriffen und ihren Standpunkt dargelegt.

In diesen Kundgebungen herrscht zwar Einigkeit in dem Punkte, daß ein Krieg zwischen England und Deutschland als ein großes Unglück, ja als Wahnsinn angesehen werden müsse, dessen Folgen unabsehbar seien, ohne daß er vermutlich einem der beiden Beteiligten, selbst wenn er in dem Kampfe Sieger bliebe, irgend welchen Vorteil brächte.

Nichts destoweniger stehen sich in der Frage selbst Ansicht gegen Ansicht gegenüber, Mauer gegen Mauer, jeder pocht mehr oder minder stark auf sein Recht, und nirgends zeigt sich eine Öffnung, von der aus man versuchen könnte, sich dem Gegner so zu nähern, daß eine unbefangene und sachliche Prüfung der Verhältnisse möglich wäre.

Es ist daher in der Tat ein glücklicher Umstand, daß die Entwirrung des Knotens aus dem Getriebe dieser Meinungen heraus in die Hände der verantwortlichen Vertreter der Regierungen gelegt ist, von denen mit Sicherheit anzunehmen ist, daß sie noch andere Gesichtspunkte in Rechnung zu stellen haben, wie

die, die in jenen Bekanntmachungen des „Nord und Süd" enthalten sind; denn andernfalls müßte auf eine friedliche Verständigung wohl Verzicht geleistet werden, und es wäre wohl nur eine Frage der Zeit, wenn das Schwert zur Entscheidung herangerufen würde.

Dieser Umstand mag es entschuldigen, wenn angesichts jener Kundgebungen von hervorragender Stelle im Nachstehenden der Versuch gemacht wird, die Frage der englisch-deutschen Verständigung von einem andern Standpunkte aus zu betrachten, einem Standpunkte, der, soweit mir bekannt ist, in diesem Zusammenhange noch nicht in Erwägung genommen worden ist. Wenn ich mich darin nicht irre, so ist dieses Versäumnis nicht etwa darin zu erblicken, daß dieser Standpunkt in weitern Kreisen nicht bekannt wäre, im Gegenteil er ist, wie wir sehen werden, der Leitstern der gegenwärtigen englischen Politik, aber es überwiegt, hier wie drüben, vielfach der Wunsch, ihn nicht allzubekannt werden zu lassen.

Ehe auf die Sache selbst eingegangen wird, ist es notwendig einige einleitende Worte allgemeinen Inhalts voranzuschicken:

Jeder der an der Hand der Geschichte die politischen Verhältnisse unserer Zeit unbefangen betrachtet, muß die Überzeugung gewinnen, daß Deutschland und England zwei Nationen sind, die politisch zusammen gehören, die als zwei der größten und wirksamsten unter allen gütererzeugenden und handeltreibenden Völkern der Erde im gegenseitigen Absatz ihrer Produkte, der jährlich mit je anderthalb Milliarden an Wert nicht zu niedrig geschätzt ist, von- und aufeinander abhängig und angewiesen sind; die in Wahrheit keine entgegengesetzten, sondern nur gemeinsame wirtschaftliche wie politische Interessen haben. Aber mehr noch, sie sind die Träger der germanischen, aus der Reformation und dem Protestantismus emporgewachsenen Kultur, die der ganzen jetzigen Welt ihre Richtung gegeben hat, die sie erwärmt und befruchtet.

Ein Krieg zwischen diesen beiden Staaten wäre einem Unheil, einem Frevel zu vergleichen, dem in der Geschichte nur der Peloponnesische Krieg an die Seite gestellt werden könnte, jenem vernichtenden Ringen zwischen Sparta und Athen um die Hegemonie in Griechenland, wobei die griechische Kultur für immer in Trümmer ging.

Nicht anders wäre es mit unserer jetzigen Kultur, auch sie würde unter dem Jubel der römischen Kurie ihrer Vernichtung entgegen gehen. Ein Krieg zwischen Deutschland und England kann niemandem Nutzen, sondern nur beiden Teilen unabsehbaren, nie wieder gut zu machenden Schaden bringen. Es ist ein großer Irrtum, anzunehmen, und nur längst überwundene merkantilistische Anschauungen vermögen dafür einzutreten, daß eine Schwächung oder gar Vernichtung des Konkurrenten, des sog. Gegners, dem andern wirtschaftlich oder anderswie Vorteile brächte; im Gegenteil, jetzt, wo aller Handel auf Kredit und auf dem Austausch von Waren beruht, wo der Begriff des Kaufens und Verkaufens im internationalen Handel ein veralteter Standpunkt ist, vermag nur ein reiches,

selbst Güter erzeugendes und Handel treibendes Volk der eigenen Nation seinen Überfluß an Waren abzunehmen; ein verarmtes, bedürfnislos gewordenes Volk aber ist ein Hemmnis des Verkehrs, ein untaugliches Glied in der Gemeinschaft der Nationen.

Man täusche sich darüber nicht, die eigene Industrie, der eigene Handel können nur gedeihen und Reichtum kann nur dann dem eigenen Lande zufließen, wenn man bereit und geneigt ist, die Produkte anderer Länder für die seinigen in Tausch zu nehmen, denn niemand kann erwarten, nur seine Güter abzusetzen, ohne andere dafür zu empfangen. So wird denn auch jede von wahrem kaufmännischen Geiste erfüllte Nation in dem wirtschaftlichen Emporblühen, in dem Wettbewerbe des Auslandes, zumal bei Waren, wofür die Produktionsverhältnisse dort günstiger liegen als im eigenen Lande, nicht nur kein Hemmnis für den Absatz der eigenen Erzeugnisse erblicken, sondern eher eine Förderung und günstige Vorbedingung. Sie wird solche Verhältnisse begrüßen und darin die Aufnahmefähigkeit erkennen für die Produkte anderer Länder und wird es sich angelegen sein lassen, die vorhandenen Lücken auszufüllen und ihre eigene Industrie und ihren Absatz darauf einzurichten.

Geht man von diesen Voraussetzungen aus, um zu versuchen, die Ursachen der herrschenden Verstimmung zwischen Deutschland und England aufzudecken, so erscheint es nötig, die Dinge zunächst einmal vom englischen Standpunkte aus zu betrachten und besonders sein Augenmerk dabei auf die innern Verhältnisse des Landes zu richten, wie sie sich in den letzten Jahren gestaltet haben.

Man wird es einem Engländer nicht verdenken können, wenn er Deutschland im Vergleich zu seinem Mutterlande in allen wesentlichen Punkten und namentlich auch in seinen militärischen Schutzbedürfnissen als eine kontinentale Macht betrachtet. Von drei Seiten von andern kontinentalen Staaten eingeschlossen und nur nach einer Seite dem Meere geöffnet, liegen seine Hauptverbindungswege mit der übrigen Welt auf dem Lande, und es ist nicht anzunehmen, daß in einem Kriege mit einem oder auch mit zweien seiner kontinentalen Nachbarn dem Deutschen Reich seine Nahrungszufuhr würde abgeschnitten werden können.

Ist daher, nach Ansicht des Engländers, Deutschland in der Lage und imstande, zu Lande und zu Wasser eine Streitmacht zu unterhalten, die stark genug ist, seine etwa in Frage kommenden kontinentalen Gegner in Schach zu halten und von sich abzuwehren und zwar wie gesagt auf dem Wasser sowohl wie auf dem Lande, so kann sich Deutschland als in jeder Hinsicht — soweit menschliches Ermessen reicht — als gesichert betrachten und niemand, auch selbst wenn man den Fall annehmen wollte, nicht eine Übermacht zur See, wie England sie besitzt, würde imstande sein, Deutschland in seinem Lebensnerv zu treffen.

Anders liegen die Verhältnisse bei England: Das vereinigte Königreich ist eine Seemacht in des Wortes vollster Bedeutung. Alle seine Verbindungswege münden auf die See und nur auf diesem Wege vermögen die Einfuhr wie die Aus-

fuhr des Landes ihre Bestimmungsorte zu erreichen. Es ist bekannt, daß England nur zum geringen Teile imstande ist, seinen Bedarf an Nahrungsmitteln aus den Erzeugnissen des Landes zu decken; 85 Prozent der Lebensmittel und so gut wie alle Rohprodukte (abgesehen von der Kohle), die erforderlich sind, um die tauschbaren Gegenwerte zu schaffen für den Lebensbedarf eines großen Volkes von mehr als 42 Millionen Seelen, müssen dem Lande auf dem Wege über die See herzugebracht werden.

Jede Unterbrechung, ja nur Störung der regelmäßig sich vollziehenden Zufuhr macht sich unangenehm im wirtschaftlichen Leben fühlbar, jede Hemmung aber oder Stockung des Verkehrs um Tage oder gar um Wochen ist imstande, das Uhrwerk des inneren Getriebes auszuschalten und damit den Stillstand, das Aufhören oder den Zusammenbruch des Staatswesens zu bewirken. Aber das nicht allein, bei dem ungeheuern Bedarf an Gütern und Waren aller Art, ist England gleichzeitig der Versorger der halben Welt mit den notwendigsten Gegenständen ihres Bedarfs. Alles dies kommt zum Stillstand in dem Augenblick, wo in London das Leben zu pulsieren aufhört, und wellenartig pflanzt sich die Hemmung und die Störung fort bis in die entferntesten Teile der Erde.

Man mag über die Notwendigkeit, das britische Reich in seiner politischen Stellung als Weltmacht aufrecht zu erhalten, denken, wie man will, so wird man doch zugeben müssen, daß England im Laufe der Jahrhunderte eine Kulturarbeit verrichtet hat, die einzig in der Welt dasteht, und die mit dem Zusammenbruch des britischen Staates und damit zusammenhängend mit dem Aufhören des überseeischen Schutzes durch diesen Staat ebenfalls zugrunde, d. h. der germanischen und vor allem der europäischen Kultur verloren gehen würde.

Denn es darf nicht außer acht gelassen werden, daß England die von ihm gegründeten Kolonien, zum Unterschiede von den romanischen Völkern, die die ihren lediglich als Ausbeutungsobjekt betrachten, auf eine gesunde wirtschaftliche Grundlage gestellt und, abgesehen von den Kronkolonien, also vor allem die Dominions: Canada, Australien, Südafrika und Neuseeland, zu politisch selbständigen Staaten erhoben hat. Wenn diese Staaten daher auch als unabhängige Gebilde anzusehn sind, die ihre Angelegenheiten nach innen wie nach außen hin selbständig und nach eigenem Gutdünken ordnen, mit denen daher jede andere Nation völlig ungehemmt wirtschaftlich und auch politisch zu verkehren vermag, so fällt doch ins Gewicht, daß sie, wie schon bemerkt, nach außen hin vom Mutterlande geschützt werden, und daß nebenbei natürlich der größte Teil ihrer heimischen Produkte auf englischen Märkten seinen Absatz findet. Alles dieses würde mit dem Aufhören der Weltmachtstellung Englands selbstverständlich verloren gehen, denn keine andere europäische Macht, am wenigsten wohl das durch einen Krieg geschwächte Deutschland, wäre in der Lage, die Stellung Englands den Kolonien gegenüber einzunehmen.

Aus diesen wenigen Tatsachen allein schon ergibt sich, wie außerordentlich

empfindlich und leicht verletzlich in militärischer Hinsicht das geographisch und in seinen materiellen Mitteln so mächtig erscheinende Britische Reich in Wahrheit ist. Dieser innern Schwäche ist sich jeder einsichtige Engländer bei allem Nationalstolz, der ihn beseelen mag, wohl bewußt, und man kann es daher auch verstehen, daß jeder Engländer von der Wichtigkeit der Offenhaltung seiner Seeverbindungen und seiner Häfen ganz und gar durchdrungen ist. Er erkennt in dem Übergewicht seiner Flotte den maritimen Rüstungen anderer Staaten gegenüber die einzige Gewähr für die staatliche Unabhängigkeit seines Landes, für die Aufrechterhaltung der zum großen Teil von ihm geschaffenen wirtschaftlichen Verhältnisse und für die Fortentwickelung seiner Eigenart.

Die Flotte ist für den Engländer Lebensfrage und mit Mißtrauen beobachtet er daher das Anwachsen der Seestreitmittel anderer Staaten, von denen er annimmt, daß sie einmal zu seinen Gegnern zählen könnten. In keinem Punkte ist das englische Volk empfindlicher und in keinem Punkte leichter in Erregung zu setzen, als in dem, daß sein maritimes Übergewicht bedroht erscheinen könnte. Um dieses aufrecht zu erhalten und damit die Sicherheit zu haben, daß seine Zufuhrwege jederzeit geöffnet bleiben, ist das Volk, wie die Erfahrung lehrt, zu allen Opfern bereit. Jeder Engländer lebt gewissermaßen in dem Gefühl, daß in der unberührten Stärke seiner Flotte die Zukunft und die Sicherheit des Landes ruht.

Doch noch ein anderes Moment der Schwäche kommt hinzu:

Mit innerer Sorge sieht jeder englische Staatsmann auf das beständige Anwachsen des Proletariats in den Städten. Das flache Land ist in ununterbrochener Entvölkerung begriffen; während schon jetzt Massen von nur teilweise oder gar nicht beschäftigten Menschen die Städte füllen, finden diese noch beständigen Zustrom durch brotlos gewordene Landarbeiter und die Einwanderung fremder Völker.

Er erkennt, und die Dauer wie die Heftigkeit der Arbeiterausstände liefern ihm den Beweis, daß es dem Staate an dem nötigen Rückhalt durch eine landangesessene, bodenständige Bevölkerung fehlen würde, wenn der Fall eintreten sollte, daß durch plötzliche oder umfangreiche Arbeiteraufstände und Unruhen kritische Lagen für den Staat entständen. Dazu kommt, daß es in England an staatlichen Betrieben fast gänzlich fehlt und auch die großen Verkehrsanstalten, wie das Eisenbahnwesen, sich in Händen von Privatunternehmern befinden, so daß ein Ausstand in den Arbeiterklassen dieser Getriebe sofort geeignet ist, einen bedrohlichen Charakter anzunehmen. Darin ist auch der Grund zu den großen Militäraufgeboten zu erblicken, die während der letzten Ausstände in die davon betroffenen Gebiete entsendet wurden.

Der Grund und Boden in dem vereinigten Königreiche und damit das in Nutzung befindliche Ackerland befinden sich größtenteils in den Händen einer verhältnismäßig kleinen Zahl von Grundbesitzern, daneben sind weite Strecken in toter Hand, und dieser ganze Grundbesitz ist fideikommissarisch und durch Erbrecht

festgelegt, so daß er für etwaige Neuansiedelung, die wiederholt als notwendig erkannt wurde, nicht in Betracht kommt.

Der Boden selbst ist in England so gut wie frei von Steuern, denn eine eigentliche Grundsteuer besitzt das Land nicht mehr, seitdem im Jahre 1692 die Ablösung der Steuer zugestanden worden ist. Sie trug damals 2 Millionen £ = 40 Millionen M. ein und würde jetzt etwa 40 Millionen £ = 800 Millionen M. einbringen, wenn nicht noch immer die ursprüngliche Einschätzung Kraft hätte, und etwa die Hälfte aller Steuern abgelöst worden wäre.

Einen Bauernstand gibt es nicht, die Bauerngüter sind, nachdem der Grund und Boden im Lauf des 17. Jahrhunderts von den auf ihm ruhenden Feudallasten befreit und alles Land zu unumschränktem Privateigentum erklärt wurde, von den Großgrundbesitzern teils aufgekauft, teils nach dem Vertreiben der Besitzer eingezogen worden, so daß die Bodenbesitzverhältnisse im vereinigten Königreich sich heute als eine im höchsten Grade ausgeprägte Latifundienwirtschaft dem Beschauer darstellen.

Die nachstehenden Bemerkungen, die dem Werke: „Das Recht des Grundbesitzes in England, von Pollock (deutsch Berl. 1889)" entnommen sind, mögen als Bestätigung des vorhin gesagten dienen:

„In England hat die frühe großkapitalistische Entwickelung zum Auskauf und zur Verdrängung der bäuerlichen Eigentümer geführt. Mehr als die Hälfte der Oberfläche Englands befindet sich im Besitz von 5000 Eigentümern, während 874 große Besitzer etwa ein Viertel des Landes innehaben. Der größte Grundbesitz umfaßt 72 000 Hektar mit einem Pachtertrag von 32 Millionen Mark.

In Schottland beträgt der größte Besitz über 500 000 Hektar. 12 Großgrundbesitzer haben zusammen 1735889 Hektar, 25 Prozent des Landes, 70 haben 3 760 000 Hektar, 50 Prozent des Landes, und weniger als 1700 Personen teilen sich in Neunzehntel von ganz Schottland.

Die größte Besitzung in Irland enthält 68 000 Hektar. Nahezu die Hälfte der Insel gehört 749 Eigentümern, und mehr als vier Fünftel des Landes werden von 3750 Eigentümern besessen. Ein großer Teil der Grundeigentümer wohnt außerhalb des Landes und entzieht diesem die reichen Einkünfte. Nach einem dem Parlament 1872 vorgelegten Bericht lebten 1870 auf ihren Gütern 5589 Eigentümer von 3 552 219 Hektar; gewöhnlich oder beständig abwesend, aber doch in Irland waren 4842 Eigentümer von 2 086 106 Hektar; selten oder nie in Irland hielten sich 2973 Eigentümer von 2 151 668 Hektar auf."

Was den genutzten Ackerboden betrifft, so fielen nach den staatlichen Erhebungen von 1874—76 in Groß-Britannien 47 Prozent auf große Landgüter von mehr als 2000 Hektar und waren im Besitz von etwa 2200 Personen.

Diese Latifundien erstreckten sich in Schottland über mehr als drei Viertel, in Irland über fast die Hälfte, in England über mehr als ein Viertel der Gesamtfläche des Landes.

Da ein selbständiger Bauernstand fast gänzlich fehlt, werden die Ländereien überwiegend verpachtet (auf 7, 14, 21 und 99 Jahre). 1902 wurden 87 Prozent des gesamten Acker- und Weidelandes in Groß-Britannien (ohne Irland) von Pächtern bewirtschaftet. Was die Größe der Farmen betrifft, so herrschen solche von 40—120 Hektar vor; 1885 umfaßten sie etwa 44 Prozent des Landes. Nächstdem sind Farmen von 120—200 Hektar, sodann von 20—40 Hektar am verbreitetsten.

In Irland liegen die landwirtschaftlichen Verhältnisse noch immer am ungünstigsten in dem vereinigten Königreiche. Unter Elisabeth, Jakob I. und ihren Nachfolgern kamen neun Zehntel des Landes durch Konfiskation in die Hände von Eigentümern, von denen viele bereits in England große Güter hatten. Die Bewirtschaftung überließen sie Mittelsmännern, die Einkünfte aber verzehrten sie im Auslande. Erst in den letzten Jahrzehnten ist die Lage der Pächter durch die Gesetzgebung gebessert und der Landankauf erleichtert worden.

Am nachteiligsten aber wirkt in Irland der Absentismus oder die Abwesenheit der Grundeigentümer von ihren Besitzungen, deren Verwaltung sie Mittelspersonen oder Pächtern und Administratoren anvertrauen. Die Folgen sind wirtschaftlich und sozial in hohem Maße schädlich, weil die Ausnutzung des Landes gering ist, und der Druck der Verwalter oder Pächter auf die arbeitende Bevölkerung große Unzufriedenheit herbeiführt. Das Land ist in der Regel in kleinen Stücken verpachtet, die dann wieder bei der rasch anwachsenden Bevölkerung und dem Fehlen anderer Erwerbsquellen von neuem geteilt wurden, so daß schließlich sich eine Zwergwirtschaft herausgebildet hat, wie sie in gleicher Weise wohl in keinem andern Lande zu finden ist. Hungersnot, Auswanderung und Ausschließung der Pächter haben zusammengewirkt, um allmählich bessere Zustände zu schaffen. 1901 gab es noch über 400 000 ländliche Besitzungen in Größe von 1 bis 6 Hektar. —

Die im vorstehenden geschilderte Latifundienwirtschaft in dem vereinigten Königreiche, das Abwandern der ländlichen Bevölkerung von 8 Millionen im Jahre 1861 auf etwa 1 300 000 im Jahre 1891 und auf 1 130 000 Arbeiter im Jahre 1901, dann auch die Aufhebung der Kornzölle und die Ausdehnung der Schafzucht haben zusammen gewirkt, um den Getreidebau mehr und mehr zurückgehen zu lassen. Der größte Teil des bebaubaren Bodens besteht in Weideland, und Waldungen, die früher sehr ausgedehnt waren, fehlen jetzt fast ganz.

Diese Lage der Bodenverhältnisse in England ist das Ergebnis einer langen, durch die Jahrhunderte hindurchgehenden Entwickelung.

Ebenso wie in Deutschland durch das allmähliche Eindringen römischer Rechtsauffassungen das altgermanische Volksrecht, das den Grund und Boden für Eigentum der Volksgemeinschaft, der Markgenossenschaften ansah, zurückgedrängt wurde, um der Auffassung Platz zu machen, daß das Eigentum am Boden ein ausschließlich persönliches sei, so auch in England, wo diesem Rechtsgrundsatze zuerst durch Wilhelm dem Eroberer gewaltsam Geltung verschafft wurde.

Dieser normannische Eindringling führte die romanisch-fränkische Feudalverfassung in dem nach angelsächsischen Gewohnheitsrecht unter die einzelnen Markgenossenschaften und Dorfschaften verteilten Lande ein, betrachtete sich selbst als den uneingeschränkten, persönlichen Eigentümer des eroberten Landes, dem allein das Recht zustehe, darüber zu verfügen, es an andere zu vergeben oder zu verleihen. Die in dem 1085 verfaßten Reichsgrundbuch, Domesday book, niedergelegten Rechtsgrundsätze haben der Theorie nach noch heute im englischen Rechte Geltung und bestimmen, daß der König alleiniger Eigentümer des ganzen eroberten England ist, und daß niemand Land besitzen kann, das er nicht mittelbar oder unmittelbar durch königliche Verleihung erlangt hat.

Kraft dieser Machtbefugnis verteilte der König das Land unter die Großen seines Reiches, nachdem er einen großen Länderbesitz an Lehnsgütern, Jagden, Parken und Forsten der Krone vorbehalten hatte. Er belehnte ungefähr 600 Personen und Körperschaften, geistliche wie weltliche, und bildete aus diesen die von ihm unmittelbar abhängigen Kronvasallen. Daneben schuf er Achterlehnsleute, Freisassen und Freie mindern Rechts, von denen wiederum die Unfreien, in verschiedenen Stufen der Abhängigkeit, mit Bauernschaften belehnt wurden. Aber wie auch immer das Lehnsverhältnis beschaffen war, Grundsatz blieb, daß alles Land von der Krone kam.

Dieses Verfassungssystem hat sich bis in die neueste Zeit erhalten, nur mit dem Unterschiede, daß es im Lauf der geschichtlichen Entwickelung den Baronen gelang, sich die Krone und ihre Träger zu unterwerfen und eine oligarchische Verfassung zu schaffen, worin mehr und mehr die königlichen Rechte preisgegeben wurden, und das ursprüngliche Lehnsrecht sich in ein persönliches Eigentumsrecht verwandelte, und dieses rechtliche Anerkennung fand.

Die Krongüter wurden an Günstlinge verschenkt, aus den Lehnsgütern entstanden Frongüter und große Herrschaftsbesitze, die Bauern und Pächter gerieten in Abhängigkeit und in Leibeigenschaft und viele zogen es vor, ihren Besitz an die Grundherren zu veräußern; den Rest aber des kleinen Eigentums und der Bauernschaften nahm und vernichtete die allmählich einsetzende Loslösung des Grundbesitzes von den daran haftenden Lasten, das Vordringen der Ideen einer großkapitalistischen Wirtschaftsform. —

Zwar entstand neben dem grundbesitzenden Adel mit der Zeit und teilte sich mit ihm in der Regierung das aus dem Volk gewählte Unterhaus mit dem Recht der Gesetzgebung und der Geldbewilligung, aber das Recht des Grundeigentums blieb unangetastet, und in ihm lag, je länger um so mehr, die eigentliche Macht, der Reichtum und der Einfluß im Lande. Denn mit dem Grundeigentum ist der Bezug der Grundrente verbunden, des arbeitslosen Einkommens aus dem wachsenden Werte des Bodens, und dieser Wert stieg und steigt noch immer, so lange die Bevölkerung zunimmt und der Gewerbefleiß stets neue Blüten treibt.

In den Städten haben sich unter der Herrschaft der liberalen, in Wahrheit der kapitalistischen Wirtschaftsordnung die Bodenverhältnisse nicht minder ungünstig gestaltet wie auf dem Lande. Ganze Stadtteile, die früher Äcker und Wiesen waren, jetzt aber infolge des Wachstums der Städte in diese eingeschlossen worden sind, befinden sich im Eigentum von Großgrundbesitzern, die die wachsende Rente daraus ziehen. Fast der ganze Boden, auf dem die Sechsmillionenstadt London steht, gehört sieben Grundaristokraten, die ihn gegen eine auf 14½ Millionen £ = 249 Millionen Mark geschätzte jährliche Rente zur Bebauung auf 99 oder 80 Jahre verleihen und den Wertzuwachs bei Ablauf der Leihperiode und Erneuerung der Ausleihung durch Steigerung des Erbleihzinses in Gewinn umsetzen. Aber auch durch Verkauf werden durch die beständige Wert-

steigerung des Bodens ganz enorme Summen eingenommen: Vor einigen Jahren z. B. mußte der Londoner Grafschaftsrat bei Gelegenheit der Erweiterung der Piccadillystraße für einen acre (40,5 a) 29 766 000 Mark zahlen.

Es ist Sitte in England, den Boden zu Bauzwecken auf längere Zeit (99—80 Jahre) in Erbbaurecht auszuleihen. Die Folge ist, daß sich die Grundeigentümer und die Hausbesitzer, die Erbbauberechtigten, in den Wertzuwachs des Bodens teilen; die einen indem sie bei jeder Neuverleihung, d. h. nach Ablauf der vorangegangenen Leihperiode, den Leihzins erhöhen, die andern, die Hausbesitzer, indem sie innerhalb der Leihperiode nach Möglichkeit die Miete steigern. Die Leidtragenden sind unter allen Umständen die Mieter d. h. in England die Arbeiter und kleinen Leute, die nicht selbst in der Lage sind, die Bodenleihe auszunutzen und ein Haus zu bauen oder zu kaufen.

Im ganzen ist ausgerechnet worden, daß sich die Einnahmen der landbesitzenden Klassen auf dem Lande und in den Städten auf jährlich 100 Millionen £ = zweitausend Millionen Mark belaufen nämlich:

700 Millionen Mark aus Farmland,
1020 „ „ „ städtischem Grundbesitz,
20 „ „ „ Jagdgründen, Sportgründen und dergl.,
140 „ „ „ Bergwerksregalien,
120 „ „ „ sonstigen Einnahmen,

zusammen 2000 Millionen Mark, und daß sich 2500 Personen in die Hälfte und 38 200 Personen in drei Viertel dieser Riesensumme teilen.

In einer öffentlichen Rede am 20. April 1907 äußerte sich der englische Minister Winston Churchill über diese Verhältnisse in folgender Weise:

„Diese unsere Insel ist der einzige unter allen zivilisierten Staaten, der das traurige Schauspiel bietet eine Bauernschaft ohne Land, und als Folge davon sehen wir eine darniederliegende Landwirtschaft. Niemand kann an der Gefahr vorbeigehen, die in der physischen Degeneration unserer Stadtbevölkerung liegt. Während in Frankreich ein Sechstel der Bevölkerung in der Landwirtschaft tätig ist, in Dänemark, einem Freihandellande, sogar ein Fünftel, ist in England nur ein Vierzigstel auf dem Lande beschäftigt.

Vielfach wird beliebt, die Abwanderung vom Lande in die Städte der Vergnügungssucht der Leute zuzuschreiben.

Der Beweggrund für den ländlichen Arbeiter, seinen schönen Aufenthalt auf dem Lande mit 14 sh. Lohn die Woche und dem Ausblick auf das Armenhaus mit der traurigen Umgebung der cityslums zu vertauschen, ist nicht im lustigen Leben zu suchen.

Wenn gerade die besten Elemente vom Lande in die Städte strömen, so geschieht es deshalb, weil sie dort kein menschenwürdiges Dasein führen. Sie wollen freie Männer sein, auf eigenen Füßen stehen, und das flache Land bietet ihnen keine Aussicht hierzu."

Um den durch das Bodenmonopol der Großgrundbesitzer entstandenen Schäden abzuhelfen, war schon die konservative Regierung, die der jetzigen liberalen voranging, genötigt gewesen, der Bodenfrage Aufmerksamkeit zuzuwenden. Ein local government act von 1904 gab den Gemeinden außer andern Mitteln namentlich

das Recht der Zwangsenteignung, um Land für Bebauungszwecke zu angemessenen Preisen zu beschaffen.

Das Gesetz verdankte seine Entstehung einer von Glasgow ausgehenden bodenreformerischen Agitation. Schottland, wo die Latifundienwirtschaft ihre höchste Entwickelung erreicht hat und fast alles Land sich in Händen weniger Großgrundbesitzer befindet, ist eine Hochburg der Liberalen und hier haben sich zuerst liberale und bodenreformerische Gedanken und Ziele miteinander verschmolzen. Zahlreiche schottische und etwa 300 englische Städte petitionierten unter dem Einfluß dieser Bewegung beim Parlament mit Erfolg um Gewährung derartiger Reformrechte an die Gemeinden.

Gleichzeitig wurde auch die Besteuerung des Bodens nach seinem Wert als geeignetes Mittel kommunaler Politik auf verschiedenen Kongressen englischer und schottischer Städte ausdrücklich bezeichnet, und ein diese Steuer behandelnder Gesetzentwurf, Landvalues-bill, fand 1905 im Unterhause eine Mehrheit von 90 Stimmen.

Ohne daß indessen noch etwas wesentliches erreicht worden wäre, lief die Amtsdauer des Parlamentes ab und im Januar 1906 fanden die Neuwahlen zum Unterhause statt. Zu allgemeiner Überraschung namentlich in England selbst brachten sie der liberalen Partei eine überwältigende Mehrheit. Von 670 Sitzen gehörten ihr 389, so daß sie damit stärker war, als alle übrigen Parteien zusammen. Die Unionisten waren auf 155 Stimmen zusammengeschmolzen, die irischen Nationalisten zählten 84 und die Mitglieder der Arbeiterpartei 42 Stimmen, zusammen 281. Was aber besonders ins Gewicht fiel und damit der liberalen Partei ihr besonderes Gepräge gab, war der Umstand, daß nicht weniger als 80 Mitglieder der beiden englischen Bodenreformvereinigungen, der league for the taxation of land values und der land nationalisation society, ihr angehörten, die fest auf dem Boden einer sachgemäßen Besteuerung der Grundwerte und einer Reform der ländlichen und städtischen Bodenbesitzrechte standen.

Dazu kam, daß sowohl der neue Premierminister Sir Campbell Bannerman, wie der Schatzkanzler Asquith vor und während der Wahl die Notwendigkeit dieser Reform betont hatten, und daß sich von den übrigen Kabinettsmitgliedern der Earl of Carrington, Mr. Lloyd George, Sir Edward Grey, Mr. Bryce, Lord Haldane und Mr. Morley, sowie Winston Churchill ebenfalls ihren Wählern gegenüber hierzu verpflichtet hatten.

Sogleich nach dem Amtsantritt der liberalen Regierung wurde ihr von den Vertretern von 115 englischen Gemeinden eine Petition um Einführung der Steuer nach dem gemeinen Wert auf den reinen Boden überreicht, wobei der Schatzkanzler Asquith seine volle Zustimmung erklärte und versicherte, von allen fiskalischen und sozialen Reformen sei dies die einzige, die sich allseitiger Zustimmung und Sympathie weit über die Parteigrenzen hinaus erfreue.

Dabei kündigte er zugleich die Absicht der Regierung an, zunächst eine Abschätzung des reinen Bodenwertes (ohne Baulichkeiten und Meliorationen) als Grundlage für die weitern Reformen vorzunehmen.

Dieser Erklärung folgend brachte die Regierung nicht lange darauf ein „Abschätzungsgesetz des reinen Bodenwertes für Schottland", land value taxation (Scotland) bill, im Unterhause ein, und zwar zunächst allein für Schottland, weil hier der ganze Boden für die Aufnahme einer derartigen Reformbewegung, wie vorhin schon angedeutet wurde, am weitesten vorbereitet war.

Der Gesetzentwurf wurde im August 1906 vom Unterhause angenommen, darauf aber vom Haus der Lords verworfen.

Diese abweisende Haltung der Lords wurde nach Lage der Verhältnisse, wie sie sich inzwischen im Lande gestaltet hatten, allgemein als Herausforderung empfunden; in den weitesten Kreisen, die über die der liberalen Partei hinaus gingen, entstand eine starke Bewegung, die sich gegen das Oberhaus richtete, in dem man das Bollwerk und die Verteidigung des Großgrundbesitzes und damit auch zugleich den Widerstand gegen die geplanten und für notwendig erkannten Reformen erblickte.

Diese Lage suchte die Regierung nach Möglichkeit auszunutzen, indem sie Massenversammlungen zugunsten des Gesetzes abhielt und öffentlich erklärte, daß eine derartige, vom Unterhaus genehmigte Vorlage verfassungsmäßig überhaupt nicht vom Oberhause abgelehnt werden könne, daß das Oberhaus die ihm zustehenden Rechte überschreite und daß, wenn es bei seiner ablehnenden Haltung beharre, die Vorlage auch ohne seine Zustimmung Gesetzeskraft erlangen könne.

Die Stimmung im Lande, sowie den Standpunkt und die Absichten der Regierung bei der Durchführung der von ihr geplanten Reformen erkennt man am besten aus den vielfachen Kundgebungen der damaligen Zeit. Unter diesen zeichnen sich zwei Reden aus, die der Premierminister Campbell Bannerman und der Unterstaatssekretär Winston Churchill am 20. April 1907 bei Gelegenheit eines großen Festmahls und der Anwesenheit von mehr als 200 Parlamentsmitgliedern hielten; im nachstehenden sind aus diesen Reden einige Sätze angeführt, um daraus wenigstens in großen Zügen den Inhalt und die Bedeutung der hervorgerufenen Bewegung zu erkennen:

Sir Campbell Bannerman sagte:

„Was für Leute sind wir denn eigentlich? Wir sind weder übertrieben in unsern Forderungen, noch sind wir revolutionär, obgleich wir nicht vor einschneidenden Reformen zurückschrecken! Wir denken weder an Raub noch an Konfiskation, sondern nur an die Befreiung des Landes von Gesetzen, die auf Konfiskation hinauslaufen.

Wir sind keine Zerstörer, wir erstatten Genommenes zurück! Wir wollen, daß das Eigentum gerechter verteilt wird, als dies gegenwärtig der Fall ist! Wir sind nicht so sanguinisch oder töricht zu glauben, daß durch eine Gesetzgebung oder durch eine Parlamentstagung Übel beseitigt werden, die der Niederschlag von Generationen sind; aber wir lassen

uns auch nicht entmutigen durch die Riesenaufgabe, die sich uns entgegengestellt, und wir sind entschlossen etwas zur Besserung der Verhältnisse zu tun.

Über die Tatsache, die der Bodenfrage zugrunde liegt, besteht kein Zweifel. Betrachten wir nur das eine, die zunehmende Entvölkerung des Landes. Sie ist schreckenerregend und darf nicht so weiter gehen! 1881 gab es in Groß-Britannien 983 000 Landarbeiter und 1901 nur noch 689 000, also eine Abnahme von 30 Prozent in 20 Jahren!

Selbst wenn wir die Einführung von Arbeit sparenden Maschinen in Betracht ziehen, genügt doch diese Tatsache, um uns zu veranlassen, die Gesetze zu prüfen, die den Bodenbesitz regeln.

Der gegenwärtige Zustand ist eine Quelle schwerer Beunruhigung für viele, je nach dem Standpunkte, den sie einnehmen; der eine denkt an die Armee, der andere an den Mangel tüchtiger Arbeitskräfte und wieder andere beunruhigt der Gedanke, daß wir degenerieren, wenn die Quelle natürlicher Kraft versagt. Immerhin sind wir noch nicht so weit, daß nicht eine mannhafte und patriotische Tat den Zusammenbruch noch verhindern könnte! und welches Ziel könnte einen stärkern Appell an die Vaterlandsliebe stellen, als die Hebung unseres Volkes!

Man hört die Behauptung, der Verfall des flachen Landes sei der Preis, um das Wohl und Gedeihen unserer Städte zu erkaufen — als ob es unmöglich sei, gleichzeitig Industrie und Landwirtschaft erblühen zu lassen! Ich glaube nicht, daß beides unvereinbar ist.

Ich behaupte, daß wir weder an natürlichen Hilfsquellen, noch an Energie, noch an Bevölkerungszahl so beschränkt sind, daß wir die verlassenen Dörfer, die überfüllten Armenhäuser und die halb vernachlässigten Farmen, die die Kehrseite unserer Entwickelung bilden, als unabwendbares Schicksal hinnehmen müssen.

Nachdem wir einmal die Bodenfrage aufgenommen und unsere Hand an den Pflug gelegt haben, weichen wir nicht wieder zurück!

Ich sage natürlich nicht, daß die Einführung des Freihandels und die Entwickelung der Dampfkraft auf den Meeresstraßen nicht einen großen Einfluß auf die ländlichen Verhältnisse hervorgerufen hat, aber die Frage ist die, tun wir unsere Pflicht und fassen wir unsere Kräfte zusammen, um diesen Übergang mit Erfolg zu überwinden, oder betören wir uns mit der Hoffnung, diese Dinge würden mit der Zeit von selbst in Ordnung kommen?

Daran knüpft sich die andere Frage: Betrachten wir das Land als etwas zum Gebrauch und zum menschlichen Leben notwendiges oder unter dem Einfluß von Überlieferung und Gewohnheit als etwas, in dem Luxus und Nutzen, Geschäft und Vergnügen, Sport und Arbeit, soziale Stellung und Volkswohl in willkürlicher Mischung vereinigt sind?

Wenn dem so ist, dann lassen wir es zu, daß auf der Landwirtschaft eine Last ruht, die kein anderes Gewerbe zu tragen hat!

Wenn ich sehe, wie die Zeit des Hauses tagelang mit der Diskussion ausgefüllt wird über die Rechte des Grundherrn auf seine Fasanen und Hasen, wenn man mir sagt, daß der einzige ländliche Erwerbszweig, der eine Zunahme aufweist, der der Jagdaufseher ist, und wenn ich höre, daß die Nachfrage nach Land zu Arbeitszwecken von einem Ende zum andern überall Ablehnung erfährt, so sage ich, daß wir unsere Pflicht versäumen würden, wenn wir diesen Zuständen mit gefalteten Händen zusehen.

Unsere Aufgabe als Reformer ist es, das Land unter ein solches Recht zu stellen, das seine Erschließung zu Arbeitszwecken erleichtert und seine Nutzungsmöglichkeit aufs höchste steigert. Wir müssen darüber wachen, daß keine willkürlichen Hindernisse uns diesen Weg versperren.

Dasselbe gilt für die Wohnungsfrage. Hier hat schon das Gesetz für öffentliche Gesundheit den Druck verstärkt, den man auf die Eigentümer vernachlässigter Wohnungen auszuüben imstande war, die Wohnungsfrage ist nur ein Teil der Bodenfrage.

Hier handelt es sich darum, wie es möglich ist, billige Wohnungen für alle die zu schaffen, die keine hohe Rente zahlen können, ohne daß die Steuerkraft der Gemeinde in Mitleidenschaft gezogen wird.

Vor allem bitte ich Sie, im Auge zu behalten, daß je mehr wir die Lebenshaltung der Arbeiter heben, desto mehr auch ihr ökonomischer Wert steigt. Das sehen wir in Irland.

Die Brücke zwischen Land und Stadt wird die „Valuation Bill", das Bodeneinschätzungsgesetz, bilden, das, wie ich hoffe, noch in dieser Tagung zur Verabschiedung kommen wird.

Indem wir vorschlagen, eine Abschätzung des Bodens vorzunehmen getrennt von den Gebäuden, ebnen wir den Weg zu einer Steuerreform in den Städten und vereinfachen wir den Enteignungsprozeß, denn wir stellen fest, wie viel von den Bodenwerten auf Rechnung öffentlicher Aufwendungen fällt. Das ist ein unumgänglich notwendig vorbereitender Schritt

Es ist ungerecht und ungesund, daß ein großer Teil der durch die Aufwendung aus öffentlichen Mitteln geschaffenen Werte auf den privaten Bodenbesitz übergeht, wobei es sich nicht nur um diese handelt, sondern um die Werte, die allein durch die Tatsache der Ansammlung vieler Menschen auf einem gegebenen Raume hervorgerufen werden.

Das heutige System wirkt genau so hemmend auf Handel und Gewerbe, wie es das Hochschutzzollsystem tun würde.

Wir werden den Freihandel stützen, wir werden die Wohnungsverhältnisse bessern, wir werden für die organische Ausdehnung unserer Städte sorgen, indem wir die überfüllten Zentren erleichtern werden.

Ich hoffe, wir werden etwas tun können, um den größten ökonomischen Kräften neuen Spielraum zu geben, die bei unsern veralteten Bodenbesitzrechten so gehemmt worden sind, daß die Wohlfahrt des Landes darunter leidet.

Indem wir den Boden befreien, werden wir unser Volk heben. Wir werden uns glücklich schätzen, wenn es uns gelingt, unsern Bauern wieder Mut zu geben, sowie das Bewußtsein ihrer Würde, wenn sie eine Scholle haben, auf der sie freie Männer und nicht Knechte sind; und glücklich werden wir uns schätzen, wenn wir, ehe unser Tag vorbei ist, unsere städtische Bevölkerung in freundlich schimmernden Wohnungen hausen sehen, wo gesunde, kräftige Kinder in Gärten spielen statt in dunkeln Gassen.

Wir sind entschlossen, die Bodenreform durchzuführen, ohne Überstürzung, aber auch ohne Zaudern."

Der Staatssekretär Winston Churchill ergänzte diese Rede und führte u. a. folgendes an:

„Wir haben allen den Mitteln zu begegnen, über die ein großes Monopol verfügt! Wir haben gegen uns die ganze moderne Geldmacht! Wir haben zu kämpfen mit der Gleichgültigkeit und der Bequemlichkeit der Massen. Wir haben gegen uns das politische Gefüge der Klasseninteressen und Privilegien und schließlich die innern Schwierigkeiten und Rätsel des Gegenstandes selbst.

Die Regierung beabsichtigt eine Landbill vorzulegen, die sich mit der Kleinsiedelung beschäftigen soll als Gegenstück zu der in Schottland eingeführten. Wir wollen niemandem sein Land stehlen, wir wollen einen fairen Marktpreis geben, wie zwischen Käufer und Verkäufer, und Boden, den der Staat einmal erworben hat, darf nie wieder veräußert werden.

Das städtische Problem ist nicht weniger wichtig als das ländliche, nur ein gut Teil mehr umstritten. Es erregt wilde Leidenschaften. Während die Politik auf dem flachen Lande nur allmählich wirken kann, erfordert die Reform unserer städtischen Steuern ein rasches Vorgehen.

Wir kommen um die Frage der „Wertermittelung" nicht herum; wir brauchen ein Einschätzungsgesetz, einmal um den Wert der Baustellen von den Baulichkeiten und Meliorationen zu trennen, zweitens um die Steuern nach der Leistungsfähigkeit zu verteilen, drittens um den Wertzuwachs abzufangen.

Wir müssen in der Gemeindesteuerpolitik denselben Triumph feiern, den die Reichssteuerreform feierte durch die Aufhebung der Kornzölle!

Es gibt nur zwei Wege, auf denen Menschen zu Wohlstand gelangen können: durch Produktion — und durch Raub!

Produktion ist immer wohltätig, Raub ist immer verderblich; seine Erträge werden entweder von einigen wenigen in Besitz genommen oder im Kampf um den Besitz vergeudet.

Wir stehen hier, um endgültig auf die Seite der Produktion zu treten und jeglichen Raub aus unserm Wirtschaftsleben zu tilgen.

Das augenblickliche Recht des Grundeigentums hindert, verkrüppelt und schränkt den Gewerbefleiß ein!

Es liegt nirgend die Absicht vor, den Bodeneigentümer zu berauben, aber wir wollen auch nicht, daß er uns beraubt!

Wir wollen keiner Klasse das nehmen, was ihr gehört, aber wir sind entschlossen zu verhindern, daß sich irgend eine Klasse unter dem Schein der Gesetzlichkeit Werte aneignet, zu deren Erwerbung sie nichts getan hat, Werte, die nicht ihr, sondern der Gesamtheit gehören, Werte, die sie sich nur sichern kann durch Behinderung jedes sozialen und wirtschaftlichen Fortschritts!

Die Regierung schlägt vor, daß eine allgemeine Einschätzung des Grund und Bodens stattzufinden hat, des ländlichen wie des städtischen; daß diese Schätzung dem wirklichen Marktwert zu entsprechen hat, unabhängig von allen Baulichkeiten und Meliorationen, und daß diese Schätzung die Grundlage abgeben soll für das Enteignungsverfahren, wie für die Besteuerung.

Verschont uns mit dem Unsinn, das seien sozialistische und revolutionäre Pläne!

Diese Forderung wird unterstützt von 550 Munizipalverwaltungen und sie lag der Bill Trevelyans zugrunde, die selbst die Billigung des letzten konservativen Parlaments gefunden hatte."

Die hier wiedergegebenen Stellen aus den Reden der beiden Minister, die ein vollkommen klares und bis in alle Einzelheiten durchdachtes Bodenreformprogramm darstellen und noch durch weitere Kundgebungen auch anderer leitender Männer ergänzt und bekräftigt werden könnten, lassen die Stellung der Regierung und der gesamten liberalen Partei und die Entschiedenheit, mit der sie für ihre Auffassung eintritt, klar erkennen und enthüllen jedem, der die Bedeutung der Bodenfrage für das Leben und Gedeihen eines Volkes erkannt hat, die schwierige und drohende Lage der ganzen innern Verhältnisse des Landes.

Es galt einen Kampf gegen das durch Brauch und jahrhundertalte Tradition geheiligte Recht des Grundeigentums, das in dem Haus der Lords seine sicherste Stütze fand, gegen die geschlossene konservative Partei mit einer sehr einflußreichen über große Mittel verfügenden Presse und den Vertretern der bewaffneten Macht zu Lande wie zu Wasser, ferner gegen das Großkapital, gegen die von den Bestellungen der Marine und des Heeres abhängige Großindustrie und endlich gegen die Privatmonopole der Verkehrseinrichtungen, des Bergbaus, der Brennereien, Brauereien usw.

Dem gegenüber konnte sich die Regierung nur auf die Anhänger ihrer, der liberalen Partei stützen: der Vertretung des Handels, des Gewerbes, der Landwirtschaft usw., jedenfalls den kapitalmächtigen Konservativen gegenüber die minder bemittelten und begüterten Teile der Bevölkerung. Dazu traten dann noch die durch die Aussicht auf Home rule gewonnene irische Partei und die Mitglieder der Arbeitervertretung. Es galt also für die Regierung, diese so verschieden gearteten und unsichern politischen Bestandteile so lange zusammenzuhalten, bis die geplanten bodenreformerischen Gesetze unter Dach gebracht waren und ferner die Steuern anfingen fühlbare Erträge abzuwerfen, aus denen man dann schon von selbst auf die Richtigkeit der getroffenen Maßnahmen würde schließen können. Es war jedenfalls keine leichte Aufgabe, der die Regierung entgegen ging, und es bedurfte der vollen Überzeugung von der Wahrheit und der Gerechtigkeit ihrer Sache und eines hohen Maßes von Idealismus, um neben der sonstigen Leitung der Staatsgeschäfte in diesen schweren innern Kampf einzutreten, dessen Ausgang damals noch niemand voraussehen konnte.

Im Februar 1908 legte die Regierung dem Unterhause die von den Lords abgelehnten und inzwischen ergänzten beiden schottischen Bodengesetzentwürfe, ein Grundsteuer- und ein Bodenabschätzungsgesetz, nochmals zur Beratung vor; gleichzeitig wiederholte Asquith, der an Stelle des verstorbenen Campbell Bannerman die Leitung des Kabinetts übernommen hatte, das Versprechen der Regierung, auch für England ein Bodenabschätzungsgesetz einzubringen, wobei der Wert des Grund und Bodens auf der einen, der der Meliorationen auf der andern Seite scharf voneinander getrennt würden.

Noch ehe die Gesetzentwürfe für Schottland verabschiedet worden waren, erfüllte die Regierung dies Versprechen, und zwar durch eine zweite Vorlage vom 29. April 1909, von der im folgenden die Rede sein wird, und um die alsdann der eigentliche Kampf des Unterhauses mit dem Haus der Lords entbrennen sollte.

In der Voraussicht, daß das Oberhaus einen Gesetzentwurf, wenn er auf gleiche Weise wie der für Schottland diesem vorgelegt werde, ablehnen würde, hatte die Regierung einen Ausweg gewählt.

Sie ging dabei von der verfassungsmäßigen Bestimmung aus, daß, während das Unterhaus das Recht hat in Steuer- und Finanzfragen im einzelnen allein zu entscheiden, dem Oberhaus seinerseits das Recht zusteht, ein vom Unterhause eingebrachtes derartiges Finanzgesetz im ganzen abzulehnen. Es ist dies das sog. Vetorecht des Oberhauses.

Demgegenüber entzieht sich ihm das Recht, die Vorlage in ihren einzelnen Teilen abzuändern oder solchen Teilen die Genehmigung zu versagen.

Demgemäß hatte die Regierung das Bodensteuer- und das Landabschätzungsgesetz für England sachlich so mit dem laufenden Jahresbudget verbunden, daß es inhaltlich als ein einheitliches Finanzgesetz erschien. Dadurch wurde nun das Oberhaus vor die Entscheidung gestellt, das ganze

Budget des Jahres entweder anzunehmen, oder es abzulehnen, und zwar lediglich der darin enthaltenen Reformvorlage wegen, d. h. der besondern Forderungen oder Beträge wegen, die sich auf die genannten Gesetzentwürfe bezogen.

Zufällig nun, oder vielleicht auch absichtlich herbeigeführt, bot sich der Regierung bei der Aufstellung des Budgets für das laufende Jahr 1909/10 Gelegenheit, ihre im vorstehenden geschilderte Absicht zu verwirklichen:

Während nämlich die voraufgegangenen Jahre mehr oder minder hohe Überschüsse ergeben hatten, die zu Schuldentilgungen verwendet wurden, schloß das Jahr 1909 mit einem Fehlbetrage ab, der auf gewisse Ausfälle in den Einnahmen (Zuckersteuer, Stempelabgabe) zurückzuführen war. Auf Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden.

Um diesen Ausfall, sowie die stets wachsenden Ausgaben für die Flotte und den erstmaligen Geldbedarf für die neu eingerichteten, in diesem Jahre in Kraft tretenden Versicherungsgesetze, insbesondere die Altersversicherung, zu decken, mußten sehr erhebliche Mehrforderungen in den Etat eingestellt werden.

Im ganzen betrug der budgetmäßige Ausfall, für den durch neue Steuern Deckung gesucht werden mußte, 18 067 000 £ = etwa 361 Millionen Mark; in diesen Betrag war als besonderer Posten eingeschlossen worden die Summe von 250 000 £ = 5 Millionen Mark für die in Aussicht genommenen Arbeiten der „Abschätzung des reinen Bodenwertes".

Die Regierung beschloß nun diesen Ausfall in folgender Weise zu decken: Abgesehen von einigen kleineren Beträgen, die sich auf die Abgaben für Kraftwagen bezogen, sollten die Erbschaftssteuer, die Branntwein- und die Tabaksteuer zu höhern Leistungen herangezogen werden, ferner die Einkommensteuer bei den höhern Ansätzen eine wesentliche Steigerung erfahren, dann die Schanklizenzsteuer um einen bedeutenden Betrag erhöht und dazu endlich neu in den Etat eingestellt und aufgenommen werden ein Betrag von 600 000 £ = 12 Millionen Mark als das Einkommen aus den in Kraft getretenen neuen Bodensteuern.

Absichtlich war dieser Betrag so niedrig wie möglich eingeschätzt worden, weil er den Lords, falls sie die Verantwortung übernehmen wollten, das Budget als solches abzulehnen, die Handhabe dazu bieten mußte. Je kleiner nun die Summe war, um die es sich hierbei handelte, um so mehr trat es zutage, daß es nicht sachliche, finanzielle Erwägungen waren, die die Lords zu diesem Schritte veranlaßten, sondern prinzipielle, d. h. Erwägungen, die sich gegen die Position selbst richteten, gegen die darin enthaltenen Bodengesetze.

Eine Ablehnung des Budgets durch das Oberhaus mußte also die wahre Sinnesart der Lords, ihre Abneigung gegen eine Reform des Bodenrechts, vor dem Lande klar zum Ausdruck bringen.

Um diese beiden gewissermaßen in das Budget eingeschmuggelten Posten drehte sich in der weiteren Folge der eigentliche Kampf der Parteien im Hause der Gemeinen sowohl wie später im Haus der Lords.

Während die Liberalen das bodenreformerische des Inhalts immer von neuem in den Mittelpunkt der Erörterung zu stellen suchten, waren die Konservativen bestrebt, die Aufmerksamkeit hiervon ab und auf andere Dinge zu lenken, um, ehe es zur Entscheidung kam, wenn möglich die Regierung zu stürzen. Sie warfen der Regierung vor, die Verteidigung des Landes, namentlich die Flotte zu vernachlässigen und nicht genügend auf ihre Vergrößerung bedacht zu nehmen, sie erhoben die Anschuldigung, durch die Gewährung der Homerule für Irland, auf eine Lostrennung der Insel von dem Reiche hinzuarbeiten, und endlich versäumten sie nicht, die Blicke immer von neuem auf die Tarifreform zu lenken, die Rückkehr zum Schutzzoll, um auf diese sehr viel ertragreichere Weise, als durch Bodengesetze, die Mittel für die Durchführung sozialer Reformen (Versicherungsgesetze) und für die Flotte zu gewinnen. —

Nun kann es allerdings nicht zweifelhaft sein, daß die Art, wie die Regierung im vorliegenden Falle verfuhr, um ein in alle wirtschaftlichen und in die Rechtsverhältnisse des Staates tief eingreifendes Gesetz zur verfassungsmäßigen Annahme zu bringen, als ungesetzlich und in gewisser Hinsicht als Täuschung der Öffentlichkeit bezeichnet werden muß. Aber den liberalen Führern blieb kein anderer Weg, wenn sie nicht von vornherein ihr Spiel verloren geben und das Amt niederlegen wollten. Denn unter den mehr als 600 zählenden Mitgliedern des Oberhauses befinden sich kaum 100, die der liberalen Partei angehören, und selbst unter diesen fand sich noch eine Zahl von Trägern der angesehensten Namen, die sich als Großgrundbesitzer mit dem beabsichtigten Gesetz nicht einverstanden erklären konnten. Gegen eine solch überwältigende Mehrheit, das hatte die Erfahrung zu wiederholten Malen gezeigt, war mit sachlichen Gründen nichts auszurichten, und niemals konnte eine liberale Regierung darauf rechnen, ein Gesetz durchzubringen, das gegen die Machtansprüche, gegen die sozialen und sonstigen Vorteile dieser in Wahrheit herrschenden Adelsklasse gerichtet war. —

Dabei waren es auf der andern Seite die dem Volke in Aussicht gestellten, in bestimmtester Weise zugesicherten bodenrechtlichen Reformen, die der liberalen Partei bei den Wahlen die Mehrheit verschafft und es überhaupt ermöglicht hatten, daß sich diese Partei am Ruder und in der Regierung befand.

In diesem Falle mußten alle Mittel, die zum Ziele führten, erlaubt und gerecht erscheinen, denn es handelte sich darum, den ausgesprochenen Willen der Nation zur Durchführung zu bringen. —

Diese eigentümlich verwickelten und schwierigen Verhältnisse lassen die Schärfe verstehen, mit der in der Folge der Kampf geführt wurde. Handelte es sich doch mehr oder weniger darum, eine durch Macht, Besitz und Recht festgewurzelte staatliche Einrichtung lahmzulegen oder zu beseitigen, um den Staat vor schweren innern Erschütterungen zu bewahren. Es ist unbegreiflich, daß diese Vorgänge im Auslande, vornehmlich in Deutschland so wenig erkannt und mit so geringer Teilnahme, wohl auch geringem Verständnis, betrachtet wurden. Wenn die

Öffentlichkeit bei uns sich mehr in diese Dinge vertieft und versucht hätte, die Zusammenhänge zu finden zwischen dem Auftreten der englischen Regierung nach außen hin und den zutage tretenden Erscheinungen des sich im Innern abspielenden Kampfes, würde vielleicht schon früher erkannt sein, daß das äußere schroffe Auftreten der Regierung bestimmt war, den Angriffen der Konservativen in dieser Hinsicht zu begegnen, und es würde die zwischen beiden Nationen eingetretene Verstimmung einer ruhigeren Auffassung Raum gegeben haben. —

Am 30. April 1909 brachte der Schatzkanzler Lloyd George in einer fünfstündigen Rede das Budget im Unterhause ein, indem er zugleich die Richtlinien der zukünftigen Sozialpolitik darlegte. Er führte hinsichtlich der neuen Bodensteuern aus, daß sie zuerst wenig einbringen, aber mit der Zeit sehr gute Erträge liefern würden, ohne je als drückende Härte empfunden zu werden.

Der Premierminister Asquith aber führte aus:

„Die Regierung habe im Budget versucht, die nötigen Mittel aus denjenigen Quellen zu beschaffen, die diese Mittel aufbringen könnten, ohne den Wohlstand des Volkes mit Schaden zu belegen, ohne die Industrie zu belästigen und ohne notwendige und einfache Genüsse des Volkes zu beeinträchtigen. Der Hauptteil der Last werde auf die Schultern fallen, die sie am besten tragen könnten. Die Opposition möge einen gerechteren und besseren Weg zeigen, als den vorgeschlagenen."

Sechs Monate wogte der Kampf im Parlamente hin und her, und es wurde von der konservativen Partei kein Mittel unversucht gelassen, die Regierung zu veranlassen, die unbequemen bodenreformerischen Positionen aus dem Budget herauszunehmen, als dies nicht gelang, die Lesung zu verschleppen durch eine Unmasse von nicht ernst gemeinten Abänderungsanträgen, und als auch dieses nicht zum Ziele führte, wurden die gewagtesten Versuche gemacht, die Regierung zu verdächtigen und zu stürzen.

Am 23. Juni fand eine große Kundgebung der Börsen-, Bank- und sonstigen Finanzinteressenten gegen die Vorlage statt, an der sich auch gleichinteressierte Liberale und Freihändler beteiligten. Die Hauptredner waren die konservativen Lords Rothschild und Avebury und Viscount Goschen. Ferner erhielt die Opposition die Unterstützung des früher liberalen Premierministers Lord Rosebery, der in einem öffentlichen Schreiben erklärte: „Das Budget sei überhaupt kein Budget, sondern eine soziale und politische Revolution von der größten Bedeutung. Die neue Bodenbesteuerung sei ein ganz verfassungswidriger politischer Kniff. Das Volk müsse befragt werden, und es sei zu bedauern, daß die Verfassung kein Volksreferendum kenne."

Die Vorlage über die Bodenbesteuerung bezeichnete er in einer späteren Rede als die erste Stufe zur Verstaatlichung des ganzen Bodens.

Diesen Ausführungen trat Winston Churchill am 17. Juli in einer in Edinburg gehaltenen Rede entgegen, in der er ausführte:

„Das Bodenmonopol ist zweifellos nicht das einzige, aber es ist das größte von allen Monopolen, es ist ein ewig dauerndes, und ist die Mutter aller andern Arten von Monopolen.

Es ist ferner richtig, daß unverdienter Wertzuwachs an Boden nicht die einzige Art von unverdientem Gewinn ist, den sich jemand verschaffen kann. Aber er ist die hauptsächlichste Form von unverdientem Wertzuwachs, der Vorgängen entstammt, die dem öffentlichen Wohl unmittelbar schädlich sind. Boden, der eine Notwendigkeit für die menschliche Existenz, der die ursprüngliche Quelle allen Reichtums ist, der in seiner Ausdehnung durchaus beschränkt und in geographischer Hinsicht festgelegt ist — Boden unterscheidet sich von allen andern Arten von Eigentum in diesen ersten und wichtigsten Hinsichten."

Nach Widerlegung der einzelnen von Lord Rosebery erhobenen Anklagen fährt Churchill in folgender Weise fort: „Man vergleiche diese gesunden Vorgänge (den Gewinn eines Arztes, Rechtsanwalts, Zins- und Dividendengewinn u. a. m.) mit der Bereicherung, die ein Grundeigentümer erfährt, der zufällig ein Stück Land an der Peripherie oder im Zentrum einer unserer Großstädte besitzt und der rührigen Bevölkerung rings umher zusieht, die die Stadt an jedem Tage größer, reicher, wohnlicher, berühmter macht, und der dabei still sitzt und nichts tut. Wege und Straßen werden angelegt, Eisenbahnen gebaut, elektrisches Licht macht die Nacht zum Tage, elektrische Bahnen sausen hin und her, Wasser wird aus Reservoiren hundert Meilen weit vom Gebirge hergeleitet — und während der ganzen Zeit sitzt der Grundeigentümer still. —

Jeder dieser Fortschritte wird durch Arbeit bewerkstelligt und auf Kosten anderer Leute. Viele der wichtigsten werden auf Kosten der Gemeinde und der Steuerzahler ausgeführt. Auch nicht zu einer einzigen von all diesen Verbesserungen trägt der Bodenmonopolist als solcher bei, und doch wächst durch eine jede von ihnen der Wert seines Bodens erheblich. Er leistet der Gesellschaft keinen Dienst und steuert nichts zur allgemeinen Wohlfahrt bei, selbst nicht zu der Entwickelung, aus der seine Bereicherung entspringt."

Außer Lord Rosebery fiel dann noch ein Teil der liberalen Unterhausmitglieder, 25 an der Zahl, die selbst stark mit Landbesitz begütert waren, von der gemeinsamen Sache ab und ging ins konservative Lager über.

Um in der Lage zu sein, sich ein möglichst vollkommenes Bild von den vornehmlichsten Kämpfern und Mitgliedern des Kabinetts in dieser schwierigen Konfliktszeit zu verschaffen, scheint es angezeigt, neben den im vorstehenden schon angeführten Auszügen aus einigen Reden auch noch einzelne Sätze von Kundgebungen des Schatzsekretärs Lloyd George, des eigentlichen Vaters des Budgets, hier wiederzugeben:

Lloyd George sagte in seiner Begründungsrede der Budgetvorlage:

„Wir haben namentlich während der letzten 60 Jahre Reichtümer in einem in der Weltgeschichte fast einzigartigen Umfange angehäuft. Aber es geschah mit einer erschreckenden Vergeudung an Menschenmaterial. Wir haben auf die robuste Lebenskraft der ländlichen Bezirke Groß-Britanniens und namentlich Irlands losgewirtschaftet und seine Energie so sorglos in der entnervenden Atmosphäre städtischer Fabriken und Werkstätten verausgabt, als sei der Vorrat unerschöpflich. Wir beginnen jetzt zu begreifen, daß wir von unserm Kapital hergaben und zu einem unheilvollen Kurs. Es ist Zeit, eine ernste, einmütige Anstrengung zu seiner Erneuerung zu machen."

Und ferner: „Die sozialen Aufwendungen haben viel Geld gekostet, aber unendlich viel mehr eingebracht. Würde der Besitz murren über einen erheblichen Beitrag zur Förderung der Sicherheit, die eine der wichtigsten Voraussetzungen seines Fortbestandes ist,

murren über den Schutz der alten Leute vor Armut und Entbehrung, deren Fleiß und Arbeit diesen Besitz entweder geschaffen oder ertragreicher gemacht hat, dann wäre er nicht nur schmutzig, sondern auch kurzsichtig."

Der Minister schloß seine Rede mit folgenden Worten:

„Warum sollte ich das Volk belasten? Ich gehöre zu den Kindern des Volkes. Ich kenne ihre Lage, und Gott soll mich davor bewahren, daß ich die Sorgen, die sie mit so viel Geduld und Tatkraft tragen, auch nur um einen Gran vermehrte. Mein oberster Gedanke war, daß das Budget keine Tasche leerer, kein Schicksal härter machen dürfe!"

Am 30. Oktober 1909 schrieb Lloyd George in einem angesehenen englischen Blatt, der Nation:

„Eine vernünftige Bodenverteilung ist die Grundlage des nationalen Wohlergehens. Die wahre Bedeutung der Begeisterung für das Budget ist die, daß das Land sich gegen das Landmonopol empört. Dies Monopol hat unsere ländlichen Bezirke entvölkert; es hat alte Industrien von unsern Dörfern vertrieben und das Entstehen neuer verhindert; es hat die Hochlande entvölkert und ihre kostbare Bevölkerung, die das beste Material für die Verteidigung des Vaterlandes lieferte, bis an die Enden der Erde zerstreut; es hat das natürliche, gesunde Wachstum unserer Städte gehemmt; Straßen, die voll wirklicher Heime sein könnten, mit reichlichem Raum, um die Kraft der arbeitenden Bevölkerung aller Klassen zu erhalten, sind in luftlose Blöcke häßlicher Gebäude verwandelt worden, die ein Schandfleck unserer großen Städte und eine Gefahr für die Zivilisation sind."

Erst am 7. Oktober wurde die Einzelberatung im Unterhause geschlossen, und endlich am 4. November erfolgte die Abstimmung, in der mit 379 gegen 149 Stimmen das Budget in wesentlich unveränderter Form, wie es eingebracht war, angenommen wurde.

Am 22. November begann die Lesung im Oberhause. Es war anfänglich zweifelhaft, ob das Haus der Lords der verhältnismäßig geringen Summe von 12 Millionen Mark wegen die Verantwortung für das Scheitern der Vorlage würde übernehmen wollen und damit das Unterhaus herausfordern, sich endgültig mit ihm um das Monopol der Steuerbewilligung, um das Vetorecht der Lords auseinanderzusetzen.

Indessen siegte die Einsicht, daß es geratener sei, es jetzt nicht durch eine glatte Ablehnung zum Äußersten zu treiben, sondern günstigere Zeiten und Umstände abzuwarten, um die ins Schwanken geratene Machtstellung von neuem zu befestigen und wiederherzustellen.

So entschied man sich dahin, zu erklären, daß es nicht gerechtfertigt sei, dem Gesetz die Zustimmung zu geben, bevor dies nicht dem Urteil des Landes unterbreitet sei. Man beugte sich also der höhern Einsicht und der Autorität des Volkes, indem man hoffte, sich hierdurch neue Sympathien zu erwerben.

Am 30. November wurde auf Antrag des Marquis of Landsdowne die vorstehende Entscheidung zum Beschluß erhoben.

Das Unterhaus empfand dieses Vorgehen der Lords der Tatsache nach als

eine Ablehnung des Budgets und damit als einen Eingriff in die traditionellen Rechte dieses Hauses und als einen gewaltsamen Bruch der Verfassung.

Der Premierminister Asquith antwortete im Namen der Gemeinen mit einem Protest und begründete die Vorlage dieser Protestresolution u. a. mit folgenden Worten:

„Der neumodische Zäsarismus, der die Lords in ein Organ des Volkswillens verwandele, sei eine der seltsamsten Erfindungen unserer Zeit. Alles Gerede darüber, die Vorlage vor das Volk zu bringen, sei ganz seichtes politisches Geschwätz gewesen. Die Lords hätten die Finanzvorlage verworfen nicht aus Liebe zum Volk, sondern aus Haß gegen das Budget.

Das Haus sei in eine Lage gekommen, die in der Geschichte des Parlaments ohne Beispiel sei. Als das Budget das Haus der Gemeinen verlassen, habe es in größerem Maße als irgend eine andere Vorlage das wohlerwogene Werk der Volksvertreter dargestellt. Im Laufe einer Woche sei diese ganze Arbeit in Grund und Boden getreten worden. Zum ersten Male in der englischen Geschichte seien die vom Unterhause und der Krone im Jahresbudget gemachten Bewilligungen durch eine Körperschaft annulliert, die anerkanntermaßen nicht die Macht habe, auch nur eine einzige vom Unterhause bewilligte Steuer abzuändern. Es würde der bisherigen Überlieferung unwürdig sein, wenn das Haus auch nur einen Tag vergehen ließe, ohne darüber Klarheit zu schaffen, daß es nicht gesonnen sei, die schwerste Schmach und die unerhörtesten Übergriffe, die ihm seit zwei Jahrhunderten widerfahren seien, zu ertragen."

Im Dezember d. J. nahm das Unterhaus einen Antrag der Regierung an, der besagte: „Das Vorgehen der Lords, die es abgelehnt haben, dem Finanzentwurf für das laufende Fiskaljahr Gesetzeskraft zu verleihen, charakterisiert sich als ein Verfassungsbruch und als eine Anmaßung der Rechte des Unterhauses." Zugleich teilte der Premierminister dem Hause mit, daß er dem Könige geraten habe, das Haus der Gemeinen aufzulösen, und daß der König diesen Rat angenommen habe. Die Auflösung erfolgte am 10. Januar 1910, die Neuwahlen wurden auf den 14. d. M. ausgeschrieben.

Aus der vorhergehenden Schilderung geht unzweifelhaft hervor, daß der einzige Grund der großen Erbitterung und rücksichtslosen Schärfe, womit die Lords und Unionisten den Kampf gegen die Finanzvorlage der Regierung führten, in dem Sinn und in der Auslegung der beiden bodenreformerischen Zusätze lag, die der Schatzkanzler dem Jahresbudget eingefügt hatte. Ein sachlicher Grund, die Vorlage abzulehnen, war somit für die Lords eigentlich nicht vorhanden, und es ist daher auch schwer zu entscheiden, welche Erwägungen sie tatsächlich dazu bestimmt hatten, die Frage dem Volke zur Entscheidung vorzulegen.

Es war für sie unmöglich in dem nun sich entwickelnden Entscheidungskampf, wenn man so sagen soll, mit offenem Visier zu fechten. Den eigentlichen Grund ihrer Ablehnung, die Sorge um ihre Grundrechte und um ihre persönliche Machtstellung, vermochten sie öffentlich nicht auszusprechen, denn um diese zu mindern und allenfalls zu beseitigen, war die liberale Mehrheit überhaupt zustande gekommen und das jetzige Kabinett gewählt worden. In dieser Hinsicht also konnten sie nicht hoffen, bei den bevorstehenden Neuwahlen ein für sie

günstigeres Ergebnis zu erzielen. So blieb denn nur die Hoffnung für sie übrig, daß die Zeit eine Änderung der Lage herbeiführen werde insofern, als es später einmal gelänge, alle auf der Seite des gegenwärtigen Grundeigentums stehenden Kräfte zu gemeinsamem Vorgehen zu vereinigen, und zweitens, durch erneute Angriffe die liberale Regierung bei dem Volke in Mißkredit zu setzen.

Andrerseits konnten sich die Lords allerdings auch nicht verhehlen, daß es ein gewagtes Spiel war, das sie spielten, denn auch die liberale Partei war zum äußersten entschlossen und Asquith gab dem in einer im Dezember stattfindenden liberalen Versammlung Ausdruck, indem er sagte: „Unsere alleinige Aufgabe ist es nun, den Grundsatz der Repräsentativverfassung auf eine unerschütterliche Grundlage zu stellen. Wir werden kein Amt annehmen oder verwalten, wofern wir nicht diejenigen Bürgschaften haben, die für eine gedeihliche gesetzgeberische Tätigkeit unserer Partei notwendig sind." Zugleich forderte er von den Wählern die Ermächtigung zu einem Gesetz, das den Lords das Recht abspricht, sich überhaupt mit Finanzangelegenheiten zu befassen. —

Nach alledem unterlag es keinem Zweifel, daß, wenn die bevorstehende Wahl wiederum die liberale Mehrheit an die Regierung brächte, damit auch das Budget angenommen sei, und daß mit der Annahme des Budgets sich der allmähliche Übergang zu den liberalen Anschauungen über das Bodenrecht vollzog. Dem ersten Schritt würden bald weitere folgen, wie die Regierung wiederholt ausgesprochen hatte, und mit dem unumschränkten Eigentumsrecht und der bisherigen Machtfülle des Großgrundbesitzes war es dann für alle Zeiten wohl vorbei. —

Während nunmehr, wie schon früher, die Liberalen alles taten, um die Bodenreform in den Mittelpunkt des Wahlkampfes zu stellen und immer von neuem darauf zu verweisen, daß es sich allein darum handele, ohne das Besitzrecht als solches anzugreifen, das Riesenbodeneigentum der Lords zu einer gerechten Steuer heranzuziehen, suchten die letzteren und mit ihnen die Konservativen als gute Taktiker, die Aufmerksamkeit von diesen Punkten ab und auf andere Dinge zu lenken.

Zunächst verurteilten sie das verfassungswidrige Vorgehen, Gesetze, die sie im einzelnen bereits verworfen hatten, wie das Gesetz der Besteuerung der Bodenrente und das der Besteuerung der Schankkonzessionen, in ein Finanzgesetz hineinzuarbeiten und diese Gesetze dadurch ihrem, das heißt der Konservativen, Einfluß zu entziehen.

Dann waren es Begriffe wie „Reichseinheit, Flotte und Tarifreform", die den Lords und ihren Mitkämpfern zu Schlagworten geworden waren und immer von neuem herangezogen wurden, um unter ihrem Schirm die verhaßten Reformgesetze zu bekämpfen:

Sie sahen die Reichseinheit bedroht, weil sie in der Home Rule, für die die liberale Regierung eintrat, das heißt in einer weitgehenden Selbstverwaltung Irlands, die Loslösung der Insel und eine Zertrümmerung des vereinigten Königreiches erblickten.

Die Unzulänglichkeit und die Vernachlässigung der Flotte war der andere Vorwurf, den man den Liberalen machte. Diese leider mit so großem Erfolg betriebene Agitation fand willige Unterstützung in den Kreisen der Marine, des Heeres, der Großindustrie, des Kapitals und der hiervon abhängigen Presse. Mit allen zu Gebote stehenden Mitteln griffen diese Gegner die Regierung an, indem sie ihr, unter beständigem Hinweis auf das schnelle Wachsen der deutschen Flotte, die Gefahren einer Invasion und ähnlichen Unsinn vorhielten, sowie den heimatlichen Schutz verhindert und teuer erworbene Rechte vernachlässigt und preisgegeben zu haben. Alle patriotischen Register wurden gezogen, und nichts erwies sich, bei der übergroßen Empfindlichkeit des Engländers für seine seebeherrschende Stellung und der Gutgläubigkeit der deutschen Presse in diesen Dingen, dankbarer als die immer in neuen Tonarten erklingende gleiche Melodie.

Dazu kam als dritter Punkt der Hinweis auf die Tarifreform oder auf die Frage der Rückkehr zum Schutzzollsystem. Als Lockmittel dient hierbei der Hinweis auf den sog. Imperialismus, den wirtschaftlichen Zusammenschluß des Mutterlandes mit seinen Kolonien. Kein Gedanke ist bei der Masse des Volkes beliebter und schmeichelt seiner Eigenliebe mehr als dieser.

In Wirklichkeit ist bei dem Unabhängigkeitsgefühl der großen Kolonien die Frage nach der Möglichkeit eines Zusammenschlusses nicht leicht zu beantworten. Jedenfalls sind die praktischen Schwierigkeiten außerordentlich groß und erfordern von allen Seiten Opfer und Beschränkungen. Dazu kommt, daß einsichtige Engländer längst davon überzeugt sind, daß das finanzielle Ergebnis in keinem Verhältnis stehen wird zu dem organisatorischen Aufwand, der mit der Einrichtung verbunden ist; und es handelt sich doch, wie man weiß, darum, die bedeutenden Kosten aufzubringen für die Durchführung der allgemein für notwendig befundenen sozialen Reformen. —

Wenn trotzdem immer von neuem die Frage der Tarifreform auch in einsichtigen Kreisen auftaucht, so liegt der Grund vielmehr darin, daß der englische Kaufmann es als unbillig empfindet, wenn auf der einen Seite England seine Grenzen anstandslos der Einfuhr fremder Güter öffnet, während andrerseits die fremden Nationen sich mit mehr oder minder hohen Zollschutzmauern umgeben.

Auch hier bot und bietet noch immer Deutschland den Konservativen ein willkommenes Feld der Agitation. Man verwies darauf und auf den unvergleichlichen Aufschwung, den dieses Land unter dem Schutz seiner Zollgesetze in Handel und Industrie genommen habe und sich dessen beständig rühme, England in vielen Punkten bereits eingeholt oder gar überflügelt zu haben. Man schuf daraus Waffen gegen die Regierung und warf ihr vor, daß sie nicht auch Schutzzölle einführe, und sei es auch nur, um Deutschland zu zwingen, die seinigen fallen zu lassen.

Professor Dr. von Schulze-Gävernitz schreibt über diesen Punkt in seiner 1908 erschienenen Abhandlung: England und Deutschland.

„Die Tatsache, wie verstimmend die durch unser Schutzzollsystem großgezogene Schleuderkonkurrenz in den davon betroffenen englischen Kreisen wirkt, kann gar nicht ernst genug betont werden. Man mag den englischen Nationalcharakter einschätzen wie man will, für eins hat er ein sehr feines Gefühl, und das ist für „fair play", das heißt ehrliches Spiel. Wenn nun die deutsche Industrie den Nutzen, den sie im Inlande aus den Zöllen zieht, dazu benutzt, um im Auslande unter Fabrikationspreis zu verkaufen, so ist das in den Augen des englischen Fabrikanten weiter nichts wie unlauterer Wettbewerb.

Auf gleich und gleich macht er sich anheischig, mit der ganzen Welt zu konkurrieren, aber es hört für ihn auf ein ehrliches Spiel zu sein, wenn der deutsche Konkurrent von seiner Regierung Geschenke bekommt, die es ihm gestatten, billiger zu verkaufen, als er selbst die Ware herstellen kann. Wenn unter diesen Umständen der Ruf nach Vergleichszöllen immer vernehmlicher erschallt, so ist das nicht zu verwundern. Ihre Einführung aber würde die deutsche Industrie sehr schwer treffen. Nur das eine Gute würde der Übergang Englands zum Schutzzollsystem haben, es wäre der Anfang vom Ende dieses Systems, denn die wirtschaftlichen Verhältnisse Europas werden alsdann so unerträglich werden, daß Verträge zur graduellen Beseitigung der Zölle zur zwingenden Notwendigkeit werden.

Durch seinen Freihandel hat uns England mehr genützt, als es uns durch alle politischen Widerstände zusammengenommen gehemmt hat."

So bot sich der Opposition denn auch in dieser Hinsicht Deutschland als eine willkommene Handhabe, um die Öffentlichkeit in England von den innern Verhältnissen auf die vermeintlichen politischen Gegner und Rivalen zu lenken und so Verwirrung zu stiften.

Wenn man sich nun diese Vorgänge vor Augen hält und gleichzeitig berücksichtigt, daß die deutsche Öffentlichkeit über diese Dinge in der mangelhaftesten Weise unterrichtet wurde, sich daher mehr oder weniger im Schlepp der konservativen englischen Presse, nicht ernst zu nehmender Hetzer und Schreier mit häufig hochklingenden Namen befand, so daß der vereinzelte Ruf ehrlicher Männer und Warner ungehört verhallte, so muß man zu der Überzeugung kommen, daß gegenseitiges Mißverstehen das meiste zu der allmählich entstehenden und immer schärfere Formen annehmenden Verstimmung beigetragen hat.

Jedenfalls haben die Erfahrungen der letzten Zeit, während der zwischen England und Deutschland herrschenden Spannung gezeigt, daß sich auch heute noch ein Volk durch eine geschickt geleitete Agitation in gefährliche politische Wallung und Erregung bringen läßt, wobei es für den einzelnen im Auslande schwer ist, sich ein zutreffendes Urteil über die Ursache solcher Erregungen zu bilden, und daß daher auch das Urteil anderer nur mit Vorsicht aufgenommen werden sollte.

Inzwischen fanden im Januar 1910 die Neuwahlen statt und brachten bekanntlich der liberalen Partei von neuem die Mehrheit; allerdings war diese zahlenmäßig nicht unerheblich geringer als 1906 und glich sich mit der Stimmenzahl der Unionisten im wesentlichen aus. Der Widerstand der Konservativen hatte also nicht umsonst gewirkt.

Immerhin ist unter Hinzurechnung der irischen Nationalisten und der Vertreter der Arbeiterpartei die Mehrheit genügend groß, um mit Erfolg die weiteren

Maßnahmen des wiederum an die Spitze der Regierung getretenen Kabinetts zu stützen. Als ein unzweifelhafter Erfolg der liberalen Partei aber und der Tatsache, daß die liberale Auffassung vom Bodenrecht inzwischen im Volke an Tiefe gewonnen hatte, ist hervorzuheben, daß die Zahl der Mitglieder aus den beiden die Bodenreform vertretenden Organisationen sich auf 111 vermehrt hatte.

Unmittelbar nach dem Zusammentritt des Parlamentes wurde die Finanzbill in der früheren Form von neuem eingebracht. Sie durchlief die beiden Häuser ohne in der Folge wesentlichen Widerstand zu finden und wurde am 27. April endgültig vom Oberhause angenommen und damit zum Gesetz erhoben.

Von diesem Tage an befindet sich also England tatsächlich im Besitz eines Gesetzes über die Besteuerung des Wertzuwachses am Grund und Boden und über die Abschätzung des Wertes des Landes als der Grundlage demnächst einzuführender weiterer Bestimmungen und hierunter namentlich eines Gesetzes über die Besteuerung des reinen Bodenwerts.

Betrachtet man hiernach die Lage der Dinge, wie sie sich für die liberale Regierung gestaltet hat, so hat diese allerdings einen vollständigen Sieg über das Haus der Lords davon getragen; aber dies hindert nicht, ihre Lage zum Grundbesitz noch immer als eine sehr schwierige zu bezeichnen.

Der Konflikt ist keineswegs beendet, die Gegenpartei denkt nicht daran, das Spiel für verloren zu geben, sie hofft vielmehr darauf, daß kommende Gelegenheiten und veränderte Verhältnisse es ihr ermöglichen werden, die liberale Herrschaft zu stürzen und die Bodengesetze wieder zu beseitigen.

Die Geschichte aber lehrt, daß die Gunst des Volkes ein unsicherer Verlaß ist, und daß sie sich leicht, so lange der sichtbare Erfolg noch fehlt, neuen Einflüssen zuwendet. Die Konservativen aber werden nichts unterlassen, um in gleicher Weise wie zuvor der Regierung Schwierigkeiten zu bereiten und sie in den Augen der Nation in Mißkredit zu bringen.

Einstweilen werden die Einnahmen aus den neuen Steuern nur spärlich fließen, erst mit der Zeit sind größere und wachsende Einkünfte zu erwarten, erst dann lassen sich die geplanten sozialen Reformen in ihrem ganzen Umfange durchführen und vor allem auch die die Arbeit und ihre Erzeugnisse belastenden Steuern vermindern. Bis dahin wird es der Regierung an schweren innern Kämpfen nicht fehlen, und es wird ihrer ganzen Energie und Geschicklichkeit bedürfen, um den gegen sie geführten Stößen auszuweichen und die eingeschlagene Richtung der Reformen nicht zu verlieren.

Wenn man sich diese Lage der Dinge vor Augen hält, so wird man zugeben müssen, daß einer derartig in Anspruch genommenen Staatsleitung nichts unwillkommener sein kann, als äußere Verwickelungen, die ihre Aufmerksamkeit von dem eigentlichen Ziel ihres Strebens ablenken und die Durchführung der Reformen erschweren und hindern. Namentlich aber ist es ein Krieg mit einer auswärtigen Macht, den eine solche Regierung unter allen Umständen zu vermeiden

bestrebt sein wird, und zumal in diesem Falle ein Krieg mit Deutschland, von dem sich jeder einsichtige Staatsmann sagen wird, daß sein Ausgang in höchstem Grade ungewiß ist, daß er unter keinen Umständen dem Lande irgend welchen Nutzen, sondern nur unermeßlichen Schaden bringen, und der endlich alle Aussicht auf Reformen, auf Besserung der vielfach bedenklichen innern Zustände auf lange, wenn nicht auf immer vernichten wird.

Ein englisches Parlamentsmitglied, W. H. Dickinson, äußert sich in dem Juliheft der „Deutschen Revue" über diese Frage in folgender Weise, die wohl als typisch für die Auffassung englischer Kaufleute gelten mag. „Wenn man einen Deutschen fragt, warum er glaubt, daß England mit seiner Nation Krieg anzufangen wünscht, so wird er auf die bekannte Tatsache hinweisen, daß in den letzten Jahren die deutschen Geschäftsleute in der ganzen Welt ernstliche Rivalen der Engländer geworden sind, und wird sagen, er begreife es, daß die letzteren über diesen Wettbewerb so arg verstimmt sind, daß sie es mit Freuden ansehen würden, wenn die deutsche Flotte so bald wie möglich vernichtet würde und die deutschen Kaufleute von der Meeresfläche verschwänden."

Nachdem der Verfasser dann nachgewiesen, daß, wenn der deutsche Handel in den letzten Jahren gewaltig zugenommen habe, der englische im Verhältnis nicht minder, vielleicht sogar in einem noch höheren Maße, fährt er folgendermaßen fort: „Tatsächlich hegen denn auch die Handelskreise in England keine so törichten Gedanken über diese Frage, wie manche Deutsche sie ihnen zuschreiben. Sie sind sich vollkommen darüber klar, daß ihre Interessen unlöslich mit der Erhaltung des Friedens verknüpft sind und daß ein Krieg mit Deutschland über ihre Geschäfte unmittelbare Katastrophen heraufbeschwören würde, für die selbst ein siegreicher Kampf sie nicht entschädigen würde.

Je mehr man die Folgen eines Krieges zwischen England und Deutschland überdenkt, um so klarer wird es, daß man keinen entsetzlicheren Fehler machen könnte, als sich in einen solchen Krieg einzulassen mit dem Gedanken, daß der Handel eines der beiden Völker Vorteil davon haben könnte."

Wenn man nun diese Betrachtungen zusammenhält mit den Kundgebungen englischer Minister aus der letzten Zeit und den Äußerungen führender Personen aus beiden politischen Parteien, wie sie die Juninummer des „Nord und Süd" zum Ausdruck gebracht hat, so wird man die Überzeugung gewinnen, daß weder die Nation als Ganzes, noch die liberale Regierung, noch auch die konservative Partei kriegerische Absichten gegen Deutschland hegt oder überhaupt ernstlich in Erwägung gezogen hat.

Die Vertreter des Volkes erklären, daß sie einen Krieg mit Deutschland als ein nationales Unglück ansehen; der Einsicht der englischen Regierung muß man zutrauen, daß sie über Deutschlands Geschichte und den Charakter des deutschen Volkes so hinreichend unterrichtet ist, um zu wissen, daß ihm trotz allen

Spielens mit dem Feuer nichts ferner liegt als ein Krieg mit dem stammverwandten England.

Überdies sind die leitenden Staatsmänner durch die ihnen am Herzen liegenden Reformen so in Anspruch genommen, daß sie keine anderen Gedanken als friedliche hegen können.

Die konservative Partei aber benutzt die „deutsche Gefahr", das Wachsen des deutschen Handels und der Flotte, nur als Mittel zum Zweck. Bei der einmal bestehenden Reizbarkeit des englischen Volkes und im Verein mit einer wenig gezügelten Presse geht ihr Streben dahin, durch Erregen der öffentlichen Meinung der Regierung Schwierigkeiten zu bereiten und sich als Oppositionspartei in traditioneller Weise, bei geeigneter Gelegenheit, auf die Plätze der liberalen Führer niederzulassen.

Ist aber hiermit der Beweis erbracht, daß hüben wie drüben im Grunde nur friedliche Absichten herrschen, so scheint es an der Zeit, daß die öffentliche Meinung in Deutschland das unfruchtbare Gebiet, die Phantasie eines möglichen Krieges mit England, verläßt, um sich notwendigeren Dingen zuzuwenden, eingedenk der Wahrheit, daß die Stärke eines Landes nicht allein in seiner Rüstung beruht, sondern mehr noch in der gesunden Kraft und in der Zufriedenheit seiner Bewohner; sie gilt es vor allem zu heben und zu entwickeln.

Hannover, im August 1912.

J. Oldekop, Vizeadmiral z. D.

Justizrat Dr. Baumert: Was bringen die Beschlüsse der Kommission des Abgeordnetenhauses zum preußischen Wassergesetzentwurf Neues?

Der preußische Wassergesetzentwurf, welcher dem Abgeordnetenhause vorgelegt worden ist, ist von diesem an eine Kommission verwiesen worden. Die Kommission hat die erste Lesung beendigt und ihre Beschlüsse in dankenswerter Weise veröffentlicht. Nachstehendes bezieht sich auf die Beschlüsse der ersten Lesung. Die zweite Lesung soll am 10. September beginnen.

So zutreffend der Entwurf im allgemeinen die wasserrechtlichen Bestimmungen geregelt hat und ihm zu regeln gelungen ist, so ist es doch der Kommission des Abgeordnetenhauses auch geglückt, recht erhebliche Verbesserungen an dem Entwurf vorzunehmen. Im Nachstehenden können nur die wichtigsten Kommissionsbeschlüsse hervorgehoben werden.

1. Gemeingebrauch und Wasserzins.

Zunächst hat die Kommission in § 25 als zum Gemeingebrauch gehörig auch das Kahnfahren, das Eislaufen und die Entnahme von Eis und Wasser für die eigene Haushaltung und Wasserwirtschaft freigegeben und insoweit den Entwurf verbessert. Sie hat damit eine große Tat getan, indem sie dem Beispiel anderer Wassergesetze, insbesondere dem sächsischen Gesetz vom 12. März 1909 (§ 22), gefolgt ist, und sei ihr hierfür besonderer Dank dargebracht. Die deutsche Jugend wird hiervon Gebrauch zu machen wissen. Allerdings kommt der hinkende Bote nach. Es heißt nämlich im § 39, daß die Wasserpolizeibehörde den Gemeingebrauch aus Gründen des öffentlichen Wohles regeln, beschränken oder verbieten kann.

Das Baden und Schlittschuhlaufen ist darnach zwar allgemein erlaubt. Indes verbietet die Polizei das Baden außerhalb der Badeanstalten und das Schlittschuhlaufen außerhalb der abgesteckten Eisbahnen. So verbietet auch die Spandauer Polizei bei Strafe das Eislaufen außerhalb der Eisbahnen und macht dies immer wieder bekannt. Die Kinder kehren sich zwar nicht sonderlich daran. Erwachsene, die bloß auf dem Eise neben der Bahn zusehend gestanden haben und gar nicht Schlittschuh gelaufen sind, sind schon bestraft worden. Daß eine derartige Handhabung böses Blut macht, leuchtet ein.

Indes wie verhält es sich mit der fiskalischen Verpachtung von Eisflächen zum Schlittschuhlauf nach dem Entwurf? Der Fiskus wird sich auch mit Leichtigkeit des § 39 bedienen können, um jedenfalls eine Pacht für die Anlage einer Eisbahn zu erlangen. Vielleicht führt aber doch dieser allgemein von der Kommission ausgesprochene Grundsatz der Freiheit für Eislaufen, Kahnfahren dazu, daß eine mildere Handhabung allmählich bei den Behörden Platz greift. Nach § 106a können bei Wasserläufen erster Ordnung, nämlich bei schiffbaren Strömen, für die über den Gemeingebrauch hinausgehende Benutzung Gebühren zur Staatskasse erhoben werden. Damit wird durch den Entwurf der sogenannte Wasserzins eingeführt. Es fragt sich, ob diese Abgabe auch von Badeanstalten und Eisbahnen gefordert werden kann.

Nach dem Wortlaut von § 106a nicht, da dieser ausdrücklich einen Wasserzins nur gestattet, sofern die Wassernutzung nicht unter den Gemeingebrauch fällt. Baden und Eislaufen sind aber als zum Gemeingebrauch gehörig nach § 25 jedermann freigegeben. Ich fürchte jedoch, der Fiskus wird Wege finden, um eine Pacht von Badeanstalten und Eispächtern wie bisher zu erheben. Denn er kann geltend machen, daß er den Pachtzins (oder Wasserzins) sich nicht für das Baden zahlen läßt, sondern für die Erlaubnis, daß auf einer Fläche des öffentlichen Stroms eine Badeanstalt (eine Gebäulichkeit) errichtet wird, er wird also den Wasserzins für die von der Badeanstalt eingenommene Grundfläche des Stroms beanspruchen, welche Fläche ja gerade infolge Errichtung der Badeanstalt

dem Gemeingebrauch nicht mehr zugänglich bleibt, also eigentlich dafür, daß diese Fläche dem Gemeingebrauch entzogen werden darf. Ähnliche Rechtsausführungen können für das Verpachten von Eisflächen geltend gemacht werden.

Meines Erachtens erscheint es aber recht hart, wenn eine Badeanstalt, die an einem Fluß wie der Oder seit Jahrhunderten bestanden hat, jetzt plötzlich eine Abgabe an den Staat zahlen soll. Sollten nicht wenigstens Badeanstalten, deren wir viel zu wenig in unserm Lande haben, von derartigen Abgaben ein für alle mal frei gelassen werden? Allerdings, wenn der Staat sie frei läßt, was das richtige wäre, so wird man ihm statt des Wasserzinses vielleicht besser das Recht dafür zugestehen müssen, daß der Preis für die Benutzung der Anstalt eine gewisse Höhe nicht überschreitet oder daß es mindestens an gewissen Wochentagen einen billigeren Eintrittspreis gibt. Eine derartige Wassergesetzgebung würde viel sozialer und hygienischer wirken, als die wenigen Mark, die der Staat sich etwa von Badeanstalten mit Hilfe des Wasserzinses künftighin erringen wird. Diese geringen Abgaben und ihre geringen Erträge haben nicht bloß keinen Einfluß auf die Finanzen des preußischen Staates, sondern sie schaden der Gesundheit unseres Volkes und der Ausbildung der Körper unserer Jugend. Wir müssen auch dahin kommen, wohin die Griechen gekommen sind, daß kein Kind des Schwimmens unkundig aus der Schule entlassen wird. Aber wir sind noch weit davon entfernt.

Auch aus dem Schlittschuhlaufen sucht der Staat mit Hilfe eines Wasserzinses eine Abgabe herauszuschlagen. Ich vermag es nicht für gerechtfertigt zu finden, daß Eisbahnen auf öffentlichen Wasserläufen und auf öffentlichen Wasserflächen gegen so hohe Geldzahlungen verpachtet werden, daß der Pächter einen höheren Eintrittspreis als 10 Pfennige verlangen muß, und um nur auf seine Kosten zu kommen, Eintrittspreise bis zu 30 Pfennigen erheben muß. Sollte wirklich der Staat nicht wenigstens den Schulkindern auf öffentlichen Gewässern freie Eisbahn gewähren können und sollte er nicht auch den ärmeren Klassen eine Eisbahn freihalten? Der Fiskus ist eben auch bei uns zu fiskalisch und die Regierung übersieht bei der Wahrung der fiskalischen Interessen all zu sehr das Gemeinwohl und die Volksgesundung. Also fort mit dem Wasserzins auf Badeanstalten und bei den zum Eislauf zu verpachtenden Eisflächen der öffentlichen Ströme! Sorge vielmehr der Fiskus dafür, daß die Badeanstalten und die Eisbahnen gegen billiges Entgelt benutzt werden können, sodaß der Pächter auch auf seine Rechnung kommen kann, ohne weitere Abgaben zu zahlen. Man verpachte die Eisbahnen nicht an diejenigen, die die meisten Abgaben an den Staat zahlen, sondern verpachte sie an diejenigen, die sich erbieten, die billigsten Eintrittspreise zu erheben. In gleicher Weise verfahre man mit den Badeanstalten.

Wenn man daher Wasserflächen für Badeanstalten und zum Eislauf künftig mit der Maßgabe verpachtet, daß nur ganz niedrige Eintrittspreise erhoben werden dürfen, so schließt das selbstverständlich nicht aus, daß daneben in zweiter Stelle

auch Badeanstalten und Eisbahnen eröffnet werden, bei denen nur gegen höheres Entgelt der Eintritt gestattet zu werden braucht. Aber allgemein auf die Forderung eines höchsten Entgelts zu streben, ist fehlerhaft.

Man spricht jetzt viel von den Grunewaldseen, daß sie vertrocknen und in andere Hände übergegangen seien und daß sie eingezäunt werden. Aber schon vor Jahren wurde der Schlachtensee an einzelnen Stellen eingezäunt, sodaß die Anlieger nicht einmal etwas Wasser aus dem See schöpfen konnten. Wird dies künftig nach dem Entwurf zulässig sein? Es kommt dies darauf an, ob der See einen Abfluß hat oder nicht. Wenn er einen Abfluß hat, dann ist auf ihm das Eislaufen freigegeben und das Schöpfen auch. Es wird der Eigentümer des Sees dann also denselben doch wohl nicht so einzäunen dürfen, daß man darauf nicht Eislaufen darf und daß man darin kein Wasser schöpfen kann, vielleicht auch nicht so, daß man gar nicht darin baden kann. Bei den Grunewaldseen kommt noch in Betracht in Rücksicht darauf, daß, weil ihr Wasserstand zurückgetreten ist, ihre Grundfläche weiter geht, als der jetzige Wasserstand, und daß daher der Eigentümer des Sees den Zaun an die Grenze, also mehrere Fuß vom Beginn des Wasserstandes ab hinein in das Land setzen könnte.

Wenn allerdings die Grunewaldseen schon so zurückgegangen sind, daß sie sämtlich keinen Abfluß mehr haben, dann findet an ihnen nach dem Entwurf auch kein Gemeingebrauch mehr statt. Dann können sie wie andere Grundstücke eingezäunt werden.

2. Behörden.

Von vielen Seiten ist immer und immer wieder die Schaffung besonderer Behörden für die Wasserwirtschaft, nämlich die Schaffung besonderer Wasserämter verlangt worden, weil die Überzeugung doch weite Kreise erfaßt hat, daß unsere jetzt bestehenden Behörden nicht imstande sind, die wasserrechtlichen Fragen zutreffend, d. h. aus den wasserwirtschaftlichen Bedürfnissen heraus zu entscheiden, zu regeln, zu ordnen und zu beaufsichtigen. Man braucht dazu Menschen, die etwas mehr und öfter sich mit dem Wasserrecht beschäftigen, als solche, die etwa höchstens alle 3 Jahre einmal eine wasserrechtliche Streitfrage entscheiden. Wenn in der Technik die Arbeitsteilung immer weitere Fortschritte macht, so darf die Wasserwirtschaft damit nicht zurückbleiben. Wenn man jetzt in Preußen die Zivilrechtspflege und Verwaltungsrechtspflege getrennt hat, so entspricht dies dem Grundsatz der Arbeitsteilung, und wenn wir in der Arbeitsteilung weiter fortschreiten, so ist nicht daran zu zweifeln, daß die betreffenden Beamten immer tiefer eindringen werden in die einzelnen Schäden und den Ansprüchen der Interessenten besser gerecht werden können.

Der Entwurf hat jedoch von der Schaffung besonderer Wasserämter abgesehen. Er hat zwar für jede Provinz einen Wasserbeirat zur begutachtenden Tätig-

keit sowie einen Stromausschuß vorgesehen und die Bildung von Schauämtern bei Wasserläufen zweiter und dritter Ordnung gestattet. Die Kommission ist jedoch mit Recht weitergegangen. Sie hat die Bildung von Schauämtern für Wasserläufe zweiter und dritter Ordnung als zwingend vorgeschrieben und damit die Selbstverwaltung sicherlich gefördert.

Die Kommission hat auch weiter, und dies dürfte ihr Hauptverdienst sein, den Kreisausschuß möglichst ausgeschaltet und die Erledigung aller wichtigeren Sachen dem Bezirksausschuß übertragen. Der Bezirksausschuß ist nach den Beschlüssen der Kommission in hervorragender Weise mit der Ordnung der wasserrechtlichen Verhältnisse betraut, die irgendwie von größerer Wichtigkeit sind, und das mit Recht; denn nur beim Bezirksausschuß ist es möglich, daß eine übersichtliche Teilung stattfinden kann und daß dort sich sachkundige Personen herausbilden, die sich nur oder doch hauptsächlich nur mit wasserrechtlichen Fragen beschäftigen.

Es ist eine glückliche Lösung der Kommission, daß das Wasserbuch beim Bezirksausschuß von einem besonderen Beamten, der damit zu betrauen ist, geführt werden soll. Es ist dies die Schaffung eines Wasseramts auf Umwegen. Denn schafft man Beamte, die sich nur mit wasserrechtlichen Fragen zu beschäftigen haben, so sind dies Wasserbeamte und es verschlägt nicht viel, daß ihr Amt nicht geradezu Wasseramt heißt. Es fragt sich allerdings, wie der Bezirksausschuß künftig zu gestalten sein wird. So wie er jetzt ist, wird es nicht weiter gehen, selbst wenn der Bezirksausschuß keine wasserrechtlichen Funktionen übertragen erhält. Denn schon die Rechtsprechung in der Reichszuwachssteuer wird es dahin bringen, daß der Bezirksausschuß immer mehr überbürdet wird, und so werden wohl beim Bezirksausschuß mehrere Kammern gebildet werden müssen, vielleicht eine Kammer für die Grundwertsteuer und Reichszuwachssteuer, eine für die wasserrechtlichen Fragen und eine für die allgemeine Verwaltung der Gemeinden und Städte. Man tue dies und versehe diese Kammern stets mit einem für das Richteramt zugelassenen Beamten, der ständig darin sitzen muß gewissermaßen als Dezernent der Kammer; man teile die Ehrenbeisitzer nach den Kammern, sodaß jede Kammer besondere Ehrenbeisitzer erhält. Denn will man überhaupt die Ehrenbeisitzer an diesem wichtigen Gerichtshofe aufrecht erhalten, so wird man sie entlasten müssen. Es geht nicht an, daß die ehrenbeamteten Personen im Bezirksausschuß so oft, vielleicht wochenlang sitzen müssen und ihrem Berufe entzogen werden. Es ist undenkbar, daß der einzelne unstudierte Laienbeisitzer für alle Fragen der Wertzuwachssteuerordnung, der Gewerbesteuerordnung, des Wassergesetzes und für sonstige Fragen insoweit sich einarbeiten kann, um irgendwie dem gelehrten Mitgliede zu helfen.

Schafft man aber — es wird mit der Zeit geschehen müssen — bei dem Bezirksausschusse Kammern mit besonderen Dezernenten und besonderen Ehrenbeisitzern, so würde die Arbeitsteilung einen Schritt weiter machen und damit unsere Verwaltungsrechtsprechung ganz wesentlich gefördert werden.

Sollten wir die Schaffung besonderer Kammern beim Bezirksausschuß dem Wassergesetz verdanken, so wird das Wassergesetz sich ein großes Verdienst um die allgemeine Staatsverwaltung erwerben.

Die Kommission hat zwar den Antrag 142 auf Verstärkung des Bezirksausschusses abgelehnt. Indes wird sich später eine derartige Ergänzung des Bezirksausschusses ganz von selbst machen, sobald seine Überbürdung festgestellt sein und sich erwiesen haben wird. Die Kommission hat daher mit der Erweiterung der wasserrechtlichen Tätigkeit des Bezirksausschusses das Richtige getroffen. Wenn sie daneben den Kreisausschuß für die unbedeutendsten Sachen noch für zuständig gelassen hat, so mag dies als eine Konzession der Regierung gegenüber mit in Kauf genommen werden.

Aber die Kommission hat noch ein weiteres Verdienst sich erworben. Während der Entwurf der Ortspolizeibehörde, also in der Regel dem Amtsvorsteher, die Wasserpolizeigewalt für Wasserläufe dritter Ordnung übertrug, hat die Kommission die Wasserpolizeigewalt nicht bloß für Wasserläufe zweiter, sondern auch für Wasserläufe dritter Ordnung grundsätzlich dem Landrat (in Stadtkreisen der Ortspolizeibehörde) übertragen, allerdings mit der Maßgabe, daß der Landrat ganz nach seinem Belieben die Wasserpolizeigewalt in einzelnen Fällen oder allgemein einem beteiligten Amtsvorsteher übertragen kann. In dieser Art der Übertragung liegt ein gewisses Moment der Rechtsunsicherheit, wenn auch der Entwurf es bei den allgemeinen Rechtsmitteln gegen die Verfügungen des Amtsvorstehers beläßt. Es fragt sich, kann der Landrat die einmal erlassene Übertragung widerrufen? Man wird dies wohl anzunehmen haben. Dann fragt es sich weiter, gilt die Übertragung für die ganze Amtszeit des Amtsvorstehers? Auch dies wird zu bejahen sein. Schwerlich gilt sie aber über die Amtszeit des Landrats hinaus. Ein neuer Landrat würde also wieder von neuem seine Befugnisse beschränkt oder unbeschränkt dem betreffenden Amtsvorsteher zu übertragen haben.

Wie dem auch sein mag, jedenfalls stellen die Vorschläge der Kommission bezüglich der Behörden in allen Punkten eine bedeutende Verbesserung dem Entwurf gegenüber dar.

3. Entschädigung.

Bei der Entschädigungsfrage hat auch die Kommission erhebliche Verbesserungen an dem Entwurf vorgenommen. Zu diesen Verbesserungen rechne ich, daß die Kommission mehrfach, wo nach dem Entwurf nur eine billige Entschädigung den Geschädigten zugesprochen ist, an Stelle der Entschädigung durch Billigkeit volle Entschädigung gewährt. Immerhin hat sie in einigen Fällen die billige Entschädigung gelassen, ja sie in § 51 Abs. 1 neu eingeführt, während sie in § 52 bei Veränderung des Grundwasserstandes volle Entschädigung daraus gemacht hat. Auch in diesen Fällen hat sie das Richtige getroffen.

In zwei Punkten ist sie nicht bloß über den Regierungsentwurf, sondern sogar noch über das jetzt geltende Gesetz hinausgegangen. So hat sie nämlich in § 24a den Grundsatz ausgesprochen, daß für den Schaden, der durch die unerlaubte Verunreinigung eines Wasserlaufs entsteht, der Unternehmer der Anlage, von der die Verunreinigung herrührt, allemal aufzukommen hat, sofern er nicht gerade beweist, daß die Verunreinigung durch höhere Gewalt verursacht worden ist. Zum ersten Male ist dieser Grundsatz bei uns den Bahnen gegenüber ausgesprochen worden (vergl. § 1 des Reichs-Haftpflicht-Gesetzes). Mit Recht geht die Kommission weiter und läßt diesen Grundsatz auch dem Unternehmer gegenüber gelten, der Anlagen unterhält, durch welche das Wasser verunreinigt werden kann.

In der Praxis ereignete es sich nicht selten, daß in der Nacht plötzlich irgendwie der Flußlauf verunreinigt wurde. Man konnte zwar feststellen, daß eine grobe Verunreinigung stattgefunden hatte, und daß ein großer Schaden verursacht war, endlich nach vielen Nachforschungen auch, daß die Verunreinigung nur von einer bestimmten Fabrikanlage am Flusse herrührte, aber man konnte ein Versehen, ein Verschulden ihrem Besitzer nicht nachweisen. Die Klage des Geschädigten wurde daher mangels Nachweises eines Verschuldens vom Gericht abgewiesen, denn es konnte nicht festgestellt werden, wie sich die Sache zugetragen hatte. Die betreffenden Arbeiter waren vielleicht entlassen oder fortgelaufen und niemand wußte etwas Näheres. Sollte man diesen Grundsatz, den die Kommission bei der Verunreinigung der Flüsse mit Recht ausgesprochen hat, nicht auf wasserwirtschaftliche Unternehmen verallgemeinern? Sollten nicht auch die Stadtgemeinden, die ihre Druckrohre durch andere Städte und Dörfer durchführen, für ein Platzen des Rohres und den dadurch verursachten Schaden aufzukommen haben, auch wenn ein Verschulden sich nicht nachweisen läßt?

Sollte nicht auch der Besitzer einer Stauanlage oder Schleuse für den Schaden, den ein Durchbrechen der Schleuse verursacht, verantwortlich sein, sofern der Schaden nicht durch höhere Gewalt verursacht ist? Man denke doch an das Brechen der Sperrmauer bei einer Talsperre. Durch die Talsperre und die Schleuse haben die Unternehmer Reichtümer auf Reichtümer gehäuft, und wenn infolge irgend welcher mißlichen Verhältnisse die Schleuse bricht oder die Sperrmauer reißt und das Wasser das untergelegene arme Dorf wegspült, sollte da der reiche Unternehmer nicht für den Schaden aufzukommen haben, auch wenn ihm gerade nicht ein Verschulden nachzuweisen ist? Ich möchte dies bejahen.

Wird eine solche Gesetzesbestimmung geschaffen, so werden Versicherungsgesellschaften in kurzer Zeit bereit sein, die Unternehmer gegen diese Schäden zu versichern. Aber die Versicherungsgesellschaften werden auch dafür sorgen, daß die Schleusen und die Wehre immer sorgfältig instand gehalten werden, sodaß ein Brechen derselben nach menschlichem Ermessen ausgeschlossen ist, und so würde

eine solche Gesetzesbestimmung zum Inslebenrufen der Versicherung und sicherlich erheblich zur Verminderung solcher Schäden beitragen.

Der Beschluß der Kommission in § 24a, wonach der Unternehmer nur im Falle höherer Gewalt vom Schadenersatz frei ist, dürfte daher — trotz des Widerspruchs der Regierungsvertreter nicht bloß beizubehalten, sondern womöglich zu verallgemeinern sein.

Hat die Kommission so in § 24a in schöpferischer Weise neue Rechtsgrundsätze gebildet, so hat sie in ähnlicher schöpferischer Weise in § 313a den Schaden weitergehend bemessen, als das bisher in unserem Recht zulässig war, nämlich in den Fällen, in welchen zugunsten eines Unternehmens bei der Verleihung sich ein Privateigentümer gewisse Beschränkungen gefallen lassen muß, wie die Pflicht der Durchlegung einer Wasserleitung durch das Grundstück, der Anschluß eines Stauwerks an das Ufer. In diesen Fällen soll der Unternehmer, der derartige neue Anlagen mit Benutzung fremden Grundeigentums herrichten will, dem davon betroffenen Grundstückseigentümer nicht bloß den Schaden ersetzen, der bisher bei uns als Schaden erachtet ist, sondern es soll nach § 313a bei Bemessung des Schadens jedes Interesse des Geschädigten berücksichtigt werden, also insbesondere auch, wie die Beratungen der Kommission ergeben, die Unbequemlichkeiten und Unannehmlichkeiten, die ein Privateigentümer dadurch hat, daß durch sein Grundeigentum eine Wasserleitung geführt wird, die doch ständig beaufsichtigt und kontrolliert werden muß usw. Es soll j e d e s Interesse des Beschädigten bei Berechnung des Schadens berücksichtigt werden. Solche Unbequemlichkeiten und Unannehmlichkeiten hatte unser Recht bisher nicht in Geld entschädigt im Gegensatz zum französischen Recht.

Der § 313a bedeutet für unser Recht eine Neuerung, einen erheblichen Fortschritt über den Begriff des Schadens, er ist mit Freuden zu begrüßen und wird hoffentlich dazu führen, daß unsere engherzige Auffassung vom Schadenersatz allmählich einer weitergehenden Auffassung Platz macht, die dem Recht des Geschädigten besser gerecht wird.

Wenn ein Unternehmen, wie ein wasserrechtliches Unternehmen, auf Grund der Verleihung fremdes Grundeigentum beansprucht, um Gewinn zu machen, so erscheint es recht und billig, wenn der dadurch betroffene Grundeigentümer nicht bloß den Schaden ersetzt erhält, den er nach der jetzigen Auffassung unserer Richter auf Heller und Pfennig nachweisen kann, sondern auch eine Entschädigung für die Unannehmlichkeiten, die ihm zugefügt werden, ohne daß gerade sein Vermögen betroffen wird. Man sollte lieber derartige Rechte, wonach man fremdes Grundeigentum zu wirtschaftlichen Unternehmungen in Anspruch nehmen darf, vermehren und dabei den Grundsatz des § 313a befolgen, als durch Ängstlichkeit, weil man doch dem Grundeigentümer niemals allen Schaden ersetzen kann, von der Gewährung solcher Rechte absehen.

Das Privateigentum an Grundstücken ist jetzt großen Anfeindungen ausgesetzt

und es sind Bestrebungen an der Tagesordnung, die mittelbar oder unmittelbar zur Aufhebung des Privateigentums führen. Dieser Kampf gegen das Privateigentum wird sich mindern, sofern der Gesetzgeber in weiser Fürsorge versteht, die Rechte, die sonst die Zwangsenteignung gewährt, andern privatwirtschaftlichen Unternehmungen in leichterer Weise zuteil werden zu lassen. Damit komme ich zu einem anderen Punkte.

4. Notwege.

Wenn ich bisher die Beschlüsse der Kommission nur habe loben und rechtfertigen können, so ist leider ein Beschluß der Kommission eine grobe Verschlechterung des Entwurfs. § 310 des Regierungsentwurfs lautete folgendermaßen:

„1. Fehlt einem Grundstücke die zur ordnungsmäßigen Benutzung notwendige Verbindung mit einem Wasserlauf erster Ordnung als Schiffahrtsstraße durch Wege-, Gleis- oder ähnliche Anlagen, so kann der Eigentümer von den Nachbarn verlangen, daß sie bis zur Hebung des Mangels die Benutzung ihrer Grundstücke zur Herstellung der erforderlichen Verbindung dulden.

2. Die Nachbarn, über deren Grundstück der Notweg führt, sind durch eine Geldrente zu entschädigen."

Diese Bestimmung hat die Kommission gestrichen mit der Befürchtung, daß dadurch dem davon betroffenen Privateigentümer zu viel zugemutet werde, indes meines Erachtens zu Unrecht. Will man auf dem Gebiete der wirtschaftlichen Unternehmungen Fortschritte erreichen, so darf man diese Fortschritte nicht durch die Grenzen des Privateigentums unmöglich machen. Sofern der betroffene Grundeigentümer Entschädigung reichlich, meinetwegen sogar überreichlich erhält, wird man dies kaum als eine Härte erklären können. Aber nicht zu billigen ist es, wenn Unternehmer es verstehen, mit Hilfe des Privateigentums das Eigentum anderen wertlos zu machen. So verstand es ein Ziegeleibesitzer rechtzeitig einen Streifen Land an der Wasserstraße zu erwerben, sodaß die dahinter liegenden Tonberge ohne seine Zustimmung nicht ausgebeutet werden konnten. Warum soll einem Tonlager oder einem Kieslager, welches nur durch einen Stichkanal bis zur nahen Schiffahrtsstraße erschlossen werden kann, diese Möglichkeit nicht wirtschaftlich und rechtlich gegeben werden, auch wenn der Stichkanal durch fremdes Grundeigentum gehen muß? Liegt es doch gerade im Interesse der Landwirtschaft, derartige Schätze des Bodens heben zu können. Und wenn auf Grund eines im Mittelalter entstandenen Rechts unser preußisches Berggesetz jedem unbedeutenden Braunkohlenwerk die Befugnis erteilt, fremdes Grundeigentum zu seinem Zweck zu benutzen, so wird man in heutiger Zeit wohl zugeben müssen, daß Braunkohlen zu fördern jetzt volkswirtschaftlich oft weniger wert ist, als ein Kieslager zu erschließen. Wenn man daher schon im Mittelalter zugunsten des Bergbaus nicht bei dem Privateigentum Halt machte, so wird man wohl in heutiger Zeit diese Grundsätze des Bergbaus verallgemeinern und sie auf wasser-

wirtschaftliche Unternehmungen übertragen dürfen. Wird doch gerade unser Bergrecht allgemein als vorzüglich anerkannt.

Nun kann man einwenden, daß bei uns ja ein Zwangsenteignungsgesetz besteht und daß auf Grund desselben sehr wohl fremdes Grundeigentum in Anspruch genommen werden kann. Allerdings für große Unternehmungen reicht das Gesetz aus, aber dem kleinen Mann, den mittelstandlichen Unternehmungen wird dadurch niemals geholfen werden können. Man verallgemeinere daher bei wasserwirtschaftlichen Unternehmungen jenen Grundsatz des Bergrechts und gebe der Fabrik und dem Privatmann, der sein Grundstück mit dem nahen Wasserwege durch einen Stichkanal verbinden will, das Recht, ihn durch fremdes Grundeigentum legen zu dürfen*). Nur wenn es uns gelingt, die wasserwirtschaftlichen Schätze zu erschließen, nur wenn es uns gelingt, zahlreich Stichkanäle in unsere mit teurem Gelde erbauten und instand gehaltenen Wasserstraßen zu führen, wird die Allgemeinheit von den Wasserstraßen einen Vorteil haben und wird das ganze Land in wasserwirtschaftlicher Hinsicht aufblühen können. So wenig die Vollbahnen der Nebenbahnen entbehren können und diese möglichst viel Anschlußgleise haben müssen, ebenso muß auch der Schiffahrtskanal allen Interessenten den Anschluß möglichst leicht machen. Sollte statt des Stichkanals zweckmäßiger nur ein Schienengleis gelegt zu werden brauchen, wie der § 310 des Entwurfs vorschlug, so wird man erst recht das Mindere dem wirtschaftlichen Unternehmen zugestehen müssen. Aber selbst dieses Mindere hat die Kommission gestrichen, meines Erachtens zu Unrecht.

Man stelle § 310 des Entwurfs wieder her, und erweitere ihn auf Stichkanäle, dann wird unsere Volkswirtschaft von den Schätzen des Wassers in jeder Weise Gebrauch machen und dadurch aufblühen können. Dann wird für die Unternehmungen der heutigen Volkswirtschaft das private Grundeigentum keine Fessel mehr sein.

---

*) Zweckmäßig ist bereits in § 15 des Wasserstraßengesetzes vom 1. April 1905 die Enteignung für Stichkanäle erheblich erleichtert. Ihre Zulässigkeit wird darnach schon vom Bezirksausschuß ausgesprochen. Diese Erleichterung ist im Entwurf leider nicht aufgenommen.

Geheimrat Prof. Dr. Ludwig Geiger: Handschriftenjagden.

Aus meinem Skizzenbuch.

Wer einmal Blut geleckt hat, findet Geschmack daran. Wer einmal Handschriften ediert hat, den läßt la fureur de l'inédit, wie ein Franzose einmal gesagt hat, nicht wieder los. Ich habe als junger Doktor vor nunmehr 44 Jahren angefangen, Briefe deutscher Humanisten in der damaligen Kaiserlichen Bibliothek in Paris und in Bibliotheken deutscher Provinzstädte abzuschreiben, — fast ein halbes Jahrhundert treibe ich nun dieses edle Jagdvergnügen. Denn es ist eine Freude und zugleich oft eine wilde Jagd. Nichts falscher als die Vorstellung des Laien und des jungen Gelehrten, daß das Finden von Handschriften eine so einfache Sache sei. Das bequemste ist ja freilich, wenn man in eine Bibliothek geht, von der man weiß, daß sie Handschriften verwahrt, und sich die betreffenden vorlegen läßt, oder noch bequemer ist es, daß man an die Verwaltung schreibt und sich die Bände ins Haus kommen läßt, was wenigstens die Direktion der Dresdener Bibliothek früher mit unvergleichlicher Liberalität tat. — Aber die Sache hat mitunter ihre Haken.

Gleich meine erste Handschriftenjagd hatte einen solchen. Als 20jähriger junger Schriftsteller ging ich nach Paris. Ich pürschte nach Briefen des großen Humanisten Johannes Reuchlin und wußte, daß die Briefbücher eines deutschen bildungsfreundlichen Mönches Nikolaus Elbogen in Paris aufbewahrt würden. Der große Historiker Georg Waitz in Göttingen, mein unvergeßlicher Lehrer, hatte mir ein offenes Empfehlungsschreiben an den damaligen Chef des Handschriftenkabinetts Leopold Delisle gegeben. Dies gab ich ab. Aber die Sache war nicht so einfach, denn die Kenntnisse des Herrn Delisle im Deutschen waren nicht allzu groß, Waitz hatte deutsch geschrieben und zwar in einer ziemlich undeutlichen Handschrift. Da hieß es nun für mich, der ich gerade kein fertiger Franzose war, die schwere Handschrift zu entziffern und dem Gewaltigen zu übersetzen. Aber es ging und ich bekam die Handschrift.

Das war zwar auch ein Rennen mit Hindernissen, aber keine eigentliche Jagd, und von Jagden möchte ich hier erzählen.

I. Goethe.

Als ich das Goethe-Jahrbuch herauszugeben anfing (1881), gab es noch keine Goethe-Gesellschaft und kein Goethe-Archiv; tausende von Goethe-Briefen waren ungedruckt. Es war keine leichte Aufgabe, sie den Besitzern zu entreißen, denn viele, wenn nicht die meisten, saßen fest auf ihren Schätzen. Zwei Männer, von denen der eine noch unter den Lebenden weilt, nenne ich dankbar, die aufs liebens-

würdigste nicht nur jeder Bitte entsprachen, sondern, sobald sie etwas Unveröffentlichtes erworben hatten, mir davon Kenntnis gaben und die Erlaubnis zur Veröffentlichung erteilten: Alexander Meyer-Cohn in Berlin und Karl Meinert, damals in Dessau. Bei manchen Besitzern bekam ich leichten Zutritt, z. B. dem kürzlich verstorbenen Baron Schimmelpfennig v. d. Oye, dem Gatten der großen Sängerin Matilde Mallinger, der mir, dem Unbekannten, auf einen Besuch hin kostbare Blätter anvertraute. In anderen Fällen ging es schwerer.

In einem Verzeichnis ungedruckter Goethe-Briefe stand zu lesen, „ein 12seitiger Brief Goethes an seine Schwiegertochter ist in der Königlichen Bibliothek zu Berlin in der Varnhagenschen Sammlung gefunden worden, er wird im Goethe-Jahrbuch 1882 veröffentlicht werden". Kaum hatte ich die Notiz gelesen, als ich in die Königliche Bibliothek ging. Damals konnte man, namentlich wenn es sich um wichtige Briefe handelte, nicht ohne weiteres im Handschriftenzimmer sich das betreffende Stück vorlegen lassen, man mußte sich vielmehr an den Oberbibliothekar wenden, wie der oberste Leiter zu jenen Zeiten hieß. Der Oberbibliothekar war der berühmte Ägyptologe Lepsius. Neuere deutsche Literatur galt in jenen vergangenen Zeiten noch nicht als besonders wissenschaftlich; neuere deutsche Romane wurden nur ausnahmsweise verliehen, die Goethe-Philologie war noch in ihren Anfängen. Als ich daher dem etwas wortkargen und nicht leicht zugänglichen Herrn meine Bitte vortrug, begegnete ich keiner großen Sympathie. Nach längerem Schweigen war seine einzige, in eine Frage gekleidete Antwort: „Was steht in dem Briefe?" Worauf ich erwiderte: „Das möchte ich selbst gerne wissen." Auf diese Antwort hin bekam ich die Erlaubnis zur Benutzung des Briefes. Meine Erwartungen wurden indessen sehr getäuscht, die angeblichen 12 Seiten schrumpften auf 1½ zusammen und auch der Inhalt erwies sich als nicht besonders bedeutend.

Die Hauptstätte für Goethefunde war natürlich auch damals schon Weimar. Drei Jagdgründe waren hier aufzusuchen: ein Privatarchiv, die großherzogliche Bibliothek, der Besitz der damals noch lebenden Herren v. Goethe. In dem Privatarchiv hatte ich großes Glück. Es war dies die sogenannte Froriepsche Sammlung, die Hinterlassenschaft von Friedr. Just. Bertuch, des ehemaligen Chatuliers des Großherzogs Karl August. Die Erben sollten, wie es in dem schon angedeuteten gedruckten Verzeichnis hieß, ein paar Dutzend Briefe Goethes an Bertuch besitzen. Ich erreichte leicht meinen Zweck; die gesondert aufbewahrte Mappe mit den Goethe-Briefen wurde mir sofort vorgewiesen und das riesige Bertuchsche Archiv, bisher noch von keinem benutzt, ein Archiv, das viele Tausende von Briefen berühmter und unberühmter Zeitgenossen enthielt, ward mir aufgetan. Ich konnte ihm unendlich viele wichtige Äußerungen über Goethe entnehmen, auch das einzige erhaltene Fragment der Spottschrift Goethes „Das Unglück der Jakobys" konnte daraus entnommen werden.

Auch der Großherzog Karl Alexander von Weimar, ein liebenswürdiger und

sehr mit Unrecht häufig gehöhnter Fürst — von meinen Beziehungen zu ihm gedenke ich ein anderes Mal zu erzählen — war sehr gnädig. Er gestattete mir ohne weiteres die Briefe Goethes an Heinrich Meyer, den Weimarischen Kunstfreund, der jahrzehntelang mit Goethe intim zusammengelebt hatte, abzuschreiben und zu veröffentlichen.

Nicht so erfolgreich war ein Besuch bei den Herren v. Goethe, den beiden Enkeln Walther und Wolfgang, zwei kränklichen Herren, die als Einsiedler hausten und still ihren Liebhabereien nachgingen, der eine war ein nicht unbegabter Musiker, der andere ein Gelehrter, der ein paar Studien über Renaissanceliteratur veröffentlicht und sich in seinen jungen Tagen als Dichter versucht hatte. Da ich mit diesem Forscher über Renaissancedinge schon mehrmals Briefe gewechselt hatte, wurde ich vorgelassen, was nicht jeder Sterbliche von sich rühmen kann, denn ein grimmer, weiblicher Cerberus bewachte das Haus. Ich durfte den ersten damals erschienenen Band des Goethe-Jahrbuches überreichen und wurde in ein Gespräch gezogen, in dem von Berlin, seinen Schriftstellern und seinen Musikern die Rede war, aber es wurde mir nicht leicht gemacht, die Unterhaltung auf den „Großvater" zu lenken. Und als es doch geschehen war, mit einer Geschicklichkeit, die bei mir, dem damals sehr schüchternen Menschen bemerkenswert war, wurden die etwas steifen alten Herren immer zugeknöpfter. Einen Einlaß ins Goethe-Archiv erbat ich vergebens.

„Wir wollen sehen, ob wir von dem Großvater etwas finden", das war der einzige Bescheid, dessen ich mich erfreute. Im Laufe der Jahre fanden sie zwar etwas, aber nichts von alle dem Köstlichen, was man in den letzten 25 Jahren nach dem Tode der beiden Enkel dem Goethe- und Schiller-Archiv entnommen hat, sondern nur ziemlich unbedeutende, an Goethe gerichtete Episteln. Und auch diese bekam ich nicht etwa zur Bearbeitung, sondern nur durch Vermittlung des einzigen Vertrauten der Enkel Goethes, des Herrn Professor Bratranek, eines zwar ganz kenntnisreichen Mannes, der aber in seiner philiströsen, pedantischen Manier so ziemlich der ungeeignetste Herausgeber Goethescher Briefschaften war.

II. Das junge Deutschland. Die deutsche Literatur der 40er Jahre.

Als ich am Ende der 80er Jahre ein Publikum über „Das junge Deutschland" an der Berliner Universität ankündigte, das einen außerordentlichen Zulauf hatte, — die jungen Herren meinten wohl Aufklärungen über die zeitgenössische, nicht über die fast 50 Jahre zurückliegende Literatur zu erhalten, — war ich auf das Kolleg wohl vorbereitet durch Kenntnis der gedruckten Literatur; Handschriftliches aber stand mir wenig zu Gebot. Die schier unerschöpflichen Manuskriptschätze der Varnhagenschen Sammlung in der Berliner Bibliothek gewährten zwar

mancherlei, aber sie erregten den Durst eher, als daß sie ihn stillten. Da kam ich auf die Idee, die Staatsarchive zu befragen. Der Gedanke erscheint einfach genug, aber niemand war bisher darauf gekommen. Einfach genug, denn Börne und Heine hatten mit der Zensur Schwierigkeiten gehabt und die Zensur war ein staatliches Institut. Börne hatte mit dem Frankfurter Stadtgefängnis Bekanntschaft gemacht, Gutzkow mit dem Mannheimer und Laube war zu sieben Jahren Festung verurteilt worden und hatte diese freilich in der sehr fidelen Festung, die gar keine Festung war, in Muskau abgebüßt. Mein Erfolg bei den Archiven war überraschend groß. Das Stuttgarter, Frankfurter und Hamburger Archiv boten höchst interessante Akten; aus Wien, dessen Archivverwaltung in entgegenkommendster Weise meine Studien unterstützte, erhielt ich die lange gesuchte, wundervolle Denkschrift Varnhagens über das junge Deutschland. Das meiste, geradezu einzigartige Material fand sich in dem geheimen Staatsarchiv in Berlin, das, entgegen seinen früheren Gepflogenheiten, seine Schätze mit der größten Liberalität darbot. Ich war der erste, der in diesen unberührten Faszikeln stöbern durfte; Treitschke, der dem „jungen Deutschland" einen mit Recht viel angegriffenen Abschnitt gewidmet, hatte nach diesen Urkunden gar nicht gefragt.

Das junge Deutschland hatte seine Ausläufer bis in die 40er Jahre; Adolf Stahr gehörte zu seinen Epigonen. Auf diesen früher vielleicht überschätzten, jetzt gewaltig unterschätzten Mann wurde ich nicht nur durch seine Beziehungen zu Gutzkow geführt, sondern durch meine Beschäftigung mit Fanny Lewald, deren Nachlaß zu erlangen mir freilich nicht vergönnt war. Für Stahr klopfte ich gleich an die rechte Schmiede. Seine Schwiegertochter gestattete mir die völlig selbständige Benutzung des köstlichen, umfangreichen Materials.

Dadurch wurde ich auf zwei neue Fährten gelenkt. Zu den Freunden Stahrs gehörte ein höchst merkwürdiger Schriftsteller Max Waldau, dessen Romane „Nach der Natur" und „Aus der Junkerwelt" noch jetzt nicht vergessen sind und dessen zarte Lyrik gar manches heute vielgepriesene Produkt überragt. Waldaus Sohn ließ mich in hochherziger Weise von dem gesamten Nachlaß Kenntnis nehmen.

Adolf Stahr führte aber auch auf ein zweites Gebiet. Er war unmittelbar vor und nach der Revolution von 1848 ein eifriger Politiker gewesen und hatte über Bettine v. Arnims „Königsbuch" („Dies Buch gehört dem König") ein bemerkenswertes Schriftchen veröffentlicht. Von Bettine v. Arnim, deren Namen mir durch meine Goethe-Studien und die gleich zu erwähnende Günderrode-Arbeit vertraut war, mehr zu erfahren, ihre Beziehungen zu Friedrich Wilhelm IV., von denen man wohl im allgemeinen wußte, näher kennen zu lernen, war mein eifriges Bestreben. Daß von der Arnimschen Familie nichts zu erlangen war, wußte ich aus manch trüber Erfahrung, aber auch das Berliner Staatsarchiv, das mich sonst immer in hervorragender Weise unterstützt hatte, konnte hierüber nichts spenden, da es sich ja um einen privaten Briefwechsel handelte. Da ging ich ein-

fach in das Königliche Hausarchiv in Charlottenburg. Und wirklich wurde mir hier nach manchen Unterhandlungen der Einblick in die wundersamen politischen Ergüsse der geistreichen Frau und in manche Antworten des Königs gewährt. Das Buch, das ich auf Grund dieser Kenntnis veröffentlichte, hat dann freilich, wie man mir später erzählte, den unwilligen Einspruch der Arnimschen Familie zur Folge gehabt.

III. Die Günderrode.

Unter den anziehenden Büchern — man hat sie in neuerer Zeit mit Recht Briefromane genannt, weil sie nicht wirklich geschriebene, sondern vielfach zurecht gemachte Briefe enthalten — welche Bettine von Arnim herausgab, ist die „Günderrode" das anziehendste. Meine Beschäftigung mit dem schwärmerischen Mädchen, einer tiefsinnigen und talentvollen Dichterin, die aus unerwiderter Liebe oder vielmehr, da der Liebhaber ihr plötzlich den Abschied gab, in den Tod ging, war aber nicht erst durch das Studium der schriftstellerischen Tätigkeit Bettinens erregt, sondern durch einen Zufall veranlaßt worden.

Vor vielen Jahrzehnten hatte ich im Hause eines Freundes zu Frankfurt a. M. einen kunstliebenden Kaufmann gesprochen, der mir von einer Handschriftensammlung erzählte, die durch Zufall in seinen Besitz gekommen sei. Sie enthielte Briefe Bettinens, von Clemens Brentano und Savigny. Diese Notiz, die ich in der Mitte der 70er Jahre erhalten und in mein Tagebuch niedergeschrieben hatte, war mir Anfang der 90er Jahre wieder zu Gesicht gekommen. Als ich wenig später wieder einmal nach Frankfurt kam, ging ich der Sache weiter nach. Mein Gewährsmann war unterdessen gestorben, dessen Gattin hatte ihrem Schwager die wertvollen Schriftstücke anvertraut. Dort sah ich sie, durfte Einblick in sie nehmen und erwarb sie schließlich. Es war der gesamte schriftliche Nachlaß des unglücklichen Mädchens, alle ihre Kollegienhefte über die Vorlesungen, die sie in Heidelberg gehört, Auszüge aus Büchern, die sie sich bei der Lektüre gemacht, Urschriften vieler ihrer Gedichte und Dramen, endlich sämtliche Briefe, die sie von Verwandten und Freunden erhalten, freilich mit Ausnahme des Heidelberger Professor Creuzer, der durch seine Absage Schuld an ihrem Tode hat — die letzteren waren bald nach dem Tode der Getäuschten an den Briefschreiber zurückgegeben worden. Wie war nun der Frankfurter Kaufmann in den Besitz dieses Materials gelangt? Ein anderer seiner Schwäger hatte vor vielen Jahren von einem Herrn von Günderrode ein Haus gekauft. Als er ein Zimmer neu tapezieren lassen wollte, bemerkte man, daß die Tapeten an einer Stelle nicht haften blieben. Der neue Besitzer ließ einen Maurer kommen und entdeckte, daß an der der Tapete widerstrebenden Stelle sich ein geheimer Schrank befand. Er wurde geöffnet und man beförderte aus ihm ans Licht die Kleider, die Karoline von Günderrode zuletzt getragen, den Dolch, den sie sich in die Brust gestoßen hatte, und ihre

gesamte schriftstellerische Hinterlassenschaft. Alles das war von dem Bruder der Verstorbenen in den geheimen Schrank gepackt worden, in Vergessenheit geraten und dem neuen Käufer des Hauses als Eigentum zugefallen. Die Erlangung dieser Beute war wohl die seltsamste und erfolgreichste meiner Jagden.

IV. Moses Mendelssohn.

Seitdem ich im Jahre 1871 eines meiner ersten Bücher „Geschichte der Juden in Berlin" veröffentlicht hatte, besaß ich für die Aufklärungsperiode, speziell für den Mendelssohnschen Kreis das größte Interesse. Unbekannte Schriftstücke aus jener Epoche zu erlangen, die von Juden geschrieben oder an Juden gerichtet waren, war indessen außerordentlich schwer, da die Juden infolge ihres unausgebildeten historischen Sinnes nicht mit besonderer Sorgsamkeit alte Schriftstücke verwahren. Nur dem Umstande, daß die große Rahel mit Varnhagen von Ense verheiratet war, verdankt man die Erhaltung ihres Nachlasses; die Hinterlassenschaft aller der anderen geistreichen und schönen Berliner Jüdinnen — man denke nur an Henriette Herz, an die beiden Schwestern Meyer: Frau von Eybenberg und Frau von Grotthuß, an Marianne Saling und manche andere — sind zerstreut, vernichtet oder gelten zumeist als unauffindbar.

Unter den wichtigen Persönlichkeiten jenes Kreises erschien mir David Friedländer als eine der merkwürdigsten und sympathischsten. Ein Berliner Kaufmann, Stadtrat, zugleich ein gewandter Schriftsteller und ein glücklicher Sammler, der mit dem Musiker Zelter viel verkehrt hatte und durch ihn mit Goethe in Beziehungen getreten war. Ich kannte wundervolle Briefe jenes wackeren Mannes an einen strenggläubigen Juden Meyer Eger in Glogau (im Besitz meines Vaters), die zu den prächtigsten Dokumenten der Aufklärungsepoche gehören. Diesem würdigen Manne ein literarisches Denkmal zu setzen, schien mir nicht nur wünschenswert, sondern geradezu eine Pflicht, da in einem weitverbreiteten Buche über die Geschichte der Juden Friedländer aufs übelste behandelt, ja als „Affe Mendelssohns" dem Spotte preisgegeben war. Aber mit der Rehabilitierung dieses ungerecht behandelten Mannes hatte ich kein Glück. Zwar waren mir bei meinen Arbeiten im Geheimen Staatsarchiv (1870) die Akten zur Geschichte des berühmten Edikts von 1812 vorgelegt worden, aus denen gerade Friedländers rastlose, zum Gelingen wesentlich beitragende Bemühungen klar hervorgehen. Aber ich mußte nach den Bestimmungen, die damals im Archiv herrschten — sie sind seit langer Zeit abgeschafft und einer höchst liberalen Behandlung gewichen — meine Exzerpte der Direktion vorlegen und — erhielt sie nicht zurück.

Dasselbe Mißgeschick verfolgte mich, als ich versuchte bei den Nachkommen Friedländers seinen Nachlaß zu erhalten. Einer meiner liebenswürdigsten Gönner, Julius Friedländer, der Direktor des Berliner Münzkabinetts, der mir aus seiner reichen Sammlung sehr hübsche Stücke zur Verfügung stellte, verwies mich

an seinen Bruder, den Geheimen Archivrat, der jenen Nachlaß besaß. Als ich dem wissenschaftlich sehr tüchtigen Mann, der ein frommer Christ geworden war und der bei aller Pietät für seinen Großvater nicht gern an seine jüdischen Vorfahren erinnert werden wollte, meine Bitte vortrug, Einsicht in den Nachlaß Friedländers zu nehmen, wurde ich abgewiesen. Cui bono? Diese zweifelnde Frage war die einzige Antwort, die mir zuteil wurde.

Auch mit dem großen Meister Moses Mendelssohn, als dessen treuen Schüler sich Friedländer immer bekannt hatte, wollte es nicht recht gehen. Da schien wiederum ein Zufall mir Hilfe zu versprechen. In dem Zunzschen Nachlaß — in der Bibliothek der Lehranstalt für Wissenschaft des Judentums — fand ich einen Brief des Hamburger Bibliothekars Isler an Leopold Zunz, den großen jüdischen Gelehrten, ein Schreiben des Inhalts, er habe in Hamburger Privatbesitz die Briefe Moses Mendelssohns an seine Braut Fromet Guggenheimer (eine geborene Hamburgerin, die nach dem Tode des Weltweisen sich wieder nach Hamburg zurückgezogen hatte) gefunden. Isler fragte den Berliner Gelehrten an, ob er ihm rate, die Briefe an Joseph Mendelssohn, den Sohn des Philosophen, zu schicken. Eine Antwort von Zunz war nicht bekannt. Die Vermutung jedoch lag nahe, daß er bejahend geantwortet hätte; es war demnach höchst wahrscheinlich, daß das Geschenk an die Mendelssohnsche Familie abgegangen und von dieser nach deren Gepflogenheit pietätvoll verwahrt worden sei. Meine Bemühung jedoch, diese Briefe zu erhalten, hatte lange keinen Erfolg, trotz des liebenswürdigsten Entgegenkommens der Familie Mendelssohn, die sich hier, wie bei sonstigen Gelegenheiten mit einer nicht genug zu rühmenden Vornehmheit betätigte. Endlich wurden die Briefe in einer Mappe, die eine irreführende Aufschrift trug, gefunden. Sie waren sehr gut erhalten, noch ganz in dem Zustande, in welchem die Empfängerin die Briefe hinterlassen hatte. Sie sind in hebräischer Kurrentschrift geschrieben und waren infolgedessen den jetzt lebenden Nachkommen unverständlich. Ich lernte die Briefe kennen, durfte sie abschreiben lassen, konnte viele Stellen daraus benutzen — auch zu einem Privatdruck, der nur in wenigen Exemplaren vervielfältigt wurde, erhielt ich die freundliche Erlaubnis, — aber der breiten Öffentlichkeit diese Dokumente zu erschließen, sträubten sich die Mitglieder der Mendelssohnschen Familie, da sie ihnen nur familiäres Interesse zuschrieben. Ich bin dieser Ansicht nicht, glaube vielmehr, daß diese Zeugnisse eines edlen Mannes tiefe Blicke in die Kulturverhältnisse jener Zeit tun lassen, daß sie den Weltweisen gerade in seinen intimsten Beziehungen so herzlich, rührend, gemütvoll erscheinen lassen, daß auch viele andere, nicht nur die Verwandten an diesen vergilbten Blättern ihre reine Freude haben müßten. Aber ich mußte mich mit dem Ruhme des Entdeckers begnügen und mich dem wohlerwogenen Entschlusse der Familie fügen.

Man sieht, ganz ohne Unannehmlichkeiten und Gefahren ist es nicht, auf die Handschriftenjagd zu gehen. Nun könnte ja freilich der Bedenkliche, der jede

Unannehmlichkeit fürchtet, aber auch der Literaturfreund, der an dem bereits Gedruckten sein Genügen findet, bemerken: es ist von Übel, wie verborgenen Schätzen überhaupt, so versteckten Handschriften insbesondere nachzugehen. Neunmal Weise sprechen sogar solchen Aufdeckungen und Enthüllungen gegenüber von Pietätlosigkeit und gar Bedenkliche brauchen hochtönende Mahnungen, die Ruhe der Toten nicht zu stören. Aber es ist wahrlich nicht Klatschsucht und nicht Sensationslust, was mich und so viele andere treibt, auf ungedruckte Briefe zu fahnden. Es ist eine höhere Lust, vielleicht mag etwas die Neugier mitwirken, man möchte wissen, wie längst Vergangenes, Unbekanntes sich zugetragen, aber die Hauptsache bleibt doch das wirkliche, edle Waidvergnügen. Es ist eine erquickliche Freude Spuren aufzusuchen, die noch niemand gegangen, endlich aber — und das ist doch der höchste und eigentliche Trieb zu derartigem Verfolgen und Aufspüren des Unbekannten, liegt solchen Fahrten das historische und wissenschaftliche Verlangen zugrunde: das Dunkel zu erhellen und das wirklich Geschehene zu ergründen. Darum habe ich trotz manchen Mißerfolgs bei solchen Unternehmungen und trotz herben Mißgeschicks, das nach dem erlangten Funde eintrat, derartige Fahrten nicht aufgegeben und gedenke auch ferner noch ähnliche zu unternehmen. Die Wahrheit muß herfür!

Friedrich von Oppeln-Bronikowski: Zu Maeterlincks 50. Geburtstag.*)

29. August 1912.

Zu den zahlreichen dichterischen Talenten Deutschlands, die uns das Jahr 1862 geschenkt hat, tritt in M. Maeterlinck ein Mann, der zwar mit einem Fuße bewußt in der deutschen Kultur steht, mit dem anderen aber in romanischen Kulturen, besonders in der französischen, Boden gefaßt hat. Diese übernationale, europäische Stellung des Dichters hat erst vor Jahresfrist in einer offiziellen europäischen Ehrung, der Verleihung des Nobelpreises, ihre symbolische Anerkennung gefunden. Und so treten zu Maeterlincks 50. Geburtstage denn Deutschland und Frankreich, England und Rußland Hand in Hand vor den Dichter, um ihm für die Gaben zu danken, die er allen „guten Europäern" geschenkt hat. Der Abschluß eines halben Jahrhunderts ist für jedermann bedeutsam. Der Zenith des

*) Vom Verlage Eugen Diederichs, Jena, gütigst zum Abdruck überlassen.

Schaffens, der Kräfte und der Erfolge pflegt dann erreicht zu sein, und mit Stolz oder Wehmut blickt der Mensch auf die Summe seines Lebens zurück. Doppelt bedeutungsvoll ist dieser Tag für einen der Gottbegnadeten, der mit dem Fleiß einer Biene die Schätze seines Innern Jahr für Jahr aufgespeichert hat und mit männlicher Festigkeit seinen neugefundenen Weg weitergegangen ist, unbeirrt durch Spott und Anfeindungen, die seine ersten Schritte umgaben, und unverblendet vom Lärm des Tagesruhms, der jene feindlichen Stimmen bald übertönte. Er kann mit Stolz und ohne Wehmut auf seine Vergangenheit zurückblicken. Das Leben hat ihm so ziemlich alles erfüllt, was ein hochstehender Mensch von ihm wünschen kann. Freilich nicht in dem Sinne, daß alle äußeren und inneren Glücksgüter ihm von selbst in den Schoß fielen, sondern er hat sie erringen und erarbeiten müssen. In seinen philosophischen Werken betont er immerfort den tiefen Zusammenhang zwischen innerem Glück und äußerem Gelingen, innerer Klarheit und äußerem Erfolg. Nur wer mit sich selbst eins ist, kann der Welt seinen Menschenwillen aufzwingen. Seine eigne Lebensführung ist das beste Exempel auf die Richtigkeit seiner Theorie. Und das Bewußtsein ihrer vollausgewirkten Wirklichkeit muß den Dichter an seinem 50. Geburtstag mit höherer Befriedigung erfüllen, als alle noch so wohlgemeinten Glückwünsche und Ehrungen. Auch für seine Verehrer und Freunde ist dieses Sich-Decken von Innen- und Außenwelt wohl das beste, was Maeterlinck ihnen geben konnte. Nicht ein Drama, nicht ein Buch, sondern der ganze Mensch ist das Bedeutende.

Kaum ein Dichter der Moderne, seinen Landsmann, den großen Lyriker Verhaeren ausgenommen, zeigt eine gleich geschlossene, konsequente Entwickelung wie Maeterlinck. Er hat sich aus dem uferlosen Mystizismus und Pessimismus seiner Jugendwerke zu einer konkreten, lebensfrohen Kunst, einer höchsten philosophischen Weltbejahung durchgerungen, sodaß er jetzt im fünfzigsten Lebensjahre als ein Fertiger und Vollendeter dasteht. Wenn wir auch einen Ausbau seines philosophischen und künstlerischen Werkes noch zu erhoffen haben, etwas gänzlich Neues, Grundstürzendes haben wir nicht mehr von ihm zu erwarten. Deshalb kann man auch heute schon das Fazit seines Lebens ziehen und seine Entwickelung von ihren Anfängen bis zu den letzten Konsequenzen verfolgen.

Die Wurzeln seiner Kraft liegen auf niederdeutschem Boden, in dem mystischen Brabanter Weltwinkel, aus dem vor Jahrhunderten eine der größten Malerschulen der Welt hervorgegangen ist. Germanische Herkunft und Innerlichkeit kennzeichnen sein Wesen und haben ihm von jeher die Sympathien der germanischen Welt gesichert; er selbst hat sich stets als Germane empfunden. Die Größe Shakespeares hat er immer wieder den in diesem Punkte von alters her schwerhörigen Franzosen gepredigt; in die deutschen Klassiker hat er sich schon als Schüler versenkt; vor allem aber hat er sich mit der deutschen Romantik vertraut gemacht, die dafür programmatischen „Fragmente" des Novalis ins Französische übertragen und seine Kunst recht eigentlich an sie angeknüpft. Seiner Hinneigung

zur alten deutschen Mystik und ihrem Erneuerer Schopenhauer verdankt er einen guten Teil seiner Ideen bis hinauf zu seinem neuesten Märchendrama „Der blaue Vogel". Aus dem deutschen Märchen nahm er bereits den Stoff seines wild-genialen Erstlingsdramas „Maleine", bei dem überdies Shakespeare Pate gestanden hat, und das ihm den Namen eines „belgischen Shakespeare" eintragen sollte.

Andererseits brachten ihn die sozialen und politischen Verhältnisse seiner belgischen Heimat ebenso dem romanischen, speziell dem französischen Kulturkreise nahe, dessen Sprache er schreibt und dessen gewaltiger Schallboden Paris ihm frühzeitig eine Beachtung sicherte, die er als holländischer oder flämischer Schriftsteller nie gefunden hätte. Deutsche Seele und französische Geistesbildung, diese Synthese, die ein Nietzsche als das wünschbarste Ziel hinstellte, ist ihm von einer gütigen Fee auf den Lebensweg mitgegeben worden und hat in ihm ihren glänzendsten Ausdruck und ihre vollste Durchdringung gefunden.

In einer Zeit der Gärung und Unzufriedenheit steht Maeterlinck heute als eine in sich ausgeglichene, glückliche Natur da, glücklich nicht nur durch die äußeren Lebensumstände: sorgenlose Unabhängigkeit, frühen Ruhm und ein glückliches Heim, sondern auch innerlich beglückt durch einen festen und sicheren Willen, der ihm sein Tun und Lassen vorzeichnet, durch ein ruhiges Streben und entschlossene Daseinsbejahung, als einer, der nur aus der Ferne wirkt und sich allem entzieht, was seine Kreise stören kann, der aber just dadurch zu einem Trost und Leitstern für viele geworden ist, zu einem neuen Emerson, der seelisch Verstimmte wieder mit dem Leben aussöhnt. Und daß er just aus den Irrungen und Wirrungen der Gegenwart zu dieser wahrhaft antiken Ruhe und Abgeklärtheit sich durchrang, erhöht den Wert dieser großen Individualität. Denn nicht als ein Kämpfer gegen seine Zeit, in der Pose des Eiferers oder Weltenrichters, der sich, wie Nietzsche oder Schopenhauer, von der Gegenwart ausschloß und sich eigenwillig eine künstliche Kultur zimmerte, sondern als Kind seiner Zeit, an der er mit tausend zähen Wurzeln hängt, hat er sich diese Zeitlosigkeit errungen. Später wird er einmal als der Ausdruck seiner in sich selbst überwundenen Epoche dastehen, und als solcher ist er auch mit der europäischen Ehrung des Nobelpreises bedacht worden.

Drei Dinge haben zu seiner Lebensgestaltung am mächtigsten beigetragen: der Sport, die Natur und der Einfluß einer Frau.

Als kräftiger und gesunder Mann war er von jung auf ein eifriger Sportsmann, der sich im Degen- und Faustkampf übte, Rudern und Wandern liebte und dem Zuge der Zeit folgend, vom Zweirad zum Auto übergegangen ist. Über all diese sportlichen Leistungen hat er fesselnde Aufsätze geschrieben, in denen er tiefsinnig das Kleine mit dem Großen, die Probleme der Welt mit der Ausübung eines nervenstählenden Sports verknüpfte. Der Sport ist stets ein heilsames Regulativ für sein intensives geistiges Leben gewesen und hat ihn von den Extra-

vaganzen mancher übermoderner Poeten, denen er nur in seinen Anfängen gefrönt hat, gründlich kuriert.

Das zweite ist seine echt germanische Naturliebe, die ihn bald zu mystischer Versenkung in die Rätsel des Alls, bald zu strenger, verstandesmäßiger Naturbeobachtung geführt hat. Wie er selbst sagt, wäre er Naturforscher geworden, hätte ihn nicht der Wille seiner Eltern, gegen den er nicht weltstürmerisch aufgebäumt ist, in die juristische Laufbahn gedrängt. Übrigens hat er diesen unerfüllten Jugendplan noch reichlich nachholen können; er hat in fünfzehnjähriger Forscherarbeit seine Beobachtungen über das Leben der Bienen gesammelt und das Fazit daraus in einem Buche gezogen, dessen wissenschaftlicher Wert durch die Preiskrönung der französischen Akademie eine offizielle Bestätigung erfahren hat. Studien über die Pflanzen („Die Intelligenz der Blumen" u. a. m.) schlossen sich an. Hier wie dort strebte der Dichter eine mystische Vertiefung unseres Naturerkennens auf Grund exakter Forschungen an, die gleiche Tendenz, wie sie der Philosoph des Unbewußten, E. v. Hartmann, mit dem er sich in vielem berührt, verfolgt hat, indem er „spekulative Resultate auf induktiver Grundlage" gab, — das genaue Gegenteil der alten, verrufenen Naturphilosophie Schellings und Okens, die von vorgefaßten Abstraktionen ausging, um die Einzelerscheinung in ihr Schema zu zwingen.

Als dritter, bedeutsamer Einfluß auf den Dichter tritt seine Bekanntschaft mit einer hochstehenden Frau hinzu, der Sängerin und Schauspielerin Georgette Leblanc, die er 1896 kennen lernte und die ihm fortan eine kluge und treue Lebensgefährtin sein sollte. Es war zu einer Zeit, da er selbst einen Ausweg aus der mystischen Versunkenheit seiner ersten Epoche suchte. Schon der „Schatz der Armen", der philosophische Schlußstein dieser Epoche, ist ihr gewidmet, und bereits hier steigt das Gestirn der Weisheit, das den Einfluß des finsteren Schicksalsgestirns niederhält, am Begriffshimmel des Dichterphilosophen auf. In dem folgenden Buch „Weisheit und Schicksal" (1898) ist der Umschwung zu einer neuen, lebensfreudigen Weltanschauung innerlich vollzogen. Auch dies Buch trägt eine Widmung an Georgette Leblanc in den bedeutsamen Worten: „Ihnen widme ich dieses Buch, denn es ist sozusagen Ihr Werk . . . Es genügte mir, Ihren Worten zu lauschen und Ihnen mit aufmerksamem Blick durchs Leben zu folgen; denn so verfolgte ich die Bewegungen, Gebärden und Gewohnheiten der Weisheit selbst".

Fortan steht dieser Frauentypus im Mittelpunkt seiner Dramen. Schon in „Aglavaine und Selysette" (1896) sehen wir ihn auftreten. Dies Seelendrama voll tiefer Symbolik verkörpert den Kampf zwischen einer scheidenden, nordisch-mystischen, instinktmäßigen Weltauffassung und einer kommenden, südlich-klaren, weisheitsvollen Weltanschauung, die sich das Herz des Dichters streitig machen, wie sich Aglavaine und Selysette die Liebe Meleanders streitig machen, die eine

mit ihrer naiven Zärtlichkeit, die andere mit ihrer hoheitsvollen Weisheit. Dieser Kampf aber führt notwendig zu einer tragischen Lösung, und der Tod, den der Dichter hier, nach eigenem Geständnis, entthronen wollte, bleibt zum letztenmal Sieger.

Erst der Heroine Monna Vanna gelingt es, den Tod zu entthronen. Sie bietet dem ungewissen Schicksal in Behauptung des eigenen Ich kühn die Stirn. Den völligen Sieg über das Schicksal aber — auch den äußeren — erringt erst ihre Geistesschwester Joyzelle und der alte Zauberer Merlin: — in dem Drama „Joyzelle" sind Gemüt und Welt, nach dem tiefen Worte des Novalis, zusammenfallende Begriffe geworden. Zu dem inneren Glück des Gerechten, das der Dichter in „Weisheit und Schicksal" ergründet und das er an der Figur des alten Silanus (in „Maria und Magdalena") veranschaulicht hat, tritt hier das äußere Glück des Starken, Klugen und seiner Seele Bewußten. Das ist des Schicksalsdramatikers letzter Schluß und zugleich die Nutzanwendung seiner letzten philosophischen Werke.

Wie Maeterlinck selbst eine geradlinige Entwickelung von Lebensfurcht zu höchster Weltbejahung durchgemacht hat, so glaubt er auch an den Fortschritt und die Entwickelung des Weltganzen aus einem Chaos zum Kosmos. Er verfolgt dies Entwickelungsgesetz als Naturforscher an einem außermenschlichen Gemeinwesen, dem Bienenstaat und erkennt dessen allmähliches Werden aus dem anarchischen Urzustande der wilden Urbiene (Prosopis) bis zu dem strenggeregelten geflügelten Staatswesen unserer Hausbiene. In einer seiner letzten philosophischen Schriften, der „Intelligenz der Blumen", hat er diese große Linie der Entwickelung auch in einer niedrigeren Sphäre aufgedeckt. Gerade die Pflanzen, sagte er, die wir für so resigniert und fatalistisch halten, „geben uns ein wunderbares Beispiel von Unbotmäßigkeit, Mut und Beharrlichkeit gegen das feindliche Schicksal." Und es ist ihm eine Beruhigung, daß der Weltgeist in diesen niederen Lebewesen die gleichen Methoden und Ziele verfolgt, wie in unserem Menschengeiste, wenn er uns auch in der Kenntnis seiner Hilfsmittel unendlich überlegen ist. Er erkennt die geistige Einheit der Welt, die ihn zur freudigen Hingabe des Individuums an den Weltprozeß, zu einem Goetheschen Pantheismus bestimmt.

Beruhigung, das ist das letzte Wort von Maeterlincks Lebensphilosophie: Beruhigung, daß sein Verstand, seine naturwissenschaftliche Weltbetrachtung den Intuitionen seines Dichterherzens recht gegeben hat, daß sein Geist und Wille im Einklang miteinander und mit dem Weltganzen stehen. Und in seinem letzten philosophischen Aufsatz „Vom Tode" nimmt er auch den Tod, der ihm einst so unheimlich aus allem Leben entgegenschaute, als ewiges Werdegesetz mit stiller Gefaßtheit hin.

Die bloß ästhetischen Maßstäbe, die für seine frühesten Produktionen vielfach bestimmend waren, hat er auf dem Wege dieser stolzen Entwickelung weit hinter

sich gelassen, und wenn die zünftigen Kritiker noch jetzt, bei jeder neuen Hervorbringung von ihm diese Maßstäbe als entscheidend betrachten, so haben sie, wie Johannes Schlaf fein sagt, „diese große Individualität nur halb, ich möchte sagen, unwesentlich und unter ihrer wahren Bedeutung geschätzt. Die Hauptsache ist ihr neues befreites und harmonisches Menschentum".

Friedrich Stock:
Ein Brief Rumohrs an Christian Carl Josias v. Bunsen.

Unsere Vorstellung von der deutschen Malerei in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat sich sehr gewandelt. Bernt Grönvold brachte den älteren Rohden und Friedrich Wasmann, Andreas Aubert Kaspar David Friedrich wieder ans Licht, das Interesse für Blechen zieht immer weitere Kreise. Es ist auffallend, daß Kunst- und Literaturgeschichte nahezu achtlos an einem Manne derselben Zeit vorübergehen, der den Ehrennamen des dritten Gesetzgebers der Künste beanspruchen darf.

Als Lessing die Grenzen der Poesie und Kunst festzustellen suchte, zeigte er in einer Richtung den höchsten Scharfsinn. Die Lehren, die der Laokoon der Dichtung gab, waren schöpferisch und revolutionär. Sie machten der beschreibenden Poesie ein Ende und verbreiteten über das literarische Schaffen einen unnennbaren Segen. Leider war es Lessing nicht vergönnt, auch den bildenden Künsten die Bahnen endgültig zu weisen. Daß er seine Sätze in der Gefolgschaft Winckelmanns wesentlich von der Antike, nicht einmal der besten, damals unbekannten, ableitete, ist uns heute schon bedenklich; dennoch hätte er einwandfreie, allerdings beschränkte Ergebnisse gewinnen können. Er sagt treffend und allgemein, daß Schönheit das höchste Gesetz der bildenden Künste ist, schwankt indessen in der Bestimmung und Anwendung dieses Begriffes. Die Kunst ist ihm Nachahmung der Natur, das Verhältnis des Künstlers zu einer Landschaft oder einem Stilleben ein mechanischer Vorgang: der Maler arbeitet bloß mit dem Auge und der Hand. Das „Ideal" ist „der Mensch überhaupt". Die Figuren auf den Münzen, die allein hinreichen, die Genialität der Griechen zu bezeugen, und den Bereich ihres Schaffens viel genauer als die spärlich erhaltenen Skulpturen dartun, gehören nach Lessing nicht zur Kunst, sondern zur Bilderschrift. Offenbar ist er nie von einer Landschaft und einem Porträt erschüttert worden, und es ist nur logisch, daß

er als den Endzweck der Künste das Vergnügen, etwas Entbehrliches erklärt. Das sichere Kunsturteil fehlte Lessing, eine Folge der Anlage oder einer mangelhaften Übung, und somit die Vorbedingung für eine Ästhetik der bildenden Künste. Anstatt die akademischen Grundsätze zu befehden, befestigte er sie durch sein großes Ansehen, und das Unheil nahm den bekannten Gang.

Selten finden sich in einem Menschen Denken und Schauen beisammen. Rumohr war in der Fähigkeit, einen Gedanken energisch und geschickt durchzuführen und das scheinbar Entfernte zu verbinden, das scheinbar Verbundene zu trennen, unübertroffen und allen Zeitgenossen gewachsen, mindestens den deutschen überlegen in der unbefangenen Hingabe an das Sichtbare und den Eindruck eines Kunstwerkes. Da er überdies ein talentvoller Dilettant war, dessen Zeichnungen Gottfried Schadow gerühmt hat, so war er vortrefflich ausgestattet, Lessing zu kritisieren und zu ergänzen. — Die Künste sondern sich in die, welche auf Anwendung des Begriffes beruhen, und die, welche die Dinge anschaulich auffassen und darstellen. Nicht durch den Gegenstand, nur durch die Art der Behandlung unterscheiden sich die redenden Künste von den bildenden. Schönheit ist keine objektiv gegebene Eigenschaft einzelner Dinge, sie ist im genauen Gegenteil ein reiner Begriff, der nur in unserem Bewußtsein besteht, eine Grundform des Geistes, und wie andere Begriffe, z. B. der der Wahrheit, dem Menschen angeboren. Schönheit ist Erfreulichkeit des Scheines und Erscheinens, Kunst deren Erzeugung. Der Künstler schreibt die Natur nicht ab, er fügt sich gewissen inneren Bedingungen des darzustellenden Stoffes und unterwirft das ihn Fesselnde einer bestimmten Ordnung. Er stilisiert und rhythmisiert, das Naturschöne wird zum Kunstschönen. Die Empfindung des Rhythmus wird von allen Künsten geweckt. Die beiden ersten Arten der Schönheit, die oft vereinigt vorkommen, sind das Architektonische — Plastische — Lineare und das Farbige. Zur Erzeugung von Kunstwerken bedarf es nicht der Ideen (im Sinne der Literatur und Philosophie) und der Moral. Da aber allen Gebilden der Natur mehr oder weniger eine innere Bedeutsamkeit anhaftet, läßt sich noch ein dritter Typ der Schönheit aufstellen, der des Ausdruckes und Charakters. Diese natürliche Symbolik der Naturformen ist begabten Völkern ein unentbehrliches Mittel, ihr Feinstes und Geistigstes darzustellen. Wird sie sorgfältig erforscht, so ergibt sich ein nachdrücklicher Einspruch gegen die Irrlehren, die seit dem Parteikampf der italienischen Idealisten und Naturalisten die Theorie und Ausübung der Kunst verhängnisvoll geschädigt haben: der geistvollste Künstler vermag nicht, von der Natur abweichende oder sie überbietende, willkürliche Formen zu schaffen; die Natur enthält alle Darstellungsformen in so unabsehbarer Fülle, daß er weit hinter ihr zurückbleiben muß. Der Künstler folgt der herrschenden Geistesrichtung der Zeit, unterliegt bewußt oder unbewußt, freiwillig oder gezwungen den Einflüssen des Ortes und Volkes, den Wünschen des Bestellers, der Summe der bisher erworbenen Kunstmittel. Auch der andere der beiden Faktoren des Kunstschaffens, der des Sub-

jektes, bewegt sich demnach in unerschöpflicher Mannigfaltigkeit. Selbst die schärfste Zerlegung aller Bedingungen, unter denen ein Kunstwerk entsteht, kann indessen nie die Tiefen erleuchten, in denen die Elemente organisch zusammenfließen. Das Kunstwerk ist ein im Grunde dunkles Erzeugnis der Begeisterung.

Dieser kleine Auszug mehrerer der wichtigsten Lehren Rumohrs mag genügen. Alle sind klar und, wie das echte Große, einfach und sehr fruchtbar. Einige haben späteren Denkern, die Rumohr nicht kannten, zum Ausgangspunkt glänzender Darstellungen und Untersuchungen gedient. Jedoch wäre die Meinung, sie seien leicht zu finden gewesen, flach, wie ein flüchtiger Blick in die Einleitung der „italienischen Forschungen" beweist. Ein gelehrter Einsiedler ringt hier schwer mit der ästhetischen Literatur der alten und neuen Zeiten. Nichts, was an den Salon erinnert, keine kapriziöse Anekdote, kein Buhlen um Beifall, hin und wieder ein beißender Witz, ein humoristischer Ausfall. Langsam und schleppend schreiten die Sätze, noch gehemmt durch die übertriebene Interpunktion, ein Zeichen zergliedernder Tätigkeit. Schonungslos wird der Irrtum des Gegners in der Wurzel aufgedeckt, werden die verkehrten, den Ästhetikern noch heute gefährlichen Idealbegriffe der Klassiker und Romantiker mit den harten Tatsachen der Erfahrung gereinigt oder zertrümmert. Die kunstgeschichtlichen Belege sind spärlich, in der Weise unserer philosophischen Epoche ist der Ausdruck mit Vorliebe allgemein, gewinnt aber an Kolorit durch allerlei dem Eingeweihten verständliche Anspielungen. Zeitfragen werden zum Teil breiter erörtert, das Wichtigste ist mitunter knapp und schlagend gesagt wie bei den besten alten Historikern, die Rumohr in der Muße las. Wie bedeutende Kunstwerke bisweilen der ersten Betrachtung selbst des Geschulten nicht ihre volle Schönheit offenbaren, so erschließt sich jene Einleitung nur einem ruhigen und wiederholten Studium als ein Meisterstück des deutschen Geistes.

Eine eingehende Prüfung der Sätze Rumohrs, auch die Beantwortung entwicklungsgeschichtlicher Fragen, z. B. inwiefern er von Schelling und seinem Freunde Philipp Otto Runge — und dieser von ihm — gelernt und ob er Leopold von Ranke und Jacob Burckhardt beeinflußt hat, ist an dieser Stelle unmöglich. Ist sein Lehrgebäude solide errichtet, muß es jede Belastung vertragen. Machen wir eine Probe.

Ist der Impressionismus eine Wissenschaft oder eine Kunst? Nicht durch das Jagen nach einer Idee, nur durch das rastlose Studium der Natur erfolgt nach Rumohr der Fortschritt der Kunst, und der Maßstab für diesen ist in aufsteigenden, unverdorbenen Epochen die größere Annäherung an das Objekt. Im Norden und Süden, von der Überwindung der Miniaturisten und Byzantiner, von van Eyck bis Rembrandt, von Giotto bis Guardi vollzieht sich eine ununterbrochene Bereicherung des Natursehens. Der letzte Vorstoß in das Gebiet des Sichtbaren ist die Malerei des freien Lichtes. Die Aufhellung des Schattens, die Ersetzung

der Linearperspektive durch die Luftperspektive, die Verwischung des Umrisses sind bleibender Gewinn, das Erhaschen der raschesten Bewegung eine bündige Widerlegung der Behauptung Lessings, Schnelligkeit sei kein Vorwurf des Malers. Wahr ist, daß diese Errungenschaften jedem Kunstschüler beigebracht werden können; aber wie heute jeder die Illusion des Körperlichen zu erregen vermag und niemand ein Masaccio ist, so vermag nur eine verschwindend geringe Anzahl der Impressionisten den Augen ein Fest zu bereiten durch ein Licht, das nicht nur hell, sondern auch von zartester Schwingung, ebenso richtig wie von erlesener Farbigkeit ist. Andererseits würden die Eigenart und das geschichtliche Verdienst eines Blechen oder Monet geschmälert und unklar, wollte man einen flotten Zeichner, einen Dekorateur wie Rubens, der in seiner Reife die Impressionen eilig festhält, Impressionisten nennen. Dem Systeme Rumohrs und der besonderen Stellung der Impressionisten paßt sich die Definition an: der Impressionismus ist die schöne, d. h. farbig-sinnliche Wiedergabe des optisch Richtigen.

Er ist eine Kunst aus einem Gusse, aber er hat nicht die Zauberformel, uns die Pforten einer anderen Welt zu öffnen. Nie ist besser bewiesen worden, daß, was uns in Form und Farbe erscheint, nur Hülle ist, als durch das Helldunkel Rembrandts. Eine Farbe, die hier so daseinsfreudig sprüht, verglüht und verdämmert dort im Schwebenden, eine Form, die eben noch ganz deutlich zu den Sinnen sprach, verschwindet schon im Wesenlosen. Es zeigt sich und verbirgt sich und taucht auf und nieder in beständigem Wechsel, erfüllt uns mit Ahnungen und schließlich mit unwiderstehlichem Gefühl, daß nichts mehr fest steht, alles wankt und nur Phantom ist. Ein gutes Bild Rembrandts ist ein gemaltes Mysterium, abgelauscht einer Beleuchtung, die, in Holland nicht selten, unendlich oft gemalt worden ist, und wenn dieselbe Wirkung von seinen Landsleuten, einem Volke von Malern, äußerst selten, nie von Caravaggio erzielt wird, so ist sie nicht die Folge eines hohen „Ideales“, sondern einer beispiellosen Auflockerung und Auflösung der Materie mit malerischen und natürlichen Mitteln. Völlig unabhängig von seiner „Schönheit“ oder „Häßlichkeit“ und seiner begrifflichen Bedeutung verwandeln sie den gewöhnlichsten Gegenstand in ein Geheimnis. Gebraucht sie Rembrandt gar, den Ausdruck eines Bildnisses oder einer Erzählung der Bibel, mit der er lebte, zu erhöhen, so wird der sorgenvolle Greisenkopf eines jüdischen Freundes ungesucht zum Symbol, daß alles Vergängliche ein Gleichnis ist, und genügt ihm ein halber Quadratmeter, die Wende einer Weltanschauung in Christus und der Samariterin darzustellen. Keine glänzendere Bestätigung des Rumohrschen Satzes von der inneren Bedeutsamkeit der Naturformen als das Helldunkel dieses übersinnlich-sinnlichen Freiers.

Unsere Zeit sieht malerisch, darum bekennt sie sich zu Rembrandt; wäre der Trieb zur Farbe schwächer, vermutlich wäre auch die Schätzung Rodins und seiner sinnbetörenden Marmorbehandlung geringer. Wer die Entwickelung dieses Bildhauers, dessen originale Begabung über eine Erörterung erhaben ist, verfolgt, wird

die wachsende Neigung zum Fragmentarischen und Malerischen bemerken und vielleicht bedauern, daß die Bedenken besonnener Kunstfreunde in einem europäischen Beifall verhallen. Die „Bürger von Calais" z. B., die man als Ganzes und in Bronze kennen muß, sind malerisch und nicht plastisch aufgefaßt. Die heiße Leidenschaft, mit der sie gesehen sind, kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Schönheit der Linie verachtet und zerrissen, ein äußerster Punkt erreicht ist in der Zersplitterung der Künste und Verwilderung der Plastik. Eine kleine Zeichnung des Künstlers würde mancher der großen Gruppe vorziehen. Rodin bewundert die Skulpturen an den mittelalterlichen Kirchen nicht minder wie Rumohr, aber nicht wenige seiner Gestalten besitzen keine architektonisch-plastische Haltung, und er würde wohl lachen, wenn jene ihm als Muster empfohlen würden, nicht mit Unrecht; denn die „Achse der Künste", eine straffe Architektur, fehlt heute. Nichts könnte das Übel vielleicht so wirksam heilen als der Auftrag eines Freskos[1]). Raphael war unter dem Herrscherwillen Julius II. ein anderer als unter dem Genußmenschen Leo, auch eine Lehre aus Rumohr.

Wie sehr Rumohr seiner Zeit voraus war, bezeugt der Erfolg seiner Schriften. Nicht als ästhetischer Reformator galt und wirkte er, als hervorragender Kenner und als Begründer einer wissenschaftlich-organischen Behandlung der italienischen Kunstgeschichte. In der Tat schuldet sie ihm den höchsten Dank. Zu seinen bleibenden Verdiensten gehört z. B. die richtige Erfassung der Bestrebungen, die in der florentiner Malerei von Giotto bis Leonardo vorwalteten. Diese Skizze erheischt um so mehr Anerkennung, als Rumohr bisweilen schon allzu starke Zweifel gegen die Überlieferung hegte und z. B. dem Giotto wenige Werke ließ. Für eine Wissenschaft, die nicht exakt sein kann, wird sein Verlangen nach Quellenkritik und Urkunden, das zeitlich zwischen Niebuhr und Ranke steht, immer methodisch wichtig sein. Jeder Kunsthistoriker sollte Rumohrs selbst in den Irrtümern oft anregenden Schriften kennen; deren Früchte haben Kunsthistorie und Tageskritik längst nicht voll geerntet, und aus den Grundlehren folgt unmittelbar, daß die formalistische Betrachtung nicht ausreicht und die Zukunft der Kunstwissenschaft in den Werken Carl Justis über Michelangelo liegt. Auch Kunstwerke zu bestimmen war ihm nicht versagt; unter anderm gab er die heilige Justina in Wien dem Moretto, und bei zwei von ihm entdeckten Reliefs vermochte er seine Zuweisung an Luca della Robbia alsbald archivalisch zu belegen. Erkenntnis und Handeln greifen bei ihm wie eiserne Klammern ineinander. Er erwarb u. a. den Botticelli aus San Spirito für Berlin, schuf sich eine großartige, graphische Sammlung, forderte den deutschen Verein für Kunstwissenschaft fast hundert Jahre vor der Gründung durch Wilhelm Bode. Wie er über Ursprung, Nutzen und Schaden der Akademieen dachte, ist klassisch und muß den Kunstpolitikern geläufig werden. Seine ständige Sorge war der Mangel an handwerklichem Können der Künstler, Malerei, nicht Zeichnung seine Forderung des Tages; endlich beschloß er in vivo zu experimentieren und erzog den jungen Nerly. Nach ver-

heißungsvollen Anfängen scheiterte der Versuch schändlich; Nerly hatte die Stirn, eine ansprechende venetianische Ansicht 35 mal zu wiederholen. Doch Rumohr erschöpfte sich nicht in genialer Einseitigkeit. Obschon er mit Recht von sich überzeugt war, „die Kunst weit entschiedener, als jemals vor uns geschehen, recht in das innerste Heiligtum alles geistigen Wirkens und Lebens zu versetzen", es entging ihm nicht, daß die Kunst zwar unsäglich wichtig im Kosmos der menschlichen Beziehungen ist, indessen stets ein Teil darin bleibt. So entsprang aus dem Widerstreit seines Wesens die „Schule der Höflichkeit", formal sein gelungenstes Werk, keine banale Anstandspredigt, sondern ein Resultat reicher Lebenserfahrungen über das Thema, den Körper im einzelnen, die Seele im ganzen in Harmonie zu erhalten, aus der Beobachtung seiner anscheinend nicht kräftigen Konstitution und aus der Lust an sinnlichem Genuß ein Buch über Kochkunst, das nach fachmännischem Urteil fundamental ist. Als er in späteren Jahren Oberitalien bereiste, ließ er Venedig seitwärts liegen und ging der Berieselung und anderen landwirtschaftlichen Problemen mit demselben Eifer nach, mit dem er früher in den Archiven zu Florenz und Siena gestöbert hatte. Ebenso hoch wie der Ästhetiker und Forscher steht der universale, tätige Mensch.

Trotz der autobiographisch wichtigen „deutschen Denkwürdigkeiten" und „des letzten Savello" kann man bedauern, daß Rumohr, indem er dichtete und übersetzte, sich zerstreute und er nicht, wie auch Bunsen wünschte, als Leiter der Galerie nach der preußischen Hauptstadt berufen wurde. Er liebte Berlin trotz des pariserischen und englischen Anstriches; ob ihm ein Amt auf die Dauer behagt hätte, ist fraglich. Ein Unabhängigkeitsgefühl von elementarer Kraft durchdrang sein ganzes Sein. Von einem beträchtlichen Vermögen, das er sorgsam verwaltete, machte er den edelsten Gebrauch, mit unstillbarem Wissensdurst tilgte er die Schäden seiner mäßigen Erziehung und eignete sich eine ungeheure Belesenheit an. Mit vielen bedeutenden Leuten, Staatsmännern und Philosophen, Künstlern und Dichtern, war er persönlich bekannt, manchem half er großmütig, seine Selbständigkeit opferte er keinem. Der erst 27jährige wandte sich in einer Abhandlung über Castor und Pollux gegen Winckelmann und Lessing mit schlichtem Selbstbewußtsein. Einem Zuge der Zeit ist er wohl nur einmal erlegen, in der unruhigen Gärung seiner Jugend, als er zum Katholizismus übertrat. Er soll sich nie darüber geäußert und in Wirklichkeit später keiner Religion angehört haben; die inneren Spuren, die dieses Ereignis hinterließ, waren vielleicht tiefer, als bis heute nachweisbar ist, und steigerten seine Reizbarkeit und sein Bedürfnis nach Freiheit. In kritischen Besprechungen fertigte er Passavant, einen Bekannten, und seinen Lehrer Fiorillo kurz vor dessen Tode rauh ab, Wilhelm von Humboldt, den Minister und hochverdienten Gelehrten, in dessen Hause er verkehrt hatte, beglückwünschte er zu der Wahl eines Beispieles, da es sicher beweise, daß er nichts von Kunst verstand, usw. Obschon er für den Reiz des Familienlebens empfänglich war, blieb er ein Hagestolz. Von ältestem Adel, beurteilte er seine

Standesgenossen gerade so unparteiisch wie die „ästhetischen Vagabunden", die „Genie erheucheln". Geistreiche Fürsten waren ihm befreundet und zeichneten ihn aus — er durfte in Sanssouci wohnen — es hinderte ihn nicht, die „staatsmäßigen" Künstler in der Schule der Höflichkeit mit Hohn zu überschütten. Er kannte nur die Sache und das sittliche Gesetz in seiner Brust.

Wie wunderbar war dieser Mensch gemischt — schroff und heftig, von Stimmungen nicht frei und doch kaltblütig in Gefahr und von vollkommener Güte, ein Sohn der Scholle und doch heimisch unter allen Völkern und Zeiten, mißtrauisch gegen Redner und Formeln und doch gelegentlich von einer zu Herzen gehenden Beredsamkeit, ein Einsamer und doch ein vorzüglicher Gesellschafter, ein Mann des Hofes und doch kein Höfling, ein Patriot, eine enthusiastische Natur, ein geborener Kämpfer. „Ein andrer wie alle andern", ist er in vielem ein norddeutscher Typus, der unser Volk wiederholt aus schwerer Not gerettet und den Staat gegründet hat. Sein Anblick tut wohl in Zeiten der Verdunkelung.

Zur Illustration des Gesagten diene der folgende Brief. Er ist an Christian Carl Josias von Bunsen gerichtet, der als preußischer Gesandter in Rom und London Wissenschaft und Künste unermüdlich förderte; Rumohr gehörte zu den vielen, die im gastlichen Palazzo Caffarelli verkehrten. Das Original ist zum Teil schwer leserlich, mit mangelhafter Interpunktion und einigen Abkürzungen schnell hingeworfen — ein charakteristischer, vertraulicher Erguß. Unsere Wiedergabe ist bis auf die zur leichteren Lesbarkeit nötigen Verbesserungen getreu. Fräulein Marie von Bunsen und Herrn W. von Bunsen sei auch hier verbindlichst gedankt für das außerordentliche Entgegenkommen, mit dem sie den Einblick in die noch erhaltenen Briefe Rumohrs an Christian von Bunsen und die Veröffentlichung gestatteten.

Hamburg, den 16. November 1824. Adr. E. Harzen
Neuer Wall

Verehrter Freund,

ich beeile mich, Ihnen meine Erklärung zu Gunsten V. Baldis[2]) zuzusenden. Weiß es der Himmel, daß ich nie dergleichen auf italienisch geschrieben habe, und nicht damit umzugehn weiß. Wenn es nicht genügt, so senden Sie mir ein Schema mehr. — Horny[3]) war allerdings ein vortrefflicher Mensch; rein und edel wie wenige. Doch werde ich nie aufhören zu beklagen, daß er sich verleiten lassen sein schönes Talent mißzuverstehen. Wenn wir nicht so weit kommen, das reine Talent der Objectivität, der sinnlich fröhlichen Auffassung gerade sich darbietender Naturformen, als eine an sich selbst liebenswürdige Erscheinung, und als ein nothwendiges Mittelglied in der allgemeinen Verkettung des Kunstlebens anzusehn, so wird unsere Kunst noch lange vom Guten zum Schlechten, vom Wahren zum

Falschen hinunterschwanken. Dieses wenn Sie wollen beschränktere Talent sollte billig auch denen nicht fehlen, welche der Genius beseelt; doch um so leichter solche höher gerichtete Menschen dieses Talent in sich vernachlässigen, je besser ist es, daß beschränktere Talente der bloßen Auffassung und Nachbildung des Vorliegenden mit einschießen, und den Genius zwingen, nicht hinter ihnen zurückzubleiben. Wenn aber, was ich vorzüglich beklage, beschränkte Talente in Gegenden verwiesen werden, die ihnen ewig fremd bleiben, wenn sie ihren eigenthümlichen Boden aufgeben, ohne einen andern zu gewinnen; was soll daraus entstehen? — Was wir täglich sehn, Verdrechsler des Gewöhnlichen. — Die Einwürfe, die Sie aus entgegengesetztem Falschen herleiten, gelten mir nicht. Weichlichkeit der Manier, Süßlichkeit der Auffassung, die Sie mit Recht den V.[4]) vorwerfen, ist nun einmal eine Krankheit ohne Rettung, von der man das Auge abwenden muß. Streiten sollen wir, müssen wir nur gegen solche, welche bey einer schönen und ernsten Richtung des moralischen Sinnes, vergessen, daß die Form aller Kunst in der Natur gegeben ist, daß man die Regel der Gestaltung und Erscheinung aus dieser abstrahiren müsse; daß man dies um so mehr müsse, weil es in der That die einzige rechte Anstrengung ist, welche die Kunst dem Künstler auflegt, der sonst unter allen Umständen ein Faullenzer und ein in seinen eigenen fixen Ideen verlorener Narr wird. Leichte Arbeit ist gar keine Arbeit; Stricheln keine Anstrengung des Geistes. — Sie verstehn mich, denke ich und behalten diese Zeilen für sich; denn die Künstler verstehn meine Worte immer unrecht.

Overbecks Bild in Lübeck[5]) hat durch den Frieß [Firniß?] ungemein gewonnen. Es findet einen fast allgemeinen Beyfall, und man wünscht mehr der Art. Auch der Moses in Bremen[6]) macht viel Aufsehn. Die Leute sind nicht so sehr ohne Sinn wie man annimmt. Wenn man ihnen die Arzney nicht gar zu bitter macht. — Doch gestehe ich Ihnen weiß ich nur einen Fall, wo ein wirklich herrliches Talent in der Bizarrie der Darstellung untergeht. Im allgemeinen ist unter unseren modernen Stümpern auch wenig ächter Sinn und Geist aufzutreiben. — Was ich da sage gilt, wie Sie verstehn, nicht den[7]) vielen tüchtigen Männern, die wir haben um uns aufblühn sehn, sondern den verzweifelten Bleystiftkritzlern, die der Himmel in seinen Schutz nehmen möge. Sie breiten sich selbstsicher aus, wo mehrere junge Leute von mäßigen Gaben schon das Talent in der Stümperey, das Gemüth im Fratzenhaften, den künstlerischen Gedanken in irgend einem abgetragenen prosaischen Gemeinspruch sehn. Was soll daraus werden? Eine Menge brodtloser Fantasten, welche gegen ihren Willen dreisten Manieristen und kecken Blankmachern zur Folie dienen, da diese Leute doch am Ende noch etwas machen, was neben Seide und Mahagony wenigstens möblirt. — Niemand wirkt einer Geistesrichtung gründlicher Entgegen, als wenn sie selbst ins Falsche hinüberdreht. Der grade Gegensatz ist ihr lange nicht so gefährlich. — Um die gute Richtung der Kunst in der Meinung zu retten, kann ich in. D[eutschland] nichts anderes thun, als die Stümper streng von den Meistern zu scheiden. Meinen Gruß

und Dank dem guten Rittig. Baldis ebenfalls. Empfehlen Sie mich Ihrer trefflichen Gattin, Overbeck, Schnorr. Ich höre viel guts von Heß?

Ich werde den Winter in Hamburg zubringen. Es ward mir draußen zu einsam. Nicht als wenn ich's nicht liebte. Allein ich ward zu faul.

Ihr ergebener und verpflichteter Rumohr.

Geben Sie Overbeck die gedruckte Beylage. Sie hat einen bestimmten Zweck, der bald zur Sprache kommen wird, und ist auf das Publikum und den Ort berechnet. Wenn Sie einmal Anzeigen zu machen wünschen, so senden Sie sie mir.

---

1) Als der Aufsatz Okt. v. J. geschrieben wurde, war noch nicht bekannt, daß Robin den Auftrag erhalten hat, eine Kapelle in Saint Sulpice mit Fresken zu schmücken.

2) R. hatte in der Casa Baldi zu Olevano gewohnt, es handelt sich um die Regelung von Geldangelegenheiten.

3) Näheres über Horny, den R. jahrelang aus seiner Tasche erhalten hatte, in Rumohrs „drey Reisen nach Italien".

4) Wer mit B. gemeint ist, ist leider nicht zu ermitteln.

5) Christi Einzug in Jerusalem. R. hatte dem Künstler aus der Bedrängnis geholfen, indem er das Bild zuerst für sich bestellte, dann den Ankauf durch Subskription für die Marienkirche veranlaßte.

6) Die Findung Moses', heute in der Kunsthalle zu Bremen.

7) „gilt" hat im Original den Accusativ.

Arno Nadel:
Der Toten erster Geburtstag.

Es war der Toten erster Erdentag.
Kaum hob die Sonne sich aus Schattenfluten,
Sprang auf die Schläferin; ward ihr doch kund,
Daß sie hinabgehn dürfe in die Stadt,
Die alle teuren Orte barg der Liebe.
Sie sah sich an, stäubt' ab das weiße Kleid,
Band sorgsam sich das Haar in neue Flechten,
Strich mit den Händen sich die Wangen rot
Und ging durch Erd und Luft der Seele nach.
Die führt sie hin zu dem, der sie geliebt,
Dem sie gehorsam war bis in den Tod.
Noch hielten Traumgestalten ihn umfangen.
Sie sah sich in den Stuben um und Kammern,
Es war ihr leid, den Liebsten früh zu wecken.
Und als sie zögernd trat ins Schlafgemach,

Da lag im Bette er, in ihrem Bette;
Er schauerte zusammen, fuhr empor, —
Und als er dachte: heut ist ihr Geburtstag,
Da fing er bitterlich zu weinen an.
Und als sie ihn so bitter weinen sah,
Umschlang sie mit den Armen seinen Leib,
Grub tief den Kopf in seine heiße Brust
Und redete unhörbar süße Worte:
Mein Liebling, wer bereitet dir den Tag?
Wer segnet dein Beginnen, deine Wege?
O wundergutes Herz, wie bin ich selig,
Dich so im Arm zu halten, so am Busen!
Er wußte nicht, wie ihm zu Sinne ward;
Die Tote kümmert's nicht, sie ruht und redet
Und füllt die Seele ihm mit schwerem Leide.
Nun küßt sie leise ihm die Stirn und geht;
Zum Elternhause lenkt sie ihre Schritte.
Wehmütig, schweigsam grüßt der Gast den Garten;
Sie saß so oft mit ihm in jener Laube.
Ach, wer so liebt wie sie, liebt andre wenig.
Doch eilt sie rasch hinauf. Da steht der Vater.
Mit beiden Händen faßt sie seine Hand,
Drückt sie — er fühlt den Boden schwinden —,
Eilt dann zur Mutter ungestüm hinein.
Da ist sie, o mein Gott, wie ist sie welk!
Wach ist die Mutter seit dem ersten Schimmer.
Und wie das Kind unsichtbar zu ihr tritt,
Schluchzt auf ihr Herz, sie kann's nicht tragen mehr.
Mein Mütterchen, mein liebes Mütterchen!
Sie sinkt ihr an das Herz und hält sie fest.
Es rühren die Geräte sich im Raum.
Nun muß sie gehn, sie darf nicht länger weilen:
Huscht noch zur Schwester, sie im Traum zu grüßen,
Und wendet sich, getragen mehr denn schreitend,
Zum Ruheort. Sie winkt mit Geisterhänden
So mancher Gegend, wo noch Freunde wohnen;
Sieht in den Straßen Menschen froh geschäftig
Noch einmal, ach, zum letzten Mal noch einmal.
Nun ist sie angelangt, sie schaut sich um:
Freundinnen haben Blumen hergetragen.
Sie tastet Blum um Blume ab und dankt.
Dann senkt sie sich hinab zum finstern Haus,
Zieht jedes Fältchen des Gewandes grade
Und legt sich hin zu ruhen, zu verstummen.
Im nächsten Jahr wird abermals sie wandeln.

Karl Larsen:
Chr. F. Holm.*)

(Schluß.)

III.

Als Holm das elektrische Licht in seinem Wohnzimmer aufdrehte, schlug die Tafeluhr ihre elf leisen diskreten Schläge.

Er holte aus dem Büfett etwas Whisky und Soda und mischte sich einen bescheidenen Trunk. Nun wollte er besonnen und systematisch alle Möglichkeiten durchgehen.

Auf einem Bogen Papier schrieb er langsam eine Reihe Namen auf. Da klingelte das Telephon neben ihm ganz leise.

Er zögerte einen Moment, nahm dann den Hörer und nannte seinen Namen.

„Endlich!" klang es mit dem geschlossenen vertraulichen Ton, der stets seine Macht auf Holm ausübte. „Der Portier hat im Laufe einer halben Stunde dreimal angeklingelt — aber jetzt wollte ich es selbst tun."

Holm fragte, wo sich die gnädige Frau eigentlich befände.

Sie nannte den Namen eines der größten Restaurants der Stadt. Sie wären aber in kleiner Gesellschaft.

„Ich glaubte, daß man heut abend in Anbetracht des morgigen großen Festes ruhig zu Hause bleiben würde?"

Holm zog es vor, telephonisch das neutrale „man" zu gebrauchen.

„Ja, aber „man" hat unerwartet den Besuch von zwei Geschäftsfreunden samt einer Gattin bekommen — zugereist — fürchterlich! Nachher gingen wir ins Theater, und jetzt sitzen wir hier."

Eine kleine Pause.

„Ich sehne mich . . ." erklang es dann wieder.

Es lag ein ganz veränderter Ton in diesen Worten, nicht spöttisch, sondern vollkommen gerade heraus.

Holm gehorchte.

„Ja, ich komme ja gern," sagte er, „das heißt allzu lange bleiben kann ich nicht . . ."

„Pedant!" sagte sie in einem Ton, als wollte sie sagen: „Du Lieber!"

Damit läutete sie ab.

*) Die Novelle erscheint (unter dem Titel: „Der springende Punkt") demnächst auch in einem Sammelband des bekannten dänischen Novellisten und Essayisten Professor Karl Larsen im Verlage von Erich Reiß, Berlin.

Als Holm in das Vestibül des großen Hotels trat, aus dem hohe matte Glastüren zu dem vornehmen Restaurant des Etablissements führten, kam ihm der Portier ehrerbietig entgegen.

Holm hatte dieses Vestibül immer angenehm geschmackvoll gefunden. Eine breite teppichbelegte Marmortreppe führte zu den Zimmern empor, und selten stand man hier, ohne daß Fremde lautlos die feinen Stufen hinauf oder herunter kamen, mit diesem wunderlich abwesenden und doch zugleich beobachtenden Gesichtsausdruck, der Hotelgäste charakterisiert. Gleichzeitig konnte der Lift dicht hinter der Treppe leise surrend herab kommen, mit leichtem Ruck auf den Boden aufstoßen, und Leute in Reisekleidung oder Gesellschaftstoilette an dem dienernden Boy vorbei heraus treten lassen.

Weit drüben im Wintergarten, der nicht den Passanten von der Straße, sondern nur den Gästen des Hauses zugänglich war, tönte beständig das ferne Plätschern und Rieseln eines Springbrunnens. Die Schreib- und Konversationsräume lagen neben dem Eingang zum Restaurant. Alles war bequem, ging mechanisch, gedämpft, glatt, vermöge eines unsichtbaren kleinen Gelddruckes, genau, wie es Holm zusagte.

Der Portier hatte ihm bereits aus seinem Überzieher geholfen.

„Ich hänge die Sachen des Herrn Hauptkassierers hierher in die kleine Privatgarderobe."

Holm nickte. Diese kleinen Vergünstigungen waren ihm angenehm.

„Die Sachen des Herrn Konsuls und seiner Gesellschaft hängen auch hier", sagte der aufmerksame Portier, während er den Pelz aufhängte. Holm erkannte ihren atlasgefütterten Abendmantel. Dann trat er rasch ins Restaurant, das angesehenste Lokal der Stadt.

Ein gewölbter Raum mit hohen Säulen und vertraulichen Nischen aus Marmor und Tiekholz. Hier konnte man, nachdem man vortrefflich gespeist hatte, den Havannarauch seine blauen Schwaden über Gläser mit perlendem Trank ziehen lassen und ihn langsam in die Höhe steigen sehen. Hier war es niemals schwül, und die Musik aus dem anstoßenden Café klang gedämpft und doch beständig nahe herüber.

Holm traf sogleich aus der mittleren Nische Frau Ingeborgs aufmerksamen Blick, der jedem Kommenden und Gehenden folgte. Er leuchtete auf und winkte ihn gleich einer Stimme zu sich heran, während sie vor der übrigen Gesellschaft tat, als hätte sie ihn noch nicht bemerkt.

Dann erfolgte eine etwas lärmende Begrüßung und die Vorstellung des fremden Geschäftsfreundes aus der Provinz samt Gattin. Der andere Herr außer den beiden Ehepaaren war zufällig einer jener Namen, die Holm daheim auf seiner Liste stehen hatte, und Direktor eines großen Industrieunternehmens. Holm konnte es nicht verhindern, daß seine Augenlider ein wenig zuckten, als er dem Direktor die Hand schüttelte.

Man war längst mit dem Speisen fertig, nur der Champagner stand noch auf dem Tisch, und Holm bekam eins eingeschenkt.

Frau Ingeborg saß auf dem Sofa neben der fremden Dame und lachte darüber, daß Holm den von ihr entferntesten Platz am andern Tischende inne hatte. Sie hatte die Gabe, schweigen und gleichzeitig mit ihren Augen sprechen zu können oder auch etwas zu sagen und ihre Augen das Gesagte Lügen strafen zu lassen. Wie oft hatte Holm im Beisammensein mit ihr das Höchste erlebt, das, wie ihm deuchte, das Leben bieten konnte, und das gewiß auch den allermeisten Menschen das Höchste war — Glück, erfüllt von der Sorglosigkeit einer Frau! Eine Frau sorglos machen zu können! All das unmittelbar Frohe, Hingebungsvolle und Dankbare in ihr hervor zu locken, gleichviel, wie raffiniert sie sein konnte, ja gerade, wenn sie solch ein in Grund und Boden raffiniertes, kleines Frauenzimmer war, wie diejenige, die hier saß! War das nicht ein Urtrieb beim Manne, das eigentlich Zentrale, in dem alle berauschende Leidenschaft, hinreißende Eitelkeit, opferwillige Zärtlichkeit aufging?

Die Gesellschaft sprach von der Opernvorstellung, von der sie eben kam. Frau Ingeborg liebte Musik und sang selbst schön. Ihr Mann konnte keine Melodie von der andern unterscheiden.

Die Dame aus der Provinz wurde eifrig. Sie und ihr Mann hatten dieselbe Oper kürzlich in Paris mit einem weltberühmten Sänger gehört. Die Auseinandersetzungen der Provinzdame waren etwas ermüdend, Holm wurde zerstreut, die anderen Herren ebenfalls, mit Ausnahme des Gatten, der seiner beredten Frau sekundierte.

Frau Ingeborg saß keck da und lauschte, die Augen oft auf Holm gerichtet. Eine neue Flasche Champagner kam auf den Tisch. Die Herren tranken tüchtig, Holm nicht zum wenigsten.

Der Konsul verwickelte den Direktor in die Erörterung einiger viel besprochener großer Börsengeschäfte. Der Direktor glaubte zu verstehen, was dahinter lag. Holm zwang sich auf diese Diskussion über Geld und Spekulation einzugehen, die zufällig gerade das berührte, worin er selbst so unglücklich spekuliert hatte. Der Herr aus der Provinz mischte sich ins Gespräch. Die Damen waren aufeinander angewiesen. Holm ertappte sich ein paarmal dabei, daß er nach der Uhr auf der andern Seite des Saales schielte.

Plötzlich sagte Frau Ingeborg zu der Dame neben ihr, aber über den Tisch hinweg:

„Jetzt, glaube ich, streiken wir! Die Herren vergessen ganz, daß die Börsenzeit längst vorüber ist!"

Der Direktor lachte und wollte die Damen mit ins Gespräch ziehen, das sich jetzt um die große Baisse in Dampfschiffaktien drehte. Die Dame aus der Provinz war sogleich dazu bereit. Sie sprach so oft mit einem der Matadore daheim über Kurse, und der sagte immer, daß sie einen angeborenen Spundus da-

für hatte. Ihr Mann konnte auch bezeugen, daß sie ihn vor den Dampfschiff-aktien gewarnt hatte.

„Ja, aber damals gingen sie gerade so fein in die Höhe, meine Liebe . . ."

„Ja damals — aber nun hörst du doch . . ."

Sie mußte lachen, und alle stimmten ein, Holm ebenfalls.

„Ich glaube übrigens," sagte Frau Ingeborg zu ihrem Manne, „daß du ans Zahlen denken solltest, meine Augen werden schon ganz klein. Und morgen sind wir doch auf dem großen Fest", setzte sie hinzu, Holm fest ansehend.

Während man zahlte und aufstand, geriet das Gespräch plötzlich lebhaft auf das Haus, wo sie morgen eingeladen waren, wer hinzukommen pflegte, wer gewöhnlich dort geladen war, und daß sicher einige der neuen Opernstars kommen und singen würden . . .

Dann ging man an den sich verneigenden Kellnern vorbei, ins Vestibül, wo die Beleuchtung bereits gedämpft war. Das Ehepaar aus der Provinz wohnte hier im Hotel, und man sagte einander herzlich Gute Nacht. Holm half ihr in den Abendmantel.

Draußen wollte ihr Mann, daß der Portier einem Auto pfiff.

„Ach nein," sagte sie, „ich möchte so gern zu Fuß gehen und ein wenig frische Luft schöpfen."

Der Direktor hatte denselben Weg, und ganz unwillkürlich blieb er an der Seite des Konsuls, während sie und Holm in kleinem Abstand folgten.

„Der König ist traurig, der König ist schweigsam", sagte sie leise. Diese geflüsterten Worte überwältigten ihn derart, daß er heftig nach ihrer Hand unter dem Abendmantel griff. Der Ton hatte so vertraulich geklungen, wie er ihn gerade in diesem Augenblick ersehnte, und dabei so spöttisch verständnislos, daß er ihn gewaltsam von ihr entfernte. Ganz törichterweise mußte er nach ihr greifen gleich einem Kind, das einem Unglück zu entgehen vermeint, wenn es sich an die Mutter klammert.

Sie sah halb forschend, halb spottend zu ihm auf.

„Beginnt man ungestüm zu werden?" lachte sie.

Als sie jedoch den Schauer von Widerwillen fühlte, der ihn bei diesen Worten überlief, fügte sie schnell hinzu mit einer Stimme, als wären sie beide allein auf der Welt:

„Was fehlt dir? Du bist doch nicht krank?"

„Ja, Ingeborg, ich glaube, ich bin krank."

„Du wirst mir doch nicht krank werden?" kam es von neuem in demselben Ton.

Hier ging Holm die Straße entlang mit der einzigen Frau auf Erden, die ihn wirklich gefesselt hatte, gefesselt an goldener Kette, weil alles, was mit ihr in Berührung kam, von Gold klingen mußte; aber nicht das Gold hatte ihn gebunden, ach nein — was ihn so fest an sie knüpfte, war vielleicht das Ängstliche

und Vertrauliche in ihrer Frage: Du wirst mir doch nicht krank werden? Daß ihr liebster, unterhaltendster Zeitvertreib, für den sie schwärmte, und den sie nicht entbehren mochte, hingehen und sie im Stich lassen konnte!

„Wo warst du heut abend?" fragte sie plötzlich wie eine, die ein Recht zu fragen hat.

„Daheim . . ."

„Daheim . . .?"

„Ja, bei meinem Vater", setzte er hinzu und dachte, daß dieses Wort noch immer galt, daß er nie ein anderes Heim besessen hatte.

„Damit kann man freilich nicht konkurrieren", sagte sie mit ehrlicher Bitterkeit.

Holm spitzte die Ohren bei dem bekannten Klang ihrer Stimme. Durch nichts hatte sie sein Herz rascher zum Schmelzen gebracht als durch dieses Feuer der Eifersucht, das alle Fähigkeiten ihres Wesens in Flammen setzte. Immer hatte ihn diese Eifersucht zu ihr hingeschmeichelt, gedroht, gezwungen. Ihr leidenschaftlicher Stolz bewirkte, daß sie demjenigen, den sie erkoren hatte, eins und alles werden wollte, und der dadurch auch eins und alles für sie wurde. Sie gab sich hin, um ihn ganz und gar zu behalten, und zog energisch einen Zauberkreis um sie beide, der alle anderen Menschen durch gleichviel welche Mittel, bis zur nackten Lüge herab, ausschloß. Sie benützte die Lüge so kaltblütig wie ein Bravo im Dienste seines Herrn den Dolch gebraucht, und Holm hätte nie gewagt sie merken zu lassen, daß er davon wußte, weil er sich stets so tief geschmeichelt und gerührt darüber fühlte.

„Ingeborg," sagte er zögernd, „wenn ich nun sehr krank würde . . ."

„Dann müßtest du gesund werden", unterbrach sie ihn rasch.

Er wußte es so gut! Sie haßte Krankheit.

„Ich würde dich gesund machen", setzte sie bestimmt hinzu.

Er mußte lächeln — sie eignete sich wahrhaftig nur für gesunde Menschen.

„Was soll das übrigens heißen, daß du mir Angst machst?" unterbrach sie sich beinahe heftig, „fehlt dir wirklich etwas?"

Holm machte eine abwehrende Handbewegung.

„Kümmere dich nicht um meine Reden, Ingeborg, ich bin nur so müde — es gibt immer mehr in der Bank zu tun."

Es reizte ihn, daß er die Bank erwähnen mußte.

„Ich glaubte, der Herr Hauptkassierer Holm wäre der Fels, an dem jede Unruhe und Müdigkeit strandete", sagte sie spöttisch und dennoch beunruhigt.

„Das ist er auch. Aber auch ich kann — verstimmt werden."

Sie sah ihn mit etwas mißtrauischem Blick an.

„Wenn wir uns morgen auf dem Feste treffen, wirst du sehen, ist alles wie weggeblasen", versuchte er sie zu beschwichtigen. Und er fragte, was sie anziehen würde.

Sie antwortete ein wenig kleinlaut, mit zögernden Pausen zwischen den Worten, als wollte sie ihm dadurch beweisen, daß ihre Gedanken weit fort waren von Fest und Kostüm.

Dann kamen sie auf den großen Platz, und der Direktor verabschiedete sich.

Holm, sie und ihr Mann gingen schweigend die breite, jetzt so menschenleere Straße hinab, der Wohnung des Ehepaares zu.

„Holm ist krank", sagte sie plötzlich herausfordernd zu ihrem Mann gewandt.

„Ach, das bildet sich Ihre Frau nur ein," beeilte sich Holm zu entgegnen, „ich war heute bloß ein wenig nervös."

„Ja, aber warum erschrecken Sie einen dann so?" entfuhr es ihr ärgerlich und bange zugleich.

Holm fühlte sich sofort gerührt. Daß er jetzt nicht den Arm um ihre Schultern legen und sie zur Ruhe plaudern konnte, während er sich selbst wieder in ihre Freude, Sorglosigkeit und Triumph mit hinüber gleiten fühlte! Nichts konnte er, wie dem Gatten noch umständlicher und langweiliger auseinandersetzen, daß ihm wahrhaftig gar nichts fehlte.

Sie schwieg.

Und dann konnte Holm heut abend nicht mit hinauf wie sonst so oft und ihre schlechte Laune durch ein kleines Gefecht besiegen, in dem sie sich nach kurzem, etwas zornigem Widerstand mit einer gewissen ungeduldigen Hast überwinden ließ. Er konnte zu Hause nicht bei Whisky und einer Zigarre glückselig dasitzen und sie rings um sich sehen, hören, fühlen, mit all ihren wechselnden Akzenten in Wort und Bewegung und mit ihrem Talent, alles, was und wovon man sprach, auf sich selbst und denjenigen zu beziehen, der sie erfüllte. Mochte es Lektüre, Theater, Toilette, Musik, Gesellschaft oder Geld, Geld, Geld sein — alles griff sie auf und bezog es allein auf sich und ihn! Unwillkürlich und augenblicklich ließ sie ein Thema fallen, wenn es sich nicht nach dieser rein persönlichen Adresse richten ließ. Diese Frau verstand es, das Dasein zu einem Planetensystem um eine Sonne zu gestalten, die sie selbst und derjenige war, den sie an ihrer Seite zu haben wünschte.

Heut abend jedoch gingen sie die letzten paar Schritte, ohne daß sie oder der Gatte ihn aufforderte noch zu einem Plauderstündchen mit hinauf zu kommen. Gewiß wollte sie es nicht riskieren zu spät ins Bett zu kommen und morgen auf dem großen Fest weniger vorteilhaft auszusehen. Das fehlte noch!

Erst als sie vor der Haustür standen, sah sie ihn wieder an:

„Sie sind mir morgen Revanche schuldig", sagte sie.

„Revanche?"

„Ja — für Ihre griesgrämigen Mienen", sagte sie mit einem Händedruck, der seine Fingerspitzen schier zusammenpreßte. Dabei lächelte sie.

Er hätte sie umarmen mögen.

Dann wünschte auch ihr Mann Holm frohes Wiedersehen. Und die Tür fiel hinter ihnen zu. . . .

Als Holm über den Kirchplatz seiner Wohnung zuschritt, sah er aus seinem Wohnzimmer Licht schimmern.

Es durchfuhr ihn. Rasch eilte er die Treppen hinauf, öffnete unwillkürlich leise die Entreetür und trat schnell ein.

Über dem Schreibtisch brannte das elektrische Licht, der Schreibtischstuhl war nicht zurecht gestellt, sondern stand, wie er sich von ihm erhoben hatte, und auf der Platte lag die Liste mit den Namen.

Er hatte einfach vergessen das Licht abzudrehen, und keine Seele war da.

Aber gerade deshalb hätte er schreien mögen.

Denn es war ihm, als säße er selbst noch unsichtbar unter diesem regungslosen Licht, die Ellbogen auf die Seitenlehnen des Stuhls gestützt, über dieses müßige Papier gebeugt.

Und in Wirklichkeit hatte er ja auch die ganze Zeit da gesessen.

IV.

Die Uhr schlug Zwei.

Längst hatte der Hauptkassierer Holm das Licht über dem Schreibtisch abgedreht, und der Stuhl stand auf seinem Platz. Er saß in einem gradrückigen Lehnstuhl am Mitteltisch, eine Zigarre mit abgeschnittener Spitze lag auf dem Aschenbecher neben ihm — aber sie war nicht angezündet.

Der Stuhl stand so, daß sein Gesicht von der Mittelflamme, die allein an der Deckenkrone brannte, nicht getroffen wurde. Er saß fast unbeweglich.

In der letzten Stunde war ihm, als würde es rings um ihn mit jeder Sekunde stiller und stiller, klarer und klarer in seinem Innern. Es war eine Klarheit wie das kalte Morgenlicht, das immer unabweisbarer durch die herabgelassenen Gardinen in die Kammer des Schlaflosen dringt und jede Hoffnung auf Ruhe zunichte macht. Das Papier mit den famosen Namen lag zusammengeballt im Papierkorb. Er kannte die Menschen, Freunde und Bekannte, die seine Freunde und Bekannten waren, weil sie ihn gern hatten — die sollten jetzt einem Manne helfen, den sie nie wirklich gekannt hatten? Selbst wenn sie auch nur daran dachten es zu tun, würde es aus einem Mitleid geschehen, das ihn zu einem Menschen zweiten Ranges stempelte und seinen Namen und Ruf in ihre unkontrollierbare Macht stellte. Sicher würden sie anfangs diskret sein, aber begänne er erst nur wieder die Flügel zu regen, vielleicht ihr Mißfallen oder möglicherweise sogar ihren Neid zu erregen, würden sie ihn ganz gewiß ihr Anrecht auf besondere Dankbarkeit fühlen lassen, durch eigentümlich diskretes Schweigen eine Ahnung von dem

geheimen Zusammenhang der Sache durchsickern lassen, und bestimmt nicht eher damit aufhören, bis er untertänig ihre Ferse nach dem Fußtritt geleckt hätte. Diejenigen waren selten, die Wohltaten in der demütigen Erkenntnis erwiesen, daß sie unter Umständen ihrer vielleicht selbst einmal bedurften. Kassierer Holm war ihnen wenigstens noch nicht begegnet. Es gab nur einen Weg für ihn: Über den Ruin seines Vaters und seiner Familie — den ökonomischen sowohl als moralischen Ruin.

Aber auf diesem Wege wollte er nicht wieder hinaus ins Leben und zu den Menschen.

Wieder hinaus ins Leben — hinaus zu den Menschen....

Das waren die Worte.

So wie er da saß, stand er bereits in Wahrheit außerhalb des Lebens und der Menschen. Niemand konnte in seiner Todesstunde einsamer sein, als er es jetzt war — beraubt von allem und allen, am meisten aber von denjenigen, die er liebte, und denen er keinen Schmerz bereiten wollte.

Sie, die er heut abend verlassen hatte, deren Stimme ihm noch im Ohr klang, deren Lächeln und Blick er, während er hier saß, gleich einer Vision vor sich empfand, sie, ja sie — Holm war es, als arbeitete sein Denken plötzlich schwer und mühsam — sie gehörte doch auch zu denjenigen, denen er keinen Schmerz zufügen durfte, ebenso wenig wie dem alten Vater, den verblühten Schwestern.

Nein, nein, nein! Blitzklar durchzuckte es ihn — sie war ja gerade der einzige Mensch, dem er danach lechzte ein Weh zuzufügen. Nur um zu sehen, ob er ihr wirklich Schmerz bereiten konnte. Ob sie wirklich mit ihm verzweifeln konnte und dann — es schwindelte Holm beinahe — ihm zuliebe einen Strich unter das Ganze ziehen, den Schmerz in Glück verwandeln, indem sie ihm sagte, daß sie, wenn er sich nicht allein zu helfen wüßte, vereint mit ihm den Kampf aufnehmen wollte . . .

Herrgott im Himmel, dann konnte er vor seinen Vater treten, der immer ein Mann gewesen war, und sagen: eine Frau hat mich zerstört, Vater, eine Frau, die ich geliebt habe, wie es mir nur vergönnt war, lieben zu können, und die mich wieder liebt. Sie ist bereit, ihren Luxus, ihr Wohlleben, alles für mich zu opfern. Hilf mir, ein Leben für sie zu retten, wie sie es leben muß ohne zu verkommen! Um meinetwillen will sie mit allem brechen — hilf mir auf ehrliche Weise ein Leben für sie und mich zu gestalten, ohne Schmach und ohne unsichtbar zehrende Unehre! Ich weiß, was es dich und meine Schwestern kosten wird, Vater, die ihr mich liebt. Sie aber liebt mich mehr als jeder andere und ich sie. Alle wollen wir uns in einem Opfer für unsere Liebe vereinen. Jede Stunde meines Lebens soll meiner Liebe zu ihr und euch geweiht sein, unserem innigen Bündnis gegenüber soll alles andere auf dieser Welt eitel sein. Gerade mein Verbrechen wurde die Prüfung und Weihe unserer Liebe! Liebe heißt geben und opfern —

mein ganzes künftiges Leben soll euch beweisen, daß ich meinen Anteil an Liebespflicht voll und ganz einlösen will — und sie . . .

Plötzlich klangen in seiner Erinnerung die Worte einer andern Frau — unbegreiflich, daß sie ihm nicht früher eingefallen waren: Die fremde Frau hatte hier in diesem Zimmer gesessen und war zu ihm gekommen, um mit Holms Hilfe einen Mann zu retten, der sie vor Jahren verlassen und gemeinsam mit der Frau, die sie haßte, Unterschleife begangen hatte. Nun bot sie Holm ohne Zögern die armseligen paar Tausende an, über die sie verfügte, um den zu retten, der sie betrogen hatte, und den sie dennoch einst geliebt. Und als Holm unwillkürlich sagte, daß Frauen doch nie die Männer vergäßen, die sie einmal gern gehabt, antwortete sie: „Nein — nicht, wenn es ihnen schlecht geht." —

Diese Worte hatten den Mann damals gerettet vor mehr als finanziellem und bürgerlichem Ruin. . . .

Kassierer Holm richtete sich im Stuhl auf: Er hatte ein Gefühl wie jemand, der im Traum zu hoch gestiegen ist und plötzlich herabfällt, so daß er erwacht.

Ach, das war ja gerade sein Urteilsspruch, daß er an Frau Ingeborg nicht glauben durfte!

Er war sicher nur ein Teil ihres Reichtums, kein Teil von ihrem eigenen Fleisch und Blut. Wenn er morgen zu ihr ginge und sagte: Ingeborg, um meiner Liebe willen bin ich zum Betrüger geworden, würden ihre Augen kalt, ihr Blick trotzig werden. Sie würde es empfinden, als bezichtige er sie des Betruges, als forderte er von ihr das Geld, das er gestohlen hatte. . . .

Aber — aber . . . hatte sie im Grunde nicht recht? Waren die Worte denn auch wahr: Meine Liebe hat mich zum Betrüger gemacht? Holm war, als verdorrten sie ihm gleichsam im Munde . . . In seinem tiefsten Innern flüsterte es undeutlich, aber in einer Aufdämmerung unerbittlichen Verständnisses, daß sie Lüge waren. War es aus Liebe zu Ingeborg, aus selbstaufopferndem Interesse an dem Glück einer Frau geschehen, daß er an der Börse spekuliert hatte? Doch nur, um ihr in eine Welt folgen zu können, in der sie herrschte! Und als seine Verluste immer größer wurden und schließlich gedeckt werden mußten, was war dann geschehen? Er mußte es sich jetzt doch klar machen können, in der rückhaltlosesten Stunde seines Lebens!

Um es rein praktisch zu nehmen: Damals hätte er sich durch eigene Mittel, durch Anleihe bei seinem Bankier und Aufnahme einer Lebensversicherung retten können. Aber sein Besitztum in der Stadt, das er mit Vorausblick gekauft hatte, hätte er unzeitgemäß veräußern müssen und damit sein Erspartes und seinen zukünftigen Verdienst zugleich verloren. Geschäft, Amortisation, Bezahlung der Versicherungsprämie hätten ihn zu bedeutenden Einschränkungen gezwungen, so daß er der Sphäre entglitten wäre, der sie angehörte, und die allein Wert für ihn besaß. Die Menschen dort prüften nicht Herz und Nieren, ebenso wenig, wie man sie ihnen zur Prüfung darbot. Das gehörte ja gerade zu dem Glatten, Be-

ruhigenden in dem Verkehr mit ihnen, daß sie nach einem äußeren Auftreten urteilten, welches ihm selbst so wichtig war. Aber sie verurteilten auch darnach, und er wäre verschmachtet in Einsamkeit!

Deshalb war es geschehen, daß er das — Zwangsanleihen bei seiner Kasse gemacht hatte, im Vertrauen darauf, daß fortgesetzte Spekulationen ihm Glück bringen mußten.

Sie war ihm in diesem unentbehrlichen Wohlleben nur der Mittelpunkt gewesen.

Mit Recht konnte Frau Ingeborg ihm die Tür weisen. Auch nicht das Geringste hatte er von ihr zu fordern.

Wirkliche Liebe hatte nichts damit zu tun gehabt, daß er falsche Zahlen auf das Stück Papier geschrieben. . . .

Falsche Zahlen auf ein Stück Papier! Zahlen, hinter denen nicht die Wirklichkeit lag — die die Realität des Lebens beleidigten, welche sich in Zahlen ausdrückt, Zahlen, die er mit profaner Hand zur Lüge zwang!

Holms Denken und Erinnern kreisten unablässig um jene stille Stunde in der Bank, wo er seinem Schicksal getrotzt hatte, als er falsche Zahlen auf ein Stück Papier schrieb.

Das erste in einer ganzen Reihe solcher schicksalsschwangerer Papiere! Gepeinigt begann er im Zimmer auf und ab zu gehen, setzte sich jedoch rasch wieder, unruhig mit dem Stuhl hin und her rückend. Es dämmerte so sonderbar in seiner Erinnerung.

Plötzlich erhellte sich ein Bild! Er sah sich ebenso allein wie in diesem Augenblick, wie damals in der Bank, als alle andern fortgegangen waren, und er sich eingeschlossen hatte. Aber nicht die Einsamkeit dieser stillen Zimmer war es, nicht das große Geschäftslokal mit den hohen Säulen, sondern die Einsamkeit eines engen zweifenstrigen Kontors — vor langer, langer Zeit! Das Abendkontor des Unterstützungsvereins, wo er als fünf-sechsundzwanzigjähriger junger Mann außer seiner Banktätigkeit eine kleine Stellung als Kassierer bekleidet hatte.

Der junge Holm hatte Kassa gemacht, allein er ging nicht.

Zögernd saß er da, bereits im Gesellschaftsanzug. Er sollte heute abend eine Familie besuchen, wo er ganz besonders gern verkehrte. Sie war wohlhabend, korrekt und sorglos. Aber es wurde dort recht hoch Karten gespielt. Er konnte Geld verlieren und hatte keins.

Sein Gehalt als Assistent des großen Bankhauses war damals noch gering, und just in diesem Monat hatte er das Pech gehabt, eine größere unerwartete Rechnung bezahlen zu müssen; kurz und gut, so wie er da saß, hatte er heute, am 24. 2 Kronen und 37 Öre in der Tasche. Tramwaygeld wie ein Schuljunge! Er, der sonst in Manieren und Äußerem mit den stilvollsten jungen Gutsbesitzerssöhnen der Hauptstadt konkurrierte.

Beizeiten hätte er noch absagen und es leicht motivieren können. Denn schon vor einigen Tagen war ihm das Malheur mit der Rechnung widerfahren und leihen mochte er nicht, selbst wenn es gegen Ende des Monats ganz begreiflich gewesen wäre. Nicht borgen, war ein ebenso eingetrichtertes Prinzip wie genau Buch führen. Viele der jungen Bankbeamten und andere seiner gleichaltrigen Bekannten lebten in permanenten Geldnöten, geschäftsmäßigen Anleihen oder ewig wechselndem Pump bei Freunden. Allein sein eignes Bewußtsein und die Kenntnis der andern, daß das bei ihm nie der Fall war, verlieh ihm ein Gefühl der Ruhe und Überlegenheit, das ihn oben erhielt und vorwärts führen sollte.

Welche Energielosigkeit, daß er nicht sogleich abgesagt hatte! In einer Art trügerischer Hoffnung, daß etwas geschehen würde, was normalerweise natürlich nicht geschah, hatte er damit gezaudert wie einer, der sich durch steten Aufschub endlich zwang, einen Entschluß zu fassen, den er nicht fassen durfte.

Nun war es zu spät. Als er sich heut abend, ehe er ins Kontor ging, umkleidete, hatte er zum erstenmal das höchst unbehagliche Gefühl gehabt, Hazard zu spielen. Wenn er in dieser feinen Gesellschaft zwanzig, dreißig Kronen verlor — was leicht geschehen konnte — ja, dann hatte er eben seine Brieftasche vergessen. Wie aber das Geld am nächsten Morgen schicken? Heute war der Vierundzwanzigste, erst in einer Woche bekam er seinen Gehalt für den verflossenen Monat ausgezahlt.

Holms Blick glitt von dem Kalender an der Wand zu der Kasse, die verschlossen, allein noch nicht in dem eisernen Geldschrank verwahrt war. Am Ersten sollte er 50 Kronen bekommen — aus dieser Geldkasse . . . unwillkürlich schloß er sie auf . . . von diesen Zehnkronennoten! Gerade noch eine Woche war es bis dahin, wo er sich laut Vereinbarung mit dem Verwalter gegen eigene Quittung selbst ausbezahlen durfte.

Ein Licht ging plötzlich vor ihm auf:

— Dreiviertel dieses Geldes — siebenunddreißig Kronen fünfzig Öre waren ihm wohl noch nicht verfallen, denn er hatte nicht das Recht, sich von dem Geld aus der Kasse bezahlt zu machen, aber sie waren doch faktisch bis zum heutigen Tage von ihm verdient . . .

Wenn er sie jetzt nahm und eine Quittung hineinlegte, daß er sie sich als Vorschuß ausgezahlt hatte? Dann durfte er sich auf das Glück im Spiel verlassen, und wenn er verlor, blieb doch der Anstand gewahrt. Später fand sich dann wohl irgend ein Ausweg, den Verlust zu decken.

Das war die ganz einfache Rettung!

Auf einem sorgfältig zugeschnittenen kleinen Zettel schrieb der junge Holm mit seiner beinahe kalligraphischen Schrift:

Mir selbst als Vorschuß auf meinen Monatsgehalt ausbezahlt:

Kr. 37, 50 Ö. — Siebenunddreißig Kronen fünfzig Öre.

24. 3. — Chr. F. Holm.

Er legte den Zettel zu unterst in das Banknotenfach der Kasse. Die Rechnung war in Ordnung, die Kasse stimmte, er hatte das selige Gefühl von einem erstickenden Druck befreit und einer peinlichen Demütigung entronnen zu sein. Die dünne Brieftasche wölbte sich wieder über ihren drei Scheinen, während das Silber im Portemonnaie zu beinahe zehn Kronen angestiegen war — und dies alles durch ein geschicktes kleines Arrangement, durch ein paar Zahlen, die er auf ein Stück Papier geschrieben hatte.

Und der junge Holm ging in seine Gesellschaft, verlor wirklich und freute sich, daß er es so sinnreich verstanden hatte, sich die Mittel zu verschaffen, um einer Ehrenschuld zu entgehen — allein durch seinen hellen Kopf und ein bißchen Kombinationsgabe. Eine ganze Reihe von Jahren hindurch, während die notwendigen Anstandsausgaben stetig anwuchsen, operierte er in seiner sorgfältigen Buchführung prinzipienmäßig mit solchen kleinen Vorschußzetteln, die er ganz still mit seinem Monatsgehalt in Gegenrechnung brachte, wenn er sich jeden Monatsletzten seinen Gehalt ausbezahlte. Bis unerwartet rasch seine Beförderung in dem großen Bankhause eintraf und ihn mit einem Schlag über diese Art lächerlich kleiner Schwierigkeiten hinweg half. Niemand hatte je etwas von diesen Arrangements mit den kleinen Zetteln erfahren, und es brauchte es ja auch keiner zu wissen, denn keiner verlor etwas dadurch. — —

Jetzt freilich verstand der Hauptkassierer Chr. F. Holm, daß der einzige, der etwas dabei verloren hatte, er selbst gewesen war — aber er hatte ja auch sein Leben verloren.

Mit seinem scheinbar so harmlosen sich Hinwegsetzen über den kindlich klaren Unterschied zwischen eigenem und anvertrautem Geld, zwischen Mein und Dein, vollzog er den umgekehrten, doppelten salto mortale aus dem Inhalt und der Berechtigung seines Daseins, den Todessprung aus Verläßlichkeit und Redlichkeit in Unregelmäßigkeit und Betrug.

Aus freien Stücken hatte er sich auf die erste kleine, eigenmächtige Vorschußquittung sein eigenes Urteil geschrieben. Die Signatur später in dem großen Bankhause war nur Wiederholung.

Der Hauptkassierer Holm erhob sich abermals und ging gesenkten Hauptes eine Weile auf dem Teppich auf und ab.

Dann trat er langsam zum Schreibtisch und drehte die Flamme auf, die ihm bei seiner Rückkehr so schreckhaft entgegengeleuchtet hatte. Die Mittelflamme an der Deckenkrone ließ er brennen. Aus einer der Schreibtischladen nahm er Briefpapier und begann zu schreiben.

Es dauerte recht lange. Als die Uhr jedoch fünf Minuten über Vier zeigte, war der Brief beendet.

Holm verpackte ihn sorgfältig mit der Dokumentenmappe von der Bank, verschnürte und versiegelte das große Paket, adressierte es und legte es auf den Mitteltisch.

Dann kehrte er zum Schreibtisch zurück, drehte das Licht ab und schob den Stuhl tief unter den Tisch.

Keiner sollte nach ihm hier sitzen bleiben, wenn er jetzt ging. —

V.

Am nächsten Morgen, als der stellvertretende Hauptkassierer gerade seine Arbeit begann, sah er Holms Haushälterin mit einem großen flachen Paket unter dem Arm auf einen der expedierenden Kassenassistenten zusteuern.

Der Kassierer erhob sich und trat an die Schranke.

„Nun, Frau Hansen," sagte er freundlich, „Sie bringen die Dokumente?"

„Ja" — sie reichte ihm das flache Paket, und er sah, daß es mit Holms schönen festen Buchstaben an den leitenden Direktor adressiert war. Später fiel ihm auf, daß die Frau ihn so wunderlich angeblickt hatte, als wollte sie etwas sagen, was sie jedoch unterdrückte. Statt dessen dankte sie nur für den ihr aufgetragenen Gruß an den Herrn Hauptkassierer und ging.

Der Kassierer hieß einen der Diener das Paket auf den Tisch des Direktors legen.

Drinnen in dem Zimmer mit den dichten Gardinen, den Porträts früherer Direktoren an den Wänden, dem hohen Stuckplafond, den schweren Möbeln mit grünem Bezug lag das Paket ganz still und wartete eine Stunde.

Dann trat der Sekretär leise ein.

Sofort machte er Holms Paket auf. Als er jedoch ein großes Privat! auf dem Briefe erblickte, legte er ihn und das verschlossene Portefeuille vor sich auf den Tisch und öffnete die übrige Post, die er zur Beantwortung instand zu setzen begann. Der Direktor kam, und während er dem Referat seines Sekretärs zuhörte, saß er und drehte Holms uneröffneten Brief in der Hand.

In Wahrheit beschäftigte ihn der Fall Holm mehr, als er es sich selbst eingestehen wollte. Allein er wartete, bis der Sekretär gegangen war und erst nach geraumer Weile wiederkommen konnte.

Dann öffnete er zuerst Holms Schreiben.

In dem dicken Brief lag der sorgfältig verpackte Schlüssel mit der Aufschrift: Zum Portefeuille.

Der Direktor behielt die vielen beschriebenen Bogen in der Hand, während er rasch die große Mappe öffnete. Hier mußte doch die Realität der Sache zu finden sein, das Resultat, worauf es allein ankam. Denn ein so langer Brief konnte unmöglich etwas anderes als überflüssige Worte enthalten.

Ein wenig hastig breitete er die Papiere vor sich auf dem Tisch aus. Der magere Herr mit dem ergrauenden Haar war in Wirklichkeit kein so steinruhiger

Mann, der er zu sein schien. Von Natur aus neugierig und heftig, entschädigte er sich in den Augenblicken des Alleinseins oft für die Selbstbeherrschung, die er sich sonst auferlegen mußte.

Hier lag Holms Status mit dem Saldo, dem vielzifferigen Defizit. Die Einlagen waren sorgfältig geordnet und zeigten klar die Entwickelung der ganzen Kalamität.

Der Direktor überflog alles hastig — die alte Geschichte! Diese verdammten Marginalspekulationen mit allzu geringen Einzahlungen . . . daß die Wechsler einem Bankbeamten einen so wahnsinnigen Kredit zu geben wagten. . . . Sie waren ja absolut Mitschuldige, er wollte der Firmen schon gedenken . . .

Aber das Resultat? Da war ja kein Vorschlag zur Deckung!

Fast zornig griff er nach den dichtbeschriebenen Briefbogen, die er aus der Hand gelegt hatte. Er haßte lange Briefe, die immer nur Unklarheit, Mangel an Entscheidung, künftige Ungelegenheiten bedeuteten. Die Tatsache war kurz.

Aber er mußte ja daran; und der Direktor las:

„Hochgeehrter Herr Geheimrat!

Darf ich diesen Brief mit der Entschuldigung beginnen, daß ich mir gestern eine Frist zur Deckung der Summe, um die ich die Bank betrogen habe, erbat? Mein Gedanke war, durch eine solche Deckung gewissermaßen sagen zu können, daß ich meine Schuld gesühnt habe . . ."

Sentimentales Gewäsch, dachte der Direktor, machte eine ungeduldige Bewegung, fuhr jedoch fort:

„Und der Hoffnung Raum zu geben, die Stellung zu behalten, die ich sonst zur Zufriedenheit der Direktion ausgefüllt habe. Es erschien mir auch im Interesse der Bank, daß der Posten als Hauptkassierer weiterhin von mir bekleidet werde, ohne daß die übrigen Beamten oder das Publikum etwas von den von mir begangenen Unregelmäßigkeiten ahnten. Ich habe mich in dieser Hinsicht durchaus geirrt. Deckung zu beschaffen, wäre für mich unmöglich, ohne meinen Vater und meine Schwestern pekuniär zu ruinieren und seelisch zu vernichten — und dies um eines Verbrechens willen, das auf einer Umwälzung meiner moralischen Begriffe beruht."

Nun war der Direktor nahe daran, den Brief hinzuwerfen und dem Sekretär zu klingeln. In diesem überflüssigen Wortschwall lag ja bereits die Entscheidung.

Aber er nahm sich zusammen und las weiter:

„Diese Umwälzung stammt weder von heute noch von gestern. Ich habe sie aus freiem Willen verursacht, und sie läßt sich nicht wieder gut machen, wenn auch meine Stellung mir bewahrt und mit allem äußeren Anstand aufrechterhalten bliebe. Die Ironie einer solchen Situation müßte die Reue unmöglich machen, die mich unter veränderten Verhältnissen und nach verbüßter Strafe allein wieder zum Menschen wandeln könnte. Selbst wenn ich heute die betreffende Summe in der Lotterie gewonnen hätte, könnte ich nicht länger Kassierer der Bank bleiben."

Der Direktor begann langsamer zu lesen — das war ja ein einigermaßen überraschender Ausgang: „Könnte ich nur mit Rücksicht auf mich selbst handeln, würde ich Sie ersuchen, hochgeehrter Herr Direktor, mich der Behörde anzuzeigen, um mich aus einer Gesellschaft zu entfernen, gegen deren berechtigte Gesetze ich verstoßen habe, und in die ich erst nach strenger Prüfung als der Bescheidenste der Bescheidenen zurückkehren würde. Ich weiß wohl, daß sich in unserer Gesellschaft Menschen in hohen Stellungen befinden, die einer eben solchen Leichtfertigkeit fähig sind, wie die meine war, entweder Dinge ähnlicher Art begangen haben oder nur durch einen Zufall bis heute davor bewahrt blieben. Das aber kann mir nicht helfen. Was ich heut Nacht lernte, ließ mich verstehen, daß jedes Vergehen um des Schuldigen willen Strafe erheischt. Gleichzeitig aber habe ich erlebt, daß ein Verbrechen aus Rücksicht auf andere Menschen von seiner Sühne ausgeschlossen werden kann.

Herr Geheimrat, Sie und ich haben beide — Sie auf einem hervorragenden, ich auf einem bescheidenen Platz — einer Herrin gedient, die menschlichen Gefühlen fern steht — der Geldmacht. Aber e i n e n moralischen Gedanken hat sie: Mein und Dein. Hätte sie diesen nicht, würde sie die Welt zerstören.

Oft deutet sie sophistisch diesen Gedanken und versucht Dein in Mein zu verkehren, aber innerhalb jedes Resultats hält sie den Begriff fest, und welcher von ihren Dienern das nicht tut, ist verloren, denn er verliert das einzige, was ihn vor völliger moralischer Verwirrung bewahrt.

Ich verstand es nicht. Den letzten Rest moralischer Richtschnur in einem dem Gelddienst geweihten Dasein ließ ich fahren und wurde zum Verbrecher. Und da stellte das Leben andre Menschen zwischen mich und die Sühne meiner Schuld. Hier strafte es nicht, hier rächte es sich, bezahlte Verletzung mit Unbarmherzigkeit, ungerecht zwar, aber unumgänglich.

Das ist nicht richtig!

Um des Geldes willen versündigte ich mich an den Menschen, indem ich mich einem Leben für andere entzog, und das Geld nur mein eigenes Dasein — wie es heißt — vergolden ließ. Jetzt stehen die Menschen in Gestalt meines Vaters und meiner Schwestern vor mir und verrammeln mir den Weg zur Genugtuung, den ich über ihr Unglück hinweg nicht einschlagen darf. Das ist nicht ungerecht, das ist gerecht. Und hierin mag ja ein Trost liegen. Herr Geheimrat, als wir gestern von Deckung sprachen, dachten Sie an Ihre Bank. Ich weiß, rein praktisch gesehen, wie wenig der betreffende Betrag in Ihrer Ökonomie bedeutet, weiß auch, daß ein solcher Verlust verrechnungsgemäß abgeschrieben werden kann, ohne daß andere es erfahren, als diejenigen, welche nichts sagen. Ich weiß, daß Sie nicht grausam sind. Ich weiß, daß Sie schonen und schweigen werden.

Ich verschwinde aus dem Leben auf eine Weise, die meinen letzten Betrug bedeutet, aber einen frommen Betrug.

Wenn mein Tod bekannt geworden ist, wird keine Miene Ihres Gesichtes

verraten, daß Sie den Zusammenhang kennen. Sie werden meinen Vater trösten, wenn Sie ihm die Kaution seines verstorbenen Sohnes zurückgeben. Kraft Ihrer Autorität wird die Welt glauben, daß ein pflichttreuer Diener gestorben ist.

Sie werden es nicht um meinetwillen tun, sondern der Menschen wegen, die ich um des falschen Goldes willen betrog, wie es seit dem Morgengrau der Zeiten genannt wird, weil es das Leben ebenso dürr und flach macht wie leicht und glatt.

Und doch — ganz zuletzt regt sich in mir die Hoffnung, daß Sie in mir trotz allem etwas Menschliches gefunden haben, was Ihnen leicht machen möge, so zu handeln. Bedenken Sie, Herr Direktor, daß das die einzige Vergebung enthielte, die meinem Schicksal noch zuteil werden kann."

Der leitende Direktor des großen Bankhauses lehnte sich einen Augenblick in den Stuhl zurück, den Brief seines ehemaligen Sekretärs in der Hand.

Aber das Leben hatte ihn zu einem raschen Manne gemacht.

Er klingelte.

Als der Sekretär eintrat, instruierte ihn der Direktor eine halbe Stunde lang über eine Reihe Angelegenheiten.

„Sie können sich gleich hersetzen und die paar Antworten konzipieren," schloß er, „ich komme bald."

Und der Geheimrat ging ins Banklokal.

Dort sprach er erst mit dem Chef der Wechselabteilung über eine aktuelle Begebenheit und ging dann zu dem stellvertretenden Kassierer. „Wollen Sie, bitte, nach der Wohnung des Kassierers Holm telephonieren," sagte er, „ich lasse ihn ersuchen zur Börsenzeit herein zu kommen, falls er bereits von dem Besuch zurück wäre, den er heute für die Direktion zu machen hatte."

Worauf der Direktor ruhig wieder zu dem Sekretär hinein ging.

Bald darauf erhielt er die Mitteilung, daß der Hauptkassierer Holm noch nicht nach Hause gekommen wäre. Später sagte der Sekretär dem stellvertretenden Kassierer, daß der Geheimrat ungehalten gewesen wäre, mit dem Hauptkassierer keine Verbindung erreicht zu haben. Vermutlich wurde Holm aufgehalten . . .

Montag wußten es alle in der Bank, und stand es bereits in einigen Abendblättern, daß der Hauptkassierer Holm verschwunden war. Seit er sich Freitag Nacht um 12½ Uhr von dem bekannten Konsul und dessen Frau verabschiedet hatte, hatte keiner ihn mehr gesehen. Holms Vater, der Departementschef, war bei dem Geheimrat in der Bank gewesen und wurde von dem äußerst teilnehmenden Direktor bis ganz hinaus auf die Treppe begleitet. Der Geheimrat ließ der Polizei telephonieren, daß die Bank 500 Kronen demjenigen ausbezahlen wollte, der über den Unglücksfall, der dem Kassierer zugestoßen sei, oder in das Verbrechen, das an dem hochgeschätzten Beamten verübt worden war, Klarheit brächte. Einem begünstigten Interviewer gegenüber sprach der Direktor sich unumwunden über Holms Tüchtigkeit, Treue und musterhafte Ordnung aus.

Erst mehrere Wochen später wurde in dem Hafen der großen Stadt eine

Leiche herausgezogen, die sich als die des Hauptkassierers Chr. F. Holm erwies. Sie trug keinerlei Spuren äußerer Verletzung. Aber des Kassierers kostbare goldene Uhr mit Kette, die Brieftasche und das Portemonnaie fehlten.

Keine der polizeilichen Nachforschungen führte zu einem Resultat.

Die Leute sprachen länger als gewöhnlich von dem unglücklichen Ereignis, und bei dem Begräbnis des Kassierers Holm zeigte sich viel Teilnahme.

Nur eine war besonders schweigsam — Frau Ingeborg. Und man ließ sie in Ruhe, mit einer Diskretion, die eines angenehm pikanten Beigeschmackes nicht entbehrte.

An dem Begräbnistag indes saß Frau Ingeborg zur Dämmerzeit allein in ihrem großen Wohnzimmer und starrte vor sich hin, wie sie es so oft getan, seit dem Tage, da die Nachricht von Holms Verschwinden eingetroffen war.

Sie saß, als starrte und horchte sie sich zugleich die Seele aus dem Leibe, und sie tat es verstohlen, weil keiner es ahnen durfte.

Keiner sollte sie dahin bringen zu glauben, daß der Mann an jenem letzten Abend, als er von ihr gegangen, überfallen und ermordet wurde! Denn von *ihr* war er gegangen, von ihrem neckenden Spott, der damals recht nervös gewesen war — weil er voll Pein zu ihr gekommen, und *warum*?

Stunde auf Stunde hatte sie in all den Tagen und Nächten, die seither verflossen waren, versucht ihre Gedanken und Gefühle zu dem Punkt hin zu bohren, wo sich ihm die Tür des Verstehens gleichsam mit einem Schlage auftun würde — vergebens! Hier saß sie, die Dümmste unter all den vielen Dummen, denn sie war diejenige, die doch so viel gewußt hatte, daß sie nie hätte hinters Licht geführt werden können.

Was bedeutete das im Vergleich zu den andern, die ebenso vergeblich fragten — die Bank, der Vater, die Freunde?

Sie war in Wirklichkeit die einzige, die er — zum Narren gehalten hatte!

Daß sie ihn nicht von den Toten erwecken konnte, um ihm sein Geheimnis zu entreißen! Das Geheimnis, das er nicht mit ihr geteilt, das Geheimnis, womit er sie besiegt, das Geheimnis, womit er sie außerhalb seines Lebens gestellt hatte.

Ach, wenn er es ihr jetzt offenbaren könnte, offenbaren wollte — — der reichste Lohn, den ein Sieger zu gewähren hatte, würde ihm zuteil werden.

Aber diesen Triumph hatte er ihr nicht gegönnt.

Dieser Griff — der Griff um ihre linke Hand über dem Abendmantel, an jenem Abend, da er sie nach Hause begleitete!

Sie hatte ihn gefühlt seit diesem Tage, fühlte ihn in diesem Augenblick so stark, daß sie abwehrend über ihre Hand streichen mußte — was hatte dem doch zugrunde gelegen? Was hatte dem doch zugrunde gelegen?

Es war der Griff eines Ertrinkenden nach Rettung — und dann war er wirklich in dieses Wasser gesunken, aus dem man ihn nun herausgezogen hatte . . . Frau Ingeborg erhob sich und preßte ihre Hände fest zusammen. Sie fühlte, daß

sie diesen Griff niemals los würde. Sie hätte ihn darum hassen mögen, und sie wollte sich hart machen wie eine Stahlfeder, die den Druck wohl empfand, ihn jedoch ebenso stark zurückgab.

Sie gehörte nicht zu jenen, die man vielleicht mit unter Wasser zog — durch solch einen stummen Griff.

Klare Rechnung, Holm, war ihre Forderung gewesen, keine verborgenen Postierungen und — ein Debet auf ihrer Seite, um in der Geschäftssprache zu bleiben!

Er aber hatte seine heimliche Rechnung mit in den Tod genommen. So hatte er sie also nie wirklich geliebt, hatte ihr nie ganz und gar angehört . . . wie sie die Seine gewesen, so voll und ganz, ohne es ihm je eingestanden zu haben.

Lag vielleicht darin seine Entschuldigung?

Hatte er vielleicht einen Anspruch gehabt, daß sie ihm nichts verbergen sollte?

Galt auf diesem Gebiet etwa Gleich und Gleich für Mann und Frau? Unsinn — als ob Mann und Frau einander je gleich wären! Sie waren ja gerade das Allerverschiedenste auf der Welt. Bei Männern mit ihrer geringen Scham, brutalen Offenheit, handfesten Art zu fühlen, war alles Versteckte und Verhehlte nur Falschheit. Bei Frauen war das Geheime, Verborgene, das was sie am tiefsten für sich behielten, gerade das Zarteste und Feinste ihres Wesens, die Krone ihrer Scham, das was ihrer Liebe den höchsten Wert verlieh, was allein bewirkte, daß sie immer noch mehr zu schenken hatten, etwas, was die dummen Männer beständig überraschte.

Nichts davon hatte er verstanden, nichts von dem, was ihre stolze Weiblichkeit, die Energie ihres Wesens war!

Verlassen hatte er sie mit diesem feigen Griff um ihre Hand, sie an seinen Schatten gefesselt durch ein liebloses ewiges Rätsel. Statt zu ihr gekommen zu sein mit allem, was es auch war — selbst den niedrigsten Verrat an ihr, sie würde ihm verziehen haben.

Es zuckte höhnisch und gequält um Frau Ingeborgs Mundwinkel. Sie verraten ohne auch nur die Möglichkeit eines Worts!

Trotzig warf sie den Kopf zurück.

„Betrüger!" sagte sie laut vor sich hin.

Aber der Schatten eines Betrügers sollte sie nicht beugen. Mit zwei raschen Griffen drehte Frau Ingeborg an dem Taster der großen elektrischen Deckenkrone.

Flutendes Licht ergoß sich bis in die fernsten Winkel des mächtigen Raumes.

Dann ging sie, ohne sich umzusehen, vorbei an den hohen Pfeilerspiegeln und hinaus.

Hans Land: Alfred von Ingelheims Lebensdrama. Roman.

(Fortsetzung.)

Vom Könige überreichte der entsandte Adjutant eine Prachtbibel, in die des Herrschers Hand mit den großen, imposanten Zügen die Worte geschrieben: „Du bist mein lieber Sohn.“ Vom Kronprinzen kam nur ein Telegramm, von der Prinzessin Luise dieser Brief:

Mein lieber Alfred,

warum müssen wir nur immer getrennt sein? Es ist so seltsam, daß wir nur so selten beieinander sein und zusammen sprechen dürfen. Ich fühle mich sehr einsam. Papa hat das bemerkt. Es ist mir im Sommer ein Tennisklub von jungen Damen der Hofgesellschaft, im Winter ein Lesekränzchen und eine Reitquadrille eingerichtet worden. Wir lesen mit Frau von Fredell Klassisches mit verteilten Rollen, was ganz anregend wäre, wenn die beteiligten jungen Damen sich etwas weniger albern und verständnislos zeigten. Mehr Vergnügen gewährt mir mein Malunterricht bei der Landschafterin Flut, einer hochbegabten Künstlerin und interessanten Natur, mit der Frau von Fredell mich auch nicht drei Minuten allein läßt. Sie sei zu „bohêmisch gesinnt.“ Ich habe einige Erhebung von den Symphoniekonzerten der königlichen Kapelle, liebe es, große Dramen zu sehn, und mache mir aus der Oper weniger. Sie wirkt nicht auf meine Phantasie.

Als Du das letztemal hier warst, habe ich eine schöne Stunde verlebt. Es war jene trauliche Kaffeeunterhaltung bei Frau Ambrosius oben im Dachstübchen des Schlosses, die uns auch nur vergönnt war, weil Frau von Fredell an dem Tage am Schnupfenfieber festlag, und weil Fräulein von Gersheim, ihre Vertreterin, milder und menschlicher als jene, mir die große Bitte gewährte, das Stündchen mit Dir dort oben verplaudern zu dürfen. Ich habe das Gefühl, daß ich von Dir, lieber Alfred, in einer Stunde mehr lernen kann, als in Wochen von allen anderen. Du weißt so faßlich darzustellen und mir Gesichtspunkte zu erschließen, die weder Lektüre noch Unterricht mir sonst vermitteln. Ich finde Dich unendlich vorgeschritten für Deine Jahre und glaube nun auch, was Papa so oft behauptet, daß du ein großer und bedeutender Wissenschaftler werden wirst. Ein sehr großes Lehrtalent hast Du ohne Frage. Du mußt doch

glücklich sein, ein so klares Ziel vor Augen zu haben. Ich habe garnichts vor Augen und bin oft sehr traurig darüber, daß ich nichts Besonderes an Anlagen und Begabung in mir finde. Das bißchen Malerei ist nicht der Rede wert, und sonst bin ich in allem nur sehr mittelmäßig beschlagen. Mein Bruder Wilhelm, der nun auch schon im fünfzehnten Jahre ist, entwickelt sich körperlich sehr gut. Er ist groß und sieht wundervoll aus, aber sonst ist nichts als eine schreckliche Zerfahrenheit an ihm zu bemerken. Er ist ein mäßiger Schüler, der trotz guter Auffassungsgabe schlecht lernt, weil er zu zerstreut ist. Papa klagt oft darüber, daß Wilhelm so geringe Willenskraft zeigt, und bedauert es fast täglich, daß die Verhältnisse es mit sich gebracht haben, daß Du nicht mit Willy zusammenbleiben konntest. Dein gutes Beispiel müßte Einfluß auf ihn haben. Freilich wirst Du schon bemerkt haben, daß Willy Dich gerade deshalb nicht besonders gern hat, weil Du ihm immer als Beispiel und Vorbild hingestellt wirst. Ich beklage es sehr, daß Euch das so auseinanderbringt. Schade! Wenn irgendwer, so hättest Du Willys Intimus werden müssen. Nichts geht nach Wunsch, sagt Papa stets, wenn er von diesen Dingen spricht. Er liebt Dich wie einen Sohn, und ich liebe Dich wie einen Bruder. Das weißt Du wohl. An Deiner Stelle hat sich der junge Specht sehr an Willy angeschlossen, worüber Papa nicht froh ist. Specht ist ebenso zerfahren und, wie Papa meint, eine exzentrische Natur, die von unreifer Romantik voll ist. Was kann Willy von diesem Jungen Gutes lernen? Daß er sich gerade zu dem hingezogen fühlt, das ist kein gutes Zeichen.

Ich bin jetzt, seitdem wir wieder im Stadtschlosse wohnen, viel oben bei Frau Ambrosius. Wie kann sie doch erzählen! Was weiß sie nicht alles! Diese Woche war der Universitätsprofessor Sterner bei ihr. Er arbeitet an einer Geschichte unseres Hauses und fragte die alte Frau nach ihren Erinnerungen. Er hat eine Stenographin mit und läßt wörtlich alles notieren, was sie ihm aus ihren Erinnerungen an große Tage mitteilt, die sie als Augenzeugin miterlebt hat. Die Anregung zu dieser Sache hat Papa dem Professor selbst gegeben. Er machte ihn auf diese „lebende Chronik des Königshauses" aufmerksam. Frau Ambrosius fragt jedesmal nach Dir. Sie hofft bestimmt, daß Du zu meiner Einsegnung im Frühjahr herkommst, und dann sitzen wir wieder ein Stündchen bei ihr oben — das muß Frau von Fredell mir dann erlauben. Ich bitte mir's als mein Geschenk von ihr aus. Mein Geschenk an Dich folgt hierbei. Ich bitte, nimm's freundlich an und sieh nicht mit Kritikeraugen darauf. Ich konnte die Arbeit nur heimlich machen. Wünschte nicht, daß Frau von Fredell sie sah. Du sagst auch keinem, von wem sie stammt. Und nun lebe wohl. Zur Konfirmation einen Berg hoch guter Wünsche von mir. Bleib gesund und behalte lieb

Deine

Luise.

Dieses Schreiben lag einem Karton bei, der in schmaler, matter Altgoldleistenrahmung unter Glas ein Aquarell enthielt, dessen Anblick Alfred wie mit einem Zauberschlage eine ferne und blasse Erinnerung höchst lebendig vor Augen stellte. Die Abendsonne goß rötliche Goldströme verklärenden Lichtes in Frau Ambrosius' stilles Dachzimmer im obersten Stocke des alten Königsschlosses. Da saß mitten in der rötlichen Lichtschimmerflut die ragende Alte selbst ungebeugt am Fenster und hielt in ihren Armen links ein kleines dunkelblondes Mädchen im weißen Kleide, rechts einen Knaben im weißen Matrosenanzuge. Die Gesichter und Gestalten waren nur ganz skizzenhaft umrissen, was aber in voller und packender Wucht zum Ausdruck kam, das war der verklärende, in purpurne Aureole getauchte Stimmungswert jener fernen Abendstunde, wie sie sich, durch die Kindheiterinnerung noch lichter vergoldet, in di Seelen geprägt hatte, und wie sie durch die naive, aber sichtbar starke Gestaltungskraft dieser im Technischen freilich noch kindlich tappenden Malerkraft auf dieses lebensvolle Blatt gebannt worden war. Lange starrte Alfred bewegt auf das Bild. Wie traumhaft das alles doch war. Ist es gestern gewesen, daß diese zwei Kinder in den Armen der Alten dort oben im Mansardenstübchen in das Gold der Abendsonne hinausgeträumt hatten — und heute? Heute waren sie schon keine Kinder mehr, heute sahen sie schon mit bewußten Augen in die Welt und ahnten bereits ihren Ernst und ihre Strenge. Wußten schon, daß das Leben mit stillen und schönen Wünschen rauh und unerbittlich verfährt, und hatten die eine schwere und drückende Erfahrung bereits gemacht, daß das Schicksal keinen Sport emsiger und schadenfroher betreibt als den, die Menschen voneinander zu trennen, die gerne beisammen sind, und daß es ihm eine besondere Lust zu bedeuten scheint, den Menschen, die sich leiden mögen, statt ihnen das Glück ihrer Gemeinschaft und Gegenwart zu schenken, die Pein ihres Getrenntseins und des Sehnens ihnen aufzuerlegen. Er hatte eine gleichfühlende Seele gefunden, die sich zu ihm, zu der er sich machtvoll hingezogen fühlte, und von der wie ein tiefer reißender und breiter grauer drohender Strom das Leben und die Umstände stets und immer ihn fernhalten würden. Ihre Seelen, die zueinander in tiefer und ganzer Sympathie strebten und in natürlicher Freundschaft und Verwandtschaft zusammenklangen, blieben geschieden, würden verurteilt sein, sich stets fernher zu suchen und zu ersehnen, als begehrten sie zueinander von zwei Sternen her, die durch Allweite getrennt, in der dunklen und kalten Nacht des endlosen Raumes nur ferne und matte Lichtgrüße tauschten . . . Dies alles ging jetzt durch Alfreds Seele und machte sie tief erschauern. Denn er fühlte, daß die gleichen Gedanken in Luise lebten und als ihren künstlerischen Ausdruck jenes liebe und schöne Bild gefunden und geformt hatten, das jetzt als Angebinde vor ihm lag. In seinem Dankschreiben an die Prinzessin fand sich auch diese Stelle:

„Du beneidest mich, Luise, um die Klarheit meiner wissenschaftlichen Ziele? Was sind sie gegen Deine künstlerische Bestimmung, die überzeugend und ohne Zweifel mir aus der Komposition wie der Ausführung Deines Bildes

zu sprechen scheint. Liebe Dein Talent, pflege diesen Besitz. Nie kann ganz unglücklich werden, wer Kunst in der Seele hat."

7.

Nun war der Vorfrühling herangerückt, und der Termin der Einsegnung der Prinzessin Luise näherte sich. Dem Könige war das Programm der Feier unterbreitet worden. Er hieß es gut, sprach jedoch den Wunsch aus, die Prinzessin nicht wie herkömmlich im schwarzen, sondern im weißen Kleide vor den Altar treten zu sehen. Des Oberhofmarschall, Grafen Görtzen, gebückte Greisengestalt durchfuhr ein Schreck. Aber der Graf sagte nichts und zog sich mit den üblichen tiefen Verbeugungen schweigend zurück. Bereits bei der Familientafel am folgenden Tage brachte Frau von Fredell das Gespräch auf Luisens Einsegnungskleid. Das Herkömmliche sei schwarz. Der König horchte befremdet auf, der Ton, in dem die stets etwas energische Dame das bemerkt hatte, klang so seltsam herrisch.

„Luischen", der König wandte sich an seine Tochter, die nun eine ziemlich hoch aufgeschossene, noch etwas hagere junge Dame war, die auf schlankem Halse ein interessantes Köpfchen trug, um das die schweren aschblonden Flechten einen dicken Kranz bildeten, zu welchem Jungmädchenschmuck die melancholisch geschwungenen dunkleren Brauen und die schweren großen braunen Augen einen sehr reizvollen Gegensatz bildeten. „Luischen, du bist die Hauptperson. Wünschst du weiß oder schwarz?"

„Du, Papa, liebst weiß, und an meinem Einsegnungstage will ich so gehen, wie du es am liebsten hast. Weiß . . ."

„Das ist katholisch", warf Frau von Fredell spitz ein.

„Frau Baronin," entgegnete der König lächelnd, „wenn Sie weiß für katholisch erklären, so wird unserem Protestantismus also schwarz zufallen. Die Nationen haben bisher schon ihre Farben gehabt, die Konfessionen noch nicht."

„Majestät werden zugeben, daß unsere, die protestantischen Konfirmandinnen, dem Herkommen gemäß, in schwarzen Kleidern eingesegnet werden."

„Gebe ich zu. Das schließt nicht aus, daß ich mein Kind, weil mich's schöner, freundlicher und anmutender dünkt, in Weiß einsegnen lasse."

„Es ist katholisch", trumpfte Frau von Fredell wieder auf, konnte aber weiter nichts zum Thema sagen, da der König ein anderes anschlug. Die streitbare und glaubenseifrige Erzieherin der Prinzessin holte sich Hilfstruppen. Schon am nächsten Morgen meldete sich der Oberhofprediger D. Kanthenius beim Könige. Als er eintrat, rief ihm der König launig entgegen: „Sie kommen doch nicht etwa wegen des weißen Kleides?" — Er sah im Geiste die streitbare Fredell mit hochrotem Kopf in dieser Kleiderfrage an Kanthenius schreiben.

„In der Tat, Majestät, es ist diese Angelegenheit."

Der hagere hohe Mann in seinem engen zugeknöpften Lutherrock, der fest am Halse über dem weißen Kragen und der weißen Schleife schloß, richtete

sich ernst und entschlossen aus seiner tiefen Verbeugung auf, daß die glitzernden Orden auf seiner Brust klirrten. „Lieber Kanthenius," sagte der König gelassen, „macht doch nicht so viel Wirtschaft, wenn ich, selten genug kommt's vor, einen kleinen Privatwunsch habe."

„Wollen Majestät mir gestatten, die Gegengründe zu erörtern?"

Der König winkte zustimmend, während er sich, die Brille abstreifend, von seiner Arbeit, einem hohen Aktenberge fort, in seinem Schreibstuhle dem Besucher jetzt zuwandte. Die scharf geschnittenen, glatt rasierten Züge des Theologen mit dem kurz geschorenen, vollen weißen Haar und den drohend struppigen weißen Brauen über den Augen spannten sich in sichtlicher Erregung. Seine Kiefermuskeln spielten unter der straffen rosigen Haut, als machte der Zorn sie arbeiten. Auf einen Wink des Königs nahm der Oberhofprediger Platz.

„Majestät wollen vorerst geruhen, mich darauf hinweisen zu lassen, daß ich nicht etwa in einer kleinlichen Äußerlichkeitsfrage die Audienz erbeten habe. Alle Ihre Diener, Majestät, nicht zuletzt ich selbst, sind froh, wenn wir unserm geliebten Könige-große oder kleine Wünsche erfüllen können. Majestät haben diesmal einen, ich gestehe es, sehr bescheidenen Wunsch, es bedrückt mich um so mehr, wenn ich genötigt bin, dem Könige zu raten, von der Erfüllung dieses Wunsches dennoch gnädigst absehn zu wollen."

„Lieber Kanthenius, meine und Ihre Zeit ist eigentlich zu schade zur breiten Erörterung dieser Lappalie. Aber es kommt mir vor, als sei ihre Behandlung symptomatisch. Hier gehts um Prinzipien."

Mit einem Neigen des Kopfes stimmte der Oberhofprediger zu.

„Um Prinzipien, ja, Majestät. Unser Protestantismus, dessen Oberhaupt des Königs Majestät in diesem Lande ist, wird lange schon von den atheistischen, republikanischen und demokratischen Elementen als zu katholischem Wesen neigend verdächtigt."

„Ich meinerseits führe diese Vorwürfe auf die Ketzerriecherei der Generalsynode zurück, auf den wenig toleranten Geist, den sie überall äußert, zum Beispiel auch in der sehr dringenden Frage der Feuerbestattung. Wir werden rückständig, wenn wir diese Einrichtung aus Bedenken religiöser Art von den Landesgrenzen fernhalten, während alle anderen Nationen längst schon dieses Fortschrittes genießen. Wenn die Frommen diese Bestattungsart in Synode und Kammer, als mit ihren religiösen Grundsätzen unvereinbar, für sich selbst verabscheuen, so muß es unduldsam genannt werden, wenn sie den Andersgesinnten verbieten wollen, sich nach ihren Anschauungen und Neigungen bestatten zu lassen. Das ist unprotestantisch — nicht das weiße Kleid der Konfirmandin. . . ."

„Darf ich mich darauf beschränken," sagte Kanthenius, der blaß geworden war, „von diesem Kleide zu reden. Es bedeutet in seiner schwarzen Farbe eine Tradition. Die Traditionen sind es vor allem, gegen die die Modernen

Sturm laufen. Denn die Traditionen sind die Schutzwälle unserer erprobten Einrichtungen in Kirche und Staat. Wenn der oberste Bischof unserer protestantischen Staatskirche, wenn der König selbst gegen diese anscheinend unwichtige und nebensächliche Überlieferung des schwarzen Konfirmandenkleides..."

„Vollenden Sie den Satz nicht, Herr Oberhofprediger," sagte der König, „denn ich werde mein Kind dennoch im weißen Kleide der Unschuld, in das es gehört, einsegnen lassen . . ."

König Wilhelm hatte es ruhig, nur sehr entschlossen gesagt und dabei die Stirn in leichte Falten gezogen. „Es wäre mir schmerzlich, wenn Sie, der Sie die Prinzessin getauft, meiner armen Frau die erhebende Grabrede gehalten haben, sich von Ihren religiösen Bedenken jetzt hindern lassen sollten, die Einsegnung unter diesen Umständen zu vollziehen . . ."

„Ich werde sie vollziehen," sagte Kanthenius, „wenn auch mit schwerem Herzen. Denn es steht außer Frage, daß jetzt wohl zahllose Konfirmandinnen im weißen Kleide zur Einsegnung kommen werden, und wir können sie nun nicht mehr zurückweisen, wie wir das früher taten, ehe der Hof dieses Beispiel gab."

„Ich freue mich dieser Folgen, Kanthenius."

„Und ich beklage sie, Majestät. Denn nun fällt jeder äußere Unterschied der Konfirmanden beider christlichen Konfessionen fort, der bisher so in die Augen sprang."

„Auch das ist gut."

„Ich halte es für bedauerlich, Majestät, und würde wohl aus diesem und manchem anderen Grunde von meinem Amte zurücktreten, wenn ich nicht die Hoffnung hätte, bei Weiterführung meines Amtes den König doch noch von diesem oder jenem Zugeständnis an die liberalen Kirchenkreise abzubringen, denen ja nun leider sehr bedauerliche Vorstöße gelungen sind."

„Welche?"

„Diese Neuerung des weißen Konfirmandenkleides, wenngleich sie der privaten Neigung Ew. Majestät entspricht, wird zweifellos von den „Aufklärern" (er sagte das höhnisch) als eine Konzession an die eigene Adresse aufgefaßt werden."

Der König zuckte die Achseln.

„Sie sprachen noch von manchen anderen Gründen, Kanthenius, aus denen Sie sich geneigt fühlen könnten, zurückzutreten . . ."

Eine Pause trat ein. Der Oberhofprediger holte rasch Atem, schloß aber dann plötzlich die schmalen Lippen, während seine buschigen Brauen sich düster zusammenzogen.

„Ich sehe wohl, Sie haben noch mehr auf dem Herzen, Kanthenius, es war ja klar, daß das weiße Kleid allein hier nicht im Spiele war . . ."

„Majestät, schon längere Zeit warte ich auf diese Aussprache. Nein, das weiße Kleid ist nur ein Symptom einer Richtung, die meine und meiner

Freunde Bedenken seit einigen Jahren erregt. Die Berufung des Dr. Geßner aber ins Kultusministerium ist ein zweites von diesen Symptomen und ein sehr bedenkliches dazu. — Ich bitte um Verzeihung dieser letzten Wendung wegen, denn es steht mir sicherlich nicht zu, an der Auswahl Kritik zu üben, die der König bei Besetzung der Ämter trifft. Aber es geschieht hier seit Jahrzehnten, unter der Regierung Eurer Majestät jedenfalls zum ersten Male, daß ein entschiedener und nicht gerade zurückhaltender Bekenner ultramodernistischer Ideen die Berufung des Königs in das Ministerium erhielt, dem die Verwaltung der Kirchen, Hochschulen und Schulen untersteht. Als ein langjähriger erprobter Diener des Königshauses, als der Hauptgeistliche, der der königlichen Familie in ernsten und trüben Stunden den Trost der Religion gespendet hat, wage ich es, Eurer Majestät meine und meiner Freunde Bestürzung über diese unerwartete Berufung auszusprechen . . ."

Der König legte seine goldene Brille, mit der er bis dahin gespielt hatte, mit einer raschen Bewegung nieder, sah den Oberhofprediger scharf an und sagte: „Sie sind offenherzig, und ich danke Ihnen dafür. Als altem Freunde meines Hauses, der mir und meinem Vater und Vorgänger dankenswerte Dienste geleistet hat, erwidere ich Ihnen folgendes: Ja, ich neige stark zu den liberalen Anschauungen. Ich bin heut 55 Jahre alt, bin seit 20 Jahren an der Regierung. Ich glaube in diesen 20 Jahren den Traditionen genügend Respekt bewiesen zu haben, indem ich dem konservativen Gang der Dinge bis dahin fast ungestört seinen Lauf ließ. Ich hielt mich trotz der Zeitströmungen nicht für berechtigt, das Land liberal zu verwalten, solange die Wahlen konservative Mehrheiten ergaben. Das ist zu meiner Genugtuung bei der letzten Neuwahl zum Landtage zum ersten Male nicht der Fall gewesen, und so halte ich denn endlich die Zeit für gekommen, dem Fortschritt und der Entwickelung auf allen Gebieten der Verwaltung die Wege zu ebnen. Die Berufung Dr. Geßners ins Kultusministerium war einer der Schritte, die die neue Ära einleiten."

„Der Grundzug des Wesens Eurer Majestät ist ein liberaler?"

Die Frage tat Kanthenius im Tone tiefsten Erstaunens.

„Ja, das ist er. Die liberale Grundstimmung und Gesamtrichtung meiner Natur können Sie ja wohl schon daran erkennen, daß eine solche Unterhaltung zwischen uns beiden auch nur möglich ist. Denn jeder überzeugte Gottesgnadenmann hätte diese Ihre Beschwerden in Sachen Geßner, die vielleicht einem zurücktretenden Kultusminister anstünden, a limine abgewiesen. Ich hörte Sie an, weil ich eines im engsten Sinne offiziell nicht Berufenen, aber mir wertvollen Mannes Ansichten und Gedanken — außeramtlich kennen zu lernen ein Interesse habe. Ich danke Ihnen wiederholt für Ihre Offenheit und bleibe Ihnen weiter gewogen."

Der König hielt Kanthenius die Rechte hin, die dieser ergriff und mit

Bewegtheit küßte. Es kam sehr gepreßt heraus, als der Oberhofprediger nunmehr dieses erklärte: „Ich hatte Seiner Majestät bereits zugesagt, die Einsegnung Ihrer königlichen Hoheit zu vollziehen. Ich werde das trotz des weißen Kleides tun, aber es wird meine letzte Amtshandlung sein."

Der König nickte ernst. „Ich war darauf gefaßt und rechne nicht minder mit dem Abschiede auch anderer im Staatsdienste erprobter Männer, die den neuen Kurs nicht mitmachen wollen. Das ganze Kabinett, alle Minister haben sich schon in diesem Sinne erklärt. Das ist mir schmerzlich, läßt sich aber nicht ändern. Jeder Fortschritt muß eben mit Opfern erkauft werden. Leben Sie wohl, Kanthenius. Möge Ihnen nach langem und arbeitsreichem Tagewerk eine heitere und friedliche Muße beschieden sein —."

Mit einer Handbewegung und gütigem Lächeln entließ der Monarch seinen Besuch . . .

* * *

Die Einsegnung der Prinzessin Luise wurde in höchstem Glanze und großer Feierlichkeit vollzogen. Der König, den die glücklich gelungene Bildung des neuen liberalen Kabinetts, in dem die Elite der aufgeklärten politischen Führer sich geeint sah, sichtlich verjüngt und gehoben hatte, erschien in großer Generalsuniform, das gelbe Band seines höchsten Hausordens um die Brust geschlungen. Herrlich klangen Chor, Orgel- und Posaunenklänge von der edlen weißgetäfelten Wölbung der Schloßkapelle hernieder, und über den Glanz der Generalität, der goldstrotzenden Minister-, Gesandten- und Diplomatenröcke hinweg richteten sich Alfred von Ingelheims durch Gewöhnung gegen diesen blendenden Hofglanz schon abgestumpfte Augen auf die Gestalt der Prinzessin Luise, die Alfred, heut als Abiturient heimgekehrt, dort vor dem Altar jetzt nach zweiundeinhalb Jahren zum ersten Male wiedersah. Der Anblick ergriff ihn heftig. Ein Kind hatte er vor zweiundeinhalb Jahren verlassen, einen fertigen Menschen fand er wieder. Als die Prinzessin unter den feierlichen Klängen eines Psalms, vom Hofe geleitet, die Kapelle betrat, ging es wie ein Nebel über Alfreds starr blickende Augen. Diese hochgewachsene Fürstin, die in stolzer Demut, von der Feierlichkeit der Stunde das Haupt ein wenig gebeugt, dort zu den Stufen des Altars schritt, die Augen wie in einer Vision ins Leere gerichtet, war das Kind, in dessen Puppenhände vor Jahr und Tag die Greisin oben im Dachgeschosse des Schlosses seine Hand zum Freundschaftsbunde fürs Leben gelegt hatte? Es war kaum zu denken. Das Kind war ein Weib geworden, an dessen ragender Gestalt die weißen Falten des Festkleides in wundervollen Linien niederflossen. Diese rapide Entwickelung seiner Kindheitsgenossin beengte Alfred. Er hatte ein Gefühl, als sei ihm Luise ferner gerückt denn je zuvor. Der große Abstand der Reife, der zwischen einem Sechzehnjährigen und einer Gleichaltrigen dieser die größere

Lebensnähe gibt, sie die kürzere Strecke zu durchmessen bestimmt, die zum nahen Ziele der vollkommenen Ausbildung führt, all das ließ in Alfred das Gefühl lebendig werden, als sähe er diese geliebte Gefährtin seiner Kindheit in unerreichbare Fernen entschwinden. Er, Alfred, war heut Abiturient, würde binnen kurzem die Universität beziehen, in etwa fünf Jahren seine Studien vollenden und die ersten Examina ablegen, die ihn zum Staatsdienste vorbereiteten. Luise — das ging dem Erschütterten im Augenblick zum ersten Male mit grausamer Klarheit in das Bewußtsein — Luise war in zwei Jahren eine Fertige, fertig und reif, ihr Leben zu beginnen. Damit kam, damit mußte eine große Veränderung in ihre Beziehungen kommen. Denn was sie beide vordem gewesen, Kindheitsgenossen, Lebensschichtgefährten, das hörten sie nun auf zu sein, denn Luise würde viel eher zum Weibe reifen, als er, Alfred, zum Manne. Wie schweres und bitteres Trennungsweh legte sich diese Erkenntnis auf sein Herz. Es war wie ein Abschiednehmen. Wie von einem Verlust betroffen, — fühlte er sich. So leer, so beraubt, so arm. Was blieb ihm noch? An Menschen — niemand mehr. Wer stand ihm nah? Der König? Geßner? Er hatte ihre Liebe, das wußte er. Aber standen sie ihm nah? Waren sie bei ihm, wann er ihrer bedurfte? Nein. Beide Männer waren von ihren Pflichten so in Anspruch genommen, daß sie für ihn, den nun langsam Reifenden, nur wenige und seltene Augenblicke hatten. Gewiß, beide würden da sein, falls er sie rief, aber er mußte sie eben erst rufen. Wer war bei ihm immer und allezeit? Niemand; die letzte nahe Seele — Luisen, führte das Leben nun aus seinem Kreise — auch sie wurde jetzt entrückt, und es galt festzustehen, auch ohne Gefährten. Es war wohl so, daß ein Krüppel wenig Anschluß im Leben fand. Wie sein Herz schmerzte bei diesem Gedanken. Aber er wollte nicht, wollte nicht traurig sein. Er war ein Einsamer, er mußte und wollte lernen, das mit Haltung zu sein, ohne die Miene der Bedrücktheit, ohne daß die anderen sahen, daß er litt. Niemand sollte das sehen. Auch war er entschlossen, entschlossen auf jegliche Art, nicht bedrückt zu sein. Er wollte nicht. Er bestritt sich das Recht dazu. Hier lag ein gewaltiger Arbeitsweg vor ihm. Den wollte er gehen, aufrecht, das Ziel im Auge. Er wollte lernen, studieren, erkennen, wollte sehen, ob ihm wohl gegeben sein würde, die Dinge der Welt zu verbessern. Das war seine Bestimmung. Damit hatte er zu zahlen an den König — an das Land. Das waren Pflichten, die erstattet werden mußten — ob einsam oder nicht, ob mit leichtem oder schwerem Herzen, ob mit oder ohne Freude — sein Pensum erledigen, seine Aufgabe erfüllen — konnte nicht jeder Mensch — konnte nicht selbst ein Krüppel damit sich aufrecht erhalten, bestehen vor sich selbst und den anderen in treuer Arbeit? — . . .

Unter den Klängen des Hallelujas verließ der Hof nach beendeter Feier die Kapelle. Mit gestrafftem Körper, das Haupt willensstark erhoben folgte

Alfred von Ingelheim dem Zuge. Bei der Gratulationscour lächelte die Prinzessin ihn in alter Kindervertraulichkeit an, nachdem sie einen Moment verdutzt sein etwas hochgeschossenes Wachstum mit den Blicken gemessen. Sie hielt seine Hand einen Augenblick länger in der ihren und raunte bei einem späteren flüchtigen Begegnen im Saal ihm zu: „Um vier Uhr oben."

Alfred fühlte eine ihn ganz stürmisch überflutende Freude. Das war das Wiedersehen bei Frau Ambrosius. In all dem Festtrubel hatte sie daran gedacht. Sie war ihm noch nicht entrückt, das sah er nun mit einem durchaus kindlichen Entzücken. Ja — ja — sie hielt den Pakt der Freundschaft. Er würde sie als eine nahe und vertraute Seele behalten, wohin auch immer das Schicksal sie entführen würde. Sie blieb ihm, blieb ihm geneigt, hielt fest an diesem Kinderbunde für das Leben — das zeigte sie ihm heute, da sie an ihrem Ehrentage Zeit, Muße und Gedanken fand, mit ihm, und sei's für eine Stunde, in das Paradies der Kinderjahre zurückzukehren, in das Traumland dort oben bei der Greisin, wo das Heim ihrer Verschwisterung gewesen. Wenige Worte der Begrüßung hatte der junge Kronprinz, der in der Leutnantsuniform des ersten Gardeinfanterieregiments der Feier beiwohnte, an Alfred bei der Gratulationscour gerichtet, sie waren kühl gewesen. Während Alfred die prachtvolle körperliche Entwickelung des Thronerben, der zu einem wirklich schönen Jüngling heranwuchs, mit bewundernden Augen sah, glitten des Prinzen Blicke teilnahmlos und fremd von Alfred ab, der diesen Kindheitsgenossen wie durch Welten von sich getrennt sah. Wie seltsam die geheimen Kräfte spielen. Hier treiben sie zusammen, dort reißen sie auseinander. Diese suchen, jene fliehen sich —. Der Strom der Zu- und der Abneigung ging mit lebendigen Wellen durch die Seelen, trennte und einte — nach seinen eigenen geheimnisvollen Gesetzen . . .

Eine Stunde nach Aufhebung des Prunkmahls, bei dem der König die Gesundheit der Konfirmandin ausgebracht und gegen Alfred sehr gnädig sich gezeigt hatte, stieg dieser die Treppen hinauf, den wohlbekannten, lange gemiedenen Weg zu Frau Ambrosius. Alfred war noch im Frack, den er bei der Hoftafel getragen. Als er zum Fuße der Wendeltreppe gelangte, die in den vierten Stock emporführte, stand dort die Prinzessin Luise in ihrem weißen Einsegnungskleide. Sie erwartete ihn und streckte ihm beide Hände entgegen. Alfred ergriff sie. Es waren kühle, schmale, ein wenig blutleere, sehr blasse Hände. Er drückte sie stumm. Schweigend standen die beiden in dem Dämmer des Ganges, auf den die helle Vorfrühlingssonne, die dem Tage leuchtete, nicht gelangen konnte.

„Mir klopft das Herz so," sagte die Prinzessin.

„Bist du die Treppen zu schnell hinaufgestiegen?"

„Vielleicht. Aber auch so — auch so ist mir ein wenig beklommen."

Sie sah ängstlich vor sich nieder.

„Willst du umkehren?“ fragte Alfred.

Da schoß eine jähe Röte in Luisens Gesicht.

„Nein — nein!“ rief sie, ergriff Alfreds Rechte und begann neben ihm den Aufstieg zur Wendeltreppe. Sie schwiegen beide, und doch drängten tausend Gedanken wortlos von einem zum anderen. Der ganze Strom der Mitteilung, der zwischen diesen verwandten und verbundenen jungen Seelen durch lange Trennung jäh und grausam zerrissen worden war. In dem beglückenden Gefühle, nach endloser Trennung jetzt wieder nebeneinander hergehen zu können, bekamen ihre Augen freudigen Glanz, jagte ihnen das junge Blut beflügelt und brausend durch die Adern.

Die Prinzessin lächelte vor sich hin wie in einem tiefen und schönen Traume, dann und wann sah sie ihrem Freunde von der Seite in das ernste Gesicht, das auch wie von einem inneren Lichte überglänzt war. Sie erstiegen die Stufen der alten Wendeltreppe andächtig wie Wallfahrer. Jetzt waren sie oben, standen eratmend, Hand in Hand vor Frau Ambrosius' Tür, an die sie klopften.

Niemand öffnete.

Alfred zog an dem altmodischen Klingelzuge, der am Porzellangriff den Namen Ambrosius trug — drinnen schlug eine Glocke klagend, fast wimmernd an — —. In der Wohnung regte sich nichts. Einen seltsamen Schreck in den Augen, sahen die beiden Einlaß Begehrenden einander an, da knarrte eine Tür auf der anderen Seite des Ganges, ein alter pensionierter Kutscher steckte den Kopf heraus. Alfred ging hin, sprach weniges gedämpft und flüsternd mit dem Alten, der sich bald scheu zurückzog und seine Tür wieder schloß.

Luise stand immer noch vor Frau Ambrosius' verschlossener Wohnungstür. Da trat Alfred zu ihr und sagte leise: „Unsere alte Freundin ist vorgestern gestorben und wird, während wir hier stehen, in Ostend begraben. Man hat deiner Einsegnungsfeier wegen im Schlosse von der Sache geschwiegen und alle Anordnungen in der Stille der gestrigen Nacht getroffen . . .“

Schweigend stand das Prinzeßchen in seinem weißen Festkleide, das anmutige Gesicht geneigt, über das nun lautlose Tränen rannen. Die beiden jungen Menschenkinder standen dort oben vor der verschlossenen Tür, wie wenn sie — freilich ohne Sünde und Vergehen, ganz schuldlos aus einem Paradiese vertrieben worden wären, in das es keine Rückkehr mehr für sie gab. Die Tür ihrer Kindheit — so dünkte sie, war zugefallen, man begrub diese schöne, verschwundene Zeit irgendwo in einem schwarzen Grabe — und sie standen hier trauernd und pochten vergebens an eine stumme Tür, hinter der niemand sich rührte, sie ihnen noch einmal zu fröhlichem Eintritt zu öffnen . . .

8.

Die Jahre rückten vor. Alfred von Ingelheim studierte die Rechte an einer südlichen Universität des Landes. Kronprinz Wilhelm war inzwischen auch eingesegnet worden, nachdem er das Reifezeugnis für das Universitätsstudium erlangt hatte. Dann bezog er eine nördliche Hochschule, an der er offiziell Jura und Kameralia hören sollte, aber er irrlichterierte viel in ästhetischen und germanistischen Kollegien und wurde nach dem leider für Thronfolger üblichen hastigen Brauche bereits nach Verlauf eines Jahres den Studien wieder entzogen, um in den militärischen Dienst zu treten, dem er zu Beginn im ersten Bataillon des Ersten Garderegiments zu Fuß in der Residenzstadt sich zu unterziehen hatte. Der junge Prinz verfügte jetzt über eine eigene Hofhaltung, der sein militärischer Begleiter, Graf Herlen, ein Hauptmann in den Vierzigern, vorstand. Bei der Feier seiner Großjährigkeitserklärung sowie bei der seiner Einstellung in die Armee hatte der Prinz außerordentlich gefallen, denn seine Erscheinung war ein Vergnügen für jedes Auge. Die Frauen schwärmten für den schlanken Jüngling und sein braunes ausdrucksvolles Haupt. In seinen Zügen, die trotz der achtzehn Jahre bereits scharfe und interessante Prägung zeigten, stand ein Ausdruck von Kühnheit, wohl als Erbteil von irgend einem kriegsgewaltigen Vorfahr. Dennoch lebte in dieser Seele wenig Willenskraft. So sorgfältig die Erziehung des Thronfolgers bis dahin gewesen, so scharf ihre Zwecke in der Richtung zur Ausbildung der Energie auch verfolgt wurden, es half nicht viel. Der Prinz war und blieb eine Halbnatur, bei keiner Sache, die er betrieb, mit der ganzen Seele beteiligt. Seine Lehrer und Erzieher suchten den Grund hierfür in einem Mangel an Konzentrationskraft, in einer Neigung zur Zerfahrenheit, die den Lerngang maßlos erschwerte. Erst in der letzten Primanerzeit stellte es sich heraus, daß dieser Mangel seinen Grund in einem ziemlich stark ausgeprägten Phantasieleben hatte, das in lyrischen Weichheiten sich wiegend, Stimmungen verzärtelt sich hingab, und in massenhafter, nicht sorgfältig gewählter Romanlektüre weitere Nahrung suchte. Der Prinz stand bei seinen Lehrern im Verdacht, heimlich Verse zu machen, und war, — wie er ein weniger als mittelmäßiger Schüler, wie er ein nicht gesammelter Student gewesen, jetzt ein ziemlich fahriger Offizier, dessen sehr geringe militärische Anlagen und Interessen ihm den Dienst nicht angenehm machten. Die Vorgesetzten drückten natürlich beide Augen zu, während Graf Herlen, ein sehr begeisterter Soldat, dem Prinzen gegenüber mit seinem mahnenden Tadel nicht zurückhielt, dem Könige den Sachverhalt nicht verschwieg und nach einem halben Jahre um Entbindung von seinem Posten und Rückversetzung in die Front einkam — was ihm gewährt wurde. Sein Nachfolger, Baron Steinen, war eine Höflingsnatur. Sehr elegant, im Äußeren ein wenig, im Inneren

stark dekadent, suchte der von Hause aus Mittellose, dem die vergnügten Kavalleristenjahre starke heimliche Schulden eingetragen hatten, Anstellung im Hofdienst, in den ihn einflußreiche Verwandte zu bequemer Versorgung hineinbegünstigt hatten. Der König war übel beraten, als er Steinens Ernennung zum Adjutanten des Kronprinzen vollzog. In Personalfragen zu wenig vorsichtig und eindringlich, ließ er sich diesen Vorschlag genehm sein, ohne im entferntesten zu durchschauen oder auch nur zu ahnen, daß Steinens Berufung in die persönliche Nähe seines Sohnes auf Anzettelungen zurückzuführen war, die von einer Seite kamen, deren Interessen durchaus nicht dahin gingen, des Kronprinzen Persönlichkeit zu einer möglichst harmonischen und tüchtigen Ausbildung zu fördern. Im Gegenteil. Die nächsten Agnaten des Königshauses, ein Neffe des Königs, Prinz Hermann, eine intrigante, wenig edle Natur, die den ehrgeizigen Zettelungen der Gemahlin nur zu willig Gehör schenkte, arbeitete seit Jahren in allergeheimster, aber um so zielbewußterer Art an der Aufgabe, den Kronprinzen Wilhelm auf irgend eine Weise aus der Bahn zu drängen, derart, daß ihm Dinge zustießen, oder er sich in Affären verwickeln ließ, die ihn am Ende vielleicht von der Thronfolge ausschließen oder zu freiwilligem Verzicht auf sie bewegen konnten. Das war das geheime, zäh verfolgte Ziel der Prinz Hermannschen Linie, die letzten Endes darauf ausging, den Übergang der Krone auf den Prinzen Hermann zu erreichen. Des Königs gerade Natur ahnte von solchen Plänen und Rechnungen der Verwandten nichts und bemerkte auch nichts von dem Netz von Beobachtern, Kundschaftern und Spionen, welche die Hermannsche Sippe am Königshofe im Solde hielt. Die späten liberalen Wandlungen, welche der alternde König jetzt an den Tag legte, und zu deren Betätigung er sich durch die demokratischen Parlamentswahlen des letzten Jahres stark ermuntert fühlte, erbosten die prinzliche Nebenlinie noch ganz besonders. Sie war mit Entschiedenheit feudal gesinnt und gab sich ihren Hoffnungsträumen auf Erlangung der Krone durch den Prinzen Hermann jetzt mit noch besonders erhabenen Nebengedanken hin. Ihr ging es nun um nichts weniger, als um die Rettung des Thrones für die Dynastie, die durch die plötzlichen demokratischen Allüren des Königs direkt in Gefahr gebracht und den Stürmen einer republikanischen Staatsumwälzung ausgeliefert zu werden drohte. Ganz geheim und im stillen wurde der Hofstaat des jetzt ungefähr vierzigjährigen Prinzen Hermann und der Seinen zum Hauptquartier der stockkonservativen Opposition. Wer immer in Volksvertretung oder Presse der liberalen Zeitströmung im Lande Widerstand entgegensetzte, konnte des Dankes wie der stillen Wohlgeneigtheit der Hermannschen durchaus sicher sein.

Da der neue Adjutant, Baron Steinen, sogleich dazu ausersehen war, mit dem Thronfolger eine längere Reise zu machen, die bis nach Nordafrika und in Asien bis zum Ganges führte, so wäre eine eingehende Prüfung seiner

persönlichen Anlagen, Neigungen und Eigenschaften sehr am Platze gewesen. Sollte er dem Kronprinzen doch für längere Zeit und fern vom Hof die nächste Umgebung bedeuten und solcher Art in die Lage kommen, starke menschliche Einflüsse auf ihn auszuüben. Diese Prüfung unterblieb jedoch, da der König, von den politischen Umwälzungen durchaus in Anspruch genommen, garnicht an sie dachte, ebenso wenig irgend einer seiner neuen Ratgeber. So geschah der große und bedauerliche Mißgriff, daß die sehr bedeutsame Frage, wer dem jungen Thronerben auf die lange Auslandreise als persönlicher Begleiter folgen sollte, mit der Berufung und Wahl Steinens die denkbar zweckwidrigste Lösung fand. War doch Steinen ein Mensch, der kein anderes Ziel kannte, als sich in der Gunst seines Schutzbefohlenen möglichst festzusetzen. Er diente ihm in des Wortes untergeordnetstem Sinne und machte sich zum Handlanger und Sklaven seiner Launen. So wurde bei der Erziehung dieses Thronfolgers in einem der wichtigsten Entwickelungsjahre nichts gefördert, was zur Erprobung und Stärkung der Selbstbeherrschung hätte nützen können, alles hingegen gehegt und unterstützt, was eine ohnehin haltlose Natur des weiteren immer noch wankender machen konnte. Wäre der Kronprinz nun zu Exzessen geneigt gewesen, so hätte es kaum ausbleiben können, daß er vielleicht an Leib und Seele zugrunde gerichtet und vergiftet von dieser Reise heimkehrte. Denn Baron von Steinen legte seinem Schützling alles möglichst nahe, was es an Verführung für einen Zwanzigjährigen in der loseren Lebensart freier und wenig beobachteter Reisenden gab. Denn natürlich reiste der Prinz inkognito. So hätten sich denn wohl alle schlimmen Hoffnungen der herrschaftlüsternen Agnaten leicht erfüllen können. Aber Wilhelm war eine Schwärmernatur, wenn auch schwach im Wollen, so doch vielleicht gerade deshalb scheu im Verkehr und von einer Schüchternheit den Frauen gegenüber, die zwar eine tiefe, starke und brennende Begierde verdeckte, ihn aber mit Sicherheit vor unreinen und befleckenden Berührungen schützte und bewirkte, daß er rein, wie er gegangen war, in die Heimat wiederkehrte. Sein starkes Phantasieleben webte in Träumen von Liebesglück, denen die seitens des Herrn von Steinen dienstbeflissen vermittelten Abenteuer abstoßend, gemein und reizlos erscheinen mußten. Denn der Kronprinz harrte sehnsüchtig dem ersten Liebesmärchen entgegen, wie ein Gläubiger wohl des Wunders wartet. Aus blauen Himmelshöhen sollte und mußte es zu ihm herniedersinken, nicht aus den Sümpfen der Gemeinheit wie gierige Höllenflammen zu seinen Füßen emporzüngeln. Der junge Prinz hatte einen starken Zug zur Natur, und obschon er kein Jäger war, so liebte er das Leben in den weiten Horizonten leidenschaftlich und beneidete die Menschen, deren Tagewerk wie das der Bauern sich unter dem freien Himmelsgewölbe vollzog. Ihm ward nur wohl in solchen Weiten, und er fühlte sich beim Leben in und mit der Natur am frohesten und besten. Der Prinz war schon in Brindisi und auf der Rückreise,

als er einen Brief seiner Schwester, der Prinzessin Luise, erhielt, der unter anderen Mitteilungen auch diese machte:

„Frau von Fredell ist vom Hofdienste zurückgetreten. Du kannst Dir denken, Willi, daß ich ihr keine Träne nachweine. Ihr allzeit steifes oberhofmeisterliches Wesen ist mir, wie unserem Papa, nie besonders angenehm gewesen. Ich habe es durchgesetzt, daß Frau von Bornsfeld ihren Platz in meinem neuen Hofstaate erhielt, und bei Papa, der immer so gütig ist, noch etwas anderes erreicht. Bei einem Rout im Hause des englischen Gesandten wurde mir eine Komtesse Dornenburg vorgestellt. Sie ist Waise, ihr Vater war Brigadegeneral, ihre Mutter eine schwedische Baronin. Gisela, so heißt sie, gefiel mir auf den ersten Blick. Das fremdartig Nordische mag sie von ihrer Mutter haben. Sie ist von einer Blondheit, wie sie selten bei uns gesehen wird. Wie reifer Weizen ist ihr Haar, und ihre Augen gemahnen an das Blau des Meeres, wann der Maihimmel darüber strahlt. Ihre Stimme aber war es vor allem, die mich bezauberte. Sie ist so weich und mädchenhaft. Gisela ist zwanzig Jahre wie ich selbst und ist meine Hofdame geworden. Ich liebe ihre Gesellschaft, denn wie das Mädchen süß anzusehen ist, so ist ihr Wesen sammetweich, von einem eigentümlich erobernden, werbenden Reiz, verschlossen und doch anschmiegsam, zurückhaltend und doch von einer Hingabe, die rührt. Ich glaube, sie liebt mich sehr, und ich möchte Dir nur raten, Dich in acht zu nehmen, wann Du heimkommst, daß Du Dich nicht in sie verliebst. Das ist meine Sorge. Da halte also die Ohren steif und mach mir keine Geschichten. Es sieht so aus, als verdrehe sie ohnehin allem Männervolk die Köpfe. Auch Papa hat gesagt, es sei gefährlich, solch schöne Menschen um sich zu haben. Es gäbe so schon genug Verwicklungen im Leben. Aber ich kann und mag nicht ohne Schönheit in meiner Umgebung sein. Mein Auge verlangt nach solchem Trost um so entschiedener, als Schönheit in unserem Lande bei den Menschen selten gesehen wird. Du bist also gewarnt. So nimm Dich denn in acht . . ."

Es war wohl natürlich, daß dieser kindliche naive Warnungsruf der Schwester in des Bruders Seele die direkt entgegengesetzte Wirkung ausübte. Wilhelms Phantasie beschäftigte sich von dem Augenblick des Empfanges jenes Briefes an fortwährend und auf das lebhafteste mit dem lockenden Bilde jenes Mädchens, das die Prinzessin so voller Reiz geschildert hatte. Es schwebte ihm in allen Verklärungen der Einbildungskraft vor und wich nicht aus seinem Denken. Es zog und lockte ihn heimwärts, so daß er die raschesten Wege wählte und in Hast die Rückreise beschleunigte. Als er der Komtesse jedoch bei dem Wiedersehen mit der Schwester zum ersten Male gegenübertrat, fühlte er sich enttäuscht. Kein Wunder. Seine stets in Träumen spinnende Phantasie hatte sich ein Bild von der Hofdame gemacht, dessengleichen auf Erden nicht wandelte. Er sah jetzt in der Wirklichkeit ein blondes Fräulein von aristokratischem Wuchs und edlen Zügen.

Das anmutige Haupt schmückte ein freilich seltsames Blond wie aus Goldfäden, wie Gold, das von gleichsam sengenden Sommergluten eigentümlich bleich geworden schien. Das Bild, das Luisens farbenkundiger Sinn gefunden, traf die Wahrheit scharf. Das Haar erinnerte in der Tat an reifen, überreifen Weizen ... Unter äußerst fein, wie mit dem dünnsten Pinsel sanft geschwungenen Brauen leuchteten ein Paar blauer Augen von erlesener Klarheit und jenem schillernden Glanz, den die zwanzigjährige Blüte schenkt. Eine weiche seelenvolle Stimme, ein ansprechendes, scheues und zurückhaltendes Wesen — das war alles, was Kronprinz Wilhelm vorfand — und es schien ihm weit — weit zurückzubleiben hinter dem, was er erwartet hatte. Seine Enttäuschtheit fand keine Linderung darin, daß er selbst einen um so tieferen Eindruck auf das junge Adelsfräulein gemacht zu haben schien. Denn sie sah ihn bei der ersten Begegnung mit allen Zeichen der Verwirrung an. Purpurne Glut übergoß ihre Züge, ihre Befangenheit war beengend; der Prinz wie seine Schwester, beide konnten deutlich sehen, wie stark die Begegnung auf die Komtesse gewirkt hatte.

Kronprinz Wilhelm tat jetzt im berittenen Leibgarderegiment Dienst, dessen Standort in der zweiten Residenz des Landes, zwei Eisenbahnstunden von dem Hoflager und der Hauptstadt entfernt belegen war. Im Offizierkorps dieser vornehmsten Truppe dienten nun auch die vier Adelssprossen, mit denen der Kronprinz zu Nixental erzogen worden war. Da er aber zu ihnen nur geringe persönliche und freundschaftliche Beziehungen hatte, so setzte er beim Könige durch, daß Jordan von Specht, der fünfte der Kameraden von Nixental, der, weil er arm war, in einem ungleich billigeren Linieninfanterieregiment Leutnantsdienst tat, als zweiter Adjutant dem Kronprinzen zugeteilt ward.

Soldatische Naturen empfinden oft in langen Friedenszeiten die Zwecklosigkeit, sowie das Spielerische des Gamaschendienstes sehr peinlich. Das militärische Handwerk, dem in Kriegsperioden so viel Heroisches anhaftet, bekommt in der Geregeltheit des Garnisondienstes etwas Pedantisches, das der Abenteuererlust und dem Wagemut des geborenen Soldaten schwer erträglich wird. Dem unmilitärisch Veranlagten kommt der Unernst der soldatischen Dienstleistungen im langwährenden Frieden noch drückender zum Bewußtsein, jene täglich unter Zugrundelegung des Ernstfalles geübte Tätigkeit, die mit ihrem umständlichen Zeremoniell so vieles vom Theaterwesen an sich hat und mit so unerbittlich strengem Gebaren durch Jahrzehnte unaufhörlich eine unfruchtbare und volkswirtschaftlich doch so kostspielige Arbeit leistet. Den Kronprinzen ödete dieses Wesen in hohem Grade an, und wenn er sich auch mühte, davon nach außen hin nichts merken zu lassen, so blieb es dennoch nicht lange geheim, mit wie wenig Freude und Lust er am Dienste teilhatte. So oft es irgend anging, fuhr er im Automobil in die Hauptstadt hinüber, deren künstlerisches und geistiges Leben er um so eifriger mitgenoß. Da geschah es, daß ein jüngerer, über die Maßen smarter Maler, in seiner Kunst höchst geschickt, und mit Glück darauf bedacht, die Aufmerksamkeit der Zeit-

genossen, und sei es gewaltsam, auf sich zu lenken, mit einem in der Sezession ausgestellten lebensgroßen Bilde starken Zulauf hatte. Das Werk war als „Antigone und Ismene“ im amtlichen Kataloge vermerkt und zeigte die beiden schönen Königstöchter zwar in echt antikem Gewande, Antigone mit Krug und Totenschmuck, wie sie von der Heldentat der Bruderbestattung, selbst todbereit zurückkommt, Ismene in schwesterlicher Sorge und Angst die Heldin umarmend, als wolle sie sie vor Kreons nahenden Schergen schützen. Der industrielle Künstler hatte nun den beiden Ödipustöchtern die Züge zweier lebenden Frauen gegeben. Jedermann erkannte in Antigone die brünette Prinzessin Luise, deren tragische Züge in der Tat zum Ausdruck des antigoneischen Heldentums und düsteren Schicksals außerordentlich gut paßten. Mit einer leichten, kaum merklichen Idealisierung und Helenisierung des Profils war aus dem modernen Königskinde die antike Fürstentochter geworden, der das ganze Drama hingebungsvoller, schwesterlicher Treue im Gesicht zu lesen stand. Die reizende Kontrastgestalt Ismene, die in leuchtender Mädchenblondheit das helle lebenzugewandte Widerspiel zu Antigones heroischer Grabromantik und todbegehrender Dunkelheit stellte, zeigte die mit schlagender Sicherheit getroffenen Züge der prinzlichen Hofdame, Gräfin Dornenburg, die in der Hauptstadt vorerst in weiteren Kreisen wenig gesehen, dennoch von einigen dem Hofe Nahestehenden sogleich erkannt wurde. Das Bild, das zweifellos technische und malerische Werte aufwies, machte ungeheures Aufsehen und erregte auf der Stelle einen Zeitungsdisput. Sah sich doch das Oberhofmarschallamt Seiner Majestät des Königs gedrängt, zu erklären, daß weder Ihre königliche Hoheit die Prinzessin Luise, noch deren Hofdame, Gräfin Dornenburg, jemals dem Maler gesessen hätten. Worauf dieser pfiffig entgegnete, es sei ihm niemals eingefallen, eine solche Behauptung zu wagen. Der Tausendkünstler hatte also nach Photographien, die er sich verschafft, und nach kurzen persönlichen Begegnungen die beiden Damen so glücklich treffend gemalt. Eine Flut meist erlogener Pressenotizen folgte jenen beiden ersten. Bald sollte der König die fernere Ausstellung des Gemäldes verboten, bald der Maler dessen Zurückziehung abgelehnt haben. Dann hieß es, der Hof habe eine große Summe geboten, um das Bild in seinen Besitz und von der Ausstellung fortzubringen. Das Abenteuerlichste aber blieb die in die Lokalrubrik gerückte Mitteilung, ein amerikanischer Milliardär habe das Werk erstanden, sich in die Prinzessin verliebt und — natürlich vergebens um deren Hand angehalten. Kurz — es bildete sich ein wahrer Mythenkreis um das Bild, das reproduziert, in alle illustrierten Blätter beider Welten überging, und dessen glücklicher Einfall seinem Schöpfer in wenigen Wochen zu Weltruhm verhalf. Nicht weniger weittragend, als diese lauten und äußeren, war eine stille und innere Wirkung, die dem Bilde auszuüben beschieden sein sollte. Der Kronprinz fuhr in Zivil zu früher Morgenstunde, zu der die Sezessionsausstellung noch geschlossen war, vor dem Gebäude vor und besichtigte das vielbesprochene Bild. Es ging ihm seltsam damit. Er entsann sich, daß es

ihm öfter schon begegnet war, daß er auf Bildern Landschafts- oder Straßenausschnitte gesehen, die, obschon ihm wohlbekannt, ihn dennoch mit einer ungeahnten Schönheit überraschten, die sie in Wirklichkeit hatten, zu deren Erfassen aber er, als Betrachter, der Mittlerschaft des Malers bedurft hatte. Erst nachdem er durch das Künstlerauge und mit dessen Erfassen geschaut hatte, war ihm in solchen Fällen gegeben, zu sehen und zu erkennen, wie die Dinge schön waren. So überwältigte ihn auch dieses Mal die Erscheinung der Komtesse Dornenburg erst, als er sie durch das Auge des Malers sah. Da dünkte ihn diese Gestalt von allen Reizen umflossen. Ein Glücksgefühl durchrieselte ihn bei dem Gedanken, daß dieses Wesen in erreichbarer Nähe lebte und war. Wie aus dem Traum erwachte er. Er legte sich zweifelnd die Frage vor, ob nicht die klassische Gewandung den großen Eindruck hervorrief. Er versuchte, sich die Erscheinung des Mädchens in die Erinnerung zurückzurufen, wie er ihr begegnet war, im nüchternen Alltagslicht — und mußte sich sagen, daß hier die idealisierende Kunst des Malers, daß Kostüm, Beleuchtung, Stellung und Kolorit dem lebendigen Sein wenig hinzugefügt, und daß er nur lebensgetreu nachgebildet hier wiedersah, was atmend vor ihm gestanden. Seine Augen blieben wie verzaubert an dem Bilde haften, er verweilte endlos lange davor und mußte sich schließlich gewaltsam davon losreißen.

9.

Es war eine eigentümliche Herzensgeschichte, die nun anhob. Es trieb den Kronprinzen oft genug zu seiner Schwester, um des Anblicks der blonden Gräfin teilhaft zu werden. Aber das blutjunge Paar wagte einander seine Zuneigung kaum durch einen flüchtigen Blick kund zu tun. Prinzessin Luise merkte wohl, daß ein Magnet in Kraft getreten war, der des Kronprinzen häufige Besuche erwirkte, aber sie äußerte nichts über diese Wahrnehmung. Jene briefliche Neckerei, mit der sie ihren Bruder gewarnt hatte, sich in ihre Hofdame zu verlieben, blieb die einzige Anspielung, die die Prinzessin wagte. Ihr ernsthafter Sinn mochte ihr klar gemacht haben, daß ein Anspinnen von Herzensbeziehungen zwischen diesen beiden Menschen notgedrungen zu schmerzlichen Leiden führen müßte, und so hütete sie sich, dieser Gefahr durch spielerische Scherze gefährlichen Vorschub zu leisten.

Wie meistens selbst in den ungereimtesten und törichtesten Zeitungsnachrichten irgend ein Körnchen Wahrheit steckt, so beruhte auch jenes Pressegeschwätz, das von dem Yankeenabob berichtet hatte, der sich in das Antigonebild der Prinzessin vergafft haben sollte, auf einer wahren Begebenheit, nur, daß der amerikanische Krösus seine Augen nicht zu der dunklen Königstochter erhoben hatte, sondern zu deren lichter Begleiterin. Ismene hatte es ihm angetan, und sie war es, um deren Hand er brieflich in einem recht amerikanisch kurzen, ent-

schlossenen und selbstbewußten Schreiben, das jeglicher Gefühlsseligkeit entbehrte, anhielt. In maßloser Überraschung und Verwirrung zeigte die Komtesse das eigenartige Werbungsschreiben der Prinzessin, die es sehr ernsthaft las und ihrer Hofdame die Frage vorlegte, welchen Bescheid sie auf diesen Antrag geben wolle. Gisela besann sich keinen Augenblick und sagte, sie werde ihn natürlich ablehnen. Darauf schwieg die Prinzessin eine Weile, dann sagte sie: So natürlich und selbstverständlich fände sie das nicht. Ein maßlos erstaunter Blick aus den Augen der Komtesse veranlaßte die Prinzessin hinzuzusetzen: „Ein Mädchen von zwanzig Jahren wird es natürlich ungeheuerlich finden, einem Manne die Hand zu reichen, von dem es nichts weiß, als daß er sehr reich ist, und der von dem Mädchen seinerseits nichts kennt, als ein nicht einmal ganz getreues Bild. Das verstehe ich durchaus. Da du aber außer einem Erbonkel, der auch kein Millionär ist, nichts besitzest und eine Waise bist, so muß dir jeder, dem deine Zukunft wie mir am Herzen liegt, den Rat geben, die Sache nicht ungeprüft von der Hand zu weisen. Es wäre doch möglich, daß dieser amerikanische Herr ein tadelloser Gentleman wäre und deiner durchaus nicht unwert. Du weißt, daß zahlreiche Aristokraten sogenannte Dollarprinzessinnen als Gattinnen heimführen, und solche Verbindungen sind oft ganz glücklich ausgefallen. Hier läge mal der umgekehrte Fall vor. Der Name deines Anbeters Mc. Carthie deutet auf schottische Abstammung und, wenn ich nicht irre, auf adlige. Aber das sind Nebensachen. Ich glaube, du hättest die Pflicht, wenn du nicht im Prinzip schon abgeneigt wärest, dich jetzt schon zu verheiraten, die Sache deinem Vormunde mitzuteilen, damit er ihr auf den Grund gehe und dir einen erfahreneren Rat gebe, als mir das möglich ist, die ich doch eben so jung noch bin wie du selbst."

„. . . aber im kleinen Finger klüger, Luise. Dein Rat ist gewiß sehr vernünftig. Und wenn ich meinem Vormund die Sache vorstelle, so könnte ich bei dem bekannten amerikanischen Tempo wohl damit rechnen, in etwa acht Wochen Frau Mc. Carthie zu sein und so blödsinnig reich, daß mir selber davor angst würde. Kann auch sein, daß dieser Milliardär ein ganz netter Mann ist, der von dem Petroleum- oder Schmalzschwindel seines Herrn Vaters nicht allzu viel Ekliges geerbt und überkommen hat. Alles zugegeben. Aber ich will ihn nicht sehen! Will nichts von ihm hören! Ich will bei dir bleiben, wenn du mich nicht fortschickst."

Sie hatte in jugendlichem Ungestüm die Arme um den Hals der Prinzessin geschlungen und suchte, ihren blonden Kopf an deren Brust schmiegend, Schutz bei der Freundin, die das anmutige Haupt fast mütterlich streichelte und liebkoste.

„Das ist lieb und treu von dir, Gisi. Ob es aber auch klug ist, das bezweifle ich. Ich habe mich gewöhnt, die Dinge, wie sie sind, zu sehen und zu beurteilen, und deshalb bin ich immer so erschreckt, wenn andere sich mit Illusionen täuschen oder blind machen. Du sagst, du willst bei mir bleiben, und ich bin dir unendlich dankbar für diese Anhänglichkeit. Aber wer sagt dir, daß nicht

Verhältnisse eintreten könnten, die dein Verbleiben bei mir zur Unmöglichkeit machen?"

Gisela fuhr auf und sah die Freundin mit so erschreckten Augen an, daß diese sie sogleich wieder begütigend in ihre Arme nahm und mit erneuten Liebkosungen beruhigte.

„Natürlich — natürlich wünsche ich, Gisi, daß du bei mir bleibst — solange wie irgend möglich. Aber Mädchen deines Schlages pflegen nicht unverheiratet zu bleiben. Ich weiß nicht, ob es nicht eine glücklichere und größere Zukunft für dich bedeutet, diesen großen Finanzmann zu nehmen, als später irgendeinen kleinen Höfling aus unserer Sphäre. Das sind doch meist enge und abhängige Verhältnisse, auf die eine Mistreß Mc Carthie dereinst mit nicht unbegründetem Mitleid herabblicken würde."

„Ich will nicht heiraten, Luise."

„Das sagst du heut. Wer weiß, wie du in einigen Jahren darüber denkst. Und dann die Hauptsache: Ich, Gisela, werde und muß heiraten und wahrscheinlich den, den mir Papas Minister vorschlagen werden. Ich ahne, daß es mir nicht erlaubt sein wird, auf diese Vorschläge, selbst wenn sie mir sehr zuwider sein werden, mit einem brüsken Nein zu antworten. Aber das soll dich nicht kümmern. Eine andere Frage ist die, ob meine Heirat mich nicht in eine Fremde führen wird, wohin mir zu folgen dir so unerwünscht, wie vielleicht unmöglich sein wird. Deshalb ist es meine Pflicht, dir das heute schon klar zu machen und dir vor Augen zu halten, wie reiflich du die Ablehnung dieses Antrags überlegen mußt, weil er vielleicht eine Glücksmöglichkeit für dich bedeutet, die nie im ganzen Leben wiederkehrt."

Einen Moment sah Gisela ratlos vor sich hin. Dann stampfte sie mit dem Fuße auf und rief fast zornig: „Ich will nicht! Ich will nicht!!" Im nächsten Moment aber brach sie in Tränen aus, mit erhobenen Händen flehte sie: „Verzeih mir! Verzeih! Aber ich kann nicht! Ich kann nicht!!" Sie legte ihr tränenfeuchtes Gesicht in Luisens Schoß, die nun die Freundin aufrichtete und in diesen weinenden Augen zu lesen suchte.

„Gisela," sagte die Prinzessin, „antworte mir! Liebst du einen andern Mann?" Purpurne Röte schoß in das Gesicht der Weinenden.

„Nein," rief Gisela, „nein, ich will nur bei dir bleiben! Nur bei dir, solange es geht! Bis du mich fortschickst! Weiter will ich nichts! Ich schwöre es — nur bei dir will ich bleiben!!!"

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau

Sozialpolitische Rundschau.

Von Dr Flügge, Senatspräsidenten im Reichs-Versicherungsamt.

Seit ich zum letzten Male an dieser Stelle berichtet habe, ist die Jahreszeit der Kongresse und Tagungen hereingebrochen, die in diesem Jahre eine fast unheimliche Menge von sozialpolitischen Erörterungen gezeitigt hat. Begonnen hat sie mit dem Genossenschaftstage des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine in Berlin vom 17. bis 19. Juni, in dessen Beratungen neben der Bedeutung des Kleinhandels ganz besonders das Projekt der nach dem sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten von Elm sogenannten „Volksfürsorge“ einen breiten Raum einnahm, d. h. das Projekt einer Lebensversicherung der großen Massen der Arbeiterschaft unter Zuhilfenahme der genossenschaftlichen und der gewerkschaftlichen Organisation. Es ist wahr, der Gedanke der politischen Neutralität dieser „Volksfürsorge“ ist dabei betont worden, und der Abgeordnete von Elm hat diesen Gedanken später noch in einem Artikel in Nummer 42 der Sozialen Praxis unterstrichen. Indessen die Organisation der Konsumgenossenschaften faßt in Deutschland vielfach und die der Gewerkschaften so gut wie ausschließlich Angehörige einer politischen Partei, der Sozialdemokratie zusammen, und wenn diese Organisationen, wie es sicher ist, die Grundpfeiler der neuen Volksfürsorge werden, so ist es mir durchaus wahrscheinlich, daß, selbst wenn der Abgeordnete von Elm das gar nicht gewollt haben sollte, die neue Volksfürsorge sich tatsächlich zu einem neuen Mittel auswachsen wird, mit dessen Hilfe die sozialdemokratische Partei ihre Herrschaft über die Massen befestigen wird.

Auf der bestehenden politischen und wirtschaftlichen Ordnung fußte die Tagung der wirtschaftsfriedlichen Arbeitervereine, d. h. der nationalen und der Werk-Vereine, die in Essen vom 29. Juni bis 1. Juli stattgefunden hat. Sie ließ eine beträchtliche Zunahme dieser Vereine erkennen, die auch bei dieser Gelegenheit die grundsätzliche Bekämpfung der Sozialdemokratie zu proklamieren nicht unterlassen haben.

Ganz andere Töne schlug der Internationale Kongreß der Bergarbeiter in Amsterdam vom 8. bis 12. Juli 1912 an. Er verlangte Verstaatlichung der Montanindustrie, Einführung einer Arbeitswoche von fünf Tagen zu je acht Stunden und Verbot des Verfahrens von mehr als einer Schicht binnen 24 Stunden. Man kann sich aber beim Lesen des Berichtes über diese Beratungen der Einsicht nicht verschließen, daß die deutschen Delegierten gegenüber dem Radikalismus anderer Nationen immerhin eine gewisse, realpolitische Besonnenheit vertreten haben.

Eine neue Gründung bedeutete die Reichskonferenz liberaler Arbeiter und Angestellter in Leipzig am 11. Juli. Was sie auf sozialpolitischem Gebiete vor allem verlangte, die Schaffung eines sozialen Arbeitsrechtes, wird sich mit dem Wunsche weiter, sozialpolitisch interessierter Kreise begegnen. Da aber zu der Konferenz nur Angehörige der Fortschrittspartei eingeladen gewesen sind (wenn anders die Zeitungsnachrichten zutreffen), so verstehe ich nicht recht, welche besonderen Aufgaben dieser Konferenz neben den Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen zufallen sollen.

Rundschau

Der Internationale Kongreß der Krankenpflegerinnen tagte in Köln vom 3. bis 7. August 1912. Er lenkte die sozialpolitische Aufmerksamkeit auf das von der sozialen Fürsorge noch wenig beachtete Krankenpflegepersonal, und andererseits ließ die Erörterung, die er der „sozialen Arbeit der Krankenpflegerinnen" widmete, erkennen, daß die Krankenpflegerinnen sich der großen Aufgaben, die ihnen im sozialen Organismus zufallen, wohl bewußt sind.

Auf den Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands hat die Erörterung sozialer Probleme von jeher ein anerkanntes Heimatsrecht gehabt. Die Tagung, die in diesem Jahre in Aachen vom 10. bis 15. August stattfand, mußte man mit umso größerem Interesse erwarten, als der Zwist, der zwischen der sog. Kölner und der sog. Berliner Richtung entstanden war, d. h. der Streit, ob die katholische Kirche interkonfessionelle, christliche Arbeitervereine zulassen wolle, oder ob sie rein katholische Arbeitervereine unter Ausschluß der Evangelischen verlange, befürchten ließ, daß in kirchlichen Meinungsverschiedenheiten der gemeinsame soziale Gedanke Not leiden könnte. Die Befürchtung ist grundlos gewesen, der Streit ist glücklich vermieden worden, und wenn auch ein evangelischer Beobachter kaum ein sicheres Urteil abgeben kann, so sieht es doch so aus, als ob der Katholikentag die Existenzberechtigung der interkonfessionellen, christlichen Arbeitervereine rückhaltlos anerkannt hätte. An Einzelfragen sozialen Inhalts diskutierte er die Aufgaben, die aus der Binnenwanderung erwachsen, die Jugendfürsorge, die Selbsthilfebestrebungen der Privatangestellten und die Pflege der Interessen des weiblichen Handwerkspersonals.

Der Reichsverband der deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften behandelte am 11. und 12. August 1912 in Dresden die sittliche und wirtschaftliche Kraft der Genossenschaftsbewegung in der Landwirtschaft und — im Gegensatz zu der von Elmschen Volksfürsorge — die Bedeutung der öffentlichen Lebensversicherungsanstalten für die ländliche Bevölkerung unter Mitwirkung der Genossenschaften. Hoffentlich gelingt es den öffentlichen Lebensversicherungsanstalten mit Hilfe der ländlichen Genossenschaften, die ländliche Bevölkerung davor zu bewahren, auf dem Umwege über wirtschaftliche Interessen politisch der Sozialdemokratie zugeführt zu werden.

Vom Standpunkte des mittleren und kleinen Gewerbes aus erörterte der Deutsche Handwerks- und Gewerbekammertag in Würzburg vom 13. bis 15. August die Wirkungen der Konsumvereine. Die Stellungnahme zu den Konsumvereinen ist sicherlich eins der schwierigsten Probleme unserer heutigen Zustände: niemand kann verkennen, daß die Erhaltung eines gesunden Mittelstandes in Handel und Gewerbe eine Staatsnotwendigkeit ist, und auf der anderen Seite kann man schlechterdings niemandem und am allerwenigsten der Arbeiterschaft verwehren, sich mit anderen zum tunlichst billigen Bezug von Gebrauchsgegenständen zu verbinden. Daß die Lösung, wie weite Kreise des Kleingewerbes wollen, in einer Erschwerung der Bildung und Betätigung von Konsumvereinen zu finden sei, will mir nicht einleuchten.

Auf die immer näher rückende Möglichkeit eines Zusammenstoßes zwischen dem Ärztestande und den Krankenkassen warf die Tagung des Hauptverbandes deutscher Ortskrankenkassen in Köln vom 19. bis 21. August Licht. Es ist leider wahrscheinlich, daß aus diesem Gegensatze noch große Schwierigkeiten entstehn werden.

Der Allgemeine deutsche Genossenschaftstag zu München vom 21. bis 23. August war dadurch ausgezeichnet, daß sich Prinz Ludwig von Bayern

als guten Freund des genossenschaftlichen Gedankens bekannte. An sozialen Gegenständen erörterte der Tag die Entwicklung der Baugenossenschaften, das Erbbaurecht, die Zustände des Kleinhandels und die Frage des Kapitalismus in seinem Verhältnis zu den Genossenschaften.

Der deutsche Juristentag widmete in Wien am 6. September dem Rechte der Privatangestellten und ihrem sozialen Schutze eine Verhandlung.

Und während ich dies schreibe, tagt in Zürich die „Internationale Sozialpolitische Woche", d. h. die Internationale Vereinigung für gesetzlichen Arbeiterschutz, die sich seit langer Zeit entschlossen gehabt hat, vom 5. bis 12. September in Zürich ihre Versammlung abzuhalten, ferner der Kongreß zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit, der Internationale Heimarbeiterkongreß und das Internationale Permanente Komitee für Sozialversicherung. Die Tagesordnungen dieser vier großen Vereinigungen sind so reichhaltig, daß schwerlich ein Besucher der sozialen Woche sie alle vier wird bewältigen können.

Koloniale Rundschau.

Millionengeschenke und Millionenverluste!

Vor wenigen Wochen sind zwei Geschäftsberichte veröffentlicht worden, die nicht nur die deutschen Kapitalisten- und Börsenkreise interessieren, sondern darüber hinaus auch noch die Kolonial-Politiker und die Politiker überhaupt. Es sind das die Berichte der Deutschen Kolonial-Gesellschaft für Südwestafrika und ihres Tochterunternehmens, der Deutschen Diamant-Gesellschaft. Dieses Interesse ist keineswegs auffällig, wenn man bedenkt, wie die beiden Gesellschaften im Mai des Jahres 1910 im Vordergrund der Reichstags-Diskussion standen, und wie einzelne Abgeordnete und Kolonial-Politiker sich gerade mit diesen Unternehmungen beschäftigt haben. Sind sie es doch, auf die das Wort „Millionengeschenke" geprägt wurde. Der Mann, der dieses Wort zuerst auf die Gesellschaften angewandt hat, er wird jetzt sich dessen nur ungern erinnern: Mathias Erzberger. Wenn man heute zu dem Schriftwerk greift, zu dem der Zentrumsmann sich im Jahre 1910 aufgeschwungen hat, so kann man nicht ohne ein gelindes Lächeln bleiben. „Millionengeschenke" betitelt es sich, und es handelt von den Millionen, die der frühere Staatssekretär Dernburg gegen das Interesse des Deutschen Reiches verschenkt haben soll. In dieser Schrift wird u. a. behauptet, daß Dernburg viele Millionen, ohne dazu gezwungen zu sein, der Kolonial-Gesellschaft resp. dem Tochterunternehmen zugewiesen habe, und daß diese Gesellschaften sich nun eines sehr reichen Schatzes erfreuen. Findet sich doch dabei in der Schrift u. a. die Redewendung: „Alle Reineinnahmen bleiben bis zu $68^2/_3$ % der Gesellschaft, sodaß diese schon 1910 auf das eigentliche Barkapital 200 % Dividende verteilen kann. In den Privilegien liegen Hunderte von Millionen, auf welche Staatsvermögen und Reichskolonialamt verzichtet haben." Wehe dem Kapitalisten, der auf Grund dieser Prophezeiung Mathias Erzbergers sich verleiten ließ, Anteile der Kolonialgesellschaft zu kaufen. Statt der erhofften Millionengeschenke sind ihm Millionen verluste entstanden. Weit entfernt davon, 200 % Dividende auszuschütten, gab die Diamant-Gesellschaft im ersten Jahre 10 %, im zweiten Jahre $5^1/_2$ % Dividende, und im dritten Jahre schließt sie mit einem Verlust von 40000 Mark ab. Wo sind die Riesengewinne, wo sind die Millionengeschenke, so fragt sich

der enttäuschte Kapitalist, der heute nur ein Drittel des Kurswertes besitzt, den ihm die Anteile damals gekostet haben, als er Erzbergers Geschrei Glauben beimaß? Greift man zur Bilanz der Diamant-Gesellschaft, so findet man nichts von Millionengewinnen, ja man wird sogar zweifellos den Ausdruck „Das ist zuviel aufgeknallt" wiederholen müssen, der schon einmal in der Budget-Kommission über die Gesellschaft gefallen ist. Denn in den 3 Jahren ihres Bestehens hat die Gesellschaft nicht weniger als 4,2 Mill. Mark an fiskalischen Abgaben und Steuern auszahlen müssen. Das ist 14 mal mehr, als die Anteilseigner bekommen haben. Die Anteilseigner erhielten nämlich:
im ersten Jahre Mark 250 000,—, im zweiten Mark 137 500,—, und im dritten Jahre garnichts.

Dieses Ergebnis, das für den Fiskus recht erfreulich, für die Anteilseigner aber sehr betrübend ist, beleuchtet etwas eigentümlich die Prophezeiung Erzbergers, „daß Hunderte von Millionen den Berliner Großbanken in den Schoß geworfen sind." In Wirklichkeit war die Kolonial-Politik des früheren Staatssekretärs darauf gerichtet, dem Staate einen möglichst großen Anteil zu sichern und den Gewinn der Unternehmer auf ein freilich sehr geringes Maß zu reduzieren.

Auch bei dem Mutterunternehmen, der Deutschen Kolonial-Gesellschaft für Südwestafrika, sind die erhofften Riesengewinne nicht eingetreten. Die Gesellschaft hat hintereinander ihre Dividende von 64% auf 50% und dann auf 35% ermäßigen müssen. An und für sich ist ja ein Prozentsatz von 35% keineswegs gering. Wenn man aber bedenkt, daß die Gesellschaft 20 Jahre lang überhaupt keine Erträge abgeworfen hat und daß sie Besitzerin der Diamantfelder ist, so muß man allerdings zugeben, daß hier von Millionengeschenken doch wohl nicht die Rede sein kann. —

Mathias Erzberger hat sich durch seine Broschüre über die „Millionengeschenke" in seinem Ansehn in Zentrumskreisen nicht wenig geschädigt, aber auch ein Mann, dessen Name bis dahin in Kolonialkreisen vielfach einen recht guten Klang hatte, geriet dadurch, daß er Erzbergers Spuren blind folgte, auf eine falsche Fährte. Paul Rohrbach, der als Sachverständiger in der Diamantenfrage auftrat, trotzdem er als Theologe diesen Dingen eigentlich fern stand, hat ebenso wie Erzberger sich verleiten lassen, seine Gedanken sofort in ein Buch zu kleiden. Hat schon Erzberger haltlose Prophezeiungen gemacht, so schießt Paul Rohrbach über dieses Ziel noch wesentlich weiter hinaus. Mit Recht konnte daher einer der hervorragendsten Kolonial-Politiker eine ganze Reihe von Stellen in Rohrbachs Ausführungen nachweisen, in denen „Irrtümer handgreiflichster Art" vorhanden sind. Paul Rohrbach hat in seinem Werk ganze Stellen aus Erzbergers Buch wörtlich abgeschrieben und diese als richtig dargestellt. Ja, er schwang sich sogar zu dem Satze auf, „daß Dernburg eine unbegreifliche Politik der einseitigen Begünstigung gegenüber dem heimischen Großkapital eingeschlagen habe." Was daran Wahres ist, sieht man mehr als zur Genüge aus der Gegenüberstellung der Steuern und der Dividenden der oben erwähnten Gesellschaften.

Es ist interessant, darauf hinzuweisen, daß Rohrbach behauptet, Dernburg habe den Wert der Diamanten auf 1 Milliarde Mark geschätzt, einen Betrag, den er als zu hoch bezeichnet. Nun hat bereits Lindequist, der Nachfolger Dernburgs, in der Budget-Kommission festgestellt, daß Dernburg eine derartige Schätzung nicht abgegeben hat. Die Schätzung des Diamantvorkommens im südlichen Teil unserer Kolonien in Höhe

von 1 Milliarde Mark ist nun tatsächlich gefallen. Sie rührt aber nicht von Dernburg her, sondern von Paul Rohrbach selbst, der sie in einem Aufsatz in der „Frankfurter Zeitung“ vom Juli 1910 veröffentlicht hat. Da schreibt Rohrbach nämlich wörtlich: „Auf jeden Fall steht außer Zweifel, daß bedeutend größere Werte vorhanden sind, als anfänglich geglaubt wurde, und soviel wird als Schätzung angenommen werden können, daß 40—50 000 Millionen Karat oder 1 Milliarde Mark in Werten die untere Grenze(!) des Gehalts der gesamten Felder südlich vom 26. Breitegrade sein wird. Die ganzen nördlichen Felder sind hierbei noch nicht mitberücksichtigt.“ Als der Bericht seinerzeit in der „Frankfurter Zeitung“ erschien, hatten einige deutsche Kapitalisten, und namentlich eine große Firma, nichts Eiligeres zu tun, als sofort Anteile der Kolonial-Gesellschaft zu kaufen. Es war aber bemerkenswert, daß zu derselben Zeit, als Rohrbachs Bericht über den Diamanten-Reichtum in den deutschen Blättern erschien, die südwestafrikanischen Interessenten ihre Papiere bereits verkauften, weil sie eingesehen hatten, wie sehr der Diamanten-Reichtum überschätzt worden war. Die große Firma, die dem Rate Rohrbachs gefolgt war, ist heute um viele hundert Prozent weniger reich, als im Jahre 1910. Die Anteile sind von ihrem Höchststande von 2100 % auf 500 % gefallen. Wieviel würde wohl das Reich verlieren, wenn es, ebenso wie die Kapitalisten, den Worten Rohrbachs Glauben geschenkt hätte?

Als Herr Erzberger in der Budget-Kommission von den „Millionengeschenken“ und dem „Milliarden-Reichtum“ sprach, der der Kolonial-Gesellschaft zugefallen sein sollte, da wurde ihm der Vorschlag gemacht, beim Reichstage zu beantragen, die Gesellschaft zu verstaatlichen. Denn, so sagte man mit Recht, wenn die Gesellschaft tausend Millionen besitzt, und das Aktienkapital ist nur 2 Millionen Mark, so ist es doch ein glänzendes Geschäft, wenn man zu dem Kurse von 800 %, d. h. also für ca. 16 Millionen Mark (eventl. sogar noch weniger) die ganze Geschichte aufkauft. Dann hätten die Aktionäre sehr frohe Gesichter gemacht und das Reich hätte für 16 Millionen Mark ein Wertobjekt von 1 Milliarde Mark erworben. Einen solchen Zuwachs hätte Herr Wermuth damals sicher gern angenommen, Herr Erzberger hat aber den Antrag auf Verstaatlichung nicht gestellt und zwar deshalb, weil er selbst nicht an die Wahrheit seiner Worte von den „Millionengeschenken“ geglaubt hat. Das deutsche Volk darf sich dazu gratulieren, daß Mathias Erzberger seinen eigenen Prophezeiungen nicht traute, sondern sich nur darauf beschränkte, eine Broschüre zu schreiben.

Coloniensis.

Geisteswissenschaftliche Rundschau.

Von Dr Ernst Bernhard.

Das kulturphilosophische Problem des Judentums.

Die Rolle, die die Juden in der wirtschaftlichen Entwicklung der Neuzeit spielten, hat Sombart jüngst in einem viel beachteten Buch darzustellen gesucht. Schon derjenige, der dem Begriff „Kapitalismus“ als erster einen ganz spezifischen Inhalt gegeben hat, Karl Marx, hat ja auf ganz intime Zusammenhänge von Judentum und Kapitalismus hingewiesen. Inwieweit die Juden durch ihre Wanderungen von Süden nach Norden, wie Sombart ausführt, hier eine Blüte, dort wirtschaftlichen Verfall hervorgerufen haben, wird die historische Forschung noch näher aufzuklären haben. Macaulay war in dieser Hinsicht z. B. ganz andrer Ansicht. Auf alle Fälle hat Sombart die Aufmerksamkeit auf einen bisher

zu wenig beachteten Faktor gelenkt. Den Juden kommt jedenfalls in der Entwicklung des modernen Kapitalismus fast sicher die Bedeutung einer „katalytischen Substanz" zu, d. h. eines Stoffes, der das Tempo gewisser Prozesse ungemein beschleunigt, ohne diese sonst qualitativ zu beeinflussen.

Die besondere Befähigung der Juden für den Kapitalismus, ihre Tendenz zu Handels- und Geldwesen läßt sich nun nicht allein aus dem mittelalterlichen Ghettoleben und der Absperrung vom Grundeigentum erklären, wie auch von Sombart mit Recht betont wird. Vielleicht kann man von begünstigenden Umständen sprechen, wobei aber nicht zu vergessen ist, daß grade ein Milieu wie das Ghetto, die sonstigen Lebensbedingungen und Schicksale der Juden im Mittelalter bei andern Völkern leicht demoralisierend und zersetzend gewirkt hätten. Ihre besondere Eignung für die kapitalistische Kultur wird von der neuesten Darstellung auf einen von der Religion begünstigten wie in ihr sich scharf ausprägenden Rationalismus zurückgeführt, der alle Inhalte auf quantitative Maßstäbe bringt und so zur Entwicklung der modernen Handelsformen, zum Ersatz der Natural- durch die Geldwirtschaft drängt. Diese Tendenz ist zweifellos vorhanden. Sombarts feine Analysen der jüdischen Intellektualität sollen hier weniger angegriffen als von einem psychologisch vertieften Gesichtspunkt her ergänzt werden.

Welche Kräfte haben die Juden in ihrer oft unsagbar schwierigen Lage so aufrecht erhalten, daß sie physisch-geistig nicht verkamen, daß ihre Sittlichkeit in mancher Beziehung weit über dem Niveau ihrer Umgebung stand? Fast noch merkwürdiger als alle ihre sonstigen Beschaffenheiten erscheint die eigenartige historische Kontinuität der Juden, die in dieser Weise bei keinem andern Volk wiederkehrt; in ihr haben wir den Zentralpunkt des jüdischen Wesens zu suchen. Die der Diaspora folgende Periode scheint in dieser Beziehung die spezifischen Energien dieses Volkes noch stärker zu bewähren als die Zeiten der nationalen und politischen Einheit. Je härter der Druck, der auf ihnen lastet, je schwieriger und furchtbarer ihre Lage, je namenloser die Leiden sind, die über sie hereinbrechen, um so zäher sehen wir sie an ihrer Eigenart festhalten, an dem Vertrauen auf die Bedeutung ihres Stammes, ihrer Mission, ihrer Ideale, die in ihrem Gottesglauben sich verdichten und einen Gipfelpunkt erhalten. Dieser durch nichts zu erschütternde Glaube an die Idee, an etwas, was jenseits aller sinnlichen Wahrnehmung liegt, erhält sie in allen Stürmen und Wandlungen der Umwelt aufrecht. Den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht kann eben nur abgeben, was dem veränderlichen Reich der Erscheinungen selbst völlig entrückt ist. Von dieser Perspektive her sind die sonstigen den Juden zugeschriebenen Eigenschaften — ihr Familiensinn, ihre Elternliebe, ihre Reinheit und Enthaltsamkeit — als sekundäre Faktoren, als Mittel aufzufassen, die dem Zwecke der Erhaltung und historischen Kontinuität, der Steigerung ihrer Elastizität und Widerstandsfähigkeit gegen Störungen von außen dienen.

Dieses Festhalten an einer ganz unsinnlich-überempirischen Idee, dieses Vertrauen auf die Kraft und Bedeutung der eignen Ideale findet seinen Stütz- und Quellpunkt in dem Gottesglauben, an dem es sich aufrichtet und belebt. „Höre uns, Gott Israels" — so rufen auch im Mittelalter die sterbenden Märtyrer des Judentums. An dem Gottesgedanken findet der jüdische Geist seinen letzten, und darum um so hartnäckiger behaupteten, Einheitspunkt, der als ein ganz ideales Gebilde in der Tat allen Anfechtungen von außen

entzogen ist. Die jüdische Tendenz zum Unsinnlich-Vergeistigten kommt am großartigsten zum Ausdruck, als alle äußerlich-substanziellen Symbole der staatlichen und religiösen Gemeinschaft verschwunden sind. Denn nachdem Jerusalem und der Tempel zerstört sind, muß das Bewußtsein sich in einer ganz idealen Sphäre ein jenseits aller anschaulichen Wirklichkeit liegendes Reich aufbauen. Schwächere Völker büßen ihre Eigenart in Glaube, Sitte und Anschauungen leicht ein, wenn ihnen deren äußere Formen und materiell-räumliche Träger entzogen werden. Dem jüdischen Geist bringt die Aufhebung des Stammeszusammenhangs und die Vernichtung seiner anschaulichen Symbole gewissermaßen erst die Erfüllung seines Wesens.

Indem der Geist sich an dieser abstrakt-übersinnlichen Idee emporrankt, bedarf das jüdische Daseinsgefühl als Gegensatz gewisser fester Punkte und klarumrissener Formeln, um nicht sozusagen in der Luft zu schweben und um bei allen Ermattungen und Entmutigungen der Lebenspraxis einen sicheren Halt zu gewinnen. Die Neigung zum Familienleben, die dem jüdischen Volk eignet, ist deshalb nicht blos als eine Art Schutzmaßregel gegen die Härten und Leiden des Alltags zu verstehen, sondern dieses Hängen am engsten und nächsten Familienkreis ist auch von dem Bedürfnis her diktiert, einen ganz festen Boden unter den Füßen zu haben, damit das Bewußtsein, ohne die Gefahr sich zu verlieren, sich in das Bereich jenes ganz transzendenten Idealismus erheben kann. In den gleichen Zusammenhang gehört auch die strenge Gesetzeserfüllung der Juden, ihr starres Festhalten am Ritus: das Lebensgefühl erhält immer eine gewisse Ruhe und Sicherheit, so daß die frei werdenden Energien sich ganz auf die überempirischen Werte und Ideale richten können.

Dieser Glaube an die jenseits der Wirklichkeit liegende „Idee" ist das Sternbild, das die zerstreuten Juden sicher durch die Wogen der Völkerwanderung leitet; so überdauern sie alle die schweren Stürme und Schicksale der späteren Zeiten; so bringen es selbst Mädchen zur Zeit der mittelalterlichen Judenverfolgungen fertig, sich von den Ihrigen erdolchen zu lassen und mit dem letzten Seufzer noch ein „Wohlgetan, Vater" hervorzustoßen. Andrerseits gestattet ihnen ihre Elastizität, sofern die Verhältnisse dies zulassen, den Nationen, bei denen sie sich niederlassen, in allen Fragen des äußeren Lebens, in Staat, Gesellschaft und Kultur die weitgehendsten Zugeständnisse zu machen. Sie können eben alle Forderungen, die in nationaler Hinsicht an sie gestellt werden, voll erfüllen, weil sie ihr Wesen nach einem ganz jenseits des sinnlich-anschaulichen Daseins gelegenen Pol ausgerichtet haben. In Spanien z. B. hatten sich die Juden bei ihrer im sechzehnten Jahrhundert einsetzenden Vertreibung bekanntlich nationalen Anstand und Rittersitte derart angeeignet, daß sie den Hidalgos immer ähnlicher geworden waren. Die extremste Verkörperung dieses die geistige Struktur des Judentums in seiner letzten Tiefe durchziehenden Dualismus bilden freilich die Marranen, jene geheimen Juden, die sich unter dem Zwang der Verhältnisse taufen ließen, trotzdem aber von ihrem Glauben nicht ließen, sondern weiter streng rituell lebten.

Die Tendenz zum Abstrakt-Unsinnlichen kommt bei den Juden auf vielen Gebieten zum Ausdruck: die Befähigung für Handel und Geldwirtschaft, für das Rechnen mit quantitativen, wirtschaftlichen Werten bildet nur eine ihrer Steigerungen und folgereichsten historischen Offenbarungen. In der Religion bringen die Juden den monotheistischen Gottesbegriff auf. Das

Bewußtsein macht nicht bei den vielfachen Mächten der Natur und bei Ahnengeistern Halt, die die Grundlage für polytheistische Anschauungen bilden, sondern erhebt sich über die Mannigfaltigkeit der Sinnenwelt zu der Idee der einen Gottheit. Dieses Ziel ist, wie wir heute wissen, nicht mit einem Mal durch eine Offenbarung, sondern durch eine Entwicklung erreicht worden, die auch Fetischismus und Ahnenkult umfaßt. Äußerst bezeichnend ist aber, daß diese allen Völkern gemeinsamen Stadien von den Juden trotz aller Rückfälle und Überreste im ganzen doch viel schneller als sonst irgendwo passiert werden. Kein Zufall ist wohl, daß gerade die Semiten die beiden großen monotheistischen Weltreligionen hervorgebracht haben. Beide Male dürfte die Ähnlichkeit des geographisch-sozialen Milieus eine gewisse Rolle spielen, aber doch nur die Bedeutung einer Gelegenheitsursache haben. Die Kraft und moralische Energie, mit der alle geistigen Errungenschaften festgehalten und verteidigt werden, läßt sich aus den physisch-sozialen Faktoren niemals erschöpfend ableiten. Die Juden haben die semitische Geistigkeit am reinsten und konsequentesten entwickelt. Von hier aus ist das Problem ihrer historischen Kontinuität zu erklären, von hier jener Heroismus im spernere se sperni, den Nietzsche an ihnen bewunderte und der jenem Idealismus entsprang, dessen Bedeutung und Erscheinungsformen in diesen Zeilen darzulegen gesucht wurde.

Gesellschaftliche Rundschau.

Von v. Stetten.

Aus der eigenen Werkstatt.

Der Realismus unserer Zeit drängt auf Zerstörung der Illusionen. So z. B. restlos das Werden, die Mache — jeder menschlichen Arbeit aufzudecken. Dabei ist die Etikette „Wahrheitsdrang“ nicht immer ganz echt. Ein Zusatz von Sensationskitzel fehlt selten. Ein leiser Varieté-Zug. Vertreter verschiedener Berufe treten öffentlich auf. Ernste und heitere. Titel der Nummer: „Aus der eigenen Werkstatt“. . . .

Da tritt ein Arzt auf und schildert die Hilflosigkeit des Internisten, der aus den vagen, oft gänzlich unrichtig lokalisierten Angaben eines Kranken im Handumdrehn eine Diagnose stellen soll und mehr oder minder gezwungen ist, mit der Laienwelt den Kampf um Zeitgewinn aufzunehmen. In rein abstraktem Sinn mag das Eingeständnis seines Unvermögens — wie jede Wahrheit — einen gewissen Wert haben. Allerdings müßte es aber dann soweit gehn, jede falsche Vorstellung, jede Illusion über ärztliche Fähigkeit auszuschließen und die nackte, gegen alle Hoffnungen und Erwartungen rücksichtslose Wahrheit darzubieten. Das tun aber diese Art von Werkstattenthüllungen nicht. Geradeso wie der Milliardär, der das Rezept, reich zu werden, der Öffentlichkeit enthüllen will und erzählt, wie man angeblich auf den Millionenweg gelangt, immer absichtlich oder unabsichtlich eine Stelle seines Werdegangs im Dunkel läßt, so auch der Mann der Wissenschaft. Und nun ist plötzlich die Illusion wieder da. Vielleicht ist es nur ein Kunstgriff oder ein Zufall der Werkstatt? den ich aber nicht erfassen kann. Und nun ist mir die ganze Enthüllung nichts mehr.

Ein Schriftsteller oder sagen wir ein besserer Publizist, dessen Tätigkeit für einen großen Teil der Laienwelt im Schatten des Nichtverstehens liegt, tritt auf den Plan und enthüllt, wie es gemacht wird, daß einige Stunden nach Einlauf einer Nachricht verblüffend in die Tiefe und Breite gehende Artikel über den Vorgang, wie Minerva aus dem Haupte Jupiters, fix und fertig in die Öffentlichkeit kommen,

zeigt, wie das Alles keine Hexerei, keine stupende Gelehrsamkeit, sondern eine durch Übung blitzschnell ausgeführte Kompendierung aus Zettelkasten, Fachlexikon, analogen Vorarbeiten, ist. Der Romandichter enthüllt, wie er mühsam gesammelte, oft mit Absicht provozierte Äußerungen, Züge, Worte seiner Freunde und Bekannten wie im Zusammenlegspiel benützt, berichtigt die Vorstellung von der genialen, plötzlichen Eingebung und zeigt die Misère, Geduld, Kleinarbeit der Mosaik seines Schaffens.

Der Schauspieler tut Ähnliches und verrät, wie er auf diesen Ton, diese Pose, jene Wendung durch Suchen und Versuchen auf Gebieten, die seiner Kunst ganz fern liegen, endlich gekommen ist.

Der Richter, der Jurist gibt aus der eigenen Werkstatt preis, wie er — unter der Maske der streng objektiven, scheinbar nur dem logischen Aufbau seines Urteils folgenden Autorität — oft knapp vor der auszusprechenden Sentenz, durch die Unverläßlichkeit der meisten Zeugenbeweise, gänzlich im Unklaren steht, wohin er das Recht dirigieren soll, u. dergl. m.

Aber alle diese Werkstattenthüllungen nützen wegen der oft kaum wahrnehmbaren Reserve, die sich der Arbeiter fast immer vorbehält, die man als Begabung, Zufälligkeit, Glücksgriff ansprechen kann, weder dem Adepten, noch der breiten Masse, für deren Ohren der Enthüller spricht. Ersterer möchte Alles wissen, weil er sonst an einen toten Punkt gerät, letztere möchte — trotz des Wahrheitskitzels — doch ihre Illusionen, die ihr oft recht nützlich sind, nicht gänzlich einbüßen.

So sehr ich sonst für Aufklärung eintreten möchte und für Zerstörung von falschem Nimbus, irreführenden Illusionen über Gottbegnadung und dergl. bin, kann ich doch den in der Moderne beliebten Enthüllungen „aus eigener Werkstatt" keinen einwandfreien, erziehlichen Wert zumessen, nicht mehr als dem Zauberkünstler auf der Bühne, der uns nach seiner Nummer die Spiegel und sonstigen Täuschungsmittel zeigt, mit denen er arbeitet, in der sicheren Erwartung, daß doch keiner der Anwesenden davon Gebrauch machen könne.

Frauen-Rundschau.

Von Ulla Wolff-Frank (Ulrich Frank.)

Die Frage der weiblichen Dozentur hat durch einige in jüngster Zeit erfolgte Fälle der Ablehnung, ohne klare Begründung, ein so bedeutsames Interesse für die studierende Frauenwelt im Speziellen und für die Frauenfrage im Allgemeinen gewonnen, daß wir einer der Betroffenen, Frl. Dr. Engel-Reimers, die durch eine hervorragende wissenschaftliche Arbeit in weiten Kreisen bestbekannt ist, das Wort zu dieser eminent wichtigen Angelegenheit erteilen:

„Alles Neue bricht sich schwer Bahn. Es sind noch keine zwanzig Jahre her, da mußten unsere Ärztinnen ins Ausland gehen, um ihr Staatsexamen zu machen, weil man es ihnen an den heimischen Universitäten nicht gestattete. Dann galten sie aber in Deutschland als Kurpfuscherinnen, wie alle, die, ohne ein Staatsexamen an einer deutschen Universität abgelegt zu haben, praktizieren wollten; sie rangierten also auf einer Stufe mit dem Schäfer Ast, den Rohkostaposteln, und sonstigen Natur- und Wunderdoktoren. Selbst eine so hervorragend tüchtige Ärztin wie Franziska Tiburtius, die sich in Berlin eine sehr große Praxis erworben hatte und die Achtung aller ihrer männlichen Kollegen genoß, durfte z. B. keinen Totenschein ausschreiben, sondern mußte sich dazu einen in Deutschland geprüften Arzt holen, und wenn es der jüngste Anfänger war. Noch

Ende der neunziger Jahre, als ich studierte, konnten Frauen in Berlin nicht immatrikuliert werden. Wir mußten uns die Erlaubnis jedes einzelnen Dozenten holen, an dessen Vorlesungen wir teilnehmen wollten. Konnte man den betr. Herrn nicht in der Universität erwischen wegen des Zudrangs der männlichen immatrikulierten Glücklichen, die ihren Besuch der Vorlesungen testiert zu haben wünschten, so mußte man ihn in seiner Wohnung aufsuchen, wo man ihm natürlich immer ungelegen kam und sehr oft nicht gerade freudig begrüßt wurde. So schufen die schon mit Arbeit überlasteten Herren sich selber eine große Plage; anstatt von den Frauen dieselben Examina zu verlangen wie von den männlichen Studenten, dann ihnen aber auch die gleichen Vorteile zu gewähren, wollte man sich zu dem letzteren nicht verstehen, ließ dafür aber Vorgebildete und Nicht-Vorgebildete, solche, die einem wissenschaftlichen Beruf zustrebten, und solche, die nur eine angenehme Anregung sich verschaffen wollten, in die heiligen Hallen ein. Allmählich hat sich das geändert und ganz gewiß nicht zum Schaden der Wissenschaft. Jetzt taucht eine neue Frage auf: Muß aus dieser Freigabe des Studiums unter den gleichen Bedingungen an beide Geschlechter nicht auch die Konsequenz gezogen werden, daß *wegen ihres Geschlechtes* den Frauen die Ausübung dessen, was sie gelernt haben, nicht verweigert werden kann? Mit anderen Worten: kann man sie, nur weil sie Frauen sind, ohne Rücksicht auf ihre Fähigkeiten von bestimmten Ämtern ausschließen? Der Studentinnenverein hat auf seiner letzten Tagung gegen die Bejahung dieser Frage protestiert, die Berliner Universität dagegen die Bejahung jetzt praktisch betätigt, indem die philosophische Fakultät mein Gesuch um Zulassung zur Habilitation, ohne mich zur Probevorlesung vorzulassen, zurückwies, „*weil es dem Charakter der Universität nicht entspräche, Frauen die Übernahme einer Dozentur zu gestatten.*"

Dieser Standpunkt kann nur zweierlei Begründung haben: entweder die Herren finden es nicht richtig, daß Frauen vor männlichen Studenten reden, oder aber sie sprechen ihnen die Fähigkeiten ab, wissenschaftliche Vorträge zu halten. Konsequenterweise würde die erste Annahme zu der Forderung von Frauenhochschulen führen, und es finden sich ja auch Stimmen genug, die dafür laut werden. Merkwürdig ist es, daß wie England auch dasjenige Land, von dem die Propaganda für die gemeinsame Erziehung von Knaben und Mädchen ausgeht, das den zwanglosen geselligen Verkehr der Jugend beiderlei Geschlechtes begünstigt wie kein anderes, Amerika, die studierende Weiblichkeit nicht in die bestehenden Colleges und Universitäten aufnimmt, sondern ihnen besondere Institute anweist. Es liegt wohl zum größten Teil daran, daß man in England und Amerika das College weniger als eine Pflegestätte der Wissenschaft denn als eine Erziehungsanstalt betrachtet und daß sie mit einem Internat verbunden sind. Die amerikanischen Universitäten, die mehr den unsrigen ähneln und als die Fortsetzung des College anzusehen sind, weichen in diesem Punkt voneinander in ihren Statuten ab. Sie sind teils private, teils einzelstaatliche Gründungen; schon darin liegt die verschiedene Handhabung ihrer Verwaltung. Wo immer Frauenhochschulen sind, da weisen sie stets dieselben Nachteile auf; stets ist die Gefahr vorhanden, daß sie nicht zur Entwicklung der Charaktere dienen, sondern eher jede Selbständigkeit erdrücken. Frauen sind einander ähnlicher als Männer, haben im Allgemeinen eine weniger ausgeprägte Individualität. Und durch den ausschließlichen Umgang

mit Geschlechtsgenossinnen verwischen sich dann etwaige besondere Charaktereigentümlichkeiten noch mehr.

Selbständige Denker werden auf diese Weise nicht erzogen. Es fehlt die Ergänzung zu dem übermäßig in der Jugend gepflegten, und auch wohl übermäßig vorhandenen Gefühl der Frauen. In England werden die College-girls streng gehalten wie kleine Pensionsfräulein. Nicht ohne Chaperone gehen sie aus, mit den männlichen Kollegen haben sie überhaupt keine Fühlung. In Amerika dagegen empfangen die jungen Damen ihre männlichen Freunde; ich kann aber nach gemachten Erfahrungen nicht behaupten, daß sich das Gespräch dann gerade um wissenschaftliche Dinge dreht. Während auf unseren Universitäten beim gemeinsamen ernsten Streben sich eine schöne, ehrliche Kameradschaft herausbildet, treibt das Flirting in den transatlantischen Colleges die denkbar üppigsten Blüten. Gewiß gehen auch in England und in Amerika aus den Colleges Frauen hervor, die in der Wissenschaft, namentlich in ihrer praktischen Anwendung, ihren Mann stehen. Aber der Grundton, auf den diese Mädchencolleges gestimmt sind, ist ein recht oberflächlicher und ungründlicher, wenig geeignet zur Nachahmung zu reizen. Auch werden die Frauenhochschulen, genau wie die technischen Hochschulen den Bedürfnissen der Techniker, die Handelshochschulen denen der Kaufleute, sich der sog. weiblichen „Eigenart“ anpassen. Das heißt sie werden Rücksicht nehmen auf die meist ungenügende Vorbildung — selbst wenn das Abiturium verlangt wird, so wird die Vorbereitung dafür in möglichst kurzer Zeit auf die rein ästhetische Bildung der höheren Töchterschule aufgepfropft, so daß irgend welche Vertiefung unmöglich ist — und ebenso wird der Lehrplan beeinflußt werden von der Rücksicht auf die Berufschancen, die den Frauen offen stehen, und die ausschließlich praktischer Natur sind. Wissenschaft im wahren Sinn wird dort nicht getrieben werden. Wollen die Herren uns also auf Frauenhochschulen vertrösten, so ist das ein magerer Trost. Und da uns nun einmal glücklicher Weise die Universitäten als Studenten aufgenommen haben, so ist der Rückschritt zu Frauenhochschulen wohl kaum zu befürchten.

Bleibt also als einziger Grund für die prinzipielle Abweisung bestehen, daß die Herren uns die Fähigkeit zum Dozieren absprechen. Mit welchem Recht aber, wenn man uns nicht zur Prüfung vorläßt? Ich selbst gehöre durchaus nicht zu denjenigen, die im politischen wie im wissenschaftlichen Leben eine neue Ära erwarten, sobald die Frauen auf den Plan treten. Wohl möglich, daß schöpferisches Denken uns versagt ist. Dafür bringen wir aber gemeinhin etwas mit, was dem Mann oft versagt ist. Die meisten Frauen — das Generalisieren ist hier ebenso unstatthaft wie überall sonst — haben die Fähigkeit des Nachempfindens, sie können sich in die Gesichtswelt und Denkweise anderer hineinversetzen; sie haben gewöhnlich als Patengeschenk von guten Geistern jene Gabe bekommen, die wertvoller ist als lauteres Gold: Geduld. Diese Eigenschaften braucht besonders derjenige, der junge Anfänger einführen soll in eine ihnen noch ganz unbekannte Wissenschaft, in eine neue Art zu denken und sich auszudrücken. Und dies vor allem ist die Aufgabe des Privatdozenten, dessen Amt wir Frauen doch allein anstreben. Nicht neue Theorien, nicht eigene Forschung wird von ihm verlangt, sondern ihm fällt die Pflicht zu, die jungen Semester in die betr. Disziplin einzuführen, sie wissenschaftlich denken und arbeiten zu lehren, sie mit den Problemen ihrer Wissenschaft bekannt zu machen und sie auf diese Weise für die Kollegien und Seminarien der Ordinarien vorzu-

bereiten. Würden unsere Privatdozenten sich dieser ihrer eigentlichen Aufgabe mehr bewußt sein und sich mehr dieser mühsamen Kleinarbeit unterziehen, so würden die jungen Studenten, die eben erst der Zwangsjacke des Gymnasiums entwachsen sind, nicht so sehr unter einer gänzlichen Rat- und Hilflosigkeit leiden, wie es oft der Fall ist. Wieviel Zeit wird vergeudet, weil der Anfänger niemanden findet, mit dem er seinen Studienplan beraten kann! Wie schwer empfindet er es in späteren Jahren, wenn er nicht in einem Anfängerseminar gelernt hat, den Stoff wissenschaftlich zu disponieren, sich präzise auszudrücken! Das wird im Seminar des Ordinarius vorausgesetzt und kann nicht nachgeholt werden. Und das sollten Frauen, die durch ein gutes Staats- resp. Doktorexamen bewiesen haben, daß sie ihr Studium gründlich und gewissenhaft betrieben, die in eigenen größeren Arbeiten selbständiges Denken gezeigt haben und die Fähigkeit, wissenschaftliche Probleme wissenschaftlich zu behandeln, nicht auch leisten können? Bisher waren diese Beweise stets ausreichend, um zur Dozentur zugelassen zu werden.*) Und nur weil der Kandidat weiblichen Geschlechtes ist, wird das alles hinfällig. In Wien hat man anders entschieden. Dort hat man vor etwa 8 Jahren einer Dame nach Prüfung ihrer Fähigkeiten die Erlaubnis zur Habilitation gegeben, und die sehr große Zahl ihrer Hörer, sowie die Tatsache, daß sich seither an keiner österreichischen Universität wieder eine Frau zur Habilitation gemeldet hat, beweisen daß sich nur diejenigen zu diesem wenig äußeren Erfolg versprechenden und auch eine gewisse pekuniäre Unabhängigkeit erfordernden Beruf drängen, deren Begabung sie ausschließlich darauf hinweist.

Charlotte Engel Reimers.

*) Und wenn bei dieser Betätigung sich bedeutendere Fähigkeiten der Dozentin, neue Anschauungen und Ideen, ein eigner Gesichtskreis, erweiterte Behandlungsmöglichkeiten des Materials zeigen sollten, würde dies der Wissenschaft und den Lehrstühlen zum Nachteil gereichen? Anm. der Redaktion.

Wirtschaftliche Rundschau.

Vom 16. bis zum 19. September hat der vierte *Deutsche Bankiertag* in München getagt und — wie man so sagt — einen durchaus „harmonischen Verlauf genommen". Das glänzende, abwechslungsreiche, belebte Bild mit seiner virtuosen mise en scène war das Werk Riessers. So etwas kann der Vorsitzende des Zentralverbandes für das deutsche Banken- und Bankiergewerbe, dem seine Schöpfung — der Hansabund — zu einer über die Grenzen der Zunft hinausgreifenden Popularität verholfen hat, — und das ist wohl auch das beste, was er kann. Beileibe keine Dekorationskunst, die sich nur im Äußerlichen erschöpft, keine oberflächliche Hervortäuschung falscher Bilder und Töne. Der Reigen der Vorträge brachte eine gutpointierte und geschickte Rede (die des Herrn Warburg) und sogar eine scharfsinnig kluge Rede (die des professoralen Bankdirektors Helfferich). Die ganze Tagung war überhapt nicht so angelegt, daß sie nur in harmonischen Lichtern schimmern *sollte*. Es waren auch — und zwar mit bewußter Regieabsicht — dunklere Töne aufgesetzt. Es war Kritik erlaubt und erwünscht. Gegensätze durften und sollten sich hervorwagen, in wirkliche Problemtiefen durfte hineingestiegen werden. Aber all' das war doch so moderiert und abgestimmt, daß es nicht zu der Schärfe ausarten konnte, die der Wirklichkeit gerade in den auf dem Bankiertag behandelten Fragen recht oft eigen ist. Alles war übergossen und überstrahlt von dem sanften himbeerfarbenen Schein der Konzilianz, der Kongressen meist

eigen ist und für den Riesser — wenn man will — eine besonders aparte Note gefunden hat. So ergab der Bankiertag manches gute und kluge Wort, manche interessante Perspektive, aber doch keine Klärung, nicht einmal eine wirklich produktive Anregung. Es blieb alles so, wie es gewesen war. Man hatte einmal festlich getafelt, angeregt geplaudert. Die Ausbeute sind Worte, keine Gedanken, geschweige denn Taten.

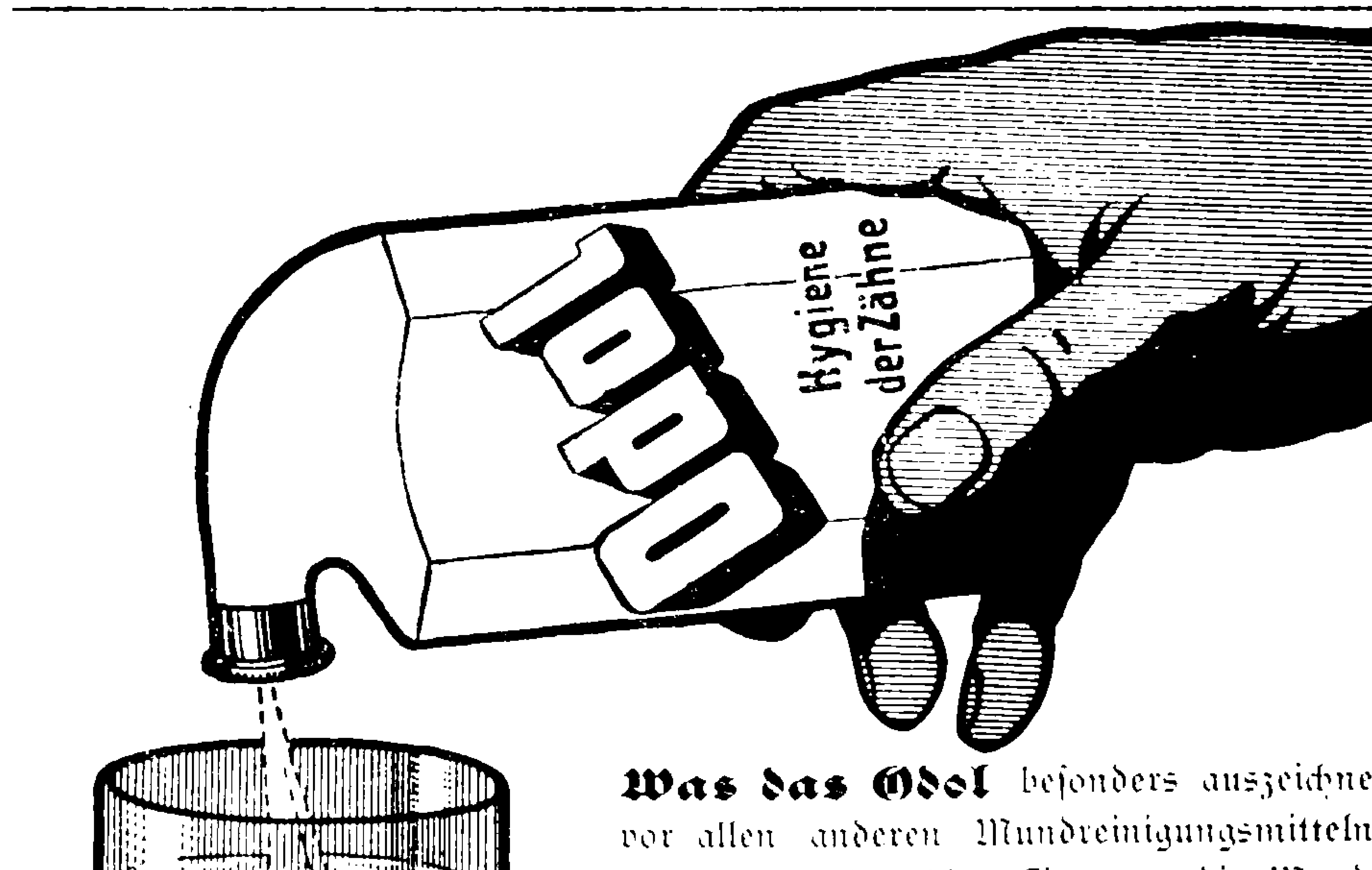
So war es bei den beiden großen Problemen, die eigentlich nur verschiedene Ausstrahlungen ein und desselben Problems sind, der Frage der Anleihekurse und der Frage der „zeitweise übermäßigen Inanspruchnahme der Reichsbank", und so war es mit noch klarerer Offensichtlichkeit bei der Diskussion über die Großbanken und die Privatbankiers. Hier war auch der einzige Punkt, wo die Überbrückungskunst Riessers einen Zwiespalt klaffen ließ. Auf die Frage, warum der Bankiertag erst jetzt dieses brenzlige Thema auf die Tagesordnung eines Bankiertages gesetzt habe und nicht schon früher, als die Auseinandersetzung zwischen Großbanken und Privatbankiers noch mehr im Flusse war als jetzt, vermochte Herr Riesser nur zu sagen: Der Bankiertag fühle sich jetzt stark genug, um eine Diskussion über dieses heikele und gefährliche Thema zu vertragen. Darin liegt das Eingeständnis, daß der Bankiertag sich früher nicht stark genug für diese Diskussion gefühlt hat, und für den, der die Geschichte der Großbankenentwickelung in den letzten Jahrzehnten aufmerksam verfolgt hat, der insbesondere weiß, daß auf dem vorletzten Bankiertag in Hamburg eine Auseinandersetzung über dieses Thema im Interesse der Einigkeit abgeschnitten wurde, wird bei dem stolzen Wort des Herrn Riesser, „daß der Bankiertag sich stark genug fühle usw." sich eines Lächelns nicht erwehren können. In Wirklichkeit ist ja der Konzentrationsprozeß der Großbanken so weit vorgeschritten, daß die Großbanken von dem Wirkungsbereich der Privatbankiers nichts mehr annektieren können, und daß die Privatbankiers nicht mehr viel an die Großbanken zu verlieren haben. Das Depositengeschäft, das den Privatbankiers völlig entzogen worden ist und das die Aktienbanken jetzt schon gegen die Sparkassen zu verteidigen haben, kommt für die Privatbankiers kaum noch in Betracht. So verwies man den Privatbankier auf eine Spezialität: Er möge sich im Effektenkommissionsgeschäft als „individueller" Berater der Kapitalisten betätigen. Aber auch dies Altenteil, das man dem Privatbankier theoretisch einräumt, wird man ihm in der Praxis keineswegs sonderlich bereitwillig überlassen. Die Depositenkassenvorsteher der Großbanken pflegen ihre Kunden, die bei ihnen Depositen- oder Kreditgeschäfte machen, nicht an den Privatbankier zu verweisen, wenn er Effekten kaufen und dabei beraten sein will. Im Gegenteil, erst wenn der Kunde zum Effektengeschäft übergeht, wird er so recht zum dankbaren Objekt für die Großbank und ihre Depositenkasse. Übrigens gehört gerade die „individuelle Beratung" der Kunden beim Ankauf von Wertpapieren zu den verantwortungsvollsten, gefährlichsten und dabei am wenigsten einträglichen Geschäften des Bankgewerbes. Sie lohnt sich eigentlich erst so recht, wenn der Bankier oder die Bank dem Kunden ihre eigenen d. h. die von ihnen selbst emittierten Wertpapiere zur Anschaffung empfehlen. Dieser Gefahr mag der Kunde ja bei manchem Privatbankier weniger ausgesetzt sein als bei der Großbank, denn der Privatbankier ist oft nicht in der Lage, „eigene" Emissionen zu veranstalten. Dafür sind allerdings viele Privatbankiers durch Unterbeteiligungen, Bonifikationen usw. an den Emissionen

der Großbanken interessiert, sodaß auch bei ihnen nicht immer eine Gewähr für objektive und unabhängige Beratung gegeben ist. Gerade hier ist aber der Punkt, wo jede Kritik des Verhältnisses zwischen Großbank und Privatbankiers einsetzen müßte und wovon auf dem ganzen Bankiertag kein einziger Redner gesprochen hat: Der Privatbankier ist heute nur noch selten völlig unabhängig von der Großbank. Er ist auf ihren Wechselkredit, ihr Ultimogeld und ihre Emissionsbeteiligungen angewiesen, und nur wenige Bankiers werden alles dies riskieren, um das zweifelhafte Experiment einer individuellen Beratung der Kundschaft zu wagen. Höchster Ehrgeiz derartiger Bankiers ist es vielmehr, von einer Großbank aufgekauft zu werden. Die wenigen reichen Privatbankiers aber, die von den Großbanken unabhängig sind, ziehen es vor, mit den Großbanken lukrative Konsortialgeschäfte zu machen, als sich um einer rein theoretischen Solidarität willen für ihre weniger bedeutenden Standesgenossen ins Zeug zu legen, deren Sorgen nicht die ihrigen sind.

Horatio.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308). — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — In Österreich für die Redaktion verantwortlich: Dr. J. Sinnreich, Wien IX, Mosergasse 3; — für die Herausgabe: Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö) Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Carl Krause in Tempelhof-Berlin. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.





Nikolas Petrovitch, König von Montenegro.

Nord und Süd

...chrift

Begründet von Paul Lindau

...: Professor Dr. Ludwig Stein

...druckerei, Kunst- und Verlagsanstalt

..., Breslau.

	München	Budapest
	Berthold Sutter.	Grill'sche k. k. Hofbuchhandl.
	London	Kopenhagen
	Williams ...	...o & Hasselbalch

Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.

37. Jahrgang. Band 143. Heft 458 November 1912



Nikolas Petrovitsch, König von Mon[illegible]

Nord und Süd

Deutsche Halbmonatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — E. F. Steinacker. Wien — R. Mohr, Verlags-Buchhandl. Berlin W. 10 München — Berthold Sutter. Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl.

Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale. Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg. London — Williams & Norgate. Kopenhagen — Erslev & Hasselbalch

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark:
Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.

37. Jahrgang. Band 143. Heft 458 November 1912

Professor Dr. Ludwig Stein: König Nikolaus von Montenegro.

(Europäische Konferenz und Flottendemonstration.)

König Nikolaus von Montenegro, der Held des Tages, hat mir im Frühjahr, als er von Rußland heimwärts fuhr und Berlin inkognito berührte, sein Bild nebst Unterschrift für „Nord und Süd" zur Verfügung gestellt. Es war eine besondere Balkannummer von „Nord und Süd" für den Herbst geplant, für welche der dichtende Montenegrinerfürst einen poetischen Beitrag oder einen politischen „Leader" beisteuern sollte. Es ist anders gekommen. König Nikolaus hat es vorgezogen, statt Gedichte zu schicken, Geschichte zu dichten. Der östliche Schwiegervater Europas hat sein ungezügeltes, offenbar unzähmbares Temperament nicht länger im Zaume halten können und das Prävenire gespielt, während die Diplomaten Europas über die Herstellung des europäischen Gleichgewichts grübelten und nach einer bannenden Vermittlungsformel Ausschau hielten, um den Feuerherd am Balkan im Keime zu ersticken und dadurch einen Weltbrand zu verhüten.

Wenn ich heute, nach dem Ausbruch des Balkankrieges, das Bild des Montenegrinerfürsten an die Spitze des als Balkannummer geplanten Novemberheftes setze, so geschieht dies im Bewußtsein, daß der waghalsige Balkanfürst für die Herstellung des „europäischen Gleichgewichts" vielleicht mehr getan, als alle Diplomaten zusammengenommen. Seine herausfordernde Handlung, die eine Verhöhnung Europas bedeutet, war ein Teil von jener Kraft, die das Böse will und das Gute schafft. So paradox es klingen mag, so bleibt es darum nicht weniger diskutabel, daß König Nikolaus der prädestinierte Träger des Nobel-Friedenspreises sein könnte, weil ihm — freilich malgré lui — gelang, was allen Friedensfreunden bisher mißlang: die Herstellung des europäischen Gleichgewichts. Wir schreiben uns die Finger wund, um vermittels politischer Logik die Kulturvölker Europas von der Notwendigkeit, ja Unausweichlichkeit der Herstellung einer Gleichgewichtslage zwischen Dreibund und Dreiverein zu überzeugen, und da kommt der politische Mystiker aus den schwarzen Bergen und erreicht durch einen Husarenritt, was wir nur erstreben: das einheitliche Zusammengehen der beiden politischen Systeme Europas. Sazonow hätte mit Flammenzungen reden mögen — es hätte nichts gefruchtet! Aber König Nikolaus spottet aller

politischen Rationalisten, lacht ganz Europa ins Gesicht, fordert verwegen das ganze Jahrhundert und das „geeinigte Europa" in die Schranken und zwingt durch seinen Übermut die Völker Europas zur Einigkeit.

Einen wirklichen Humor hat heute nur noch die Weltgeschichte. Seitdem wir Witzblätter in Überfülle besitzen, ist den Einzelnen der Witz abhanden gekommen. Der Massenvertrieb des Humors, die Witzwarenhäuser haben die soliden Einzelerzeugnisse unserer Witzbolde völlig lahmgelegt. Aber das große Weltgericht Geschichte, der hegelsche „Weltgeist", der Genius unseres Kulturbewußtseins — sie haben sich den Sinn für Mephistopheles bewahrt. Oder gibt es etwas unterirdisch Witzigeres, als die unmittelbare Wirkung des größten politischen Draufgängers von Europa? Kaum hat König Nikolaus die blutige Kriegsfahne auf dem Balkan aufgehißt, da entrollt sein Schwiegersohn, der König von Italien, die Friedensfahne. Die Verhandlungen mit Italien hätten sich bei der „passiven Resistenz" der türkischen Diplomaten ins Uferlose verloren, wenn nicht der Trommelwirbel Montenegros die Türkei gewaltsam emporgerüttelt und zur Unterzeichnung des Friedensvertrages mit Italien genötigt hätte. Italien ist auf der ganzen Linie Sieger geblieben. Mit freudiger Genugtuung darf „Nord und Süd" auf die Kampagne zurückblicken, die wir an dieser Stelle im Februar und März d. J. zugunsten Italiens geführt haben. Italien konnte nicht anders handeln, als es gehandelt hat, und der montenegrinische Schwiegervater hat durch seinen Gewaltstreich dem Schwiegersohne als verspätete Morgengabe mittelbar den Frieden mit der Türkei beschieden.

Aber noch ein Zweites und Höheres hat der König der schwarzen Berge mit seinem politischen Salto-mortale ungewollt erreicht: die Herstellung und Festigung des europäischen Gleichgewichts. Seit Monaten befürworte ich an dieser Stelle die Gleichgewichtsformel: Entspannung zwischen Dreibund und Dreiverein. Die Gründe für eine solche „Détente" habe ich in einer Reihe von Aufsätzen niedergelegt und im Septemberheft unter der Überschrift „Das europäische Gleichgewicht" zusammengefaßt*). Die Presse hat sich mit meinen Ausführungen lebhaft beschäftigt, insbesondere hat der bekannte Leitartikler des „Temps" in seinem „Leader" vom 22. September meine Gründe für die Détente" eingehend gewürdigt. Aber was vermögen wir Männer der Feder, wenn uns nicht die Männer der Tat zu Hilfe kommen. Leider vermag der schwarze Saft der Tinte doch noch nicht alles, und der rote Saft des Blutes bewahrheitet

*) Dieser Aufsatz erscheint soeben (bei S. Schottlaender, Breslau, dem Verleger von „Nord und Süd") mit den Beiträgen von 35 führenden Staatsmännern, Gelehrten und Großindustriellen aus den Juni- und Julinummern als Sonderheft von „Nord und Süd" in einer Auflage von 100 000 Exemplaren. Die parallele englische Ausgabe ist soeben bei Williams & Norgate in London erschienen. Behufs größerer Verbreitung ist der Preis des Sonderheftes auf 50 Pfennige festgesetzt.

erst, was wir künden und fordern. Unsere spitzen Federn haben immer noch nicht die Wucht der Dialektik geschliffener Dolche. Die Erfindung Gutenbergs reicht in ihrer durchgreifenden Wirkung leider immer noch nicht an die eines Berthold Schwarz heran. Die Sprache der Kanonen versteht Europa offenbar immer noch besser, als selbst die beredtesten Worte unserer Friedensstifter. Zum Glück kommt uns grundsätzlichen Vorkämpfern für „good will amongst nations", für Versöhnung und Verständigung unter den Völkern, König Nikolaus zu Hilfe. Wir liefern die papierenen Schlachten, wir dichten den Text und der königliche Operettentonsetzer Europas komponiert die Musik dazu. Im Septemberheft von „Nord und Süd" schrieb ich folgenden Satz nieder: „Setzen wir den Fall, der europäische Krieg bricht heute aus irgend einem politischen Wetterwinkel aus — man stolpert bekanntlich über Apfelsinenschalen —." Leider ist meine hypothetische Voraussage rascher Wirklichkeit geworden, als ich annehmen konnte. Die Apfelsinenschale heißt: König Nikolaus von Montenegro.

Und wir sollen stumm und tatenlos zusehen? Wir sollen es uns gefallen lassen, daß ein ehrgeiziger Duodezfürst die Brandfackel entzündet, um ganz Europa, ja unser ganzes Kultursystem, in Flammen aufgehen zu lassen? Die ganze zivilisierte Welt wird sich wegen bojarenfürstlicher Megalomanie aus den Fugen bringen lassen? Haben wir dafür dieses wunderbare System der Kultur aufgebaut, das augenblicklich darauf und daran ist, das Welt-Imperium anzutreten, damit politisches Herostratentum über Nacht vernichtet, was wir in Jahrhunderten mühsamer Arbeit aufgerichtet und ausgestaltet haben? Wenn das geeinigte Europa, dessen beide politischen Systeme jetzt um so leichter zusammenarbeiten können, als Italien vom Banne des Tripolis-Feldzuges endgültig befreit ist, es nicht zu Wege bringt, seinem hoc volo, sic jubeo auf dem Balkan unbedingte Nachachtung zu verschaffen, dann liegt dieses Unvermögen nicht an dem mangelnden Willen Europas, sondern an der mangelnden Kraft der europäischen Diplomatie.

Jetzt oder nie hat die europäische Diplomatie das Wort. Sie muß beweisen, daß es einen europäischen Willen gibt, der zu züchtigen weiß, wo Störenfriede das Gleichgewicht der Welt bedrohen. Der Aderlaß auf dem Balkan ist sinnlos. Das Blutvergießen ist nicht bloß ein Greuel, sondern eine Lächerlichkeit. Das Veto Europas in der Form einer Flottendemonstration muß um so eher erfolgen, als ja das vereinigte Europa erklärt hat, daß es Gebietsverschiebungen irgend welcher Art nicht dulden, sondern den territorialen „status quo" aufrechterhalten werde. Wenn aber Europa doch entschlossen ist, dem künftigen Sieger, sei er, welcher er wolle, den Siegespreis vorzuenthalten: welchen Sinn hat es dann, das zwecklose Blutvergießen auf dem Balkan noch länger zu dulden? Wenn die Diplomatie Europas ihre Unkraft nicht endgültig dartun soll, so muß sie aufhören zu reden und anfangen zu handeln.

Mit dem Balkan muß man d i e Sprache sprechen, die er jetzt einzig und

allein versteht, und das ist eine gemeinsame Flottendemonstration der beiden europäischen Staatenkomplexe mit dem strikten Befehl: Bis hierher und nicht weiter. Die Türkei hat die Reformen endgültig durchzuführen, die sie längst versprochen hat und die durch den Berliner Vertrag festgelegt sind. Das geeinigte Europa wird seine gemeinsame Flotte, wie ehemals im Mittelmeer und die gemeinsame Armee in China, diesmal mit der doppelten Front nach der Türkei wie nach den Balkanländern richten müssen. Die berechtigten Wünsche der Balkanländer sollen respektiert, ihre christlichen Brüder in der Türkei sollen eine Autonomie erhalten, welche das geeinigte Europa ebenso überwacht, wie etwa die „dette publique" der Türkei.

Die Anzeichen eines geeinigten Europas mehren sich von Tag zu Tage. Dank dem Feuerbrande des Königs Nikolaus hat Europa sich endlich gefunden. Die Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich haben wieder einen Wärmegrad erreicht, den man vor Monaten nicht hätte voraussagen können. Poincaré wünscht, wie Graf Berchtold vor Wochen schon einsichtsvoll verkündet hatte, endlich jene europäische Konferenz, die man schon im Sommer hätte versammeln müssen, als die Wetterzeichen im Orient auf Sturm deuteten. Niemand wird Frankreich im allgemeinen und Poincaré insbesondere den Ruhm streitig machen dürfen, daß er im Verein mit dem verbündeten Rußland alles aufgeboten habe, den Feuerherd zu ersticken, jedenfalls zu lokalisieren. Und Deutschland, seit 40 Jahren der Friedenshort Europas, sekundierte Frankreich aufs glücklichste. Am gleichen Tage, da Poincarés Konferenzvorschlag den Mächten übermittelt wurde, am 14. Oktober, hielt der deutsche Leiter des Auswärtigen, Staatssekretär v. Kiderlen-Waechter eine bedeutungsvolle Rede, deren Resonanz allenthalben zutage trat. In dieser Rede findet sich eine entscheidende Stelle, die an das Ohr Europas geklungen ist: „Es ist aber gerade ein Zeichen für die immer mehr die Welt umspannende Gemeinsamkeit der wirtschaftlichen Interessen, daß auch noch so entfernte Störungen der Ordnung überall einen gewissen Rückschlag hervorrufen. Die Folgen solcher Rückschläge lassen sich mit Ruhe und Besonnenheit nicht nur vermindern, sondern auch beseitigen. So wird auch das von Ihnen begonnene Versöhnungswerk von den Vorgängen im Südosten nicht gestört werden, denn wir haben alle die feste und begründete Überzeugung, daß keiner der Staaten, die heute hier vertreten sind, in direkte Mitleidenschaft gezogen werden wird. So sehr wir die jetzt drohenden oder eingetretenen Friedensstörungen bedauern, und so sehr die Mächte bemüht waren, sie hintanzuhalten, so mußte doch seit geraumer Zeit mit ihrer Möglichkeit gerechnet werden. Es hatten daher die Mächte alle Zeit, sich über Beschränkung der Störungen auf ihren Herd zu verständigen. Das ist bisher geschehen und gelungen, und bei dem allseitigen guten Willen wird es auch weiter gelingen, ein Überspringen des Brandes auf die Nachbargebäude zu verhüten und die etwa notwendig werdenden Aufräumungs- und Wiederherstellungsarbeiten auf der Brandstätte in friedlichem Einverständnis zu vollziehen.

(Lebhafter Beifall.) Diese Hoffnung wird verstärkt dadurch, daß heute Abend der Friede zwischen zwei Mächten unterzeichnet worden ist."

Daß diese Rede am selben Tage gehalten wurde, an welchem der Friede der Türkei mit Italien angekündigt wurde und Poincaré seine Konferenzidee den Regierungen übermittelte, ist sicherlich kein Zufall, und wenn selbst, dann ein hazard très spirituel. Jedenfalls hört man von Poincaré und Kiderlen dieselbe Ideenfolge, die mir Marquis San Giuliano gegen Mitte Oktober, als ich anläßlich des internationalen Soziologenkongresses den Vorzug genoß, den Leiter der auswärtigen Politik Italiens wiederholt und in engem Kreise zu sprechen, etwa in folgender Wendung entwickelt hat: „Wirkliche Kriege kann es heute nur noch an der Peripherie, nicht mehr im Zentrum unseres Kultursystems geben. Ein Krieg zwischen den zwei Mächtegruppen vollends wäre nicht nur Wahnsinn und Verbrechen, sondern er ist schlechterdings unmöglich." Die innere Logik der Geschichte ist denn doch stärker, als der irrationale Affektausbruch einzelner politischer Would-be-Napoleone.

Europäische Konferenz mit dem Hintergrunde der Flottendemonstration, die den kämpfenden Parteien zu Beginn des Winters vielleicht um so willkommener sein dürfte, als der allen gemeinsame Geldmangel den unnützen Metzeleien ohnehin ein natürliches Ende bereiten müßte, das ist die Lösung des Balkanproblems. Europa muß den Balkanländern durch eine Konferenz nach innen und durch eine Flottendemonstration nach außen die goldene Brücke des vielleicht allen Beteiligten willkommenen Rückzuges bauen. Die Monarchen auf dem Balkan, welche von ihren Völkern bei Strafe des Verlustes der Krone zum Kriege gedrängt werden, wird Europa am sichersten dadurch für einen Waffenstillstand und späteren Friedensschluß gewinnen, als die Monarchen durch den Willen Europas ihren eigenen Völkern gegenüber gedeckt sein werden.

Und so winden wir denn dem König Nikolaus den Friedenslorbeer um das ehrwürdige Haupt. Je schneller und durchgreifender sein Siegeszug sein wird, desto sicherer wird er das Zustandekommen der europäischen Verständigung in der Form einer Konferenz und Flottendemonstration fördern. Was guter Wille nicht vermochte, das wird die Not lehren. Was Sazonows Intellekt nicht zustande brachte, das wird der „furor balcanicus" des Königs Nikolaus bewirken: die Einigung der beiden Völkergruppen Europas.

Wir lassen uns in unserem Kulturoptimismus durch die Scharmützel am Balkan nicht beirren. Europa will und muß eins werden, gleichviel ob mit dem Kopfe oder durch das Herz, ob durch Berechnung oder Leidenschaft, ob durch Konferenzen oder Verträge. Die Einheit Europas ist der offenkundige Sinn der Geschichte. Unser Kultursystem kann und wird nicht an Montenegro oder am Balkanproblem scheitern. Eppur si muove — und die Menschheit bewegt sich doch — nach oben.

Professor Dr. Luigi Credaro,*)

Unterrichtsminister des Königreichs Italien:

Das Wesen der Soziologie.

Brief an den Herausgeber.

Rom, 11. Oktober 1912.

Verehrter und lieber Kollege Prof. L. Stein!

Gern überreiche ich Ihnen den Text der Rede, welche ich auf dem Kapitol zur Einweihung des 8. internationalen Kongresses für Soziologie hielt. Ich tue es mit Vergnügen im Sinne einer Bezeugung meiner Achtung Ihrer Persönlichkeit, sowie der großartigen Zeitschrift „Nord und Süd", welche Sie zur Genugtuung der Denker und Staatsmänner der Kulturvölker leiten.

Mögen Ihre edlen wissenschaftlichen, philosophischen und sozialen Absichten raschen Erfolg haben!

Mit den herzlichsten Grüßen

Ihr ergebenster Kollege

(gez.:) L. Credaro.

Rede des Ministers Credaro
an die Teilnehmer des 8. Kongresses des „Internationalen Instituts für Soziologie".

Meine sehr geehrten Herren!

Namens der Regierung des Königs von Italien entbiete ich Ihnen den Willkommensgruß. Ich empfinde es als Freude und Ehre, daß Rom zum Sitze des 8. Kongresses des internationalen Instituts für Soziologie erwählt worden ist, dieses Rom, das mit seiner großen Geschichte Ihnen, meine verehrten Pfleger der Sozialwissenschaften, ein sehr reiches Material für Forschung und viele Anregung zu philosophischer Betrachtung bietet. Den herzlichen Gruß der Regierung entbiete ich im besonderen Ihnen, hervorragende Gelehrte aus dem Auslande, die Sie in dieser ereignisschweren Stunde freundschaftlich die Grenzen Italiens überschritten haben, um auf diesem Kongreß die Stimme und das Echo der wunderbaren wissenschaftlichen Ergebnisse vernehmen zu lassen, welche auf dem Felde

*) Credaro ist ein intimer Kenner der Geschichte der Philosophie. Sein Buch über den Skeptizismus hat auch in der deutschen Gelehrtenwelt weitgehende Beachtung gefunden. Credaro's Studien über den Philosophen Herbart sollen demnächst in deutscher Übersetzung erscheinen. Die Veröffentlichung des Begleitbriefes entspricht dem Wunsche des Ministers.

der sozialen Disziplinen der Wettstreit aller intellektuellen Völker erreicht hat. Italien, wo Giambattista Vico, der zuerst die soziologische Wissenschaft erschaute, geboren ist und wo Giandomenico Romagnosi mit großem Blick und tiefgründiger Bildung verschiedene soziologische Bahnen gebrochen hat, weiß sich dieser hohen Ehrung würdig.

Der soziologische Begriff des Fortschritts, der den Hauptgegenstand Ihrer scharfsinnigen und gelehrten Erörterungen bilden wird, beschäftigt in gewichtigster Weise unter mannigfachen Formen seit langer Zeit Philosophen und Idealisten und wird sie noch ferner beschäftigen. Eben in diesem Bemühen um so hohe und des unmittelbaren Nutzens bare Probleme offenbart sich aber das Edle der Menschennatur, ihr Streben zu den höchsten Gipfeln der Idealität.

... niemals wird unser Geist gesättigt, wenn ihn das Wahre nicht erhellt.

Wie in der Ruhe der sommerlichen Wärme in den Alpen die einsamen Wanderer, die die volkreichen Täler und die Wirtshäuser und die bequemen Wege menschlichen Gewerbfleißes verlassen haben, mit gleichmäßigem Schritte hochsteigen in die unermeßlichen, stillen Räume der aschgrauen Moränen, der geheimnisvollen Gletscher, der nachdenklich aufragenden Gipfel, so erheben auch Sie, meine verehrten Herren vom internationalen Institut für Soziologie, sich über die sozialen Sorgen und Bedenken, über die schweren wirtschaftlichen und politischen Streitfälle, welche die Völker erregen, so suchen Sie mit Gemütsruhe in den Tatsachen die Idee und unternehmen Sie es, zur Erfassung einer positiven Sozialwissenschaft zu gelangen, aus welcher sich die Kunst der sozialen Praxis die Richtlinien entnehmen könne, um in das Leben der Gesamtheit eine größere Summe Gerechtigkeit zum Vorteil der Niedrigen und Enterbten einzuführen.

Welche Wissenschaft kann sich eines größeren und humaneren Zweckes rühmen?

Aus der Fühlungnahme der verschiedenen Lehren, aus den Erörterungen der vielfältigen Richtungen wird Ihr Kongreß zu einer Bestärkung der Einsicht gelangen, daß man mit immer mehr disziplinierter Strenge das Gesetz der wissenschaftlichen Arbeitsteilung, die erste Bedingung für den Fortschritt jeder Wissenschaft, befolgen müsse, daß man aber auch die harmonische Zusammenfassung der Einzelergebnisse im Auge zu behalten habe, da erst sie die höheren Phasen der Wissensentwicklung kennzeichnet.

Und dies ist in höchstem Grade die Aufgabe der Soziologie: während sie aus den entferntesten Ausläufern der einzelnen Sozialwissenschaften Nahrung zieht, sucht sie mit einem Gesamtüberblick sie alle in einen einheitlichen Plan einzufügen, welcher der getreue Spiegel der Gesetze sein soll, die in der menschlichen Gesellschaft sich im Verlaufe der Zivilisation auswirken. Die Aufgabe ist schwierig. Indessen sind auch die Kräfte bedeutend, welche sich in ihren Dienst stellen mit stetigen Bemühungen, die bereits jetzt eines der leuchtendsten Kapitel der Geschichte des zeitgenössischen Geistes ergeben haben.

Die Entwicklung der Sozialwissenschaften entspricht einem Erfordernis der Geschichte: die Geschichte erneuert und mehrt die Probleme der Wissenschaft.

In der Tat: sobald von dem kompakten Gesamtwillen der modernen Völker, einem Willen, der sich fast wie eine Naturnotwendigkeit darstellt, der als eine Pflicht aufgestellte und als ein Recht bekräftigte Vorsatz bekundet wird, zur Freiheit durch die Gleichheit zu gelangen und die eine wie die andere durch die unabweisliche Macht der Gerechtigkeit zu gewährleisten, erwächst der sozialen Wissenschaft eine entsprechende neue Aufgabe, die sich in vielfältigen Problemen darstellt, denen die alten und immer erneuerten geschichtlichen, wirtschaftlichen, juridischen und moralischen Sonderdisziplinen sich widmen.

Und auch die Erziehungswissenschaft weist uns die Pflicht, durch eine von der Arbeit und dem Geiste der Solidarität veredelte Gegenwart eine Zukunft vorzubereiten, welche in der Menschheit die Würde der Individuen erhöht. Sie stellt damit in die erste Linie das Problem der Volkserziehung, die ureigenste Grundlage der Geltung der Nationen, und nimmt in der immer reicheren Entfaltung der Wissenschaft die gewaltigste Schutzwehr der Demokratie wahr gegenüber den Versuchen, eine Vergangenheit wiedererstehen zu lassen, die ihre geschichtliche Funktion erfüllt hat.

Die Fortschritte und die neuen Richtungen der einzelnen Sozialwissenschaften müssen aber einen zentralen Beziehungspunkt haben, aus welchem heraus die Ergebnisse der einzelnen Wissenschaften in eine harmonische Synthese zusammengeordnet werden können: diesen Punkt liefert oder stellt dar die Soziologie.

Die Soziologie ist wie alle jungen Disziplinen in der Vorhut der Wissenschaften, und dem Privileg ihrer Kampfstellung entspricht eine größere Summe von Obliegenheiten. Eben aus der Erkenntnis dieser Obliegenheiten schöpft die Soziologie den stetig organischeren inneren Halt ihrer Selbständigkeit gegenüber anderen Wissenschaften, wie der zähe Eifer bezeugt, mit dem die Erörterungen über die Methode geführt wurden. Die Soziologen begriffen die wertvolle Mahnung Bacons „prudens quaestio, quasi dimidium scientiae" und machten ihre Nutzanwendung. Der Methodenstreit der Soziologen bedeutet keineswegs ein banges Zögern eines müßigen Doktrinarismus, sondern bildet das feste Bindemittel der Grundsteine des großen wissenschaftlichen Gebäudes.

Die Soziologie hat auch die Verantwortlichkeit einer praktischen und unmittelbaren Funktion im Ablauf der Zivilisation.

Es gibt Wissenschaften, welche sozusagen dasselbe Leben leben wie die Probleme, deren Prüfung sie unternehmen, und welche für sich aus dem Herzen der menschlichen Wirklichkeit den unvergänglichen Wert einer höheren praktischen Funktion zu ziehen vermögen. Es sind Wissenschaften, die mit dem Leben verwoben sind und die fast des Lebens eigenen Rhythmus und Wärme haben, Wissenschaften, welche die Wahrheit erobern, um die Pflicht zu vertiefen, welche

Energien anhäufen, um das Recht zu verstärken, welche ausgedehntere Horizonte erschließen, damit das Licht der Gerechtigkeit höher und lebenfördernder leuchte.

Eine dieser Wissenschaften ist die Soziologie, welche das Recht und die Pflicht hat, auf dem Felde des praktischen Lebens als eine Kraft des Zusammenhalts und der sozialen Harmonie zu wirken.

Die intime, einander ergänzende Wechselwirkung der sozialen Kräfte und der Geist der Solidarität, welche die moderne Gesellschaft auszeichnen, sind für die Soziologie nicht bloß eine kalte Aufgabe für abstrakte Spekulationen, sondern ein lebendiger und konkreter, aufs bedeutsamste die Kultur anzeigender Inhalt, auf dessen stetige Werterhöhung sie bedacht ist.

Begreifen, sagte Hegel, ist überwinden.

Und schon ein anderer großer Philosoph, Spinoza, hatte gesagt: non ridere, non lugere, neque detestari; sed intelligere.

Indem nun die Soziologie die soziale Tatsache in ihren konkreten Bestimmungen durchdringt und erklärt, enthüllt sie dem Menschen und den sozialen Gemeinschaften ebensoviele Funktionen, welche als Rechte gelten, und ebensoviele Ziele und Zwecke, die sich als kategorische Imperative darstellen. Nichts anderes braucht der Mensch, um der eigenen Würde und der eigenen Mission sich bewußt zu werden; nichts anderes brauchen die zivilisierten Gesellschaften, um mit vervielfachtem Eifer zuversichtlich den Weg des Fortschritts weiter zu begehen.

In diesem Geiste erkläre ich namens S. M. des Königs den 8. Kongreß des internationalen Instituts für Soziologie für eröffnet.

Dr. Chr. D. Pflaum:
Der 8. Soziologenkongreß in Rom.

(7.—12. Oktober 1912.)

In der vorstehenden, von mir möglichst getreu aus dem Italienischen übertragenen Rede des um die philosophische Forschung verdienten, derzeitigen Unterrichtsministers Credaro ist nicht zum wenigsten auf die Mission der Soziologie für das praktische Leben Gewicht gelegt worden. Auch anderen führenden Persönlichkeiten in Italien und weiteren Volkskreisen ist eine, wenn nicht unmittelbare, so doch recht nahe Beziehung positiv wirkenden Charakters zwischen der Soziologie und der sozialen Praxis selbstverständlich, ja für die Soziologie wesentlich kennzeichnend erschienen; man darf annehmen, daß das Thema des Kongresses „Der Fortschritt" zu diesem Schein erheblich beigetragen hat. Die Folge, eine

unter allen Umständen sehr schätzbare Folge war eine ganz außergewöhnlich glänzende öffentliche Anerkennung des Kongresses für Soziologie seitens der politischen Presse und seitens der höchststehenden Persönlichkeiten des italienischen Staates und der Stadt Rom: die Eröffnung des Kongresses spielte sich in eindrucksvoll feierlicher und intellektuell gehobenster Weise im Saale der Horatier und Kuriatier auf dem Kapitol ab; außer dem Vertreter der Stadtverwaltung Rom, welcher in seiner Begrüßungsansprache sehr glücklich an das Verdienst des alten Rom, abweichend von Hellas auch dem gesellschaftlichen Leben zivilisierende Grundsätze gegeben zu haben, erinnerte, und Enrico Ferri, welcher als offizieller Vertreter der Universität Rom die den Zuhörern sehr erfreuliche Gelegenheit zur Vergegenwärtigung seiner eigenen soziologischen Leistungen erhielt, nahmen an der Eröffnung teil der Minister des Äußeren, Marchese di San Giuliano, der Justizminister Finocchiaro-Aprile, der Minister der öffentlichen Arbeiten Sachi, der Handelsminister Prof. Dr. Nitti, der Unterrichtsminister Prof. Dr. Credaro — die beiden letzteren selbst verdienstvolle Mitarbeiter an der wissenschaftlichen und philosophischen Erfassung der sozialen Vorgänge —, der russische Botschafter Krupenski, der japanische Botschafter Baron Hayaski Gonsuké, der französische diplomatische Geschäftsträger Laroche, Vertreter der Presse aller Länder, Politiker, hohe Verwaltungsbeamte, Professoren u. a.; und um von sehr ehrenden geselligen Veranstaltungen, welche der Bürgermeister von Rom, Ernst Nathan, und der Minister des Äußeren den Soziologen widmeten, abzusehen, sei des weiteren nur noch erwähnt die besondere Anteilnahme an den Arbeiten des Kongresses, welche der Ministerpräsident Giolitti und der greise Philosoph Ardigò brieflich kundgaben, und die persönliche Anwesenheit bei der vornehmlich durch den Schlußvortrag von Prof. Dr. Ludwig Stein ausgefüllten Sitzung des Kongresses, die sich trotz körperlichen Unwohlseins Luigi Luzzatti nicht versagen wollte, der durch seine geschichtlich und ontologisch wissenschaftliche, durch philosophische, sozialpädagogische und durch aus höchster Warte staatsmännische Arbeit selbst gewissermaßen ein bedeutsames Kapitel theoretischer und praktischer Soziologie geworden ist.

Das „Internationale Institut für Soziologie", 1893 in Paris gegründet und seit 1909 „reconnue d'utilité publique" seitens der französischen Regierung, hat sich für seinen 8. Kongreß in Rom ein über die Maßen kompliziertes und weitgreifendes, also fast a priori für laute und von allerhand Äußerlichkeiten bedingte Debatten wenig geeignetes, schwieriges Thema gesetzt: die Determinierung des „Fortschritts". Prof. Ludwig Stein als Vorsteher des Instituts, den in der Leitung der hiesigen Sitzungen zum Teil Prof. Buisson ersetzte, und Dr. René Worms als Generalsekretär des Instituts haben durch eine umsichtige und geschickte Disziplinierung der Debatten — derart, daß die Natur des anthropologischen, wirtschaftlichen, intellektuellen, moralischen, politischen usw. Fortschritts gesondert behandelt wurde, das Ergebnis der Einzelerörterungen sogleich eine

möglichst scharfe Umschreibung erhielt und daraufhin erst eine Synthese zur einheitlichen Determinierung des Begriffs „Fortschritt" mit gebührenden Vorbehalten in aller Bescheidenheit unternommen wurde — alles Mögliche getan, um eine wesentliche Förderung des Themas zu erreichen. Meines Erachtens ist dies weder in Ansehung der Einzelwissenschaften noch der philosophischen Soziologie gelungen, und als direkter Erfolg des Kongresses läßt sich nur verzeichnen die evidente Förderung ihres individuellen Intellekts und Forschungseifers, welche die einzelnen Teilnehmer des Kongresses durch die relativ eindringliche Vorstellung von ihnen unbekannten oder entlegenen Denkweisen und Wissensdaten erhalten haben, sowie die Erhöhung ihres Blickpunktes und die Erweiterung ihres Blickfeldes, welche die praktischen Leiter der menschlichen Vergesellschaftungen bei den Erörterungen der naturnotwendigen und geschichtlichen, der möglichen und idealen Bahnen des Fortschritts gewonnen haben müssen. Damit soll gewiß nicht bestritten sein, daß die genauen Akten des Kongresses manches Element von hohem Werte für unsere Erkenntnis enthalten werden. Was Prof. Sergi über die Besserung der europäischen Rassen und Prinz Roland Bonaparte aus kritischen Erwägungen dagegen sagte; die für und gegen eine Abhängigkeitsbeziehung der Soziologie von der Anthropologie beigebrachten Argumente; die Darlegungen über Voraussetzungen, Gehalt und Richtlinien der wirtschaftlichen, politischen, moralischen und rechtlichen Entwicklung, welche als Beiträge zu einer gemäß Geschichte und Gegenwartsdaten positiven oder zu einer in Verfolg dieses oder jenes religiös oder philosophisch oder doktrinär fundierten Postulats rationalen Determinierung des Begriffs „Fortschritt" gelehrte Beobachter oder scharfe Denker gemacht haben, wie es Senator Baron Garofalo, der Vorsitzende des lokalen Komitees für den Kongreß, Prof. Buisson, Prof. Robert Michels, Prof. Charles Gide (über die Vervollkommnung des Güterverbrauchs und den Charakter eines Fortschritts in der Befriedigungsweise unserer Bedürfnisse), Prof. Chiapelli und Prof. Vaccaro sind; die formalistischen Betrachtungen zu reiner Feststellung oder Bewertung des Äußeren, der inneren Kräfte und der bewußten und unbewußten Ziele individuellen und sozialen Geschehens — also Antithesen z. B. von Kraft und Schwäche, Individualismus und Kommunismus, Aristokratie und Demokratie, Egoismus und Altruismus, Optimismus und Pessimismus —; dies alles birgt zweifelsohne Erhebliches für eine künftige adäquatere Formulierung des „Fortschritts" oder genauer des soziologischen „Fortschritts".

Dr. jur. et phil. Maxim. Fleischmann,

Rechtsanwalt in München:

Weltlage und Weltfrieden*).

Wer die neueste Entwickelung der Weltgeschichte betrachtet, wer sieht, wie die Völker allseits „wild aufeinanderschlagen" — im fernen Osten, in Afrika, in Europa selbst — der wird nicht ganz ohne Grund die Frage aufwerfen, wie es denn angesichts dieser Tatsachen mit dem dereinst so gefeierten Weltfrieden stehe — wie viele Kriege denn durch diese Idee abgeschafft wurden — und welche Aussichten sie denn überhaupt noch zu haben glaube.

Die Frage ist wichtiger, als man denken möchte, denn gerade von ihrer Beantwortung hängt es ab, ob jener neue Kultur- und Weltbegriff in dieser schwierigen Stunde irgend etwas für die Menschheit bedeuten kann oder nicht. Ich meine als Leitstern denen, die überhaupt Ohr und Aug' haben für den jeweiligen Pulsschlag ihrer Zeit. Ob diese Staatsmänner und Politiker, Diplomaten und Gelehrten bei ihren Erwägungen auch jenen Begriff sich vorbeiziehen lassen müssen, ob irgend ein politischer Wert aus seiner Berücksichtigung resultiert, das wird sich bei der Lösung dieser Frage entscheiden.

Darf man mitleidig oder verächtlich lächelnd ihn beiseite setzen, als unbrauchbar, als unbewährt — oder stecken hier wirklich Werte?

Da muß gesagt werden, was hier unter Weltfrieden verstanden wird.

Ich verstehe darunter den großen allumfassenden Gedanken der Gegenwart, ich verstehe das große Ausgleichsmoment des Völkerlebens, die Summe, den Inbegriff aller Kultur nach ihrer positiven Seite hin, wie ihn alle Völker zusammen in den unendlichen Mühen ihrer geschichtlichen Entwickelung sich erarbeiteten und errangen.

Jedes Volk, auch das fernste, hat von Beginn seiner geschichtlichen Entwickelung an mitgearbeitet, außer an seiner eigenen Geschichte auch an der der gesamten Menschheit. Und daraus entstanden jene großen hehren Güter, wie Toleranz und wahre Menschenliebe, wie das Gefühl der Gerechtigkeit und der Güte aller gegen alle, das allein die Quelle wahrer Gesittung.

Wir müssen unter Weltfrieden etwas verstehen, was uns alle erhebt: Den Inbegriff aller wirklichen Segnungen der Kultur unbehindert durch politische und andere Schranken in einer bestimmten geschichtlichen Ära.

Aufhebung des Krieges, Abschaffung desselben, war ein kleiner Teil, ein Propagandawort; in Wirklichkeit konnte es höchstens eine Folge, nicht ein Anfang sein.

---

*) Einige Gedanken aus dem eben in Vorbereitung befindlichen Buche des Verfassers: „Weltfriede und neueste Zeit".

Diese Losung war das Mittel, um der großen Masse die Sache plausibel zu machen, aber es konnte im Ernst nicht der Beginn einer so tiefen Bewegung werden.

In Wirklichkeit war die Weltfriedensbewegung von Anfang an das Zeichen, daß jene Errungenschaften der modernen Kultur die Menschheit zum Zusammenschlusse drängten, daß auf dem Gebiete des friedlichen Wettbewerbs die einzelnen politischen Grenzen immer lästiger empfunden werden und das, was einst Schwärmer und Phantasten im Überschwange ihrer Gefühle von Weltverbrüderung träumten, nun allmählich in Erfüllung gehen sollte, freilich in ganz anderer Form, als es jene gedacht:

Es ist ein gemeinsames Kulturstreben und Kulturverlangen, das herausgewachsen ist aus dem Bedürfnis der immer größeren Menschenmassen, die jeder Staat zu ernähren hat, aus der ungeheuren Existenz- und Nährmittelfrage mit all ihren Begleiterscheinungen. Dies brachte die Menschen mit aller Gewalt dazu, über alles Trennende hindurch auf ihre gemeinsamen Vorteile bedacht zu sein; dies veranlaßte ihren engeren Zusammenschluß, die Eliminierung der Gegensätze der Menschen und Staaten zugunsten des größeren Kampfes zwischen Mensch und Element, Mensch und Natur. Ihr alles abzuringen, was nötig war zum Leben — nicht mehr dem Nachbarn, der es selbst vielleicht nicht genügend besaß, das wurde die neue Losung. Und hierzu bedarf es des Spatens, der Maschine, des Lichts der Wissenschaft, aber nicht mehr des Kriegsbeils und des Schwertes. Die Philosophen haben dies einst geahnt, als sie ihre Philosopheme, ihre weltbewegenden Maximen schufen, aber aus der Welt ihrer Träume und Phantasien sind heute die großen nüchternen Wirklichkeitswerte geworden. Es würde zu weit führen, auf diese großen Züge der Weltgeschichte und ihre inneren Zusammenhänge näher eingehen zu wollen. Nur so viel sei gesagt: Jene Ideen mochten wohl damals den Anstoß geben, aber zu Realitäten, zu wirklichen im Raume lebenden Dingen konnte die Entwickelung erst führen, als Arbeiter- und Menschenmassen, Handelsbilanzen und nüchterne kommerzielle Erwägungen ihnen zu Hilfe kamen. Und darum stehen wir heute dem Weltfriedensideal näher als ehedem, darum ist diese Idee trotz ihrer scheinbaren Unbrauchbarkeit noch immer nicht völlig erstorben; im Gegenteil, sie hat Boden gewonnen, sie hat sich vergrößert oder besser gesagt: erst recht in ihrem wahrsten Wesenskerne entfaltet.

Sie ist insbesondere ausgesöhnt mit einem anderen Begriff, den man bisher immer als ihren Gegenpol ansah: mit Volk und Vaterland. Sie ist nicht die Negation dieses Begriffes, sie erzieht nicht vaterlandslose Menschen, sondern sie gerade wird zur Erkenntnis führen, daß jedes Volk in seiner Eigenart und in seinem Rahmen am besten geeignet ist, diese Idee im positiv kulturellen Sinne zu fördern. Nicht in falschem Gefühlsüberschwang, in unrichtigem Humanitätsempfinden, in der Annahme irriger Voraussetzungen wird der Weltfriede gefördert. Im Gegenteil, förderlich ist ihm nur nüchtern klare Abwägung der Inter-

essen eines jeden Staates durch diesen selbst. Je klarer der einzelne Staat dabei sieht, desto mehr nützt er sich und damit der übrigen staatlichen Gemeinschaft. Nicht in Winkelzügen, nicht in kleinlichen Streitigkeiten, aber auch nicht in leeren Befürchtungen liegt die Stärke der modernen Auslandspolitik, sondern nur in jener klaren Offenheit, die auf die Tatsachen viel lieber hinweist, als sie verhüllt.

Und was ist ferner heute noch die Bestimmung der Weltfriedensidee?

Leere Warnungsrufe, papierne Proteste an die Regierungen aller Länder zu senden, vergebliche Appelle an die Humanität zu richten? Nein! Sie hat heute nicht mehr die Wirkung auf die große Masse, wie in jenen Tagen, da sie noch allein Kriege abschaffen und beseitigen wollte.

Heut ist sie herangereift zum großen ausgleichenden Prinzip der Staatenpolitik. Nicht so sehr den großen Massen, als vielmehr den leitenden Staatsmännern kann sie etwas sein.

Denn unwillkürlich mag vor diese die Frage treten, wie viel näher es in diesen Tagen politischer Hochspannung läge, der allenthalben herrschenden wirtschaftlichen Not und Teuerung durch gemeinsame Aktionen aller Mächte und Länder zu steuern, als durch Aufrollung kleinlicher Streitfragen den allgemeinen Frieden zu stören!

Wie viel wäre von gemeinsamen Reformen auf dem Zoll- und Handelsgebiet hierfür zu erreichen! Wer schafft im Kriegsfall Brot für die Massen, wer liefert das Geld für die enormen Lasten und wer übernimmt die Verantwortung für alle jene unheilvollen Imponderabilien, die derartige Erschütterungen des ganzen Staatskörpers erfahrungsgemäß zur Folge haben? Man wird dies zwar als die Begleiterscheinung jeder kriegerischen Verwickelung bezeichnen (aber man muß doch dabei zugeben, daß zu keiner Epoche jenen Schäden des Krieges mehr Vorteile gegenüberstanden, im Fall, daß man ihn vermeide), aber vielleicht gab es nie eine Zeit, in der diese Wirkungen tiefere Wurzeln schlagen konnten, als in dem von Parteiungen und Weltanschauungen so wild zerklüfteten Boden unserer neuesten Zeit. Sie stellt unsere Staatsmänner vor neue Probleme, deren Lösung vor allem sich die Schwierigkeit entgegenstellt, daß sie kein Vorbild haben in der Geschichte der Vergangenheit. Hunger und Teuerung in Zeiten einer agrarwirtschaftlichen Stufe der Geschichte haben wir oft genug gesehen und gehört. Aber das ganze Elend eines Krieges, einer wirklich die Existenz von Millionen von Industriearbeitern bedrängenden Teuerung haben wir so recht doch alle noch niemals erlebt. Aber im Kriegsfall müssen wir damit rechnen. Wir müssen sehr überlegen, ob wirklich alle diese Gefahren ausgeglichen werden durch die Vorteile eines, wenn auch siegreichen Krieges, und ob nicht viel lockendere Aussichten winken, einer großzügig ehrlichen und gemeinsamen Kulturarbeit aller Staaten, im Frieden.

Immer schärfer wird da die Frage sich herausheben: Krieg oder Reform im Sinne des gemeinsamen Zusammenwirkens gegen gemeinsame Not.

Wir dürfen viel erwarten von der Kraft und dem Mut des deutschen Volkes. Einen Krieg zu scheuen haben wir nicht. Kein Staatsmann wird zögern, einen frivolen Angriff auf Deutschland sofort mit dem Schwert zu begegnen. Und freuen wir uns, daß dieses Schwert so scharf ist!

Aber gerade deshalb dürfen wir an den Weltfrieden denken. Nicht freilich, indem wir irgend etwas im Völkerrate uns bieten lassen, sondern indem wir in erster Linie der modernen Staatengemeinschaft die allen wirklich gemeinsamen Ziele zeigen, indem wir die Wege weisen dem neuen Kulturschaffen der Völker der Erde!

Man wird fragen, welche Wege dies wären. Gerade die gegenwärtige Stunde zeigt dies recht klar. Wir stehen in einer Periode enormer Teuerung. Große Massen in vielen Ländern verlangen nach Brot. Ganz Europa ist heimgesucht von Überschwemmungen, Kälte und schwersten Gefahren der Elemente.

Und zu alledem beginnt es in dem alten Wetterwinkel Europas, dem Balkan, wieder kriegerisch aufzuleuchten.

(Der Krieg ist nur eine Äußerung des jeweiligen kulturellen Gesamtzustandes einer Zeit.)

Auf dem blauen Weltenbande des Ozeans ist die Eisgefahr größer denn je. Das furchtbare Unglück der Titanic ist noch in allgemeiner schmerzlicher Erinnerung.

Ganz Europa hat damals nach Schutzmaßregeln für die Schiffahrt verlangt. Der geistvolle Lektor Prof. Dr. Beardsley, Berlin hat in trefflichen Darlegungen eine wissenschaftliche Überwachung des Ozeans durch alle Uferstaaten gefordert. Wir können nur von ganzem Herzen wünschen, daß die gesamte Staatengemeinschaft sich der Verwirklichung dieses Planes annehme.

Mit tiefem Bedauern sehen wir auch die altehrwürdige Kulturzentrale Italien noch immer im Kampf mit dem jungen Osmanenreich. Wer den enormen Aufschwung Italiens in dem letzten Jahrzehnt verfolgte, wer vielleicht mit Überraschung sah, wie dieses Land sich hob, welch gesunder, reger Entwickelungsdrang sich plötzlich dort fühlbar machte, der wird ihm nur von Herzen wünschen können, daß bald ein ehrenvoller Friede ihm beschieden sei.

Denn Italien ist so enorm reich an Kulturwerten, daß es im Frieden mehr geben und mehr schaffen kann, als selbst durch den erfolgreichsten Krieg.

Es mag schwer sein, vielleicht unmöglich, gerade auf den Gang kriegerischer Ereignisse Einfluß zu bekommen. Aber vielleicht könnte doch die Initiative aller Staaten Europas in seiner Völkergemeinschaft ein gewisses Solidaritätsgefühl wenigstens innerhalb der einzelnen Weltteile zu wecken suchen, das manche Gegensätze mildern würde. Denn die großen Kämpfe der kommenden Weltgeschichte werden voraussichtlich um Weltteile und durch Weltteile geführt werden. Vielleicht könnte, wenn der dichteste Pulverdampf auf afrikanischer und türkischer Erde sich verzog, auch unserem Freunde jenseits der Alpen eine mildere Friedenssonne bald lächeln.

All dies sind Probleme des Weltfriedens, die aus der Sphäre reiner Theorie gar bald herabsteigen ins Reich der Wirklichkeit, es fragt sich nur, wie die Gegenwart sie alle löst.

Da wird es vielleicht sehr darauf ankommen, wie gerade Deutschland, zweifellos einer der mächtigsten Staaten der Erde, sich dazu stellt. Wir haben die Waffenmacht, um den Frieden zu erzwingen — sehen wir, daß wir die Kulturmacht, den enormen ideellen Einfluß bekommen, auch den Kulturweg anderer Völker soweit fördern zu können, daß sie näher kommen jenem großen Ideal einer wirklich sich solidarisch fühlenden Staatengemeinschaft! Dies können wir nicht mit Gewalt, mit dem Zwang der Waffen erreichen, sondern nur dadurch, daß wir die Fackel der Kultur am höchsten tragen von allen Völkern der Erde. So tolerant, so gerecht und so großzügig in seiner Politik soll kein Staat sein wie das Deutsche Reich. Dann wird von selbst jener ehrende Ruf wiederkehren, der dereinst an die Spitze aller Kontingente der Mächte in China einen Deutschen berief. Dem deutschen Soldaten galt damals der Ruf — aber unser Stolz muß es sein, daß auch in allen Fragen der Kultur jener Ruf ertöne: „Die Deutschen voran!"

Dann werden wir die große Mission erfüllen, nüchtern und klar, aber mit der ganzen Ruhe und Kraft, die heute noch — dem Schicksal dank! — in uns wohnt.

Vom Völkerfrieden zum Weltfrieden — wer kann sagen, was alles dazwischen liegt! Aber ein Weg ist es, voll Fortschritt und Segen, ähnlich dem Weg von der Volkswirtschaft zur Weltwirtschaft. —

Dies ist das Weltfriedensproblem der neuesten Zeit. —

Wie eine merkwürdige Ironie auf diese Ausführungen mag es klingen, wenn man hört, daß unter frommen Klängen der Nationalhymne von Montenegro, dessen König erst vor kurzem dem Herausgeber dieser Zeitschrift sein Bild mit Unterschrift übersandte, der erste Kanonenschuß am Balkan fiel. Der Herausgeber von „Nord und Süd" mag mit Ruhe das Bild des diplomatisch ungemein gewandten, aber in seinem „eroico furore" wie Giordano Bruno dies vielleicht nennen würde, doch etwas sehr temperamentvollen Fürsten bringen.

Was Professor Stein im Septemberheft von „Nord und Süd" über das europäische Gleichgewicht ausführte, bleibt von den Ereignissen am Balkan unberührt, denn die Ereignisse haben ihm recht gegeben. Das Gleichgewicht, das nicht herzustellen war auf freundschaftlichem Wege, ist durch die Not der Zeit zustande gekommen.

Auch meine Überzeugung, die ich in diesem Aufsatz niedergelegt habe, kann nicht dadurch geändert werden, denn auch der Krieg am Balkan wird nichts ändern an den großen Linien, nach denen die Entwicklung Europas und weiterhin der ganzen Weltgeschichte mit immanenter Logik sich vollzieht.

Legationsrat von Flöckher: Die Tätigkeit der italienischen Marine im libyschen Kriege.

Das moderne Italien hat sich mit besonderer Vorliebe dem Ausbau seiner Kriegsflotte gewidmet und damit die glorreichen venetianischen Traditionen wieder aufgenommen. Wenn man die geographische Gliederung des Landes betrachtet und bedenkt, daß Italien mit seinen Inseln eine Küstenausdehnung von 6816 Kilometer (also doppelt so viel als Frankreich, das jetzt plötzlich so große Ansprüche im Mittelmeer erhebt) besitzt, so begreift man, daß die Sorge für eine mächtige Marine geradezu eine Lebensfrage für Italien geworden ist. Die in der Friedenszeit betätigte Fürsorge für die italienische Flotte hat während des Krieges gute Früchte getragen und die Marine zu Leistungen befähigt, die überall Anerkennung gefunden haben.

Die Eröffnung der Feindseligkeiten kam für die Marine unerwartet, aber sie traf diese nicht unvorbereitet. Wie gut sie für diesen Ernstfall gerüstet war, zeigt besonders die Schnelligkeit, mit der sie in Aktion trat. Ein Teil der Flotte begann sofort im adriatischen und im jonischen Meere die Suche nach feindlichen Schiffen, um jeden möglichen Angriff auf die italienischen Küsten von seiten der türkischen Torpedoboote zu verhindern, die an den Küsten Albaniens gemeldet waren, und um die ersten Versuche der Kriegskonterbande zu unterdrücken. Schon in der Woche vom 28. September bis 5. Oktober hatte der Herzog der Abruzzen dem Feinde jede Bewegungsmöglichkeit in jenen Gewässern genommen; die Marine war offensiv geworden bei Prevesa (29. September), bei Gomenizza (30. September) und bei S. Giovanni di Medua (5. Oktober). Währenddessen hatte das Gros der italienischen Kriegsflotte unter dem Befehl des Vizeadmirals Aubry die Fahrt nach Nordafrika angetreten, um die libysche Küste zu blockieren, um die feindliche Flotte zu überwachen, welche man in Beyrut vereint wußte, und um ottomanische Schiffe abzufangen, die Waffen, Munition und Lebensmittel an Bord hatten. Der türkischen Kriegsflotte, welche Beyrut am 29. September, also vor der Kriegserklärung, mit der fingierten Richtung nach der Cyrenaika verlassen hatte, gelang es in die Dardanellen zu entkommen. Nachdem die Blockade der libyschen Küste erklärt war, wurden sofort Maßnahmen getroffen, um die Abreise der Europäer, einerlei ob es sich um Italiener oder um Angehörige anderer Nationen handelte, zu erleichtern; ferner wurden die Kabelverbindungen zwischen Tripolis und Malta durchschnitten. Am 3. und 4. Oktober bombardierte der Vizeadmiral Faravelli die Befestigungen von Tripolis, deren Besatzung die Flucht ergriff, und am 5. Oktober besetzten 1700 von den Schiffen gelandete

Matrosen unter dem Kommando des Kapitäns zur See Cagni die Stadt und verschanzten sich in ihr. Am 5. Oktober hißte das erste Geschwader die italienische Flagge in Tobruck, und kurz darauf nahm der Admiral Prebistero, der Chef der 2. Division, die Unterwerfung fast aller Araber-Führer entgegen. Derna wurde vom Admiral Prebistero am 16. Oktober bombardiert und am Tage darauf mit Marinetruppen unter schwierigen Umständen und bei hohem Seegange besetzt. Die Einnahme Dernas ist eine der Glanzleistungen der Marine, und die Truppen des Landheeres konnten erst am 4. Tage und auch nur mit geringen Streitkräften sich beteiligen, da die schwere See die Landung fast unmöglich machte.

Während dieser Vorgänge in Derna schritt Admiral Aubry zusammen mit der Division Briccola zur Einnahme von Bengasi, die am 19. und 20. Oktober in einer Weise erfolgte, die immer ein Ruhmesblatt in der italienischen Geschichte bleiben wird. Nach der Einnahme von Bengasi bombardierte die Flotte Homs und okkupierte es (21. Oktober) gemeinsam mit Abteilungen des Landheeres, deren Ausbootung sie deckte.

Mit der Okkupation von Tripolis, Derna, Bengasi und Homs war der erste Teil der Aufgabe der Marine erfüllt und sie trat nunmehr in eine neue Phase, welche doppelter Natur war: einmal hatte sie die Transportschiffe zu schützen, welche ohne Unterbrechung Truppen aus Italien brachten, und dann mußte sie das Heer bei dessen Unternehmungen gegen den Feind mit ihren weitreichenden Geschützen unterstützen.

Die Tage von Sciara Sciat, Sidi Meßri und von Henni in der Gegend von Tripolis, die Episoden von Tobruck, Derna und Homs und die ständige Mitwirkung der Schiffsgeschütze bewiesen die gute Zusammenarbeit von Heer und Marine; außerdem hatte die Flotte folgende Aufgaben zu erfüllen: beständige nächtliche Kreuzfahrten zur Sicherung der vor Anker liegenden Schiffe, Aufklärungen und Bombardements längs den Küsten, hydrographische und topographische Vermessungsarbeiten, Einrichtung von provisorischen Leuchtfeuern und Betonnungen, sowie eines Vedetten- und Signaldienstes zwischen dem Meere und dem Festlande, Organisation der Funkentelegraphie, nächtliche Beleuchtung der Stellungen mit Hilfe von elektrischen Scheinwerfern und schließlich die ununterbrochene Ausschiffung der Landungstruppen aus den Dampfern, welche fortwährend in den Häfen eintrafen.

Zu gleicher Zeit hatte die Marine zu sorgen für eine aktive Seepolizei zur Unterdrückung der Kriegskonterbande, zunächst mit Torpedobooten, dann auch mit kriegsmäßig bewaffneten Hilfskreuzern — eine Aufgabe, die durch die Ausdehnung der zu beobachtenden Meeresflächen einerseits, und andererseits durch die Notwendigkeit sehr erschwert war, die größte Vorsicht walten zu lassen bei Ausübung des Durchsuchungsrechts, so oft es sich um Schiffe handelte, die unter neutraler Flagge fuhren, da alle Zwischenfälle vermieden werden mußten, welche die guten Beziehungen zu befreundeten Mächten hätten stören können.

Die Notwendigkeit, für die Sicherheit der Kolonie Eritrea Vorsorge zu treffen gegen alle möglichen kriegerischen Unternehmungen von seiten des Feindes, führte dazu, auch im Roten Meere ein Zentrum der maritimen Verteidigung zu schaffen. Zu diesem Zwecke wurden auf die dortige Flottenstation zur Verstärkung einige Kriegsschiffe und Torpedoboote entsandt, um eine scharfe Überwachung der arabischen Küste in ihrer ganzen Ausdehnung auszuüben, um eventuelle Landungen feindlicher Truppen an der gegenüberliegenden Küste zu verhindern, um ottomanische Kriegsschiffe und Kanonenboote zu zerstören oder aufzubringen, die, wie man wußte, dort sich versteckt hielten, und um die Kriegskonterbande zu unterdrücken. Von diesen Unternehmungen an der arabischen Küste sind zu nennen: die Aktion bei Cunfidah, bei welcher Gelegenheit die ganze noch in jenem Meere befindliche feindliche Seemacht vernichtet wurde, die Zerstörung der Befestigungen von Hodeida und die Aufbringung verschiedener Schiffe, die Kriegskonterbande an Bord hatten.

Aber die ottomanische Flotte, welche in die Dardanellen entkommen war, bildete noch immer eine Drohung, und es war daher nötig, ihr gegenüber solche Kriegsmaßregeln zu ergreifen, welche ihr alle die Vorteile nahmen, die ihr aus der besonderen Beschaffenheit des Ägäischen Meeres erwuchsen. Es wurde deshalb beschlossen, einen Teil der italienischen Flotte dorthin zu entsenden. Zunächst wurden von der Division Revel am 24. Februar zwei ottomanische Kriegsschiffe zerstört, die von Anfang des Krieges an in Beyrut geblieben waren.

Ich möchte die Präzision, mit der diese Aufgabe ausgeführt wurde, besonders hervorheben, denn sie beweist die vorzügliche Ausbildung und die außerordentliche Treffsicherheit der italienischen Mannschaft, welche die Schiffsgeschütze bediente; obgleich nämlich die beiden feindlichen Schiffe mitten zwischen neutralen Handelsschiffen vor Anker lagen, hatte doch keins der letzteren einen Schaden zu erleiden, und nur wenige Häuser der Stadt (die absichtlich geschont wurde) wurden durch indirekte Wirkungen der Schüsse beschädigt.

Die ottomanische Regierung hatte inzwischen in den Dardanellen Seeminen legen lassen, die Besatzungen an beiden Ufern verstärkt, elektrische Stationen eingerichtet und andere Maßnahmen getroffen. In Saloniki und Smyrna waren die Verteidigungswerke verstärkt worden. Ferner hatte man die Besatzung auf den Inseln vermehrt und schließlich einen regen Transport von Konterbande nach der Cyrenaika eingerichtet.

Am 18. April eröffneten die Außenforts das Feuer auf das italienische Geschwader, das sich am Eingang der Dardanellen gezeigt hatte, dann aber nach Erwiderung des Feuers seine Erkundigungsfahrt in südlicher Richtung fortsetzte.

Da eine größere Ausdehnung der Operationen zur See vorauszusehen war, beschloß das italienische Oberkommando, sich einen Flottenstützpunkt zu verschaffen und zu diesem Zwecke die Insel Stampalia zu besetzen — ein Plan, der am 28. April durch die Division Prebistero zur Ausführung gelangte.

Diese seepolizeilichen Maßnahmen hätten aber nie den Charakter von Zwangs-

maßregeln annehmen können, die auf den Feind gewirkt hätten. Die italienische Invasion wurde deshalb auf einige andere Inseln des südlichen Meeres ausgedehnt, deren türkische Garnisonen gefangen genommen wurden; Rhodos und 10 andere Inseln wurden okkupiert. Ein aus den libyschen Truppen gebildetes Expeditionskorps unter dem Befehl des Generals Ameglio und eskortiert von dem 2. Geschwader traf in der Nacht vom 3. auf den 4. Mai vor der Insel Rhodos ein und landete am 4. Mai morgens in der Bai von Calitheas; an demselben Abend kam General Ameglio nach einem Gewaltmarsch vor der Stadt an, die sich am 5. Mai ergab; die türkische Besatzung war ins Innere geflüchtet und mußte sich am 16. Mai bei den Psithosbergen ergeben. Am 9. Mai wurden fernere 7 Inseln, kurz darauf die anderen okkupiert.

Die Mitwirkung der Marine bei diesen Unternehmungen war eine sehr glückliche: besonders bemerkenswert sind die nächtlichen Landungen der Truppen, bei absoluter Finsternis, die das erste Beispiel dieser Art in der Geschichte der Seekriege bilden.

Um die Kriegskonterbande an der tunesischen Grenze zu unterdrücken, landete die Division Garioni eskortiert von der Division Borea auf der schwer zugänglichen Halbinsel von Maccabes, während ein Teil der Schiffe, um den Feind zu täuschen, eine Scheinlandung bei Zuara in Szene setzte.

Zwei Monate darauf erfolgte die Landung bei Misrata, ebenfalls unter dem Schutze der Division Borea. Auch bei dieser Gelegenheit hatten die Überraschung und die gleichzeitige Vortäuschung eines anderen Landungsmanövers die gewünschte Wirkung. Die Landung selbst wurde ordnungsgemäß und schnell ausgeführt, obgleich man hinterher am Strande Feldschanzen auffand, welche bewiesen, daß der Feind die Absicht gehabt hatte, sich der Landung zu widersetzen. Anfang Juli kehrte die Division Borea in jene Gewässer zurück, um den definitiven Vormarsch zu unterstützen, der mit der Einnahme der Stadt und der Vertreibung ihrer türkischen Besatzung endete, die sich ins Innere flüchtete.

Aus der Notwendigkeit, den Überwachungs- und Aufklärungsdienst nördlich der bereits okkupierten Sporaden auszudehnen und festzustellen, wie tatsächlich die feindlichen Verteidigungswerke bei den Dardanellen beschaffen seien, ergab sich der Entschluß, die italienischen Schiffe möglichst weit in die Meerenge selbst einlaufen zu lassen. Unter dem Kommando des Kapitäns Millo wurde ein kühner „Raid" in der Nacht des 18. Juli durch die Meerenge bis nach Cianak ausgeführt, ohne daß die Italiener trotz lebhafter Beschießung von beiden Seiten irgend einen Schaden erlitten hätten. Das italienische Torpedobootgeschwader, das von den Scheinwerfern bei Cap Elles entdeckt war, fuhr mit einer Geschwindigkeit von 23 Seemeilen bis nach Kilid-Bar bis nahe an die vor Anker liegende türkische Flotte. Hier stieß die Spica, an deren Bord sich Millo befand, auf ein Hindernis, dessen Natur nicht genau festgestellt worden ist. Der Oberbefehlshaber beschloß, da er sah, daß die Fortsetzung der Fahrt die unnütze

Opferung aller Schiffe bedeutet hätte, den Rückweg anzutreten, und um 2 Uhr morgens gelang es dem Geschwader, immer unter dem Feuer der Forts und unter den von beiden Ufern abgegebenen Infanteriesalven, unversehrt das offene Meer wieder zu gewinnen. Mit dieser kühnen Rekognoszierungsfahrt fügte das Geschwader Millos der Kriegsgeschichte der italienischen Marine ein frisches Ruhmesblatt hinzu.

Ende Juli wurde die Einnahme von Zuara und die Teilnahme der Marine beschlossen (Division Borea und die Schüler der Accademia Navale unter Admiral del Buono). In der Frühe des 5. August ging die Landung glatt von statten, wobei die Matrosen zuerst immer ausgeschifft wurden. Der Feind leistete keinen Widerstand, da er durch das Feuer der Schiffsgeschütze sofort zur Flucht gezwungen wurde.

Bemerkenswert war bei dieser Gelegenheit die Beteiligung der Seekadetten, welche hier die Feuertaufe erhielten und sich in einer Weise auszeichneten, die eine schöne Hoffnung auf die Zukunft der italienischen Marine eröffnet.

Während dieser Operationen setzten die Kreuzer ununterbrochen ihre Fahrten fort zur Unterdrückung des Konterbandehandels auf allen drei Kriegstheatern. Im Laufe der 12 Kriegsmonate wurden ungefähr 800 Schiffe visitiert oder aufgebracht; diese Tatsache beweist die außerordentliche Tätigkeit der Marine bei Ausübung des Seepolizeidienstes, der von Schwierigkeiten aller Art begleitet war und, wie bereits erwähnt, mit der größten Rücksicht auf die Regeln des Völkerrechts ausgeübt worden ist. In derselben Zeit arbeitete die Marine an der Vervollständigung der funkentelegraphischen Verbindungen, stellte die Station von Derna wieder her und richtete neue ein in Bengasi, Homs und Tripolis.

Wenn man alle kriegerischen Unternehmungen in Libyen betrachtet, so ergibt sich, daß sie, von verschwindenden Ausnahmen abgesehen, alle den Charakter von kombinierten Operationen hatten. Die Marine kann besonders stolz auf diese Leistungen sein, denn sie hat damit gezeigt, daß sie für überseeische Expeditionen wohl vorbereitet war, während sie die rein maritimen Aufgaben so erfüllt hat, daß sie geradezu vorbildlich genannt werden können.

Alle Unternehmungen der Flotte waren geleitet von demselben Geiste, der einst die kühnen Venetianer erfüllte. Aller Welt ist klar geworden, daß Italien jetzt die Worte Victor Emanuels in die Tat umzusetzen gewillt ist: „L' Italia deve essere non solo rispettata ma anche temuta."

Scheffer: Marokkana.

In Deutschland gilt Marokko als uninteressant, nachdem die Presse einmütig erklärt hat, daß Marokko nur noch unter der Rubrik „deutsch-englische Beziehungen" ein würdiges Objekt politischer Betrachtungen sei. Das gegenwärtige, unter Creuzotsche Kanonen gestellte Marokko ist in der Tat ohne Bedeutung für uns; wie weit die Strapazen seiner Eroberung Frankreichs Energie in Europa herabsetzen werden, läßt sich noch nicht bemessen. Aber die letzten zehn Jahre, die bis zu dem radikalen Abschluß im vorigen November führen, haben auch jetzt noch Leben.

So sind in Frankreich und England mehrere Bücher über Marokko erschienen, von Mermeir: „Chronique de l'an 1911", von Albin: „Le Coup d'Agadir", und von Tardieu, etwas romantisch: „Le Mystère d'Agadir", eine Art von Fortsetzung seiner „Conférence d'Algeciras", und von dem Engländer E. D. Morel: „Marocco in diplomacy". Wenn es das bessere Teil des Journalismus ist, den richtigen Auftakt zur historischen Bewertung gegenwärtiger Ereignisse zu geben, so muß man den Franzosen den Preis zuerkennen, trotz aller ihrer Absichtlichkeit, — und Morel zugestehen, daß er eben wegen der unverblümten Absichtlichkeit seines historischen Versuches ein sehr fesselndes Buch geschrieben hat, das übrigens anti-Grey ist und deutschfreundlich. Alle diese Veröffentlichungen zeigen viel Interesse für das Detail, das für seine Anordnung aus dem Abschluß der ganzen Kampagne sehr profitiert, und es ist unverständlich, daß man es in Deutschland für eine Taktfrage hält, sich über Marokko keine Gedanken mehr zu machen, das doch die erste Probe auf die Mittel und Schwierigkeiten rein kommerzieller Weltpolitik durch eine ausgesprochene Militärmacht ist. —

Man hat das Recht, den Anfang der ganzen Affäre in die französisch-spanischen und französisch-englischen Geheimverträge zu legen und die Unterlassung einer offiziellen Mitteilung über sie an Deutschland. Das war eher ein Verstoß gegen die diplomatische Form, nicht notwendig ein sachlicher Eingriff oder Angriff. Denn um die gleiche Zeit, 1904, soll der scheidende deutsche Gesandte nach Berlin berichtet haben, es reiche aus, ein Generalkonsulat an Stelle der offiziellen und politischen Vertretung zu setzen; damals, so erzählt Tardieu, wünschte Radolin bei einer Frage nach diesen Verträgen „nicht indiskret zu sein".

Man kann es Frankreich nicht übel nehmen, daß es ein direktes Eingreifen Deutschlands lieber abwartete. Seine kolonisatorischen Methoden neigten zur

unauffälligen pénétration pacifique. Jede Form von Internationalität bedeutete eine erweiterte Publizität, und wenn sie nicht zu umgehen war, dann lag der Wunsch nach Beschränkung sehr nahe. So wurde eine Anzahl Spezialverträge abgeschlossen, die Schweigeverträge waren, und zwar geschah das mit den Nationen, von denen es feststand, daß sie sonst reden würden, und so wurden Ägypten, Tripolis und sogar ein Teil Marokkos zu Objekten einer Parallel-Aktion zu dem französischen Vordringen gemacht. Für Deutschland lag die Kompensationsfrage weniger klar, jedenfalls war schon in vorangegangenen Jahren von Frankreich der Versuch gemacht worden, Deutschland in die internationale Vorbereitung der Marokko-Affäre hineinzuziehen, mit gänzlich vagem Resultat. Aber Deutschlands Position blieb auch vieldeutig, als es nun seinerseits die Initiative ergriff, — wohl mit jener Frage Radolins, die nicht indiskret sein wollte.

Selten war aber auch der Stoff einer politischen Aktion nachgiebiger, jeder Form zugänglicher, und gerade darum sind die Ideen und Anschauungen außerordentlich klar ersichtlich, trotz aller verzwickten einzelnen Hergänge, aus denen gehandelt und aus der Menge der Möglichkeiten gewählt wurde.

Deutschland konnte z. B. die Ignorierung überhaupt ignorieren. Es konnte aber auch zu einer reinen formalen Aktion greifen, auf die Notwendigkeit aufmerksam machen, ihm als immerhin wirtschaftlich interessierten Teil Kenntnis von einschneidenden politischen Veränderungen zu geben, aber es konnte sich auch politisch als positiv beteiligt und ein unabhängiges Marokko für notwendig erklären. Die extremste Forderung wäre eine Teilung Marokkos gewesen. Alle diese Aktionen mußten auf das Recht zurückgehen, sich an den wirtschaftlichen Fortschritten des Landes zu beteiligen, und sie ließen sich unter Umständen eben auf diese ökonomischen Grundforderungen beschränken.

Alle diese Möglichkeiten konnten auf verschiedene Weise ausgespielt werden. Entweder sie bildeten das sachlich letzte Ziel des ganzen Eingriffs, oder, da sie bestanden, so konnte man ihre Nichtverwirklichung verhandeln, sie anderen Zwecken dienstbar machen.

Wie man sie zur Geltung brachte, auch da stand man am Kreuzwege. Man konnte sich den Gegner verbinden, oder ihn sich weiter verfeinden, — man konnte aus der Sache so gut ein Geschäft machen wie einen Prozeß.

Jede dieser Möglichkeiten ist ausgespielt worden oder hat gewirkt, weil sie ausgespielt werden konnte. Die Summe der Mittel zu Druck und Stoß war ungeheuer reich; darin lag eine große Verlockung. Und man schien die Mittel auch wieder durch den Zweck fördern zu können, z. B. Europa imponieren und in Marokko verdienen. Aber diese Vielfältigkeit nahm leicht dem Urteil die Schärfe. Es konnte zu beruhigend sein, daß man auch im schlechtesten Falle noch hoffen durfte, aus aufgeblasenen Nichtigkeiten der diplomatischen Situation einen greifbaren Vorteil ziehen zu können.

Nichts war hier notwendig, sehr vieles wünschenswert. So war nichts notwendiger, als sich ein bestimmtes festes Ziel selbst zu geben. Man kann nicht sagen, daß Bülow, dem nichts wirklich war außer der diplomatischen Finte, diesen Entschluß zum Eigentlichen, Positiven faßte. Man kann nicht sagen, daß überhaupt von Konsequenz geredet werden kann, aber daß es wenigstens einige Male zu Konsequenzen kam, war hauptsächlich Holsteins Werk.

Als man sich einmischte, scheint man in Berlin noch ganz unter dem Eindruck dieser hoffnungsvollen Unbestimmtheit gestanden zu haben, die für das Umland ebenso viele Befürchtungen bedeutete. Man nutzte diese Nervosität sehr aus, ließ Vermutungen zu, die die Reibungsfläche außerordentlich ausdehnten. Den Franzosen wurde nur klar, daß Deutschland „quelque chose“ wünschte. Es wäre sehr unrecht, nicht zuzugeben, daß sie auch bereit waren zu zahlen, und, nachdem sich Deutschland wirklich gemeldet hatte, ihm die gleiche Behandlung widerfahren zu lassen wie England und Spanien. Andererseits hätten sie es auf einen Krieg ankommen lassen, wenn Deutschland wirklich versucht hätte, auch in Marokko der große Nachbar zu werden. Deutschland dagegen war gerade in den Extremen gemäßigt, ohne das durchscheinen zu lassen, es wollte sich Marokko keinen Krieg kosten lassen, aber hielt die Aufregungen für ersprießlich, die einen Krieg ankündigen. Es hat auch niemals daran gedacht, etwas zu okkupieren. Daß man das weder in Frankreich erfuhr noch in Deutschland, das während der ganzen Zeit zum Gegenstand einer schwerfälligen und arroganten Demagogie durch die Regierung gemacht wurde, die sich bitter rächte und noch rächt, — diese Unklarheit war ein momentaner Vorteil, aber auf die Dauer verfälschte sie die Situation zu eigenem Schaden. Ganz abgesehen von den Indiskretionen, die aus dem Liebenberger Kreis kamen und sehr bald die verantwortlichen Leute in Paris beruhigten.

Das Charakteristische um diese Zeit, 1905, ist, daß man damals gerade so weit war wie 1911; es war alles bereit zu einem tüchtigen Handel. Holstein erwog damals durchaus die Möglichkeit, die ganze, mit Hilfe der Person des Kaisers und so demonstrativ behandelte Sache auf den Kongo zu dirigieren, statt auf Algeciras. Der damalige deutsche Geschäftsträger in Tanger ließ solche Erwägungen gegenüber dem französischen Vertreter durchblicken, was Tardieu und andere ausdrücklich erwähnen. Und man kann heute nicht mehr bezweifeln, daß Frankreich, dem Marokko damals vielmehr eine finanziell-ökonomische als eine nationale Angelegenheit war — mehr zu geben bereit war als später unter den Scheinwerfern ganz Europas. Aber Deutschland ging auf keinen Handel ein, der schiedliche Interessen gefördert hätte, man wünschte seine Kraft an dem strittigen Objekt selbst zu demonstrieren, hielt sich an diesen imaginären Wertmesser vor allem, und erzwang die Konferenz. Es war das umständlichste und verbindlichste und, wie sich herausstellte, wirkungsloseste Verfahren. Man rief Europa zusammen, um sicher zu sein, daß man im Rate der Völker vernommen werde.

Delcassé mußte gehen, und zwar unmittelbar auf Veranlassung der starken finanziellen Gruppe, die der eigentliche Unternehmer in Marokko war, und die immer noch auf einen großen Handel hoffte.

Über Algeciras ein so umfängliches Buch wie Tardieus zu lesen, ist eine schwierige Aufgabe. Von einem großen Handel keine Rede, aber dafür von unzähligen kleinen. Es war fast nur ein Streit um Demonstrationsobjekte für die Stellung, die man in Europa habe. Die Konsolidierung der wichtigsten ökonomischen Fragen blieb späteren Beschlüssen vorbehalten, so das Bergrecht. Aber Deutschland triumphierte in der Einsetzung eines schweizerischen Obersten namens Müller für die marokkanische Küstenpolizei. Hier schon kritisierte sich die formalistische und überladene Behandlung der ganzen Frage; und im Buch Tardieus, das nur der „Konferenz" gewidmet ist, wird die Unregelmäßigkeit des Auftretens Deutschlands, das Ultimata stellt, diese widerruft, Anerbietungen macht, die zurückgezogen werden, Kleinigkeiten zum Mittelpunkt treibt, das Wichtige verschleiert, etwas zu behaglich und mit falschen Betonungen breitgeschrieben, aber im ganzen bestand diese oszillierende Art und fand in der Tatsache ihren Grund, daß wir nicht so interessiert waren, wie wir taten, unser Interesse gar nicht wirklich bemessen hatten. Man kann da deutlich sehen, wohin eine Politik gerät, deren Leitstern unverankerte Begriffe sind, wie: „Demütigung", „Prestige", „unsere Vormachtstellung auf dem Kontinent" usw., eine Rabenschar, die sich auf jeden kahlen Baum setzen kann um zu krächzen. So spielten wir nur eine negative Rolle, nämlich, einer unmöglichen politischen Verfassung, wie sie in Marokko war, das zweifelhafte Leben ein paar Jahre noch zu fristen, sonst nichts, und in dieser gedankenlosen Negativität lag unser Mißerfolg von vornherein beschlossen, gegenüber dem positiven Ziel, das die Schritte Frankreichs leitete und ihm von selbst einen immer festeren Tritt gab.

Was wollten wir in der Tat in Marokko? Tardieu erzählt von Bülows Bemerkung: „C'est une occasion". Hielt man es für ein geeignetes Demonstrationsobjekt, um die Existenz Deutschlands in Europa fühlen zu lassen? Es ist für die Zukunft interessant zu überlegen, daß Marokko, unerreichbar von den Bewegungen einer noch so hohen Politik, seine eigene historische Bestimmung hatte. Hätte man ein unentschlossenes, kleinmütiges Frankreich gegenüber gehabt, ohne Hilfe von sich oder von anderen, Marokko wäre ihm den Weg entgegengegangen, den Frankreich zurückzulegen nicht den Mut gehabt hätte. Kein Sultan hätte es daran hindern können. Die geographische Basis war zu eindeutig und die ökonomische Seite, so beweglich heutzutage das Geld ist, dadurch entschieden. Unsere Politik konnte nichts anderes sein als künstlich, wenn wir Gleichberechtigung mit Frankreich erstrebten, sie konnte nur zerstörerisch sein, wenn wir es zu verhindern suchten in Marokko der Herr zu werden. Anstattdessen glaubte man mit formalen Genugtuungen, und das war Algeciras, gleichzeitig praktische reale Vorteile sich bereiten zu können, so schuf man in dem souveränen Sultan ein

politisches Phantom, und nahm an, die Wirklichkeit werde dieser allerdings einwandfreien staatsrechtlichen Konstruktion eines von allen Mächten, sogar Schweden, anerkannten Herrschers von selbst nachkommen!

Immerhin, diese erste Phase, in der die Politik allen Gründen voranging, um deren willen sie da ist, scheint weniger lehrreich als die zweite. Nach Algeciras nahmen die Franzosen Marokkos Unabhängigkeit einfach hin, und das sah nach einem Überwiegen des deutschen Standpunktes aus; die Ära der ungestörten ökonomischen Ausbreitung aller Völker Europas schien nun gekommen. Aber der unerwartete Erfolg trat ein, daß die ökonomischen Verhältnisse sich kaum besserten und ungemein unklar wurden. Es bestanden Gesellschaften, aber trotz aller Stipulierungen der jeweiligen Anteile der Nationen, wirkten sie nicht. Die Künstlichkeit, die erzwungene Unreife der politischen Situation machte sich geltend. Und die französischen Finanziers besaßen genug Urteil, um eine Taktik der besseren Zukunft zu treiben. Sie ließen sich in nichts ein, was gezwungen hätte, einmal vereinigte Interessen weiter zu verfolgen, bis Deutschland den politischen Ballast über Bord warf. Nichts ist interessanter, was diesem Verzicht folgt, der noch nicht genug die politische Neugründung Marokkos garantierte, die sich doch als eine absolute Notwendigkeit seiner wirtschaftlichen Erschließung herausgestellt hatte. Deutschland hoffte nun von diesem gemilderten „status quo" um so größere ökonomische Fortschritte, es gibt auch höchst befriedigende Konferenzen und eine Art Vertrag zwischen den Unterhändlern, aber auf eine wirklich entgegenkommende Note Deutschlands, die sich auf ihn beruft, schweigt dann plötzlich Frankreich während vier Monaten. Die versöhnende Manier, die nun eingeschlagen wurde, blieb ohne Wirkung, weil sie nicht tabula rasa machte. Deutschland hätte 1911, als Frankreich einem unhaltbaren Zustande endgültig ein Ende machen wollte, vielleicht geschwiegen, wenn es ökonomisch entschädigt worden wäre, das ist Albins Ansicht, aber das war nicht der Fall, und so revidierte Deutschland die ganze Lage durch den Coup d'Agadir und erzwang diesmal die Anerkennung seiner Rechte, um sie zu verkaufen. In diesem Moment waren wir wieder ganz militärisch, nachdem wir nach 1908 von einem kaufmännischen Eifer gewesen waren, der sich fast kompromittierte. Wir schlugen, damals, eine Teilung der staatlichen Unternehmungen in Marokko vor, die die Mitunterzeichner von Algeciras kaltstellte und gegen den Sinn des Vertrages war.

Man könnte nicht deutlicher sehen, welch komplizierte Sache ökonomische Interessen sind, wenn sie zur Angelegenheit zwischen Nationen werden. Obgleich sie das natürliche Band zwischen den Angehörigen verschiedener Völker zu sein scheinen, werden sie fatal, wenn sie das gemeinsame Objekt ihrer politischen Vertretung bilden. Man suchte in Deutschland politisch und doch rein ökonomisch zu denken, und diese „Realpolitik" war vielleicht die Wurzel aller Übel, sie nahm der politischen Aktion, die Bülow hatte, den natürlichen Schwerpunkt und wünschte die nationalen Gefühle zu kapitalisieren, die man früher benutzte, um loszu-

schlagen. Wir kamen im schimmernden Mantel, aber mit Ökonomie gefüttert, und drehten ihn kurzerhand um, als wir für den Glanz fürchteten. Wir isolierten das ökonomische Interesse, nachdem wir es vorher politisch gedeutet hatten, und erklärten uns damit unfähig der geschlossenen Wirkung einer Politik mit den ganzen Kräften der Nation. Es ist lohnend in der Tat, den Gang der Ereignisse auch hier zu verfolgen: wie sich Marokko, diplomatisch genommen, zu dieser allgemein politischen nationalen Bedeutung in den beiden Ländern verhielt.

Der Anfang der französischen Initiative in Marokko lag sicherlich in Motiven keiner breiteren Basis als der Burenkrieg von seiten Englands; da war eine Gründergruppe, ein modernes und sehr verstümmeltes Pendant zur ostindischen Kompanie, — die aber keine selbständige Politik treibt außer in Paris. Auf der anderen Seite die französische Regierung, die durch die persönlichen Interessen der reichen Leute, die in den Comités und Sociétés saßen, zugleich Frankreichs Wohl zu fördern überzeugt waren. Delcassé war ein harter, nach Pflichtermessen handelnder Administrator, und wenn er, als Deutschland die ganze Affäre unter dem Zeichen hoher Politik auffaßte, sich entfernen mußte, so war das mehr das Werk eines, von Prestigefragen weniger als von Finanzfragen berührten comité, für das „Arrangements“ der Weisheit höchster Schluß waren. Damals hatte es ganz recht. Es war gut, daß am Anfang der Krise Finanzleute in der Sache überall am Werke waren, und Rouvier war Ministerpräsident. Die Bankiers wollten zu Anfang die Verständigung, auf die die Beamten bei uns zuletzt kamen.

Es ist falsch zu sagen, daß 1905 Marokko in Frankreich eine nationale Angelegenheit gewesen sei, ein Ziel also, für das jeder sich verpflichtet gefühlt hätte seine Kräfte von persönlichen Zwecken abzuziehen und einem Unternehmen zur Verfügung zu stellen, das nur aus der Gesamtheit des Volkes vollbracht werden kann. Man hielt es im ganzen überhaupt für inopportun dem Geschäfte diese Wendung zu geben, und Delcassés rein „patriotische“ Auffassung der Sache galt mit Recht für verfrüht. Es sind, nach dem Buche Tardieus zu urteilen, keine Anzeichen da, daß die interessierten Geldgruppen sich prinzipiell jemals über diesen, nach unmittelbaren Profiten urteilenden Standpunkt hinaus begeben hätten, aber die Idee des großen Reiches in Marokko sickerte allmählich ein, und bis 1908 wuchs die Anziehungskraft, die der mögliche Machterwerb besaß, im Volke. Die geschäftlich unbeteiligte große Mehrheit des Landes erfüllte sich mit der reinen politischen Gesinnung Delcassés, und so wurde 1911 der Zug nach Fez möglich, der 1905 unpopulär gewesen wäre. Aber auch nach ihm ein Kampf der rein „businessmäßigen Betrachtung“ der Lage mit dem Willen zur nationalen Macht, dem der Inbegriff des Sieges die staatliche Unterwerfung sein mußte. Dieser Gegensatz lag zwischen Caillaux und de Selves — ein Kampf zwischen recht ungleichen Gehirnen, trotzdem endigte er mit dem Siege de Selves, und seiner raison d'état über die Klugheit Caillaux', der möglichst hinter den Kulissen ein kulantes Geschäft machen wollte, wie uns Albin anschaulich erzählt. Aber

dieser Moment gehörte durchaus Delcassés Ideen und seiner breiteren Behandlung der Sache, und das trug de Selves bei dem rigorosen Durchhalten seines extremen Standpunktes.

In der Tat, die innere Linie der Ereignisse in Frankreich bewegt sich aufwärts. Die Prestigefrage, in einem entscheidenden Sinne, wurde zuletzt und nicht als Abstraktum in die Debatte geworfen. Man machte diese nationale Politik nicht zum Geschäft, weil man das Geschäft nicht mehr zur Politik werden ließ, als es nötig war. Algeciras und alles, was damit zusammenhängt, ist freilich Politik, aber mehr symbolisch, und der eigentliche Prozeß der Politisierung war, daß sich Marokko in Frankreich zu einer volkstümlichen Angelegenheit auswuchs. Das phantasievolle Ziel: Macht zu erwerben, trug den Sieg über unsere Politik davon, die mit Grund nicht mehr auf sich nehmen konnte und wollte als Handelsinteressen, so sehr sie auch mit charmanteren Aspirationen angestrichen waren.

Hierin scheint für uns in der Tat die Schwere dieser ganzen Zeit zu liegen, und eine vorschnellere Retrospektive könnte hier Zeichen tragischer Verknüpfung entdecken. Es besteht ja in Deutschland ein großer Patriotismus der Handelsinteressen, und man hat sich gewöhnen wollen, Absatzgebiete als gleichwertiges Surrogat der Machterweiterung im totalen Sinne der „Mehrung des Reiches" zu betrachten. Aber doch, daß wir bei dem „Absatzgebiet" Marokko so harte Erinnerungen haben, liegt daran, daß wir unsere Kräfte nur zum Teil und in unbequemer Koordination spielen lassen konnten und wollten, daß es um einen Preis ging, der schwierig zu bestimmen ist — der mehr wert war, als die zahlenmäßig gewürdigte Arbeit einiger Hamburger Kaufleute, und weniger, als daß man mit gutem Gewissen darum hätte Blut vergießen dürfen. Es wurde an den Stolz und das Rechtsgefühl des Volkes appelliert, nicht ohne Grund, aber doch wiederum um einer Sache willen, die niemals die ökonomischen Opfer hätte rechtfertigen können, die jeder mit Vergnügen seinem Stolze als Deutscher gebracht hätte. Der war ununterbrochen im Spiele, aber er erfuhr, nicht wie er ausgespielt wurde, aber dem Resultate nach, die seine Herbeiwälzung — nicht hatte, gewisse Nüancierungen. Und diese Nüancierungen haben bis jetzt nur negative Bedeutung, weil viele Leute noch nicht sehen, daß sie unserem wahren Interesse entsprechen, das sich in Marokko gegen fast alle menschlichen Absichten durchsetzte. Die Situation war kompliziert und neu, von einigen Theorien, meist aus der falschen Ecke, nur spärlich erhellt, wir wollten keinen Krieg, aber kein Zweifel, daß unsere politischen Methoden noch von der Erinnerung an Zeiten lebten, zu denen er selbstverständlich hinter ihnen gestanden hatte. Daß es ohne ihn versucht wurde, ist ein Aktivposten der Regierung, aber sie verdarb den Text durch die Melodie. Dieser Text war jedenfalls neu, und zwang seine wirklich originalen Bedeutungen denselben Leuten erst auf, die nur geglaubt hatten, in ihm gewohnte Worte ein wenig umgestellt zu haben.

Die nationalen Gefühle bewegten sich schon seit Algeciras in absteigender

Linie, in einer paradoxen Verfassung langsam fortschreitender Verblüffung. Man wollte im Grunde nicht gern für Marokko einen Krieg anfangen, aber nach den angeschlagenen Tönen war man doch immerhin zu allem bereit. Es ist peinlich sich die Phasen vorzustellen, in denen es jedermann klar wurde, daß auf diese Bereitwilligkeit verzichtet werde. Bis, nach Agadir, die ganzen vorangegangenen Jahre der Aufregung mit allen kriegerischen Erregungen in nuce wiederholt wurden, zur wirkungsvollen Vorbereitung des absoluten Kollapses, nach dem 4. November, an dem der allgemeine Zorn des deutschen Mannes im Grunde weniger der angeblichen „Blamage" der Regierung galt, als dem Gefühle, selbst der Blamierte zu sein, an den man so häufig appelliert, den man aber nie in Anspruch genommen hatte, sodaß jeder einsah, daß er zu Unrecht strapaziert worden sei, und daß seinen Gefühlen kein anderer Abstieg mehr möglich war als ins Lächerliche.

In der Tat, wenn die Frage, um die es sich handelte, mit einem übertriebenen Aufwand von psychologischen und nationalen Momenten behandelt worden war, so konnte es nicht ausbleiben, daß ihre Lösung unter denselben unsachlichen Gesichtspunkten betrachtet und natürlich falsch beurteilt wurde. Es war gut und sogar tapfer, daß wir nicht Krieg anfingen, und, gegen eine europäische Koalition, wie sie nur Napoleon erlebt hat, haben wir 1911 immerhin auf der einzig möglichen Linie eine Kompensation durchgesetzt. Die Verschärfung der Triple-Entente in den letzten Jahren war wohl unumgänglich und ihr hätte, wenn es überhaupt möglich war, schon lange vor Marokko entgegengetreten werden müssen. Vielleicht gut, daß gerade Marokko, das nie eine Lebensfrage für uns war, die erste Probe über das Thema unserer rein wirtschaftlichen Expansion gegenüber dem mangelhaften Wohlwollen von Europa darstellte. Denn dies ist eben die „marokkanische Frage", wie weit sich Handelsinteressen, ohne jede Perspektive auf Gewalt, wie sie in Eroberung und Kolonisation beschlossen ist, überhaupt politisch behandeln lassen.

Es ist ja im ganzen unser Fall, daß wir geographisch sehr schlecht bestellt sind, und wir können weder China noch Persien, noch Südamerika nehmen. Kein einzelnes Absatzgebiet ist einen Krieg wert; was gebraucht wird, ist Ruhe und Sicherheit an sich, aber demgegenüber bleibt es wahr, daß die Welt der politischen Organisierung mindestens so bedarf als der kommerziellen, und daß die natürlichen Möglichkeiten anderer Nationen, die uns vielleicht in vielen Beziehungen unterlegen sind, viel größer sind als unsere eigenen, und daß diese Nationen darum, national genommen, Erfolge haben, die wir durchaus verdienten, die sie aber der leichteren politischen Anknüpfung da verdanken, wo für uns nur die kommerzielle Invasion möglich ist. Dieser politischen Komplikation unserer, fast gezwungenermaßen friedlich kommerziellen Interessen glaubte man lange in Berlin eine Politik des status quo entgegenstellen zu können. Dies Prinzip ist auch jetzt noch wirkungsvoll in der öffentlichen Meinung, die jedenfalls eifersüchtig über jede politische Bewegung der Welt wacht. Aber die Politisierung der Rolle Frankreichs in

Marokko war unumgänglich, sie stieg über alle grünen Tische und war durch keine Prozente zu berechnen. Nun liegt es ja in der Tat nahe, uns als die natürlichen Freunde des status quo, als des besten Mittels ökonomischer Gleichberechtigung zu präsentieren. Aber Marokko beweist, daß der ökonomische Fortschritt zugleich mit der politischen Reaktion gehemmt wird. Unser Interesse scheint also das zu sein, die Teilung der Welt möglichst zu beschleunigen, so daß das Feld ökonomischen Einflusses groß genug bleibt, um Eifersucht und Überkonkurrenz im politischen Lichte, das immer schädlich ist, möglichst zu zerstreuen, mit einem Worte, unser Interesse ist eine Politik möglichst schneller politischer Erschließungen aller der wirklichen und — imaginären Märkte der Welt, die durch politische Eifersucht jetzt gesperrt und sogar verdorben werden.

In Deutschland gibt es viele Leute, die noch im Innersten hoffen, wir bekommen einmal ein Viertel China oder Brasilien. Wenn man für solche imaginären Hoffnungen baufällige und dadurch lebensgefährliche Provisorien aufrecht erhält, so entstehen allzu leicht jene eigentümlichen Erhitzungen, in denen die unterbundenen Arbeitskräfte der Nation sich in Faustschlägen Luft machen. Wir können in der Vereinigung politischer Ansprüche, die sich wohl hintanhalten, aber nicht verneinen lassen, gar nicht freundlich genug sein, denn insgesamt haben wir nur ökonomische Interessen, Politik für Kaufleute, für die Sicherheit des Landes und ihre eigentliche politische Unbeteiligkeit doch das erste Interesse ist, wenn es auch vorübergehend für sie nützlich sein mag, aus der Toga eines Gesandten hervorzulugen.

Jedenfalls gibt diese Art politischer Initiative, in die wir ja immer mehr einzulenken scheinen, mehr Prestige als jene schwerfällig drohende, welche anderen Verantwortungen untersagt, welche wir selbst nicht bereit sind zu übernehmen. Das alles unter der Voraussetzung, daß man unsere nationale Stoßkraft für wesentlich kommerziell hält, und in ihr die große Tendenz unseres Auftretens in der Welt findet.

Dieses Programm klingt nicht sehr stolz? Aber es involviert nur, was die letzten 10 Jahre vollständig gezeigt haben, daß unsere Politik keinen Grund hat, extreme Mittel für wünschenswert zu halten, und die großen Effekte von der Addition individueller Leistungen erwarten muß, denen man nicht die Lasten falsch pointierten nationalen Ehrgeizes zumuten darf.

Das ist eine Grundlinie, sicher die wichtigste. Aber damit ist nicht gesagt, daß das Kongo-Abkommen ein zufälliges Anhängsel ist. Unsere Kolonien, ohne daß sie für unser nationales Wohl je entscheidend werden können, besitzen natürlich Erweiterungsmöglichkeiten, und hier sollte ein kolonisatorisches und politisches Fortschreiten das Nebenprodukt unserer kommerziellen Politik werden, deren ausgleichender, fast übermenschlich unparteiischer Sinn eines Gegengewichtes bedarf. Der Mechanismus, der dafür spielen müßte, ist eine Frage an sich. Es wird

jedenfalls überall in der Welt empfunden, wenn es auch an manchen Stellen zum guten Ton gehört, es nicht einzugestehen, daß unsere Energie sich nur zum allgemeinen Unheil beschränken ließe, und über unsere kommerzielle Kraft hinaus besteht noch ohne Zweifel ein Überschuß, mit dem Marokko gelehrt hat zu rechnen, — uns und andere.

Dr. Chr. D. Pflaum: Die neue Lebenskraft des Dreibundes.

Im Augenblick einer bedeutsamen, in ihrer ganzen Tragweite noch kaum zu übersehenden Wendung der politischen Verhältnisse in Nordafrika und im europäischen Orient über den alten, sich demnächst verjüngenden Dreibund zu schreiben, ist nicht unbedenklich. Italien nennt dank dem heutigen Frieden mit der Türkei ganz Libyen sein eigen, aber zur Eroberung Libyens und zur Sicherung des neuen Besitztums nach außen bleibt Italien noch viel zu tun. Welche Aufgaben sodann der balkanische Krieg Italien und noch mehr Österreich-Ungarn stellen wird, und wie bei der Lösung dieser Aufgaben beide Mächte ihr Einvernehmen zu erhalten oder wiederherzustellen vermögen, läßt sich ohne Prophetengabe auch noch nicht sagen. Und doch handelt es sich, was das bestehende Gleichgewicht der politischen Besitz- und Machttitel im nahen Orient betrifft, um die bisherige Hauptvoraussetzung des Bundesverhältnisses zwischen Italien und Österreich-Ungarn, das auch künftig ohne eine freundliche Verständigung über die wechselseitigen Orient-Interessen nicht zu denken ist.

Es ist zum Glück ein sicherer Anhalt für das Vertrauen auf eine solche Verständigung gegeben. Österreich-Ungarn und Italien sind sich seit Jahren einig und haben schriftlich festgelegt, daß keines von beiden die Küste Albaniens ganz oder teilweise in seinen Besitz nehmen dürfe, und daß Albanien, wenn es nicht mehr türkisch sein könne, einen selbständigen Staat in bereits genau umschriebenen Grenzen bilden solle. Man darf annehmen, daß die Albanesen, die so oft und erst vor kurzem wieder eine so starke Probe ihres Nationalitätsbewußtseins gegenüber den Ottomanen gegeben haben, entschlossen und stark genug sein werden, um ihr Territorium und ihre politische Zukunft auch gegenüber den Montenegrinern oder anderen bereits staatlich organisierten Balkanvölkern zu salvieren. Damit wäre, wie immer der Balkankrieg im übrigen ausgeht, für Italien und Österreich-Ungarn Albanien außer Frage. Wenn auch

Österreich-Ungarn dank seinem Protektorat über den christlichen Teil der Albanesen und dank seiner langjährigen stetigen Arbeit „kultureller Durchdringung“ Albaniens hier einen öffentlichen Einfluß besitzt, dem gegenüber konkurrierende Bemühungen Italiens nur schwer aufkommen, so ist und bleibt doch unter politischem Gesichtspunkte allein maßgebend, daß die östliche Küste des Adriatischen Meeres militärisch von keinem von beiden Reichen genutzt werde und damit der Zugang ins Mittelmeer aus der Adria und der Rückweg keinem von beiden verschränkt werden könne. Das schließt nicht aus, daß Verhältnisse im Mittelmeer, auf die wir später zu sprechen kommen, Österreich-Ungarn und Italien ein Übereinkommen geraten erscheinen lassen, kraft dessen sie gemeinsam in beider Interesse unter Umständen den Zugang zur Adria gegen dritte Mächte militärisch sperren.

Einen Berührungspunkt haben Italien und Österreich-Ungarn aber auch bereits in bezug auf Mazedonien. Er verdient um so sorgfältigere Beachtung, als hier die Divergenz der Strebungen besonders augenfällig ist. Es ist bekannt, daß der Bündnisvertrag Italien und Österreich-Ungarn auf die Erhaltung des status quo in Mazedonien und für den Fall der Unmöglichkeit der weiteren Erhaltung des status quo auf Vereinbarung neuer Richtlinien des bezüglichen Verhaltens verpflichtet. Wir haben im Verlaufe des italienisch-türkischen Krieges gesehen, mit welcher Sorgfalt Italien alles vermieden hat, was Umwälzungen Mazedoniens herbeiführen oder begünstigen konnte, und wir haben erst kürzlich in der, von der unbedingten Zustimmung Italiens begleiteten diplomatischen Initiative Österreich-Ungarns zugunsten einer Verwaltungsreform der europäischen Türkei die Probe erhalten, daß auch Österreich-Ungarn nach bestem Vermögen die bisherige Territorialordnung zu stützen bedacht gewesen ist. Wenngleich nun das geäußerte Programm der vier Balkanstaaten, welche die Türkei jetzt bekriegen, nicht die Aufteilung Mazedoniens unter sie enthält, sondern nur die Durchsetzung von Reformen unter Fortbestand der türkischen Herrschaft über Mazedonien, so ist doch allgemeines Geheimnis, daß die vier Balkanstaaten die Aufteilung Mazedoniens unter sich bereits grundsätzlich und mit einigen Vorbehalten auch konkret vereinbart haben. Wird nun die Türkei ihrer Angreifer Herr, dann sind deren Absichten ohne weiteren Belang. Unterliegt aber die Türkei und vermögen die Balkanstaaten das türkische Gebiet einzunehmen und besetzt zu halten, dann besteht kein Zweifel, daß sie nicht gewillt sein werden, es wieder zu räumen, selbst wenn das mehr oder minder volltönige europäische Konzert es heischt. Denn dieses Konzert kann wohl tönen, kreischen, donnern, aber niemand durch Gewalt zwingen. Einen Zwang vermöchten allein einzelne Großmächte auszuüben, und für diese bestände natürlich nur dann zureichende Veranlassung, die Unkosten auf sich zu nehmen, wenn ihre Sonderinteressen dabei einen entsprechenden Vorteil erführen. Da Deutschland und England selbst beim besten Willen nicht als Exekutoren gegen die Balkanstaaten fungieren könnten, da Frankreich seine Kriegsschiffe und Soldaten diesem Zwecke zu widmen schwer-

lich geneigt sein kann, so kämen überhaupt nur Rußland, Italien und Österreich-Ungarn in Frage. Rußland sieht aber aus mannigfachen sentimentalen und nationalen Gründen die Verwirklichung der Wünsche der Balkanstaaten gar nicht ungern und fühlt sich ganz gewiß nicht berufen, ihnen gewalttätig entgegenzutreten. Was Italien betrifft, so streiten sich gewissermaßen zwei Seelen in seiner Brust. Die eine gebietet die Erhaltung der europäischen Türkei in Verfolg eines weisen konservativen Grundsatzes und aus betätigungsbedürftigem Wohlwollen für den geschlagenen, aber sehr schätzbaren und vielumworbenen bisherigen Gegner. Die andere möchte aus Liberalismus und Mitgefühl für nationale Strebungen sowie in Konsequenz früherer Bekenntnisse italienischer Regierungsvertreter den Balkanstaaten die Verwirklichung ihrer Wünsche freigeben, zumal ihr Bündnis bezeugt, daß sie sich untereinander zu einigen wissen und aus eigener Kraft zum Ziele zu gelangen vermögen. Während dabei für Italien auch ins Gewicht fällt, daß seine moralischen und kommerziellen Interessen, also die einzigen, die es auf dem Balkan hat, im großen ganzen bei den vier Balkanstaaten nicht schlechter fortkommen als bei der Türkei, ist es im Gegenteil für Österreich-Ungarn von vornherein feststehend, daß die vier Balkanstaaten oder wenigstens der eine und andere von ihnen ein Hemmnis seiner vitalen Erfordernisse sein werden, wo die Türkei es nicht gewesen ist bezw. sein würde. Es wäre somit allein Österreich-Ungarn, das den Balkanstaaten mit Entschiedenheit in den Weg zu treten Grund hätte, — — gesetzt, daß die Balkanstaaten nicht spontan den österreichungarischen Erfordernissen Genüge zu tun sich bereit finden. Worauf es Österreich-Ungarn hauptsächlich ankommt, das ist, daß der Sandschak Novi-Bazar kein Bestandteil eines serbisch-montenegrinischen Einheitsstaats oder Serbiens oder Montenegros werde, daß er also türkisch bleibe oder, wenn das nicht mehr angängig ist, in Österreich-Ungarn einverleibt werde; des weiteren, daß über den Sandschak hinaus ein möglichst kurzer Weg zum Ägäischen Meere, also am besten der nach Saloniki, frei bleibe. — Hieraus geht hervor, daß sich Österreich-Ungarn und Italien, wenn sie wollen, ohne Schwierigkeit und mit beiderseitigem Nutzen zusammenfinden können in der Aufrechterhaltung des territorialen status quo in Mazedonien. Wenn sie das aber nicht wollen, wenn Italien es vorzieht, die Balkanstaaten gewähren zu lassen, und wenn diese ihrerseits der Macht und den natürlichen Interessen Österreich-Ungarns die besagten Zugeständnisse machen, — wäre da ein Grund zur Zwietracht zwischen Italien und Österreich-Ungarn? Meines Erachtens, nein. Denn wie der jahrzehntelange Besitz des Sandschaks seitens Österreich-Ungarns Italien nicht im mindesten gestört hat, so würde es auch ein neuerlicher Besitz nicht tun; und wenn Österreich-Ungarn den Weg nach Saloniki findet, so kann Italien, das solchermaßen von seinem Partner in der Adria bedeutend entlastet würde, gut und gern der letzte sein, der sich dagegen auflehnt.

Wie es auch kommen möge, es fehlt, wie wir gesehen haben, der Grund, um an eine künftige Übereinstimmung der Gesichtspunkte beziehentlich einen Aus-

gleich der Interessen Italiens und Österreich-Ungarns nicht zu glauben. Es bedarf nur der rechtzeitigen und aufrichtigen Fühlungnahme beider Regierungen, die auch den Schein von Überrumpelungsabsichten ausschließt, um den Fortbestand des wechselseitigen Vertrauens auch in Orientangelegenheiten unter allen Umständen zu erhalten.

Man könnte einwenden, daß Italien durch gesonderte Vereinbarungen mit Rußland betreffend den Balkan nichts weniger denn Zuversicht zu den Absichten Österreich-Ungarns bekundet habe. Der Einwand hat viel für sich. Die Vereinbarungen Italiens mit Rußland gehören indes zu der Kategorie der sogenannten Rückversicherungen, von denen Deutschland gleichfalls in Abkommen mit Rußland das erste Beispiel gegeben, ohne daß Deutschlands Verhältnis zu Österreich-Ungarn an Intimität und Ersprießlichkeit dabei dauernd eingebüßt hat. Des weiteren ist zu bedenken, daß die italienisch-russischen Vereinbarungen den status quo zur Voraussetzung haben und Eventualitäten der Änderung des status quo nur insofern berücksichtigen, als Österreich-Ungarn den Anstoß zu ihnen geben würde. Im Hinblick auf den status quo haben wir also substantiell eine volle Übereinstimmung Italiens, Rußlands und Österreich-Ungarns. Im Hinblick auf eine Änderung des status quo, wie sie der Krieg der Balkanstaaten gegen die Türkei mit sich bringen kann, hat sich Italien mit Rußland nicht die Hände gebunden und seine Verständigung mit Österreich-Ungarn nicht präjudiziert. Ja, ich möchte glauben, daß für diesen Fall Italien einen etwaigen Kontrast Österreich-Ungarns und Rußlands zu beheben geneigt und vorzüglich befähigt wäre, indem es, sagen wir, bei Österreich-Ungarn eine Kompensierung Rußlands befürwortet, wie sie namentlich in der Zustimmung zu der Durchfahrt russischer Kriegsschiffe durch die Dardanellen läge, in bezug auf die Italien für sein Teil im Gedenken an die wohlwollenden Bemühungen Rußlands um den Friedensschluß Italiens mit der Türkei Rußland gern zu Willen wäre.

Im allgemeinen läßt sich sagen, daß der Dreibund in seiner äußeren Geltung, in seinem inneren Zusammenhalt und in seiner Entwicklungsfähigkeit nicht nur nicht zu verlieren, sondern viel zu gewinnen hätte durch das Einvernehmen der drei Verbündeten mit Rußland in den konkreten politischen Angelegenheiten. Es würde hier zu weit führen, das näher auseinanderzusetzen; vielleicht übernimmt es schon eine nahe Zukunft, das durch Tatsachen zu veranschaulichen. Hier genüge die Bemerkung, daß der Dreibund, der wie jede einfache oder komponierte Wesenheit einer markanten, durch Abweichung oder Gegensatz zu anderen Wesenheiten belebten Eigenphysiognomie nicht entraten kann, sie durch die Fühlungnahme jedes seiner drei Glieder mit Rußland gegenüber der Triple-Entente nicht einbüßen würde, denn für ein mehr als zureichendes Quantum von Abweichung und Gegensatz sorgen schon Frankreich und England.

Gerade Frankreich und England sind es, an denen sich meines Erachtens die neue Lebenskraft des Dreibundes zu erproben haben wird. Wie bekannt, ist der

Dreibund eine defensive Veranstaltung und wird es bleiben. Nicht er ist es also, der es irgendwie auf eine Provokation anlegen oder sonstwie Händel suchen könnte. Er muß aber mit der Möglichkeit, provoziert zu werden, rechnen und seinen Plan haben, um im Interesse aller drei und jedes einzelnen der Bundesglieder exakt, stark und mit höchsterreichbarem Erfolge auf jede Provokation reagieren zu können.

Ich lasse dahingestellt, wo und wie eine englische oder französische oder englisch-französische Provokation eines Gliedes des Dreibundes einsetzen könnte. Es genügt vorauszusetzen, daß sie eines der drei angehen würde, um sogleich alle drei zu engagieren, — — wenn sich alle drei hierzu verpflichtet hätten. Indessen haben sowohl Österreich-Ungarn wie Italien nach den bisherigen Stipulationen keine Verbindlichkeit gegen England. Das erklärt sich daraus, daß bei der letzten Erneuerung der Bundesbeziehungen das Verhältnis Englands zu Frankreich noch nicht den Charakter angenommen hatte, den es heute hat, und daß damals die Überlegenheit der englischen Flotte und des englischen Machtworts noch so gewaltig war, daß Italien und Österreich-Ungarn weder einzeln noch gemeinsam nötigenfalls sich Englands hätten erwehren können. Für Italien kam hinzu, daß es mit England und mit Frankreich Verträge eingegangen war, welche die Verteilung der afrikanischen Mittelmeerküste betrafen, Verträge, die sich Italien ersparen mochte, aber Deutschland selbst ihm anriet, ahnungslos, daß hier jener peinliche innere Widerspruch der italienischen Politik begründet wurde, der auf der Konferenz von Algeciras so bedenkliche Früchte zeitigen sollte.

Heute liegen die Dinge so, daß die Verträge Italiens mit England und Frankreich betreffend die afrikanische Mittelmeerküste dank dem Kriege Italiens mit der Türkei und dem Frieden von Lausanne nunmehr — ich bediene mich hier eines Ausdrucks des italienischen Ministerpräsidenten Giolitti — vollständig liquidiert sind, und daß Italien England und Frankreich gegenüber die Hände völlig frei hat. (Auch Grenzfragen auf afrikanischem Gebiete sind nicht mehr zu regulieren, und eine Vereinbarung zu wechselseitiger Unterstützung gegen die mohamedanischen Eingeborenen, von der man gesprochen hat, scheint mir mehr Bedenkliches, als eindeutig Nützliches zu bieten.) Des weiteren sind die englischen Flottenstreitkräfte relativ bedeutend zurückgegangen und längst nicht mehr zureichend, um die englische Suprematie zugleich im nördlichen und im südlichen Meere zu gewährleisten. Die französische Seemacht hingegen ist zwar ansehnlich, aber aus verschiedenen Gründen nicht gefürchtet genug, und indem sie nächst England oder vielmehr heute wegen der englischen Unzulänglichkeit die Rolle der Beherrscherin des Mittelmeers in Anspruch nimmt, akzentuiert sie in Italien und in Österreich-Ungarn das Bewußtsein der eigenen Macht auch zur See und der Pflicht, die eigene Geltung zur See nicht bloß zu decken, sondern auszugestalten. Zudem: wenn überhaupt die Rolle des Beherrschers des Mittelmeers irgendwem zukommt, so ist wohl durch geographische Lage, Geschichte und ethnische Kraft

Italien hierfür indiziert. Gehen die Interessen Österreich-Ungarns und Italiens parallel im Hinblick auf Dritte, die eine Suprematie im Mittelmeer für sich begehren und vorbereiten; entspricht es des weiteren den Interessen beider, daß die Kräfte dieser Dritten möglichst viel und möglichst fest anderweit, d. h. durch Deutschland, gebunden werden, so liegt nichts näher als die bündnisgemäße Systematisierung auch der Seestreitkräfte Deutschlands, Österreich-Ungarns und Italiens gegen jedweden Feind. Erst so würde der Dreibund ein geschlossenes Ganzes von gewaltiger Kraft. Der Kräftige, dessen Kraft anschaulich ist, bildet nicht bloß ein Element, sondern das Fundament des Friedens. Will man ihm aber den Krieg aufnötigen, dann ist er der Sieger, und die positiven Früchte des Sieges können nicht ausbleiben und sind reich.

Doch wird man mir entgegenhalten, daß der Parallelismus und die Identität maritimer Interessen Österreich-Ungarns und Italiens noch nicht zureichende Voraussetzungen sind für eine einheitliche Zusammenfassung der Seestreitkräfte beider. Allerdings: der jahrelange, in geschichtlichen Daten und wechselseitigen Beargwöhnungen wurzelnde Gegensatz und Wetteifer in beider Seerüstungen läßt sich nicht leugnen. Aber die eingangs besprochene negative und positive Übereinstimmung in bezug auf den Balkan; das beiderseitige Interesse an der Freiheit des Überganges von der Adria zum Mittelmeer und umgekehrt, sowie die durch Einvernehmen überaus leicht werdende gemeinsame Schließung der Adria gegen dritte; die neue große, indes noch schwierige Stellung Italiens im Mittelmeer; die Unzulänglichkeit der Seestreitkräfte des einen und der des anderen vereinzelt gegenüber denen des eventuellen Feindes in Ansehung der wahrscheinlichen, um nicht zu sagen: sicheren, Überlegenheit der vereinten Seestreitkräfte des einen und anderen; endlich das Fehlen eines gemeinsamen Objekts des Begehrens über See und die Aussicht auf Vorteile für jeden von beiden nach gemeinsam errungenem Siege, — dies alles erscheint mir mehr als zureichend, um ein positives Zusammenwirken Italiens und Österreich-Ungarns zur See herbeizuführen. Im übrigen ist daran zu erinnern, daß vor ein paar Jahren sowohl im österreich-ungarischen gemeinsamen Parlament wie in der italienischen Deputiertenkammer von Vertretern der Regierung ausdrücklich erklärt worden ist, daß die beiderseitigen Kriegsflotten nicht nur nicht in gegensätzliche Beziehung zu stellen seien, sondern vielmehr jeder von beiden erwünscht sei, die andere blühend und stark zu sehen. Seither sind hüben und drüben von mehr und minder maßgebenden Persönlichkeiten öffentlich viele Worte gesprochen worden zugunsten eines Zusammenwirkens Österreich-Ungarns und Italiens im Mittelmeer. Wäre nicht die Bestreitung der Kosten eines den Zielen und Plänen solchen Zusammenwirkens im großen Stil entsprechenden Flottenbaus so empfindlich, dann hätte diese Auffassung noch mehr Boden gewonnen. Immerhin ist es doch wohl eindeutig bezeichnend, daß heute in Italien, wo man sich, genau besehen, am meisten sträubte gegen die Anerkennung Österreich-Ungarns als Mittelmeermacht, kaum noch etwas in diesem Sinne ver-

nehmbar ist und Fachleute nur noch darauf Wert legen, daß in Anbetracht der geographischen Gegebenheiten Italiens Flotte gegenüber derjenigen Österreich-Ungarns nicht geringere Stärke habe wie $1^1/_2$ zu 1.

Es ist demnach darauf zu rechnen, daß der 1914 ablaufende, 1 Jahr zuvor zu erneuernde, höchstwahrscheinlich aber wegen der neuen Mittelmeerverhältnisse schon binnen kurzem erneuerte Bündnisvertrag erstens Österreich-Ungarn und Italien über das bisher vertragsgemäße wechselseitige Neutralitätsverhältnis hinaus führt zur eventuellen Aktionsgemeinschaft ihrer Kriegsflotten im Mittelmeer und zweitens eine klare, feste und erschöpfende Systematisierung aller fundamentalen äußerpolitischen Interessen und aller zu ihrer Deckung verfügbaren Kriegsmittel der drei Verbündeten bringt. Nur wenn das geschieht, kann sich jeder der Verbündeten sicher fühlen und wird jeder von ihnen im eigenen Interesse wie in dem der Bundesgenossen alle zweideutigen Verhältnisse meiden.

Bei der politischen Reife, welche die Staaten des Dreibundes erlangt haben, werden sie sich in politischen Dingen von der klaren vernunftgemäßen Berechnung und von den Normen der eingegangenen Verträge bestimmen lassen. Damit erhält das Bündnis aber noch nicht das Maximum seiner Lebenskraft, damit erhalten im besonderen die täglichen Beziehungen der Verbündeten noch nicht die ganze Annehmlichkeit und Ersprießlichkeit, die sie haben können und darum sollen. Es bedarf, um auch dies zu erreichen, wechselseitigen Vertrauens, Wohlwollens, Verstehens, Hochachtens. Es sind da nicht allein und heutzutage bei weitem nicht in erster Linie die Regierungskanzleien, auf die es hierbei ankommt. Auch für sie, sowohl in Berlin wie in Rom wie in Wien, gab es freilich in den letzten Zeiten nur zu oft Anlaß, „pater, peccavi" zu rufen. Vielmehr ist es die Öffentlichkeit in den verschiedenen Ländern und ihr Ausdruck, die Presse, welche von ihr vielfach eigenem selbstgerechtem, vermeintlich überlegenem, schulmeisterlichem Beurteilen des bundesgenössischen Volkes ablassen und sich zu möglichst sympathischem Verstehen durchfinden sollte. Man darf hoffen, daß das geschieht, denn die letzten Zeiten waren eine gute Schule.

Die Kräfte der drei Partner des Dreibundes haben höchst bedeutenden Zuwachs erfahren. Italien hat in seinem Kriege mit der Türkei um Libyen ein geläutertes, hochstrebendes National-, Staats- und Kulturbewußtsein von bewundernswerter Festigkeit und Bestimmtheit an den Tag gelegt und wirtschaftliche, finanzielle und militärische Tüchtigkeit bewiesen, die Europas Erwartungen weit überstieg. Italien kennt seine neuen Aufgaben militärischer Natur namentlich zur See und ist gerüstet, um ihnen zu genügen. Für Österreich-Ungarn gilt das gleiche. Es hat nicht nur alle Propheten seines Zerfalls infolge der Kontraste der Nationalitäten längst Lügen gestraft, sondern im Gegenteil einen einheitlichen, klaren und starken Willen zu äußerpolitischer Selbstbehauptung offenbart, den alle Welt sorgsamst in Rechnung zu stellen bedacht ist. Deutschland endlich hält fest

an seiner weltpolitischen Stellung und besitzt nunmehr die Machtmittel, um sie zu gewährleisten.

Drei Mächte von solcher Art nach klaren, großzügigen Kriterien aufrichtig vereint, stellen eine Kraft dar, wie sie die Welt noch nicht gekannt hat, eine Kraft zugleich, die dank dem friedliebenden, gerechten und dem Kulturfortschritt ergebenen Edelsinn ihrer Leiter der Welt nur zum Segen gereichen kann.

Rom, 15. Oktober 1912.

Dr. Pflaum.

N. Freiherr von Stetten: Der kriegerische Balkan.

Im politischen Werdeprozeß des nahen Ostens vollzieht sich unverkennbar deutlich — eine gewaltige Verschiebung der Einflüsse. Die europäischen Großmächte, die ehedem bestimmend und regulierend eingriffen, verlieren sichtlich an Boden, teils weil sie untereinander uneinig Sonderinteressen verfolgten, teils auch weil die kleinen Gegner der Türkei, die Balkanstaaten, kulturell und national in rascherem Tempo erstarkten, als das osmanische Reich, dessen Ansätze zur Wandlung in einen modernen Staat immer wieder stecken blieben. So schicken sich denn die Balkanstaaten an, die Regulatorrolle zu übernehmen und über das Los der Türkei entscheiden zu wollen. Gegen diese Ausschaltung der Großmächte erweist sich die Ableierung des akademischen Leitmotivs, vom unbedingt zu erhaltenden Status der Türkei, als bedenklich wirkungslos. Die Tatsache, daß sämtliche Balkanstaaten plötzlich und überraschend, allen diplomatischen Warnungen zum Trotz, ihre Wehrkräfte mobil gemacht haben, um eine extrem gehaltene, nur für eine niederbruchsreife Türkei annehmbare Forderung nach Autonomie der Wilajete von Mazedonien und Adrianopel unter Kriegsandrohung zu stellen, richtet sich ebenso sehr gegen Europa, als gegen die Türkei. Man mag sie deuten und drehen, wie man will, — sie ist die Emanzipation des Balkans von der Vormundschaft der Großmächte, ist eine Niederlage der Alten durch die Jungen. Zur Stunde, da ich dies schreibe, erscheint die gleichzeitige Mobilmachung von Bulgarien, Serbien, Griechenland und Montenegro gegen die Türkei, nachdem der Krieg nur von letzterem erklärt ist, allerdings mehr als eine geschickt inszenierte Druckdemonstration, die der politischen Welt zeigen soll, wie man Reformen von der Türkei erzwingt — im Gegensatz zu der unzulänglichen Methode der Großmächte. Bleibt es bei der Demonstration, so ist sie nach ihrer Mache, nach dem überraschenden Moment der ad hoc hergestellten

Schein-Einigkeit der rivalisierenden Balkanstaaten, eine Leistung, welche diese Gesellen zu Meistern macht, ein Meisterstück. Wird jedoch, wie es den Anschein hat, Krieg daraus, wird die zweifellos noch vorhandene, latente Kraft des Türkentums entfesselt, dann sinkt die Komödie zu einem tollen Wagnis herab.

Ein genauer Kenner der Balkanverhältnisse, der die Tiefe der trennenden Momente unter den heute in Einigkeit zu den Waffen gerufenen Balkannationaliten zu bewerten weiß, wird in der chronologischen Folge der Mobilmachungen schon ein Anzeichen der Gefährlichkeit des Unternehmens für die Angreifer erblicken. Bulgarien, der stärkste, vorgeschrittenste und zumeist an der Reformennot im Türkischen beteiligte, machte den Anfang. Die politischen Ansprüche Bulgariens sind die weitgehendsten und greifen einschneidend weit in jene der Serben ein. Ein zukünftiges Großbulgarien kann kein starkes Serbien neben sich dulden. Die zutage getretene, vielfach verblüffende Einigkeit in der Mobilmachung beruht daher weder auf zukunftssichernden Traktaten und Bündnissen, sondern ist einzig und allein eine Reflexerscheinung nach der bulgarischen Bereitstellung zum Krieg, um unter allen Umständen mit dabei zu sein, mitzusprechen. Ein Produkt berechtigter Besorgnis, bei etwaigen Erfolgen zu kurz zu kommen, von Bulgarien, als Sieger, an die Wand gedrückt zu werden und damit seine Zukunftsaspirationen endgültig gescheitert zu sehen. Auch Griechenland und Montenegro haben sich aus den gleichen Beweggründen beeilt, mit von der Sache zu sein.

Das ist der Kern der Einigkeit. Einer Einigkeit, die in dem Augenblick verpuffen würde, wenn Bulgarien als kräftigster, den Hauptkampf bestreitender Teil seine Ansprüche durch kriegerische Erfolge territorial geltend machen wollte.

Da Bulgarien in der jetzigen Krise unstrittig die Führspitze hat, ist es gewiß von Interesse, die Motive klarzustellen, die den politisch vorsichtigen König Ferdinand, der die äußere Politik seines Landes absolutistisch lenkt, bewogen haben können, gerade den jetzigen Zeitpunkt zu wählen, bis zur ultima ratio zu gehn. Es ist zweifellos, daß schon unter dem verkrachten jungtürkischen Regiment, welches mit großen kulturellen Reformansätzen begann und damit den Anklagen und Forderungen der Balkanstaaten zugunsten ihrer schlecht behandelten Brüder den Boden entzog, sich dann aber doch nur als politische Partei auswuchs, im letzten Stadium umschwenkte und sich wieder auf das eigentliche islamitische Türkentum zu stützen suchte, in der mazedonischen Provinz die Behandlung der christlichen Bevölkerung wieder ganz auf den hamidischen Tiefstand von ehemals herabsank. Ja — in gewisser Hinsicht noch verschlechterte, da sich eine reaktionäre Strömung im islamitischen Teil, der nun wieder von Regierungs wegen zum Zug kam, eine Tendenz zur Unterdrückung des inzwischen gewachsenen Selbstgefühls der mazedonischen Christen fühlbar machte. Dazu traten noch die

finanziellen Schwierigkeiten der Türkei, die durch den Krieg mit Italien so weit stiegen, daß Militär- und Zivilbeamte in der Provinz — ganz wie unter Abdul Hamid — unbezahlt blieben, demnach wieder zum alten System der Erpressung ihres Unterhalts aus der Bevölkerung griffen — kurzum Wirkung und Gegenwirkung, Mißhandlung, Rechtsbeugung und Ungerechtigkeit auf der einen Seite und Widerstand, auswärtige Propaganda, Anschläge auf der andern — wie früher das mazedonische Feuer wieder anbliesen.

Die weitgehenden Zugeständnisse, welche die türkische Regierung, die des äußeren Krieges wegen inneren Frieden brauchte, an die Albaner machen mußte, erhöhten noch die Unzufriedenheit der Mazedonier. Die Großmächte brachten es inzwischen zu keiner volleinigen Druckaktion, wie sie diese heute in zwölfter Stunde noch zur Erhaltung des Friedens versuchen, damals wohl aus schonender Zurückhaltung, die ohnehin durch den Tripolis-Krieg bedrängte Türkei nicht allzu sehr zu vergrämen.

Die landläufige Erklärung für den Entschluß König Ferdinands geht dahin, daß er der Überspannung des bulgarischen Volkswillen nicht mehr stand zu halten wußte. Das ist ein Irrtum. Die Straße von Sofia, die vielen, brotlosen Mazedonier in Bulgarien schreien seit 10 und mehr Jahren bei jedem Anlaß nach Krieg. Aber sie haben es niemals vermocht weder die politische Klugheit des Königs zu überrumpeln, der zwar den systematischen Ausbau der bulgarischen Wehrmacht in der gleichen Tendenz wie die mazedonischen Schreier betrieb, aber zu warten versteht, noch die bulgarische Volksmehrheit mit sich fortzureißen. Denn das blutarme Anfangsbulgarien hat einen gewissen Besitzstand, einen Grad von Wohlhabenheit erreicht, welcher der Neigung zu abenteuerlichen Wagnissen entgegenwirkt. Es bliebe also nur als Schlüssel zur Erklärung der Kriegslust des Zars der Bulgaren übrig, daß dieser die Überzeugung oder Meinung gewonnen habe, die Türkei sei reif zum Niederbruch. Erwähnt, aber nicht vertreten, sei die vielfach geglaubte Version, Italien habe König Ferdinand den Entschluß suggeriert, um die Türkei friedensgeneigt zu machen. Tatsächlich ist ja ein Friedensschluß unter dem Druck des Mobilmachungsrummels im italienischen Sinne zustande gekommen. Anzunehmen aber ist, daß der auf Bewurzelung seiner Dynastie ängstlich bedachte Koburger am bulgarischen Thron sich zu einem solchen Vabanquespiel für fremde Rechnung nicht verleiten ließ.

Daß die Türkei heute — bei ungebrochener Armeekraft, bei der durch die islamitische Reaktion geförderten Konzentration ihrer latenten Kräfte, bei der sicheren Voraussetzung, daß jedes Spekulieren auf Unbotmäßigkeit der Albaner verfehlt wäre (die Zeitungsmeldungen, daß albanische Führer mit Bulgarien liebäugeln, sind sehr cum grano salis aufzunehmen) — noch durchaus nicht reif ist für den Eintritt der türkischen Schlußkatastrophe, kann kein objektiver Beobachter des Osmanentums leugnen. Einen Stoß gegen eine genügend widerstandsfähige Türkei, selbst bei Kooperation aller in Betracht kommenden Türken-

gegner (die übrigens militärisch unmöglich ist) zu wagen, sollte logischerweise vor allem Bulgarien, des hohen Einsatzes wegen, nur dann riskieren, wenn die Mächte oder mindestens Rußland der bulgarischen Angriffspolitik garantieren würden, bei militärischen Mißerfolgen, die Integrität des bulgarischen Besitzstandes unter allen Umständen zu wahren.

Hierin also liegt noch ein Zipfel an Macht der Großmächte, hierin die Möglichkeit für Europa, den Frieden am Balkan in letzter Stunde zu erzwingen und den schwindenden Einfluß der Mächte wieder herzustellen.

Noch sind die Mobilmachungen nicht der gefürchtete Orientkrieg. Noch sind sie ein Drohversuch zur Erreichung von Reformen. Daß jedoch die Türkei die extreme Autonomieforderung, welche die Autonomie der mazedonischen Wilajete und jenes von Adrianopel unter ausländischen Gouverneuren, dann die Mitkontrolle der Balkanstaaten über die Reformendurchführung begehrt, aus Existenzgründen derzeit absolut nicht gewähren kann, ist klar, schließt aber nicht aus, daß die Türkei mindestens jene Reformen sofort zusichert, welche das jungtürkische System vorsah. Bestehen die Balkanstaaten auf ihren überspannten Forderungen, die nur mehr eine Rumpftürkei übrigließen, dann müssen die Waffen entscheiden. Europa vermag dann noch immer sein verlorenes Prestige wiederzugewinnen, wenn es dem Kampf gänzlich fernbleibt.

Major a. D. Georg Postel: Die deutschen Kaisermanöver.

Unter den zehn Programmpunkten, die Paul Lindau in dem 1. Januarheft 1912 in einem „Brief an den neuen Herausgeber" für das neue und verjüngte „Nord und Süd" zusammenstellte, ist einer militärischen Umschau nicht speziell gedacht. Von den „Fragen der inneren und äußeren Politik", die Paul Lindau als ersten Programmpunkt nennt, dürfte aber auch die Wehrpolitik als eine der weltgeschichtlichen Aufgaben unseres Kultursystems umschlossen werden. Auch der Soldat gehört zu den Kulturpionieren, insbesondere der deutsche. Und wenn der Adressat des Lindauschen Briefes, Professor Dr. Ludwig Stein, in demselben Januarheft in seinem Artikel „Kulturpolitik" zutreffend schreibt: „Die orientalischen Völker verfallen, während unsere Errungenschaften in Wissenschaft und Technik, in Recht und Staat, in Heer und Marine, in Handel und Industrie, in Kunst- und Lebensstil die Modelle geworden sind, nach denen Amerika zunächst,

weiterhin aber das ganze zivilisierte Erdenrund nachahmend sich einzurichten im Begriffe steht" . . . so ist mit diesen Worten deutlich gekennzeichnet, daß eine Abhandlung über die größte Friedensaktion der deutschen Wehrpolitik, über die Kaisermanöver, nicht aus dem für „Nord und Süd" festgelegten Rahmen fällt.

Modelle für die Umwelt sind die Errungenschaften auch in Heer und Marine geworden, und deshalb darf man auch an das moderne Kaisermanöver, an die alljährliche große Kriegsbereitschaftsprobe, schildernd und prüfend in einer Zeitschrift herantreten, die sich der Lösung politischer und sozialer Fragen widmet, die also Kulturpolitik treibt. Denn Kultur ist, nach einer vom Herausgeber von „Nord und Süd" angezogenen Definition des Wieners Friedrich Jodl, das unter bestimmten Umständen zu besonderer Intensität gesteigerte Streben der Menschen, seine Persönlichkeit und sein Leben vor den feindlichen Mächten der Natur, wie vor dem Antagonismus der übrigen Menschen zu sichern. Politischer und wirtschaftlicher Antagonismus sind die bestimmten Umstände, die den Wehrkörper Deutschlands schon im Frieden nötigen, die moralischen und physischen Kräfte zusammenzufassen und sie auf die Intensität ihrer Steigerung vorzubereiten, die der Krieg erheischt.

Die Manöver überhaupt und insbesondere die Kaisermanöver dienen der Ausbildung von Führer und Truppe, von geistiger und physischer Kraft. Wenn Clausewitz in seinem Werke „Vom Kriege" die moralischen Kräfte mit der eigentlichen blankgeschliffenen Waffe, die physischen dagegen mit dem hölzernen Heft vergleicht, eins ohne das andere nicht zu verwenden und zu verwerten, so ist trotz der unerläßlichen Zusammengehörigkeit beider gleichzeitig durch die Wahl des Beispiels mit angedeutet, welcher Teil zu prävalieren hat.

Die Kaisermanöver beschäftigen — so ist wenigstens bislang ihr Verlauf gewesen — 2 bis 4 und mehr Armeekorps alljährlich, je nachdem die Lage der als Übungsgelände in Anspruch genommenen Provinzen als zentrale oder Grenzprovinzen die Zusammenziehung von 2 oder mehr Armeekorps zuläßt. Hiernach richtet sich auch die Anlage des Manövers durch den Chef des Generalstabes der Armee. Während bei den Manövern 1909 der Kampf zweier auf einem abgesonderten Kriegsschauplatze allein fechtenden Armeen, im Jahre 1911 der zweier von den Hauptkräften weit getrennten Flügelarmeen zur Darstellung kam, sind die Manöverparteien im laufenden Jahre (III., XII. Armeekorps und 9. Infanterie-Division gegen IV. und XIX. Armeekorps) als die mittleren Armeen eines roten und blauen Heeres gedacht gewesen. Ihre Entschließungen und Bewegungen sind sowohl von den Absichten der beiderseitigen angenommenen obersten Heeresleitungen und ihrer Nachbararmeen, wie von dem Ergebnis der Meldungen abhängig gewesen, die ihnen durch ihre Heereskavallerien und durch die Luftaufklärung zugingen. Die Führer, auf roter Seite General der Infanterie von Bülow, auf blauer der sächsische Kriegsminister Generaloberst Frhr. von Hausen, waren dadurch vor eine Aufgabe gestellt, wie sie bei den Massenheeren

eines künftigen Krieges den meisten Armeeführern zufallen wird. Die Kriegslage war folgende: Während die Armeen eines blauen Staates gegen eine Westmacht kämpften, überschritt ein zweiter Gegner (rot) die blaue Ostgrenze und rückte in zwei Gruppen durch die Neumark (tatsächlich) und durch das nördliche Böhmen (angenommen) vor. Nach einem entscheidenden Erfolge im Westen begann Blau am 6. September mit der Eisenbahn starke Kräfte nach Magdeburg (angenommen) und an die Saale (tatsächlich) zu überführen, um nunmehr auch den Kampf mit dem roten Ostheer aufzunehmen. Reservetruppen standen in den Pässen des Erzgebirges (angenommen), an der Elbe von Dresden bis Torgau (tatsächlich) und in Linie Torgau-Wittenberg-Brandenburg-Rathenow (angenommen). Am 7. September hatte die (angenommene) böhmische Gruppe des roten Heeres sich bis auf zwei Tagemärsche dem Erzgebirge genähert, die nördliche (tatsächlich auftretende) Gruppe die untere Neiße erreicht.

Blau war also nach zwei Fronten hin engagiert. In einer solchen Lage entsprach es durchaus den Anforderungen einer tatkräftigen Kriegführung, daß Blau zunächst dem Einfall des roten Ostheeres nur schwache Kräfte entgegenstellte, mochte darüber selbst die Hauptstadt des blauen Staates in Feindes Hand fallen. Denn nie darf der Besitz einer Stadt oder eines Landesteiles das Ziel der Kriegführung bilden, sondern nur die Vernichtung des feindlichen Heeres. Erst nach Zertrümmerung der feindlichen Hauptmacht auf dem westlichen Kriegsschauplatze konnte daher der Aufmarsch gegen den von Osten heranrückenden Feind beginnen. Der Aufmarsch der blauen Armee wurde soweit nach vorn gelegt, als es die Lage erlaubte. Dabei mußte berücksichtigt werden, daß bei einem Vorführen des rechten blauen Flügels etwa bis an die Elbe die rote böhmische Gruppe von Hause aus in der Flanke des blauen Heeres gestanden hätte. So ergab sich der Aufmarsch der blauen Armee an der Saale und bei Magdeburg.

Da es nicht Aufgabe dieser Abhandlung sein soll, den Verschlingungen der taktischen Wege nachzuspüren, auf denen beide Manöverparteien ihre Aufgaben zu lösen suchten, sondern verbildlichend hervorzuheben, was Truppenverwendung, Verkehrs- und Nachrichtentechnik und — last not least — die Magenfrage der für Friedensverhältnisse ansehnlichen Masse von 125 000 Mann Bemerkenswertes boten, so kann jetzt und im folgenden die eigentliche Gefechtshandlung nur gestreift werden, wo dies zur Verdeutlichung der Fortschritte in den Leistungen von Führern und Truppen nötig wird.

Die Manöverarmeen — kurz so genannt zum Unterschied von den nur angenommenen Armeen — unterlagen einer Kriegsgliederung, die die Zusammensetzung und die Befehlsverhältnisse für die Dauer der Manöver regelte. Sie gab, wie sie dies ebenfalls im Ernstfalle zu tun hat, den Parteien ihre kriegsmäßige Organisation. Danach bestand Rot aus 61 Bataillonen, 65 Eskadrons, 64 Feldbatterien und 8 Batterien der schweren Artillerie des Feldheeres. In diesen Beständen war ein Kavalleriekorps (Heereskavallerie) von zwei Kavallerie-

Divisionen zu je 3 Brigaden, je 1 Maschinengewehrabteilung und je 1 reitenden Feldartillerieabteilung zu 2 Batterien nebst je 1 auf Kraftwagen beförderten Jägerbataillon enthalten und je 1 Kavallerie-Pionier-Abteilung. Der roten Manöverarmee waren außerdem die Divisionsbrückentrains ihrer 5 Infanterie-Divisionen, 2 Korpsbrückentrains und 1 Reserve-Korpsbrückentrain beigegeben. Die reichliche Ausrüstung mit Brückenmaterial entsprach der Absicht der Manöverleitung, einen kriegsmäßigen Übergang der ganzen roten Manöverarmee über die Elbe zur Darstellung zu bringen. Neben Funkentelegraphenabteilungen und Fernsprechzügen teilten sich das Lenkluftschiff P. III und zwei Fliegerabteilungen zu je 6 Fliegern in die Aufklärung und Nachrichtenübermittelung. Blau verfügte über 49 Bataillone, 64 Eskadrons, 52 Feldbatterien und 8 schwere Batterien, einschließlich eines Kavalleriekorps von 2 Divisionen in gleicher Zusammensetzung wie die rote Heereskavallerie, aber ohne „befahrene" Infanterie. Brückenmaterial war ihm nicht beigegeben, wohl aber neben Funkentelegraphie und Fernsprechabteilung das Lenkluftschiff Z. III und zwei Fliegerabteilungen zu je 6 Flugzeugen. Die Tage des 9. und 10. September waren den Präliminaroperationen der beiden Heereskavallerien vorbehalten, während im übrigen die Manöverarmeen erst vom 11. September ab in Tätigkeit traten. Das Elbstück zwischen Dresden und Riesa war, wie schon erwähnt, von schwachen blauen Reservetruppen (einem aus Reservisten gebildeten Regimente) besetzt. Außerdem beschäftigten sich mit der direkten Sicherung dieser Stromstrecke 6 Privat-Motorjachten des freiwilligen Motorjachtklubs von Deutschland, jede Jacht armiert mit einem Maschinengewehr und einem Scheinwerfer. Es war ein erster Versuch, Privatmotorjachten zur Betätigung im Manöver heranzuziehen. Mehr als unliebsamen Aufenthalt haben diese schwachen Stromsicherungen gegenüber der vordringenden roten Heereskavallerie und später der roten Manöverarmee natürlich nicht bereiten können. Immerhin wird dieser Versuch in einem künftigen Kriege, wenn es sich um — wenn auch nur vorübergehende — Stromsicherungen handelt, nicht unwiederholt bleiben. Die rote Heereskavallerie durchbrach am 9. September zwischen Meißen und Riesa die schwache Sicherungskette und ging mit sämtlichen Pferden (etwa 3000) schwimmend über die Elbe auf deren linkes Ufer. Reiter und Sattelzeug wurden auf den Halbbooten der Kavallerie-Pionierabteilungen übergesetzt. Eine nach Kürze der Zeit und Art der Ausführung ganz hervorragende Leistung: Die Elbe ist hier etwa 120 Meter breit und war durch den anhaltenden Regen der vorangegangenen Tage sehr wasserreich. Die Aufgabe der roten Heereskavallerie ward es nun, die Durchbruchstelle an der Elbe für die nachrückende rote Manöverarmee freizuhalten und die blaue Heereskavallerie aus dem Felde zu schlagen, um sie von der Elbe fern zu halten. Es gelang ihr dies in einer wuchtigen Attacke am 10. September zwischen Oschatz und Riesa, wobei bei der sonst gleichen Stärke der beiden Heereskavallerien (je 12 Regimenter) das Feuer der auf Kraftwagen herangebrachten blauen Jägerbataillone den ent-

scheidenden Ausschlag gab. Der Versuch, „befahrene" Infanterie der roten Heereskavallerie beizugeben, war neu und hat sich glänzend bewährt. Frankreich ist auf eine ähnliche Maßnahme schon seit längerer Zeit eingerichtet; es stattet seine Kavallerie-Divisionen mit radfahrender Infanterie aus. Auch in der Friedensorganisation seiner Kavallerie ist Frankreich etwas voraus: es besitzt bereits Kavallerie-Divisionsverbände, während Deutschland nur eine Gardekavallerie-Division ständig verfügbar hat, zu Manövern und für den Kriegsfall aber erst Divisionsverbände schafft. Hierüber, sowie über die allgemeine Tätigkeit der Heereskavallerie und über die daraus resultierende Notwendigkeit der Existenz von größeren Kavallerieverbänden bereits im Frieden muß doch einiges gesagt werden, ebenso über die Frage, ob der Kavallerie neben der Hauptaufgabe der Aufklärung und außer der (selbstverständlichen) Verfolgung sonst ein Anteil an einer Schlachtentscheidung zugesprochen werden kann. Denn diese Fragen sind für die künftige Friedensorganisation der Kavallerie von Wert. Die Aufgabe der Heereskavallerie wird immer darin bestehen, möglichst frühzeitig Einblick in die Verhältnisse beim Gegner zu gewinnen. Sie muß deshalb nicht nur die gegnerische, gleiche Zwecke verfolgende Kavallerie aus dem Felde schlagen, sondern auch vorgeschobene feindliche Abteilungen aller Waffen zurückdrängen und bis in die Nähe der feindlichen Heereskolonnen vordringen. Es ist deshalb, wenn nicht schon wie in Frankreich und Rußland Divisions- und größere Verbände im Frieden dauernd existieren, unbedingt notwendig, wenigstens vorübergehend solche Verbände zu bestimmten Aufklärungsübungen zu schaffen, um Führer und Truppe mit den Schwierigkeiten bekannt zu machen und sie daran zu gewöhnen, die der Leitung, Befehlsübermittelung und Einheitshandlung räumlich ausgedehnter Massen sich entgegenstellen. Bei Ausbruch eines Krieges werden die Heeresgruppen des modernen Kampfmassenkörpers an diejenigen Punkte der Grenze zum Aufmarsch dirigiert, die nach der politischen, strategischen und taktischen Lage für den Ansatz der Operationen am günstigsten liegen. Daß die für eine moderne Armee nötigen verschiedenen Aufmarschplätze sich räumlich auf große Entfernungen verteilen, liegt auf der Hand, ebenso aber auch, daß eine Störung dieses Aufmarsches oder auch nur ein vorzeitiges Bekanntwerden seiner örtlichen Teilung und truppenkörperlichen Gliederung (Kriegsgliederung) im ersteren Falle Zeitverlust, im letzteren Verzicht auf überraschendes Handeln bedeuten würde. Die erforderliche Abwehr und Verschleierung ist nun einzig und allein Sache der Kavallerie, und zwar der Kavallerie von solcher Masse, daß sie den räumlichen Anforderungen der Verschleierung lückenlos genügen und dabei gleichzeitig die Kraft zur Abwehr der gegnerischen gleichen Maßnahmen in sich tragen kann. Hierzu sind also große Kavallerieverbände notwendig, denen eine wohlvorbereitete, abgekürzte Mobilmachung einen Vorsprung von mehreren Tagen vor den übrigen Armeeteilen geben muß. Die Bewegungen der Heereskavallerie, auf beiden Seiten zu gleichen Zwecken, müssen unvermeidlich zum Aufeinanderprasseln führen,

und wer da dem wuchtigeren Anprall weichen muß, dessen Armee verliert nicht nur den schützenden Frontschleier, sondern auch für einige Zeit die Möglichkeit, die Maßnahmen des Gegners zu verfolgen. Das ernste Spiel der Heereskavallerie vollzieht sich in dem Raume zwischen den Fronten der aufmarschierenden Armeen und tritt aus diesem, durch einseitigen oder beiderseitigen Vormarsch immer enger werdenden Raume und somit aus der eigentlichen Aufgabe der Aufklärung heraus, um schließlich an den Flügeln der zu Schlachtlinien werdenden Fronten seine Fortsetzung gegen Flanke und Rücken des Feindes zu suchen. Die Frage, ob nach diesem Heraustreten aus dem Zwischengelände der Kavallerie eine Mitwirkung an einer Schlachtentscheidung möglich sei, wird von Fachleuten verschieden beurteilt. Glauben die einen, den heutigen Feuerwaffen Kavallerie nicht entgegenführen zu können, so wollen die anderen auf die Mitwirkung der Kavallerie auch in offener Feldschlacht nicht verzichten. Das Richtige dürfte, wie so oft, in der Mitte liegen. Wie es nicht am Bedürfnis fehlen wird, der Kavallerie Kavallerie entgegenwerfen zu müssen, so wird es auch im Gange der Schlacht nicht immer an Gelegenheit fehlen, gegen Infanterie oder Artillerie die Wucht eines überraschenden Kavalleriestoßes wirken zu lassen. Sache des geschulten Kavallerieführers wird es aber sein, hierzu den geeigneten Moment zu erfassen und vorausberechnend zu erwägen, damit dieser Moment seine Geschwader auch in geeigneter Verfassung finde. Der glücklich abgelauschte Augenblick kann hier durchaus entscheidend wirken, aber ein Versehen des Augenblicks, hier so recht „des mächtigsten von allen Herrschern", zu nutzlosen Opfern führen. Freilich — opferlos kann auch der schneidigste und geschickteste Einsatz der Kavallerie nicht verlaufen; das ist bei der heutigen Feuerwirkung ausgeschlossen, aber auch ganz nebensächlich, wenn es sich um opferlos nicht erreichbare Ziele handelt, — — die anderen Waffen bluten ja auch! Nur muß der Einsatz dem Gewinn entsprechen. Dazu aber bedarf es geschulter, nerviger Führer: geschult, um den richtigen Augenblick zu erfassen; nervig, um die Kühle des Urteils nicht ungeduldigem Wagemut zu opfern. Diese Eigenschaften sind aber Früchte ernster Friedensarbeit. Nur wenn der Führer im Frieden schon vor Geschwadermassen steht, kann er deren Führung lernen, sich ein Bild von ihrer Verwendung machen. Deshalb sind die großen Kavallerieübungen nicht eine imposante Spielerei, als welche man sie zuweilen hingestellt findet, sondern ein notwendiges Schulungsmittel. Fast genau innerhalb der vorstehend gekennzeichneten Richtlinien haben sich auch die rote und blaue Heereskavallerie bei den Aufklärungsübungen am 9. und 10. September und später während der Operationen der Manöverarmeen bewegt.

Nun steht es ja außer Zweifel, daß die technischen Errungenschaften im Luftverkehr, die Luftschiff- und Flugzeugerkundung, einen nicht unerheblichen Teil der Aufklärung übernehmen können, übernommen haben und bei weiterer Entwickelung der kaum aus den Kinderschuhen herausgetretenen Luftverkehrs-

technik noch übernehmen werden. Die Fernaufklärung wird ihre Hauptaufgabe werden und die Aufklärung in Geländen, die Bewegungshindernisse bieten. Es wird sich aber, soweit die Nahaufklärung in Frage kommt, immer nur um eine Ergänzung, nicht um einen Ersatz der kavalleristischen Aufklärung handeln; denn es fehlt der Lufterkundung — zurzeit wenigstens noch gänzlich — die offensive und defensive Kraft, die einen nicht unwesentlichen Teil der kavalleristischen Erkundung bildet. An zwei Manövertagen war die Lufterkundung teilweise gänzlich lahm gelegt, Wind und Wetter hatten ihre Fittiche beschnitten und namentlich ein stundenweiser Nebel am 13. September, der der 40. blauen Division mangels jeder Aufklärung am Südrande des Hubertusburger Waldes gegenüber dem roten linken Flügel den Untergang bereitete. Der Erfolg der Flieger im allgemeinen ist sehr verschiedenartig gewesen — übrigens kein Wunder, denn auch hier, wo überhaupt Flieger zum zweiten Male im Dienst der Manöver auftraten, will noch manches neben der reinen Bewegungstechnik gelernt werden. Es war auf jedem Flugzeug außer dem Flugzeugführer ein Beobachtungsoffizier. Die Berichte über die soeben beendeten französischen Armeemanöver erwähnen unter anderem, daß die Flieger dort auch zum Aufsuchen von markierten Verwundeten benutzt worden sind; an sich gewiß eine schöne Aufgabe, nur will es nicht recht verständlich sein, daß man sich hiervon Erfolge verspricht. Denn dem Flugzeug gibt nur die rasende Propellerarbeit Lebensfähigkeit und bei der Schnelligkeit des Fluges, die ja Vorbedingung für das Verweilen des Apparates in der Luft ist, kann die Erkennbarkeit versteckt liegender Verwundeter kaum zu erwarten sein. Aber auch selbst die Möglichkeit im einzelnen Falle angenommen, was ist dadurch gewonnen? Der Flieger kann den Verwundeten nicht auf den Apparat setzen und zum Verbandplatz tragen. Hier scheint doch die in Rußland geübte Verwendung von Sanitätshunden praktischer zu sein. Mehr vertraut mit dem Lufterkundungsdienste zeigten sich die Lenkluftschiffe Z. III. und P. III. Die an sich geringere Gefährlichkeit beim Fluge, die weitgehendere Beobachtungsausrüstung und die Beteiligung mehrerer Beobachter an der Erkundung haben sehr gute Ergebnisse gebracht, die zudem durch drahtlose Telegraphie der Truppenleitung übermittelt werden konnten. Ob und inwieweit den Luftschiffen durch Kruppsche und Ehrhardtsche Ballonabwehrgeschütze, die auf jeder Seite vorhanden waren, Zerstörer erwachsen sein würden, läßt sich im Frieden nicht unzweifelhaft feststellen. Die Tatsache des Beschossenwerdens konnte nur durch abgelassene Raketen zur Erscheinung kommen. Immerhin bleibt eins zu bedenken: Das Luftschiff kann sich der Sicht bei einigermaßen klarem Wetter nicht entziehen und zeigt sogar sein Herannahen durch ein vernehmliches Propellergeräusch an; das Ballongeschütz dagegen vermag sich unauffällig zu verstecken und auf dem Panzerautomobil der Flugrichtung des Luftschiffes rasch zu folgen. Ein Kampf zwischen Luftschiff und Luftschiff, zwischen Luftschiff und Flugzeug oder zwischen Flugzeugen untereinander ist in diesem Manöver noch nicht zur Er-

scheinung gekommen; als Zukunftsaussicht muß er aber immer im Auge behalten werden.

Wie die Truppenführung von der geschulten Intelligenz abhängig ist, so ist die Truppenleistung abhängig von der Erhaltung der physischen Kräfte und ihrer ökonomischen Inanspruchnahme. Deshalb bildet auch das Problem der Verpflegung eine Wesensseite der jährlichen Kaisermanöver. Mit der Einführung der Feldküchenwagen ist man hierin ein tüchtiges Stück vorwärts gekommen. Heut ist man übereinstimmend der Ansicht, daß die unliebsame Vergrößerung der Bagage (impedimentum nannten sie die Römer) gern für die Möglichkeit in den Kauf genommen werden mußte, die Truppe jederzeit, auch während des Marsches, ja selbst während des Gefechts, abspeisen zu können. Um die enormen Kosten zu ersparen, die eine vollständig kriegsmäßige Verpflegung der Truppen angesichts der hierzu nötigen Ausrüstung mit Verpflegskolonnen, mit Lebensmittel- und Futterwagen mit sich gebracht hätte, ist nur das III. Armeekorps (der nördliche Teil der roten Manöverarmee) kriegsmäßig verpflegt worden. Ihm waren außer den Feldküchen Lebensmittelwagen, Futterwagen, Verpflegskolonnen beigegeben. Jeder Mann trug eine eiserne Portion. Zur Füllung der Kolonnen, aus denen sich die Lebensmittel- und Futterwagen ergänzten, standen die Eisenbahnen im Rücken von Rot der ganzen Breite der jeweiligen Stellung nach dem Armeeführer zur Verfügung; seine Aufgabe war es, die jeweiligen Ausladungen zu bestimmen. Die gesamte Heereskavallerie war wie im Kriege mit Lebensmittel- und Futterwagen versehen, außerdem befand sich bei jeder Kavallerie-Division eine Last-Kraftwagen-Kolonne. Die Biwaksbedürfnisse wurden nicht vorrätig gehalten und nachgeführt, sondern grundsätzlich durch freihändigen Ankauf beschafft. Versuche, die man mit dieser Methode in verschiedenen Provinzen Deutschlands bei anderen Gelegenheiten angestellt hatte, waren so günstig ausgefallen, daß die Heeresleitung die allgemeine Anwendung während der Manöver anordnete. Für die Unterkunft während der Kaisermanöver gilt als Regel das Biwak. Die seit Jahren eingeführte tragbare Zeltausrüstung bietet einen selbst bei Kälte und Nässe nicht unbehaglichen Unterschlupf und hat dem offenen Biwak von früher unter freiem Himmel viel von seinen Widerlichkeiten, allerdings auch bei schönem Wetter durch den Wegfall der damals üblichen Lagerfeuer manches von seiner Romantik genommen. Man manövriert aber nicht, um Romantik zu pflegen.

Der Sanitätsdienst, dessen Bedeutung mit der Größe der modernen Massenheere im gleichen Maße wächst, kommt in den Kaisermanövern in den fürs Feld vorgeschriebenen Formationen nicht oder nur sehr beschränkt zur Darstellung. Meist werden außerhalb der Manöver gelegene, besondere Übungen hierfür angesetzt. Es fehlen ja im Manöver die des Sanitätsdienstes bedürftigen Opfer des Gefechts; diese müßten, wie bei den besonderen Feldsanitätsübungen, andeutungsweise dargestellt werden (was bei den französischen Armeemanövern, wie

bei den Fliegern erwähnt, gemacht worden zu sein scheint). Immerhin wäre es gewiß äußerst lehrreich, mit einem Kaisermanöver eine kriegsmäßige Sanitätsübung zu verknüpfen, etwa in der Weise, wie die kriegsmäßige Verpflegungsform für einen bestimmten Truppenteil, und zwar in der vollständig feldmäßigen Form.

Um die Kaisermanöver gleichzeitig zu einer Leistungsprobe für die Eisenbahnabteilung und die Eisenbahnbehörden des Manöverlandes zu benützen, bleibt der Zeitpunkt des Manöverschlusses und die Gruppierung der Truppen an demselben vollständig dem Verlaufe der Operation überlassen. Aufgabe der Eisenbahnabteilung wird es dann, den geharnischten Menschenknäuel zu entwirren und — soweit nicht für einzelne Teile Märsche in Frage kommen — mit der Eisenbahn den Standorten zuzuführen. Die Eisenbahnabteilung und die Bahnbehörden haben musterhaft gearbeitet. Am 13. September um Mittag schloß das Manöver; bereits am Abend gingen kleinere Transporte ab, mit dem Morgengrauen des 14. September die größeren und am Mittag dieses Tages befanden sich rund gegen 100 000 Mann auf der Achse; eine geradezu als vorbildlich zu bezeichnende Leistung.

Noch ein kurzes Wort über die den Manövern vorausgehenden Kaiserparaden. Fach- und Tagespresse bringen immer Erörterungen hierüber. Radikalisten bezeichnen den Parademarsch und die Parade als überflüssig. Sie gehen damit entschieden zu weit; denn die früher einmal vorhanden gewesene zu starke Betonung des Parademäßigen ist längst auf dasjenige Maß zurückgeführt worden, welches dem Parademarsch als Mittel zum Zweck zukommt. Vom ersten Rekrutentage an wird an dem ungeschickten, manchmal auch unbotmäßigen Körper des jungen Soldaten gearbeitet, um ihm Fasson zu geben, seine Glieder dienstwillig und den Mann zum Herrn seines Körpers zu machen. Energie gegen sich selbst ist das erste Ergebnis der Übungen des Parademarsches. Diese Energie aller einzelnen, die beim parademäßigen Vorbeimarsch einer Truppe das Ganze bilden, in aller Fülle unter e i n Gebot zu stellen, ist das erzieherische Resultat des Parademarsches. Die Disziplin einer Truppe, die aus sicherster Beherrschung des Körpers und des Willens besteht, kann bei keiner Exerziermanipulation so zutage treten, wie beim Parademarsch. Ein Einwurf: Die Truppe soll auf dem Gefechtsfelde nichts wieder von dem abstreifen, was sie auf dem Exerzierplatze erlernte. Gewiß, mit dem Parademarsch wird kein Feind ins Verderben marschiert werden, aber die eiserne Disziplin, die einer Truppe durch den Parademarsch anerzogen ist, wird ihre Früchte tragen. Der Parademarsch ist eben nicht Selbstzweck, sondern Mittel. Was nun aber die Verurteilung der Parade selbst, dieses militärischen Schauspiels, anlangt, so übersehen ihre Gegner doch eine Anzahl von Imponderabilien. Abgesehen davon, daß überhaupt nur bei Kaisermanövern die Zusammenziehung von ganzen Armeekorps vorkommt und somit die einzige Möglichkeit geboten wird, eine Korpsparade zur Vorführung zu bringen, darf man doch auch der Bevölkerung

ein gewisses Anrecht auf dieses Schauspiel nicht absprechen. Je mehr, dank der allgemeinen Wehrpflicht, unser Heer ein Volksheer im wahrsten Sinne des Wortes geworden ist, desto mehr wächst das Interesse an ihm und der Anspruch der Allgemeinheit darauf, sich auch von seinen Leistungen und seinem Zustande überzeugen zu können. In diesem in jedem Manöverjahre und in allen jeweils in Betracht kommenden Distrikten hervortretenden Wunsche der Bevölkerung liegt ein ganz unschätzbar wertvolles Moment germanischen Wesens und patriotischer Gefühlsäußerung, das unserem Volke zu erhalten und in ihm zu beleben auch fernerhin eine Nebenaufgabe der Heeresleitung sein und bleiben muß.

Alles, Parade und Manöver, Friedensdienst und Kriegsprobe, arbeitet ja nur auf ein Ziel hin, auf die Erhaltung des Friedens hinter dem schimmernden Wehrschirm der Armee. Nur unter seinem Schutze kann unser Kultursystem weiter aufwärts gehen. Zu der Mitarbeit der Armee hierbei gehört aber, gerade weil sie dem Frieden dienen will, die Vorbereitung auf den Kampf und auf die Schlacht, die nicht ein isolierter mechanischer Vorgang, sondern ein gewaltiger Akt menschlicher Seelentätigkeit ist, in welchem die Kultur, der Charakter und die ganze Entwicklung der beteiligten Völker eine wichtige kausale Rolle spielen.

Friedrich von Hindersin,

kaiserlicher Landgerichtsrat a. D.:

Zur Aufhebung und Änderung der Freiheitsstrafen.

Ein Vorschlag für die Gesetzgebung.

Es werden immer mehr Stimmen laut, die sich gegen die Freiheitsstrafen erklären und eine stärkere Verwendung der Vermögensstrafen empfehlen. Es ist dies tatsächlich nur ein Zurückgehen auf frühere Verhältnisse, wie denn beispielsweise das altgermanische Recht im allgemeinen nur Vermögensbußen kannte, das Wehrgeld oder „Werigeld“, — so insbesondere auch für Totschlag. Ich habe indessen nicht die Absicht, hier eine Historie der Geld- und Freiheitsstrafen zu geben, zumal ich das Gebiet nicht beherrsche. Aber ich halte es für sicher, daß gerade die historische Betrachtung ergeben würde, daß man die Freiheitsstrafen keineswegs immer als etwas Notwendiges oder gar Nützliches betrachtet hätte. Sie sind nur sehr allmählich aufgekommen und zwar der Hauptsache nach als Verlegenheitsbehelf.

Wenn sich nun in neuerer Zeit immer mehr Stimmen für bedingte Begnadi-

gung oder bedingte Verurteilung erklären, so liegt dies vor allem wohl daran, daß man die Freiheitsstrafen beschränken möchte, weil man eben immer mehr zu erkennen anfängt, daß sie mehr schaden als nützen. Ganz unbedenklich sind übrigens diese bedingten Begnadigungen und Verurteilungen nicht. Denn zunächst ist es schwer oder richtiger unmöglich, eine gleichmäßige Praxis für ihre Anwendung herbeizuführen. Und ferner wird der unbedingt Verurteilte es immer als eine Ungerechtigkeit empfinden, daß er unbedingt, ein anderer aber bedingt verurteilt wurde. Und wer will denn die Garantie übernehmen, daß nicht in Wahrheit der unbedingt Verurteilte im Einzelfall der bedingten Verurteilung — also tatsächlich meist des Straferlasses — weit würdiger war als der nur bedingt Verurteilte? Auch ist es mit dem späteren Wohlverhalten des bedingt Verurteilten zuweilen eine eigene Sache. Der Begnadigte erfüllt wohl scheinbar die vorgeschriebenen Bedingungen, aber die Nachbarn und Kenner sagen in ihrem Innern: „Er hat sich nur nicht erwischen lassen." —

Und trotzdem bin ich kein Gegner der bedingten Begnadigung und Verurteilung, denn das eine Gute haben sie eben doch, daß sie die Freiheitsstrafen wenigstens zum Teile beseitigen und zwar meist in den Fällen, wo diese ganz besonders unangebracht und ganz besonders schädlich sein würden. Hebt man freilich die jetzigen Freiheitsstrafen ganz auf und ersetzt sie durch Verbannung oder Vermögensbuße, so sehe ich die Notwendigkeit der bedingten Verurteilung nicht mehr ein.

Aus den letzten Worten geht schon hervor, daß ich die jetzigen Freiheitsstrafen — Zuchthaus, Gefängnis, Festung und Haft — beseitigen und durchweg durch Verbannung und Vermögensbußen ersetzen möchte, und man wird zunächst einwenden, daß das vielleicht als Gedanke „sehr schön", im übrigen aber gänzlich unpraktisch und unmöglich ist.

Es ist aber keineswegs unmöglich, und ich bitte vonseiten des Lesers nur um ein weniges an Geduld. Die Gefängnisse lassen sich eben nicht so ganz in der Kürze umreißen. Aber mein Vorschlag ist durchaus praktisch und durchaus ausführbar, und gerade der kundige Praktiker wird mir das einräumen müssen, — so sehr er ihn im übrigen auch als eine höchst unbequeme Neuerung verwerfen mag.

Räumen wir nun zunächst einige Steine aus dem Weg, über die der Laie — und vielleicht auch hier und da ein Jurist — gleich im Anfange stolpern könnte.

Und zunächst: ich habe von der Aufhebung der Freiheitsstrafen gesprochen. Die Untersuchungshaft kommt also nicht in Frage, denn sie ist keine Strafe. Die Untersuchungshaft bliebe bestehen.

Warum verhängt der Richter die Untersuchungshaft? Um die Flucht des Übeltäters — ich wähle den altmodischen, aber umfassenden Ausdruck — zu verhindern. Und dann vor allem, um zu verhüten, daß der Übeltäter die Spuren der Tat verwischt, Zeugen beeinflußt und dergleichen mehr. Und um alles das unmöglich zu machen, sehe ich allerdings kein anderes Mittel als die Haft, und ich

glaube nicht, daß die strafende Justiz dieses Mittel jemals wird entbehren können. — Ob aber die Untersuchungshaft heutzutage nicht viel zu häufig verhängt wird, — insbesondere aus übergroßer Ängstlichkeit des Richters, damit der Übeltäter nur ja nicht davonläuft, — das ist eine andere Frage, die ich hier nicht erörtre.

Also, die Untersuchungshaft bliebe bestehen.

Die Frage, die sich nun zunächst erhebt, wäre wohl die: Was geschieht mit den schweren Verbrechern, Mördern, rückfälligen Dieben, Brandstiftern und dergleichen mehr? Der Hauptgrund, warum man diese Leute jetzt einsteckt, ist einfach genug: Man sieht sie als gemeingefährlich an, und darum will man sie nicht frei umherlaufen lassen, man will sie vorläufig außer Kurs setzen, — um einen populären Ausdruck zu gebrauchen. Denn ihr bisheriges Verhalten rechtfertigt die Annahme, daß ihr freies Umherlaufen auch fernerhin die Allgemeinheit gefährden würde. Die Gesamtheit der Bürger vor so gefährlichen Elementen zu schützen, das ist der Hauptgrund, aus dem man sie einsteckt, und die anderen Zwecke der Strafe — also vor allem Abschreckung und Besserung — kommen entschieden erst in zweiter Reihe. Und diese Gründe sind durchaus zutreffend und unwiderlegbar, und ich bin durchaus der gleichen Ansicht: Man darf sie vorläufig nicht frei umherlaufen lassen.

Das ist denn auch durchaus nicht meine Absicht, und der Leser wird sich erinnern, daß ich nicht nur von Vermögensbußen, sondern auch von Verbannung gesprochen habe. Man verbanne diese Leute also in eine möglichst entfernte Kolonie, wo sie für uns gänzlich unschädlich wären. Das wäre dann tatsächlich auch eine Freiheitsstrafe, wenn auch in sehr vielem anders als jetzt, und ich komme auf das Nähere später ausführlich zurück. Man vergesse auch nicht, daß mein Thema lautet: Zur Aufhebung und Ä n d e r u n g der Freiheitsstrafen. — Ich will übrigens schon hier bemerken, daß nicht jeder Verbrecher — also nach heutigem Sprachgebrauch jeder, der mit Zuchthaus bestraft wird — in die Kolonien müßte. Nur wer zu mindestens zwei Jahren Zuchthaus verurteilt wäre, also zu zwei Jahren Verbannung, wie es nun hieße, — müßte nach meinem Dafürhalten diese Wanderung antreten. Denn nur in wirklich schweren Fällen liegt die Notwendigkeit des „Außerkurssetzens" vor. Die Verbrecher aber, die man mit minder schwerer Strafe belegte, blieben im Inland — wo und in welcher Weise, das wird sich aus dem Folgenden ergeben. — Der Prozentsatz der Verbrecher, die auf diese Weise in die Verbannung müßten, wäre übrigens äußerst gering. Ich habe keine Tabellen zur Hand, aber es ist ohne weiteres klar, daß es sich hier um eine verhältnismäßig geringe Minorität handelt. Lassen wir diese Minorität vorläufig aus dem Spiel!

* * *

In allen übrigen Fällen — wohl gemerkt, allen — hätte nun die Vermögensbuße an die Stelle der Freiheitsstrafen zu treten. — Aber warum bin ich in dieser

Weise gegen die Freiheitsstrafen? Denn wenn man etwas aufheben will, muß man doch seine Gründe haben. Es könnte ja sein, daß die Gefängnisse eine nicht nur notwendige, sondern sogar eine höchst nützliche Einrichtung wären. Man könnte ja aufstellen, daß die Gefangenen körperlich und geistig gebessert das Gewahrsam verließen, und daß der Staat finanziell einigen Vorteil von ihnen zöge.

Der letztere Grund ist allerdings unmöglich. Jedermann weiß, daß der Staat mit den Gefängnissen durchaus kein Geschäft macht, und daß die Herren Gefangenen dem Steuerzahler zur Last fallen. Ein kundiger Finanzmann würde hier Gelegenheit zu einer höchst glänzenden Ausführung haben; ich selber muß leider verzichten. Aber das bleibt sicher: finanziell genommen sind die Gefangenen eins der schlechtesten Geschäfte, die der Staat jemals in die Hand nahm, und es ist nicht abzusehen, wie sich das auch nur in der allerentferntesten Zukunft ändern soll.

Aber ich weiß wohl, daß der geschäftliche Standpunkt hier nicht der durchschlagende ist, — wenngleich er immerhin doch auch mit in Betracht kommt. Wie steht es denn nun mit der Besserung der Gefangenen in körperlicher und geistiger Hinsicht?

Um es kurz heraus zu sagen: Von einer Besserung kann gar nicht die Rede sein, und was die Gesundheit anlangt, so findet bei einigermaßen längerer Strafdauer eine geradezu erschreckende Verschlechterung statt: Schwindsucht und Geisteskrankheit — und anderes mehr. Ja, diese Wirkungen dürften bei jahrelanger Freiheitsentziehung geradezu die Regel sein, wenngleich sie nicht immer schon im Gefängnis zutage treten, aber das Gefängnis legte den Keim. Das „Material" — um diesen für Menschen freilich nicht sehr passenden Ausdruck zu gebrauchen — wird also in höchst bedenklicher Weise verschlechtert, — was für den Staat doch ganz unleugbar einen Verlust bedeutet.

Und wie kann das alles auch anders kommen? Man steht ja zwischen Scylla und Charybdis. Einzelhaft? Die wirkt gesundheitlich am allerschädlichsten, und man ist jetzt wohl allgemein zu der Überzeugung gekommen, daß der „Ungebildete" sie nicht vertragen kann. — Man kann ruhig hinzusetzen: Und der Gebildete auch nicht.

Beschäftigt man aber die Gefangenen zusammen, so gibt es auch hier Bedenken. Wird das Schweigesystem auf das strengste durchgeführt, so ist das nicht viel besser als die Einzelhaft. Und andererseits ist wieder der Verkehr zwischen den Gefangenen keineswegs unbedenklich, denn einige räudige Schafe — will sagen, verdorbene Elemente — sind immer da. Und gerade diese führen so leicht das große Wort, und da moralische Verderbtheit gerade so leicht ansteckt wie eine ansteckende Krankheit, so ist man von der Verbrecherschule nicht weit. Das ist denn auch tatsächlich recht häufig der Fall, und man darf das den Gefängnisanstalten nicht so sehr zum Vorwurfe machen. Denn völlig verhindern läßt sich der Verkehr zwischen den Gefangenen niemals. — Der Mensch ist nun eben ein

geselliges Tier, und nimmt man den Gefangenen die Geselligkeit, so wenden sie — ich möchte fast sagen, aus Notwehr — jedes Mittel und jede List dagegen an.

Es widersteht mir — vielleicht mit Unrecht —, hier ein allzu abschreckendes Bild zu entwerfen, das an einen Schauerroman erinnern könnte, aber ich fürchte, ich fürchte, das Material dazu läge mindestens im Einzelfall vor. Jedenfalls aber wäre es im höchsten Grade wünschenswert, wenn menschenfreundliche und erfahrene Ärzte — am besten solche, die dem Gefangenenwesen an sich ferne ständen — zunächst einmal die gesundheitlichen Verhältnisse eingehend untersuchten und sich darüber vernehmen ließen. Es ist mir leider gar nicht zweifelhaft, daß sie sich dann über die ungünstigen Einflüsse der Gefängnisse recht energisch äußern würden, und daß das Gesamtbild ein äußerst trauriges wäre, — traurig genug, um auch die Gleichgültigen aus ihrer Gleichgültigkeit aufzurütteln.

Ich bleibe also dabei: Das Menschenmaterial wird in den Gefängnissen verdorben, und das nicht nur körperlich, sondern auch geistig. Man kann den menschenfreundlichen Bestrebungen, die in dieser Richtung gemacht werden, so viel Sympathie entgegenbringen, als man will, aber Tatsachen sind nicht aus der Welt zu schaffen. Und die Tatsache ist nun einmal die, daß die Leute nicht moralisch gebessert, sondern verschlechtert herauskommen, — immer abgesehn von einigen Ausnahmen, die die Regel bestätigen.

Und selbst diese Ausnahmen sind verdächtig. — Da fällt mir eine Episode aus dem Copperfield von Charles Dickens ein, ebendemselben Dickens, der beispielsweise sehr lebhaft für die Aufhebung der Schuldgefängnisse eintrat. Und man fand das ganz unpraktisch und unmöglich — selbstverständlich, bis die Schuldgefängnisse schließlich doch aufgehoben wurden. Und nun war es äußerst praktisch, und man „hatte es immer gesagt". — Selbstverständlich! —

In dem genannten Roman nun kommt der heuchlerische Bösewicht Uriah Heep vor — übrigens eine unvergeßliche Gestalt — und er kommt zuletzt ins Gefängnis. Der Held des Romans besucht später dies Gefängnis, und nun wird dieser Heep vorgeführt — als Mustertyp des gebesserten Sträflings — nach Ansicht der Gefängnisbeamten, in Wahrheit aber noch um einiges verlogener und schlechter als vorher. — Und so kann es bei den scheinbar Gebesserten nur zu leicht sein. — Charles Dickens mag manchem heute etwas altmodisch vorkommen, aber ein ganz vorzüglicher Menschenkenner war er darum doch. —

Was ist also die Wirkung der Gefängnisse?

Für den Staat eine starke Einbuße an Geld, ein sehr schlechtes Geschäft. Für die Gefangenen zum allermindesten eine große Gefahr für Körper und Geist, eine Gefahr, der sehr viele erliegen. Und das ist wiederum ein Verlust für den Staat — und die Menschheit dazu. —

Ich muß — zögernd und nicht eben gerne — noch folgendes hinzusetzen: Auf die Gefängnisbeamten wirkt ihr Beruf auch nicht gerade sehr günstig. Man

wußte im Mittelalter ganz gut, warum man den Henker und ähnliche Leute für unehrlich erklärte. Es ist eine böse Sache, immer mit Menschen umzugehen, die man sich gewöhnt hat, als moralisch minderwertig zu betrachten, und über die man eine ziemlich unbedingte Gewalt hat, — um ganz davon zu schweigen, daß einige Hausordnungen die Prügelstrafe vorsehn. Zum allermindesten liegt die große Gefahr vor, daß diese Beamten in „Herzenshärtigkeit" und Roheit verfallen. Nehmen wir an, daß die meisten dieser Gefahr entgehn. Aber Menschen sind die Gefängnisbeamten ja wohl auch.

Jedenfalls aber ist es höchst bedenklich, Gefängnisbeamte über Fragen wie die hier vorliegenden als klassische Zeugen aufzurufen. Denn sie haben ein entschiedenes Interesse daran, daß die Gefängnisse weiterbestehen, und es ist nur allzu begreiflich und natürlich, daß diese Beamten gern annehmen, daß ihre Wirksamkeit nur die allersegensreichsten Folgen hat. — Aber ich wiederhole es: Ich denke gar nicht daran, diese Beamten als Personen anzugreifen, ich greife nur die Institution an.

Andererseits wäre es freilich höchst interessant, gerade diese Beamten zu hören. Denn Erfahrung haben sie ja denn doch. Und vielleicht daß gerade aus ihrer Mitte einer erstände, der das, was ich vorbringe, in noch weit eindringlicherer und beweglicherer Weise erläuterte und ans Licht zöge. Ein gewisser Mut wäre dazu freilich wohl nötig.

*   *   *

Ich will also, daß an die Stelle der Freiheitsstrafe überall die Vermögensbuße tritt. Dabei kommt natürlich fast alles auf das Wie an. Ich denke mir die Ausführung, wie folgt:

Nehmen wir an, eine beliebige Person würde jetzt zu einer Woche Gefängnis verurteilt, etwa wegen Schlägerei. Statt dessen würde er in Zukunft zu dem Verluste seines halben Einkommens während einer Woche verurteilt. Wenn er also täglich 4 Mark Einkommen hätte, so wären das 14 Mark Geldstrafe. Man könnte auch wohl auf etwas höhere Strafe erkennen, vielleicht auf 28 Mark, weil die Unannehmlichkeit, die ein Tag Gefängnis bringen würde, hier wohl höher einzuschätzen wäre als 2 Mark.

Aber woher erfährt man das Einkommen? Das ist sehr einfach. Man erfährt es durch die Steuerbehörde, die bekanntlich alles weiß. Und diese Behörde triebe dann auch die Strafe ein und zwar mit der Steuer zugleich, also im allgemeinen vierteljährlich. Geringere Strafen könnten sehr wohl auf einmal eingezogen werden, bei höheren dürfte man freilich die Zügel so straff nicht anziehn. Wäre also jemand zum Verlust des halben Einkommens während eines Jahres verurteilt, so würde man die Einziehung besser auf zwei Jahre verteilen. Sein Einkommen würde also während zwei Jahren um ein Viertel gekürzt. — Alles Weitere wären Detailfragen.

Angenehm wäre eine solche Kürzung nun unzweifelhaft nicht, aber das soll sie auch gar nicht sein. Ich verwahre mich ausdrücklich dagegen, daß ich irgendwie beabsichtige, der Strafe ihren abschreckenden Charakter zu nehmen. Strafen sollen abschrecken und empfindlich treffen, sonst sind sie keine Strafen. Hier aber wird der Übeltäter an seinem Portemonnaie getroffen, einer bekanntlich äußerst empfindlichen Stelle, und die vierteljährliche Zahlung mahnt ihn immer wieder in der peinlichsten Weise. Das ist auch eine Besserungsmethode und zwar eine wirksame, wenn auch durchaus nicht sentimental. Und doch wird trotz all dieser Unannehmlichkeiten der Übeltäter, wenn man ihn vor die Wahl stellte, die Geldstrafe der Freiheitsstrafe vorziehen. — Von Vagabunden und ähnlichen Leuten, die allerdings das Gefängnis vorziehen würden, spreche ich später.

Es gibt nun aber sehr viel Leute, die kein Einkommen haben. Wie setzt man die Strafe für diese fest? — Auch diese Frage ist mit biblischer Einfachheit zu lösen. „Bei Personen, die kein Einkommen haben, wird als tägliches Einkommen 2 Mark angenommen." Die halbe Einkommensstrafe betrüge also hier für den Tag eine Mark.

Ich habe bei dem oben Gesagten immer mit einer relativen Geldstrafe gerechnet, die sich nach dem Einkommen regelt, nicht mit dem jetzt herrschenden „starren System", wo stets auf feste Strafen, also von 1 Mark aufwärts, erkannt wird. Aber das bestehende System ist ungerecht, denn 3 Mark Geldstrafe bedeuten für den einen den Verlust eines Tagelohns und für den andern so gut wie nichts. Es ist ja gewiß richtig, daß auch bei den heutigen Verhältnissen der Richter auf die Vermögenslage des Bestraften Rücksicht nimmt, aber er kann es selbst beim besten Willen nur in höchst ungenügender Weise. Die Steuerbehörde aber weiß ohne weiteres Bescheid, und es versteht sich von selbst, daß ihre Festsetzung des Einkommens in derselben Weise für die Festsetzung der Strafe zu gelten hätte wie für die Steuer.

Man kann nun allerdings hier einwenden, daß bei diesem System ein Milliardär als Einkommensverlust eines halben Tages — vielleicht für eine ganz geringfügige Übertretung — eine ganz unmäßige Summe zu entrichten hätte. Darauf könnte man zunächst bemerken, daß sehr begüterte Leute ganz ungemein selten mit den Strafgesetzen in Konflikt kommen, und daß sie sich eben in acht zu nehmen hätten. „Habeat sibi" und so weiter! Ich bin aber so schroff nicht und gebe zu, daß in einzelnen und seltenen Fällen — ich bitte aber dies „einzeln" und „selten" zu unterstreichen — in der Tat eine Härte vorliegen könnte. Indessen — Härten und Kanten hat jedes Gesetz und jede allgemeine Bestimmung. Die Vermögensbuße des halben Einkommens würde beispielsweise auch einen Arbeiter, der acht Kinder und seine Mutter zu erhalten hätte, ganz unverhältnismäßig härter drücken als einen völlig allein stehenden Ledigen, und der Richter könnte wohl nicht immer auf diese Verhältnisse volle Rücksicht nehmen. — Zur Be-

seitigung von solchen Härten ist aber der Gnadenweg da, und er ist von jeher dazu dagewesen. —

Wenn man nun auf die bezeichnete Weise vorginge, so würden nach meinem Dafürhalten ganz unzweifelhaft mindestens 60 Prozent der Verurteilten ihre Strafen bezahlen. Der Staat machte also ein recht erträgliches Geschäft, die Einziehung durch die Steuerbehörde wäre bequem, und die Erhebungskosten wären gering. Wären aber statt dessen nach dem früheren System die üblichen Freiheitsstrafen ausgesprochen, so würde der Staat statt jedes Gewinnes ein höchst erhebliches Minus zu buchen haben, und hier möchte ich wiederum einen Finanzmann herbeiwünschen, um dies Minus in recht augenfälliger Weise zu beleuchten. — Ich will übrigens noch das eine betonen, was sich bei der Eintreibung der Geldstrafen schon jetzt und alle Tage herausstellt. Die Strafen werden von sehr vielen Leuten bezahlt, von denen man annehmen sollte, daß sie durchaus nicht zahlen können. Aber sie wollen eben nicht „sitzen", und da wird das Geld doch aufgetrieben. — Und so würde es selbstverständlich auch hier gehn.

Aber immerhin blieben etwa 40 Prozent der Verurteilten übrig, die nicht zahlen könnten — oder nicht wollten, wie der Kenner hinzusetzt. Zu den letzteren gehören insbesondere Vagabunden, Bettler und ähnliches. Was geschieht nun mit diesen 40 Prozent?

Wir müssen diesen Rest von 40 Prozent zunächst in zwei Klassen einteilen, in solche, die „übel beleumundet" sind, und in die andern. Das Gericht hätte bei jeder Verurteilung sich darüber schlüssig zu machen, ob der Verurteilte „übel beleumundet" ist. Es ist nach den Akten dazu sehr wohl in der Lage, und diese Erklärung dürfte nur den Gerichten zustehn, weil eben nur die Gerichte unabhängig und von allen Beeinflussungen, auch politischen, frei sind.

Die Strafvollstreckungsbehörde könnte nun — ich sage, sie könnte, sie müßte also nicht — die „Übelbeleumundeten" nach Rechtskraft des Urteils ohne weiteres in ein Arbeitshaus stecken, wo sie ihre Geldstrafe abzuarbeiten hätten. Arbeitshäuser bestehen bekanntlich schon jetzt und sind hauptsächlich mit Landstreichern, Bettlern und Prostituierten besetzt. Diese Leute würden wohl auch in Zukunft die Arbeitshäuser der Hauptsache nach bevölkern, doch würde noch mancher andere „Übelbeleumundete" dazukommen.

Die Verurteilten müßten natürlich Lohn für ihre Arbeiten beziehen, wobei wohl 2 Mark als Mindestlohn einzusetzen wäre. Eine Mark des Tagesverdienstes ginge zunächst auf die Strafe, eine weitere Summe wäre für Wohnung und Beköstigung anzurechnen. Aber unzweifelhaft müßte der Tageslohn für manche Arbeiten höher berechnet werden als 2 Mk., so daß für den Sträfling ein Überschuß verbliebe, wie sich ja auch jetzt die Sträflinge zuweilen gar nicht unerhebliche Überschüsse erarbeiten. Mit diesen Überschüssen könnte sich aber nach dem neuen System der Sträfling von einem Teile der Strafe befreien, denn man darf niemals vergessen, daß er ja nur zu Geldstrafe verurteilt ist, und der Staat würde kaufmännisch

äußerst töricht handeln, wenn er nicht jede Teilzahlung mit Vergnügen annähme. Hier liegt also wiederum eine große Erleichterung der Strafe gegen früher; der Sträfling könnte sich durch Fleiß einem Teile der Strafe, richtiger einem Teile der Abbüßung im Arbeitshause entziehen. Es wäre eine Prämie des Fleißes, und im Fleiße liegt Besserung.

Ich kann hier nicht näher auf die Arbeitshäuser eingehen. Sie sind wohl in manchem verbesserungsbedürftig, und vielleicht daß die Einrichtungen des Pastors von Bodelschwingh hier die allersorgsamste Beachtung verdienen. Genug, daß nur „Übelbeleumundete" in diese Anstalten zu bringen wären, und daß auch diese sich jederzeit durch Zahlung ganz oder teilweise von dem Arbeitshause befreien könnten. —

Damit wäre für die „Übelbeleumundeten" gesorgt! Was nun an Zahlungsunfähigen noch übrig bliebe, das könnte man höchstens auf 20 Prozent aller Verurteilten schätzen. Dieser Rest wäre nicht übel beleumundet, und es würden der Hauptsache nach Leute sein, die wegen irgend einer Dummheit bestraft wären und die nicht zahlen könnten.

Aber zunächst: Eine große Hauptsache wäre schon erreicht. Die Trennung der unverdorbenen von den verdorbenen Elementen. Das ist es ja gerade, was heute so schwer und so schmerzlich vermißt wird, und was die Gefängnisse so äußerst gefährlich macht: diese Mischung der ganz verdorbenen Elemente mit den besseren. — Ich weiß ja wohl, daß man eine solche Trennung auch heut schon versucht, aber sie ist nach heutigem System ganz und gar nicht durchzuführen, — wie ich schon andeutend bemerkte. Hier aber wäre sie durchgeführt. —

Diesen besseren Rest also von etwa 20 Prozent müßte man dazu anhalten, in staatlichen „Beschäftigungshäusern" täglich etwa 8 Stunden zu arbeiten.

Der aufmerksame Leser wird hier leicht den Verdacht schöpfen, daß diese „Beschäftigungshäuser" nicht viel anders sein würden als die heutigen Gefängnisse. Aber sie sollen etwas durchaus andres sein. Die Leute sollen täglich ihre 8 Stunden arbeiten, sonst nichts. Daß dies in einem bestimmten Hause geschieht, ist bei jeder Fabrik und jeder Anstalt ebenso. Im übrigen aber wären sie freie Leute und könnten wohnen und essen, wo sie wollten. Es ist selbstverständlich, daß von Gefangenenkleidung und dergleichen nicht die Rede sein könnte.

Die Umstände würden nun allerdings dazu führen, daß man ihnen die Möglichkeit geben müßte, im Beschäftigungshause selber zu wohnen und zu essen, weil sie es dort am billigsten haben könnten. Aber das müßte natürlich in ihrer freien Wahl stehen, und sie könnten natürlich auch in diesem Falle außerhalb der Arbeitsstunden die Anstalt verlassen. Sie würden auch dann nicht anders dastehen als Tausende von Angestellten, die gezwungen sind in der Anstalt zu wohnen.

Dieser bessere Rest nun würde wohl kaum aus sehr guten Arbeitskräften bestehn, denn die guten Arbeitskräfte haben meistens auch guten Lohn und würden ihre Strafen bezahlen können und wollen. Es würden also wohl zum einen Teil

gebrechliche Leute sein, zum anderen Teile solche, die ihre Arbeitskräfte nicht verwenden können wegen Überfüllung des Marktes und dergleichen. Sie müßten nun „angemessen" beschäftigt werden, denn eine Vorschrift in diesem Sinne wäre notwendig, und ich gebe zu, daß die Aufgabe des Vorstehers nicht ganz leicht sein würde. Als Arbeitslohn müßte man wiederum mindestens 2 Mark täglich rechnen, — obgleich der Wert der Arbeit wohl häufig geringer wäre, — und 1 Mark hiervon würde auf die Strafe zurückbehalten. Daß der Staat mit diesen Anstalten ein Geschäft machen würde, ist äußerst unwahrscheinlich, aber man bedenke erstens, daß es sich um einen geringen Prozentsatz handelt; und daß zweitens nach dem System von heute die Sache nicht anders ist. Ja, der Staat hat nach dem heutigen System viel höhere Ausgaben für diese Leute zu betätigen, weil jetzt die Kosten für das Bewachungspersonal hinzukommen, Kosten, die in den Beschäftigungshäusern so gut wie fortfielen.

Eine Arbeits- und Hausordnung müßte natürlich auch in diesen Beschäftigungshäusern vorhanden sein wie in jeder Fabrik auch. Und wer sich in grober Weise gegen diese Ordnung verginge, der könnte durch eiligen Beschluß des Amtsgerichtes des Ortes zur weiteren Verbüßung in das Arbeitshaus geliefert werden. Denn ein energisches Straf- und mehr noch Drohmittel dürfte allerdings unerläßlich sein. Ich glaube indessen nicht, daß solche Fälle irgendwie häufiger vorkommen würden. Das Arbeitshaus ist sehr gefürchtet, und das ist in diesem Falle kein Unglück.

Und schließlich möchte ich noch einmal hervorheben, daß diese Beschäftigung in der Anstalt — mit der freien Bewegung in den Freistunden — durchaus nichts Entehrendes an sich hätte. Das ist aber bei den jetzigen Gefängnisstrafen leider nur allzu sehr der Fall, und Pharisäertum und moralischer Hochmut machen sich jetzt nur allzu sehr gegen alle breit, die einmal „gesessen" haben. Und das ist nicht nur in den höheren, das ist gerade auch in den unteren Ständen der Fall. Der Verständige wird freilich über dies Pharisäertum die Achseln zucken und den englischen Ausdruck: „cant" vor sich hinmurmeln, aber damit ist in der Sache nichts geändert. — Fürst Bismarck sagte zwar einmal humoristisch: „Ja, wer hätte denn nicht schon einmal Gefängnis gehabt?", und ich glaube, daß das geschah, als die Ultramontanen ihm die Freiheitsstrafen ihrer Geistlichen im Kulturkampf vorhielten. Aber diese Höhe der Anschauung ist keineswegs allgemein verbreitet.

* * *

Alles, was ich bisher vorgeschlagen habe, ist ausführbar, durchaus praktisch ausführbar, aber die Praktiker werden folgenden Einwand erheben: Bei diesem System werden sich sehr viel Verurteilte, — insbesondere aber die zu hohen Vermögensstrafen Verurteilten — der Strafe durch die Flucht entziehen, sie

werden „durch die Lappen" gehen, um einen nicht ungewöhnlichen Ausdruck zu gebrauchen.

Zwar für die „Übelbeleumundeten" ist gesorgt. Die sitzen im Arbeitshaus, wo für Bewachung ja das Nötige getan wird, und vorher werden sie wohl sämtlich in Untersuchungshaft gesessen haben. Hier würde die Sache nicht anders stehen als jetzt. —

Der ganze Einwurf aber wäre sehr leicht zu entkräften, wenn man an die Stelle des Wortes: „übel beleumundet" das Wort: „fluchtverdächtig" setzte. Dann würden eben alle Fluchtverdächtigen ins Arbeitshaus kommen.

Aber gegen diese Änderung wehre ich mich ganz entschieden. Denn für „fluchtverdächtig" kann man so ziemlich jeden erklären und zwar mit ganz erträglichen Gründen. Dann kämen Leute ins Arbeitshaus, die ganz und gar nicht dahin gehörten, und der Teufel wäre durch Beelzebub vertrieben. — Und es würde mir auch nicht gefallen, wenn man für die nur „Fluchtverdächtigen" wieder besonders vorsorgte, — was an sich ja ginge.

Ich würde es vielmehr ruhig hinnehmen, wenn einige Übeltäter davonliefen, mit andern Worten, wenn sie sich durch Selbstverbannung der gegen sie erkannten Strafe entzögen. Denn das ist es doch: Sie wählen die Selbstverbannung statt der Strafe.

Und nun denke man zunächst einmal an Athen und Rom, wo man sich in den meisten Fällen sogar der Todesstrafe dadurch entziehen konnte, daß man die freiwillige Verbannung wählte. Ich verlange ja nicht, daß wir ganz so vornehm denken sollen als die alten Griechen und Römer. Und ich denke auch selbst nicht ganz so vornehm, und die Verhältnisse sind ja anders. Aber einer Geldstrafe in mittlerer Höhe — also nach altem System einer Freiheitsstrafe von einigen Monaten — können wir die Selbstverbannung aus der Heimat wohl gleichsetzen. —

Bei Verurteilten, die Vermögen im Inlande haben, könnte man übrigens rechtzeitig auf dies Vermögen Beschlag legen, natürlich nur vorläufig, — damit sie es nicht versilbern und davon gehen.

Wenn aber vermögenslose Personen „durch die Lappen gingen", so bestände eine nur allzu begründete Hoffnung auf Wiedersehn. Die Zeiten sind vorbei, wo man in Amerika jede vermögenslose Person gänzlich unbesehen annahm. Und unsere Nachbarstaaten schieben wie alle zivilisierten Nationen vermögenslose Ausländer mit großer Schnelligkeit wieder ab, auch wenn diese Personen sich durchaus nichts Besonderes zu schulden kommen ließen. Die Abneigung gegen vermögenslose Ausländer ist eben ganz allgemein. — Man würde also einen Teil dieser Verurteilten wiedersehen.

Und nun kämen sie ohne weiteres ins Arbeitshaus. Denn wer in dieser Weise vor der Strafe davonlief, den kann man wohl als „übel beleumundet" bezeichnen. — —

Wir müssen nun schließlich zu den Verbrechern zurückkehren, die wir ein wenig aus dem Auge verloren haben. Das waren also die Übeltäter, die nach dem neuen System mit Verbannung nicht unter zwei Jahren bestraft würden, was nach heutigem Recht einer Zuchthausstrafe von nicht unter zwei Jahren gleichkäme. Wir wollten sie in unseren Kolonien unterbringen, denn wozu haben wir am Ende unsere Kolonien?

Ein besonderer Anspruch auf gesundes Klima wäre nicht zu erheben. Unsere Kaufleute und Soldaten gehen am Ende auch in die Kolonien und nehmen die Gefahr der Gesundheitsverschlechterung auf sich, und das müßten die Herren Verbrecher eben auch tun! Sie müßten diese Gefahr als eine unangenehme, aber notwendige Nebenfolge der Strafe hinnehmen, und angenehm sollen ja Strafen überhaupt nicht sein. Es versteht sich indessen von selbst, daß man bei den Sträflingen dieselben Vorsichtsmaßregeln gegen das Klima anwendete wie bei den andern auch. Und damit genug! Es hat wirklich keinen Zweck, hier sentimental zu werden, — um so weniger, als ich ja bereits ausführte, daß unsere inländischen Gefängnisse keineswegs gesund sind.

Man denke aber nicht, daß ich nun an den Bau von größeren Zuchthäusern dächte oder an etwas, das einem Bagno auch nur entfernt ähnlich sähe. Ich denke vielmehr an eine Art Plantagenwirtschaft mit kleinen Hütten als Wohnungen und einer keineswegs großen Bewachung, — mehr Arbeitsaufseher als Gefängnisaufseher. Eine Militärabteilung könnte ja zu aller Sicherheit in der Nähe sein. Wie man aber die Sträflinge beschäftigen sollte, das wäre eine Frage der Zukunft. Daß es möglich ist, sie zu beschäftigen und zwar in gewinnbringender Weise, das halte ich für über allen Zweifel erhaben. Aber selbstverständlich müßte ein praktischer Mann da sein, der das Nötige in die Wege leitete. Und vor allem einer, der zu wollen verstände. Denn von denen, die nicht wollen und die sich bei jedem praktischen Vorschlag hinter der bequemen Ausrede verstecken: „Praktisch völlig unmöglich", — von der Sorte hätten wir ja gerade genug.

Und was die Behandlung der Sträflinge anlangt, so verlange man zwar Arbeit von ihnen, anstrengende Arbeit, aber sonst nicht viel. Und wenn die Frauen der Gefangenen sie begleiten wollten, so sollte man das in jeder Weise begünstigen, und man wird auch für die Frauen Beschäftigung finden können. Und wenn sich die Unverheirateten drüben verheiraten, um so besser! Was bessert denn solche Menschen am leichtesten? Ein völlig verändertes Leben, Arbeit, — möglichst gesunde Arbeit in freier Luft — Familienleben und, wenn möglich, Umgang mit Besseren. Von all diesen Mitteln hat man bisher nur sehr wenige angewendet.

* * *

Ich bin am Ende und fürchte beinahe, ich bin zu kurz gewesen. Man hätte ja großes historisches Geschütz auffahren können — ohne allzu große Anstrengung,

und unendlich viele Gesetzesparagraphen zitieren, beinahe ohne jede Anstrengung. Aber ich wollte mich nicht nur an Gelehrte und Juristen wenden, die sich das alles ja leicht hinzudenken können, ich wollte mich an alle wenden, denn es ist eine Frage, die alle berührt, eine soziale Frage, um das Wort denn auch einmal zu brauchen, eine Frage der Menschheit — ich glaube es ohne Übertreibung sagen zu können. In Einzelfragen kann man ja vielfach anderer Ansicht sein, manche Detailfragen sind absichtlich nicht berührt, um die Klarheit des Bildes nicht zu gefährden, es sind nur die Umrisse eines Systems, aber doch ein System. Und nun möge das Ganze für sich sprechen, und der Verständige möge es nicht darum verachten, weil ich die großen Worte vermieden habe. Auch die großen Worte wären zu haben gewesen.

Freilich: Der Widerspruch wird kaum ausbleiben. Da wird man — gleichsam auf der rechten Seite — von Gefährdung der Autorität des Staates reden, — der wohl selten weniger gefährdet war als in diesem Falle, — da wird man — gleichsam auf der linken Seite — von allzu viel Zwangsarbeit und von ungesundem Klima sprechen. — Nun, gleichviel, wenn nur . . . . aber wie sagt doch Goethe:

„Ihr Vernünftigen, seid mir in die Mitte gestellt!"

Prof. Ignaz Goldziher: IV. Internationaler Kongreß für Religionsgeschichte.

(9.—13. September 1912 in Leiden.)

Man darf Religionswissenschaft nicht mit Theologie verwechseln. Während das Objekt der letzteren durch eine bestimmte historische Religionsform begrenzt wird, auf die ihre Forschung gerichtet und durch deren Voraussetzungen sie selbst in ihrer freiesten Entfaltung bedingt ist, steckt erstere als ihr Problem die Religion als eine allgemeine Erscheinung des Seelenlebens der Menschheit aus, in deren Entwicklungsgang sich die historischen Konfessionen einordnen. Die Aufzeigung der Tatsachen dieses Entwicklungsganges, von dem ersten Auftauchen des religiösen Triebes bis zu seinen reifsten Betätigungen, der Nachweis der Gedanken und Formen, in denen jene der Menschheit eigene Emotion auf den verschiedenen Stufen ihrer Entfaltung in den verschiedenen ethnischen Kreisen zum Ausdruck kommt, die Erforschung der psychischen, ethischen und sozialen Faktoren, durch welche jene Ausdrucksformen in ihren zahlreichen Varietäten hervorgerufen werden, die Ergründung der Gesetzmäßigkeit und endlich der Gesetze selbst, die in diesem weiten Gebiete des Seelenlebens walten: alles dies bildet die Aufgabe der Religionswissenschaft. Schon

diese flüchtige Übersicht über den Kreis, den diese Aufgaben umschließen, rechtfertigt die Erweiterung ihrer Benennung als vergleichende Religionswissenschaft, wie die Engländer gerne sagen: Comparative Religions.

Ohne diese Benennung zu gebrauchen, haben die großen Philosophen, in Deutschland besonders Schelling und Hegel, den Gesetzen der Religionsentwicklung in ihren fortschreitenden Erscheinungsformen nachgeforscht und sie in den Zusammenhang ihrer Systeme gesetzt. Sie arbeiteten jedoch im Verhältnis zu dem Reichtum des in Betracht kommenden Tatsachenkreises mit beschränktem Material. Die durch die indogermanische Philologie zur Verfügung gelangende Kenntnis von den Religionen der Verwandten der Griechen und Römer, die aus ihren Gräbern emportauchenden Dokumente der ägyptischen und babylonischen Vorzeit und die fortschreitende Sicherheit ihrer philologischen Deutung, ferner die immer mehr sich ausweitende Kenntnis der religiösen Gedanken und Riten der sogenannten Naturvölker (Primitiven) haben den Horizont bis dahin erweitert, daß von einer vergleichenden Religionswissenschaft ernstlich die Rede sein konnte. Max Müller, ein Schüler Schellings, hat, durch dessen Vorlesungen über den Ursprung der Mythologie beeinflußt, im Zusammenhang mit der vergleichenden Sprachwissenschaft auf die Bedeutung einer vergleichenden Religionswissenschaft hingewiesen und dieselbe als von der Theologie verschiedene und unabhängige Wissenschaftsdisziplin in zahlreichen Werken begründet, in denen er, im Anfang vornehmlich im Anschluß an Adalbert Kuhn, allerdings mit Blicken auf die außerindogermanischen Erscheinungsformen, von der vergleichenden Mythologie und der Vedenforschung ausging, um in späteren Werken, besonders in seinen Glasgower Vorlesungsreihen (1889—92) „Natural Religion“, „Physical Religion“, „Anthropological Religion“, „Theosophy, or psychological Religion“ das Problem der Religionsentstehung- und Entwicklung in ethnologischem und philosophischem Sinne zu erfassen.

Man hat seither die philologische Methode M. Müllers in der Erklärung der Mythologie vielfach abgelehnt (Andrew Lang war ihr heftigster Bekämpfer), auch seine psychologische Motivierung des Ursprungs der Religion („das Innewerden des Unendlichen“, sense of infinite) hat nicht viel Zustimmung gefunden. Man spricht jetzt nicht mehr viel von den Sonnen-, Mond- und Wettermythen; an ihrer Stelle sind in den epochalen Werken Edward Tylors, Frazers und derer, die in ihren Wegen wandeln, auf diesem Gebiete die Termini Totemismus, Animismus, Pandämonismus u. a. geläufig geworden. Aber unleugbar hat Max Müller den Anstoß dazu gegeben, daß — gleichgültig auf welchen theoretischen Grundlagen — die vergleichende Religionswissenschaft im Anschluß an die Ethnographie als selbständiger Wissenschaftskreis behandelt und anerkannt wird. Wie M. Müller, als Philologe, auch in der Religionsforschung zumeist mit den in religiösen Literaturen verdichteten Äußerungen des religiösen Triebes arbeitete, so hat er auch für dies

Forschungsgebiet in dem bändereichen „Sacred Books of the East", das er mit Hilfe der kompetentesten Fachmänner schuf, ein Quellenrepertorium geboten, neben dem frühere Versuche dieser Art als armselige Zwerggestalten erscheinen. Nicht minder bahnbrechend hat er auch für die äußere Anerkennung und die Nutzbarmachung der von ihm angebahnten Bestrebungen für die allgemeine Bildung gewirkt. Die vergleichende Religionswissenschaft wurde bald, namentlich in England und Amerika, ein bevorzugtes Thema zahlreicher Serien-lectures, durch die die Resultate der Religionswissenschaft und die Überzeugung von ihrer Wichtigkeit in das allgemeine Bildungsbewußtsein eingedrungen sind. Es war seine Anregung, durch die die Trustees der 1849 errichteten und im Sinne kirchlicher Theologie verwendeten Stiftung Robert Hibbert's dazu bestimmt wurden, dieselbe seit 1878 für Vorlesungen über allgemeine Religionswissenschaft zu verwenden, eine Verfügung, die die stattliche Reihe der auch im Druck erschienenen Hibbert-Lectures zunächst von Max Müller selbst (über indische), von Le Page Renouf (über ägyptische), von Montefiore (über israelitische Religion), von Kuenen (über Weltreligion und Volksreligion), von Rhys Davids (über Buddhismus), von Renan (über die letzten Zeiten des römischen Heidentums) u. a. im Sinne wissenschaftlicher Religionsbetrachtung hervorrief. Diese Vortragsreihen erweisen ihre Tendenz auch schon in ihren Titeln: „Ursprung und Wachstum der Religion, illustriert durch die Religionen von Indien usw." Also die Darstellung der Einzelreligionen soll das Versuchsobjekt sein, von dessen speziellen Erscheinungen man zu den allgemeinen religionswissenschaftlichen Erkenntnissen aufsteigen solle.

Diesem Beispiel schlossen sich auch andere Vorlesungszyklen über religiöse Materien an. Ihnen verdanken wir in den Edinburgher Gifford-Lectures ansehnliche Förderungen der Religionswissenschaft (ich brauche nur beispielsweise Tieles in 2 Bänden erschienene grundlegenden Vorträge „Einleitung in die Religionswissenschaft" aus den Jahren 1896 und 1898 zu nennen), in den Burnett-Lectures (Aberdeen 1888—1891) das epochemachende Werk von W. Robertson Smith „Lectures on the Religion of the Semites", eine erste Serie (fundamentale Institutionen), deren Fortsetzung durch den frühzeitigen Tod des genialen Cambridger Professors unterbrochen worden ist.

In sehr intensiver Weise ist Amerika dem englischen Beispiel gefolgt. Jenseits des Ozeans hat durch die eifrige Bemühung des hervorragenden Assyriologen, Professor Morris Jastrow in Philadelphia, dem wir eine den Stand der modernen Wissenschaft in selbständiger Weise zusammenfassende Monographie des assyrisch-babylonischen Religionswesens verdanken, die Religionswissenschaft einen ehrenvollen Platz in den gelehrten Bestrebungen erhalten. Innerhalb der American Oriental Society vertritt eine besondere Sektion die Forschungen über allgemeine Religionswissenschaft. Dabei ist ein Committee for Lectures on the History of Religions tätig, durch die Berufung kompe-

tenter Fachmänner aus Europa und Amerika, durch die planmäßige Veranstaltung von Vorlesungsserien an amerikanischen Hochschulen und wissenschaftlichen Instituten, eine den Anforderungen wissenschaftlicher Betrachtungsweise entsprechende Kenntnis der religiösen Vorstellungen der verschiedenen Gruppen der Menschheit in ihrem historischen Entwicklungsverlauf den gebildeten Klassen zugänglich zu machen und dadurch aus der Vereinsamung der Studierstuben zu einem Element der allgemeinen Bildung zu erhöhen.

Mit der Anregung des allgemeinen Bildungsinteresses ging die Würdigung im höheren Unterrichtswesen, durch das jene Bestrebung erst einen Rechtstitel erhalten konnte, Hand in Hand. Auf diesem Gebiete schritt Holland mit gesunder Tatkraft voran. Das Universitätsgesetz vom Jahre 1876 stellte die theologischen Fakultäten der holländischen Universitäten in den Dienst der allgemeinen Religionswissenschaft, wodurch dieselben von der Einschränkung durch konfessionelle Interessen erlöst werden sollten. Zugleich wurde in Leiden der erste Lehrstuhl für die Religionsgeschichte errichtet und mit einem der Bahnbrecher dieser Wissenschaft, C. P. Tiele, besetzt, worauf die Vertretung dieser Wissenschaft auch an den übrigen Universitäten Hollands folgte. Nicht lange zögerte Frankreich, dem holländischen Beispiel zu folgen. 1879 konnte das Collège de France auf dem neuerrichteten Lehrstuhl den geistvollen Albert Réville begrüßen, der für das durch ihn inaugurierte Wissensfach die treffende Charakterisierung als théologie laïque prägte. Ihm folgte auf ganz kurze Zeit sein diesen Beruf mit Begeisterung erfassender, trefflicher Sohn Jean Réville und, nachdem dieser seinem Wirkungskreise jählings entrissen wurde, der in der katholischen Kirche Frankreichs viel umstrittene Alfred Loisy. Außer diesem Lehrstuhl des Collège de France wurde im Rahmen der École pratique des Hautes Études an der Sorbonne eine Section d'Histoire des Religions eingerichtet, an der ungefähr zwanzig Lehrkräfte das Studium der großen Fragen der Religionsgeschichte vertreten und die literarischen Dokumente des religiösen Lebens der Menschheit interpretieren. Ein bedeutendes Hilfsmittel finden diese wissenschaftlichen Bestrebungen in Frankreich an dem durch Emil Guimet auf weiten Reisen erworbenen religionsgeschichtlichen Museum, das früher in Lyon als Privatbesitz des Sammlers aufbewahrt, durch seine Munifizenz in den Besitz des Staates überging, der diesem großartigen wissenschaftlichen Schatz eine würdige Stätte im Trokadero errichtete, die zu den lehrreichsten Sehenswürdigkeiten der französischen Hauptstadt gehört. Auch dies Museum ist durch die in demselben gehaltenen zumeist populären Vorträge eine Lehr- und Verbreitungsstätte der Resultate der Religionswissenschaft. In Deutschland hat man sich gegenüber der selbständigen Vertretung dieser Disziplin an den Universitäten lange Zeit ablehnend verhalten. Neuestens hat jedoch die allgemeine Religionsgeschichte (sie ist in ihrem Wesen und ihren Zielen von der Religionswissenschaft nicht verschieden) Lehrstätten an großen Hochschulen Deutschlands errungen.

Berlin hat Lehmann aus Kopenhagen, neuestens Leipzig als den ersten Professor des neuerrichteten Lehrstuhls Söderblom aus Upsala berufen; zugleich ein Beweis für die Tatsache, in welch hervorragender Weise der Betrieb der Religionswissenschaft an den Hochschulen der nordischen Nationen gewürdigt wird. Ist ja auch nach Leiden selbst als Nachfolger Tieles der Däne Kristensen berufen worden.

Der lebendige Fluß der neuen wissenschaftlichen Bestrebungen wird auch in Zeitschriften, die denselben dienen, konzentriert. Neben den zahlreichen ethnographischen, theologischen und Missions-Zeitschriften, die ihr Augenmerk natürlich auch auf Fragen der Religionswissenschaft richten und ihr wertvolle Materialien liefern, entstehen nun Fachzeitschriften für die neuen Ziele. Im Schatten der Pariser Lehrstühle wurde die „Revue de l'Histoire des Religions" gegründet, die seit 1880 in je zwei Jahresbänden erscheint; in Deutschland dient seit 1898 das durch Th. Achelis begründete, durch weil. Albrecht Dieterich (Heidelberg) in die Bahnen der Usenerschen Philologenschule gelenkte Archiv für Religionswissenschaft den Aufgaben der letzteren, die es noch besonders in den im Gefolge des Archivs ausgegebenen Beiheften durch wichtige Monographien fördert.

Nun kann sich als letzte Sanktion der selbständigen Geltung der Religionswissenschaft auch der Gedanke ihr gewidmeter periodischer Kongresse einstellen. Der Kongreßgedanke ist zuerst bereits 1897 aufgetaucht und seine Verwirklichung ist in einer Stockholmer Versammlung versucht worden, die jedoch der gestellten Aufgabe nur sehr mangelhaft entsprechen konnte. Erst durch die energische Initiative und Bemühung der Pariser Kreise ist er im Jahre 1900 unter dem Namen: Internationaler Kongreß für Geschichte der Religionen zur Tat geworden. Daß die Idee solcher Kongresse von vornherein mit der Ausschließung wie immer gearteter positiv-theologischer Tendenz verbunden war, kommt in den für dieselben entworfenen Satzungen zum Ausdruck, wonach die Verhandlung konfessioneller Stoffe von ihnen strenge fernzuhalten sei.

Man darf demnach diese wissenschaftlichen Versammlungen nicht mit einer anderen Art von Vereinigungen verwechseln, deren Anlaß nicht in objektiv wissenschaftlichen Interessen lag, sondern in dem praktischen Ziele einer Ausgleichung der durch die verschiedenen positiven Religionsbekenntnisse des ganzen Erdenrundes hervorgerufenen Gegensätze. Unsere Leser hören hier nicht zu allererst von der bei Gelegenheit der Weltausstellung 1893 nach Chicago einberufenen Versammlung, deren Tendenz durch ihre Benennung als Religionsparlament gekennzeichnet ist. Ihre Verhandlungen sind in ihren mehrere Bände fassenden Proceedings vereinigt und von Professor Bonnet-Maury, der an ihr als Vertreter des liberalen Protestantismus französischer Zunge persönlich

teilnahm, in übersichtlicher Weise resumiert worden. (Le parlement des religions à Chicago, Revue de l'Histoire des Religions, XXVIII. Bd., auch in Buchform.)

168 Delegierte repräsentierten 10 historische Religionen und 15 verschiedene Rassen und verhandelten durch 16 Tage (11.—27. September) über die Stellung ihrer Bekenntnisse zu den Grundfragen des religiösen, sittlichen und gesellschaftlichen Lebens und untersuchten die Bedingungen der Ermöglichung des von ihnen allen ersehnten Zukunftsideals einer Universalreligion. Da kamen außer den kirchlichen Autoritäten der auch im Westen vertretenen Religionsformen (auch katholische Kirchenmänner aus Amerika nahmen daran Anteil) die Sprecher der asiatischen Religionen (Brahmanen, Buddhisten verschiedener Nuancen, Konfutseaner, Taoïsten, Schintoïsten u. a.) zu Wort, um, im Grunde, in rationalistischer Darlegung der Prinzipien ihrer Religionen als Apologeten für dieselben zu wirken. Es sollten die gemeinsamen Gesichtspunkte sämtlicher konfessionellen Varietäten herausgestellt, die Spitzen und Schärfen derselben abgeschliffen werden. Es wurde recht viel geredet, gepredigt; aber es läßt sich freilich nicht nachweisen, ob aus diesem Wettreden irgend ein praktischer Erfolg erwuchs oder ein solcher angebahnt wurde.

Es hat allerdings nicht an optimistischen Männern gefehlt, die das Religionsparlamentswesen mit dem Chicagoer Versuch nicht als definitiv abgeschlossen betrachten, sondern dasselbe zu einer bleibenden Einrichtung gestalten wollten. Der französische Abbé Victor Charbonel fand jedoch wenig Anklang mit seinem Gedanken, im Ausstellungsjahr 1900 einen zweiten Religionskongreß in Paris zusammentreten zu lassen. Man kann in der Revue bleue vom Jahre 1896 die Bescheide lesen, die ihm auf sein diese Absicht kundgebendes Rundschreiben zugingen. Wenige stellten dem geplanten Unternehmen ein günstiges Prognostikon. Selbst die gegen dasselbe prinzipiell kein Bedenken hegten, wie Jules Simon, de Vogüé, äußerten sich in sehr pessimistischer Weise über den zu erwartenden Erfolg. Zumal die Vertreter des hohen Klerus, denen Charbonel sein Rundschreiben zugesandt hatte, mochten ihre Hand zur Ausführung seiner Anregung nicht leihen. Sie erblickten in der Teilnahme an einer solchen Vereinigung eine prinzipielle Konzession an den Skeptizismus, an die Voraussetzung der relativen Gleichwertigkeit aller Religionsformen, ihrer Diskutabilität aus dem Gesichtspunkte der seligmachenden Kraft. Der Abbé mußte sich schließlich selber sagen: „Der französische Episkopat ist fast einstimmig, das Projekt als bedenklich, gefährlich und überaus unbequem abzulehnen. Was will es sagen, daß die amerikanischen Bischöfe an einem Religionsparlament teilgenommen haben? Dort drüben beunruhigt man sich nicht viel um Theologie und Syllabus. Amerika ist nicht Frankreich. Amerikanisieren wir uns nicht; sondern bleiben wir untereinander und halten wir fest an unseren orthodoxen Prinzipien."

Statt des zweiten Religionsparlamentes des Abbé Charbonel konnte im Aus-

stellungsjahr 1900 der erste „Internationale Kongreß für Geschichte der Religionen" in Paris zusammentreten. Die als Ehrenpräsidenten dieser ersten Versammlung ausersehenen Max Müller und Tiele lagen schwer krank danieder und konnten sich nur durch Begrüßungsschreiben an den Präsidenten des Kongresses beteiligen, der eine durch sie ins Leben gerufene und geförderte wissenschaftliche Bewegung in einen Mittelpunkt vereinigte. „Sie sehen heute," — sagt M. Müller in seinem Schreiben — „daß wir nicht vergebens gearbeitet haben. Unsere Studien erregen kein Stirnrunzeln mehr, sind nicht bloß geduldet. Nein, man folgt ihnen mit Interesse und Sympathie, sie werden auch von denen geachtet, die sie früher herabgesetzt hatten." . . . „Allenthalben scheint man sich heute mit dem Gedanken befreundet zu haben, daß, wer nur eine Religion kennt, gar keine kennt, und daß man gar keine Religion verstehen kann, wenn man nicht ihren Ursprung und ihre Geschichte kennt. Jedoch, als solche Gedanken zu allererst ausgesprochen wurden, wurden sie als sehr gefährlich, ja sogar als ketzerisch betrachtet. Wir wissen heute, daß Religion an sich nicht notwendig Tempel und Priester erfordert. Die arme samojedische Frau, die am frühen Morgen aus ihrem Zelte tritt und sich vor der Sonne verbeugend sagt: „Wenn du dich erhebst, erhebe ich mich auch von meinem Lager, und wenn du zur Ruhe gehst, tue ich dasselbe um zu schlafen" — der alte Neger der westafrikanischen Küste, der vor seinem Fetisch betet, der ihm bei irgend einer feierlichen Gelegenheit gegeben wurde — der Rothäuter, der vor seinem Pfosten betet, auf welchem sein Totem oder die Namen seiner Ahnen gezeichnet sind — sie haben alle Religion, und Jener, der alle Gedanken versteht, ob sie nun ausgedrückt werden oder nicht, versteht auch all dieses Stammeln."

Der Pariser Kongreß, dessen Organisation den nachfolgenden Versammlungen als Muster gedient hat, durfte in jeder Beziehung als gelungen und erfolgreich beurteilt werden. Seine Sektionsgliederung, die in den Sektionen sowie in den allgemeinen Versammlungen vorgelegten Studien und Vorträge gewährten einen Blick auf das weite Gebiet, das in dieser Wissenschaft umfaßt und im Sinne bewußter Arbeitsteilung gepflegt werden müsse, auf die Probleme, die für die Zukunft zu stellen seien. Die Resultate und Anregungen, die aus diesem ersten Kongreß hervorgingen, sind in zwei Bänden seiner Akten verkörpert. Wir werden mit denselben von dem ersten unbestimmten Aufkeimen des religiösen Triebes, durch seine Betätigung in den rohen Vorstellungen und Formen der Naturvölker, bis hinauf in die feinen Regionen der ethischen Religionen geführt. Philologie, Psychologie, Ethnographie und Geschichte reichen einander die Hand, um die Tatsachen einer bunten Erscheinungswelt vorerst in unbefangener Weise festzustellen, zu erklären, die geistigen Kräfte bloßzulegen, die in ihnen tätig sind, und auf die Gesetzmäßigkeit zurückzuleiten, die in diesem großen Entwicklungsverlauf vorherrscht. Es hat sich in dem lebendigen Zusammenwirken jener, die an den Forschungen über diese Frage interessiert sind, gezeigt, daß die zu erschließen-

den Wahrheiten der Religionswissenschaft nicht durch die Aufstellung nebelhafter aprioristischer Theorien, sondern durch die vergleichende Gruppierung einer Fülle von sicher festgestellten Tatsachen und den Versuch des Aufsteigens zu den ihnen innewohnenden Prinzipien zu erlangen seien.

In demselben Geist folgte dem Pariser der in Basel (1904) versammelte zweite, und der nach Oxford einberufene dritte (1908) Internationale Kongreß für Religionsgeschichte. Allenthalben wurde es mit einem ungeteilten Beifall aufgenommen, daß als der Sitz des vierten Leiden erwählt wurde, die Stätte, an der so viele Bausteine für das Gebäude dieser Wissenschaft bereits zu einer Zeit gefügt wurden, als sich dieselbe zur Stellung einer unabhängigen, selbständigen Disziplin noch nicht aufgeschwungen hatte. Der Schauplatz der Wirksamkeit Tieles bot sich wie eine natürliche Sammelstelle der Vertreter jener Forschungen dar, zu deren Anerkennung er so reichlich beigetragen hatte. Dies wird im Kreise der ruhmreichen alten Hochschule durch eine pietätvolle Institution vergegenwärtigt, durch die sogenannte Tiele's-Kamer der Universitätsbibliothek. Die Witwe des großen Religionsforschers der Universität verewigte sein Andenken durch die Schenkung der reichhaltigen, alle Gebiete der Religionswissenschaft umfassenden Bücherei des Meisters an die Universitätsbibliothek, die für die Unterbringung dieser Sammlung, welche ein fast unschätzbares Hilfsmittel für das religionsgeschichtliche Studium bietet, die entsprechenden Räume in der unmittelbaren Nachbarschaft erwarb, wo sie, in der äußeren Form des Arbeitszimmers dieses berühmten Lehrers, der Stiftung als selbständigem Bestandteil der Universitätsbibliothek eine sinnvolle Stätte gründete.

Der vierte internationale Kongreß für Relegionsgeschichte, zu dem 9 Regierungen und an 50 Universitäten und gelehrte Gesellschaften sich durch ihre Delegierten vertreten ließen, tagte vom 9. bis 13. September in den Räumen der altehrwürdigen Universität unter dem Präsidium von Professor Chantepie de la Saussaye, der in der Organisation des Kongresses von Professor B. J. Eerdmans, als Generalsekretär, erfolgreich unterstützt war. Außer ihnen haben an demselben die Träger der besten Namen der in religionsgeschichtlichen Fächern tätigen Lehrer der Hochschule teilgenommen. Ich brauche nur den Vize-Präsidenten Snouck Hurgronje zu nennen, den Schöpfer und Führer der modernen Islamwissenschaft, dessen Gedanken die wissenschaftliche Bearbeitung dieses Gebietes der Religionswelt in neue Pfade gelenkt und die geschichtliche Betrachtung derselben angebahnt haben. Die Arbeiten des Kongresses waren neben einer den allgemeinen Fragen und den Primitiven gewidmeten Sektion nach den verschiedenen Gebieten der Religionserscheinungen gegliedert: für chinesische, japanische und indische Religionen, dann für die des klassischen Altertums, für die Religionswelt des Semitismus, für Islam, für das Religionsleben germanischer, slavischer und keltischer Völker, für Fragen der christlichen Religionsgeschichte wurden je besondere Sektionen eingesetzt — eine Gliederung,

die vom ersten Pariser Kongresse her festgestellt war. Da die einzelnen Mitglieder, in der Regel, den Vorträgen jener der zu gleicher Zeit tagenden Sektionen anwohnen, mit der sie vermöge ihrer Fachzugehörigkeit am nächsten verbunden sind, wäre es unbillig, von einem aktiven Sektionsmitgliede ein speziell eingehendes Referat über die Arbeiten der Sektionen zu erwarten, denen es nicht angehört hat. Jedoch sind die bedeutenderen Momente der Vorgänge in den Sektionen durch privaten Verkehr und durch die journalistische Berichterstattung (dabei gingen die kundigen Referate des Nieuwe Rotterdamsche Courant allen anderen voran) zu aller Kenntnis gelangt.

Von den Vorträgen über allgemeine Stoffe der Religionswissenschaft gehörte zu diesen vor allen Dingen der einleitende Vortrag des Grafen Goblet d'Alviella (Brüssel) über Methodologie der religionswissenschaftlichen Forschung, in der er das Zusammenwirken der historischen und vergleichenden Methode als den sichersten Weg zur Feststellung der Tatsachen der Religionsentwicklung erwies. Viel Eindruck machte der fesselnde Vortrag von Dobschütz' (Breslau) über die Entwicklung des Begriffes der Gottesgemeinschaft, dem die Studien Titius' (Göttingen) über die Evolution des Gottesglaubens und die feine Synthese Bertholet's (Basel) über die Betätigung des religiösen Versöhnungsgedankens in den verschiedenen ethnographischen und historischen Schichten nicht nachstanden. — Die Kenntnis des religiösen Lebens und der religiösen Gesichtspunkte der Naturvölker (Primitiven) wurde durch die Abhandlungen K. Th. Preuß' (Berlin), der zugleich sein neues Werk über „Die Religion der Kora-Indianer" vorlegte, über die religiösen Grundlagen der Exogamie und Panhuis (Haag) über die Religion der Buschneger in Niederländisch-Guinea bereichert. In dieser Sektion hörte man auch den interessanten Vortrag des Fräuleins Owen (Maryland) über die Regengötter der amerikanischen Indianer und den der Frau Wanda v. Bartels (München) „über den Kultus eines roten Gottes". — M. W. de Visser (Leiden), Masson Oursel (Paris) und J. S. Speyer (Leiden) beschäftigten sich mit wichtigen Einzelfragen des vielverzweigten Buddhismus, namentlich in seinen chinesischen, japanischen und javanischen Erscheinungsarten. — In der griechisch-römischen Sektion hörte man die Vorträge von Bates (Philadelphia) über Ägeische Residuen in der Religion der Griechen, von W. Weber (Groningen) über die Volksreligion im griechisch-römischen Ägypten, von Toutain (Paris) über die heiligen Grotten im griechisch-römischen Altertum, sowie über die Organisation des Kultus der Ptolemäer auf der Insel Cypern, von Wünsch (Königsberg) über griechische Zauberpapyri, von Pettazoni (Mailand) über die älteste Religion auf Sardinien. De Jong (Haag) beschäftigte sich mit der Anschauung vom Astralkörper in der neuplatonischen Philosophie. —

Die Verhandlungen der germanisch-keltischen Sektion leitete Symons (Groningen) mit der Erinnerung an Jakob Grimm ein, der auf germanistischem

Gebiete vor einem Jahrhunderte die wissenschaftliche Forschung über germanische Religion inaugurierte. Hier sprach van Hamel (Middelburg) über Druiden in Irland (in negativem Sinne), Mac Culloch (Bridge of Allan) über die Vorstellungen der Kelten vom zukünftigen Leben, Van der Meulen (Leiden) über die Anschauungen der Litauer über Velen (Geister der Toten) und ihr Wirken, R. Meyer (Berlin) über theophore und theriophore Namen bei den alten Germanen. — Sehr ergiebig und reich an Anregungen waren die Studien, die in der allgemein semitischen und in der islamischen Sektion vorgelegt wurden. In jener hörten wir die Nachweise M. Jastrow's (Philadelphia) über den Zusammenhang von babylonischer, chinesischer und etruskischer Divination; von C. Bezold (Heidelberg), von dem in den letzten Jahren die Sitzungsberichte der jungen Heidelberger Akademie wichtige Beiträge zur Kenntnis der babylonischen Astrologie brachten, im Anschluß an dieselben eine Studie über das Pantheon der astrologischen Keilinschriften als methodisches Mittel zur Feststellung ihres Alters; von S. A. Cook (Cambridge) über die Bedeutung der alten orientalischen Religionen für die Religionswissenschaft; von S. Fries (Stockholm), mit Berücksichtigung der jüngst entdeckten Elephantine-Papyri und der von S. Schechter herausgegebenen, angeblich sadduzäischen Sektenschrift, über Jahvetempel außerhalb Palästinas; von R. Dussaud (Paris) über ein dem syrischen Kultus zugehöriges Denkmal aus der persischen Epoche im Museum zu Konstantinopel; von D. Nielsen (Kopenhagen) über gemeinsemitische Götter; von Foakes Jackson (Oxford) über die Bedeutung des nördlichen Reiches für die Religionsentwicklung in Israel; von S. Langdon (Oxford) über die assyrische Göttin Belit Seri, Schwester des Gottes Thammuz. — Am besten ist der Verfasser dieses Artikels über die Arbeiten der Islam-Sektion orientiert, die uns einige tiefgreifende wissenschaftliche Beiträge brachte. Die besten Kenner des islamischen Mystizismus, R. A. Nicholson (Cambridge) und L. Massignon (Paris) teilten uns in anregender Form die Resultate ihrer neuesten Forschungen über dies Studiengebiet mit; M. Horten (Bonn) stellte unter neuen Gesichtspunkten die Entwicklung der Religionsanschauungen im Islam im Zusammenhang mit dem Eindringen der philosophischen Gedanken dar; M. Hartmann (Berlin) lieferte eine geist- und gedankenreiche Studie über den Islam in China, namentlich seine Beeinflussung durch konfutseanische Elemente und die in demselben hervortretende Sektenspaltung. E. Littmann (Straßburg) wies an der Legende des ägyptischen Heiligen Ahmed al-Bedawi, aus deren volkstümlicher Fassung er interessante Proben gab, das Fortwirken altägyptischer und koptischer Anschauungen nach; endlich bot C. H. Becker (Hamburg) im Anschluß an seine bisherigen Arbeiten über christliche Einflüsse auf die Ausbildung des islamischen Dogmen- und Ritenwesens, eine für diese Studien hochwichtige Untersuchung „Zur Geschichte des islamischen Kultus", in welcher er die ältesten Elemente der muhammedanischen Liturgie und ihre Gliederung auf christliche Quellen zurück-

führte. — Mangels einer besonderen afrikanischen Sektion wurden die aus diesem Gebiete angemeldeten spärlichen Vorträge in die beiden letzteren Sektionen eingereiht: namentlich E. Mahlers (Budapest) Mitteilung über das Fischsymbol, mit Anknüpfung an eine Thutmesstele des ungarischen Nationalmuseums; Moret's (Paris) Abhandlung über den Zusammenhang der altägyptischen Ka-Vorstellungen mit totemistischen Anschauungen; Turajef's (St. Petersburg) Bericht über das 6000 Stück umfassende neugegründete ägyptische Museum in Moskau. — Lebhafte Diskussion schloß sich an die Vorträge an, die in der Sektion für christliche Religionsgeschichte gehalten wurden. Hier fand auch der Vortrag v. Dobschütz', den wir unter den allgemeinen Studien erwähnten, seine Stelle. Viel wurde über den in neuerer Zeit durch Dietrich, Wendland, Reitzenstein, Bousset betonten Zusammenhang des Christentums (namentlich in Paulus und Johannes) mit griechischem und kleinasiatischem Mysterienwesen abgehandelt. Wie v. Dobschütz so tritt auch Clemen (Bonn) in seinem Vortrage solchen Konstruktionen entgegen; — B. W. Bacon (New-Haven) unterzog die Baur'sche Konstruktion der schroffen Antithese des Petrinischen und Paulinischen Christentums und ihre Anwendung auf die Beurteilung der Authentie der paulinischen Briefe einer neuerlichen Kritik; mit Petrus beschäftigten sich noch zwei weitere Vorträge: der K. Lincke's (Jena), der die zwiefältige Charakteristik des Apostels in den Evangelien voneinander scheidet, und der G. Krügers (Gießen), der die Ursprünglichkeit der vielfach als tendenziösen Einschub betrachteten Stelle Matth. 16, 17—19 auf dem Wege der Exegese verteidigt. — Eine Rettung versuchte auch F. C. Burkitt (Cambridge) für die bekannte Beziehung des Josefus Flavius auf das Auftreten Jesus'; traf jedoch auf vielseitigen Widerspruch. C. W. Emmet (Oxford) behandelte das Verhältnis der Eschatologie zur Ethik der Evangelien. — In spätere Zeit führte F. Conybeare (Oxford) mit seiner Abhandlung über die in den Ignatius-Briefen bekämpften Ketzereien, während wir mit P. Alphandéry (Paris) ins Mittelalter geleitet wurden; er hielt zwei Vorträge: über den Messianismus im lateinischen Mittelalter und über die Wichtigkeit des Studiums der mittelalterlichen Literatur für die Kenntnis des ältesten Christentums.

Es geht natürlich bei ähnlichen Gelegenheiten, mangels einer Präventivzensur, selten ohne das eine und andere Kuriosum. Dafür sorgte besonders Abbé Fourrière (Moislains), der für seine Danitische Hypothese in ihren verschiedenen Anwendungen Anhänger werben möchte. Die Bewohner der nordpalästinischen Stadt Dan sollen nach des Propheten Elias Auftreten gegen die Priester des Baal teilweise nach Griechenland ausgewandert sein und ihren Kultus dort eingebürgert haben. Daher stamme der Kultus des Apollon Patroos, des Erdgottes, dessen Name aus Baal verderbt sei. Damit hänge manches andere zusammen. Ein dreiköpfiges Ungeheuer, welches Zeus bekämpft (dabei bezieht sich Fourrière auf ein Relief der Akropolis), sei ein Reflex des Gottes der Stadt

Dan mit ihren drei Brunnen usw. Auch in Polynesien findet der Abbé seine durchgebrannten Daniter. — Nicht viel ernster war zu nehmen, was Witton Davies (Bangor) über wälsche Sprachvergleichung vorbrachte; er findet Beziehungen zum Hebräischen. — Monseur (Brüssel) ist davon überzeugt, daß die Priester- und Opferinstitution der Inder aus Babylonien entlehnt ist.

Es wurde allgemein bedauert, daß neben den Sitzungen der Sektionen, außer den formellen Versammlungen, wie Eröffnungs- und Schlußsitzung, nur eine wissenschaftliche Plenarversammlung abgehalten werden konnte. Diese war einem mit Lichtbildern illustrierten Vortrag Guimet's, des Gründers des berühmten religionsgeschichtlichen Museums in Paris, gewidmet; ihr Gegenstand bewegte sich auf dem Gebiete eines anziehenden Kapitels der Religionsgeschichte, der vergleichenden Symbolkunde. Guimet zeigte einer großen Zuhörerschaft durch Vorführung charakteristischer Objekte, wie einzelne Symbole — er besprach vorwiegend die symbolistischen Darstellungen des Begriffes der Unendlichkeit und Unsterblichkeit — aus dem Kreise der ägyptischen religiösen Kunst zu Griechen und Römern wanderten, um dann in späterer Zeit, in mannigfachen Varietäten, zu unverstandenen dekorativen Elementen zu werden, deren ursprüngliche Bedeutung und religiöse Beziehung dem Kunstbewußtsein vollends entschwunden ist.

Unser in obigem versuchter flüchtiger Überblick über die einzelnen Punkte des weiten Gebietes, in dem die Teilnehmer des „vierten internationalen Kongresses für Religionsgeschichte" sich bewegten, kann natürlich nicht alle jene Studien umfassen, die im Raume dieser fruchtbaren Woche Gegenstand der Vorträge und Diskussion gebildet haben, und der Berichterstatter möchte sich hier gegen die Zumutung verwahren, daß das Fehlen eines und des anderen Vortrages in der vorangehenden allzu trockenen Aufzählung etwas anderes als mangelhafte Information, etwa ein herabsetzendes Werturteil bedeute, zu dem er sich, wenn überhaupt, nur auf beschränktem Fachgebiet für zuständig halten könnte. Die Bedeutung, die der immer mehr zur Geltung kommenden Anerkennung der vergleichenden Religionsgeschichte, als eines unabhängigen autonomen Zweiges der Geisteswissenschaften, innerhalb der geistigen Bewegungen unserer Zeit zukommt, kann es rechtfertigen, daß die Tätigkeit einer der Förderung dieser Wissenschaft gewidmeten internationalen Vereinigung in dieser auf die mannigfachen Faktoren unseres Kulturlebens achtenden Zeitschrift nicht übersehen, vielmehr in eingehender Weise berücksichtigt wird.

Erinnerungen an Wilhelm Goldbaum

von einem Unbekannten.

Die Nachricht von dem Tode Wilhelm Goldbaums in seinem 70. Lebensjahre hat auf mich den Achtundsiebzigjährigen einen tiefen Eindruck gemacht. Ich hatte den Verstorbenen nie gekannt, nie gesehen, es war mir selbst die Physiognomie des Schöpfers der „Literarischen Physiognomien" auch im Bilde fremd geblieben; ja ich wußte nicht einmal, daß er als Mitglied der Redaktion der „Neue Freie Presse" gewirkt — trugen doch seine Artikel selten seinen Namen —. Doch sein erstes bei Prochaska in Teschen 1883 erschienenes Buch „Literarische Physiognomien" bildete seit nahezu 30 Jahren eine Lieblingslektüre, wonach ich gerne griff, wenn schlaflose Nächte mich quälten. Dieses Buch sowie das fast gleichzeitig erschienene Werk Nordaus „Conventionelle Lügen des 19. Jahrhunderts" bildeten seit Jahren die einzigen Repräsentanten der modernen Belletristik in meiner Bibliothek. Insbesondere war es die Arbeit Goldbaums, die ich gerne las und wieder las, da sie durch ihre klaren Gedanken und ihre fein ziselierte, echt dichterische Sprachform mich immer von neuem fesselte. Schon das erste Blatt, das die schlichte Widmung trägt, „Meiner lieben Frau Hermine, der treuen Kameradin, zugeeignet", wirkte ganz eigentümlich anheimelnd auf mich. Solche Widmungen entspringen zumeist aus ganz verschiedenen eigenartigen Motiven und Regungen des menschlichen Herzens. Sind sie an große Herren und hervorragende Kapazitäten, an Mäcenaten, an Vertreter der Kunst und Wissenschaften adressiert, dann entspringen sie oftmals dem Dankgefühle für geleistete Hebammendienste bei der Geburt solcher Geisteskinder oder sie werden gerne auch als Aushängeschilder für die Erstlingsfrüchte junger Autoren gebraucht, womit diese einen Leserkreis zu gewinnen oder zu erweitern streben. Widmungen an die Manen heimgegangener Meister oder guter Freunde, geliebter Eltern und teuerer Gattinnen sind auch nichts Seltenes; denn sie sind dem Andenken Verstorbener gewidmet, die also gewissermaßen wie Grabsteine die Erinnerung an den Verblichenen noch für kommende Geschlechter wach erhalten sollen. Aber eine Widmung an eine noch lebende Gattin gehört gewiß zu den Seltenheiten; sie wirkt immer eigentümlich, sie hat aber immer einen idealen Hintergrund, sie verrät nicht nur innige Liebe, sondern gegenseitige Verständigung, harmonisches Zusammenwirken in Liebe und ehelicher Eintracht, volle Seelenübereinstimmung im Denken und Fühlen. Manche moderne Gattin, bei aller sonstigen ehelichen Treue, hat für das Seelenleben ihres Gatten kein Verständnis und wendet sich in ihrem grobsinnigen Egoismus von seinen Geisteskindern höhnisch ab, da sie ihr — wie sie meint — das Brot vom Munde weg-

fressen. Die blinkende Feder auf dem Hute erscheint ihr oft als wertvollerer Schmuck wie die Feder und die reiche Geistesfrucht ihres Gatten. Eben deshalb mutet die „Zueignung an die treue Kameradin", die ihm seine Hermine bis zum letzten Atemzuge geblieben war, jeden zartfühlenden Leser gewiß nur anheimelnd an.

Gehen wir nun auf das Buch selbst über, so weht uns schon in der Vorhalle, in der Einleitung, ein erwärmender Hauch, ein hell leuchtender Geist entgegen, der uns über die Entstehungsgeschichte seiner Arbeit, ihre Ziele und ihren Umfang, sowie über den ihr gewidmeten Namen volle Aufklärung bringt.

Es seien hier nur einige Sätze der Einleitung hervorgehoben: „Noch vor 30 Jahren meinte man einer gesuchten Wendung sich zu bedienen, wenn man von „Dichtergestalten" oder „Dichternaturen" sprach; heute ist es etwas Alltägliches und bald wird es auch etwas Verbrauchtes sein, „Dichterköpfe", „Dichterprofile", „Dichterbüsten" dem verehrten Publikum zu präsentieren." — „In diesen Tagen, da die Naturwissenschaft mit dem Mikroskop Infusorien und Bakterien ausspürt und die Geschichtsforschung in verstaubten Archiven mit der Lupe über verschollenen Dokumenten brütet, ist die Vertiefung in das Einzelne, die Beschäftigung mit dem Detail, der Rückzug auf die Monographie, der Ruhm der Spezialität die Losung und fast will der alte Hesiod wieder zu Ehren kommen, der schon vor dritthalbtausend Jahren gesagt hat, der Teil sei mehr als das Ganze." — „Nicht viel anders und doch wieder durchaus verschieden ist es, von Dichterphysiognomien zu sprechen. Die Physiognomie ist mehr als das Profil, mehr als Kopf und Büste, sie ist nicht erstarrte Form, nicht Linie, Strich und Windung, sie ist der Ausdruck des geistigen Lebens, wechselnd und doch bestimmt, trügerisch und doch in allen Fällen lehrreich, sie ist die Zusammenfassung des Einzelnen zum Ganzen, das Fenster, durch das man in die Seele blickt. Mehr als in dem Stil, von dem Buffon gesagt hat, er sei der Mensch, spiegelt sich in der Physiognomie, was auf dem Grunde lebt und lauert, sinnt und webt; ja die Physiognomie in weiterem Sinne ist so zu sagen der Stil des Kunstwerkes, Mensch genannt; denn nicht bloß das Mienenspiel, die Sprache der Augen und der Muskeln, sie umfaßt auch den ganzen Habitus, den Klang des Organs, den Gang des Gestus, sie ist Ruhe und Bewegung, Geschichte und Gegenwart, Leib und Seele zugleich."

Ebenso lieblich und wahrheitsgetreu ist seine Schilderung bezüglich der damaligen literarischen Verhältnisse Wiens, wo bereits der christlich-soziale Geist seine Schatten vorausgeworfen und der Schopenhauerische Pessimimus sich schon vieler Gemüter bemächtigt hatte, er selbst aber wie ein echt poetischer Genius, den Philosophen und den Dichter in sich vereinigend, aus dieser trübseligen Stimmung sich in das dichterische Gemüt Friedrich Bodenstedts und seine Mirza Schaffy-Lieder hinüber flüchtete und von letzterem folgende an die Schopenhauerianer gerichteten satirischen Verse zitiert, die wir hier unseren Lesern nicht vorenthalten wollen.

„Als du noch standest auf einsamer Höhe,
Ward die Berühmtheit dir schwer gemacht;
Jetzt wirst du durch philosophische Flöhe,
Die von dir gezehrt, populär gemacht.
Sie springen scharenweis' in die Erscheinung
Mit deinem Willens- und Vorstellungswort,
Und bei der Lehre der Verneinung
Des Lebens leben sie munter fort."

Von Friedrich Bodenstedt sagt er: „Das war eine literarische Physiognomie, die nicht vergeht, ein Poet, der Perlen herumstreut, wie ein indischer Nabob, eitel auf sein Können, aber harm- und arglos, der Freude am Dasein hingegeben, die mehr ist als alle Philosophie, weil sie das Leben erschöpft, ohne es zu verkleinern."

Ich will nun auch noch die von ihm gegebene Zeichnung des „Bekehrten" Oscar von Redwitz wiedergeben, die so auf unsere Zeit paßt, in der wir der Bekehrten so viele finden. „Fromm und der Kirche ergeben saß er auf seinem Gute in Franken. Es war die Zeit der Reaktion, wo man Konkordate schloß mit Rom und die Mächtigen der Erde enger zusammenrückten, Kutte und Säbel zu traulichem Verein.

Zwischen Graf Friedrich Thun, dem ersten Abgesandten am Bundestage in Frankfurt, und dessen Bruder, dem österreichischen Unterrichtsminister Graf Leo Thun, war es abgemacht, Oscar von Redwitz, der Referendar a. D., sollte als Professor der Literaturgeschichte an die Wiener Universität kommen. Er sollte das Licht werden, das man anzünden wollte, damit es mit seinem farbigen Glänzen verschöne, was die breiten Schaufelhüte der Jesuiten unheimlich verdunkelten.

Er sollte . . . Aber wird man im Handumdrehen ein Professor, nur weil es ein Minister also beschließt? Etwa wie in Rußland ein Rekrut, der niemals ein musikalisches Instrument mit Augen gesehen, Trompeter, Tambour, Hoboist wird, wenn es der Kapitän kommandiert?

Oscar von Redwitz kam nach Wien und las über antike Klassiker mit unterlegter fremder Übersetzung, wie damals böse Mäuler spotteten. Das dauerte ein Semester, es war eine kurze Herrlichkeit. Dann hielten sich die Studenten von seinem Colleg fern, denn der 27jährige Professor zeigte klaffende Lücken in seinem Wissen, und ihm selber graute es davor, seinen Namen als ein Banner flattern zu sehen über allen Pforten, hinter welchen die Jesuiten ihre feinen Netze woben. Er ging davon und ward ein anderer. Nicht leichten Herzens, denn es war ihm ernst gewesen um Kirchlichkeit und frommen katholischen Sinn; schwer ringend arbeitete er sich empor. Jetzt ist er ein deutsch-nationaler Poet im besten Sinne; die Gewalt über die Sprache ist ihm geblieben. Wie heißt es doch am Schlusse der Amaranth?

Und nun steh' auf! Mit dir sei Gott!
Er wird es gnädig mit dir fügen.
Geh' freudig mitten durch den Spott!
Als Wahrheit wandle durch die Lügen!

Als Wahrheit ... Der Dichter geht ihr nach, und wenn er sie nicht findet, so findet er zum wenigsten die Schönheit, ihre Schwester."

Von dem „Bekehrten" Oscar von Redwitz sich abwendend, wandte sich unser Physiognomiker noch in der Einleitung der Zeichnung des Novellisten Friedrich Spielhagen zu, von dem er sagt:

„Wie anders, um wie viel mächtiger steht in meiner Erinnerung die Gestalt eines anderen deutschen Erzählers, Friedrich Spielhagens. Ich meinte einen Zauberer zu sehen; er erhebt, lebhaft sprechend, die Hand; ich folge unwillkürlich der Bewegung; er tut einen Schritt zurück, meine Blicke gehen mit ... da ... dort ... in der Ecke, aus dem Fußboden, hinter dem breiten Bücherkasten ... springt eine „problematische Natur", ein Oswald Stein, eine Melitta, ein Leo Gutmann, leibhaftig empor? Und der wahnwitzige Professor Berger, die schöne Eve, der lustige Bösewicht Timm ... sie tanzen umher, eine ganze Welt von Gestalten, mitten unter ihnen der Poet, ihnen gebietend wie der Herr, der sich seinen eigenen Erdkreis geschaffen. Als das Menschengeschlecht aus dem Paradies getrieben wurde und das Wort des Herrn ihm nachklang: „Ihr werdet sein wie Gott, wissend das Gute und das Böse", da geschah es, daß der Mensch zum Poeten ward.

Denn das Gute und das Böse zu wissen, zu erkennen, zu gestalten, das ist das Erbe des Dichters, und er wird desselben warten, so lange es Menschen und mit ihnen, an ihnen, durch sie Gutes und Böses auf der Welt gibt."

Das sind die Zeichnungen, die Goldbaum in der Einleitung, also bloß im Vorgarten von Friedrich Bodenstedt, Oscar von Redwitz und Friedrich Spielhagen, dem gefeierten Dreigestirn am deutschen literarischen Himmel jener Tage nur flüchtig entwirft, um dann, wie im Garten lustwandelnd, im Buche selbst die interessanten Physiognomien der deutschen Literaten jener Tage, die ihm — wie er sagt — persönlich kennen zu lernen vom Geschicke gegönnt war, wie von Franz Dingelstedt, Berthold Auerbach, Karl Gutzkow, Wilhelmine von Hillern und die Ghetto-Poeten mit feinem kritischen Stifte, aber mit lieblichem Kolorite, wie es eben nur eine echt dichterische Natur vermag, wahrheitsgetreu zu zeichnen.

Dr. M. Epstein, Brünn.

Roald Amundsen: Auf der Eisplatte*).

Am 14. Januar — einen Tag früher als berechnet — waren wir also bis zu der großen geheimnisvollen Naturerscheinung, der Eisplatte vorgedrungen. Eine der schwierigsten Aufgaben unserer Reise war dadurch gelöst, nämlich unsere Zugtiere frisch und gesund aufs Arbeitsfeld zu bringen. In Christiansund hatten wir 97 Hunde an Bord genommen; jetzt hatte sich ihre Zahl auf 116 vermehrt, und annähernd alle konnten zu dem endgültigen Marsch nach Süden verwendet werden.

Die nächste Aufgabe war nun, auf der Eisplatte einen günstigen Platz für unsere Ansiedelung zu finden. Mein Gedanke war, alles — die Ausrüstung und die Lebensmittel — so weit auf der Eisplatte landeinwärts zu schaffen, daß wir nicht zu besorgen brauchten, in den stillen Ozean hinausgetrieben zu werden, falls einem Stück der Eisplatte einfiele, aufzugehen oder sich plötzlich loszulösen. Einen Abstand von etwa 18 Kilometern hatte ich als hinreichende Entfernung von dem Rand der Eisplatte angenommen. Aber schon der erste Eindruck, den ich von den dortigen Verhältnissen erhielt, überzeugte mich, daß wir uns diese lange mühselige Beförderung ersparen könnten. An ihrem äußeren Rand zeigte die Eisplatte eine ebene, gleichmäßige Oberfläche; aber hier im Innern der Bucht waren die Verhältnisse ganz anders. Schon von dem Fram aus konnten wir überall große Strecken von ganz zerrissenem Gelände wahrnehmen. Mächtige von Tälern durchschnittene Höhenzüge erstreckten sich nach allen Richtungen hin. Der höchste Berg erhob sich am südlichen Horizont in Form eines ansehnlichen gewölbten Hügelkamms, den wir auf ungefähr 160 Meter schätzten. Aber wahrscheinlich stieg dieser Kamm in der unsichtbaren Ferne noch beträchtlich in die Höhe.

Unsere ursprüngliche Annahme, daß diese Bucht durch festes Land unter der Eisplatte gebildet worden sei, schien sich sofort zu bestätigen. Das Vertäuen unseres Schiffes an dem festen Meereis, das sich ungefähr 2 Kilometer einwärts von der Kante der Eisplatte herein erstreckte, nahm nicht viel Zeit in Anspruch. Alles war schon seit langem vorbereitet. Bjaaland hatte unsere Schneeschuhe vollständig hergerichtet, und jeder von uns hatte sein eigenes Paar anprobiert und zum Gebrauch bei der Hand. Die großen hohen Pelzstiefel waren längst einmal ums andere, bald mit einem, bald mit zwei Paar Strümpfen anprobiert worden. Natürlich paßten sie ganz und gar nicht. Ich glaube, einen Schuhmacher, der ordentlich geräumiges Schuhwerk machen kann, gibt es überhaupt nicht. Na ja, mit zwei Paar Strümpfen konnten wir es in der Nähe des Schiffes doch wohl aushalten. Für weitere Fahrten hatten wir, wie ich schon früher berichtet habe, Segeltuchstiefel.

---

*) Der Beitrag „Amundsen" wurde uns vom Verlage J. F. Lehmann in München zum Vorabdruck freundlichst zur Verfügung gestellt.

Von der übrigen Ausrüstung zu dieser Fahrt könnte ich nur noch die Gletscherseile nennen. Auch diese, ungefähr 30 Meter lang und aus ganz dünnem seidenweichem, zur Verwendung in der Kälte besonders geeignetem Tauwerk hergestellt, lagen seit längerer Zeit gebrauchsfertig da.

Nach einer eiligen Mahlzeit machten wir uns zu viert auf den Weg. Dieser erste Ausflug stimmte uns ganz feierlich, hing doch so viel von ihm ab. Das Wetter war ausgezeichnet, stille Luft mit strahlendem Sonnenschein, wir hätten es uns nicht besser wünschen können. Am Himmel zeigten sich nur einzelne zarte Federwolken, sonst überall reines, wunderschönes, helles Blau. Die Luft war von Wärme erfüllt, die wir selbst auf diesem ungeheuren Eisfeld tüchtig spürten. Auf dem festen Eis landeinwärts lagen überall, so weit das Auge reichte, Seehunde, wahre große fette Fleischfelsen. Da war auf Jahre hinaus Fleisch genug für uns und die Hunde.

Die Bodenbeschaffenheit erwies sich als wahrhaft ideal. Unsere Schneeschuhe glitten leicht und angenehm durch den neugefallenen Schnee. Aber nach der langen fünfmonatlichen Seereise war jetzt keiner von uns eigentlich „eingelaufen", und so kamen wir nicht gerade rasch vorwärts. Nach einem halbstündigen Marsch waren wir schon beim ersten wichtigen Punkt angelangt: an der Stelle, wo das Meereis mit der Eisplatte zusammenhängt. Mit dieser Stelle hatten wir uns immer im Geiste beschäftigt. Wie würde sie beschaffen sein? Ein hoher senkrechter Eisrand, über den wir im Schweiß unseres Angesichts unsere Sachen an Stricken hinaufschaffen müßten? Oder eine große gefährliche Spalte, die wir nur auf langen Umwegen überwinden konnten? Diese Annahmen lagen ganz nahe; heftigen Widerstand unter der einen oder andern Form würde uns dieses gewaltige furchtbare Ungeheuer doch sicher bieten!

Die geheimnisvolle Eisplatte! Alle Berichte ohne Ausnahme, von den Tagen des seligen Vater Roß an bis in die allerletzte Zeit, hatten diese merkwürdige Naturerscheinung mit ängstlicher Ehrfurcht behandelt. Es war, als müßte man zwischen den Zeilen immerfort denselben Satz lesen: „Bst! Still, still! — die geheimnisvolle Eisplatte!"

Eins, zwei, drei, ein winzig kleiner Sprung — und die Eisplatte war bestiegen!

Wir sahen einander an und lächelten. Wahrscheinlich hatten wir alle ein und denselben Gedanken. Das Ungeheuer begann schon etwas von seinem geheimnisvollen Dunkel, das Furchtbare etwas von seinem Grauen zu verlieren. Das Unbegreifliche war ganz verständlich geworden.

Ohne einen Schwertstreich hatten wir Einzug in unser Reich gehalten. Die Eisplatte war an dieser Stelle ungefähr 6 Meter hoch und der Übergang zwischen ihr und dem Meereis so vollständig mit Treibschnee ausgefüllt, daß die Steigung nur ganz gering war. Nein, diese Stelle leistete uns sicher keinen Widerstand.

Bis dahin waren wir ohne Gletscherseil vorgedrungen, denn das Meereis bot keine verborgenen Schwierigkeiten. Eine andere Frage war, wie sich das Vordringen auf der Eisplatte gestalten würde. Und da wir alle überzeugt waren, daß es besser sei, uns anzuseilen, ehe wir in die Spalte fielen, geschah dies von den beiden ersten, die auf der Platte vorrückten.

Wir marschierten in östlicher Richtung durch ein kleines Tal, das von dem Nelson-Berg auf der einen und dem Rönniken-Berg auf der andern Seite gebildet wurde. Der geehrte Leser darf sich aber durch die helltönenden Namen nicht in Erstaunen setzen lassen und ja nicht meinen, wir seien da zwischen gewaltigen Gebirgen dahingewandert. Der Nelson- und der Rönniken-Berg waren nichts anderes als zwei alte Eislager, die sich in jenen Tagen gebildet hatten, wo sich die gewaltige Eismasse ohne Hindernisse und Widerstand mit furchtbarer Gewalt dahergewälzt hatte. An dieser Stelle war sie schließlich auf einen Widerstand gestoßen, der sie zerspalten und zersplittert und ihrem weiteren Vordringen einen Riegel vorgeschoben hatte. Es muß ein fürchterlicher Zusammenstoß gewesen sein, ein wahrer Weltuntergang. Aber nun war das vorüber. Friede — eine ganz außerordentlich friedvolle Stimmung — ruhte über dem Ganzen. Nelson und Rönniken waren nur noch zwei zur Ruhe gesetzte ausgediente Wehrmänner. Als Eislagen betrachtet waren sie gewaltig, und ihre höchsten Kämme ragten über 30 Meter empor. Das Gelände rings um den Nelson war in der Talsenkung ganz ausgefüllt, während sich am Rönniken noch eine tiefe Ader — eine Spalte oder ein Hohlweg — zeigte. Es war schwer zu beurteilen, wie tief sie sein mochte, oder ob der Rönniken nicht eine unsichtbare Verbindung quer über das Tal mit dem Nelson hatte. Dies war aber nicht der Fall; bei näherer Untersuchung zeigte es sich, daß diese tiefe Kluft einen festen ausgefüllten Boden hatte. Zwischen den Eislagern war ganz flacher Grund, der einen ausgezeichneten Platz für das Hundelager ergab.

Ich hatte mit Kapitän Nilsen eine Art Programm ausgearbeitet, wonach die Hunde so rasch wie möglich auf die Eisplatte geschafft und da von zwei Mann beaufsichtigt werden sollten. Den Platz hier wählten wir nun zum Hundelager. Die beiden Berge erzählten die Geschichte dieses Geländes nur zu deutlich, und wir brauchten uns wegen irgendwelcher Veränderungen nicht zu ängstigen. Außerdem konnte man von da aus das Schiff sehen und mit den an Bord zurückgebliebenen Genossen in beständiger Verbindung stehen; das war ein weiterer Vorteil.

Von hier aus bog das Tal etwas nach Süden ab. Nachdem wir die Stelle bezeichnet hatten, wo das erste Zelt errichtet werden sollte, stellten wir weitere Untersuchungen an. Das Tal strich gleichmäßig bergaufwärts und erreichte auf dem Bergrücken eine Höhe von 30 Meter. Von dem Kamm konnten wir nicht allein das ganze Tal übersehen, das wir durchschritten hatten, sondern auch seine

Umgebungen. Gegen Norden erstreckte sich die Eisplatte gleichmäßig in gerader Richtung, anscheinend ohne Hindernisse, und endete gegen Westen in dem steil-abfallenden Kap Mannskopf, das die östliche Begrenzung der inneren Walfischbucht bildete und dadurch einen geschützten kleinen Winkel schuf, wo wir einen guten Ankerplatz für unser Schiff gefunden hatten. Der ganze innere Teil der Bucht war da von Eis umsäumt, überall Eis, Eis, nichts als Eis, und die Eisplatte, so weit das Auge reichte, weiß in weiß und blau in blau. Allem Anscheine nach hatten wir gute Aussicht, von dieser Stelle aus später überraschende Farbenspiele beobachten zu können.

Der Hügelkamm, auf dem wir standen, war nicht breit — ich denke 200 Meter — an manchen Stellen war der Schnee vom Winde ganz weggefegt, und das blaue Eis schimmerte hervor. Wir marschierten darüber hinweg und richteten unsere Schritte auf den „Engpaß bei Thermopylä", der sich von dem Hügelkamm in südlicher Richtung erstreckte und nach einer ganz kleinen Senkung in eine große, auf allen Seiten von Höhenzügen umgebene Ebene — also eine richtige Kesselbildung — überging. Der kahl gefegte Hügelkamm, über den wir marschierten, um in den Kessel hinabzukommen, war an verschiedenen Stellen gespalten; aber die Risse waren nur schmal und nieder, fast ganz zugeschneit, also ungefährlich. Der Talkessel machte einen warmen, behaglichen Eindruck, und vor allem sah er sicher und zuverlässig aus. Diese Strecke war, wenn ich einige kleine Kuppen ausnehme, ganz flach und spaltenfrei.

Wir marschierten darauf weiter und erreichten den Kamm, der gegen Süden noch etwas anstieg. Da oben sah es flach und eben aus, so weit das Auge reichte. Aber das will nicht viel sagen, und wir gingen deshalb auf dem Kamm noch etwa 4 Kilometer in östlicher Richtung, doch ohne eine Stelle zu finden, die für unseren Zweck besonders geeignet gewesen wäre. So kehrten unsere Gedanken zu dem Kessel als dem meist geschützten Ort, den wir gesehen hatten, zurück.

Von unserem hohen Standpunkt aus konnten wir jetzt nach Süden den südöstlichen und den inneren Teil der Walfischbucht übersehen. Im Gegensatz zu dem Teil des festen Eises, an dem wir unser Schiff verankert hatten, schien der innere Teil so ziemlich mit Preßeis angefüllt zu sein. Aber eine nähere Untersuchung dieser Strecke mußte eine spätere Aufgabe bleiben; der Kessel da drunten gefiel uns allen, und so beschlossen wir, ihn als künftigen Aufenthaltsort zu wählen. Also — umgekehrt und wieder zurück! Es dauerte nicht lange, bis wir wieder in der Ebene waren und in unseren eigenen Fußstapfen wanderten.

Nun wurde das Gelände genau untersucht und alle Gesichtspunkte erwogen. Wir fanden, daß der Bauplatz fürs Haus am besten zwischen der Hügelkette, die sich nach Osten erstreckte, gewählt würde, denn dies war offenbar die geschützteste Lage. Wir täuschten uns hierin auch nicht und erkannten bald, daß wir wirklich den besten Platz gewählt hatten, den die Eisplatte bot. An der Stelle, wo das

Haus liegen sollte, pflanzten wir eine Stange auf und zogen dann wieder heimwärts. Die Nachricht, daß wir einen günstigen Bauplatz fürs Haus gefunden hätten, erweckte natürlich allgemein große Befriedigung. Allen hatte es im stillen vor einer langen, mühseligen Beförderung der Ausrüstung und Lebensmittel gegraut.

Und welch ein Leben herrschte auf dem Eise! Wo wir uns hinwendeten, sahen wir große Scharen von Seehunden, Weddel-Robben und Krabbenfressern. Große Seeleoparden, von denen wir einzelne im Treibeis draußen gesehen hatten, fanden sich indes hier nicht und wir haben während unseres ganzen Aufenthalts in der Walfischbucht nicht einen einzigen von dieser Art Seehunde gesehen. Auch den Roßseehund bekamen wir nie zu Gesicht. Die Pinguinen hatten sich nicht besonders oft gezeigt, nur ab und zu ein Paar; aber um so höher wurden sie geschätzt. Die wenigen, die wir sahen, waren fast lauter Adeliepinguine. Während wir eben dabei waren, das Schiff zu vertäuen, schoß plötzlich eine Schar von 10 Stück aus dem Wasser auf und ließ sich auf dem Eis nieder. Verwundert schauten sie sich einen Augenblick um. Es kamen ihnen wohl nicht jeden Tag Menschen und Schiffe in den Weg. Aber es sah aus, als werde das Erstaunen rasch von der Lust, zu sehen, was da vorging, unterdrückt. Sie standen da und studierten geradezu all unsere Bewegungen. Nur ab und zu grunzten sie ein wenig und zogen sich eine kleine Strecke weiter aufs Eis hinaus. Ganz besonders interessierten sie sich offenbar für unsere Arbeit, die darin bestand, in den Schnee Löcher zum Verankern zu graben. Sie scharten sich um die dabei Beschäftigten, legten den Kopf auf die Seite und sahen aus, als sei ihnen das von allergrößter Wichtigkeit. Von Angst war keine Spur bei ihnen zu bemerken, und wir ließen sie auch meistens in Frieden, nur einige wenige mußten ihr Leben lassen, da wir sie für unsere Sammlung brauchten.

An demselben Tag fand auch eine höchst spannende Seehundjagd statt. Drei Krabbenfresser hatten sich in die Nähe unseres Schiffes herangewagt und wurden dazu ausersehen, unseren Vorrat an frischem Fleisch zu vermehren. Um unserer Beute sicher zu sein, wählten wir zwei gewaltige Jäger aus, die sich mit der allergrößten Vorsicht heranwagten, obgleich das ganz unnötig war, denn die Seehunde lagen ganz unbeweglich. Die Jäger schlichen sich auf Indianerweise, mit zurückgelegtem Kopf und den fleischigsten Teil ihres Körpers hoch erhoben, vorwärts. Alles schien zu gelingen. Ich gluckse und lache, aber noch mit einer gewissen Zurückhaltung.

Jetzt krachen die Schüsse! Zwei von den schlafenden Tieren zucken zusammen, strecken sich noch ein klein wenig und rühren sich nicht mehr. Anders aber ist es beim dritten. Mit schlangenartigen Bewegungen und überraschender Geschwindigkeit windet er sich durch den losen Schnee hindurch. Nun ändert sich die Jagd. Dies ist kein Schießen nach der Scheibe mit ruhigem Ziel, es ist eine Jagd auf wirkliches Wild. Und der Erfolg ist danach! Bum, bum, und abermals

bum! Wie gut, daß wir genug Schießbedarf bei uns haben! Der eine der Jäger hat sich indes so weit in der Gewalt, daß er seine Patronen verschießt und dann umkehrt. Der andere aber setzt dem flüchtigen Wild nach. Ach wie hab' ich gelacht! Jetzt gab es keine Rücksicht mehr, ich schüttelte mich förmlich vor Lachen. Durch den losen Schnee hindurch ging die Jagd, der Seehund voraus, der Jäger hinterdrein. An den Bewegungen des Verfolgers konnte ich sehen, daß er wütend war. Er meinte, er habe sich hier in etwas eingelassen, von dem er sich würdigerweise nicht zurückziehen könnte. Der Seehund jagte davon, daß der Schnee hochaufwirbelte, und obgleich dieser ziemlich tief und lose war, glitt er doch oben darüber hin. Bei dem Jäger aber war es anders, er sank bei jedem Schritt bis an die Kniee ein und blieb schon nach kurzer Zeit weit zurück. Von Zeit zu Zeit hielt er an, zielte und brannte los, und er behauptete später, jeder Schuß habe getroffen. Ich aber hatte meine gelinden Zweifel darüber; jedenfalls schien der Seehund nicht das geringste davon zu merken, denn er floh ebenso rasch weiter wie vorher. Endlich gab der Gewaltige nach und kehrte zurück. „Verflucht zäh!" hörte ich ihn sagen, als er wieder an Bord kam. Ich unterdrückte ein Lächeln, denn ich wollte den guten Burschen nicht kränken.

Was für ein schöner Abend! Die Sonne steht trotz der vorgerückten Nachtstunde hoch am Himmel. Über diesem ganzen Eisgebirgsland, über der gewaltigen südwärts streichenden Eisplatte liegt ein so helles weißschimmerndes Licht, daß es einem die Augen blendet. Aber nach Norden liegt nächtliches Dunkel, drunten am Meere in tiefschwarzer und bleigrauer Färbung, die, je höher der Blick schaut, in tiefdunkles Blau übergeht, das blasser und blasser wird, bis es von dem strahlenden Glanz der Eisplatte aufgezehrt ist. Was hinter der Nacht — jener trübschwarzen Masse — liegt, das kennen wir, diesen Teil haben wir erforscht. Und dort haben wir den Sieg errungen. Aber was verbirgt sich hinter dem blendenden Licht im Süden? Verlockend und anziehend liegst du vor uns, du geheimnisvolle Schöne! Ja, wir hören dich rufen, und wir werden schon kommen! Den Kuß sollst du erhalten, und wenn wir ihn mit dem Leben bezahlen müßten.

Der folgende Tag, der Sonntag brachte dasselbe strahlend schöne Wetter. Von Sonntagsruhe für uns konnte indes selbstverständlich keine Rede sein; kein einziger hätte ein Vergnügen daran gefunden, den Tag untätig zu vertrödeln. Wir hatten uns jetzt in zwei Partien geteilt — die Seeabteilung und die Landabteilung. Die Seeabteilung — 10 Mann — übernahm den Fram, während die Landabteilung von diesem Tag an für ein Jahr oder auch wohl zwei ihre Wohnung auf der Eisplatte aufschlug. Die Seeabteilung bestand aus: Nilsen, Gjertsen, Beck, Sundbeck, Ludwig Hansen, Kristensen, Rönne, Nödtvedt, Kutschin und Olsen. Die Landabteilung aus Prestrud, Johansen, Helmer Hansen, Hassel, Bjaaland, Stubberud, Lindström und mir selbst. Lindström sollte indes noch einige Tage an Bord bleiben, da wir noch die meisten Mahlzeiten auf dem Schiffe einnehmen mußten. Unserem Plane gemäß sollte sich eine aus sechs Mann be-

stehende Abteilung in einem 16 Mann fassenden Zelt auf dem Platze zwischen dem Rönniken und Nelson niederlassen, während eine zweite aus zwei Mann bestehende Abteilung ihr Zelt auf dem Bauplatz aufschlagen und dort das Haus bauen sollte. Diese letzte Abteilung bestand natürlich aus Bjaaland und Stubberud, unseren beiden tüchtigen Zimmerleuten.

Morgens um 11 Uhr waren wir endlich zum Abmarsch bereit. Wir hatten einen Schlitten, 8 Hunde, sowie Ausrüstung und Lebensmittel, die zusammen 300 Kilogramm wogen. Mein Gespann sollte zuerst ins Feuer. Die Seeabteilung hatte sich in voller Zahl auf Deck versammelt, um Zeuge des ersten Abmarsches zu sein. Alles war nun zum Abgang bereit. Nach unerhörten Anstrengungen für uns, oder besser gesagt, nachdem jeder Hund tüchtig durchgeprügelt worden war, gelang es endlich, die in Alaskageschirr gespannten Tiere in einer Reihe vor dem Schlitten aufzustellen, und mit einem flotten Schwenken der Peitsche und ebenso flottem Peitschengeknall ging es von dannen. Verstohlen schaute ich nach dem Schiffsdeck hinüber. Ganz richtig, da standen alle unsere Kameraden nebeneinander und bewunderten den großartigen Abmarsch. Ich bin nicht ganz sicher, ob ich den Kopf nicht tüchtig hoch trug und mich etwas triumphierend umschaute. Wenn ich es getan habe, war das sehr dumm von mir, und ich hätte lieber noch ein bißchen damit warten sollen, meine Niederlage wäre dann leichter zu ertragen gewesen. Denn eine Niederlage erlitt ich, und überdies eine glänzende. Die Hunde hatten ja nun ein halbes Jahr nichts weiter getan als gefaulenzt, gefressen und gesoffen und wohl gedacht, das Schlaraffenleben werde ewig so fortgehen. Daß ein neues Zeitalter voll Mühe und Arbeit für sie angebrochen war, schien kein einziger von ihnen zu begreifen. Nachdem sie einige Meter vorwärtsgegangen waren, setzten sich alle wie auf Kommando nieder und glotzten einander an, auf aller Gesicht stand ganz unverfälschtes Erstaunen geschrieben.

Nachdem es uns endlich durch eine zweite Durchprügelung aller Tiere gelungen war, ihnen begreiflich zu machen, daß wir wirkliche Arbeit von ihnen verlangten, stürmten sie, anstatt zu tun, was ihnen befohlen war, in erbittertem Kampf aufeinander los. Herr Gott im Himmel, war das an diesem Tag eine Schinderei mit den acht Hunden! „Wenn es so bis zum Pol weitergeht", rechne ich während des Tumults im stillen aus, „dann brauchen wir gerade ein Jahr, bis wir hingelangen." Den Rückweg zähle ich gar nicht mit. Während dieses ganzen Scharmützels werfe ich wieder einen verstohlenen Blick auf die Kameraden an Bord. Aber ich wendete meine Augen eiligst wieder ab. Was ich sah, war nicht gerade erbaulich. Schadenfreude auf allen Gesichtern! Ein homerisches Gelächter erscholl, und boshafte aufmunternde Reden drangen herüber. „Wenn es so weitergeht, seid ihr an Johanni sicher dort!" Oder: „Gut, gut, nur den Mut nicht verlieren! Gebt nicht nach!" — „Hurra, jetzt geht's!" Aber es ging und ging nicht vorwärts. Es sah wirklich verzweifelt aus. Endlich, mit vereinten Kräften von sämtlichen Tieren und Menschen, kamen wir doch wieder in

Gang. Aber ein Triumph konnte unser erstes Erlebnis gewiß nicht genannt werden.

Zwischen dem Nelson- und Rönnikenberg wurde dann das erste Zelt auf der Eisplatte aufgeschlagen, ein großes, dauerhaftes Sechzehn-Mann-Zelt mit eingenähtem ganzen Boden. Rings um das Zelt her wurden in einem Dreieck Drahtseile gezogen, 50 Meter auf jeder Seite, an welche die Hunde angekettet werden sollten. Das Zelt wurde mit fünf Schlafsäcken und Lebensmitteln ausgestattet. Die Entfernung bis dahin betrug 1,3 Kilometer oder mit dem Meßrad gemessen 2,2 Kilometer. Nachdem diese Arbeit vollendet war, zogen wir weiter nach dem für die Ansiedelung bestimmten Platz. Auch hier wurde ein Zelt aufgeschlagen, ebenfalls ein Sechzehn-Mann-Zelt wie das vorige zum Gebrauch für die Zimmerleute und zum Abstecken des Bauplatzes fürs Haus. Den Verhältnissen des Geländes entsprechend wählten wir eine westöstliche und nicht nordsüdliche Lage, zu der man sich wohl hätte versucht fühlen können, da allgemein angenommen wurde, daß die schärfsten Winde von der Südseite kämen. Wir hatten unsere Wahl nicht zu bereuen; denn die überwiegende Windrichtung war östlich und sie traf nun unser Haus, dessen Tür nach Westen ging, auf der am besten geschützten Querseite. Nachdem dies geschehen war, bezeichneten wir den Weg von diesem Platz nach dem darunter liegenden Zeltplatz und von da nach dem Schiffe je nach 15 Schritten mit einer dunklen Flagge. Auf diese Weise konnten wir sicher zwischen den verschiedenen Orten hin- und herfahren und brauchten, wenn ein Unwetter über uns hereinbrechen sollte, keine unnötige Zeit mit Suchen verlieren. Die Entfernung von dem Bauplatz zum Schiffe betrug 4 Kilometer.

Am Montag, den 16. Januar, begannen wir ernstlich mit Arbeit. Ungefähr 80 Hunde, 6 Gespanne, fuhren mit soviel Mundvorrat und Ausrüstung, als auf den Schlitten gepackt werden konnte, nach dem ersten Zeltplatz, und ungefähr 20 Hunde, Stubberuds und Bjaalands Gespanne, fuhren mit vollbepackten Schlitten nach dem oberen Lager. In diesen ersten Tagen war es wahrlich eine mühevolle Aufgabe, die Hunde zum Gehorsam zu zwingen. Einmal ums andere versuchten sie, ihrem Herrn den Dienst zu verweigern und auszubrechen. Mehr als einmal kostete es ein schweißgetränktes Hemd, bis die Hunde wirklich erkannten, wer hier den Befehl führte. Es war eine harte Arbeit, aber schließlich gelang sie doch. Die armen Hunde, sie bekamen viel Prügel in diesen Tagen. Unser Arbeitstag war sehr lang. Selten kamen wir vor 11 Uhr abends zur Ruhe, und früh um 5 Uhr mußten wir schon wieder heraus. Aber wir empfanden das nicht allzu hart, denn wir waren alle voller Eifer, die Arbeit so rasch wie möglich zu vollenden, damit der Fram wieder abfahren könnte.

Die Hafenverhältnisse waren nicht von erster Güte. Ab und zu bröckelte der Eisrand, an dem das Schiff lag, ab, und dann mußten alle Mann rasch hinaus, um es frisch zu vertäuen. Vielleicht waren sie dann eben wieder eingeschlafen, als aufs neue Lärm geschlagen wurde und sich derselbe Vorgang wiederholte.

Das Eis brach eben einmal ums andere ab und hielt die armen „Seeräuber" in beständiger Tätigkeit. Dies fortwährende Auf-der-Hut-Sein und nur Mit-einem-Auge-Schlafen ist eine sehr aufreibende Arbeit. Unsere zehn Genossen hatten in dieser Zeit schwere Tage durchzumachen, und die ruhige Art, mit der sie alles ertrugen, war bewundernswert. Immer waren sie guter Laune, immer hatten sie irgendeinen schlechten Witz bei der Hand. Zu den Pflichten der Seeabteilung gehörte auch, die Lebensmittel und die Ausrüstung der Überwinterungsabteilung aus dem Schiffsraum herauf und aufs Eis hinauszuschaffen. Von da führte es dann die Landabteilung weiter. Diese Arbeit ging merkwürdig ruhig und gleichmäßig vonstatten, und nur selten mußte die eine Abteilung auf die andere warten. Bei diesen Fahrten wurden gleich in den ersten Tagen alle Mitglieder der Landabteilung vollständig heiser, ja bei einigen war es so schlimm, daß sie die Stimme fast ganz verloren. Die Ursache war das beständige Rufen und Schreien, mit dem wir in der ersten Zeit die Hunde zum Weitergehen anfeuern mußten. Aber dies war für die Seeabteilung eine höchst willkommene Gelegenheit, uns zu taufen, und sie nannten uns die „Maalmänner"*). Abgesehen von dem ewigen Platzwechseln wegen des Abbröckelns und Hinaustreibens des Eises konnte der Hafen übrigens ganz gut genannt werden. Von Zeit zu Zeit brandeten allerdings auch ziemlich hohe Wogen daher, und dann gab es wohl einige unangenehme Stöße, aber keine so starken, daß sie dem Schiffe geschadet hätten. Ein ganz besonderer Vorteil dieses Hafens war, daß der Sturm in diesem Winkel seewärts einsetzte und so alle Eisberge ferne hielt. Die Fahrten zwischen dem Schiff und der Eisplatte wurden im Anfang von fünf Mann besorgt, da die Zimmerleute des Fahrens enthoben waren, um sich ganz dem Hausbau widmen zu können. Ein Mann mußte auch zur Zeltwache abgegeben werden. Wir konnten nämlich nur mit der Hälfte unserer Gespanne, mit sechs Stück, auf einmal fahren, denn bei vollem Zug, mit zwölf Stück, gab es nichts als Aufruhr und Verwirrung. Die Hunde, die demgemäß zurückblieben, mußten überwacht werden, und dazu war ein Mann nötig. Der Zeltwächter hatte auch noch die Aufgabe, die Mahlzeiten zu kochen und das Zelt in Ordnung zu halten. Diese Stellung war außerordentlich gesucht und man riß sich darum, denn sie brachte etwas Abwechselung in das ewige Hin- und Herfahren.

Am 17. Januar begannen die Zimmerleute den Bauplatz auszugraben. Wegen der so oft besprochenen antarktischen Stürme wollten wir alle Vorsichtsmaßregeln, die überhaupt getroffen werden konnten, beobachten, damit das Haus die richtige Lage bekäme. Die Zimmerleute gruben deshalb den Bauplatz 1,20 Meter tief in die Eisplatte hinein. Das war keine leichte Arbeit; 1 Meter

*) Maalmänner = Sprachfexe. Die Bewegung, durch die von gewissen Kreisen in Norwegen die alte norwegische Volkssprache (maal) künstlich zur Hauptsprache erhoben werden soll, heißt „maalsträvning" = Sprachstreberei. Anm. d. Übs.

unter der Oberfläche standen sie auf dem blanken, harten Eis und mußten von da noch tiefer hineinhauen. Außerdem erhob sich an demselben Tag ein heftiger Ostwind, der über die Eisplatte hinfegte, den Schnee hoch aufwirbelte und die eben ausgehobene Grube sofort wieder füllte. Aber es gehörte mehr dazu, um diese emsigen Männer in ihrer Arbeit aufzuhalten. Aus Brettern und Balken bauten sie eine Art Schutzmauer gegen den Wind, die so ausgezeichnete Dienste leistete, daß sie vor dem Treibschnee geschützt, den ganzen Tag bis abends weiterarbeiten konnten, wo dann der ganze Bauplatz ausgegraben war. Wenn man solche Leute zur Verfügung hat, ist es nicht schwer, Ausgezeichnetes zu leisten.

Das Brausewetter war uns beim Fahren sehr hinderlich, und da sich die Alaskageschirre nicht besonders praktisch erwiesen, gingen wir an Bord und machten uns daran, neue Geschirre nach grönländischer Art für die Hunde herzustellen. Alle Mann beteiligten sich an dieser Arbeit. Unser tüchtiger Sattler Rönne nähte in einem Monat 48 Hundegeschirre. Wir andern spleißten die Rückenbänder ein und machten die notwendigen Verschnürungen, während die übrigen Zugleinen aus Stahldraht für unsere Schlitten spleißten. Als der Abend herankam, hatten wir ein ganz neues Geschirr für alle unsere Schlitten und Hunde. Mit diesem war das Fahren sehr erleichtert, und schon nach wenigen Tagen ging alles wie am Schnürchen. Wir hatten uns nun derart in zwei Zelte verteilt, daß fünf Mann in dem unteren Zelte lagen, während die Zimmerleute und ich im oberen schliefen. An diesem Abend begegnete uns etwas höchst Komisches. Wir wollten eben schlafen gehen, als wir plötzlich Pinguingeschrei vor unserem Zelt hörten. Natürlich liefen wir in aller Eile hinaus. Da — wenige Meter von unserer Türe entfernt — saß ein großer Kaiserpinguin und verbeugte sich einmal ums andere.

Er machte durchaus den Eindruck, als sei er nur gekommen, uns zu begrüßen, und es tat uns wirklich leid, daß wir ihm die Aufmerksamkeit so schlecht vergelten mußten; aber die Welt lohnt nun einmal nicht anders; der sich so übermäßig höflich Verbeugende endete seine Tage in der Bratpfanne.

Am 18. Januar begannen wir das Baumaterial hinaufzufahren, und was wir herbeischafften, wurde von den Zimmerleuten gleich zum Bau verwendet. Es ist nicht zu viel behauptet, wenn ich sage, daß alles wie geschmiert ging. Ein Schlitten um den andern fuhr am Bauplatz vor und lud seine Last ab. Die Hunde arbeiteten jetzt ausgezeichnet und die Führer nicht minder. Und ebenso hurtig, als das Material herbeigeschafft wurde, ebenso rasch stieg unser künftiges Heim in die Höhe. Alle Teile waren daheim schon genau bezeichnet worden und wurden nun so vom Schiff ausgeladen, daß sie in der richtigen Ordnung am Bauplatz ankamen. Außerdem hatte Stubberud das Haus selbst gebaut und kannte es also in allen Teilen bis ins kleinste. Mit Stolz und Freude denke ich an diese Tage zurück. Mit Freude, weil bei der ziemlich anstrengenden Arbeit nie ein Mißton laut wurde, und mit Stolz, weil ich an der Spitze einer solchen Schar von

Männern stand. Zehn Männer waren es in des Wortes wahrster Bedeutung. Alle kannten ihre Pflicht und erfüllten sie aufs gewissenhafteste.

In der Nacht legte sich der Wind, und der Morgen brachte herrliches, stilles und klares Wetter. An solchen Tagen war die Arbeit eine Lust. Menschen und Tiere waren in ausgezeichneter Laune. Bei diesen Fahrten zwischen dem Schiff und der Ansiedelung versäumten wir auch die Jagd nicht. Aber wir töteten nur die Seehunde, die uns in den Weg kamen, und hatten dabei gar nicht nötig, abzubiegen, denn immer wieder stieß man auf eine neue Schar. Dann wurde erlegt, abgezogen, und das Fleisch mit dem Proviant und dem Baumaterial zugleich hinaufgefahren. An diesen Tagen schwelgten die Hunde in frischem Fleisch, und sie durften fressen, soviel sie wollten.

Am 23. Januar war alles Baumaterial hinaufgeschafft; nun handelte es sich nur noch um die Lebensmittel und die Ausrüstung. Jetzt war es ein lustiges Hin- und Herfahren! Ganz besonders erfreulich waren die Fahrten am Morgen talabwärts mit den leeren Schlitten. Die Bahn war ganz fest gefahren und glich mehr einer guten norwegischen Landstraße als irgendeinem andern Weg. Wenn man dann morgens um sechs Uhr aus dem Zelt trat, wurde man sofort mit einem wahren Jubelgeheul von seinen eigenen zwölf Hunden empfangen. Sie bellten und kläfften um die Wette, rissen und zerrten an den Ketten, sprangen und drehten sich im Kreise vor lauter Freude. Dann machte man wohl zuerst die Runde bei ihnen, begrüßte jeden einzelnen, streichelte und liebkoste sie und plauderte ein bißchen mit ihnen. Es waren prächtige Tiere! Wer geliebkost wurde, trug alle Zeichen von Wohlbehagen zur Schau; kein noch so gefühlvolles, zärtliches Haustier daheim könnte eine größere Hingabe und Liebe an den Tag legen als diese gezähmten Wölfe. Indessen aber kläfften und jaulten die andern, rissen und zerrten an den Ketten, um loszukommen und sich auf den zu stürzen, der eben geliebkost wurde. Ja, eifersüchtig sind sie, und zwar in allerhöchstem Grad! Wenn man ihnen so guten Morgen gewünscht hatte, wurden die Geschirre geholt, und da brach der Jubel von neuem los. So merkwürdig es auch klingt, ich kann versichern, daß diese Tiere ihr Geschirr lieben. Obgleich sie wissen müssen, daß es Arbeit und Mühe für sie bedeutet, legen sie doch ihr Entzücken deutlich an den Tag. Ich muß indes beifügen, daß dies in den heimatlichen Verhältnissen nicht der Fall ist, lange mühsame Schlittenfahrten verändern die Verhältnisse vollständig.

Wenn nun eingeschirrt war, erhob sich der erste Streit des Tages. Man konnte die Hunde absolut nicht zum Stillhalten bringen. Die Fütterung vom vorhergehenden Abend und die darauf folgende Nachtruhe hatte ihnen ein solches Übermaß von Lebenskraft und Lebenslust verliehen, daß sie durch nichts zum Stillstehen gebracht werden konnten. Eine Tracht Prügel war jedesmal nötig, aber das tat einem eigentlich selbst weh. Endlich war der Schlitten sorgfältig eingespannt und der Sechserzug zur Abfahrt bereit. Nun sollte man meinen,

der Weg sei eben gewesen, und man dürfte die Hunde nur loslassen, um sich eine Stunde später am Schiffe zu befinden. Aber so glatt ging es durchaus nicht. Rings um das Lager her hatten sich in kurzer Zeit allerlei Gegenstände aufgehäuft, wie Kisten, Baumaterial, leere Schlitten usw. Und durch dieses Gerümpel glücklich hindurchzusteuern, war die schwierige Aufgabe des Morgens. Die Hunde wurden von diesen Gegenständen im höchsten Grade angezogen, und man mußte besonderes Glück haben, wenn man ohne weiteres daran vorüber kam.

Wir wollen einen solchen Morgenausflug mitmachen! Alle Mann sind fertig und die Hunde gut eingeschirrt. Eins, zwei, drei, und alle ziehen gleichzeitig an! Wie der Wind geht es davon, und ehe man auch nur Zeit hat, die Peitsche zu schwingen, befindet man sich mitten in einem Haufen Gerümpel. Der Hund hat den Wunsch seines Lebens erreicht — diese Gegenstände auf die für einen Hund so eigentümliche, für uns so unbegreifliche Weise zu behandeln. Während dieses Verfahren nach Herzenslust vor sich geht, ist der Führer vom Schlitten gestiegen und bemüht sich, die Seile wieder in Ordnung zu bringen, die sich jetzt um Bretter und Balken und was sich sonst in der Nähe befinden mag, gewickelt haben. Er selbst ist weit entfernt davon, den Wunsch seines Lebens erfüllt zu sehen — dies scheint jedenfalls der bezeichnende Ausruf, dessen er sich bedient, zu verraten. Endlich ist alles wieder in Ordnung. Nun schaut er sich um und entdeckt, daß er nicht der einzige ist, der Hindernisse auf seinem Wege angetroffen hat. Dort drüben zwischen den Kisten sieht er eine Vorstellung, bei der ihm das Herz vor Freude im Leibe hüpft. Einer von den „alten Jungen" ist festgefahren, und zwar so gründlich, daß es noch lange dauern wird, bis er wieder weiter kann. Mit einem triumphierenden Lächeln springt der erste auf seinen Schlitten und fährt eiligst von dannen. Solange er nur auf der Eisplatte fährt, geht es in der Regel gut. Hier ist nichts, was die Hunde in Versuchung führt. Aber es wird anders, sobald man auf dem Seeeise angekommen ist. Hier liegen die Seehunde in Gruppen zerstreut und tun sich im Sonnenschein gütlich. Dann aber macht der Weg öfters sonderbare Wendungen. Hat ein solches Gespann morgenfrischer Hunde eine Kursveränderung beschlossen und sich in der Richtung auf eine Seehundschar in Bewegung gesetzt, dann muß man ein äußerst tüchtiger Führer sein, wenn man sie wieder in die gerade Richtung bringen will. Ich persönlich griff in solchen Fällen zu der einzigen Rettung, die ich kannte, nämlich den Schlitten umzuwerfen. Mit umgestürztem Schlitten im losen Schnee — da hielten sie bald an. War man vernünftig, dann brachte man sie still und ruhig wieder in die rechte Richtung, richtete den Schlitten auf und fuhr weiter. Aber man ist eben leider nicht immer vernünftig. Die Lust, sich an den ungehorsamen Schlingeln zu rächen, gewinnt die Oberhand, und man macht sich ans Abstrafen. Doch das ist nicht so einfach. Solange man auf dem umgestürzten Schlitten saß, war dieser ein guter Anker, aber jetzt — ohne Ladung — genügt er nicht mehr, und das merken die Hunde wohl. Während man den einen züchtigt, sucht der

andere davon zu laufen, und das Ergebnis ist für den Führer nicht immer schmeichelhaft. Wenn er Glück hat, gelangt er wieder auf den Schlitten hinauf, aber man hat auch öfters Hunde und Schlitten ohne Führer daherfahren sehen. Alle diese Widerwärtigkeiten am frühen Morgen haben einem das Blut in lebhafte Bewegung versetzt, und man trifft in Schweiß gebadet am Schiffe ein, trotz der 20 Grad Celsius. Aber manchmal geht es doch auch ganz ohne Unfall ab, und dann gibt es eine blitzschnelle Fahrt. Man braucht die Hunde gar nicht aufzumuntern, sie sind selbst voller Eifer, und die 2 Kilometer zwischen dem unteren Zeltlager und dem Fram sind in wenigen Minuten zurückgelegt.

Als wir am 21. Januar am Morgen aus dem Zelt traten, waren wir höchst überrascht und glaubten, wir sähen nicht recht. Wir rieben uns die Augen und sperrten sie weit auf — aber nein, was wir auch taten, es half alles nichts. Der Fram war und blieb verschwunden. Es hatte in der Nacht ziemlich heftig geblasen und geschneit, und wahrscheinlich war es dadurch gezwungen gewesen, hinauszufahren. Wir hörten auch das Donnern der Wogen, die gegen die Eisplatte schlugen. Aber wir verloren keine Zeit. Am vorhergehenden Tage hatten Kapitän Nilsen und Kristensen 40 Seehunde erlegt, von denen wir die Hälfte noch am selben Tag eingefahren hatten. Der Rest sollte jetzt hinaufgeschafft werden. Als wir nun am Vormittag eben am Zerlegen und Abziehen von Seehunden waren, hörten wir plötzlich den alten bekannten Laut der Ölmaschine der Fram. Puh, puh, puh! — Da tauchte der Mastkorb auch schon über dem Rand der Eisplatte auf, und das Schiff kehrte an seinen früheren Platz zurück, den es indes erst am Abend erreichte. Es war, wie wir es uns gedacht hatten — der Fram hatte des hohen Seegangs wegen hinausfahren müssen.

Indessen bauten die Zimmerleute fleißig am Haus. Am 21. war es unter Dach, und die übrige Arbeit konnte nun im Innern vor sich gehen. Das war eine große Annehmlichkeit für die beiden, die bei der bitteren Kälte unbedingt die schwerste Arbeit von uns allen gehabt hatten. Aber ich habe nie eine Klage von ihnen gehört. Wenn ich nach vollendeter Tagesarbeit zu ihnen ins Zelt kam, war einer von ihnen sicher beim Kochen. Das Essen bestand immer aus Pfannkuchen und kohlschwarzem, starkem Kaffe. Wie das schmeckte! Schon nach kurzem entwickelte sich ein Wettstreit zwischen diesen beiden, die Köche und Zimmerleute zugleich waren, wer von ihnen die besten Pfannkuchen backen könnte. Meiner Ansicht nach waren beide recht geschickte Köche. Am Morgen gab es wieder Pfannkuchen. Glühend heiße, knusprige, leckere Pfannkuchen mit dem herrlichsten Kaffee, schon ehe ich aus dem Schlafsack herausgekrochen war! Seht, das konnten mir die Zimmerleute schon morgens um fünf Uhr bieten! Kein Wunder also, daß es mir in ihrer Gesellschaft gefiel.

Aber auch in dem unteren Zelt herrschte keine Not. Wisting legte als Koch ganz hervorragende Eigenschaften an den Tag. Sein Meisterstück waren Pinguine und Fischmöven in Rahmtunke. Sie wurden unter dem Namen Schnee-

hühner aufgewartet und erinnerten auch wirklich an solche. An diesem Sonntag gingen wir alle, mit Ausnahme der notwendigen Zeltwächter in beiden Lagern, an Bord und ließen es uns wohl sein. Wir hatten die ganze Woche hindurch hart genug arbeiten müssen.

Am Montag, den 23. Januar, wurde mit dem Hinauffahren der Vorräte begonnen. Um Zeit zu ersparen, war bestimmt worden, die Lebensmittel nicht ganz bis zum Haus hinaufzuschaffen, sondern sie vorläufig auf einer Hügelkette auf der andern Seite, oder besser gesagt, südlich vom Nelson-Berg zu lagern. Dieser Platz lag zwar nur 600 Meter vom Haus entfernt, aber das Gelände war dort sehr eben, und so hofften wir, auf die Dauer doch viel Zeit zu ersparen. Wenn dann der Fram abgefahren war, konnten wir alles vollends hinfahren. Dazu fanden wir indes später nie Zeit, und so verblieb diese Stelle dauernd der Hauptproviantplatz. Die Beförderung da hinauf hatte im Anfang einzelne Schwierigkeiten. Die Hunde waren einmal gewohnt, den Weg über das untere Lager — zwischen dem Nelson und Rönniken — zu nehmen, und konnten durchaus nicht verstehen, warum sie das jetzt nicht mehr tun sollten. Besonders beschwerlich waren öfters die Fahrten mit den leeren Schlitten. Von diesem Platz aus konnten die Hunde nämlich über den Nelson hinüber ihre Kameraden im unteren Lager hören, und da kam es nicht selten vor, daß das Gespann plötzlich selbst den Befehl übernahm. Waren aber die Hunde erst einmal zu Schelmenstreichen aufgelegt, dann waren sie kaum mehr zu bändigen. Wir alle, ohne Ausnahme, haben dieselbe Erfahrung gemacht. Keiner von uns ist ohne einen solchen „Sonderreigen" davongekommen. Sobald die Vorräte an ihrem Bestimmungsort angekommen waren, lud jeder Führer seinen Schlitten ab und legte die Kisten in der vorgeschriebenen Ordnung aufs Eis. Zuerst legten wir jede Sorte für sich in kleinen Abteilungen auf dem Hügel nieder. Dies hatte den Vorteil, daß alles leicht zu finden war. Die Ladung jedes Schlittens betrug meistens 300 Kilogramm oder 6 Kisten. Ungefähr 900 Kisten hatten wir heraufzufahren und unserer Berechnung nach konnten wir in einer Woche damit fertig werden. Alles klappte auch vorzüglich. Am Samstag, den 28. Januar, mittags, war das Haus fertig und alle 900 Kisten standen an ihrem Platz. Das Vorratslager nahm sich ganz großartig aus und flößte uns ordentlich Achtung ein. Lange Reihen von Kisten zogen sich auf dem Hügel hin. Alle Kisten mit ihren Nummern nach außen, so daß man das, was man haben wollte, stets rasch finden konnte. Und dort drüben stand das Haus fix und fertig, genau wie es in seinem Geburtsort im Bundefjord gestanden hatte. Aber wie verschieden war die Umgebung. Dort grüner Tannen- und Fichtenwald und plätscherndes Wasser, hier Eis, Eis, nichts als Eis! Aber beides ist schön und ich überlegte um mich blickend, was ich vorziehen würde. Meine Gedanken schweiften weit umher — in einer Sekunde über viele tausend Meilen hin. Aber der Wald trug den Sieg davon.

Wie schon früher gesagt, hatten wir alles bei uns, um die Hütte an der

Eisplatte zu vertäuen. Aber das ruhige Wetter, das wir bisher beständig gehabt hatten, ließ uns erwarten, daß sich die Verhältnisse nicht so schlimm gestalten würden, wie wir angenommen hatten. So ließen wir es denn bei der Ausgrabung und dem Einlassen in die Eisplatte bewenden. Auswendig war das Haus gedichtet und das Dach mit Teerpappe überzogen, so daß es sich nun von der weißen Umgebung recht deutlich abhob.

An demselben Nachmittag brachen wir beide Lager ab und zogen ins eigene Heim, das „Framheim". Ach, welchen warmen, behaglichen, reinlichen Eindruck bekam man, sobald man nur die Nase zur Türe hereinsteckte. Überall, sowohl in der Küche als in der Wohnstube, glänzendes, feines Linoleum! Ja, wir hatten allen Grund, froh und vergnügt zu sein. Die zweite große Schwierigkeit war überwunden und überdies in viel kürzerer Zeit, als ich je zu hoffen gewagt hatte. Der Weg zum Ziel lag zugänglicher vor uns als je vorher. Nun konnten wir allmählich das Schloß in der Ferne hervorschimmern sehen. Noch schläft die Prinzessin, aber der Kuß, mit dem sie geweckt werden soll, scheint nur noch eine Frage der Zeit zu sein. Eine frohe Schar war es, die sich am ersten Abend in der Hütte versammelte und bei Grammophonmusik das Hoch auf die Zukunft ausbrachte.

Alle ausgewachsenen Hunde waren heraufgeschafft und an dem Drahtseil angekettet, das mit 50 Meter Abstand auf jeder Seite gezogen war. Und wie die Hunde Musik machten! Da jetzt alle versammelt waren, gaben sie unter der Führung eines der ersten Sänger tägliche, und was noch schlimmer war, auch nächtliche Konzerte. Sonderbare Tiere! Was wollten sie mit diesem Geheul kundtun? Zuerst fing einer an, dann fielen zwei ein, dann immer mehr, schließlich alle hundert miteinander. Meistens machen sie es sich bei so einem Konzert ganz bequem, sie setzen sich nieder, heben die Köpfe so hoch, als sie nur können, und heulen nach Herzenslust; auch sind sie während der ganzen Vorstellung vollständig hingenommen und lassen sich nicht gern stören. Höchst merkwürdig ist indes die Art, mit der das Konzert schließt. Alle miteinander verstummen nämlich wie auf einen Schlag. Keine Nachzügler, kein allerletztes Hurra! Was verursacht dieses plötzliche Aufhören? Ich habe mir mehr als einmal den Kopf darüber zerbrochen, fand aber keine befriedigende Antwort. Man könnte fast meinen, es sei ein gut einstudierter Gesang. Haben die Tiere Mitteilungsvermögen? Diese Frage ist außerordentlich interessant. Keiner von uns, der längere Zeit mit Eskimohunden verkehrt hat, zweifelt bei ihnen an dieser Fähigkeit. Schließlich verstand ich ihre verschiedenen Laute so genau, daß ich, ohne sie zu sehen, sagen konnte, was sie vorhatten. Das Raufen, das Spielen, die Liebe usw., jedes hatte seinen besonderen Ton. Wollten sie ihre Ergebenheit und Zuneigung ihrem Herrn gegenüber kund tun, dann geschah dies auf eine von ihrer sonstigen Art ganz verschiedene Weise. Tat einer etwas Böses, etwas, von dem er wohl wußte, daß es verboten war — brachen sie z. B. in ein Fleischlager ein —,

dann sprangen die andern, die nicht mit hingelangen konnten, umher und stießen ganz andere, den vorhergehenden sehr unähnliche Töne aus. Ich glaube, die meisten von uns lernten diese Töne unterscheiden. Es gibt wohl kaum ein Tier, dessen Beobachtung so anziehend und abwechselungsreich ist, wie den Eskimohund. Von seinem Stammvater, dem Wolf, hat er den Trieb der Selbsterhaltung, der in dem „Recht des Stärkeren" beruht, in weit größerem Maße geerbt, als unsere Hunderassen daheim. Der Kampf ums Dasein hat den Polarhund frühzeitig gereift und bei ihm Eigenschaften wie Genügsamkeit und Ausdauer in erstaunlichem Grad hervorgebracht. Er hat für den Beruf, zu dem er geboren ist, und für die Verhältnisse, in denen er erzogen wird, einen scharfen, klaren und gut entwickelten Verstand. Man darf indessen den Eskimohund keineswegs für ungelehrig halten, weil er nicht auf dem Schwanz sitzen und auf Befehl Zucker fressen kann. Das sind Dinge, die seinem ernsten Lebensberuf so unendlich fern liegen, daß er sie wohl nie oder nur sehr schwer begreifen lernen wird. Untereinander herrscht bei ihnen nur das Recht des Stärkeren. Der Stärkste regiert und tut unbestritten, was er will. Er bekommt immer die besten Bissen, der Schwächere muß sich mit den Brosamen begnügen. Sehr leicht entsteht eine gewisse Freundschaft unter diesen Tieren, eine stets mit achtungsvoller Furcht gepaarte Freundschaft — der Furcht vor dem Stärkeren. In seinem Selbsterhaltungstrieb sucht der Schwächere Schutz bei dem Stärkeren. Der Stärkere nimmt das Amt des Beschützers auf sich und schafft sich dadurch einen treuen Helfer, immer im Gedanken an einen noch Stärkeren, der über ihn kommen könnte, und der Grund dafür ist schließlich immer der Selbsterhaltungstrieb. Und so ist es auch in ihrem Verhältnis zum Menschen. Der Hund hat den Menschen, von dem er alles zum Unterhalt Nötige erhält, als Wohltäter schätzen lernen, und es scheinen auch wirkliche Liebe und Anhänglichkeit mitzusprechen; aber allem liegt bei näherer Untersuchung doch wohl auch hier der Selbsterhaltungstrieb zugrunde. Die Achtung vor dem Herrn ist demgemäß bei den Eskimohunden weit größer als bei unseren Haustieren, bei denen sich die Achtung nur als Folge der Furcht vor Schlägen findet. Ich könnte ohne Zögern jedem von meinen zwölf Hunden den Bissen aus dem Maule wegnehmen, keiner würde einen Versuch machen, mich zu beißen. Warum? Weil die Achtung aus Furcht, beim nächsten Mal nichts zu bekommen, überwiegend ist. Bei meinen Haushunden daheim würde ich das wahrlich nicht versuchen. Sie würden sich sogleich zur Wehr setzen, ihr Fressen verteidigen und sich im Notfall durchaus nicht entblöden, nach mir zu schnappen, trotzdem diese Hunde dem Anscheine nach ebenso große Achtung vor einem haben wie die andern. Was kann der Grund dafür sein? Nun, diese Achtung ist nicht auf der ernsten Grundlage — dem Selbsterhaltungstrieb — aufgebaut, sondern einfach auf der Furcht vor Schlägen, und in einem solchen Fall zeigt sich's dann, daß diese Grundlage zu schwach ist. Die Freßgier überwindet die Angst vor den Schlägen, und das Ergebnis ist — ein Biß.

Einige Tage später fand sich auch das letzte Mitglied der Überwinterungs-

abteilung, Adolf Heinrich Lindström, ein, und damit mußten die Verhältnisse als endgültig geordnet betrachtet werden. Er war seither noch an Bord geblieben und hatte dort die Küche besorgt, aber nun war er da nicht mehr notwendig. Seine Kunst wurde bei den „Maalmännern" jetzt besser geschätzt. Auf dem Fram übernahm von diesem Tage an das jüngste Mitglied der Gesellschaft, der Koch Karenius Olsen, das Amt des Küchenmeisters, und er stand diesem Posten mit außerordentlicher Gewissenhaftigkeit und Tüchtigkeit allein vor, bis er im Mai 1912 in Hobart wieder einen Gehilfen bekam. Das war eine brave Leistung für einen Burschen von 20 Jahren! Hätten wir nur recht viele seines Schlages!

Mit Lindströms Ankunft in Framheim kam nun die Küche und das tägliche Brot ins richtige Geleise. Der Rauch wirbelte lustig zu dem leuchtend schwarzen Kaminhut hinaus und verkündigte, daß die Eisplatte jetzt wirklich bewohnt war. Wie heimlich war es, wenn wir nach der Tagesarbeit dahergefahren kamen und diesen Rauch aufsteigen sahen! Es ist ja im Grunde herzlich wenig, und doch sagt es so unendlich viel. Mit Lindström zog außer dem „täglichen Brot" auch Licht und Luft — beides Dinge, auf die er besonders viel hielt — bei uns ein. Zu allererst stellte er die Luxlampe auf und schaffte uns dadurch eine Beleuchtung, die zum Wohlbehagen und zur Bequemlichkeit während des langen Winters sehr viel beitrug. Luft verschaffte er uns auch, wobei ihm Stubberud behilflich war. Diese beiden miteinander verschafften uns während des ganzen Aufenthalts eine ausgezeichnet reine, frische Eisluft in der ganzen Wohnung. Ohne Fleiß und Arbeit wurde dies freilich nicht erreicht; aber was kümmerten sich diese beiden um vermehrte Arbeit! Die Lüftungseinrichtung war oft launisch, und ab und zu versagte sie ganz, hauptsächlich bei ganz stillem Wetter, wo diese Bruderschaft dann viele Künste und Kniffe anwenden mußte, bis sie wieder in Gang war. Meist wurde in solchen Fällen ein Primuskocher unter das Abzugsrohr gestellt und zugleich dem Zuleitungsrohr ein Eisumschlag gemacht. Während dann der eine der Werkmeister mit dem Primuskocher unter dem Abzugsrohr auf dem Bauche lag und die Luft auf diesem Wege nach oben führte, sprang der andere aufs Dach und warf große Schneeballen in das Zuleitungsrohr, um dadurch die Luft niederzudrücken und neue einzuführen. Manchmal setzten sie dieses Verfahren stundenlang fort, ohne nachzugeben. Zum Schluß war dann die Luftleitung ohne wahrnehmbare Ursache wieder in voller Tätigkeit. Ganz zweifellos ist bei einer solchen Überwinterung die Art der Lüftung von großer Wichtigkeit für die Gesundheit und auch für's Wohlbehagen. In den Berichten anderer Forschungsreisenden wird beständig darüber geklagt, daß sie unter Kälte, Feuchtigkeit und daraus entstandenen Krankheiten viel zu leiden gehabt hätten. Das ist nur eine Folge schlechter Lüftung. Wird genügend frische Luft zugeführt, dann wird das Brennmaterial besser ausgenutzt und die Wärmeerzeugung selbstverständlich vermehrt. Ist aber die Lüftung ungenügend, dann geht ein großer Teil der Feuerung in unverbranntem Zustand verloren, und Kälte und Feuchtigkeit sind unvermeid-

lich. Die Lüftung muß natürlich in Übereinstimmung mit dem Bedarf geregelt werden können. In unserem Haus gebrauchten wir neben dem Küchenherd nur die Luxlampe, und damit hielten wir die Stube so warm, daß die in den oberen Kojen Liegenden beständig über Hitze klagten. Ursprünglich war Platz zu 10 Kojen in der Stube; da wir aber nur zu neun waren, wurde die eine Koje entfernt und unser Chronometerschrank an deren Platz gestellt. Außerdem hatten wir 6 Beobachtungsuhren, die wir beständig bei uns trugen und die den ganzen Winter hindurch miteinander verglichen wurden. Die meteorologischen Instrumente bekamen ihren Platz in der Küche, und Lindström, der einzige, der sich dazu eignete — übernahm nun die Stellung eines Aufsehers der meteorologischen Station und des Instrumentenmachers der Forschungsreise.

Unter dem Dach wurden alle Sachen untergebracht, die keine größere Kälte vertrugen, wie Arzneien, Saft, Eingemachtes, Rahm, Essigfrüchte und Tunken. Außerdem auch alle unsere Schlittenkisten sowie die Bücherei.

(Schluß folgt.)

Hans Land:
Alfred von Ingelheims Lebensdrama. Roman.

(Fortsetzung.)

Es stand nicht fest, auf welche Weise dem Kronprinzen der amerikanische Antrag zur Kenntnis kam, den die Komtesse Dornenburg erhalten hatte. Prinzessin Luise hatte ihrem Bruder nichts davon gesagt. Diese Nachricht wirkte anfänglich auf Wilhelm wie ein Liebeszeichen. Wenn die unbegüterte Komtesse jene glänzende Versorgungsmöglichkeit von der Hand wies, so tat sie das, weil ihre Neigung einem Anderen gehörte. Der Kronprinz hatte bis dahin mit der jungen Hofdame nur wenige Worte der Konvention gewechselt, aber das flammende Erröten der Komtesse bei diesen seltenen Begegnungen hatte ihn der starken Neigung des Fräuleins sicher gemacht. Auch er hatte seiner jugendlichen Scheu und knabenhaften Beklommenheit ihr gegenüber, wie er meinte, mehrmals Blicke abgerungen, die für Sekunden in dem feucht schimmernden Blau der geliebten Augen sich festgesogen und ohne Worte gesagt hatten, was auszusprechen bisher ihm keine Gelegenheit ermöglichen wollte. Auf die vorsichtigste Weise, verläßlicher Zwischenpersonen sich bedienend, hatte der Kronprinz das Bild der Ödipustöchter an sich gebracht. Es hing jetzt in seinem Arbeitszimmer, von einem grünseidenen Vorhang verhüllt, an versteckter Stelle und bot ihm Trost, wenn allzu lange Zeit verstrich, ohne daß er die Möglichkeit gewann, die heimlich Geliebte zu sehen. Oft rechnete er sich vor, daß er der Neigung der Angebeteten im Grunde in keiner Weise sicher sein konnte. Ihr Erröten bei den Begegnungen konnte die Schüchternheit des Fräuleins seinem hohen Range gegenüber bewirkt haben. Die Ablehnung des amerikanischen Antrages bewies vollends nichts, denn es war zu begreifen, daß ein so junges Geschöpf auch ohne den Einfluß einer anderen Neigung sich wohl außerstande fühlte, einem Wildfremden die Hand fürs Leben zu reichen, blos weil er ungeheuer reich war. Diese Nöte schufen dem Sehnsuchtsvollen starke Pein, ohne daß er einen Weg fand, sie zu enden. Seine nicht zu entschlossenem Tun geneigte Natur scheute auch hier vor entschiedenen Schritten zurück, und so gewaltig es ihn auch drängte, zu einer Verständigung und Aussprache mit der Komtesse zu kommen, so hielten ihn doch stete Bedenken von jenem Schritt zurück, der ihn dem Ziele hätte näher bringen können. Trotz seiner Jugend und der ihr entsprechenden Glut seines Gefühls ließ der Prinz die Hemmungen wirken, welche die Erkenntnis in ihm auslöste, daß diese Neigung

hoffnungslos war. Der Kronprinz hatte zwar das Beispiel eines Ranggenossen gesehen und bewundert, der als Thronfolger eines von mittelalterlicher Etikette beherrschten, ja geknechteten Hofes dennoch einer Unebenbürtigen die Hand zur Ehe gereicht und auf die Thronfolge seiner Kinder Verzicht geleistet hatte, vielleicht in der Idee, dereinst zur Herrschaft gelangt, diesen Verzicht widerrufen und außer Kraft setzen zu können. Der Kronprinz hatte dieses Beispiel einer mutigen und entschlossenen Liebe wohl gesehen und schön gefunden, aber er fühlte dennoch nicht die Kraft in sich, ihm nachzueifern. Freilich war jener Fürst ein Mann und er, Wilhelm, nur erst ein dem Knabenalter kaum entwachsener Jüngling. Das machte es wohl, daß der Gedanke, so freventlich gegen die Überlieferung anzurennen, ihm kaum faßlich blieb. So sah der Prinz hier nichts als die Gewißheit, durch eine Annäherung sich und vor allem das junge Fräulein unglücklich zu machen. Und diese Erkenntnis bewog ihn zum Verzicht. Er litt dabei — gewiß — aber er fand und übte den stillen Trost der Lyrik und vertraute verschwiegenen Blättern in zierlichen und gar nicht so durchaus alltäglichen Versen die Pein, die er trug. Nicht einmal der Schwester teilte er sich mit, denn ihr kühl vernünftiges Wesen scheuchte ihn von dem Entschluß zurück, ihr Dinge anzuvertrauen, die sie vielleicht mit einem überlegenen Lächeln als unverständlich oder kindisch hätte abtun können. Das fürchtete er. Und so blieben seine Liebesgeschicke darauf beschränkt, die in Gedanken so heiß Umworbene aus der Ferne anzubeten, ihr dann und wann einen Blick der Hingabe und der Sehnsucht zu senden und scheu wieder zurückzuweichen, wann ihm die Erwiderung dieses Blickes aus jenen wasserklaren schimmernden Meeraugen zu sagen schien, daß auch nach ihm Sehnsucht empfunden wurde. Dann übergoß sein schönes Gesicht Purpurglut, und ein Zittern ergriff seinen hohen, schlanken, prachtvoll ebenmäßigen, edlen Körper. Aber des Kronprinzen heimliche Verse sollten bald von noch schärferen und schmerzlicheren Klagen ertönen. In einer Unterredung setzte der König seinem nunmehr einundzwanzigjährigen Sohne die Notwendigkeit einer baldigen Vermählung auseinander. Dem Thronfolger war eine Großfürstentochter sarmatischen Geblütes zugedacht, deren Glaubenswechsel seitens der Gegenpartei in vorsichtigen und höchst geheimen Vorverhandlungen zugesagt worden war. Alle Sonderabmachungen für eine Doppelheirat waren getroffen, da auch Prinzessin Luise dem ältesten Sohne des gleichen Großfürsten ehelich verbunden werden und auch ihrerseits einen Glaubenswechsel vornehmen sollte. Die konfessionelle Seite der Sache war es, die dem Könige diese Schritte schwer machte, aber es blieb ihm nichts übrig als einzuwilligen, da die geringen Ehemöglichkeiten unter Ebenbürtigen ihm für seine Kinder keine reichere Auswahl ließ und diese doppelte Eheschließung in politischer wie finanzieller Beziehung Vorteile bot, wie keine zweite, die im Bereiche der Möglichkeiten lag. Der König bemerkte wohl die niederschmetternde Wirkung, welche die Mitteilung der baldigen Verehelichung auf seinen Sohn machte. Er fragte ihn besorgt, ob etwa seine Neigung nicht mehr frei, ob er

vielleicht in eine Jugendliebe verstrickt sei. Der Kronprinz verneinte hastig, aber das väterliche Auge bemerkte doch, wie der Blick des Sohnes sich umflorte und seine zusammengebissenen Zähne die mühsam bewahrte Fassung erkennen ließen. Mit auffälliger Hast verabschiedete sich der Prinz von seinem Vater, der ihm besorgt und kopfschüttelnd nachsah.

Die Prinzessin nahm vorerst mit stiller Vernünftigkeit die Mitteilung ihrer geplanten und bevorstehenden Verlobung entgegen. Sie betrachtete das ihr vom König vorgelegte Bild ihres künftigen Gemahls in aller Ruhe und antwortete auf ihres Vaters Frage, daß es ihr nicht mißfalle. Eine andere Frage des Königs, ob ihr etwas von einer Herzensneigung ihres Bruders bekannt sei, verneinte sie. Aber dem König ließ diese Sorge keine rechte Ruhe. Er begab sich am nächsten Tage zu früher Morgenstunde im Automobil zu seinem Sohne nach dessen Garnisonstadt zu einer Unterredung unter vier Augen, in deren Beginn der Kronprinz sich sehr beengt und verlegen zeigte, weil er mit Zagen erwartete, der König werde das verborgene Bild der Ödipustöchter im Arbeitszimmer entdecken, in dem die Besprechung stattfand. Dem Prinzen war kein Gedanke schaudervoller als der, seine Neigung eingestehen zu müssen und verraten zu sehen. Noch einmal und sehr eindringlich richtete der König die Frage an seinen Sohn, ob er sein Herz schon vergeben habe. Er frage zum zweiten Male, nicht weil er der ersten Antwort keinen Glauben schenke, sondern weil die Sorge ihn quäle, ob der Kronprinz nicht nur aus mangelndem Vertrauen zum Vater, aus Scheu, aus falscher Scham die Wahrheit verberge. Die Thronerben müssen gerade deshalb so frühzeitig heiraten, weil es dringend nötig sei, sie vor verhängnisvollen Herzensbündnissen zu bewahren, die, dem Gesetz der Ebenbürtigkeit entgegen, notwendig zu Schmerz und Unheil führen. Da das hauptsächlich verbindende und bindende Glied jeder Familie, da die Mutter im Hause fehle, und er, der König, durch seine schweren Pflichten sehr in Anspruch genommen werde, so sei es gekommen, daß nicht die rechte Fühlung zwischen ihm und seinem Sohne vorhanden war. Er beklage das sehr, da die Natur doch selbst ihn dazu ausersehen habe, der beste Freund seines Sohnes zu sein. Diese frühe Heirat (die Großfürstin, die dem Prinzen zugedacht war, zählte erst siebzehn Jahre) gewährleiste einen guten Ausgang, weil in solcher Jugend beide Teile um so leichter sich ineinander zu schicken vermögen, in einer Entwicklungszeit, in der die Charaktere noch biegsam, weich und modelungsfähig seien. Er selbst, der König, habe ebenfalls mit einundzwanzig Jahren nach den Wünschen seines Vaters und den Bedürfnissen des Landes eine Neunzehnjährige heiraten müssen, und alles sei wunderbar gut gegangen, bis der Tod das gute und feste Band allzu frühzeitig löste. Den Bedürfnissen des Landes entspreche diese geplante Doppelverbindung mit den Zugehörigen einer alten sehr mächtigen und überaus reichen Dynastie auf das höchste. Sie bedeute geradezu ein Glück für das Königreich, dem dieses Ereignis einen gleichen Zuwachs an Ansehen brächte, wie etwa ein glücklicher

Krieg. Natürlich könne von einem Zwange nicht die Rede sein. Er, der König, sei kein Tyrann, am wenigsten seinen Kindern gegenüber. Sollte sich bei der demnächst in aller Zwanglosigkeit stattfindenden ersten Begegnung der beiden zu verlobenden Paare herausstellen, daß diese Verbindungen ohne großen Zwang der Beteiligten unmöglich seien, so werde selbstverständlich davon Abstand genommen werden müssen. Der König aber und seine Ratgeber, vor allem der Ministerpräsident, der die auswärtige Politik leite, hofften von ganzem Herzen, daß solche Hindernisse nicht eintreten und alle Faktoren sich der Verwirklichung und Durchführung des Planes günstig erweisen möchten. Sollte trotz der gegenteiligen Erklärungen irgend eine Neigung dem Kronprinzen diesen Schritt erschweren, so wäre er dennoch seiner Stellung und seinem künftigen hohen Amte das Opfer dieser Eheschließung schuldig. Die auf den Höhen seien allemal die, denen es in letzter Reihe vergönnt bliebe, an das eigene Glück zu denken. Das sei im Königshause alte bewährte, selbstverständliche Überlieferung, die seit vielen Jahrhunderten kein zur Krone Berufener oder ihr auch nur Naher jemals verletzt habe.

Diese mit großer Eindringlichkeit gemachten Vorhaltungen hörte der Prinz schweigend und respektvoll an, dann versicherte er dem Vater, daß er ihn in keinem Punkte zu enttäuschen gesonnen sei, und daß des Königs Besorgnisse durchaus grundlos wären.

Erleichterten Herzens verließ König Wilhelm seinen Sohn nach herzlicher Verabschiedung. Der Prinz blieb in schlimmer Verfassung zurück. Er war von diesen überraschenden Entscheidungen wie betäubt und fühlte sich wie vor den Kopf geschlagen. Als wäre der Blitz dicht neben ihm niedergegangen, so fassungslos war er. Wie kamen doch diese Schicksalsfügungen gerade im rechten Augenblick über ihn. Es war, als packe ihn eine Faust an der Schulter, ihn von etwas Gefährlichem und Verderblichem zurückzureißen. Wäre dieser Verlobungsplan auch nur einen Monat später an ihn herangetreten, er hätte sich vielleicht dennoch dazu hinreißen lassen, die junge Gräfin in eine Herzensgeschichte zu verwickeln, aus der ihr nur Schmerz und Leid hätte erwachsen müssen. Was immer nun kam, sein Gewissen hatte er sich rein erhalten, und damit ließ sich am Ende jedwede Fügung ertragen. Im starken Drange, sich mitzuteilen und mit einer schicksalverwandten Seele sich auszusprechen, telephonierte der Prinz an seine Schwester und bat sie um eine zeugenlose Zusammenkunft in seinem Jagdschlößchen Sophienruh, das auf halbem Wege zwischen beiden Residenzen im Herzen der königlichen Forsten still und einsam belegen war. Der Apriltag war düster, regnerisch, kalt. Der Kronprinz traf vor seiner Schwester in Sophienruh ein und setzte sich fröstelnd vor das große Feuer, das im Riesenkamin des mächtigen großen alten Bankettsaales knisterte und prasselte. Durch die spitzbogigen hohen Fenster trauerte der verstimmte Regentag in das Düster des Saales herein, dessen Länge eine schwarze schwere Eichentafel einnahm, die eine Menge von

reich geschnitzten, schwarzen eichenen Sesseln umstanden. Riesengeweihe von Hirschen und Elchen drohten von den dunklen Wänden. An der Stirnseite der Tafel ragte ein besonders hoher Sitz mit der Königskrone geziert. Von den Wänden hoben sich die stumpf gewordenen Goldrahmen so stark nachgedunkelter uralter Gemälde, daß des trüben Tages unsicher flackerndes bleiches Licht heute kaum erkennen ließ, welche Abarten des edlen Weidwerkes diese Bilder zu verherrlichen bestimmt waren. Pferdegetrappel, Räderknirschen auf hartem Kies wurde hörbar. Der Kronprinz, im dunklen Sportanzuge mit Kniehosen, erhob sich von seinem Sitz vor dem Feuer und trat an eins der Fenster, die auf die niedrige Rampe gingen, welche der Wagen der Prinzessin soeben hinauffuhr. Der Wind umheulte das Schlößchen, und die alten regenschweren, schwarzen Föhren schüttelten sich ächzend. Die Prinzessin trat ein — die schlanke Gestalt im dunklen Stadtkleide mit Jakett und Pelzboa. Sie umarmte und küßte den Bruder, den sie länger als eine Woche nicht gesehen hatte, und sagte dann lächelnd: „Romantisch wie immer, Willy. Weshalb mußt' es durchaus der alte Gespensterkasten sein, in dem wir uns bei diesem scheußlichen Wetter treffen sollen?"

„Ich wünsche keine Zeugen, Luise."

„Geheimnisse also?"

„Nicht im geringsten. Spürst du denn deinerseits gar kein Bedürfnis zu einer Aussprache mit mir?"

„Gewiß. Ein sehr dringendes sogar. Ich wäre sonst morgen zu dir gekommen. Wir sind ja doch wieder einmal Schicksalsgenossen."

Der Prinz hatte seiner Schwester, die ebenso hoch aufragte wie er selbst, den anderen Sessel zum Feuer gerückt und ließ sich jetzt ihr gegenüber nieder.

„Papa war heute morgen bei mir."

„Ich weiß, Willy. Er macht sich Sorge darüber, daß dir diese Verlobung gar zu schwer werden wird."

„Ich habe ihn darüber beruhigt."

„Das ist lieb von dir. Er hat Sorgen genug. Wir müssen ein jeder für sich sehen, mit uns selber fertig zu werden."

„Das ist nicht leicht."

„Was ist denn leicht in unserem Leben, Willy?"

Der Prinz seufzte. „Wir sind Sklaven der Konvention, von Rücksichten wie von Eisengittern eingeengt, Gefangene. Allen möglichen und unmöglichen Dingen angehörig — nur nicht uns selbst. Ein Hundeleben."

„Papa hat dir doch gesagt, daß diese Verbindung nicht unbedingt von dir gefordert wird. Auch mir ist es freigegeben, falls dieser sarmatische Wladimir mir gar zu unmöglich erscheint, ein tapferes Nein zu sagen."

„Damit tröstest du dich? Wenn diese siebzehnjährige Olga mir so mißfällt, daß ich es vorzöge mich totzuschießen, als ein ganzes langes Leben mit ihr zu verbringen — was dann?"

„Du darfst doch nein sagen, Willy, genau wie ich!"

Der Prinz sah seine Schwester mit einem durchdringenden Blicke an. „Du, Luise, darfst so wenig nein sagen wie ich selbst. Der König, der Staat, die Minister, jeder Patriot im Lande wünscht, daß diese Eheschließungen zusammenkommen. Das Erreichen dieser Ziele gibt unserm Lande einen solchen Zuwachs an Ansehen gleich wie ein gewonnener Krieg — — und — du willst nein sagen . . ."

Es wurde still zwischen den beiden, die nun mit traurigen Augen stumm in das lodernde Spiel der Flammen blickten . . .

Mit müder Stimme sagte der Prinz: „Zwiespältig, unwahr wie unser ganzes Sein sind unsere Worte. Selbst unser guter, wahrheitliebender Vater spricht doppelzüngig. ‚Ihr dürft nein sagen', tröstet er seine Kinder, aber im gleichen Atemzuge macht er uns klar, daß man mit Sicherheit von uns ein Ja erwartet. Was wirst du tun, Luise?"

„Was mein Vater hofft."

„In jedem Fall?"

„In jedem. — Du hast recht. Man muß den Dingen ins Auge sehen und sich nicht mit Nichtigkeiten beruhigen wollen. Auch du, Willy, wirst tun, was man von dir erwartet. In jedem Falle". . .

„Warum?"

Der Prinz fuhr mit Heftigkeit auf und sah wild umher. „Warum? Warum werde ich das tun? Warum soll ich das tun? Was gibt man mir für solch ein Opfer? Was tausche ich dafür ein?"

„Ein Königreich, Willy — eine Krone."

Die Prinzessin hatte es mit bitterem Lächeln gesagt und in einem Tone, der die Nichtigkeit dieser beiden ungeheuer großen Dinge in ihrer Schätzung zweifellos kund tat. Der Prinz seufzte tief auf.

„Du mußt es anders fassen," sagte Luise mit einem seltsam entschlossenen Tone. „Menschen, wie wir, sind auf einen Posten gestellt, den sie auszufüllen haben. Wir müssen tun, was man von uns verlangt und erwartet. Ganz einfach."

„Und unser Glück?" fuhr der Prinz auf.

„Danach fragt niemand."

„Ich aber frage nach meinem Glück, Luise! Ich bin einundzwanzig Jahre! Ich habe ein Recht auf Glück!"

„Um das auszuüben, Willy, müßtest du dir erst klar darüber werden, was du unter Glück verstehst. Ich habe gestern in einem recht gescheiten Buche, dessen Autor das Leben gut zu kennen scheint, gelesen, es stände nirgend geschrieben, daß die Menschen glücklich sein müssen. Dazu wären sie gar nicht da."

„Das Lied kenne ich," grollte der Prinz. „Pflicht! nicht wahr, Pflicht — das ist der Inbegriff des Lebens? . . ."

„So jung ich bin, Willy, ich glaube es und neige der Ansicht zu, daß man auf diesem steinigen Umwege schließlich doch zum Glücksziele einmal kommt.“

„Vielleicht — mit grauem Haar. Aber solange mag ich nicht warten.“

„Du redest dich in eine Verbitterung hinein, Willy, die unfruchtbar ist und zu nichts helfen kann. Halte dich nicht bei ihr auf. Wem so wenig Wahl bleibt, wie dir und mir, der soll das Notwendige tun und mit möglichst freundlichem Gesicht. Es braucht niemand zu sehen und zu erfahren, daß wir leiden. Du wirst dich in dein Los ergeben, tu's also möglichst liebenswürdig.“

„Vielleicht ergebe ich mich nicht, Luise.“

„Mach dir nichts vor, lieber Junge. Du hast Papa versprochen, nach seinem Wunsch zu handeln, und dein Wort bindet dich. Von dieser Tatsache abgesehen, bist du der Mensch nicht, der die Tatkraft hat, seine Schicksalsketten zu zerreißen. Du hast diese Kraft nicht und bist, wie ich, eine Natur, die eben duldet.“

Ein Wutlaut kam von dem Prinzen, der, seinen Sessel gewaltsam zurückstoßend, aufgesprungen war und, das Taschentuch an die Augen drückend, seine heiße Stirn gegen die nasse Scheibe des Fensters preßte. Erschreckt von diesem Ausbruch erhob auch die Prinzessin sich von ihrem Sitz, trat an den Bruder heran, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte begütigend mit ihrer klaren Stimme.

„Ich sage dir das nicht, dich zu erbittern. Auch kein Tadel liegt in alledem. Wir gehören uns eben nicht, wir gehören den anderen und sind es ihnen schuldig, daß wir das tun, was ihnen und ihrem Glücke dient. Das ist unsere Bestimmung. Es ist der schmerzlich hohe Preis, den wir dafür erlegen müssen, daß wir auf so ragender Höhe leben. Adel verpflichtet, und die Geburt auf Thronesstufen ist das bindende Dokument unserer Hörigkeit und Unfreiheit. Opfer sind wir all' dieser Umstände. Alles, was wir tun können, ist, daß wir die Selbstentäußerungen, zu denen die Welt uns zwingt, mit Würde vornehmen und mit einem Lächeln das letzte Glücksbegehren von uns abtun. . . .“

Der Prinz schluchzte wild auf bei diesen Worten seiner Schwester, schlang verzweifelt seine Arme um sie. Auch ihren Augen entströmten Tränen. Auch s i e weinte nun — vielleicht wie er — — um einen unerfüllten Traum. . .

10.

Es gibt Worte, die in der Seele dessen, zu dem sie gesprochen wurden, einen Eindruck machen, von dessen Tiefe und Nachhaltigkeit der, der sie sprach, kaum etwas ahnt. Was die Prinzessin zu ihrem Bruder über seinen Mangel

an Tatkraft gesagt hatte, daß er der Mann nicht sei, der die Kraft besäße, seine Schicksalsketten zu sprengen, das griff tief in dieses jungen Menschen Seele. Es gab ihm Aufschluß über sich selbst, lehrte ihn, sich im wahren Lichte zu sehen, schenkte ihm die Erkenntnis seines Wesens. Sie hatte recht, die Schwester. Er war eine passive Natur und besaß keine andere Bestimmung als die, mit sich geschehen zu lassen, was das Schicksal wollte. Wenn er das mit Anstand über sich ergehen ließ, so füllte er seinen Platz aus, so tat er seiner Pflicht Genüge, so entsprach er ganz den Erwartungen derer, die Hoffnungen auf ihn gesetzt hatten. Er verstand es nicht. Das sollte die Vorbereitung für seinen Herrscherberuf sein? Diese vollkommene Passivität sollte in ihm den Mann heranreifen machen, der dereinst über das Schicksal von 20 Millionen Menschen zu bestimmen haben sollte? Eine seltsame Schule für einen Herrscher! Freilich, auch sein Vater hatte sie durchgemacht und bewährte sich heute doch einigermaßen an seinem Platz. Die Zeitungen sprachen gut von ihm, je besser, je entschiedener demokratisch sie gesinnt waren. Wenigstens seit jenem Umschwung in der inneren Politik, der eine liberale Majorität im Landtage, und als deren Folgen ein volkstümliches Ministerium sowie eine demokratisierende Richtung in die Verwaltungen des Landes gebracht hatte. Man war in diesen fünf Jahren ganz schön mit den Reformen vorangekommen, hatte das gleiche und direkte Wahlrecht eingeführt, eine die Finanzen kräftig befruchtende Erbschaftssteuer, sowie die fakultative Feuerbestattung. Drei Hauptpunkte des alten liberalen Programms waren somit erfüllt worden, um die die Demokratie länger als ein Menschenalter vergeblich gekämpft hatte. Es gab dem Thronfolger sehr zu denken, daß sein königlicher Vater sein konstitutionelles Herz so spät erst hatte entdecken können. Er konnte die Schwenkungen nach links erst ausführen, nachdem ihn liberale Wahlen dazu stark gemacht hatten, diesen Vorstoß gegen Adel und Klerus zu wagen, deren Vertreter in beiden Kammern sich lange und halsstarrig genug gegen diese „revolutionären" Neuerungen gesträubt hatten. Sie waren bei der Verteidigung ihrer alten Privilegien so lange standhaft geblieben, bis die Vertreter des dritten und vierten Standes so zahlreich im Parlament und so stark in der politischen Presse geworden waren, daß ihnen die Kraftprobe gelang, einen bedeutenden Teil der realen Macht den Adligen, Großgrundbesitzern und Geistlichen aus den eisenharten Fäusten mit Gewalt zu entreißen. Jetzt erst, nachdem die fortschrittlichen Parteien sich so stark erwiesen hatten, schlug der König sich auf ihre Seite, indem er öffentlich kund gab, daß diese Schwenkung zur Demokratie schon längst sein Herzenswunsch gewesen wäre. Und das war nun der Mann, der den Herrschernamen trug. Auch er war somit nichts als ein Faktor der sich umbildenden Zustände und Verhältnisse. Wären die liberalen Wahlen ausgeblieben, so hätte der König seinen Wunsch, konstitutionelle Politik zu machen, nicht ausführen können.

Auch er war also schwächer als die Dinge und besaß trotz Krone und Zepter nicht die Macht, Hindernisse zu besiegen. War das die Lage und das Schicksal des Herrschers, so dünkte den Prinzen freilich das sklavische Sichschicken in Schicksale, die andere ihm bereiteten, die vollkommen passende Vorbereitung für den königlichen Beruf. Aber es schien doch noch sehr die Frage, ob er selbst, der Kronprinz, überhaupt noch in die Lage kommen würde, dereinst das Schattenkönigtum dieses konstitutionellen Reiches zu verwalten. Die Dinge blieben stetig im Fluß, und die Arbeiterpresse sowie die sozialdemokratischen Volksvertreter im Parlament und im Verein mit ihnen der republikanische Flügel der äußersten bürgerlichen Linken machten kein Hehl daraus, daß die demokratische Richtung der neuen Politik nichts sei als ein Übergang zu rein republikanischen Staatsformen, während die Sozialdemokraten den Zukunftsstaat von Parteiwegen als nahe bevorstehend mit Lärm ankündigten. Diese rote Flut umspülte die Throne in allen Ländern der Welt drohend und untergrabend und hatte bereits eine solche Druckkraft, daß sie ihren Einfluß auf die Gesetzgebung stark und deutlich zum Ausdruck brachte. Der vierte Stand forderte und erlangte soziale Rechte wie Krankheits- und Altersrenten, kämpfte um Witwen- und Waisenversicherung, forderte ein Privileg von der Riesenbedeutung des „Rechtes auf Arbeit", während die Unternehmerklasse heute schon mit Murren und Klagen einen Teil der Lasten der Alters- und Invalidenversorgung der Arbeiter trug. Der soziale Krieg war im vollen Gange und hielt die Regierungen so in Atem, daß sie nicht einmal im entferntesten daran zu denken wagten, Kriege gegen einander zu unternehmen. Die ungeheuren inneren sozialen Gefahren verboten das einfach, denn man sah ein, daß der verlierende Teil eine Revolution erleben müßte, deren Erschütterungen auch die Nachbarreiche treffen und deren Dynastien bedrohen würde. Nichtsdestoweniger wagte kein Staat, trotzdem der Friede länger als ein Menschenalter schon gewährt hatte, seine Kriegsvorbereitungen zu unterbrechen oder auch nur um ein Geringes einzuschränken. Die Rüstungen wurden im vollsten Umfange aufrecht erhalten und drückten empfindlich im Verein mit den neu übernommenen sozialen Fürsorgelasten heftig auf den Staatshaushalt. So war es überall — die Budgets schwollen unheimlich an. Die Staatsschulden wuchsen in die Milliarden, und wer irgendwo der natürlichen Lösung dieses Problems, der Abrüstung, das Wort zu reden wagte, brandmarkte sich auf der Stelle als einen Utopisten. Die Feudalen gaben in gewohnter Brutalität offen zu, daß die ungeheuren Rüstungen nicht in letzter Linie auch gegen den „inneren Feind" gerichtet seien. Und während die umsturzbeflissenen proletarischen Parteien in musterhaften Organisationen und fast heroischem wirtschaftlichen Opfermut in Streikzeiten die Genossen, in Ruheperioden die Parteikasse unterstützten, hatten die bürgerlichen Fraktionen bisher die Zeiten ihrer annoch währenden Herrschaft zu häßlichen und abstoßenden Kuhhandels-

geschäften mißbraucht und das ganze Parlamentsleben zu einer Wahrnehmung materieller Klasseninteressen herabgewürdigt, so daß der Tagespolitik der gemeine Stempel der Profitwut aufgedrückt wurde, und jeder Verfechter höherer Interessen von ihr mit Abscheu und Ekel erfüllt sich abwandte. Es war kein Wunder, daß bei dieser Lage der Dinge manch einem jungen Thronfolger die Zukunft so unsicher, drohend und trostlos erschien, daß er ihr nur mit Bangen entgegensah. Es geschah, daß die Thronerben von Weltreichen, begabte junge Fürsten, in Alkohol und erotischen Betäubungen Beschwichtigung suchten und in tollen Liebesexzessen einen geheimnisvollen und mit allen Schauern der Kriminalromantik umwobenen gewaltsamen Tod fanden. Die strengen Hausgesetze der Dynastien fanden eine Reihe revolutionärer Verletzer unter den Königs- und Fürstenkindern selbst. Wie eine prinzliche Revolution erschienen alle die tollen Ehebruchs- und Landfluchtsgeschichten von Kronprinzessinnen, Königstöchtern und -söhnen, all' die Verschwendungs- und Entmündigungs-Affairen der Palastgeborenen, die Lossagungen von Erzherzogen, die bürgerliche Namen wählten und die Fürstenschaft verschmähend in die Welt zogen, um sich aus der Hefe der Menschheit die Lebensgefährtinnen zu wählen. Der Geist der Zuchtlosigkeit und des Verneinens der Autoritäten war in die Fürstenhäuser gedrungen und trieb deren Angehörige, die die Muster des Lebenswandels den Volkheiten darbieten sollten, in die allerunerhörtesten Skandalgeschichten. Und nicht nur thronferne Agnaten, nein Könige selbst im weißen Haar gaben der Welt das pikante Schauspiel heimlicher Ehen mit den Töchtern aus Portierfamilien, Bündnisse, für die freilich erst im Angesicht des Todes die kirchliche und staatliche Legitimierung gesucht wurde. Und auch das geschah zu keinem andern Zwecke, als zu dem, den königlichen Kindern, die es freilich nicht minder toll getrieben hatten, Erbschaftsrechte zu rauben.

Das Erleben und Beobachten all' dieser Vorkommnisse hatte mit der Zeit in des Kronprinzen Seele eine Stimmung hervorgerufen, die ihn veranlaßte, hin und wieder mit dem Gedanken einer Flucht aus all' seinen Lebensumständen zu spielen. Das Beispiel eines mitteleuropäischen Prinzen machte tiefen Eindruck auf ihn, eines großherzoglichen Sprossen, der nach Annahme eines bürgerlichen Namens ein Schiff erworben hatte und auf diesem in die Welt fuhr, in der er spurlos verschollen blieb. Die politischen Zustände im Lande, der Mangel an Hoffnung, sie bessern zu können, der Kleinmut der eigenen Natur und die ihr innewohnende Lebensfurcht gaben dem Kronprinzen Wilhelm öfter den Gedanken ein, es diesen Ausbrechern der Dynastien gleich zu tun und mit einem solchen Schritt sein Bekenntnis vor der Welt abzulegen, er spüre weder Lust noch Kraft in sich, dereinst das väterliche Amt zu überkommen und dessen Bürde sein lebelang fortzuschleppen. Der Kronprinz äußerte von diesen Dingen niemandem gegenüber ein Wort, erschrak er doch

selbst über solche Regungen. Auch konnte er den Gedanken nicht fassen, seinen Vater so zu betrüben und zu enttäuschen. Aber er kehrte in Stunden besonderen Kleinmuts zu diesem Gedanken zurück, immer dann, wann die Einengungen seiner Geburt ihm Opfer abforderten, die er mit Zähneknirschen nur brachte. Die höfischen Repräsentationen langweilten ihn. Der militärische Dienst war ihm zuwider. Er hätte gern als freier Landwirt gelebt oder auf einem schönen Herrensitz in südlicher Natur an der Seite eines geliebten Wesens, mit Künstlern sich umgebend, ein mediceisches Herrenleben in Frieden und Schönheit verbracht, bei eigener dichterischer Betätigung das Dasein verträumt und die politische Entwicklung die Wege gehen lassen, die ihr gefielen. Nichts von alledem war ihm vergönnt. Er sah sich als Sklave von Dingen und Menschen an jedem neuen Morgen dazu verurteilt, eine Reihe von Geschäften zu erledigen, zu denen er sich zwingen mußte, und empfand hierbei nicht einmal die Genugtuung der Pflichterfüllung.

Der drängende und empörte Widerspruch gegen sein Los wurde am leidenschaftlichsten beim ersten Zusammentreffen mit seiner ihm zubestimmten Gemahlin, die er auf dem Landsitze eines befreundeten Hofes in aller Stille in der Umgebung ihrer nächsten Verwandten kennen lernen sollte, zu gleicher Zeit wie seine Schwester ihren Großfürsten. Die anordnenden Hofbehörden waren der Meinung gewesen, daß zu diesem „Kennenlernen" ein Familiendiner mit anschließender Gartenpartie und Teestunde und am nächsten Morgen ein Abschiedslunch vollkommen ausreichend seien. Die kurzen, verlegenen, nicht zeugenlosen Gespräche zwischen den vier Ehekandidaten, die als solche sämtlich von erbarmungswürdiger Jugend waren, vollzogen sich in französischer Sprache, da die beiden Bräute in spe das Mutteridiom ihrer künftigen Gebieter noch erst zu lernen hatten. Kronprinz Wilhelm sah sich einem körperlich noch ziemlich unentwickelten jungen Mädchen gegenüber, nach dessen fader Blondheit er sonst nicht das Haupt gewendet hätte. Prinzessin Luise fand einen trotz seiner einundzwanzig Jahre bereits stark beleibten Phlegmatiker, dem die geistige Trägheit aus den Augen sah, und der, wie es den Anschein hatte, wie allen Geschehnissen so auch diesem, seiner drohenden Verheiratung, mit der denkbar größten Gleichmütigkeit entgegenschritt. Von seinem Vater ging die Kunde, daß er ein starker Alkoholiker sei, und die Gesetze der Vererbung machten sich bei ihm so nachdrücklich fühlbar, daß er aus ganz verschwommenen dunkelgrauen Augen in die Welt sah. Daß er selbst bereits stark trank, verriet von seiner Umgebung niemand, und der Gedanke daran wäre nicht aufgetaucht, wenn der angehende Bräutigam nicht trotz der Wachsamkeit seiner Leute bei jenem Familiendiner bereits ein wenig über das Maß gebechert hätte, was übrigens nur in etwas lauterem Lachen und darin sich kund gab, daß er nach Aufhebung der Tafel stracks auf seine königliche Braut zusteuerte, deren Ehrenfräulein beiseite drängte und von der ihm versprochenen Königs-

tochter mit ausgebreiteten Armen die Lippen spitzend und fortwährend baiser!! baiser!! rufend den vorzeitigen mündlichen Tribut erheischte. . . Drei starke Männer mußten ihn beruhigen. Das Zusammentreffen schloß mit einem offenkundigen Mißklange. Der Kronprinz und seine Schwester waren von der Unmöglichkeit dieser Doppeleheschließung ganz und gar überzeugt. Aber schon auf der Heimreise machte ihnen der sie begleitende Oberhofmarschall des Königs klar, daß die Möglichkeit eines Rücktritts von dieser Verbindung kaum noch in Frage kommen könne, da hierdurch wichtige politische Pläne beroht und zum Scheitern gebracht werden müßten. Die Sache sei zu weit gediehen, als daß es noch möglich sei, sie ohne schwere Störungen der freundlichen Beziehungen der beiden Länder jetzt noch ungeschehen zu machen. Man bürde dem Könige eine neue schwere Sorge auf, wenn man mit der Erklärung heim käme, es würde nichts aus dem Plane, mit dessen Durchführung Seine Majestät bereits zu rechnen geruht hätten. Ratlos sahen die beiden königlichen Geschwister einander an. Sie fühlten sich tief gedemütigt. Sie empfanden die Schmach, aus ihrer Menschlichkeit vertrieben, zum Range von Sachen herabgesetzt zu sein, mit ihrer warmblütigen jungen Existenz nichts anderes zu bedeuten, als Rechnungsfaktoren, denen in den politischen Konjekturen der Minister und Diplomaten ihre eigenen Missionen zugedacht waren, und die auf dem Schachbrett der Kabinette die ihnen zugedachten Züge ausführen mußten, Marionetten der hohen Politik, Puppen, welche die Drahtzieher des Welttheaters nach ihren nüchternen Erwägungen tanzen ließen. . . . So sprang man mit dem Lebensglück von Königssprossen um. Jedes Bettlerkind, das frei sich verschenkte, schien ihnen ein stolzes Wesen im Vergleich mit ihrer Rechtlosigkeit, mit ihrem absoluten Mangel an Selbstbestimmungsvermögen. Kronprinz Wilhelm knirschte in sich hinein, denn die er heimlich liebte, die Komtesse Dornenburg, war in der Begleitung seiner Schwester und Zeugin dieser Schmach. Sie kannte zweifellos den Zweck der Reise und tauschte trostlose Blicke mit ihrer Herrin, die nicht minder ihre Freundin war. Von dem Prinzen hielt sie sich mit Ängstlichkeit fern, nachdem sie einmal tief erglühend bemerkt hatte, mit wie brennendem Sehnsuchtsausdruck seine Augen auf ihr hafteten. Das war im Salonwagen auf der Bahnfahrt, als die Prinzessin sie für einen Moment in den Abteil des Kronprinzen gerufen hatte. Seitdem hielt sie sich mit Scheu und Furchtsamkeit von ihm fern, so daß er sie kaum einmal flüchtig von weitem zu sehen bekam.

Der König, der seine Kinder mit Spannung zurückerwartet hatte, sah, obschon sie sich viele Mühe gaben, ihn nichts merken zu lassen, daß hier wiederum Opfer gebracht wurden. Er hatte sich in stillen Hoffnungen gewiegt, diese Verbindungen ließen sich vielleicht doch ohne allzu gewaltsamen Zwang ermöglichen. Er hatte seine Sorge damit zu beschwichtigen gesucht, daß er sich vorspiegelte, die beiden jungen Paare würden vielleicht einiges Gefallen

an einander finden, und diese Verbindungen ließen sich mit dem Ausblick auf durch Gewöhnung entstehende Neigungen schließen. In den resignierten Blicken seiner Kinder sah er, daß keine dieser Hoffnungen sich verwirklicht hatte. Das bekümmerte ihn sehr. Er richtete noch einmal an den Sohn wie an die Tochter die eindringliche Frage, ob sie sich denn durchaus außerstande fühlten, diese Ehe einzugehen, und erhielt beide Male die Antwort: diese Heiratspläne sollten so ausgeführt werden, wie der Zwang der Verhältnisse sie erfordere. Beide Königskinder wollten ihrer Pflicht genügen. Der König entsann sich, daß er selbst als junger Prinz seine erste Ehe nicht viel freudiger habe vollziehen können, und getröstete sich der Tatsache, daß diese Verbindung nachher dennoch eine glückliche geworden. Die gleiche frohe Fügung ersehnte er seinen Kindern, die er nun mit großer Liebe überschüttete, als gelte es, sie für erlittene Unbill zu entschädigen. Besonders seiner Tochter wendete er sich jetzt mit übervollem Herzen zu. Rückte doch der Zeitpunkt näher und näher, da er sie hergeben, sich von ihr fürs Leben trennen, sie fremden Verhältnissen in einem fernen Lande und allen Fährlichkeiten einer Vernunftehe ausliefern mußte. Denn die Verlobungen beider Kinder waren nun in der Residenz mit Pomp und vieler Festlichkeit unter lebhafter Teilnahme des ganzen Landes gefeiert worden, das wirklich in dieser engen dynastischen Doppelverbindung mit der nachbarlichen Großmacht einen sehr starken Zuwachs an Ansehen für das Vaterland begrüßte. Beide fremden Großfürstenkinder, Bräutigam wie Braut, hatten hierzulande in der Verklärung des patriotischen Festtrubels recht guten Eindruck gemacht. Ihre idealisierten Photographien, sowie die Anwesenheit ihrer großfürstlichen Eltern und der Eindruck des etwas barbarischen Pomps, den deren unerhörter Reichtum entfaltete, trugen hierzu bei. Der großfürstliche Bräutigam hielt sich diesmal energisch vom Champagner zurück, und die fade Blondheit seines Schwesterchens, der künftigen Königin des Landes, rührte die Herzen mit der Schlichtheit ihrer Erscheinung. Alles war durchaus nach Wunsch gegangen, und der Zeitpunkt der Doppelhochzeit auf den Frühherbst festgesetzt worden. Jetzt in sonnigen Frühlingstagen war die Ruhe des gewohnten Lebens wieder eingezogen, nachdem die fremden Fürstlichkeiten mit ihrem bunten lärmenden Troß für die Sommerzeit auf ihre Besitzungen am Schwarzen Meere sich begeben hatten. Der König mußte sich gegen sein rheumatisches Leiden einer Bäderkur in einer südlichen Thermenstadt unterziehen, und der Kronprinz verbrachte einen reichlichen Teil seiner Muße in Gesellschaft der Schwester, von der er ja nun doch auch in naher Zeit für immer sich trennen sollte. Die Geschwister schlossen sich enger denn je vorher an einander. An einem strahlenden Maimorgen hatte die Prinzessin sich telephonisch im Jagdschloß Sophienruh bei ihrem Bruder zum Frühstück angesagt, das um 12 Uhr mittags auf der Waldterrasse des Schlößchens eingenommen werden sollte. Zehn Minuten vor zwölf telephonierte der

Kammerdiener Ihrer Königlichen Hoheit, daß Höchstdieselbe eine Automobilpanne auf halbem Wege in der Nähe der Bahnstation erlitten und mit einem Vorortszuge in die Residenz zurückgekehrt sei. Seine Königliche Hoheit dürfe die Prinzessin heute nicht mehr erwarten. Etwas enttäuscht lud der Kronprinz seinen neu ernannten Hofmarschall, Baron Steinen, zum Frühstück anstatt der ausgebliebenen Schwester, und als die Herren gerade den Kaffee nahmen, fuhr ein Wagen die Schloßrampe herauf. Die Herren auf der Terrasse hörten das Gefährt kommen und ergingen sich in Vermutungen darüber, welcher Besuch wohl nahe, als der Lakai die Hofdame Ihrer Königlichen Hoheit, Gräfin Dornenburg, meldete. Der Kronprinz wurde zuerst so weiß wie das Tuch des Frühstücktisches, dann, im nächsten Moment erglühte er flammend. Die feine Mokkatasse in seiner Hand sank klirrend zurück. Baron Steinen im grauen Gehrock warf einen raschen Blick auf den Prinzen, winkte dem Kammerdiener, zu gehen, und begab sich, ein Lächeln um den bartlosen gekniffenen Mund, ins Haus. Wenige Augenblicke später führte er die Komtesse auf die Terrasse. Das Fräulein war im hellen Bastkleide und großen weißen blumengeschmückten Strohhut. Sie verneigte sich in sichtlicher Verwirrung. Der Kronprinz, in grauem englischen Jackettanzug, erhob sich und ging dem Besuch entgegen.

„Verzeihung" — stammelte die Komtesse, „Ihre Königliche Hoheit hatten — hatten mir aufgetragen, sie hier — — hier abzuholen."

Der Kronprinz trat mit zuckendem Munde näher, tat einen Blick in dieses holdselige, blonde Gesicht und streckte dann der Hofdame beide Hände entgegen. Ihre Arme hingen wie leblos an ihr herab.

„Gisela" — flüsterte der Prinz, „Gisela" — wiederholte er — es klang wie eines Kindes Bitte, und wie widerstandslos beschworen, hoben sich die beiden Mädchenarme, und im nächsten Moment hielt der Prinz zwei Hände in den seinen, die sich im gleichen Nu ihm wieder entziehen wollten.

„Verzeihung — Verzeihung — Königliche Hoheit — — ich — ich sollte — mir — — — mir ward befohlen . . ."

„ . . Meine Schwester hier abzuholen. Ich weiß — ich weiß — — dieses Auto — Gisela, in dem meine Schwester kommen sollte — — das hat — das hat Gott — Gott zerbrochen . . ."

Der Prinz stieß es zwischen den Zähnen heraus. Es kam ein Ton aus seinem Munde, der wie ein Aufschluchzen klang. Erschreckt wich Gisela zurück, doch im nächsten Moment fühlte sie ihre Hand ergriffen. Der Prinz zerrte sie fast gewaltsam von der Terrasse fort. Einer Ohnmacht nahe fühlte sich Gisela über die Schwelle eines Zimmers gezogen, dessen herabgelassene Rolläden den Raum in Dämmer hüllten. . . Von einer Schwäche befallen, mit jagenden Pulsen sank Gisela in einen Sessel. Ihre Rechte hing matt herab. Der Prinz riß ihr den Handschuh ab, sank neben ihr auf die Kniee

und bedeckte diese kühlen spitzen Finger, diese schmale, lange, feine Hand mit Küssen.

„Gisela, Gisela" — stammelte er, „ja, das hat Gott getan! Das hat Gott getan!" Seine Stimme versagte. Er sprang auf, schlang seinen Arm um die zarte Gestalt und riß das zitternde Mädchen an sein Herz. Willenlos lag sie in seinen Armen. Seine Lippen suchten diesen schwellenden, üppigen Mund, nach dem er sich totgesehnt in endloser Zeit, und sogen sich daran fest in namenloser Raserei. Er preßte die geliebte Gestalt mit solcher Leidenschaft an sich, daß er zu spät erst bemerkte, wie das liebe Haupt bleich und mit geschlossenen Augen kraftlos zurücksank und der letzte Blutstropfen aus diesen eben noch glühenden Wangen wich. . . Wie leblos lag sie ihm im Arm. Ein namenloser Schrecken packte ihn. Er trug die Regungslose zum Diwan, legte sie dort nieder, stützte ihr blasses Haupt mit Kissen, nahm ihr Köpfchen in beide Hände und flüsterte nur immer den geliebten Namen. Sie regte sich nicht. Ein Grauen stieg in ihm auf. Sein Herz pochte zum Zerspringen. Er erhob sich rasch, wollte um Hilfe rufen, — — da öffnete sie die Augen, die voll Tränen standen, sah verstört und ratlos suchend umher, mit schmerzlich verzogenen Mundwinkeln, wie zum Weinen. Da streifte ihr suchender Blick ihn, der angstvoll über sie gebeugt stand, und ein Aufleuchten kam in diese meerklaren Augen. Ein strahlendes Licht, das nun über das ganze schöne Gesicht sich ergoß, das von Glücksgefühl sich erleuchtete. Einen Augenblick noch blieben diese vier jungen heißen Augen in einander versenkt, dann plötzlich hob Gisela die Arme, schlang sie um des Prinzen Hals, zog sein Haupt zu sich herab und reichte ihm zum ersten Male den Mund.

„Mein — mein" — hauchte sie, wiederum vor überwältigendem Glücksrausch halb bewußtlos . . . Sie tauschten einen endlosen Kuß, und nun strich ihre Hand wie tastend über seine Augen, seine Stirn, sein Haar.

„Es ist so dunkel hier!" flüsterte er.

„Bist du es denn? Bist du es denn wirklich?" hauchte sie.

Sein Mund verschloß den ihren. Dann riß der Prinz sich aus der Umarmung, sprang auf die Füße und rief: „Licht! Licht!! Ich sehe dich nicht! Ich muß dich sehen!! Ob du es bist! Du — du — wirklich! Ob ich das alles nicht nur träume!"

Er stürzte an eins der Fenster, riß den Rolladen empor. Blendendes Sonnenlicht flutete herein. Ein farbenschillerndes großes Pfauenauge flatterte ins Zimmer, taumelte zum Diwan, umschwirrte Giselas Goldhaupt und setzte sich für eines Augenblickes Frist auf ihre Hand. Sie lächelte weh und sagte: „Schau — ein Pfauenauge. — — Das bedeutet — — Tod." —

Mit einem Satz war er bei ihr. Der Schmetterling flog auf, zog einen Kreis und entflatterte durch das Fenster.

Der Prinz ergriff ihre Hände. „Ist das das erste Wort, das du zu mir sprichst? Strahlt dazu die Sonne so golden?! Der ganze Mai flammt da draußen im gelben Glanz und du — du sprichst vom Tode?!"

Sie richtete sich auf, sah im Zimmer umher, betrachtete die schweren dunklen altväterlichen Eichenmöbel, die breitlehnigen Sessel mit ihren purpurnen Sammetbezügen, die schwere Standuhr in der Ecke mit dem großen blitzenden bedächtig tickenden Pendel, den ungefügen Schreibtisch an der Wand gegenüber, die riesigen Porträts alter Fürsten und hoher Frauen in breiten schweren goldenen Rahmen an den purpursammetbespannten Wänden, die schwarz getäfelte schwere düstere Decke, von der eine vielarmige dunkelbronzene Lichterkrone herabhing. Dann suchten ihre Augen ihn, nach dem sie sogleich die Arme wieder breitete, um seinen braunen Kopf an ihrer Brust zu fühlen.

Sie murmelte etwas, was er nicht verstand.

„Was sagtest du?" fragte er. Sie errötete heiß.

„Was sagtest du soeben?" fragte er. „Sag es noch einmal. Alles — alles — was du in dieser einzigen Stunde sagst, denkst, fühlst — alles ist mein — mein — mein — mein!!"

„Dein — ja dein —" flüsterte sie und suchte seinen Mund.

„Was sagtest du also?" fragte er fieberig.

Tränen schossen aus ihren Augen. Es zuckte schmerzlich um ihren weichen, süßen, frischen, geschwellten, purpurnen, an Kirschen gemahnenden Mund.

„Was sagtest du?" fragte er wieder. Er legte sein Ohr an ihre heißen Lippen und trank das scheu gewisperte Wort, das sie nun hauchte: „Ich sagte: Beten hilft."

Ganz ratlos sah er sie an.

„Verstehst du mich nicht?" schluchzte sie.

Er schüttelte ergriffen den Kopf.

„Beten hilft — sagte ich. Ich habe um diese Stunde gebetet — du — Jahre hindurch — lange, sehnend, endlose Jahre — jeden Abend — und jeden Morgen habe ich gebetet —"

„Um was, Gisela? — —"

„Um diesen Tag. Um diese Stunde. Einmal, ein armes einziges Mal bei dir — einmal — ein einziges Mal — deinen Kopf — so — so an mein Herz zu drücken — darum — darum hab' ich gebetet — Willy — —"

Es durchschauerte ihn. Ein Feuerstrom ging durch sein Blut, das in mächtigen Rhythmen durch seine Adern rauschte und sein Herz weitete, daß ihm die Brust zu eng wurde.

„Noch einmal — noch einmal — rufe mich! Sag meinen Namen wieder —" bettelte er.

„Willy — Willy — — —"

Seine Augen wurden starr. Sie hefteten sich auf diesen Liebesmund, um den alle Genien der zärtlichsten Leidenschaft zu spielen schienen. Es war ein Mund, zum Küssen geformt, ein Mund, geschaffen, um Feuerströme von Zärtlichkeit aufzunehmen und auszustrahlen. Seine Augen folgten der betörend süßen Schwingung dieses Lippenpaares, der Gedanke ging durch seine Seele, daß dieser Mund in alle Zukunft das Ziel seiner dürstenden Sehnsucht bleiben würde. Da schlang er plötzlich die Arme um sie und preßte sie mit solcher Gewalt an sich, daß sie aufschrie. Er hob die leichte Last vom Diwan auf. Er stellte das blonde Kind gerade vor sich hin, mitten hinein in den prallen schimmernden festlichen Maisonnenschein und blickte sie mit trunkenen Augen an — das holde, selige Frühlingswunder, das da vor ihm stand mit zerzaustem Goldhaar, das im Sonnenglaste brannte und leuchtete, als strahle es Licht aus. Der große Blumenhut lag zerdrückt am Boden, und nach einem weiteren Augenblick hingerissen seligen Anschauens flogen sie einander wieder in die Arme und lachten und weinten und kosten und küßten und lebten ihren ersten holden himmlischen Maienrausch wie zwei frühlingstrunkene Schmetterlinge — trunken von Licht, von Sonne, vom Lenz, von Liebe — von fiebernder Zärtlichkeit und glühendem blühendem Glück . . .

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau

Sozialpolitische Rundschau.

Von Senatspräsidenten Dr Flügge.

Ende September hat die Reichsregierung die Maßnahmen bekannt gegeben, die sie zur Bekämpfung der Fleischteuerung eintreten lassen will, aber es ist wenig wahrscheinlich, daß die Fleischteuerung nun in der öffentlichen Diskussion zurücktreten werde. Denn zunächst wird eine gewisse Zeit hingehen, bis diejenigen Städte, denen nach dem Willen der Regierung die Einfuhr von frischem Rind- und Schweinefleisch aus dem Auslande unter bestimmten Bedingungen erleichtert werden soll, diese Bedingungen erfüllt haben, und darnach, wenn sie sie erfüllt haben, wird sich die Einwirkung dieser Einfuhr auf die Durchschnittspreise des Kleinhandels nur allmählich fühlbar machen, und es wird noch mancher Seufzer über die hohen Fleischpreise in der nächsten Zeit von den Lippen deutscher Hausfrauen aufsteigen, denn, daß die Fleischpreise eine bedenkliche Höhe erreicht und der Auftrieb an Vieh auf unseren Märkten einen bedenklichen Rückgang aufzuweisen hat, ist eine Tatsache, in deren Anerkennung die Regierung mit der ungeheuren Mehrheit des Volkes einig ist. Dauert aber die Fleischteuerung an, so wird man auch weiterhin in der öffentlichen Meinung nach ihren Ursachen forschen und sich um Mittel zu ihrer Bekämpfung bemühen.

Daß diese Gelegenheit benutzt werden würde, zunächst einmal den „Agrariern" etwas am Zeuge zu flicken, war nach den Gepflogenheiten unserer vom Gegensatz materieller Interessen beherrschten, öffentlichen Diskussion durchaus zu erwarten. Aber ich sollte doch meinen, eine Landwirtschaft, die es verstanden hat, auf dem unverändert gebliebenen landwirtschaftlichen Areal ihre Fleischproduktion so zu steigern, daß sie unerachtet der Bevölkerungszunahme von 800 000 bis 1 000 000 Menschen in jedem Jahre den Fleischkonsum in den normalen Jahren bis 1910 zu etwa 90 bis 95 Prozent decken konnte, hätte mindestens Anspruch darauf, daß man ihre wirtschaftliche Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit rückhaltlos anerkennte, und man sollte ihr wirklich nicht vorwerfen, daß, nachdem ihr die Jahre 1909 und 1910 stellenweise wenig genügende Kartoffelernten gebracht haben, und nachdem sie im

Jahre 1911 außer der Maul- und Klauenseuche eine so schlechte Futterernte wie seit Jahrzehnten nicht gehabt hat, sie im Jahre 1912 nicht eine gleiche Menge Vieh an den Markt gebracht hat wie in den voraufgehenden Jahren. Auch lassen die bekannt gewordenen Preise, die der Handel den Landwirten gezahlt hat, keineswegs erkennen, daß gerade die Landwirte es seien, die den größten Vorteil von den hohen Fleischpreisen ziehen, und da schlachtreifes Vieh keine Ware ist, die man aufstapeln kann, so ist es wenig wahrscheinlich, daß die Landwirte die Gunst der Konjunktur sollten besonders ausnützen können.

Vom Landwirte geht das Vieh zuerst an den Viehhändler, von diesem — in den Großstädten wenigstens — an den Großschlächter und erst von diesem das Fleisch an den Fleischer, der den Verkauf an den Konsumenten vermittelt. Auf diesem Wege wird die Ware belastet mit Transportkosten, mit Schlachthofgebühren, mit Auslagen für Treiber, Futter, Streu, Versicherung, Fleischbeschau, Marktstandgeld, Gesellenlöhnen und Ladenmiete. Und schließlich wollen und müssen Viehhändler, Großschlächter und Fleischer an ihr verdienen. Ob sie in der Regel im Verhältnis zu ihren Auslagen zu viel verdienen, das wage ich nicht zu entscheiden, obwohl mir die Studie, die Martin Brutzer darüber in Band 139 der Schriften des Vereins für Sozialpolitik in bezug auf Berlin veröffentlicht hat, einiges zu denken gibt. Auch scheint das Fleischergewerbe stark übersetzt zu sein, denn in Preußen kam 1868 auf rund 540 Einwohner, im Deutschen Reiche 1907 auf rund 260 Einwohner je eine im Fleischergewerbe tätige Person. Aber auch wenn der Verdienst der Zwischenstellen sich in normalen Grenzen hält, so ist es klar, wie der gesamte Zwischenhandel die Kosten der Ware verteuern muß.

Ob der Preis dann schließlich noch dadurch in die Höhe getrieben wird, daß der Konsum die besseren Qualitäten übermäßig bevorzugt, wird sich kaum und jedenfalls nicht durch ganz Deutschland gleichmäßig feststellen lassen, daß aber im ganzen der Fleischkonsum erheblich gestiegen ist, wird überall aus Deutschland bestätigt, es unterliegt keinem Zweifel.

So erscheint denn das Steigen der Fleischpreise als das Ergebnis einer langsamen Entwicklung, bei der mancherlei Ursachen zusammenwirken, das ungünstige Jahr 1911 mit seiner Kombination von Seuche und Mißernte hat die Entwicklung freilich beschleunigt und zum Bewußtsein der Gesamtheit der Konsumenten gebracht.

Daß nun die Konsumenten etwas Wesentliches zur Bekämpfung der Fleischteuerung tun könnten, erscheint ausgeschlossen. Der einzelne Konsument ist ihr gegenüber machtlos, und die Gesamtheit der Konsumenten ist nicht organisiert und nicht organisierbar. Auch scheint mir der Ratschlag, der ihnen gegeben ist, sie möchten den Fleischkonsum freiwillig reduzieren, nicht ernsthaft zu nehmen zu sein. Möglich ist es, daß in gewissen Schichten der Bevölkerung Fleisch im schädlichen Übermaß verbraucht wird, von der großen Masse und von den ärmeren Klassen kann man das aber sicherlich nicht behaupten, und das von den Physiologen für die Ernährung für notwendig gehaltene Minimum an Fleisch wird man schwerlich als das Maß ansehen wollen, dessen freiwillige Innehaltung von der Bevölkerung verlangt werden soll. Gezwungen von der Teuerung, werden aber in diesem Winter große Mengen dazu kommen, dieses Maß zu beobachten, und oft wird es noch unterschritten werden.

Daß dagegen auf dem Wege, den das Fleisch vom Produzenten zum Konsumenten machen muß, eine Ver-

billigung eintreten könnte, ist wohl sicher: wenn es gelänge, diesen Weg abzukürzen, so würde das eine für beide Teile wohltätige Preisregulierung zur Folge haben. Eine solche Verkürzung des Weges setzt auf seiten der Landwirtschaft das Bestehen großer Viehverwertungsgenossenschaften voraus, die imstande sind, gleichmäßig gutes und der Menge nach genügendes Vieh und vielleicht sogar konsumfähiges Fleisch zu liefern. Andererseits aber werden, da die Gesamtheit der Konsumenten nicht organisierbar ist, die Kommunalverwaltungen für eine Regelung des Absatzes sorgen müssen. Unter dem gegenwärtigen Drucke haben sie das zu tun angefangen, aber es genügt nicht, in Zeiten der Not schnell zu improvisieren, sondern von langer Hand müssen die Vorbereitungen getroffen werden, wie es z. B. die Stadt Ulm unter der Führung ihres vortrefflichen Oberbürgermeisters v. Wagner getan hat. Mindestens sollten die Städte und da, wo die Industrie aufs Land gegangen ist, auch die Kreise sich die Mühe nicht verdrießen lassen, dauernd die Bezugsquellen für die Nahrungszufuhr zu studieren, sollten die Produktionskosten und Preise beobachten, die zur Abwendung einer Teuerung erforderlichen Maßnahmen im voraus erwägen und vorbereiten — mit anderen Worten Nahrungsmittelämter unterhalten, wie das im vorigen Jahre die Westdeutsche Arbeiterzeitung angeregt hat. Und daß an solche Aufgaben die Kommunalverwaltungen erinnert werden, darin wird der dauernde Nutzen der Maßregeln der Reichsregierung bestehn.

Schließlich aber, und ich glaube, das ist die Hauptsache, wird die Fähigkeit unserer Landwirtschaft zur Viehproduktion so sehr wie irgend möglich zu steigern sein. Dazu ist zunächst erforderlich, daß alle Schädlichkeiten von ihr fern gehalten werden, und daß dazu die Seuchengefahr an erster Stelle gehört, sollte das vorige Jahr alle gelehrt haben, die sich überhaupt lehren lassen wollen. Aber auch die Viehzölle gehören zu den für unsere Landwirtschaft nötigen Maßregeln: wenn sie auch, wie Dr Böhme, der Geschäftsführer des Bauernbundes, nachgewiesen hat, nur etwa ein Viertel bis ein Drittel der Erhöhung ausmachen, die die Viehpreise von 1893/97 auf 1907/11 erfahren haben, so halten sie doch eine stark preisschleudernde Konkurrenz des Auslandes fern. Von positiven Maßregeln kommt vor allen Dingen eine Vermehrung des mittleren und kleinen Bauernstandes und seine wirtschaftliche Kräftigung in Betracht. Denn dieser Bauernstand, und nicht etwa der Großgrundbesitz, ist es, auf dem die Produktion von Schlachtvieh vornehmlich ruht. Die Förderung des mittleren und kleinen Bauernstandes läuft aber letzten Endes auf nichts anderes als auf innere Kolonisation hinaus, und so mündet denn auch die Erörterung der Fleischteuerung in die Notwendigkeit der inneren Kolonisation, von der man mit Fug und Recht sagen kann: auf dem Gebiete der inneren Politik ist sie die Forderung des Tages.

Theologisch-kirchliche Rundschau.

Von Theodor Kappstein.

Die Bekenner unter sich.

Als der theologische Liberalismus vor einer Reihe von Jahren sich entschloß, die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung den Gemeinden und der Öffentlichkeit in allgemeinverständlicher Form zugänglich zu machen, da ging ein Erschrecken durch die Vertreter des starren Kirchenglaubens: sie mußten um ihre Herrschaft fürchten, wenn die Schäflein aufgeklärt würden . . Die ausgezeichneten Religionsgeschichtlichen Volksbücher, von D.

Friedrich Michael Schiele organisiert*), traten ins Leben und sind in ihrem Siegesgange für Wahrheit und Freiheit nicht aufzuhalten gewesen. Doch die Gegner, welche uns in ihrer rührenden Hilflosigkeit alles nachmachen, sahen ein, daß „etwas geschehen" müsse, um den bedrohten Traditionsglauben zu retten. Sie ließen unter der Leitung des Seebergschülers Friedrich Kropatscheck, eines unbedeutenden, tatendurstigen jungen Professors, genau in derselben Anlage „Biblische Zeit- und Streitfragen" in Jahresserien erscheinen. Sie mußten aber bald die unangenehme Entdeckung machen, daß ihre sogenannten „gläubigen" Mitarbeiter zum erheblichen Teil garnicht in der Lage waren, den Glauben der Väter unbeirrt zu vertreten, weil sie selbst von dem Gift des modernen Unglaubens so viel in sich eingeschluckt hatten, daß das Ergebnis wesentlich ein in der Wolle gefärbter „Unglaube" war; mit denselben Mitteln der historischen Wissenschaft arbeitend wie wir Freieren kamen die Verfasser dieser buntscheckigen Hefte zum Teil zu unseren freiheitlichen kritischen Resultaten! Einige orthodoxe Trostredner fehlen unter den Verfassern nicht, die die alte Fahne unentwegt zum Sturm vorantragen; doch die Garde dieser Streiter bietet einen widerspruchsvollen Anblick dar. In der biblischen Urgeschichte haben die Herren die vorhandenen Sagen zugeben müssen; Reinhold Seeberg bekennt sich in seinen Heften über das Abendmahl, über Offenbarung und Inspiration usw. zu handgreiflichen Ketzereien, der Wiener Theologe Karl Beth will nicht hinter dem Meister zurückstehen. Der Schild ist durchlöchert, die Rüstung eines Erlanger Mitarbeiters (Hermann Jordan über moderne Jesusbilder) besteht überhaupt nur noch aus Beulen.

*) Verlag von J. C. B. Mohr-Paul Siebeck, Tübingen: dort genaue Sonderprospekte!

In dem Unternehmen, das damals Adolf Stöcker mit brünstigen Phrasen unter seine schützenden Fittiche nahm, macht sich mehr und mehr eine unerträgliche Unwahrhaftigkeit breit, deren Quelle die Furcht ist, die eigne Herrschaft über die Gemüter einzubüßen. Altgläubige und neugläubige Theologen und Männer einer mittleren Stellung arbeiten hier zusammen, um die freiheitlichen Religionsgeschichtlichen Volksbücher, die sich streng und schlicht an die geschichtliche Wahrheit halten, zu überwinden — unter dem Vorgeben, die Bibel der Väter und den Glauben der Väter gegen den Angriff des „Unglaubens" zu verteidigen, holen sie sich aus unserer Rüstkammer die Waffen und verraten das Vertrauen, das ihnen ihre Auftraggeber schenken.

Vor mir liegt ein Heft von dem tüchtigen Leipziger Gymnasiallehrer Hans Preuß: Der Antichrist, das wegen des Namens des Verfassers und nach seiner ganzen Haltung ohne weiteres in der Sammlung der Religionsgeschichtlichen Volksbücher stehen könnte. Was ist das nun für eine Charakterlosigkeit der Veranstaltung, die Kritik an der Bibel und an den Dogmen durch eben dieselbe Kritik an Bibel und Dogma bekämpfen zu wollen! Dr Preuß empfiehlt für weiteres Studium seinen Lesern die Werke der freisinnigen Theologen Bousset, Gunkel und Deißmann: es sind dieselben Namen, welche Stöcker und seine Nachfolger in den Landeskirchlichen Sturmversammlungen des letzten Jahrzehnts als die Zerstörer der Kirchenlehre mit leidenschaftlichem Haß verfolgt und den Gläubigen als den schwarzen Mann an die Wand gemalt haben!! Bousset gab durch sein berühmtes Buch vom „Wesen der Religion" den Anstoß zu den Religionsgeschichtlichen Volksbüchern;

nun finden wir ihn in der „apologetischen" Gegenserie als Kronzeugen, wie den ihm nahestehenden Gunkel, der durch kirchenpolitische Machenschaften den ihm gebührenden alttestamentlichen Lehrstuhl an der Berliner Universität nicht erhielt, weil er „religionsgeschichtlich" denkt — einen Mann, den Preußen sich trotz seiner wissenschaftlichen Genialität entgehen ließ und an Gießen verloren gab! Solche trostlose Apologetik muß den Unwillen herausfordern.

Preuß findet in dem Schöpfungsbericht (1. Mose 1) den babylonischen Schöpfungsmythus zugrunde gelegt — auf welchen ihrerzeit Gunkel und Friedrich Delitzsch so nachdrücklich hinwiesen; also nach den erbitterten Kämpfen um „Babel und Bibel", in denen man den Kaiser und die Kaiserin mobil machte, wird der „grundstürzende" Irrtum, der die „Offenbarung" der Bibel hinfällig macht, nach wenigen Jahren ohne Rumor in eine solche Verteidigungsschrift gegen die Religionsgeschichtler aufgenommen und der Gemeinde wie selbstverständlich vorgesetzt! Aber der Kampf gegen den bösen Liberalismus geht trotzdem weiter. Das nenne ich Sand in die Augen! In seiner Beurteilung der Offenbarung des Johannes leistet sich Lic. Preuß eben so erhebliche Offenherzigkeiten, die er bei Harnack, Bousset und Gunkel gelernt hat; da wurden nach ihm verschiedene selbständige Stücke von einem Redaktor sorglos zusammengefügt, sodaß wir die „Lötfuge" ohne Mühe bemerken; da führt Offenbarung Kapitel 12, die wunderliche Stelle vom Sonnenweibe mit ihrem vom Drachen verfolgten Wunderkinde, auf den „richtigen" Weg nach dem „Original" zurück: auf uralte Mythologie. Einverstanden! Die babylonische Schöpfungssage ist von einem Christen, christlichen Gedanken gemäß, umgemodelt worden, die Übergangsstation muß jüdisch gewesen sein. Einverstanden! Als christliche Marke wurde dem babylonisch-jüdischen Findling „aufgeprägt" der messianische Spruch aus dem 2. Psalm, der dem Kindlein „angeheftet" wird. Gut! Am Sternenhimmel geht nach der Jungfrau der Drache auf und rückt ihr immer nach — an diese astralmythologischen Gedanken hat nach Preuß der Verfasser angeknüpft als an ansprechende Bilder für das, was er darstellen wollte.

Es leuchtet ein, daß bei solcher erfreulich unbefangenen kritischen Wertung der biblischen Berichte ihr Offenbarungscharakter in die Brüche geht; wir behalten wertvolle Literaturdenkmäler zurück, die der liberalen Theologie gerade von diesen ihren Gegnern zum bittern Vorwurf gemacht werden. Hier ist von keiner Art „Inspiration" mehr die Rede; der Schriftsteller sitzt und denkt nach, er holt sich von überall her Bilder und Gedanken zusammen und baut sein Buch. Preuß weist nach, daß der „Antichrist" in der sogenannten Offenbarung des Johannes nicht weniger als fünferlei bedeutet: den Teufel selbst, der von Michael aus dem Himmel gestürzt wird; den alten Drachen als Verfolger der Messiasmutter mit ihrem Kinde; das römische Weltreich mit dem Kaiser und seinem Anspruch göttlicher Verehrung; das Priestertum des Kaiserkults im Bunde mit der Magie; endlich den wiedergekehrten Nero, der als Domitian die Christen endgültig zu vernichten sucht. Preuß gibt die altchristliche Erwartung des nahe bevorstehenden Weltendes als Irrtum preis und deutet an, man habe die üppigen Vorstellungen vom Antichrist dadurch gewonnen, daß man das Leben des Herrn einfach ins Gegenteil übersetzte. Auch die ungeschriebene Geheimlehre aus vorchristlicher Zeit, welche Bousset und, als bester Vorarbeiter für Artur Drews, wieder Herm. Gunkel behauptet haben, gibt Preuß zu.

Solche Übereinstimmung in der Arbeitsmethode wie in den Ergebnissen würde als Zeichen der Verständigung zwischen den theologischen und kirchlichen Gruppen nur zu begrüßen sein. Doch die Tatsache steht leider noch unerschüttert, daß der Liberalismus durch eben diese „Biblischen Zeit- und Streitfragen“ als Feind bekämpft, in seinem öffentlichen Ansehen geschädigt und als Eindringling in die „Gemeinde Gottes“ gebrandmarkt werden soll. Dabei gehen die Herren dieselben Wege der historischen Kritik, der Quellenscheidung und der zeitgeschichtlichen Deutung, wie wir Liberalen! So müssen freilich auch unsere Gegner Zeugnis ablegen durch die Modernisierung der Gedankenwelt ihrer Fachmänner, an der sie (notgedrungen) mitarbeiten, daß wir auf dem rechten Wege sind. Denn auch diese Bekenner sind allzumal Ketzer vor der gläubigen Gemeinde. Die Wahr- ist eine einheitliche, unteilbare Größe. Und die Wahrheit ist auf dem Marsche..

Militärische Rundschau.

Von Oberstl. a. D. le Juge.

Das deutsche Volksheer. Von Willibald Stavenhagen, Kgl. Hptm. a. D. (Berlin). 71. Abschnitt. Aus dem 1. Teil des „Handbuch der Politik“.*)

Der bekannte und seit langem auch außerhalb der rein militärischen Kreise im Inlande wie im Auslande geschätzte Verfasser zahlreicher Bücher und geistvoller Arbeiten speziell auf dem Gebiete der Befestigungslehre, des militärischen Verkehrswesens und der Militärgeographie behandelt in der vorgenannten Studie das „Instrument des Krieges“ für die Politik des Deutschen Reiches, das gesamte Wesen, die Organisation und den Wert unseres Volksheeres. Für kein anderes Land der Welt hat dasselbe eine gleich ausschlaggebende Bedeutung wie für das im Herzen des europäischen Kontinents gelegene, ohne wesentliche natürliche Grenzen von fast allen Seiten bedrohte Deutsche Reich, das durch sein Heer geschaffen wurde und für dessen Machtstellung wie kraftvolle weitere Politik nach innen und nach außen dieses Heer unerläßlich ist. Mit Recht hebt der Verfasser hervor, daß das Dasein des Reiches unauflöslich mit seiner Armee verknüpft sei. Das deutsche Volksheer, seiner Idee und Geschichte nach innig mit dem Staats- und Volksleben verflochten, dessen gesamte Kräfte es zu seiner Schaffung und Erhaltung beansprucht, ist in seiner Wehrverfassung auf der volkstümlichen Grundlage gleichen Rechtes und gleicher Pflicht aufgebaut und bildet zugleich die wichtigste Schule für das ganze deutsche Volk, da es dessen Jugend, wenigstens in seinem größten und besten Teil, zum schönsten Pflichtenideal des Menschen, zum Charakter, erzieht und dadurch indirekt zugleich alle Bürgertugenden in unserem Volke fördert.

Dieses etwa sind die Gesichtspunkte, nach denen der Verfasser das deutsche Heer sowohl in der Gesamtheit seines Wesens und seiner Organisation wie in seinen einzelnen Hauptteilen beleuchtet und auf Grund deren er eine genaue Darstellung und Würdigung derjenigen Faktoren gibt, auf denen unser zum Nationalheer umgewandeltes Volksaufgebot beruht und deren fortgesetzte Förderung und Pflege ohne Ausnahme für seine Erhaltung und höchste Kraftentfaltung auf allen Gebieten erforderlich ist. Freimütig läßt er dabei aber auch diejenigen Punkte nicht unerwähnt, in denen dieses vortreffliche Kriegsin-

*) „Handbuch der Politik“. Erster Band: Die Grundlagen der Politik. Zweiter Band: Die Aufgaben der Politik. Berlin-Leipzig 1912. Dr. Walther Rothschild.

strument, auf dem nicht zuletzt der Friede der Welt beruht, neben zahlreichen Lichtpunkten gewisse Schattenseiten und Unvollkommenheiten aufweist; hierzu gehören u. a. die Durchbrechung des Grundsatzes der allgemeinen Wehrpflicht aus finanziellen Rücksichten, unzureichende Fürsorge für die altgedienten Soldaten und ihre Hinterbliebenen, Überalterung des Offizierkorps, verbesserungsbedürftige theoretische Ausbildung des Offizierkorps, unzureichende Organisation hinsichtlich des Nachwuchses unseres Reserve-Offizierkorps u. a. m. In einem „Nachtrage" werden zum Schluß die Änderungen in unserem Heerwesen anläßlich des diesjährigen neuen Wehrgesetzes, das eine weitere, wenngleich noch immer nicht ausreichnde Vervollkommnung unserer Armeeorganisation geschaffen hat, aufgeführt, wobei sich der Verfasser aus Raummangel leider versagen mußte, auf eine nähere Beurteilung des Wertes der neuen Bestimmungen einzugehen. Schließlich möchten wir noch anerkennend die umfangreiche, besonders bemerkenswerte Literatur hervorheben, die der außerordentlich belesene Verfasser über das deutsche Volksheer im allgemeinen wie hinsichtlich der mit demselben verknüpften, speziell militärischen Gebiete zu geben weiß. Alles in allem eine tiefsinnige, wertvolle Gedankenarbeit, die, reich an wichtigstem statistischen Material, nicht nur für den Militär, sondern ebenso für den Politiker, den Nationalökonomen, den Sozialforscher wie für jeden denkenden Freund unseres deutschen Volkes von hohem Interesse sein muß.

Theater-Rundschau.

Von Otto Neumann-Hofer.

Die Entwicklung der Berliner Theater schreitet kräftig in der Richtung vorwärts, die sie vor sechs, sieben Jahren eingeschlagen hat: das Wort (und mit ihm der Sinn) verlieren immer mehr an Wert, die Aufmachung (und mit ihr das Schaugepränge) gewinnen immer mehr an Bedeutung. Man könnte es eine Metropolisierung des Theaters nennen, wenn man an unser Metropol-Theater denkt; eine Verengländerung, wenn man an das Volk denkt, das es im Austreiben des Geistigen aus dem Theater am weitesten gebracht hat; eine Reinhardisierung, wenn man an das wertvolle Strandgut denkt, das diese trübe Flut ans Ufer wirft. Zwei neue Direktionen führten sich mit dieser Spielzeit ein; symptomatisch ist es, wie sie es taten. Herr Rudolf Lothar (Komödienhaus, das ehemalige Neue Operettentheater), obwohl Schriftsteller, spannte die Erwartung des Publikums auf seine livrierten Pagen und Logenschließer, auf seinen weiblichen Toilettenbeirat und dessen Schneiderkünste; ein literarisches Programm verlautbaren zu lassen, hielt er, der journalistisch gewitzte Pulsfühler der Tagesstimmung, für überflüssig. Herr Adolf Lantz (Deutsches Schauspielhaus, die ehemalige „Komische Oper") vertraute dem simpeln Namen Goethe so wenig, daß er den „Egmont", mit dem er seine Herrschaft eröffnete, gewissermaßen als eine Kompagniearbeit Beethovens und des Dekorationsmalers Roller auffrisierte: hier wurden, um die derbere Sinnenfälligkeit zu erzielen, die dem Worte freilich nicht innewohnt, noblere Mittel angewandt; aber das erklärt sich aus der Schüchternheit des noch unerfahrenen Direktionsanfängers. Genau genommen, wurde hier ein Gipfel erreicht: ein Beethoven diente dem Zweck der Veräußerlichung!

Die Egmont-Aufführung des Herrn Lantz hat herben Tadel gefunden; in jeder Einzelheit war er berechtigt, im ganzen aber ungerecht: er übersah den naiven Idealismus, womit Herr Lantz die Folgerungen aus zeitläufigen Theaterverhältnissen zog. Musikalischen

und anderen Geräuschen die Rolle dramatischer Wirkungen zu übertragen, hatte Herr Lantz in der Schumannstraße gelernt; Goethes Lichtgestalten von Schauspielern spielen zu lassen, die aus Niflheim zu stammen schienen, war nichts weiter als eine im ganzen maßvolle Anwendung des Verkrümmungsprinzips seines Meisters Reinhardt, durch das er die antiquierten Figuren der sogenannten Klassiker auf die Höhe des Groß-Berliner Geschmacks von heute bringt: überlebensgroße Gestalten durch Darsteller von körperlicher oder geistiger Unzulänglichkeit (oder beides) auf pikante Puck- und Quasimodoformate zusammenzupressen. Und gar mit ausgestrecktem Finger auf den Theatermaler hinzuweisen als den Quell der neuen unerhörten Reize, ist vollends hohe Mode. Und hier gab's bei der Egmont-Aufführung einen zweiten Gipfel; der große Alfred Roller begnügte sich nicht damit, den Goetheschen Szenen das leuchtende Gewand zu geben, in dem sie sich in neuer Aufbügelung entwickeln könnten, er tat mehr; er nahm sie als nicht allzu beachtenswerte Motive hin und schuf Bilder nach freier Phantasie; wie sich dann die Goetheschen Szenen darin zurechtfänden, war ihre Sache; wenn es ihnen nicht gelang — und es gelang ihnen nicht — um so schlimmer für sie. Und es war schlimm genug: der Brüsseler Schützenplatz eine Zeltstudie mit fließenden Draperien; der Palast der Margarete von Parma eine Wand mit zwei Stühlen (Reliefbühne nennt man diese Verlegenheitsauskunft, seitdem man aus ihr ein Stilprinzip gemacht hat); der Marktplatz ein Gewinkel von Giebeln, Erkern, Kanten, zwischen denen die flamischen Bürgersleute und die spanischen Soldaten Versteckens spielen mußten; das Gefängnis eine funkelnagelneue Diele mit Lichtspielen der Morgensonne durch Lukenfenster. Kurz, das Ganze, in seiner naiven Ehrlichkeit, ein Sinnbild des heutigen Berliner Theaterbetriebes, der das Wort — des Dichters wie des Schauspielers — zum Vorwand entwertet und die Zutaten zum Wirkungszweck erhoben hat, ein Sinnbild der H e r r s c h a f t d e s N e b e n s ä c h l i c h e n; sympathisch immerhin im jünglingshaften Willen, mit besten, freilich unbemeisterten, Zutaten, gewissermaßen im echtesten Material zu arbeiten.

R e i n h a r d t versteht sich besser auf den Rahmen. In der Kunst, ihn der Szene anzupassen und sie mit ihm reizvoll zu umspannen, war und ist er noch immer ohnegleichen. Sein H e i n r i c h IV. (Shakespeare), mit dem er das Repertoire des D e u t s c h e n T h e a t e r s bereichert hat, gibt Bühnenbilder (wozu ich auch die Bewegung der Massen rechne), die, wenn sie es allein vermöchten, den ganzen Shakespeare herausstellen würden. Sie muten nicht ganz so voll und frisch aus der Dichtung ausgewirkt an, wie die der Märchen- und Schwankdichtungen (Sommernachtstraum, Was ihr wollt usw.), denn der Tragiker wie der Historiograph Shakespeare ist Reinhardt ebenso innerlich fremd, wie ihm der Komödiant und Phantast Shakespeare nahe steht. Aber im Heinrich IV. hat Reinhardt zum ersten Mal darauf verzichtet, den Kothurngang Shakespeares zu vergewaltigen, zu vertheatern, zu vertänzeln; so wirken die heroischen Szenen fast so lebendig wie die Kneipszenen in Eastcheap. Aber im Menschendarstellerischen herrscht die alte Anarchie; da spürt man selbst den Willen nicht zur Ausgleichung. Die Gestalten fallen aus nach dem Zufall der unberechenbaren Besetzungslaune. Neben einem naturalistisch erfaßten König Heinrich von starkem schauspielerischen Impuls (Wegener) steht ein Falstaff der alten Schule, brav und nach der Regel, steht ein Heißsporn, ausgeklügelt, das hemmungsloseste Temperament, das Shakespeare geschaffen, zwischen Hecken

von Nüancen geklemmt (Bassermann) und gar ein Prinz Heinz, dieser Shakespearische Nationalheld und Vollmensch, apollinisch und dionysisch zugleich, der ein hysterischer silbenzählender Schönling ist (Moissi). Es bleibt eben dabei: der Dichter ist Nebensache, seine Gestalten desgleichen, das Nebensächliche wird Hauptsache: die Aufmachung. Daher auch der Leitsatz der mit Recht heut führenden Bühne, des Deutschen Theaters, für die Auswahl moderner Werke: nicht ihr Wert gibt den Ausschlag, sondern ob sie Gelegenheit bieten zu einer Aufmachung, die den Meister oder einen seiner Regieschüler zur Inszenesetzung ihrer selbst reizen. Scheint diese Bedingung erfüllt, dann werden die reichen Mittel dieser Bühne verschwenderisch selbst an eine trostlos wirre Szenenfolge gewandt, wie die von Karl Sternheims „Don Juan“, dessen knabenhafter Genialitätstik selbst das sonst so lammfromme Publikum Reinhardts zu bösartiger Opposition reizte.

Auch die Strindbergfeiern, zu denen des Dichters Ableben einigen Bühnen Anlaß gab, ändern nichts an dem allgemeinen Bilde, in dem das Dichterwerk in den Hintergrund gedrängt ist. Es war ja doch wohl nicht der Menschenschöpfer Strindberg, der reizte, sondern das, was den Schöpfer und seine Geschöpfe überflutet mit einer mißfarbigen und mißduftigen Eiterwoge und ihr Menschenantlitz bis zur Unkenntlichkeit verzerrt, das Sekret seiner unheilbaren Gemütsschwären. „Krankheit ist wohl der letzte Grund des ganzen Schöpferdrangs gewesen.“ Seine „Königin Christine“, hinter der die Person des Dichters einigermaßen verschwindet (sie steht auf dem Repertoire des Hebbeltheaters), erregte, trotz der eindringlichen Leistung der Irene Triesch in der Titelrolle, kein Interesse. Aber ein paar gewaltige und gewaltsame Stücke, in denen er sein infernalisches oder devotionsgieriges Gift ausströmt, werden sich eine Weile halten. Das „Deutsche Schauspielhaus“ gab davon „Ostern“ und die alten „Gläubiger“, diese schauspielerisch nicht ganz sicher, jenes mit ein paar darstellerischen Meisterleistungen; das „Deutsche Theater“ aber griff fester zu, es brachte jenen furchtbaren Haßparoxysmus „Totentanz“, für den es in Wegener und der Eysoldt zwei durch die Wedekindschule der Bestialität gegangene unvergleichliche Darsteller besitzt.

Die Masse freilich läßt sich vom Strindbergschen Schwefeldampf nur eine kurze Weile die Nase kitzeln; das Parfüm, nach dem sie verlangt, soll sie reizen, aber nicht den Atem versetzen. Es nach ihrem Wohlgefallen zu mischen, verstanden früher die Franzosen am besten; heute scheint die Rolle auf die Ungarn übergegangen zu sein. Molnar mit seinem „Teufel“ und seinem „Leibgardisten“ lernten wir schon früher in seiner lüsternen Unbedenklichkeit kennen, ebenso Lengyel mit seiner erotischen Sensation „Taifun“; heuer hat sich ein dritter Ungar zu ihnen gesellt, Gabriel Drégely, der mit einer „satirischen Komödie“, „Der gutsitzende Frack“ der jungen Direktion des „Deutschen Schauspielhauses“ das unentbehrliche Kassenstück lieferte, und Lengyel leistete der zweiten neuen Direktion dieser Saison, der des „Komödienhauses“ denselben Dienst mit seiner erotisch-militärisch-historischen Komödie „Die Zarin“, worin er auf das weltgeschichtliche Motiv des Liebes- und Regentenlebens der zweiten Katharina lustig-leckere Phantasieen zum Ergötzen von Parterregründlingen spinnt, während Drégely uns listig-zwinkernden Auges, mit einem ganz, ganz leisen Unterton von Ingrimm nur, verrät, wie man es sich von den Zuständen in seinem Vaterlande versehen kann, daß ein gutsitzender Frack aus einem Schneidergesellen einen Millionär und

Minister macht. Keines dieser ungarischen Erzeugnisse hat nationalen Saft; der Boden, auf dem sie gewachsen sind, ist mit Ingredienzien französischer Herkunft gedüngt: mit dem Spaß und Witz des Palais Royal-Schwankes, mit der Sentimentalität des Melodrams, mit der brutalen Gerissenheit des Sensationsstückes; nicht französisch, sondern international geschmacklos ist die Mischung aller dieser Bestandteile. Diese südosteuropäische Neigung, Herodes zu überherodisieren, mindert die Achtung vor der außerordentlichen Gewandtheit, mit der die Jungungarn auf dem Klavier der Theatermache spielen; hätte z. B. Herr Drégely auf das brutale Ehebruchsmotiv verzichtet und seine Satire durchweg in der Region des heiteren Spottes gehalten, er würde sie vor der ruinösen Anfechtung geschützt haben, die jede Karikatur erfährt, die blutig ernst genommen sein will. Da war sein russischer Kollege **Birinski** klüger, der gleichfalls eine osteuropäische politische Satire brachte, den „**Narrentanz**", den das Lessing-Theater aufführte, einen Scherz, der, ohne eine tiefere Bedeutung vermissen zu lassen, doch ohne hohe literarische Prätensionen, es fertig brachte, durch ein hinreichendes Maß von witzigen, auf guter Beobachtung beruhenden Einfällen das russische Verschwörer- und Beamten-Milieu zu persiflieren.

Und die deutsche Produktion? Sie fließt betrübend dünn. Im **Komödienhaus** eröffnete Rudolf Lothar seine Direktion mit einer einaktigen Plauderei **Ludwig Fuldas**, die unter dem Titel „**Feuerversicherung**" in geistreichen Bemerkungen die Ehemänner verspottet, die sich allzu große Sorgen um die Tugend ihrer Frauen machen, und mit einem dreiaktigen Biedermeierschwank von **Max Dreyer** „**Der lächelnde Knabe**", der des Dichters Erfindungskraft nicht gerade im Aufstiege zeigt. Und das „**Kleine Theater**" brachte (in einer jener vortrefflichen Aufführungen, die in diesem kleinen Hause die Regel sind) eine oberbayrische Dorftragödie „**Magdalena**", in deren Mittelpunkt ein bäurischer Odoardo Galotti steht, nur daß diese ländliche Emilia sich gegen ihre Prinzen nicht sträubt. In diesem Volksstück ist alles Gegenständliche echt bis auf die Knochen, wie es nur bei Anzengruber sein kann; aber das eigentlich Anzengruberische, das über das Gegenständliche hinaus ins Reich des unzerstörbar Vollmenschlichen Weisende fehlt diesem Erzeugnis einer harten und lieblosen Beobachtung.

Das ist alles. Noch ist die Zeit nicht erfüllt, da der Dichter wieder sein Herrschaftszeichen auf der Berliner Bühne aufpflanzen kann. Wie immer, wird wohl auch diesmal wieder ein Vorstadium passiert werden müssen, das, worin die Schauspielkunst das Zepter dem Nebensächlichen entwindet. Die Grunwaldsche Künstlertheater-Sozietät ist vielleicht der erste am Horizont auftauchende Punkt, der diese Entwickelung ankündigt.

Literarische Rundschau.

Von Friedrich Stein, Berlin.

Zu Gerhard Hauptmanns 50. Geburtstage!

Gerhard Hauptmann, der erste, weil der größte unter Deutschlands lebenden Dichtern, ist der Letzte in der ansehnlichen Reihe der diesjährigen literarischen Fünfziger-Jubilare. Der Letzte — ein Zufall, der etwas Symbolisches hat für seines Wesens tiefinnere Bescheidenheit. Und keiner hat — im Heineschen Sinne! — so vieles, „worauf er bescheiden sein" dürfte! Wenn wir heut einen gesunden, gewollten Realismus der dramatischen Gestaltung haben, der mehr ist als

„bloße Reaktionserscheinung," so danken wir diesen weiterzeugenden Besitz nicht ausschließlich, aber vornehmlich dem Schaffen Hauptmanns und dem schaffenden Beispiel seiner Kunst. Und wir danken ihm weiter eine, in ihrem Vorhandensein lehrhafte Literatursprache, die er selbst erst sich geschaffen. Aus Anfängen von lohendem Überschwang hat seine Kraft des befreiten Willens, der unmaskierten Selbstkritik ihn hinauferzogen zu einer enthüllenden Psychologie der Gedankenprägung, die nichts gemein hat mit jener Mimikry der Literatur-Moderne, die immer nur eine ungeadelte Banalität armseligen Könnens war.

Was aber Hauptmann im Besonderen über dichterisches Verdienst hinaus bedeutsam und wirkungsicher macht, ist seine tiefe, ehrliche Wesens-Wahrhaftigkeit, der sittliche Ernst seiner aufrechten Arbeit. Mit dem, was er glaubt seiner Zeit sagen zu müssen, tritt er bescheiden hinter seine Aufgabe zurück. Er will niemals blenden und hinreißen — er will überzeugen, will aufklären. Er prätendiert nicht „Führer des Volkes" zu sein, aber die Denkenden will er zur Nachfolge wecken und zu jenem Ziele der ausgleichenden Gerechtigkeit sie leiten, deren wir auf allen Lebensgebieten bedürfen.

Eine Renaissance-Natur im besten Verstehen, hat seine künstlerische Entwickelung etwas gesetzmäßig Notwendiges der Erscheinungsfolge. Und hat niemals die jünglinghafte „Sehnsucht nach der Darstellung des Schönen" allein seine schaffende Seele bewegt, so ist nach dem langen Pfade zur Erkenntnis heut sein Schaffenstrieb nur noch auf die lebendige Ausgestaltung der Wirklichkeit gerichtet, in der er zu weltgetreu ist, um zelotischem Wahrheitfanatismus zu verfallen. Und empfängt seine Seele ihre Bilder mühelos als Ausgießung des heiligen Geistes der Begabung, so formt sein Geist heut in unermüdlich sorgender Arbeit, mit seines Wesens Blut und Mark, mit seinem Denken und Schauen, vielleicht mit dem Kampf seiner Tage, dem Frieden seiner Nächte an seines Werkes Werden. Diese glückliche Verschmelzung hat den Hauptmann gebildet, vor dessen Ingenium wir mit respektvoller Bewunderung stehen, dessen Lebenswerk den freudigen Dank seiner Nation finden muß.

Seiner Arbeit Gesamtheit überschauend zu prüfen, muß ich mir leider für heut versagen und auf nächste Zeit verschieben. Der Raum ist eng und — der tarpejische Fels droht in der Nähe: des Weihnachtmarktes uferlos heranströmende Bücherflut. Überdies bietet eine Jubiläumsausgabe seiner gesamten Werke[1]) und eine zugleich erscheinende sehr erweiterte Ausgabe der Monographie „G e r h a r d t H a u p t m a n n u n d s e i n e W e r k e" von P a u l S c h l e n t h e r[1]) demnächst erwünschte Gelegenheit zu eingehender kritischer Analyse beider. Auf letzteres sollen unsere Leser schon heut mit warmem Nachdruck hingewiesen sein. Die berufenste Sachwaltung, die vornehmste Feder verbinden sich hier mit überschauend abgeklärtem Urteil zum Werk, um ein Hauptmann-Porträt zu schaffen, von dem absolute Lebenstreue zu erhoffen ist.

* * *

Für heut möchte ich eine Reihe anderer „Gesamt-Ausgaben" beleuchten. Da ist vor allem der „Ibsen-Nachlaß". Was in diesem sorglich zusammengetragenen Nachlaß gefunden worden, sind nicht neue oder irgendwie unbekannte, in sich abgeschlossene „Werke". V i e l m e h r i s t e s d i e W e r k s t a t t s e i n e s d i c h t e r i s c h e n S c h a f f e n s, die sich i n s e i n e m N a c h l a ß e r s c h l i e ß t: die vorbereitenden Studien, die pflügende Gedankenarbeit, die nachfeilende Kunstübung! Der Boden, aus dem seine

Arbeit vormaleinst erwachsen! Eine einführende, oft überraschende Kunde von allem, was vor vielen Dezennien jedes einzelne Werk seiner Lebenszeit vorgebaut, begleitet, geprägt und gekrönt hat. Wir sehen, wie Stein zum Stein sich fügt, wie die Hallen sich weiten, die Säulen wachsen, das Dach sich wölbt. Und wir bewundern staunend die sicher umfassenden Kenntnisse, von denen jede Arbeit mit ruhiger Kraft getragen wird. Der erklärende Text, nicht nur höchst instruktiv — ist im besten Sinn kurzweilig vorgetragen. Wichtig scheint mir zu betonen, daß Einzelnes bisher deutsch noch garnicht vorhanden war. Es mag nicht leicht gewesen sein, das jetzt Verbundene zusammenzubringen! Als die Herausgeber der „Großen Ibsen-Ausgabe"[1]) Julius Elias und Halvdan Koht vor Jahren jenes Werk abgeschlossen, erkannten sie wohl, was ihnen zu tun damals noch übrig blieb. Sie haben, dort wie hier, ihre Aufgabe mit hohen Ehren gelöst. Und sie wußten Übersetzer, wie Ludwig Fulda, Christian Morgenstern, Roman Woerner u. A. zu löblichem Gedeihen an ihr neues Werk, diesen „Ibsen-Nachlaß" zu binden.

Ist bei diesem von Sammelfleiß rühmlich zu sprechen, so begegnen wir einer Verwaltertreue von besonderen Gaben in der von Richard Dehmel neu veranstalteten „Gesamtausgabe der Werke Liliencrons"[2]). Schon viele Jahre vor des unvergessenen Dichters allzufrühem Tode war eine vollumfassende Gesamtausgabe seiner Werke aufgelegt worden. Sein Nachlaß indessen ergab, daß viele eingreifende Umformungen einzelner seiner Arbeiten als die eigentliche dichterische Absicht Liliencrons zu gelten haben. Ferner fanden sich (wie bei Ibsen) viele Stücke unendlich oft umgearbeitet; zuweilen durch Jahrzehnte hin immer wieder umgefeilte Fassungen, deren endgültige Fixierung Liliencron der Entscheidung seines Sachwalters Richard Dehmel testamentarisch übertrug! Ein rührender Zug, so von Bescheidenheit, wie von schwer zu befriedigender Selbstkritik. Zugleich das interessanteste Kriterium für seinen künstlerischen Werdegang. Nach Liliencrons testamentarischen Absichten hat Dehmel das ganze Lebenswerk des Dichters gesichtet, hat Wertgeringes herzhaft ausgesondert, das Werthohe gesiebt, die endgültige Stoffanordnung handlicher und übersichtlicher gemacht und hat endlich eine wunderbar geschmackvolle, noble und höchst würdige Ausstattung zu erreichen gewußt. Diese Nachlaß-Ausgabe also repräsentiert einen echteren Liliencron, als den wir zu seinen Lebzeiten in seinen eigenen Ausgaben gekannt! Die Gesamtheit umfaßt 8 voluminöse Bände in prächtigem Druck: 2 Bände hinterlassene Schriften: „Novellen" und „Miszellen", 2 Bände Gedichte, 2 Bände Romane, 1 Band Dramen und in einem Bande „Poggfred". Jenes größte und eigenartigste moderne deutsche Epos, dessen Schönheit, Kraft, Größe und Kunstwert dem Dichter Dauergedächtnis sicherte, auch wenn er nichts weiter geschrieben hätte. Im übrigen ist dieser Band, wie jeder andere der Ausgabe, einzeln käuflich. Es ist aufs innigste zu wünschen, daß dieser urdeutsche Dichter immer mehr dem deutschen Volke nahe gebracht und seinem Verstehen erschlossen werde.

Dazu helfe, in analytischer Exegese, ein außerordentlich interessantes Poetenbild „Liliencron", das der allzu früh verblichene Otto Julius Bierbaum in einer Anzahl eigener Essays zusammengefügt, die das Auftreten und das Schaffen Lili-

encrons bis an sein Ende treuberedt und illustrativ begleiten.[6]) Geschrieben so klug, überlegen denkend, eindringlich und sinnköstlich, wie dieser hervorstechende Denker und Stilist es verstand und gewissenhaft übte, wird dieses „Lebensbild in Bildern" Freunde und Enthusiasten finden, solange literarisch Erlesenes von Alltagsware sich scheidet. Bei Gelegenheit sei auf eine „Gesamtausgabe" Bierbaums hingewiesen[8],) die vor kurzem begonnen hat zu erscheinen. Daraus möchte ich seine Hauptwerke hervorheben: den satirischen Roman „Prinz Kuckuck" (den Bierbaum selbst für seine beste Arbeit gehalten), dessen unvergänglicher Humor Leben, Abenteuer und Höllenfahrt eines Taugenichtses begleitet; seine „Yankeedoodlefahrt" und andere Reisegeschichten; seine „Empfindsame Reise im Automobil" — schon der Titel eine Humoreske: die Gegenüberstellung des altfränkischen „empfindsam" und des unselig modernen Automobil! Auch für Bierbaum muß ich eine Sonderwürdigung mir vorbehalten, bis die Ausgabe vollendet vorliegt. Nur: daß die Bände ebenfalls einzeln käuflich und als Geschenke höchst erfreulich sind, sei noch gesagt.

Der besten Aufnahme darf eine andere Gesamtausgabe sicher sein: Theodor Fontanes „Berliner Romane". Von seinem ersten Auftreten an hat Fontane, der Klassiker der märkischen Schilderung, mehr in die Tiefe des Bewußtseins und der Kunstfreude Einzelner, als auf den gräuschvollen Beifall weiter Kreise gewirkt. Aber dieses In-die-Tiefe-dringen hat ihm einen fruchtbaren Boden langsam vorbereitet. Und heut, wo man Fontane längst schon auch in weiten Kreisen kennt, kommt jene Profundität seiner allmählich immer williger sich ausbreitenden Popularität machtvoll zustatten. Insbesondere da, wo der Fontanesche Volkston in den Herzen der Berliner sein intimstes Echo weckt: in dem „Berliner Roman"! Umso dankbarer ist seine „Volksausgabe" zu begrüßen[3]). In 3 Bänden — von denen jeder einzelne in sich abgeschlossen und somit zur Festgabe geeignet ist — umfaßt sie die 7 Romane: „Stine", „Irrungen-Wirrungen", „Mathilde Möhring", „L'Adultera", „Cécile", „Frau Jenny Treibel", „Die Poggenpuhls". Die dichterischen und literarischen Vorzüge Fontanes, die tiefe Lebenswahrheit seiner Menschen, die warme Ergriffenheit seiner Schilderungen, sein feiner Humor und die überlegene Klugheit seiner Reflexion, seine selbstgetreue Unabhängigkeit, die unaufdringliche Ironie seiner Kritik, seine entzückende Erzählerkunst, in der fühlbar eine warmdurchsonnte Herzlichkeit pulsiert — das alles heut noch rühmend hervorzuheben, hätte nur dort Berechtigung, wo zufällig Jemand Fontane nicht kennt.

Freilich, dem Undank unserer heutigen, jeden Ruhm rasch negierenden Zeit gegenüber, ist jedes „Erinnern" erlaubt. Und es mag wehmütig stimmen, daß auch die Besten das erfahren müssen! Berthold Auerbach, seiner Lebtage „Liebling des Volkes" — wie hat der Kreis derer sich verengt, die seiner mit Treue gedenken, seine Dichtungen lieben! Darum ist es gut, daß man sein Gedächtnis erneut in einer „Gesamtausgabe seiner Werke". Eine wohlfeile Volksausgabe in 12 Bänden, davon 4 Bände allein auf die „Schwarzwälder Dorf-Geschichten" entfallen; „Auf der Höhe", dieser psychologisch und künstlerisch best durchgeführte Roman Auerbachs, erhält seine 2 Bände; und das biographische Charakterbild „Spinoza", diese kluge, feinsinnig ehrliche, gedanklich gesammelte Arbeit beschließt, als letzter Band vor den „Volks-

büchern" die verdienstvolle Ausgabe[4]).

Inzwischen sind auch die bei Gelegenheit des Schnitzler-Jubiläums avisierten „Gesammelten Werke von Arthur Schnitzler" in 7 Bänden erschienen[1]). In der ersten Abteilung: „Die erzählenden Schriften". Sie füllen 3 Bände, stattlich, elegant in jedem Sinne, und jedem sinnigen Leser uneingeschränkt zu empfehlen. Die sorglich gestaltende Kunst, die zurückhaltend belehrende Lebensweisheit, eine erkenntnisgenährte Seelenbeleuchtung ergeben die volle Summe und zugleich die junge Frische seiner Persönlichkeit. Schnitzler, den dramatischen Vollkünstler von starken Impulsen, lernen wir in dem zweiten Teil der Gesamtausgabe, den 4 Bänden Bühnenwerken, erschöpfend kennen. Den Einzelinhalt jeden Bandes anzuführen, möchte hier nicht erforderlich sein, da wir erst vor kurzem in unserem Schnitzler-Jubiläums-Artikel eingehend seiner Werke gedacht haben. In seiner Art nicht schlechter ist eine volkstümlich gehaltene Ausgabe der „Ausgewählten Werke" der Clara Viebig — 6 Bände mit 7 Romanen. Die Auswahl unter den zahlreichen Werken der fruchtbaren Dichterin war sicherlich nicht leicht. Es galt offenbar jene Romane zu wählen, die noch nicht durch überhasteten Leseverbrauch allzu populär geworden. Es will mir scheinen, als ob die Auswahl, in diesem Sinne sondernd, recht glücklich ausgefallen: „Rheinlandtöchter", „Kinder der Eifel", „Vom Müllerhannes", „Es lebe die Kunst", „Die Wacht am Rhein", „Das schlafende Heer", „Einer Mutter Sohn". Auch jene Werke mit den allzukrassen sozialen und sexuellen Problemen sind hier nicht aufgenommen — nicht zum Schaden des Ganzen, das dadurch für die Familie unbedenklicher geworden ist. In dem längst festgestellten künstlerischen Profil der Dichterin ist ein unerschrockener Mut, der unter allen Umständen „ausspricht, das was ist", der vor keiner Wirklichkeit und Wesenheit zurückbebt, wohl der bemerkenswerteste Zug. Und in dem gerundeten Bezirk ihrer wohlgepflegten Kunstübung, für immer das wesentlichste Merkmal. Clara Viebig ist nicht Literaturerscheinung geblieben. Sie ist in ihrer tatfrohen Kraft Kunstbegriff geworden und wird als solcher zu registrieren sein. An ihren Erfolgen gemessen ist Clara Viebig eine der eindruckvollsten Erscheinungen der deutschen Frauenliteratur — warm in allem Lebensgefühl, das von ihrem Wort ausgeht, wie von klarem, bergfreiem Quell.

1) Verlag von S. Fischer, Berlin.
2) Verlag von Schuster und Löffler, Berlin.
3) Verlag von F. Fontane & Co., Berlin-Dahlem.
4) Verlag von J. G. Cotta, Berlin.
5) Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin.
6) Verlag von Georg Müller, München.

Ethische Rundschau.

Von Albert Bach.

Die Lösung der Judenfrage.

Die Judenfrage ist nur zu lösen auf dem Wege zu einer hohen sozialen Kultur.

Die Leidensgeschichte der Juden ist eng verknüpft mit dem bestehenden ökonomischen System des Individualismus. Dieses System erzeugt wirtschaftliche Gegensätze: Reichtum und Armut, folglich auch, wenigstens bei der bisherigen Lebensführung, wirtschaftliche Unzufriedenheit. Zu ihrer Ableitung hat man sich seit alter Zeit recht häufig des Judenhasses bedient.

Der Unterricht über die Kreuzigung von Christus bildet die Grundlage zum Judenhaß. Von Generation zu Generation hört das kleine Kind im Eltern-

hause geringschätzende Worte über die Juden und später in der Schule von der Kreuzigung. Auf diese Weise wird der Judenhaß ununterbrochen angeregt. Seine Fortentwicklung im wirtschaftlichen Kampfe führt oft dazu, in den Juden die Geldbesitzer zu hassen. Der Judenhaß hat indes abgenommen, insbesondere beim Proletariat, obgleich die wirtschaftlichen Gegensätze eine Verschärfung erfuhren durch den Einfluß der wissenschaftlichen Technik. Die geistigen Wirkungen des heutigen Weltverkehrs lassen nur noch einen kleinen Raum übrig für den politischen Kampf mit konfessioneller Färbung. Der Haß der Proletarier richtet sich heute viel mehr gegen das Kapital überhaupt, als speziell gegen das jüdische.

Ein solcher Haß aber bildet für den sozialen Fortgang eine Gefahr, umsomehr als die materielle Genußsucht dazu beiträgt, den Haß beständig zu entwickeln. Die Genußsucht der Reichen beweist, daß die Steigerung des materiellen Genusses zumeist noch begehrlicher macht. Diesem Triebe sind natürlich auch die Proletarier unterworfen. Die Ablehnung oder Erfüllung ihrer materiellen Wünsche haben deshalb gleiche Wirkungen. Sie führen in ihren letzten Konsequenzen zu ernsten sozialen Störungen, wenn wir nicht rechtzeitig zu einer Kultur gelangen, die den seelischen Genuß höher bewertet als den materiellen.

Eine höhere Lebensführung jedoch ist nur möglich durch eine höhere Lebensbewertung. Dazu ist der Mensch veranlagt. Er besitzt im Gegensatz zum Tiere die Fähigkeit, das Großartige seines Organismus kennen zu lernen, und kann daher zu einer höheren Bewertung der Gesundheit und des Lebens geleitet werden. Es dürfte sich empfehlen, diesen Gegenstand in den Schulen eingehender zu behandeln als gegenwärtig und zwar unter Berücksichtigung folgender Leitsätze:

1. Die Ausübung des Guten macht froh, nützt der Gesundheit, verlängert die Lebensdauer und bedeutet „Lebensdienst".

2. Der Lebensdienst umfaßt alles, was der Gesundheit nützt, und besteht somit vorwiegend in Arbeit, Mäßigkeit und Menschenfreundlichkeit.

3. Die Ausübung des Bösen verstimmt, schadet der Gesundheit, kürzt die Lebensdauer und bedeutet „Todesdienst".

4. Der Todesdienst umfaßt alles, was der Gesundheit schadet, und besteht somit vorwiegend in Trägheit, Unmäßigkeit, Haß, Neid und Verbrechen.

Diese Belehrung wird die Lebensbewertung steigern. Und weil es im Wesen des Menschen liegt, Werte festzuhalten, so wird er das Leben zu erhalten suchen: den Lebensdienst ausüben und mithin den seelischen Genuß höher bewerten als den materiellen.

Wird aber der seelische Genuß höher bewertet als der materielle, so ist damit eine Entwicklung eingeleitet, die ohne jede soziale Störung, im Laufe der Zeit, zu der denkbar höchsten Kulturstufe führt.

Diese Entwicklung wird wesentlich gefördert, wenn die Belehrung über die Vererbung menschlicher Eigenschaften gründlicher behandelt wird als seither. Das Böse vererbt sich wie das Gute. Haben darüber die Eltern schon in der Schule Klarheit erlangt, so werden sie durch die mächtige Liebe zum Kinde der Ausübung des Guten geneigter sein.

Der Lebensdienst befindet sich übrigens in voller Übereinstimmung mit dem Volksinstinkt, der sich in dem Neujahrsgruß äußert: „Ein glückseliges neues Jahr, Gesundheit und langes Leben." Ebenso steht der Lebensdienst in inniger geistiger Verbindung mit dem neuen und alten Testament:

Römer K. 12, V. 21: „Laß dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem."

Exodus K. 20, V. 12: „Ehre Deinen Vater und Deine Mutter, damit Deine Tage lang werden."

Jesaia K. 58, V. 10: ,,Und spendet deine Seele dem Hungrigen und labst du gebeugtes Gemüt, so wird im Finstern leuchten dein Licht und dein Dunkel wird wie Mittagshelle."

Wenn der Lebensdienst ausgeübt wird, körperliche und geistige Gesundheit eine hohe soziale Bewertung findet, werden die Juden nicht zurückbleiben. Schon ihre Religion regt sie an, gesund zu leben.

Der Lebensdienst bringt die zahlreich vorhandenen Bestrebungen für körperliche und geistige Gesundheit in ein System und einigt die Menschen ohne Unterschied der Weltanschauung. Der Gläubige, der das Leben als ein Geschenk Gottes betrachtet, dient dem Leben aus Ehrfurcht vor Gott. Der Mensch mit einer natürlichen Weltanschauung dient dem Leben, um es froh und lange zu genießen. Selbst die 500 Millionen Chinesen und Japaner werden dem Lebensdienst geneigt sein; denn auch die Lehren des Konfuzius verleihen dem Leben einen hohen Wert.

Die Konsequenzen des Lebensdienstes werden die Menschen nur noch in zwei Hauptgruppen teilen: Die Lebenspartei einerseits und die Todespartei anderseits. Welche von beiden siegt, kann keinem Zweifel unterliegen. Das Leben und das Gute interessiert die Menschen mehr als der Tod und das Böse. Der Lebensdienst wird allmählich den Todesdienst verdrängen, somit auch den Haß und damit eine natürliche Grundlage schaffen zur Verwirklichung der Nächstenliebe, die keine Judenfrage kennt.

Gesellschaftliche Rundschau.

Von Dr J. von Bülow.

Noblesse oblige.

Unter der jüngeren Generation des heutigen Adels macht sich eine ganz entschiedene Reaktion gegen dessen hergebrachte konservative Betätigung geltend. Diese ebenso glückliche wie gesunde Tendenz wird man auf allen Seiten nur unterstützen, denn, wenn sie einerseits liberal ist, dient sie andererseits dazu, einen Stand (wenn man von einem solchen heute beim Adel noch reden kann), dessen Erhaltung der konservativen Partei ungemein am Herzen liegt, auf eine Höhe zu bringen, welche er heute entschieden nicht einnimmt. Wenn er sie scheinbar noch inne hat, so gründet sich dies mehr auf ein ersessenes, wie auf ein erworbenes Recht.

Das, was dem Adel auch heutzutage noch eine Berechtigung geben, was ihm auch von seiten ganz liberaldenkender Bürger nicht abgestritten werden kann, ist die Tatsache, daß der Adel ursprünglich der Träger aller Kultur gewesen ist.

Das hat sich erst seit knapp hundertfünfzig Jahren geändert.

Es mag deplaciert erscheinen, wenn ich hier auf allzu bekannte Tatsachen eingehe, aber es ist zu dem, was ich beweisen will, unbedingt notwendig.

Ursprünglich war Adel nur eine Eigenschaft, kein Titel. Der beste Kopf, der stärkste Arm bedingte die Zugehörigkeit zum Adel. Für Nachkommen bestand lediglich die Vermutung, daß sie ebenfalls besonders hervorstechende Eigenschaften zeigen würden. Die dank jener Qualitäten erworbenen Besitztümer gingen von Rechts wegen auf sie über. Damals war bald reich und adlig ein Begriff.

Der König war nur der stärkste und reichste Adlige. Eine Unterordnung unter den (Wahl) Fürsten beruhte lediglich auf praktischen Gründen, auf Verträgen, nicht auf Idealismus. Erst als der Fürst seine Stellung als solche zu befestigen verstand, änderten sich die Verhältnisse. Er sammelte die Besten des Volkes, um sie in seinem Interesse, das damals noch vollständig mit dem des Staates zusammenfiel, zu verwerten. Ganz in seine Dienste traten naturgemäß nur die nicht mit der Scholle verwachsenen Adligen, also in erster Linie die jüngeren Söhne (Junker). Sie bildeten den Hof- und Geistes- und Beamten-Adel. Sie hatten und haben ein vorwiegend materielles Interesse daran, daß die bestehenden Verhältnisse nicht geändert werden, seitdem die Tendenz dieser Änderung sich gegen die Monarchie zu wenden begann. Bis zu diesem Moment jedoch war der Fürst und mit ihm seine Junker durchaus fortschrittlich gesinnt, ein Herrscher hatte ein vorwiegendes Interesse daran, Ruhm und Ansehen zu ernten, und das konnte er nie besser tun, wie durch fortschrittliche Betätigung. Erst als die Throne zu wanken begannen, mußte das ganze Interesse des Fürsten sich auf ihre Erhaltung konzentrieren, und das führte natürlich zum Konservatismus. Ängstlich strebte man danach, das Alte zu bewahren, und nur die Diener waren einem Fürsten genehm, die ihn hierbei unterstützten. So erzog die Monarchie ganz unbewußt eine qualitätlich hochstehende Vasallenschar, bei der jedoch der Sinn für den Fortschritt weggezüchtet wurde. Bis dahin war aber stets eine hochstehende geistige Tätigkeit beim Adel vorhanden.

Es bedarf gar keiner Erwähnung, daß die humanistische Philosophie, die Rechtspflege des Mittelalters fast ausschließlich in den Händen des Adels gelegen hat. Eine so ausgesprochen revolutionäre Erscheinung wie die Reformation wäre nie durchgedrungen, wenn der Adel Luther nicht unterstützt hätte.

Erst seit dem Ende des 18. Jahrhunderts beginnt sich das zu ändern. Noch finden wir Adlige, welche den Anspruch auf die ersten Stellen im Geistesleben machen. Ich nenne nur Friedrich den Großen, Stein, Kleist, Hardenberg und schließlich Bismarck.

Aber schon beginnt innerhalb des Hof- und Beamten-Adels sich jener reaktionäre Zug geltend zu machen, der ihn heute charakterisiert. Für die Junker (im alten Sinne) war das Selbsterhaltungstrieb, sie überwogen damals bereits an Zahl die auf der Scholle sitzenden Geschlechtsgenossen, welche von den alten Raubrittern her Unabhängigkeitsgefühle selbst dem Fürsten gegenüber hatten bewahren können, aber dadurch, daß jene Junker, wenn irgend möglich, mit den im Fürstendienst erworbenen Gütern zur Scholle zurückkehrten, dadurch, daß sie in den Städten lebten, die feiner Gebildeten gegenüber den bäurischen Grundbesitzern erschienen, trat ganz allmählich eine Umkehr ein. Der ansässige Adel blickte zu jenen mit einer gewissen Hochachtung auf, außerdem sah er stets die Möglichkeit, seine jüngeren Söhne an den Hof zu schicken und selbst dorthin unterzuschlüpfen, falls eine Schicksalswendung eintreten möchte.

So kam es ganz von selbst, daß er alle junkerlichen Anschauungen, die bereits ganz reaktionär geworden waren, annahm und nun dank der ihm zur Natur gewordenen Beharrung heute noch festhält, wo jene bereits längst darüber hinaus sind oder hinaus sein möchten, falls sie es könnten und dürften. Denn daß jeder Adlige, der heute andere Ansichten vertritt wie die Hochkonservativen unserer heutigen Junker, Gefahr läuft, von diesen boykottiert zu werden, bedarf keiner Erwähnung.

Aus diesem Grunde besteht auch innerhalb der jungen Generation unseres Adels zwar die Überzeugung, daß der Fortschritt durchaus auf seine Fahne geschrieben werden kann, aber die Übersetzung in die Praxis wird ihm durch die Rücksicht auf seine gesellschaftliche und mit dieser meist verknüpfte materielle Existenz erschwert. Hinzu tritt oft die ehrliche, natürlich verkehrte Überzeugung, daß man liberale Ansichten zwar haben, aber im Interesse der Allgemeinheit nicht äußern darf. Die wenigen, die anders denken und tun, befinden sich in der schwierigen Lage, daß sie von ihren Standesgenossen verurteilt, von liberaler Seite aber mit hohem Mißtrauen empfangen werden.

Der Adlige, der heute nicht in einem der hergebrachten Berufe sich bewegt, muß von vornherein erst die Vermutung entkräften, daß er für andere Dinge nicht zu brauchen sei. Man hat vollständig vergessen, daß der Adel ursprünglich nichts weiter ist, als das beste Element innerhalb des Bürgertums, und daß schließlich alle die Bürger, welche qualitätlich hochstehend sind, den Anspruch auf die Bezeichnung „adlig" haben würden, wenn heute hierzu nicht eine Patentierung durch den Staat erforderlich wäre. Daß sich viele und nicht die schlechtesten unserer Bürgerschaft gegen eine solche Nobilitierung sträuben, ist um so berechtigter als diejenigen, die eine solche erlangt haben, normalerweise die reaktionären Anschauungen des Junkertums stärker vertreten, wie diese selbst, statt sich zu erinnern, wodurch sie eigentlich den Anspruch auf den Titel erwarben.

Eine Änderung in diesen Verhältnissen kann nur durch große Erschütterungen erfolgen, grobe politische Fehler wie unsere letzten kolonialen Erwerbungen können von tiefgreifendem Nutzen sein, Männer wie Lindequist und Dankelmann, die den Mut der Opposition fanden, bedeuten Marksteine in dieser Entwicklung.

Wirtschaftliche Rundschau.

Die „Kriegsbörsen", die vor einigen Wochen das internationale Kursgebäude erschütterten, zeigten mit bedrohlicher Deutlichkeit, wie sehr das ganze hochentwickelte Finanz- und Wirtschaftssystem, das sich in den europäischen Ländern unter dem Schutze einer 40jährigen Waffenruhe herausgebildet hat, auf Frieden und nur auf Frieden gestellt ist. Schon die Krisen in der auswärtigen Politik, an denen die letzten Jahre nicht arm waren, zuletzt die Aehrenthal'sche Annexionspolitik, der Coup d'Agadir und der „nominelle" türkisch-italienische Krieg hatten die bedrohliche Nervosität offenbart, unter der das rückhaltslos aufgetriebene Wirtschafts- und Finanzwesen Europas zusammenzuckt, sobald der in allen Spekulationen und Kalkulationen gänzlich außer acht gelassene Fall eines europäischen Zentralkrieges in den Bereich praktischer Möglichkeiten tritt. Und jetzt, wo wirklich einmal die Völker aufeinanderschlugen, gebärdeten sich die Börsen schlimmer als beim Ausbruch des deutsch-französischen Krieges, und gar von der beschaulichen Ruhe, mit der die Bürger im Goetheschen Faust das Kriegsgeschrei von „hinten weit in der Türkei" beschwatzen, ist auch nicht ein Schimmer mehr zu verspüren. Kein Wunder auch. Vor 40 Jahren noch wurzelte ein jedes der europäischen Zentralländer (mit der einzigen Ausnahme des am Kriege unbeteiligten Großbritanniens) mit seinen Hauptlebensbedingungen im Inlande, gewann im Inland den Hauptteil seiner Hilfsmittel und hatte außerhalb seiner Grenzen nichts Unersetzbares zu verlieren. Das ist seither radikal

anders geworden. Es ist nicht auszudenken, was aus einem der großen Kulturländer werden würde, wenn seine Beziehungen zum Weltmarkt auch nur für ein paar Monate durchschnitten oder gar die Zufuhr an Lebensmitteln unterbunden würde. Ferner ist die Anzahl und der Umfang der wirtschaftlichen Unternehmungen in einem Maße gestiegen, der über die Zunahme der Kapitalbildung weit hinausgeht. Die Folge davon ist, daß die wirtschaftliche Unternehmung in weit größerem Maße auf Kredit aufgebaut ist als früher, und daß deshalb nur eine wesentlich geringere Verlustgrenze überschritten zu werden braucht, um Existenzen zu erschüttern. Das Unternehmerrisiko ist im Verhältnis zum eigenen Unternehmer-Kapital gewaltig angewachsen. Der Unternehmer hat nicht viel an Eigenem zuzusetzen, und seine Reserven sind bald aufgezehrt. Kommt der Stein aber erst an der Stelle, wo die Fundamente am lockersten sind, ins Rollen, so reißt er schließlich auch Festeres mit. Das sind schon in gewöhnlichen Zeiten die Schattenseiten der großartigen wirtschaftlichen Entwickelung und des an sich imposanten Kreditsystems, die sie ermöglicht hat. Im Falle eines Krieges, der die ganze verzweigte treibende und aufrechterhaltende Maschinerie zum Stocken bringt, müssen sie zu Katastrophen führen, die sich in ihrer Art und ihrer Intensivität nicht abschätzen, höchstens ahnen lassen. Die Börse, an der das System seine letzte Konsequenz durch das Überhandnehmen der Spekulationen auf Kredit, durch die Engagements schwacher Hände mit kleinem Einschuß findet, zeigt die Zusammenbruchsmerkmale natürlich am schnellsten. Von hier aus greifen sie, nachdem die Quellen der Finanzierung zu fließen aufhören, über auf Unternehmung und Wirtschaft. Die Spesen, Kosten und Zinsen der großen Organisation laufen weiter, während die Arbeit nicht fruchtbar werden kann. Hoffentlich wird uns die Probe auf das Exempel erspart bleiben, nachdem schon der Vorgeschmack davon unser ganzes System in seinen Grundfesten erbeben ließ.

Zweifellos haben sich die Dinge so gestaltet, weil man bei unserer ganzen wirtschaftlichen Organisation sich lediglich, aber auch lediglich von dem Streben nach möglichster Steigerung der Kapitals- und Arbeitserträgnisse leiten ließ, dabei aber die Erfordernisse der Gefahrensicherheit und Tragfähigkeit, die bekanntlich in der Technik doppelt und dreifach erfüllt werden müssen, über Gebühr vernachlässigte. Man hat jetzt einsehen gelernt, daß insbesondere unsere Großbanken zwar eine relative Sicherung dadurch zu erreichen gesucht haben, daß ein Engagement das andere, ein Institut das andere stützte, daß aber eine absolute Sicherheit durch Schaffung zweifelsfrei fest verankerter Reserven nicht gewährleistet ist.

Trotzdem also bei den Großbanken die allgemein wirtschaftlichen Interessen bisher nicht sonderlich gut aufgehoben waren, hat doch die deutsche Reichsregierung vor kurzem einen Gesetzentwurf angekündigt, durch den ein Petroleumhandelsmonopol geschaffen und der privaten Verwaltung eines aus Großbanken zusammengesetzten Finanzkonsortiums überlassen werden soll. Zwar ist dem Reiche eine Anzahl von Kontrollrechten eingeräumt, aber es fragt sich, ob diese genügen werden, um tatsächlich einen Schutz der Konsumenteninteressen, in deren Interesse angeblich die ganze gegen die Standard Oil Co. gerichtete Aktion unternommen wird, zu gewährleisten. Der Bruch des Fiskus mit dem Kohlensyndikat hat ja erst kürzlich

wieder einmal gezeigt, daß es äußerst schwer ist, von dem privaten Unternehmertum und Großkapital eine auch nur einigermaßen konsumentenfreundliche Politik zu erreichen. Horatio.

Berichtigung.

Im Oktoberheft Seite 13, erste Zeile von Geschoffs Beitrag muß es heißen anstatt „An der Spitze usw.": „Die älteste aller slavischen Kulturen ist die bulgarische. Der südlichste der slavischen Stämme." Zeile 3 anstatt „brachten": „nahmen von ihm".

Seite 16, Zeile 3 von oben muß es heißen: „Verwahrer der Religion und der Kultur des griechischen Kaiserreiches, die es so wirksam." Zeile 9 von unten anstatt „Zählung": „Rekrutierung".

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308). — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — In Österreich für die Redaktion verantwortlich: Dr. J. Sinnreich, Wien IX, Mosergasse 3; — für die Herausgabe: Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. — In Rußland für die Redaktion verantwortlich: Dr. Adrian Polly, St. Petersburg, Kasanplatz 1. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-ucza 2. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Carl Krause in Tempelhof-Berlin. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.



NORD UND SÜD



Excellenz S. Sazonow, russischer Minister des Auswärtigen.

... Süd

... Monatsschrift

... Lindau

... Dr. Ludwig ...

... Verlagsanstalt

... Breslau.

... handl.

... en

... bach

... Provinzen in Schweden und in Dänemark:

Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.

37. Jahrgang. Band 143. Heft 459 Dezember 1912



Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G, Breslau.

Leipzig — E. F. Steinacker. Wien — R. Mohr, Verlags-Buchhandl. Berlin W. 10 München — Berthold Sutter. Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl.

Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale. Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg. London — Williams & Norgate. Kopenhagen — Erslev & Hasselbalch

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark:
Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.

37. Jahrgang. Band 143. Heft 459 Dezember 1912

Russischer Ministerpräsident W. Kokovtzoff: Der wirtschaftliche Optimismus.

Offener Brief an den Herausgeber von „Nord und Süd".

Hochgeehrter Herr Professor!

Zunächst bitte ich Sie um Entschuldigung wegen der verzögerten Erfüllung meines Ihnen im Frühling d. J. gegebenen Versprechens. Ich weiß sehr wohl, daß mein Brief für die in Aussicht genommene Nummer der Zeitschrift „Nord und Süd", in der einige Rußland betreffende Fragen näher erörtert werden sollen, nicht rechtzeitig genug eintreffen dürfte, und daher gebe ich Ihnen im voraus die Versicherung, daß ich in keiner Weise unzufrieden sein werde, wenn dieser Brief für Sie nur als Ausdruck eines privaten Gedankenaustausches unter uns gelten und in Ihrer geehrten Zeitschrift gar nicht zum Abdruck gelangen sollte. Jedenfalls bitte ich Sie, dessen versichert zu sein, daß meine verspätete Antwort durchaus nicht als Mangel an Rücksicht Ihrer Zeitschrift gegenüber ausgelegt werden darf. Einzig und allein nur die Überhäufung mit Verwaltungsangelegenheiten und eine ganze Reihe besonderer Umstände, die meine Zeit außer den laufenden Amtsgeschäften in Anspruch nahmen, zwangen mich wider Willen so säumig zu sein. Sollte es jedoch noch nicht zu spät sein, so stelle ich meinen Brief Ihnen vollständig zur Verfügung, um so mehr als die darin enthaltenen Gedanken dermaßen einfach und nicht neu erscheinen, daß ich keine Veranlassung habe, ihre Darlegung, die ein Resumee unserer Unterredungen bildet, irgend welchen Einschränkungen zu unterziehen.

Gestatten Sie mir daher, mit dem zu beginnen, was der Anfang unserer Besprechungen im Frühling d. J. war.

Ich kann nicht umhin, Ihrem Vorhaben, Rußland in den Spalten Ihrer Zeitschrift eine besondere Stelle einzuräumen, meine volle Sympathie entgegen zu bringen. Ich wiederhole hier, was ich stets gesagt habe — daß Nachbarn einander so gut als möglich kennen lernen müssen und daß diese nähere Bekanntschaft nur dazu beiträgt, die gegenseitigen Beziehungen immer besser zu gestalten und die Achtung voreinander zu erhöhen. So einleuchtend auch diese schlichte Wahr-

heit erscheint, so offenkundig auch die Tatsache ist, daß Rußland in allen seinen Lebensgebieten mit sämtlichen Staaten Europas durch die mannigfaltigsten Verbindungen in Beziehung steht, daß es bei uns keinen einzigen Zweig der Wissenschaft und der gewerblichen Tätigkeit gibt, an dem die Angehörigen des einen oder des anderen Landes nicht mit ihrem Kapital und ihrem Unternehmungsgeist interessiert wären, — Rußland kennt man dennoch sehr wenig, urteilt darüber nach den Berichten zufälliger Korrespondenten der Presse, informiert sich über dieses Land aus einzelnen Werken, Monographien und Untersuchungen, die mitunter genügende Gründlichkeit vermissen lassen, und schließlich ergibt sich die überraschende Tatsache, daß wissenschaftliche Forscher, wenn sie in einzelne Lebensgebiete Rußlands tiefer eindringen und auf das Studium derselben reichlich Zeit und Mühe verwenden, sehr bald gewissermaßen eine neue Welt vor sich sehen, deren Entdeckung bei ihnen ungefähr dasselbe Gefühl hervorruft, wie bei dem forschenden Sternkundigen das Auffinden eines unbekannten Gestirns, das bis dahin sich im fernen Weltenraum dem Blick entzogen hatte. Ein augenfälliges Beispiel dafür bietet die in diesem Jahre von Vertretern der Wissenschaft und der Praxis unternommene deutsche Forschungsreise auf dem Gebiet der Staatskunde und der Landwirtschaft. Als die Teilnehmer dieser Expedition sich an Ort und Stelle mit der neuen russischen Agrarreform bekannt gemacht hatten und mir die von ihnen empfangenen Eindrücke schilderten, mußten sie offen eingestehen, daß sie hier zum ersten Male etwas kennen lernten, wovon sie bisher nicht die geringste Ahnung hatten. Ich kann nur wünschen, daß Ihr Unternehmen demselben Zweck förderlich sein möge, und aus diesem Grunde möchte ich hier den üblichen Glückwunsch einfließen lassen, den man einem Menschen mitgibt, der einen neuen bisher unbekannten Weg einschlägt.

Auch in anderer Beziehung werde ich bemüht sein, Ihren an mich gerichteten Ansprüchen gerecht zu werden.

Als Sie mich mit Ihren Grundanschauungen in bezug auf die Beurteilung der modernen Soziologie bekannt machten, sprachen Sie sich dahin aus, daß Sie ein überzeugter Verfechter des sogenannten sozialen Optimismus wären, und äußerten bei der Rechtfertigung Ihrer Ansicht, daß dieser Standpunkt wohl auch mir vollkommen verständlich sein müsse, da ich bei meinem öffentlichen Auftreten in den russischen gesetzgebenden Versammlungen dieselben Grundsätze des Optimismus durchzuführen bestrebt bin, wenn auch nur auf dem Gebiete der Finanzen, der Wirtschaftspolitik und des Staatshaushalts meines Vaterlandes. Ich habe mir dadurch sogar ausdrückliche Vorwürfe seitens meiner Gegner von der Rednertribüne der Reichsduma und des Reichsrats zugezogen, doch schien es Ihnen — wie Sie mir selbst sagten, — daß die richtige Ansicht nicht auf seiten meiner Opponenten sei, und daß Sie besonderen Wert darauf legen, eine gewisse Rechtfertigung meines Optimismus in den Spalten Ihrer Zeitschrift abgedruckt zu sehen. Sie werden es wohl begreiflich finden, Herr Professor, daß mir jede

Möglichkeit genommen ist, eine eingehende wissenschaftliche Begründung meines „wirtschaftlichen Optimismus" zu liefern. Es mangelt mir dazu sowohl an Zeit, wie auch an genügend vorbereitetem wissenschaftlichen Material. Dieser letztere Umstand ist besonders wichtig: jede Behauptung, der der Charakter einer unumstößlichen wissenschaftlichen Wahrheit zugeschrieben wird, kann leicht eine Beweisführung hinsichtlich ihrer unrichtigen Aufstellung veranlassen, und auf dem Gebiete des Staatshaushalts eines so eigenartigen und überaus großen Landes wie das Russische Reich lassen sich unumstößliche Wahrheiten sehr schwer ermitteln, und für jede These kann man bei gutem Willen eine beliebige Anzahl Antithesen aufstellen. Deshalb kann ich mich durchaus nicht auf eine wissenschaftliche Untersuchung oder Diskussion einlassen, sondern will hier nur mit wenigen Worten das wiederholen, was mir als Wahrheit erscheint und was weder durch schöne Worte parlamentarischer Redekunst, noch durch einseitige Vernunftsschlüsse einzelner Forscher widerlegt werden kann. Ich schicke wiederum voraus, daß ich um Nachsicht für meinen Entwurf bitte. Er ist notgedrungen in aller Eile niedergeschrieben worden, und ich stelle mich im voraus unter den Schutz Ihrer Autorität gegen die Kritik, die wohl nicht verfehlen wird, in Anlaß meiner Besprechungen mit Ihnen ihre Stimme zu erheben.

Wie damals während unserer ersten Unterredung im Frühjahr, so auch jetzt, einige Monate später, bitte ich Sie, die Finanzen Rußlands, die ökonomischen Zustände des Landes und seine Wirtschaftslage vom Standpunkt der im Verlauf von etwa 6 Jahren vor sich gegangenen Entwicklung zu betrachten. Was bedeuten 6 Jahre im Leben eines enorm großen Reiches mit 165 Millionen Einwohner, und wie groß ist dennoch der Unterschied zwischen damals und jetzt, so daß dieser Unterschied selbst von denen, die sich zur derzeitigen Lage Rußlands durchaus negativ verhalten, nicht von der Hand gewiesen werden kann. Sie erinnern sich wohl noch — als einer besonders hervorragenden Tatsache — der Beurteilung der Finanzlage Rußlands in den Jahren 1905 und 1906. Der Krieg war beendet; an seine Stelle traten innere Unruhen, die Eisenbahnen stellten ihre Arbeit ein, der Postverkehr stockte und auf den Straßen Moskaus entstanden mit dem russischen Volksgeist gar nicht in Einklang zu bringende Barrikaden. Rußland galt für verloren; in sehr vielen europäischen Gelehrtenkreisen sprach man von diesem Lande fast nur in der Vergangenheit, und es fehlte augenscheinlich wenig, um das Studium meines Vaterlandes in das Gebiet der Archäologie zu verweisen; die Flugschriften und Zeitungsspalten waren mit den trübsten Voraussagungen angefüllt, und namentlich bei der Beurteilung der Finanzlage wurde die Stimme des Dr. Martin laut, der Rußland in kürzester Zeit einen vollständigen Zusammenbruch prophezeite; es erklang das verhängnisvolle Wort „Moratorium" und die Inhaber der russischen Fonds bereiteten sich allmählich auf die traurige Aussicht vor, wenigstens für einige Zeit auf die Möglichkeit verzichten zu müssen, von ihren so unvorsichtig in russischen Werten investierten Ersparnissen Einkünfte zu

erlangen. Tatsächlich zeigten sich auf dem Hintergrunde der russischen Finanzlage einige dunkle gefahrdrohende Punkte: der Staat sollte eiligst eine ungeheuere Auslandsanleihe abschließen zur Aufrechterhaltung seiner Währung und zur endgültigen Liquidation der Folgen des schweren Krieges; sein maßgebendes Wertpapier — die 4-prozentige Staatsrente fiel im zweiten Halbjahr 1907 bis auf 67 Prozent des Nennwerts, und häufig mußte man hören, daß die Inhaber der Fonds die letzteren nur deshalb nicht loswerden können, weil sich dafür keine Käufer fänden. — Seitdem sind erst 6 Jahre verflossen und das Bild erscheint stark verändert, wenn nicht ganz unerkennbar. In dieser Zeit mußte der Staat einige innere Anleihen aufnehmen, konnte dabei aber in der letzten Hälfte dieser sechsjährigen Periode seine Verschuldung um den hohen Betrag von 200 Millionen Rubel bezw. 530 Millionen Franks durch vorterminliche Einlösung vermindern. Hierzu kommt noch die alljährliche planmäßige Tilgung der in früherer Zeit abgeschlossenen Anleihen, wodurch sich die Staatsschuld um einen weiteren Betrag von 150 Millionen Rubel verringert. Der Kurs unserer Staatsfonds hat sich unterdes gehoben, die Rente stieg auf 94 Prozent, die 1906 in Paris zum Kurse von 88 Prozent emittierte Anleihe erreichte den Stand von 105 Prozent, und wenn die Bewertung der russischen Fonds noch nicht dieselbe Höhe wie vor dem Kriege wiedererlangt hat, so liegen dafür besondere Ursachen vor, nämlich dieselben Ursachen, aus denen sich das Zurückgehen der Fonds in Deutschland, in England und in anderen Staaten erklären läßt, worüber ich mich nicht weiter auszulassen brauche, da es sich hierbei um mehr oder minder offenkundige Tatsachen handelt. Noch wichtiger erscheint der Umstand, daß die Währung, dieses Fundament des wirtschaftlichen Lebens eines jeden Landes, gegenwärtig die öffentliche Meinung der Nachbarländer in keiner Weise mehr interessiert und darüber nicht mehr gesprochen wird, weil an Stelle der gefährlichen Lage, durch die unsere Valuta noch zu Beginn des Jahres 1906 bedroht war, eine ebenso gefestigte Sicherstellung Platz gegriffen hat, wie vor der Periode der meinem Heimatlande beschieden gewesenen schweren Schicksalsprüfungen. Von dem Unvermögen Rußlands, die Goldwährung zu ertragen, von der für uns unabweislichen Notwendigkeit, wiederum auf den Zwangskurs zurückzugreifen und damit den Handel und die Industrie neuen Erschütterungen auszusetzen, ist weiter keine Rede mehr, weil der Goldvorrat des Staats und die bei den Finanzinstituten Westeuropas deponierten Mittel des russischen Staatsschatzes besser als alle Abhandlungen und Journalartikel die wahre Sachlage erkennen lassen. Auch in dem, was stets eine Eigentümlichkeit der russischen Finanzgebarung bildete, in der Ansammlung des sogenannten freien Barbestandes, trat derselbe günstige Entwicklungsgang zutage. Der Krieg und die Kriegskosten hatten diesen Barbestand erschöpft, und der russische Staatsschatz, der in der besten Zeit seiner gesicherten Lage sich auf das Vorhandensein eines solchen Reservefonds verlassen konnte, — eines Reservefonds, der in

anderen Staaten nicht existiert, der aber für ein großes Land, das sich von den Grenzen Deutschlands bis zum Stillen Ozean erstreckt, unbedingt erforderlich ist und dessen Zweckmäßigkeit selbst von solchen jeder Routine und jedem Konservatismus abholden Finanzpraktikern, wie der englische Schatzkanzler Lloyd George, anerkannt wird — erlangte seine frühere Lage wieder und verfügt nach dem Bericht der Reichskontrolle zum 1. Januar 1912 über einen Betrag von über 450 Millionen Rubel, d. i. genau 1 Milliarde Reichsmark. Doch beschränkt sich die Rechtfertigung meines „wirtschaftlichen Optimismus" nicht auf dieses Gebiet allein. Ich bin schon längst gewohnt, von meinen Opponenten in der Reichsduma zu hören, daß das Gedeihen der Staatsfinanzen nur eine schöne Fassade darstellt, hinter der sich der größte Tiefstand des Volkswohlstandes birgt. Ich konnte es allerdings niemals begreifen und begreife es auch jetzt nicht, wie ein Land mit zerrütteten Finanzkräften, mit minimaler Leistungsfähigkeit der Bevölkerung, die angeblich an schrecklichem Alkoholismus zugrunde geht, dennoch von Jahr zu Jahr sein Budget um Hunderte von Millionen Rubel erhöhen und Mittel zur Befriedigung des vielleicht sogar übermäßigen Wachstums aller seiner Bedürfnisse aufbringen kann. Dieses mir unbegreifliche Geheimnis konnten meine Gegner mir niemals aufklären. Ich bin sogar bereit, die Beweiskräftigkeit der Staatsfinanzen als Symptom des wirklichen Volkswohlstandes fallen zu lassen und meine Hinweise auf ein Gebiet zu beschränken, wo Sie und Ihre Kollegen in der wissenschaftlichen Forschung leichter Argumente für oder wider meinen Optimismus finden können. Ich will auch nicht die enorme Steigerung unseres Exports hervorheben, da hier die allbekannte Meinung vorherrscht, daß Rußland Getreide ausführe, an dem es selbst Mangel leidet, daß die Bevölkerung keine Überschüsse kenne, sondern gezwungen sei auf das Notwendigste zu verzichten, um nur die Gier dieses erbarmungslosen Molochs zu stillen, worunter natürlich der Staat und seine fiskalischen Anforderungen zu verstehen sind. Ich empfehle Ihnen, die Ausweise der russischen Zollstatistik für die letzten 4 bis 5 Jahre durchzusehen und darnach zu ermitteln, wieviel Maschinen, namentlich landwirtschaftliche, eingeführt worden sind, wie groß der Import ausländischer Baumwolle neben dem Verbrauch des einheimischen Produkts gewesen ist, wie enorme Ziffern der Import von Gegenständen aus dem Auslande überhaupt aufweist, und hiernach sich die Frage vorzulegen, wer denn eigentlich alle diese Gegenstände bezahlt hat, wer diese ungeheuere Menge von Werten verbraucht hat und wie es möglich ist, daß der Konsum einen solchen Umfang erreichen konnte, wenn das Land darniederliegt und des täglichen Brotes ermangelt. Ich empfehle Ihnen ferner darauf zu achten, wie progressiv die Ansammlung von Volksersparnissen, die wirklich erstaunliche Entwicklung des Genossenschaftswesens unter dem Volke um sich greift, wie beispielsweise der Zuckerverbrauch steigt und sogar in schnellerem Tempo fortschreitet als in Westeuropa. Endlich bitte ich Sie, einen Blick auf dasjenige Gebiet unseres Industriewesens zu werfen, das vielleicht zu

berechtigten Klagen seitens der Konsumenten Anlaß gibt, das aber jedenfalls meinem „wirtschaftlichen Optimismus" Vorschub leistet. Ich habe die Entwicklung des Hüttenwesens und das unglaubliche Anwachsen des Bedarfs an Baumaterialien im Auge. Sie werden wohl Klagen über alle möglichen Arten von Hunger bei uns gehört haben: die einen reden von Naphthahunger, andere beschweren sich mit Recht über die Unmöglichkeit, Eisen in einer ihrem Bedarf tatsächlich entsprechenden Menge zu erlangen, die Bauleiter warten monatelang, ehe sie den benötigten Zement erhalten, die Ziegeleien sind außerstande die einlaufenden Bestellungen zu erledigen, und das alles geschieht ungeachtet der enormen Steigerung der Produktion sowohl von Ziegeln, als auch von Eisen, Gußeisen, Steinkohle. Legen Sie sich doch nur die Frage vor, woher das alles kommt und ob ein Staat mit sinkender wirtschaftlicher Konjunktur wirklich imstande sein kann, derartige ganz unlogische Erscheinungen zu zeitigen. Da ist ferner die russische Agrarreform und ihre außer Frage stehende zukünftige Entwicklung. Auch auf diesem Gebiete werde ich alles vermeiden, was Widerstreit hervorrufen könnte und wofür ich keine unumstößlichen Beweise in Händen habe; ich möchte nur eine Erscheinung hervorheben, die ich Sie ruhig und unbefangen zu erwägen bitte.

Von 1906 bis August 1912 hat die staatliche Bauernagrarbank durch ihre Darlehen dazu beigetragen, daß sich der Flächenraum des bäuerlichen Grundbesitzes um über $4^1/_2$ Millionen Deßjatinen vergrößerte, wobei über $2^1/_4$ Millionen Deßjatinen von Gutsbesitzern erworbener Ländereien an Bauern veräußert wurden. Auf diesem gesamten Flächenraum, sowie auf einem ebenso großen, wenn nicht noch größeren Areal von Ländereien, die früher im Gemeinbesitz der Bauern standen, vollzog und vollzieht sich die sogenannte Agrarreform, die in dem stetigen Übergange zu persönlichem (Individual-) Eigentum und zu besseren Methoden der Bodenkultur besteht. Zur Bestätigung dieser Tatsachen braucht man sich nur an die deutschen Handelshäuser zu wenden, die uns landwirtschaftliche Maschinen liefern, und sie werden bezeugen, wie enorme Umsätze sie mit dem Verkauf dieser Maschinen nach Rußland in den letzten 4 Jahren erzielt haben. Hiernach werden Sie mir wohl darin beistimmen, daß Rußland wirklich ein Land ist, in dem der „wirtschaftliche Optimismus" gerechtfertigt erscheint.

Zum Schluß noch ein paar Worte darüber, wie dies alles gekommen ist und was namentlich diese erfreulichen Erscheinungen gezeitigt hat. Meiner festen Überzeugung nach besteht nur eine Ursache: Rußland hat 165 Millionen leistungsfähiger und arbeitsamer Einwohner; in ihm kommen alle Arten von Klima vor, vom arktischen bis zum subtropischen; seine Bodenschätze sind unermeßlich, ebenso unermeßlich ist auch die Arbeitsfähigkeit der Bevölkerung und ihre unbestreitbare Geschicklichkeit. In diesen Umständen liegt der Schlüssel zu dem anscheinend unbegreiflichen Rätsel. Wenn der Frieden nach außen und im Inlande sichergestellt ist, wenn der Bevölkerung die Möglichkeit gewährt wird, ruhig und selb-

ständig ihre Arbeitskraft zu verwerten, wenn ihr dabei Kenntnisse und eine gute Verwaltung zu Hilfe kommen, so wird man gewiß meine Ansicht teilen, daß jeder, der Rußland liebt und an seine Zukunft glaubt, gleich mir ein überzeugter Verfechter des „wirtschaftlichen Optimismus" sein muß.

Genehmigen Sie, hochgeehrter Herr Professor, den Ausdruck meiner vorzüglichen Hochachtung und Ergebenheit.

W. Kokovtzoff.

Exzellenz Graf Witte: Die Logik der Geschichte.

Ein Gespräch Sr. Exzellenz des Grafen Witte mit dem Herausgeber von „Nord und Süd" (23. Mai/5. Juni 1912).

Rußland befindet sich gegenwärtig in einem Übergangsstadium. Wir haben weder einen fertigen Konstitutionalismus, noch ein rein absolutistisches Regime. Unser politisches Leben weist viele Erscheinungen auf, die man als anormal bezeichnen muß. Dies hat seinen Grund darin, daß in dem Augenblick, da Rußland vom Throne aus, auf allergnädigsten Entschluß Seiner Majestät mit dem Manifest vom 17./30. Oktober durch die Verkündigung des neuen konstitutionellen Regimes beglückt wurde, weder die liberalen Parteien, noch die Konservativen es vermochten, sich in durchgreifender Weise mit der neuen Sachlage abzufinden. So erfaßten z. B. die liberalen Parteien den psychologischen Moment nicht; sie befaßten sich nicht mit einer praktischen Politik in konstitutioneller Richtung, sondern sie erstrebten eine parlamentarische Regierungsform, welche das Manifest vom 17. Oktober nicht im Auge hatte und die den tatsächlichen Bedürfnissen Rußlands zu jener Zeit auch nicht entsprach. Der Fehler der Liberalen, — die Sünde der liberalen Parteien — bestand darin, daß sie in ihrem Verhalten von einem richtigen Verständnis für die Logik der Geschichte recht weit entfernt waren. Sie übersahen, daß die Geschichte keine Sprünge kennt. Weder die Natur, noch die Geschichte duldet ungestraft solche Sprünge. Andererseits haben aber auch die äußersten konservativen Elemente die innere Logik der Geschichte nicht begriffen. Die extreme Rechte hat die Bewegung in Rußland, welche durch das Manifest vom 17. Oktober gekennzeichnet wird, nicht nach seinem vollen Gehalte gewürdigt. Sie wiegen sich in dem Wahne, das Manifest rückgängig machen zu können, aber der äußerste rechte Flügel übersieht dabei, daß das Manifest vom 17. Oktober als ein unerschütterlicher Akt, der vom Willen

des Monarchen ausgeht, anzusehen ist. Das waren die beiden entgegengesetzten Strömungen, welche nicht in Einklang zu bringen waren und die daher notwendig zu einem chaotischen Zustand führen mußten. Im gegenwärtigen Moment beginnt sich das Chaos zu lichten und zu einem Kosmos zu klären. Die Lage erscheint jetzt bereits als eine ruhigere, wenn auch noch nicht behauptet werden kann, daß die „mittlere Linie" bereits gefunden und daß das Gleichgewicht in der inneren Politik vollkommen erreicht worden ist. Das Schwanken zwischen diesen beiden Prinzipien hält vielmehr noch an oder zuckt noch nach. Der richtige, der geschichtlichen Logik entsprechende Weg ist auch heute noch nicht gefunden worden, aber die auf dem logischen Gang der Geschichte begründete Hoffnung ist gerechtfertigt, daß Rußland sich auf der Bahn der Entwickelung zu einem konservativen Konstitutionalismus befindet, der tatsächlich konstitutionell, aber innerhalb dieses Rahmens konservativ ist. Vorläufig ist es Rußlands Schicksal, ein nervöses politisches Leben zu führen. Die von der Reichsduma und dem Reichsrat getroffenen Maßregeln erscheinen oft nicht als Produkt einer reifen politischen Einsicht. Dies alles ist für das Übergangsstadium überhaupt charakteristisch, welches jedes Land durchlebt, ehe es die richtige, von der Logik seiner Geschichte vorgezeichnete Bahn betritt.

Was die internationale Lage Rußlands betrifft, so bin ich vollkommen überzeugt, daß Rußland keinen Krieg will, ja daß es ganz aufrichtig eine friedliche internationale Politik anstrebt. Das Land hat vor einigen Jahren einen schweren Krieg durchlebt, und selbst wenn der Krieg für Rußland von Erfolg gewesen wäre, würde es der Erholung bedürfen, wie nach jedem Kriege auch der Sieger sie benötigt. Andererseits braucht Rußland gerade in der jetzigen Übergangszeit zur Konsolidierung und zum Ausbau seiner Staatsform Ruhe und folglich den Frieden nach außen. Ich bin der Meinung, daß die allgemeine Lage Europas augenblicklich eine derartige ist, daß der Frieden noch für viele Jahre als gesichert betrachtet werden kann. Ein Krieg in Europa würde sich in unserer Zeit ohne Zweifel in einen solchen verwandeln, im Vergleich zu welchem alle vorangegangenen Kriege sich als Kinderspiel ausnehmen würden. Kein einziger Staat in Europa kann prinzipiell den Krieg anstreben, ohne die schrecklichen Folgen, welche ein solcher mit sich führen würde, in Betracht zu ziehen. Ein jeder Krieg stellt ein Wagnis selbst für diejenige Partei dar, welche des Sieges sicher ist. Es gibt kein einziges Land, dessen innere Lage einen solchen Stoß, wie ihn sogar ein siegreicher Krieg der Volkswirtschaft versetzt, leicht aushalten könnte. Dies ist die Erklärung für die friedliebende Stimmung von Europa. In der nächsten Zukunft ist kein großer Krieg zu befürchten, der Ort, wo solche Gefahren entstehen können, ist der ferne Osten wie überhaupt jene Länder, die außerhalb unseres europäisch-amerikanischen Kultursystems stehen. Wie es scheint, sind die Großmächte gewillt, diejenigen Länder außerhalb Europas, die noch frei sind, untereinander aufzuteilen. Die Franzosen nehmen Tunis und Marokko; England

Ägypten; Italien Tripolis; Deutschland Kongo usw.; Österreich Herzegowina und Bosnien usw. Die großen Probleme der Gegenwart werden durch Aufteilung der außereuropäischen Länder gelöst, und deshalb kann der einzige Grund zu einem Kriege, wenn sich die Großmächte dazu entschließen würden, nur in den kollidierenden Interessen im Osten liegen. Der zukünftige Krieg wird ein Krieg um Kolonien sein. Alle anderen, auf Europa direkt bezüglichen Fragen könnten nur als Vorwand zu einem solchen Weltkriege erscheinen. Aber andererseits liegt eine Garantie des Friedens in der allgemeinen Abneigung gegen den Krieg und im Bewußtsein der Verantwortung für die Folgen, welche ein Krieg für alle Beteiligten herbeiführen könnte, — und darin besteht die innere Logik der Geschichte. Der friedliche industrielle Typus löst den kriegerischen ab. Die gewaltigen Vorbereitungen zum Kriege und die formidable Stärke der europäischen Heere und Flotten gewährleisten jene Ruhe und Sicherheit, die wir alle noch gern brauchen; die innere Angst vor der Stärke dieser Heere und Flotten ist die sicherste Gewähr für die Aufrechterhaltung des friedlichen Gleichgewichtszustandes in Europa selbst. Wer dies alles verstanden hat, dem ist der Sinn für die innere Logik der Geschichte aufgegangen.

L. F. Dawydof:
Die Entwicklung des Geldverkehrs und des Kredits in Rußland während der letzten 6 Jahre (1906—1912).

Das wirtschaftliche Rußland beginnt in der letzten Zeit die Aufmerksamkeit der ausländischen Kapitalisten, weiterhin aller gebildeten Kreise auf sich zu ziehen. Das moderne Rußland kennt man im Auslande aus vielen Spezialschriften, aus einer Reihe von Mitteilungen, aus richtigen, objektiven und tendenziösen Beschreibungen. Aber Rußland wächst rapid als ein junges Land, und als ein Land von großen Dimensionen und Zahlen wächst es auch im entsprechenden Maßstab. Daher kann das Heute noch keinen klaren Begriff vom Morgen, noch weniger aber von der Zukunft geben, wo die unzähligen, bisher noch nicht exploitierten Bodenschätze des Landes in Angriff genommen werden. Deshalb erlangen eine besondere Bedeutung und intensives Interesse jene Faktoren, welche auf die unmittelbarste und realste Weise diese Inangriffnahme fördern und dadurch die Grundsteine zum Aufbau der Zukunft Rußlands liefern. Als solche Faktoren erscheinen der Kredit und der Geldverkehr des

Landes. Die vorliegende Abhandlung ist der rapiden Entwicklung dieser Faktoren während der letzten 6 Jahre gewidmet.

Nach dem unglücklichen Kriege und den politischen Wirren ist Rußland allmählich in eine Epoche des Wiederaufblühens seines wirtschaftlichen Leben getreten. Diese Epoche, welche durch ein außerordentliches Wachstum der Umsätze sowohl in der Staats- als auch in der Volkswirtschaft gekennzeichnet wird, mußte selbstverständlich in erster Linie auf den Geldverkehr und den Kredit, diese wichtigsten treibenden Faktoren des wirtschaftlichen Verkehrs, einwirken. In der Tat hat das Geld- und Kreditsystem Rußlands in den letzten Jahren überraschende Symptone der Aufwärtsbewegung gezeigt. Infolge von zwei guten Ernten, 1909 und 1910, welche zum bedeutenden Teil im Auslande zu hohen Preisen realisiert wurden, hat der russische Geldmarkt einen sehr großen Zufluß von Geldmitteln erfahren, welcher alle Zweige der Nationalindustrie durchtränkt hat. Das verstärkte Tempo des ganzen Wirtschaftslebens hat einen entsprechenden Einfluß auf den Geld- und Kreditverkehr des Landes ausgeübt, indem es verschiedene Erscheinungen ins Leben rief, welche von einer sehr deutlichen Verbesserung der wirtschaftlichen Lage in Rußland Zeugnis ablegen.

Unter dem Einfluß einer günstigen Handelsbilanz haben die für die Abrechnung mit dem Auslande so wichtigen Wechselkurse eine sehr günstige Veränderung erfahren.

Die Umsätze des auswärtigen Handels haben im Jahre 1909 einen Überschuß des Exports über den Import in einer Summe von ungefähr 570 Millionen Rubel ergeben, d. h. die doppelte Durchschnittssumme des Überschusses des Exports in den letzten 14 Jahren. Die Aktivität der Handelsbilanz Rußlands ist in den folgenden Jahren aufrecht erhalten worden und hat trotz der Vergrößerung des Imports in sehr ansehnlichen Zahlen ihren Ausdruck gefunden: 371 Millionen Rubel im Jahre 1910 und 430 Millionen Rubel im Jahre 1911.

Als Folge der aktiven Handelsbilanz ergab sich ein sehr bedeutender Zufluß von Gold, sowohl in Geld und Barren, als auch in Form von Schecks und Tratten, welche auf die Petersburger Börse zum Verkauf gebracht wurden. Im Jahre 1909 hat die Staatsbank 80 Millionen Rubel in Gold bekommen, im Jahre 1910 — 65 Millionen, im Jahre 1911 — 27,7 Millionen Rubel.

Dementsprechend ist der Rubelkurs welcher einige Jahre hindurch unter pari gestanden hat (216,0113 Mark für 100 Rubel) und zeitweise auch bis 212,75 Mark für 100 Rubel sank, seit Juli 1909 bis über 216 gestiegen und stand seit jener Zeit fast ununterbrochen über al pari.

Erst im Herbst 1911 ist der Kurs temporär unter pari gesunken, infolge der zu jener Zeit auf dem Weltgeldmarkt entstandenen Verwickelungen, welche

die russischen Banken zwangen, ausländische Valuta zu kaufen, um damit die ihnen im Auslande gewährten Kredite zu liquidieren.

Diese Zwangslage ist übrigens sofort durch das Finanzministerium beseitigt worden, welches in den letzten Jahren über große Barsummen bei den ausländischen Banken verfügt und immer die Möglichkeit hat, Geld zum Verkauf in Rußland anzubieten und dadurch die Abwicklung der Geldgeschäfte auf die für den russischen Geldmarkt günstigste Weise zu regulieren.

Das Sinken der Rubelkurse ist auch später (im Juni 1912) vorgekommen, es hielt aber sehr kurze Zeit an und hing hauptsächlich von den inneren Bedingungen des Berliner Geldmarktes ab.

Ganz anders gestalteten sich die Verhältnisse am Schluß des Jahres 1905, als die Geldzirkulation Rußlands unter dem Einfluß des Krieges und der inneren Mißstände den größten Prüfungen ausgesetzt worden war. Es ist sogar die Frage von der Einstellung der Auswechslung des Papiergeldes in Gold und von der Feststellung eines Zwangskurses aufgeworfen worden. Dem Reiche ist es aber gelungen, diese schwere Prüfung zu überstehen, und das Geldsystem Rußlands hat keine Erschütterung erlitten.

Dabei muß berücksichtigt werden, daß der Umlauf des Metallgeldes in Rußland bis zum Kriege nur eine sehr kurze Zeit andauerte und noch keine tiefen Wurzeln in die Volkswirtschaft zu schlagen vermochte. Auf den mißlungenen Krieg, welcher wegen des Sinkens des russischen Staatskredits eine Emission einer großen Anzahl von Kreditscheinen erforderte, folgten innerpolitische Wirren. Die revolutionären Organisationen betrachteten es dabei als eine ihrer wichtigsten Aufgaben, die Finanzen des Reiches zu schädigen, indem sie die Volksmassen überredeten, ihre Depositen aus den Staatssparkassen zurückzufordern. Die Tatsache, daß Rußland unter solchen außerordentlichen Umständen die Metallwährung und den ununterbrochenen Wechsel aufrecht erhalten hat, dürfte wohl zu den ganz besonderen Fällen gezählt werden, welche keine Präzedentien in der Finanzgeschichte der Welt aufzuweisen haben.

Im Anfang des Jahres 1906 belief sich der Goldvorrat der Staatsbank, welcher die emittierten Kreditscheine sichert, nur auf 913,5 Millionen Rubel, wobei das Emissionsrecht der Staatsbank fast vollständig erschöpft war. Die Kreditscheine, die sich damals im Umlauf befanden (1200 Millionen Rubel), waren mit Gold nur in Höhe von 76,125 % gesichert worden. Seitdem hat sich der Goldvorrat der Staatsbank enorm vermehrt und erreichte zum 1. September 1912 1 Milliarde 559 Millionen Rubel, d. h. um die enorme Summe von 645,5 Millionen Rubel mehr als im Jahre 1906. Dieser Vorrat sicherte den Kreditverkehr für dieselbe Frist (1336 Millionen Rubel) 1,17 Mal und gab also der Staatsbank die Möglichkeit, nach dem bestehenden Emissionsrecht Kreditscheine noch auf eine Summe von höher als eine halbe Milliarde Rubel zu emittieren, falls die Lage des Wirtschaftsverkehrs des Landes eine Vermehrung der Verkehrsmittel erfordert hätte.

Hand in Hand damit hat sich die Tätigkeit der Abrechnungskammern, welche zur Ökonomie der baren Geldmittel führt, bedeutend vergrößert. Bis 1907 funktionierten in Rußland insgesamt nur fünf Abrechnungsfilialen der Staatsbank. Gegenwärtig aber gibt es schon 32 solcher Filialen, wobei das Netz dieser Institute sich schon über alle wichtigen Handelszentren des Landes erstreckt. Dementsprechend ist der Gesamtumsatz der Abrechnungsfilialen von 11,9 Milliarden Rubel im Jahre 1906 auf 30,8 Milliarden Rubel im Jahre 1911 gestiegen. Über den Umfang der dadurch erzielten Ersparnis an Geldzeichen legt folgende Tatsache Zeugnis ab: es sind beispielsweise, nach den Daten des Jahres 1911, die vorgelegten Forderungen in der Summe von 15,4 Milliarden Rubel durch die Gegenforderungen in Höhe von 10,7 Milliarden Rubel und durch die Ausgabe von Schecks und Orders in der Summe von 4,7 Milliarden Rubel gedeckt worden; folglich sind 70 % der vorgezeigten Forderungen ohne Zahlungsdokumente gedeckt worden.

Machten sich schon während der letzten Jahre in dem Geldverkehr für das Land sehr günstige Tendenzen bemerkbar, so fällt der rapide Aufschwung des russischen Kredits, des staatlichen, wie des privaten, noch mehr in die Augen.

Nur ein Land, das außerordentliche Reichtümer in sich birgt, konnte so schnell die ihm beigebrachten Wunden heilen. Zwei gute Ernten, eine günstige ökonomische Konjunktur, der Aufschwung der Industrie reichten aus, um die Reichsbudgets, von sparsamen Händen abgeschlossen, mühelos ins Gleichgewicht zu bringen, um alsdann große Überschüsse der Einnahmen über die Ausgaben zu erzeugen und dementsprechend die Hilfsmittel der Staatskasse zu vermehren. So waren die Budgets von 1910, 1911 und 1912. Trotz des starken Anwachsens der Ausgaben, die zum Teil zu produktiven Zwecken, zum Teil zum Zwecke der nach dem Kriege nötigen Wiederherstellung des materiellen Teils der Armee und der Flotte gemacht wurden, haben die Budgets die freien Barmittel der Staatskasse, welche durch die Budgetbedürfnisse nicht in Anspruch genommen waren, zu der noch nie dagewesenen Ziffer von 300 Millionen Rubel gebracht — eine Tatsache, auf welche der Finanzminister in seiner Rede im Staatsrat bei der Betrachtung des Budgets für das Jahr 1912 mit gerechtem Stolz hinweisen konnte. Berücksichtigt man noch alle der Staatskasse in Rußland und im Ausland zur Verfügung stehenden Hilfsmittel, so wird ihre Zahl zum 1. September 1912 927,7 Millionen Rubel ausmachen.

Freilich konnte unter solchen Bedingungen von neuen Kreditoperationen keine Rede sein. Umgekehrt, der glänzende Zustand der Finanzen hat dasjenige ermöglicht, was, als Symptom und Ursache, für die Krediterhöhung von der allergrößten Bedeutung ist, nämlich die verstärkte Tilgung der früher abgeschlossenen hochprozentigen Anleihen, welche zum größten Teil im Auslande plaziert waren.

Nach dem in Rußland herrschenden System wird die Hauptmasse der Staatsschulden periodisch getilgt. Dabei wird die jährliche Tilgungssumme automatisch erhöht, denn die Tilgungsziffer wird auf Rechnung der Zinsen der durch die Ziehung bereits erloschenen Obligationen vergrößert. In den letzten 6 Jahren ist diese Zahl

von 20 Millionen Rubel im Jahre 1907 auf 30,7 Millionen Rubel, welche für das Jahr 1913 assigniert wurden, gewachsen.

Parallel damit haben vom Budget von 1910 ab die regelmäßigen Assignierungen von Mitteln für die antizipierte Tilgung der Staatsschulden begonnen, und diese Assignationen haben zur Zeit die ansehnliche Summe von 194,4 Millionen Rubel erreicht, welche Summe mehr als 2 1/2 mal die für gewöhnlich in den gleichen Zeitabschnitt fallende Tilgungssumme übertrifft.

Auf solche Weise ist das Wachsen der durch den Krieg von 1905 bedingten Staatsschuld dank der Verstärkung der Staatsfinanzen und starken Vergrößerung der staatlichen Hilfsmittel aufs energischste vermindert worden.

Diese günstige Tendenz mußte sich auf dem Kapitalmarkt widerspiegeln, wo Rußland während des in Frage stehenden Zeitabschnittes einen sehr großen Erfolg erzielt hat. Die Kurse des Staatsfonds, welcher in der Zeit von 1905—1907 außergewöhnlich niedrig standen, haben seit 1908 zu steigen begonnen und erreichten im Jahre 1911 die maximale Wertung. Die russische Staatsrente, welche zum 1. Januar 1907 auf 73 1/2 Rubel gewertet wurde, ist bis 95 Rubel gestiegen, indem sie sich um 21 1/2 % ihres Wertes erhöhte. Ein entsprechendes Steigen der Kurse folgte auch in anderen Kategorien der Staatseffekten.

Es ist besonders bemerkenswert, daß dieses intensive Steigen der russischen Staatspapiere gerade z. Zt. der allgemeinen Entwertung der Fonds der übrigen Länder in die Erscheinung trat. Bekanntlich müssen die Regierungen aller Länder in den letzten Jahren ausnahmslos mit der Tatsache rechnen, daß das Publikum sich den Staatsfonds gegenüber ablehnend verhält und daß die Kapitalisten die Dividendenpapiere bevorzugen.

Diese Tatsache läßt sich durch eine ganze Reihe von wichtigen ökonomischen Erscheinungen der neuesten Zeit erklären. Jedenfalls unterliegt es keinem Zweifel, daß der Prozentsatz, welchen die Wertpapiere mit bestimmten Einkommen gewähren, die Kapitalisten, die ihre Gelder in vorteilhaften Dividendenpapieren anzulegen suchen, weder hinzureißen noch zu befriedigen vermag. Die Dividendenpapiere haben in vielen Fällen eine bedeutende Solidität und Sicherheit aufzuweisen, wobei ihr stetes und allgemeines Steigen den Geist der Agiotage unter den großen Massen wachruft, welche darauf ihre ganze Aufmerksamkeit konzentrieren.

Trotz dieser mächtigen Tendenz, welche der Finanzverwaltung sämtlicher Länder Sorge macht, ist es den russischen Staatsfonds doch gelungen, 21% an dem Wert in einer Zeit zu gewinnen, in der die Staatsfonds aller übrigen Länder in ihrer Börsenwertung sanken. Nur in der letzten Zeit hat sich die allgemeine Tendenz der Entwertung der Staatsfonds auch auf die russischen Staatspapiere ausgedehnt, indem ihre Börsenwertung im Vergleich mit den Maximalkursen von 1911 etwas gesunken ist.

Dabei muß bemerkt werden, daß diese Wertung zweifellos noch befriedigender ausfallen würde, wenn der russische Kapitalmarkt in den letzten Jahren

keine besondere Belebung der Emissionstätigkeit erzeugt hätte, speziell der Emission von Hypothekenpapieren, welche die Hauptkonkurrenten der Staatsfonds sind.

Der Vergleich der Zahlen, welche die Emissionstätigkeit unseres Marktes während der letzten vier Jahre ausdrückten, zeigt das rapide Wachstum der für die Finanzierung der Wirtschaftsbedürfnisse des Landes erforderlichen Summen. Der Gesamtbetrag der russischen Wertpapiere, welche in Rußland und im Auslande verteilt sind, ist von 735 Millionen Rubel im Jahre 1908 auf 1 101,4 Millionen Rubel im Jahre 1911 gestiegen. In derselben Zeit haben die auf dem russischen Markte emittierten Werte insgesamt den hohen Betrag von 760,3 Millionen Rubel erreicht.

Das allgemeine Bild der Realisierung der russischen Werte zeugt von dem Anwachsen des Anteils des russischen Marktes an der Kapitalversorgung des Landes. Aus der Gesamtsumme der emittierten Effekten (die Aktien der Unternehmungen für Handel und Industrie nicht mitgerechnet) belief sich der Prozentsatz der Realisierung auf dem russischen Markte im Jahre 1908 auf 71%, im Jahre 1909 auf 57, im Jahre 1910 auf 80, im Jahre 1911 auf 87%.

Besonders rasch progressiert die Emission der Hypothekenbanken, welche sich in den letzten vier Jahren in folgenden Ziffern ausdrückte: 134 — 197 — 313 — 340 Millionen Rubel. Bemerkenswert ist auch die Entwicklung der Emission der Aktien der Kommerz- und Bodenkreditbanken im Jahre 1908 — 10,8 Millionen Rubel, im Jahre 1909 — 22,7, im Jahre 1910 — 94,2, im Jahre 1911 — 114,1 Millionen Rubel.

Bei der Feststellung der Summe der Effekten, welche auf den russischen Markt gebracht werden, muß noch berücksichtigt werden, daß, außer der Realisierung der neuen Effekten, sich in der letzten Zeit eine Rückkehr der früher im Auslande placierten russischen Papiere nach Rußland geltend macht. Diese Erscheinung, welche gewöhnlich von einem Aufschwung des Wohlstandes des Landes begleitet ist, wird gewissermaßen durch die Daten der Verteilung der Zahlungen für die Staatsanleihen unter den in- und ausländischen Kassen charakterisiert. Im Jahre 1908 waren 202 Millionen Rubel im Auslande und 195 Millionen Rubel in Rußland eingezahlt; im Jahre 1910 — 175 Millionen Rubel im Auslande und 233 Millionen Rubel in Rußland. Diese Ziffern zeigen anschaulich, daß der Umfang der Zahlungen für die Staatsanleihen im Auslande sich vermindert, während er sich in den Kassen des Reiches vermehrt. Wenn dieser Umstand auch dadurch bedingt sein kann, daß bei günstigem Wechselkurs aus dem Auslande nicht die Papiere selbst, sondern die Kupons zur Abzahlung eingesandt werden, so zeugt er doch bis zu einem gewissen Grade von der Verlegung der Wertpapiere nach Rußland selbst.

Die angeführten Daten über das rapide Wachsen der Emissionstätigkeit in

Rußland legen zweifellos von einer bedeutenden Vergrößerung der Aufnahmefähigkeit des russischen Kapitalmarktes Zeugnis ab.

Die Erweiterung der privaten Emissionstätigkeit des Landes, die sowohl auf den inneren, als auch auf den ausländischen Märkten zur Realisierung ihrer verschiedenartigen Wirtschaftsaufgaben ins Leben gerufen wurde, wurde durch den bereits erwähnten Umstand begünstigt, daß in den letzten Jahren die Emission der Staatsfonds sehr unbedeutend war und sodann vollständig eingestellt und sogar durch die antizipierte Tilgung der Staatsschulden ersetzt wurde.

Die durch die Tilgung unterstützte Kapitalienvermehrung hat sich auf dem russischen Geldmarkt hauptsächlich durch die schnelle Verstärkung der deponierenden Tätigkeit der mittleren und niedrigen Schichten der Bevölkerung kundgegeben, deren Hilfsmittel eine reiche Nahrung in den guten Ernten und in dem allgemeinen ökonomischen Aufschwung fanden.

Der Rechenschaftsbericht der Sparkassen zeigt, daß mit Ende 1906 die Summe der Einlagen (in Geld und Effekten) von 1.272 Millionen auf 1.848 Millionen Rubel (zum 1. August 1912) gestiegen ist; sie erhöhte sich also in fünf Jahren mit den aufgerechneten Zinsen auf die enorme Summe von 576 Millionen Rubel. Die Zahl der Deponenten erreichte zum 1. August 1912 8 Millionen 260 Tausend und vergrößerte sich folglich während der letzten 3 Jahre um 2 Millionen 595 Tausend Mann.

Dabei muß noch berücksichtigt werden, daß einerseits im Jahre 1910 der jährliche Prozentsatz für die Einlagen in den Sparkassen von 4 auf 3,6 erniedrigt worden ist, andererseits, daß in den letzten Jahren die Bauernbevölkerung ihre Ersparnisse beständig zum Bodenankauf verwendet hat.

Die Verstärkung der deponierenden Tätigkeit des wohlhabenderen Teiles der Bevölkerung hat in sehr ansehnlichen Zahlen ihren Ausdruck gefunden. Von 1906—1912 sind die Privateinlagen in die Staatsbank, in die Kommerz- und städtischen Banken und die Gesellschaften für gegenseitigen Kredit von 1.247 auf 2.791 Millionen Rubel gestiegen; zusammen mit den Depositen in den Sparkassen und mit der laufenden Rechnung der Staatsrenten in der Staatsbank ist das freie Betriebskapital des Landes von 2,592 auf fast 5 Milliarden Rubel gestiegen und erzeugte einen ungewöhnlichen Aufschwung in allen Zweigen der Wirtschaftstätigkeit.

Das schnelle Anwachsen der Kapitalien hat vor allem seine Einwirkung auf den Gang der Börsenumsätze ausgeübt. Unter dem Einflusse eines reichlichen Zuflusses von freien Mitteln, welche Verwendung suchten, ist eine lebhafte Nachfrage nach Wertpapieren entstanden. Die Umsätze haben sich außerordentlich vergrößert, und die Börse hat eine Umwertung der Effekten vollzogen, gemäß der neuen Lage der Volkswirtschaft und den guten Aussichten auf die Zukunft.

Ein reichlicher Zufluß von freien Barmitteln hat die Aufnahmefähigkeit der russischen Fondsbörse von Grund aus verändert. In den früheren Jahren hat schon

eine unbedeutende Nachfrage oder ein unbedeutendes Angebot von Effekten in der Summe von mehreren Tausend Rubeln starke Preisschwankungen hervorgerufen und mit einem ganz unbedeutenden Effektenvorrat war es möglich, einen spekulativen Druck auf die Börsenwertungen auszuüben. Gegenwärtig werden täglich auf der Börse Geschäfte auf Hunderttausende Rubel abgeschlossen, ohne ein merkbares Schwanken der Effektenpreise zu bewirken; die Totalsumme der täglich auf dem Markte angelegten verschiedenen Wertpapiere beläuft sich auf mehrere Millionen Rubel.

Eine solche Vergrößerung der Aufnahmefähigkeit des russischen Fondsmarktes hat seine Abhängigkeit von den auswärtigen Börsen in bedeutendem Maße verringert, und es kamen mitunter solche Fälle vor, wo die Börsen von Paris, Berlin und London sich nach der Petersburger Börse richteten.

Die außerordentliche Erweiterung der Umsätze der russischen Börse im allgemeinen und der Petersburger im einzelnen wird durch eine ganze Reihe von äußerlichen Merkmalen charakterisiert. So hat in den früheren Jahren in Petersburg die Durchschnittssumme der von der Kotierungskommission zum Eintragen ins Bulletin angemeldeten Abmachungen kaum ein Zehntel der in der letzten Zeit von der Kommission täglich angemeldeten Umsätze erreicht.

Weiterhin kann der Vergleich der Zahl der notierten Werte von der Entwicklung des Marktes Zeugnis ablegen. Im Jahre 1906 waren ihrer nur 526, wobei bei dem weitaus größten Teil die Abmachungen nur 1,2 Mal jährlich annotiert wurden, während die wirklichen Umsätze nur mit 75—80 Wertpapieren gemacht worden sind. Gegenwärtig erreicht die Zahl der zur Kotierung zugelassenen Werte 634, und die täglichen Umsätze werden mit 130—140 Wertpapieren gemacht. Monatlich gelangen jetzt auf die Börse 5—6 neue Papiere, und alle bilden das Objekt eines lebhaften Handels.

Endlich ist auch die Vergrößerung der Zahl der Besucher der Petersburger Börse charakteristisch. Im Jahre 1906 belief sich die Gesamtzahl der wirklichen Mitglieder, ihrer Bevollmächtigten und Angestellten, der beständigen Börsenbesucher und Makler auf 273, jetzt aber beträgt diese Zahl fast 700.

Die von der Börse vollzogenen Umwertungen der Dividendenpapiere hatten im allgemeinen vollständig solide Gründe für sich.

So waren die Eisenbahnwertpapiere erhöht angesichts eines Überflusses an Ladungen, welche die Eisenbahnen dank den guten Ernten und der allgemeinen ökonomischen Entwicklung des Landes zu verzeichnen hatten, und auch wegen der von dem größten Teil der Bahnlinien zur Verbesserung ihrer Wirtschaft energisch getroffenen Maßregeln.

Die Erhöhung des Einkommens der metallurgischen Werte erklärt sich hauptsächlich aus der Vergrößerung des Absatzes zu guten Preisen, welche Erscheinung ihrerseits als die Folge der erhöhten Nachfrage seitens der Bevölkerung und der allgemein günstigen ökonomischen Bedingungen

zu betrachten ist. Die Entwicklung des Eisenbahnbaues und die Assignierung zum Zwecke der Wiedererbauung der Flotte hat auch in nicht geringem Maße zu der Verbesserung der Aussichten der russischen metallurgischen Unternehmungen beigetragen.

Ähnliche Gründe waren auch für die Umwertung vieler anderen Wertkategorien maßgebend.

Zu diesen inneren Gründen kam noch die Wirkung der allgemeinen Ursache hinzu, — nämlich das sich in der russischen Gesellschaft in demselben Maße wie im Auslande beim Publikum geltend machende Drängen nach Dividendenpapieren.

Es ist selbstverständlich, daß die Umwertung der Effekten, wie es gewöhnlich während einer Haussekonjunktur passiert, manchmal nicht auf einem solide gegründeten Niveau geblieben ist und die Form einer Agiotage angenommen hat. Gegenwärtig übrigens darf man annehmen, daß wir den Kulminationspunkt der Spekulation hinter uns haben; die Preise der Spielpapiere sind etwas gesunken und die allgemeine Tendenz der Börse kann kaum besondere Besorgnis einflößen, selbstverständlich unter der Voraussetzung, daß die internationale politische Lage und die inneren wirtschaftlichen Bedingungen Rußlands in der früheren günstigen Phase bleiben.

Im einzelnen ist als ein beruhigender Umstand hinsichtlich der möglichen Spekulationsexzesse darauf hinzuweisen, daß die Tätigkeit der russischen Kommerzbanken, welche auf den Gang der Börsenumsätze eine entscheidende Wirkung ausüben, im allgemeinen nicht die Tendenz zur Spekulation aufweisen. Aus dem Vergleich der Summen, welche die Banken (die Staatsbank, die Kommerzbanken und die Gesellschaften für gegenseitigen Kredit) für verschiedene Operationen ausgeben, ist zu ersehen, daß die Banken für die Leihoperation auf Wertpapiere, welche für die Börsenumsätze von der größten Bedeutung sind, in den letzten Jahren von 24—25% der Gesamtsumme für die Diskonto- und Kreditoperationen gebraucht haben, während 76—75% auf Wechseldiskonto und auf Darlehen auf Waren, d. h. für Operationen vollständig produktiven Charakters verwendet worden sind.

Wenden wir uns zu der Lage des Handelskredits in Rußland während der letzten Jahre, so müssen wir sagen, daß die russischen Banken mit der Staatsbank an der Spitze der russischen Volkswirtschaft bei der Ausnutzung der günstigen Wirtschaftskonjunktur eine weitgehende Mitwirkung haben zugute kommen lassen.

Der Diskontoprozentsatz, welcher im Jahre 1906, 8 erreicht hat, belief sich schon im Jahre 1908 auf $5^1/_2$ und seit Ende März 1909 hält er sich fast ohne Schwankungen auf $4^1/_2$. Seit dem 3. März 1912 ist der offizielle Diskont wegen der Geldteuerung in Deutschland auf 5% erhöht worden, und diese Erhöhung hat nicht verfehlt, den Kurs unseres Rubels

auf der Berliner Börse zu steigern und dadurch die Valutageschäfte zu sichern. In den letzten 2 Jahren ist das Staatsbankdiskonto zeitweise sogar billiger gewesen als das offizielle Diskonto in Berlin und London. Entsprechend der Diskontoverbilligerung sind auch die Kreditzinsen und der Prozentsatz der laufenden Rechnungen, welche durch Wechsel und Effekten gesichert sind, gesunken. Der Kredit ist somit dem russischen Handel, dem Gewerbe und der Landwirtschaft im weitesten Maße zugänglich geworden.

Eine solche Zugänglichkeit des Kredits auf der Basis einer allgemeinen Belebung der Wirtschaftstätigkeit hat zu einer intensiven Entwicklung der Diskont- und Kreditoperationen der Banken geführt. Von 1907 bis 1912 sind die Ausgaben für Diskont- und Kreditoperationen folgendermaßen gestiegen: in der Staatsbank von 776,8 auf 924 Millionen Rubel, in den Kommerzbanken von 1 057 auf 2 397 Millionen Rubel, in den Gesellschaften für gegenseitigen Kredit von 243 auf 673 Millionen Rubel, in den städtisch-gesellschaftlichen Banken von 134 auf 182 Millionen Rubel und zusammengenommen in allen Instituten von 2 000 auf 4 186 Millionen Rubel, es hat sich also im Laufe von 5 Jahren eine Vergrößerung um mehr als das Doppelte ergeben.

Eine besondere Bedeutung für Rußland als Agrarland haben die Maßnahmen zur Kreditgewährung auf Getreide, welche zum Zwecke einer für das Land möglichst vorteilhaften Realisierung der Ernte im Jahre 1909 ins Leben gerufen worden sind. In den früheren Jahren haben gewöhnlich in Rußland reichliche Ernten zu einem starken Preissturz geführt, selbst bei einer günstigen Konjunktur auf dem Weltgetreidemarkt. Diese Erscheinung findet ihre Erklärung im Drängen der Landbevölkerung zur Realisierung der neuen Ernten, weil mit dem Getreideverkauf die Befriedigung vieler aufgespeicherter Bedürfnisse zusammenhängt. Angesichts der dominierenden Stellung, welche die landwirtschaftliche Produktion in der russischen Volkswirtschaft einnimmt, haben solche Nachteile bei der Realisierung unseres Hauptprodukts dem Lande großen Schaden verursacht. Daher hat die Regierung es sich zur Aufgabe gestellt, durch die Organisierung eines weitgreifenden und billigen Kredits auf Getreide der Landbevölkerung die Möglichkeit zu gewähren, ihre unaufschiebbaren Bedürfnisse durch Anleihen zu befriedigen, um den Getreideverkauf aufzuschieben, bis sich die Möglichkeit einer Realisierung zu günstigen Preisen ergeben wird.

Aus Rücksicht darauf ist die Anordnung getroffen worden, in der Staatsbank den Prozentsatz für die Getreideanleihen, die den Kreditnehmern unmittelbar gegen Sicherheit der Frachtduplikate ausgehändigt werden, von 5 auf $4^{1}/_{2}$ zu erniedrigen; der Prozentsatz für die Anleihen durch Vermittler sollte nur 4% betragen. Die Steuer für die Besichtigung und den Empfang des Getreides als Pfand ist aufgehoben und die Steuern für das Aufbewahren

und das Überjäten des Getreides erniedrigt worden. Es wurde gestattet, die Zahlung der Darlehen bis nach der Getreidekampagne hinauszuschieben. Es sind Maßregeln zur Entwicklung des Kredits durch Vermittler an die Semstwos, an die kleinen Kreditinstitute usw. getroffen worden. Als Ergebnis aller dieser Unternehmungen sind die Getreideanleihen der Staatsbank, welche sich am 1. Januar 1910 nur auf 57,4 Millionen Rubel beliefen, zum 1. Januar 1912 auf 101,1 Millionen Rubel gestiegen. In den wichtigsten Privatbanken machten die Getreideanleihen am 1. Januar 1912 147 Millionen Rubel aus.

Dank solchem weitgehenden Kredite ist die Realisierung der Ernte durchgeführt worden, und die Getreidepreise haben sich auf einem verhältnismäßig hohen Niveau gehalten. Zum Zweck einer noch größeren Sicherstellung für die Zukunft der Operation der Getreideanleihen und zur sichereren Aufbewahrung des verpfändeten Getreides hat jetzt die Staatsbank begonnen, bei ihren Filialen, welche sich in den besonders fruchtbaren Gegenden befinden, ein Elevatorennetz einzurichten.

Wenn wir uns den passiven Operationen der Handelskreditinstitute zuwenden, müssen wir sagen, daß dem bereits angedeuteten außerordentlichen Anwachsen der Einlagen und der laufenden Rechnungen eine Vergrößerung der eigenen Kapitalien der Banken und eine energische Entwicklung des Netzes ihrer provinzialen Abteilungen entsprechen.

Seit 1906 vergrößern die russischen Kommerzbanken ununterbrochen ihre Kapitalien, was zur Folge hatte, daß die letzteren von 282 auf 570 Millionen Rubel gestiegen sind. Bei einem solchen Anwachsen der eigenen Kapitalien kann die Vergrößerung der Depositenoperation als normal betrachtet werden, besonders wenn wir die rapide Entwicklung des Netzes der Bankfilialen in der Provinz berücksichtigen.

Im Jahre 1906 haben die russischen Handelsbanken nur über 303 Filialen verfügt, im Jahre 1912 hat die Zahl der Filialen 548 erreicht. Dabei muß darauf hingewiesen werden, daß das Wachsen der Operationsaktivität in den Abteilungen schneller als in den Zentralen vor sich geht, indem sich in der Provinz eine intensive Nachfrage nach Geld, hauptsächlich zum Zwecke der Diskontoperationen und der Warenanleihenoperationen, geltend macht, welche fast ausschließlich in den Provinzfilialen durchgeführt werden. Im allgemeinen nimmt das Provinzialnetz an den aktiven Operationen einen größeren Anteil als an den passiven, sodaß die Filialen immer mehr und mehr Schuldner der Zentralen werden. Im Jahre 1906 belief sich diese Verschuldung auf nicht mehr als auf 248 Millionen Rubel; am 1. Januar 1912 hat sie schon 530 Millionen Rubel erreicht.

Auf solche Weise führt die Entwicklung des Filialnetzes zur intensiven Versorgung der Provinz mit Geldmitteln aus den Zentralen her zum Zweck der Kreditversorgung des lokalen Wirtschaftslebens.

Es ist übrigens zu bemerken, daß die durch die Handelsbanken gezeigte außerordentliche Energie in der Entwicklung ihrer Operationen und in der Ausbreitung

des Filialnetzes auch eine ungünstige Erscheinung erzeugt hat, nämlich eine scharfe Konkurrenz im Heranziehen der Einlagen, die zu einem zu hohen Prozentsatz für Depositen führte. Bei einem verhältnismäßig billigen Diskont, welcher sich dem offiziellen Prozentsatz der Staatsbank nähert, ist eine Befürchtung für die Sicherheit der von den Banken angelegten, manchmal mit 5 bis $5^1/_2$ % bezahlten Depositenmittel hervorgerufen worden. Der Initiative des Finanzministeriums ist es gelungen, diese ungesunde Konkurrenz abzuschwächen durch die Übereinkunft der solidesten Banken betreffs der offiziellen Bestimmung eines Prozentsatzes für Einlagen und laufende Rechnung bis 3 %, bei Erhöhung für privilegierte Klienten bis auf 4 %.

Ein großer Fortschritt ist auch auf dem Gebiete der kleineren Kreditinstitute zu beobachten.

Im Jahre 1907 existierten in Rußland nur 261 Gesellschaften für gegenseitigen Kredit mit 158 000 Mitgliedern, mit einem Kapital von 39 Mill. Rubeln und mit einer Gesamtbilanz von 319 Mill. Rubeln. Im Jahre 1912 waren dieser Institute schon 776 mit 502 000 Mitgliedern mit einem Kapital von 99 Mill. Rubeln und mit einer Gesamtbilanz von 899 Mill. Rubeln. Im einzelnen haben sich während dieser Zeit die Diskontkreditoperationen der Gesellschaften für gegenseitigen Kredit von 246 bis 687 Mill. Rubel erweitert und die Einlagen haben sich von 203 auf 487 Mill. Rubel erhöht.

Zur selben Zeit haben sich die städtischen-gesellschaftlichen Banken ihrer Zahl nach von 267 auf 293 Institute vermehrt, indem sie das Kapital von 37 auf 56 Mill. Rubel vergrößert und ihre Bilanz von 169 auf 241 Mill. Rubel entwickelt haben. Die Diskontkreditoperation der städtisch-gesellschaftlichen Banken ist in dieser Zeit von 138 auf 182 Mill. Rubel gestiegen, und die Einlagen sind von 96 auf 150 Mill. Rubel angewachsen.

Die Entwicklung der städtisch-gesellschaftlichen Banken ist bei uns infolge der veralteten, ihre Tätigkeit regulierenden Statuten verzögert worden. Mit Rücksicht darauf ist im Jahre 1911 ein neues Statut herausgegeben worden, das den städtischen Banken die Möglichkeit gewährte, alle wichtigsten Kreditoperationen, welche in den großen Zentren unter verschiedenen Typen von Kreditinstituten verteilt sind, zu vereinigen, zugleich mit dem Diskont und den verschiedenen Arten der Ausleihoperationen beschäftigen sich die städtischen Banken auch mit langfristigen Operationen auf Häuser- und Bodenpfänder und auch mit Lombardoperationen (auf kleine Pfänder).

Ganz besondere Erfolge wurden in dem in Betracht kommenden Zeitabschnitte auf dem Gebiet des Volkskredits erzielt. Derselbe wird von den Kreditgesellschaften, Sparkassen, Semstwo und ländlichen Instituten für kleinen Kredit gepflegt, welche erst im Jahre 1904 durch die Veröffentlichung des Statuts über den kleinen Kredit vereinigt wurden.

Im Jahre 1906 gab es 7 090 Institute mit 340 000 Anteilnehmern, und die Hilfsmittel dieser Institute beliefen sich nur auf 121,7 Mill. Rubel.

Im Jahre 1912 belief sich schon die Zahl der Institute auf 14 106, darunter 5 830 Kreditgesellschaften, 2 590 bäuerlich-gesellschaftliche Kreditinstitute, 5 573 und 113 Semstwo-Kassen. Die Zahl der Teilnehmer ist bis auf 6 968 000 angewachsen, und gegenwärtig (am 1. 8. 1912) beträgt die Zahl der Teilnehmer ca. 8 Millionen, was schon ein Viertel aller Bauernwirtschaften in Rußland ausmacht. Die Hilfsmittel der Institute des kleinen Kredits sind bis auf 454 Mill. Rubel angewachsen. Aus dieser Summe beliefen sich die lokalen Einlagen und Anleihen auf 311 Mill. Rubel, 35 Mill. Rubel wurden staatlichen Quellen entnommen, und die eigenen Mittel der Institute beliefen sich auf 108 Mill. Rubel.

Durch das Gesetz von 1910 wurden die Sparkassen den Instituten des kleinen Kredits zur Hilfe herangezogen, indem diesen Instituten langfristige Darlehen zur Bildung und Vergrößerung der Grundkapitalien gewährt worden sind. Solcher Vorschüsse sind gegenwärtig in der Summe über 16 Mill. Rubel herausgegeben worden.

Die Gesamtsumme der Regierungsgelder, die in den Instituten für kleinen Kredit angelegt worden sind, beträgt (am 1. 8. 1912) über 85 Mill. Rubel.

Einen großen Fortschritt in der Entwicklung des kleinen Kredits bildet die Gründung der Vereine solcher Institute, indem ihnen das Recht gewährt worden ist, Einlagen anzunehmen, Anleihen abzuschließen, den Vereinen und den Instituten Kredit zu gewähren und vermittelnde Operationen durchzuführen.

Der allgemeine Aufschwung berührte auch den Hypothekenkredit, welcher von sehr großer Wichtigkeit für die Bearbeitung der natürlichen, noch wenig in Angriff genommenen Reichtümer in Rußland ist.

Auf diesem Gebiet ist ein rapides Anwachsen der Darlehen zu verzeichnen, die von 2247 Millionen Rubeln im Jahre 1907 auf 2790 Millionen Rubel im Jahre 1912 gestiegen sind. Dabei ist die Tätigkeit der staatlichen Bauernbank besonders hervorzuheben, welche bei der Durchführung der gegenwärtig in Rußland verwirklichten Agrarreform wesentliche Hilfe leistete. Um unter den Bauern in Rußland individuelles Privateigentum anzupflanzen, erwirbt die Bank Privatgüter und verkauft sie in einzelnen Parzellen an die Bauern. In 6 Jahren (1907 bis 1912) hat die Bank ungefähr 2 Millionen Desjatinen solcher Grundstücke an einzelne Landbesitzer käuflich abgetreten. Außerdem fördert die Bauernbank die Ziele der Agrarreform insofern, als sie den Bauern, welche die Grundstücke als Privateigentum erwerben, Kredit gewährt und außerdem auch durch Kreditgewährung auf die den einzelnen Bauern zugewiesenen Landparzellen.

Die Übersicht der Erscheinungen auf dem Gebiet des Kreditwesens in den letzten Jahren wäre unvollkommen, wenn das Gesetz vom 26. Juni 1912 unerwähnt bliebe. Dieses Gesetz betrifft die Gründung (seit 1. Januar 1913) der „Kasse des

städtischen und Semstwo-Kredits", welche speziell zur Befriedigung der Kreditbedürfnisse der städtischen und Semstwo-Selbstverwaltungen berufen ist, um dadurch die bisherige Lücke in dem System der Kreditinstitute auszufüllen.

Es ist nur noch einiges zu sagen über den allgemeinen Charakter der oben betrachteten Erscheinungen auf dem Gebiete des Geldverkehrs und des Kreditwesens in Rußland in den verstrichenen 6 Jahren und von ihrer Bedeutung für das Land.

Als Ganzes betrachtet, gewähren sie ein Bild des raschen Fortschrittes, welcher auf festen inneren Gründen basiert ist, — nämlich auf den günstigen Ernten von 1909 und 1910 und dem mit diesen verbundenen Aufschwung des Handels und der Industrie. Das Geld ist einige Jahre hindurch Rußland in einer breiten Welle zugeströmt und hat die Hilfsmittel sowohl des Volkes als auch des Staates vergrößert. Auf die unmittelbarste Weise hat sich diese günstige Wendung im Geldverkehr abgespiegelt. Der Rubelkurs hat sich gefestigt und ist gestiegen, der Goldvorrat der Staatsbank hat die enorme Ziffer von 1559 Millionen Rubeln erreicht. Im Zusammenhang damit ist auch das Emissionsrecht der Staatsbank auf eine halbe Milliarde gestiegen. Man darf ohne Übertreibung sagen, daß der Metallverkehr, der in Rußland noch keine tiefen Wurzeln geschlagen hat und während des Krieges und der Wirren eine ernste Prüfung bestehen mußte, jetzt in der russischen Volkswirtschaft eine sichere Stellung eingenommen hat. Hand in Hand damit hat, entsprechend den Bedürfnissen der sich schnell entwickelnden Umsätze, ein vollkommeneres System der Zahlungen durch Verrechnung der Gegenforderungen, welches durch die Abrechnungskammern der Staatsbank durchgeführt wird, eine weitgehende Entwicklung erfahren.

Ein sicheres System des Goldverkehrs ist eine große Wohltat für das Land. Aber unermeßlich weiter und tiefer ist die schöpferische Wirkung des Kredits. Der Kredit namentlich hat in seinen verschiedenen Formen den in den letzten Jahren ins Land zugeflossenen Kapitalien Leben und lebenspendende Kraft verliehen und aus dem Edelmetall eine ganze Reihe von neuen Elementen des ökonomischen und finanziellen Fortschrittes geschaffen.

Von einem enormen Zufluß von Depositen unterstützt, hat der Kredit sehr günstige Strömungen des ökonomischen Lebens hervorgerufen.

Der inländische Kapitalmarkt wächst, verstärkt sich und erwirbt eine größere Selbständigkeit dem Auslande gegenüber. Die Wertung der Effekten steigt auf der ganzen Linie, indem sie sich in einzelnen Fällen um 5 und mehr vergrößert hat. Die Hauptleiter des Kredits, die Banken mit der Staatsbank an der Spitze, wirken Hand in Hand mit den übrigen Faktoren der Volkswirtschaft bei der Ausnutzung der günstigen ökonomischen Konjunktur; dadurch, daß die den Diskontprozent zu einem niedrigeren Satz bringen als sogar in England und in Deutschland, entwickeln sie in sehr großem Umfange die Diskont- und Kreditoperationen und erleichtern hauptsächlich bei der Mitwirkung der Regierungen die Realisirung der Ernten und den regelmäßigen Gang der Getreidecampagne.

Aber der Bankenkredit wächst nicht nur seinem Umfange nach: er schlägt zugleich eine Richtung ein, welche für die Provinz und für die breite Volksmasse am günstigsten ist — die Richtung der Dezentralisation. Das sich schnell entwickelnde Netz der Provinzfilialen der Banken versorgt die Provinz mit billigem Kredit zu dem Prozentsatz, der in den Hauptstädten üblich ist, weil sie ihre Geldmittel bei ihren Verwaltungen in den Zentren entlehnen. Verschiedene Arten des Volkskredits unter dem gemeinsamen Namen des „kleinen Kredits" erfahren unter unmittelbarer Mitwirkung der Regierung enorme Entwicklung. Der Hypothekenkredit erreicht fast 3 Millionen Rubel, wobei die Bauernbank allein den Bauern die Möglichkeit gewährt, im Zusammenhang mit der Agrarreform ungefähr 2 Millionen Desjatinen Land zu erwerben. Endlich erhalten die Semstwos und die Städte vom 1. Januar 1913 ab eine spezielle Kasse des städtischen und Semstwo-Kredits.

Die angeführten Verbesserungen der Volkswirtschaft, welche durch neu zuströmende Kapitalien bereichert worden ist, mußten sich natürlich in den Finanzen des Landes günstig widerspiegeln. Die freien Barmittel des Reichsschatzes erreichen die enorme Ziffer von über 900 Millionen Rubel; die Kreditoperationen werden überflüssig; der Staat hält es für seine Pflicht, in der Zeit des Wohlergehens die Staatsschulden zu vermindern, und geht zu einer verstärkten Tilgung über, welche die Ziffer der jährlichen obligatorischen Assignierungen stark übertrifft.

Auf die unmittelbarste Weise hat das Wachsen der Finanzen auf die Umwertung der russischen Fonds gewirkt, welche während des Krieges und der Wirren gesunken sind: trotz der Falltendenz, die sich für die Fonds aller Länder eingestellt hat, steigen die russischen Staatspapiere mehr um 20 %, ungeachtet der Konkurrenz der mit großer Hast emittierten Hypothekenwerte.

In der allerletzten Zeit hat der Balkankrieg alle Hauptbörsen erschüttert und sich ungünstig auf den russischen Fonds ebenso wie auf den Fonds aller Großmächte ohne Ausnahme widergespiegelt.

Es wäre eine undankbare Aufgabe, den Gang und die Bedeutung der weiteren Ereignisse im voraus zu bestimmen.

Jedenfalls zeugt das Steigen der russischen Staatsrente in der kurzen Zeit des Friedens und der Ruhe um mehr als 20 % am besten von dem von Rußland im Laufe der letzten 6 Jahre zurückgelegten Wege. Das riesenhafte Land hat sich leicht von den Folgen des Krieges und der Wirren erholt, ist erstarkt und hat sich mit einer Schnelligkeit emporentwickelt, welche nur diejenigen in Verwunderung versetzen kann, welche die unzähligen natürlichen Reichtümer dieses Landes und die Fähigkeiten seiner reichbegabten Bevölkerung nicht kennen.

A. Jermoloff,

früherer Landwirtschaftsminister:

Umriß des gegenwärtigen Zustandes der Landwirtschaft in Rußland.

Es ist allgemein bekannt, daß Rußland ein Agrarland par excellence ist. Nichtsdestoweniger ist es eine im höchsten Grade schwierige Aufgabe, die Lage der russischen Landwirtschaft in kurzen Worten darzustellen. Das läßt sich durch die territoriale Größe des Landes und die äußerste Mannigfaltigkeit der natürlichen, historischen und ökonomischen Bedingungen, durch welche seine verschiedenen Rayons und Gegenden gekennzeichnet werden, erklären. Die Schwierigkeit dieser Aufgabe wird noch im gegenwärtigen Moment vergrößert infolge jener Evolution, welche sich jetzt in Rußland in den Verhältnissen des bäuerlichen Grundbesitzes und der Wirtschaft unter der Wirkung der neuesten Gesetze, betreffend den Übergang aus der Landgemeinde (Obschzina) zum Einzelbesitz, vollzieht.

Um diese Bedingungen näher zu kennzeichnen, wollen wir hier vor allem die Statistik über die Verteilung des Grundeigentums in Rußland anführen.

Ein großes Quantum des Grund und Bodens in Rußland ist in den Händen der Krone (Kasna) konzentriert, welcher fast $^2/_5$ der Fläche des europäischen Rußlands oder zirka 110 Millionen Desiatin*) gehört. Der größte Teil des fiskalischen Landbesitzes besteht jedoch aus Waldflächen (69 Prozent), welche hauptsächlich im nördlichen und nordöstlichen Gouvernement liegen.

Angesichts der geringen Dichtigkeit der Bevölkerung dieser Ortschaften, aber auch der bestimmten Eigenart der letzteren können diese Ländereien, trotz der herrschenden Meinung, mit wenigen Ausnahmen, vorläufig nicht als Fonds zur Vergrößerung der Saatfläche und folglich auch nicht zur Erweiterung des bäuerlichen Grundbesitzes dienen.

Den zweiten Platz nach dem fiskalischen Grund und Boden nehmen in Rußland ihrem Umfange nach die den Bauern bei ihrer Befreiung im Jahre 1861 zugewiesenen Anteile (nadieli) ein. Sie bilden zirka $^1/_3$ der Gesamtfläche des europäischen Rußlands und erscheinen als die vorherrschende Form des Grundbesitzes in den zentralen agrarischen Gouvernements, an der Wolga, in Klein-Rußland und auch in den östlichen Gouvernements. Der Gesamtflächeninhalt derartiger Ländereien beträgt im europäischen Rußland 125 Millionen Desiatin.

Außer dem zugewiesenen Grund und Boden befindet sich in den Händen der Bauern noch über $24^1/_2$ Millionen Desiatin gekaufter Boden, welcher Privateigentum der Bauerngemeinden, Bauerngenossenschaften und einzelner Bauern ist.

---

*) Die Desiatina ist 1,1 Hektar gleich.

Der Flächeninhalt dieser Ländereien hat sich besonders während der letzten Jahre vergrößert, wobei allein unter dem Beistand der Bauern-Bank (Krestiansky-Bank) über 14 Millionen Desiatin in die Hände der Bauern übergegangen sind (während eines Zeitraumes vom Jahre 1883 bis 1911). Und da die Frage der Erweiterung des bäuerlichen Grundbesitzes an der Tagesordnung der sozial-ökonomischen Staatspolitik steht, so ist anzunehmen, daß sich in Zukunft dieser Grundbesitz noch vergrößern wird.

Im Privatbesitz der übrigen Stände (außer den Bauern) Rußlands befinden sich gegenwärtig zirka 75 Millionen Desiatin Land. Dieser Flächeninhalt nimmt, im Gegensatz zum bäuerlichen Privatgrundbesitz, mit jedem Jahre ab.

Über 7 Millionen Desiatin Land gehören in Rußland dem Apanagen-Ressort (Eigentum der kaiserlichen Familie) und zirka 10 Millionen Desiatin den Kirchen, Klöstern, den Städten usw.

Es muß noch bemerkt werden, daß unter den privaten Grundbesitzern, die Bauern hierbei miteingerechnet, zirka 85 Prozent die kleinen Grundbesitzer ausmachen, welche einen Flächenraum von 1 bis 100 Desiatin besitzen. Die Zahl aber der mittleren Besitzer (von 100 bis 1000 Desiatin) übersteigt nicht 12 Prozent der Gesamtzahl, und endlich ist der Großgrundbesitz (über 1000 Desiatin) in den Händen von nicht mehr als 3 Prozent sämtlicher Grundbesitzer konzentriert.

Zugleich mit der angeführten Verteilung des Grundbesitzes soll noch darauf hingewiesen werden, daß die Zahl der Grundbesitzer im Verhältnis zu der Gesamtbevölkerung in Rußland über 36 Prozent beträgt. Außerdem nimmt Rußland beinahe die erste Stelle in Europa in bezug auf das Vorherrschen des Kleingrundbesitzes ein; so werden bei uns Besitztümer mit einem Flächeninhalt bis 10 Desiatin auf $99^1/_2$ Prozent der Gesamtzahl der Besitztümer berechnet. Die Erweiterung des Kleingrundbesitzes in Rußland wird insbesondere durch die von uns am Anfange dieser Skizze erwähnten neuesten Agrargesetze und speziell durch die Gesetze betreffend den Übergang von der gemeinschaftlichen Bodenbenutzung zum Privatbesitz begünstigt.

Um die ganze Wirkung der neuen Gesetzgebung zu würdigen, muß daran erinnert werden, daß die große Umgestaltung vom 19. Februar 1861, begleitet von der den Bauern verliehenen persönlichen Freiheit, der gesellschaftlichen Ordnung und der Grund- und Bodenversorgung, die früheren Pfeiler ihres wirtschaftlichen Habitus — die Grund- und Bodengemeinschaft und den Hofbesitz — in der Gestalt, wie sie sich in der Zeit bis zur Reform ausgebildet haben, aufrecht erhalten und bis zu einem gewissen Grade sogar verstärkt hat.

Insgesamt wurde, innerhalb des europäischen Rußlands, nach dem erwähnten Akte, sämtlichen Bauern als Anteil durch Auskauf bis 109 Millionen Desiatin zugewiesen; von diesen wurden bis 90 Millionen Desiatin den Landgemeinden und über 19 Millionen Desiatin dem bäuerlichen Hofbesitz überführt. Auf diese

Weise wurde die gemeinschaftliche Bodenbenutzung gesetzlich für fast $^5/_6$ sämtlichen bäuerlichen Grund und Bodens bestimmt.

Diese gemeinschaftliche Ordnung (Obschzina), in welcher die Gesetzgeber der „Epoche der großen Reformen" nur eine temporäre, den extensiven Wirtschaftsbedingungen damaliger Zeit vollständig entsprechende, vorübergehende Erscheinung erblickten, wurde jedoch unter der Regierung Kaiser Alexander III. gleichsam noch mehr befestigt. Während dieser Regierung wurde am 14. Dezember 1893 ein Gesetz erlassen, welches das bis zu jener Zeit geltende Recht jedes Hofbesitzers nach Bezahlung des Auskaufdarlehens die Zuweisung eines entsprechenden Stück Landes aus dem Gemeindegrundbesitz zu verlangen, abschaffte.

Unter dem Einfluß der längere Zeit vorherrschenden Ansicht, als ob die Landgemeinde (Obschzina) das beste Mittel jedem Bauern den notwendigen Wohlstand zu sichern und ein wirksamer Schutz gegen die Entstehung eines ländlichen Proletariats sei, wurde durch den Erlaß des neuen Gesetzes die Möglichkeit, aus der Landgemeinde auszutreten, vom Willen und Ermessen ihrer Mitglieder abhängig gemacht.

Die künstliche Befestigung der Gemeindeordnung mußte jedoch in Widerspruch zu den Forderungen des realen Lebens treten.

Die veränderten ökonomischen Bedingungen und das beständige Anwachsen der Bevölkerung haben in deutlicher Weise alle Mängel der die Entwickelung der russischen Landwirtschaft hemmenden Gemeindeordnung erkennen lassen.

Diese Mängel sind allgemein bekannt und bestehen hauptsächlich in der Unterdrückung der Persönlichkeit des Bauern, der keine Veranlassung hat, auf seinem Anteil (Nadjel) irgend welche Meliorationen einzuführen, da dieser Anteil nicht ihm gehört und bei der ersten neuen Verteilung des Bodens unter die Gemeindemitglieder derselbe ihm weggenommen und einem andern übergeben werden kann.

Der aus der Gemeindeordnung sich ergebende Zwang in der Wechselwirtschaft und in der Bearbeitung nimmt außerdem dem Gemeindemitglied die Möglichkeit, zu höheren Agrikulturformen überzugehen, mag er auch dazu einen gewissen Antrieb haben. Die durch das Prinzip der Ausgleichung hervorgerufene Streuländereischaft und die äußerste Zerstückelung der Anteile wirkt in der heillosesten Weise auf die Interessen der bäuerlichen gemeinschaftlichen Wirtschaft ein, dieselbe nicht fortschreiten lassend, und der dadurch der Volkswirtschaft verursachte kolossale Schaden läßt sich nicht auch nur annähernd berechnen.

Die Schäden der Landgemeinde führten endlich dazu, daß am Anfang des neuen Jahrhunderts um die zweite Hälfte des ersten Jahrzehnts in der Volkswirtschaft Rußlands schwere Anzeichen des gestörten Gleichgewichtes hervortraten, und die Beseitigung einer so wenig beständigen Form des Grundbesitzes, wie der Landgemeindebesitz ist, wurde endlich sowohl seitens der Gesellschaft als auch der Regierung für ökonomisch zweckmäßig und politisch notwendig anerkannt.

Der am 9. November 1906 dem Staatssekretär P. Stolypin erteilte aller-

höchste Ukas, welcher nachträglich die dezisive gesetzgeberische Sanktion im Gesetz vom 14. Juni 1910 erlangte, hat einen festen Grund zur wesentlichen Erneuerung des Wirtschaftslebens im russischen Dorfe gelegt. Durch den Erlaß dieses Ukas wurde die Persönlichkeit der einzelnen Bauern von der Macht der Landgemeinde befreit und jedem wurde die Möglichkeit zuteil, sich in die Lage eines selbständigen Wirts und Privateigentümers zu bringen.

Der gleichzeitig damit in großen Dimensionen zur Entfaltung gelangte Prozeß der Überführung zugeteilten Grund und Bodens in Eigentum der Landwirte und deren Übertritt in Farmen und „Otruba" veranlassen diese Erscheinungen für den bedeutendsten Faktor der Volkswirtschaft des Landes während der letzten 5 Jahre zu halten.

Was die Überführung des Anteiles (Nadiely) in Privateigentum betrifft, so hat dieselbe sich anfangs, so lange die Bevölkerung noch wenig über die Normen des Ukas informiert war, langsam verbreitet, nachträglich aber erreichte dieser Prozeß eine außergewöhnliche Spannung und dauert mit bedeutender Kraft gegenwärtig fort. Nach den offiziellen Angaben beträgt die Zahl der Höfe, die ihre Anteile in Privateigentum überführten, zum 1. Januar 1912 mehr als zwei Millionen und dabei wurde nur in einem einzelnen Jahre, vom 1. Mai 1908 bis zum 1. Mai 1909 dreimal mehr Anteilland überführt, als durch den Austritt aus der Landgemeinde auf Grund der Verordnung über den Auskauf während sämtlicher 45 Jahre. Hätte sich der Prozeß in demselben Tempo auch fernerhin vorwärts bewegt und dabei gleichmäßig über ganz Rußland, so würden ungefähr in 20 bis 25 Jahren sämtliche Höfe der Gemeindedorfschaften ihre Böden in persönliches Eigentum überführt haben.

Im Zusammenhang mit der Überführung des Grund und Bodens in Privateigentum und gleich darnach ist bei den aus den Landgemeinden ausgetretenen Bauern die Bestrebung entstanden, die Lage ihrer Wirtschaft auf dem abgesonderten Stück Land zu verbessern. Der dadurch hervorgerufene Übergang in Farmen und „Otruba" erfolgt gegenwärtig unter der Mitwirkung der speziell gebildeten Bodeneinrichtungs-Kommissionen, welche die Bildung von abgerundeten bäuerlichen Privatbesitztümern zum Endziel ihrer Tätigkeit haben.

Während ihrer fünfjährigen (1907—1911) Tätigkeit sind sehr bedeutende Resultate erzielt worden.

Nach den offiziellen Angaben sind Gesuche über die Verbesserung der Bodenbenutzungsbedingungen bis zum 1. Januar 1912 von 2 635 202 Höfen eingegangen, was zirka $^1/_5$ der Gesamtzahl der Bauernhöfe in den Rayons der „Bodeneinrichtung" ausmacht.

Bodeneinrichtungsprojekte unter der Festsetzung aller Einzelheiten des vorgemerkten Austausches und der Verteilung sind in den verflossenen Jahren für 1 372 322 Höfe mit einer Fläche von 12 402 925 Desiatin entworfen.

Aus dieser Fläche wurden 5 258 170 in Farmen und Otruba zerteilt und in

Privateigentum von 523 408 einzelner Landwirte überführt, und 2 808 860 Desjatin unter den dicht bevölkerten Landgemeinden verteilt, kleine Niederlassungen ausgesondert usw.

Ferner wirkten die Kommissionen in gemeinsamer Arbeit mit der bäuerlichen Agrar-Bank. In Sachen betreffend den Erwerb von privaten Landgütern für die Rechnung der Bank haben die Kommissionen in den verflossenen 5 Jahren 6036 Anträge über die Veräußerung von 7 138 388 Desjatin geprüft und den Kauf hinsichtlich 5 131 046 Desjatin den Bodeneinrichtungszwecken entsprechend anerkannt.

Außerdem wurden aus den fiskalischen Ländereien 305 000 Desjatin den Bauern zu Vorzugsbedingungen in der Form von Farmen und Otrub-Parzellen verkauft.

Bei der getrennten Niederlassung der Bauern auf den Anteilländereien und deren Übersiedelung auf den erworbenen Bank- und fiskalischen Boden haben die Kommissionen den Bauern für die Einrichtung der Wirtschaft an den neuen Orten eine Geldunterstützung zukommen lassen. In 5 Jahren wurden aus der Gesamtzahl von über eine Million Hofbesitzer, welche sich auf den Anteilboden und den den Bauern verkauften Bank- und fiskalischen Ländereien eingerichtet hatten, an 242 020 Hofbesitzer Darlehen und Unterstützung in einer Gesamtsumme von 19 918 110 Rubel gewährt.

Die Entstehung von Farmenwirtschaft vollzieht sich fast überall in ganz Rußland, besonders hervorgetreten in dieser Beziehung sind jedoch die südlichen, südwestlichen, weißrussischen, nordwestlichen und zum Teil an der Wolga liegenden Gouvernements. So fallen auf 13 Gouvernements aus diesen Rayons zirka 70 Prozent sämtlicher bis 1912 entstandener Farmen und „Otruba".

Die wirtschaftlichen Resultate der getrennten Ansiedelung mit der Einrichtung von Farmen haben sich, soweit die vorhandenen Angaben eine Beurteilung zulassen, schon als günstig erwiesen und an vielen Orten wurde das Aufblühen der Landwirtschaft dort ermöglicht, wo früher deren Verfall zu beobachten war.

Die neue Gesetzgebung hat sich, wie es scheint, als den Interessen bedeutender Massen der Bauernschaft entsprechend erwiesen und ist von wohltätigem Charakter.

Es muß dabei auch noch in Betracht gezogen werden, daß die Mehrheit der Bauern, welche sich in dieser Weise getrennt angesiedelt haben, durch die Einführung vollkommenerer Verfahren und Farmenwirtschaft gleichsam die Pioniere der in der letzten Zeit stark bemerkbaren Bestrebung der Bevölkerung, die Technik des Landbaues zu verbessern, sind.

Auf die Ansiedelung der Bauern in Farmen „Otruba" bedacht, hat die Regierung zugleich auch die Bedürfnisse der Bevölkerung an Grund und Boden dort, wo unter der Einwirkung der größeren Bevölkerungsdichtigkeit eine Notwendigkeit darin sich besonders scharf fühlbar machte, nicht unberücksichtigt gelassen. Als die ersten Schritte in dieser Richtung erscheinen die Bestrebungen zur Erleichterung

und Regelung der Übersiedelung der Bauern auf die freien fiskalischen Ländereien in Asiatisch-Rußland. Diese Übersiedelung hat nach der Beendigung des japanischen Krieges große Dimensionen angenommen; im Jahre 1907 sind ungefähr 400 000 Personen beiderlei Geschlechts über den Ural gezogen und im Jahre 1908 hat diese Zahl sich bis auf 600 000 vermehrt. Später hat die Übersiedelungsbewegung ein wenig abgenommen, vollzieht sich jedoch auch jetzt mit bedeutender Stärke und im Jahre 1911 z. B. sind 226 000 Personen beiderlei Geschlechts nach Sibirien ausgewandert.

Die Bauern, welche nach Sibirien gesiedelt sind, bekamen fiskalischen Boden, auf welchem dann Übersiedelungsparzellen von 10 bis 15 Desiatin auf eine Person männlichen Geschlechts gebildet werden, unentgeltlich zugewiesen und die Regierung trifft umfassende Maßnahmen, die Übersiedler an den neuen Orten einzusetzen, und vielen von diesen gelang es schon, sich dort besser einzurichten, als in ihrer früheren Heimat.

Im Interesse aber der Ansiedelung der Bauern in ihrem Heimatsgebiet werden von der Regierung Maßnahmen zur Erweiterung des ländlichen Grundbesitzes auf Kosten des zur Veräußerung gelangten Privatgrundbesitzes getroffen. Die praktische Erfüllung dieser Aufgabe ist der bäuerlichen Agrar-Bank übertragen, die, wie wir schon gesehen haben, ihre Sorgfalt nicht nur zur Vergrößerung des bäuerlichen Grundbesitzes mittels Wiederverkauf des bei ihr vorhandenen Bodens, sondern auch durch die Gewährung von Darlehen zum Landerwerb durch die Bauern unmittelbar von den Privatbesitzern verwendet.

Nachdem wir auf diese Weise den Prozeß, welcher gegenwärtig in Rußland unter der Einwirkung der neuesten Agrargesetzgebung sich vollzieht, erklärt haben, wollen wir jetzt zur Charakteristik jener natürlich-historischen Bedingungen, unter welche die russische Landwirtschaft gestellt ist, übergehen und zum Schluß seinen gegenwärtigen Zustand schildern.

Der ungeheure Umfang Rußlands hat eine große Mannigfaltigkeit des Klimas zur Folge. Trotz des rauhen Klimas wachsen die Getreidearten in Rußland höher als in andern Ländern. Die Wintermonate zeichnen sich im größten Teil Rußlands durch anhaltende und starke Fröste aus; die Flüsse werden vom Eis bedeckt, und die Felder vom Schnee, welcher jedoch der Wintersaat als guter Schutz dient, schneelose Winter dagegen gelten als für die Vegetation schädlich.

Die Vegetationsdauer des Sommergetreides nimmt vom Westen zum Osten ab, da der Sommer in dieser Richtung heißer und trockener ist. Die Menge der Niederschläge schwankt zwischen 150 bis 650 Millimeter. Am meisten Feuchtigkeit fällt im Norden und Westen, und am wenigsten im Süden und Südosten. In dem letzteren Rayon werden oft Dürren beobachtet. Zentral-Rußland nimmt hinsichtlich der Feuchtigkeit eine mittlere Stelle ein.

Der Boden des europäischen Rußlands läßt sich in zwei Gruppen einteilen: Schwarzerde, oder südliche, und nördliche (Lehm- und Sandboden). Die

Linie, welche diese beiden Gruppen trennt, geht ungefähr von der österreichischen Grenze bis zu Kiew, dann nach Orel, Tula, Riasan, Nizny-Nowgorod und Ufa in einer mehr oder weniger ungeraden Richtung. Südlich von dieser Linie erstreckt sich bis zu den Vorbergen des Kaukasus und dem Astrachaner Sand die Schwarzerde. Letztere nimmt eine Fläche von ungefähr 100 Millionen Desiatin ein. Wälder gibt es im Rayon der Schwarzerde sehr wenig oder fast gar nicht. Im Süd-Westen grenzt die Schwarzerde an unfruchtbaren Flugsand, den man jetzt energisch durch verschiedene kultur-technische Mittel zu befestigen begann. Im Norden von der Schwarzerde bis zum Weißen Meer dehnen sich die sogen. nördlichen Ländereien aus, äußerst verschiedenartig nach ihrem mechanischen Bestand, ihren physischen Eigenschaften und ihrer Fruchtbarkeit.

Die Saatfläche im europäischen Rußland beträgt über ein Viertel des gesamten Raumes (im Königreich Polen ist sie gleich $^1/_2$), wobei der Landbau seine größte Entwickelung im Landstrich der zentralen Schwarzerde und im Süden erreicht, nach Norden aber verringert sich das Quantum des Ackerlandes und je weiter, desto bedeutender. Dort überwiegen nur Wiesen und Weideplätze, stellenweise gibt es in diesen Rayons ausgedehnten Moorboden, zu dessen Trockenlegung jetzt geschritten wurde.

Als die hervorragendsten dem Reichtum der Naturbedingungen nach erscheinen bei uns der Schwarzerdelandstrich und die südlichen und südöstlichen Steppengebiete. Leider gibt es jedoch in Rußland je weiter nach Süden und Südosten desto weniger Niederschläge und desto ungleichmäßiger verteilen sie sich unter die Jahreszeiten. Infolge derselben werden die erwähnten Rayons sehr oft von der Dürre heimgesucht und die dort wohnende Bevölkerung leidet unter Mißernten und Hungerszeiten, welche sehr schwer auf das Staatsbudget rückwirken. Periodisch sich wiederholend, haben diese Mißernten in einzelnen Jahren kolossale Rayons des Reiches umfaßt.

Diese Erscheinung mußte notwendigerweise die Aufmerksamkeit der Zentral-Regierung auf sich lenken, und hat diese schon vor langer Zeit zum Kampf gegen die starken Folgen der Hungerszeiten verschiedene Maßnahmen getroffen. Als Resultate dieser entstand auch in Rußland die sogenannte Verpflegungsgesetzgebung.

Es ist uns hier unmöglich, auf die Erörterung der Verpflegungsfrage einzugehen, wir werden jedoch darauf hinweisen, daß das Wesentliche der Verpflegungsgesetzgebung noch nicht ganz auf der Höhe ist, da die Bauern, auf die Hilfe der Regierung in Notzeiten zu hoffen gewohnt, sich ihrerseits nicht bemüht haben, selbständig durch Hebung ihres Wirtschaftsniveaus gegen die Mißernte usw. zu kämpfen.

Zugleich damit muß jedoch auch das bemerkt werden, daß die in den letzten Jahren auf die Bekämpfung der Mißernten gerichtete energische und gemeinsame

Tätigkeit der Regierung, der Semstwos, der landwirtschaftlichen Gemeinden und einzelner Landwirte anscheinend die gewünschten Resultate zeitigen wird und mit der Zeit die früheren Mißgeschicke der russischen Landwirtschaft aus den Blättern der Geschichte auslöschen und ihr die Möglichkeit geben wird, zu erstarken und dort zur Blüte zu gelangen, wo noch vor kurzem von einer Verbesserung nichts zu spüren war.

Der Fortschritt der Landwirtschaft in Rußland ist schon gegenwärtig eigentlich keine Frage der Zukunft, vielmehr läßt er sich an vielen Orten des Reiches konstatieren.

So könnte man in den mittleren, südlichen und den an der Wolga liegenden Gouvernements die Entwickelung neuer, höherer Formen der Landkultur, verbunden mit der Einführung von neuen Gewächsen in die Wechselwirtschaft und sichtbarer Verbesserung der Technik im Feldbau, aufs deutlichste bemerken.

Eine weite Verwendung finden hier die Futterkulturen: ausgiebige Futterkräuter, Futterrüben, im Süden: Kukuruz.

Der Futterbau auf den Feldern und die Kulturen der Wurzelfrüchte werden überall eingeführt und vergrößern sich von Jahr zu Jahr.

Ein Verfahren der verbesserten Bodenbearbeitung, das den Kampf gegen Dürre, von welcher diese Rayons oft heimgesucht werden, bezweckt, ist im südlichen Landstrich entstanden und wird in großem Umfange angewendet.

Im Süden und neben der Wolga, ebenso auch im mittleren Landstrich nehmen die Bauern in dem Maße, wie sie aus derObschzina auszutreten pflegen, die ihnen von den Agronomen empfohlene vielfeldrige Wechselwirtschaft an und führen Reihen-Saaten (Drill-Saat) und die tiefere Aufackerung des Bodens mit Pfluggespannen ein.

Im nördlichen, nicht schwarzerdigen, Landstrich hat sich der Futterbau ersichtlich entwickelt, wobei sehr viele Wirte, sowohl hier als auch in Zentral-Rußland, Futterbaukultur auf Samen praktisch anzuwenden begannen.

Im Norden werden zu derselben Zeit Maßnahmen zur Verbesserung der Wiesen energisch durchgeführt und die Milchwirtschaft, welche einen Handelscharakter annahm, hat sich sehr bemerkbar entwickelt.

Parallel damit stieg hier und ebenso in den nordwestlichen Gouvernements der Flachsbau, der von jeher diesen Rayons eigentümlich ist.

In den nördlichen und westlichen Rayons wurde die Aufmerksamkeit auf die Moorkultur gerichtet und es entstanden sogar Experimentier-Anstalten, die damit zusammenhängende Fragen bearbeiten.

Unter der Einwirkung der unlängst organisierten Musterwirtschaften, insbesondere in den Rayons der „Bodeneinrichtung", haben sich bei den Bauern solche wichtige Wirtschaftszweige, wie der Gemüse- und Gartenbau entwickelt. Auch legt die Verbreitung der Rahmen-Bienenkörbe unter den Bauern von der

bei ihnen entstandenen Bestrebung, die Bienenzucht zu einer Einnahmequelle zu gestalten, Zeugnis ab.

Als der beste Beweis für die Entwickelung der landwirtschaftlichen Technik und für die Verbreitung verbesserter Landbausysteme in Rußland muß der von Jahr zu Jahr in bedeutendem Umfange zunehmende Bedarf an landwirtschaftlichen Maschinen und Geräten dienen. Weder der Krieg mit seinen schweren Folgen, noch die inneren Wirren haben die Vergrößerung der Nachfrage nach diesen Gegenständen zu hindern vermocht.

Die russischen Landwirte bedienen sich gegenwärtig der vollkommensten Typen von Maschinen und Geräten, und man kann wohl selten in einem Lande so verschiedenartige Muster derselben vorfinden, wie bei uns.

Außerdem bürgert sich in Rußland selbst eine Fabrikation verschiedener landwirtschaftlicher Maschinen ein und wird dieselbe mit der Zeit wahrscheinlich imstande sein, den Bedarf seitens der Bevölkerung zu decken.

Zum Zwecke der Versorgung der Landwirte mit vervollkommnetem Inventar sind über das ganze europäische Rußland landwirtschaftliche Lager der Semstwos und der Privaten verbreitet, und im asiatischen Rußland befindet sich ein Netz staatlicher Lager.

Als die in volkswirtschaftlicher Beziehung am meisten vorgeschrittenen Rayons erscheinen nicht nur gegenwärtig, sondern schon seit langem die baltischen Provinzen, das Königreich Polen und die südwestlichen Gouvernements.

In den baltischen oder Ostseeprovinzen wirtschaften die Bauern schon lange auf abgesonderten Farmen und verfügen über eine regelrecht eingerichtete Fruchtwechselwirtschaft mit großer Entwickelung des Futterstreifens und Bodendüngung. Die Wirtschaft auf den Privatgütern ist hier von jeher sehr vollkommen.

Das Königreich Polen und die südwestliche Gegend zeichnen sich unter den andern Rayons durch bessere klimatische, ökonomische, allgemein kulturelle und günstigere Bodenbedingungen aus. Hier, wie auch im Ostseegebiet, finden wir eine Menge vereinzelter, wirtschaftlicher Einheiten mit einer schon festgelegten Bewirtschaftungsart und einem äußerst intensiven Wirtschaftssystem, mit einer Menge der kostbarsten Gewächse. Die sich hier vorfindende Wechselwirtschaft unterscheidet sich durch nichts von der Wechselwirtschaft West-Europas und bei den besseren Wirtschaften läßt sich schon ein Übergang zu dem sogenannten freien System erkennen, wo man sich nicht an ein von vornherein bestimmtes Wechselwirtschafts-System hält, sondern nur das bearbeitet, was sich im gegebenen Moment, je nach den Bedürfnissen des Marktes, als vorteilhaft erweist. Mit einem Wort, das ist die am meisten vorgeschrittene Gegend, wo die Landwirtschaft ihre Blüte erreicht hat.

Als die Besonderheiten der Bewirtschaftungsweise in dieser Gegend erscheinen die von Jahr zu Jahr wachsende Anwendung der künstlichen Düngung und das allmähliche Verschwinden der unproduktiven Brache aus der Wechselwirt-

schaft. In den meisten Wirtschaften werden infolge der ungeheuren Nachfrage seitens der Fabriken Kartoffeln und Zuckerrüben gebaut. Ihren Fortschritt verdankt die Landwirtschaft Rußlands in bedeutender Weise den seitens der Regierung und der Semstwos getroffenen Maßnahmen.

Allein das Wachsen des Budgets des landwirtschaftlichen Ressorts (Departement des Landbaus) zeigt in beredsamer Weise, wie weit diese Maßnahmen sich in der letzten Zeit entwickelt haben.

In den verflossenen vier Jahren ist das Ressortbudget beinahe um das sechsfache gewachsen, noch im Jahre 1909 stellte es sich auf etwas über 5 Millionen und im Jahre 1912 wurde der Ausgabenanschlag schon in Summe von etwas weniger als 22 Millionen Rubel berechnet, für das Jahr 1913 wird schon über 30 Millionen verlangt.

Eine besondere Erwähnung verdient die Tätigkeit des landwirtschaftlichen Ressorts betreffend die Einführung und Verbreitung der landwirtschaftlichen Bildung, die Entwickelung des speziellen Experimentalwesens und die Realisierung der unmittelbaren ökonomischen Hilfeleistung für die Bevölkerung.

Gegenwärtig werden in Rußland 6 höhere landwirtschaftliche Lehranstalten, 20 mittlere und 270 niedrigere Schulen der Landwirtschaft im allgemeinen und ihrer verschiedenen Zweige gezählt.

In der nächsten Zeit steht die Vermehrung der Zahl der landwirtschaftlichen Lehranstalten aller drei Gattungen bevor, wobei schon vom Jahre 1913 an noch ein höheres landwirtschaftliches Institut (Woronesch) errichtet wird.

Parallel mit der Schulbildung entwickelt sich in Rußland auch die landwirtschaftliche Bildung außerhalb der Schule.

Diese wird hauptsächlich verwirklicht auf dem Wege der Vorlesungen und Besprechungen, die durch Agronomen und Wanderlehrer organisiert werden, wie auch mittelst zeitweiliger Kurse, welche zu verschiedenen Zeiten an verschiedenen Orten, von Semstwos und von der Regierung eröffnet werden.

Was das landwirtschaftliche Experimentalwesen anbetrifft, so war dasselbe ein Gegenstand besonderer Fürsorge des Landwirtschaftsministeriums seit dessen Entstehung.

Die größte Bedeutung hat der Ressort den örtlichen Experimentieranstalten beigelegt; diese hatten die Ausführung wirtschaftlicher und praktischer Versuche und Untersuchungen auf dem Gebiete der Agronomie und der Landwirtschaft zum Zwecke der Ermittelung einer besseren Arbeitsweise im Landbau im Auge.

Die örtlichen Experimentieranstalten sind bei uns erst vor 30 Jahren entstanden und ihre Zahl hat sich besonders während des letzten Jahrzehnts vermehrt.

Insgesamt wurden zu Beginn des Jahres 1912 über 110 Experimentieranstalten gezählt, von denen nicht weniger als 70 in der Zeit vom Jahre 1900 bis 1912 entstanden.

Von dieser Zahl wurden 38 Experimentieranstalten seitens der Regierung

gerechnet, die übrigen mit Geldunterstützung der letzteren durch die Initiative der Semstwos, der landwirtschaftlichen Gesellschaft, privater Personen und verschiedener Anstalten und Organisationen ins Leben gerufen.

In nächster Zukunft wird sich wohl das russische Experimentierwesen stark entwickeln. Das neue soeben genehmigte Gesetz über die Experimentieranstalten sieht die Vermehrung der Zahl der staatlichen Experimentierstationen, Verstärkung der Mittel der schon existierenden und Vergrößerung der den nicht staatlichen Experimentierstationen usw. gewährten Subsidien vor.

Auf Grund des neuen Gesetzes wird beabsichtigt, schon vom Jahre 1913 an mit der Organisation von 5 Semstwokreislandwirtschaftlichen Experimentierstationen in Moskau, Charkow, Saratow, Ekaterinoslaw und Kiew zu beginnen. Die Einrichtung dieser Stationen wird in einer Periode von 4 bis 5 Jahren vollendet sein.

Die Erweiterung des Experimentierwesens kommt auch in der Erweiterung seines Programms und, dementsprechend, in der Art der Experimentierstationen zum Ausdruck. Gegenwärtig wird ein genaueres experimentales Studieren nicht nur des Feld- und Pflanzenbaus, sondern auch der einzelnen Zweige, wie Garten- und Gemüsebau, Wiesenbau und Moorkultur, auf die Tagesordnung gestellt, ebenso tritt die Frage über die Experimentierstationen für Viehzucht und Milchwirtschaft hervor. Ferner zeigen sich schon einige Experimentierstationen zum Erlernen des Baues landwirtschaftlicher Maschinen, auch Experimentierstationen des Selektionswesens brechen sich rasch Bahn.

Zum Experimentalwesen im eigentlichen Sinne gehören auch Untersuchungen verschiedener Art und die sogenannten Kollektivexperimente.

Die Kollektivexperimente, zugleich in einem ganzen Netz von Bezirken, in irgend einem Rayon organisiert, wurden im verflossenen Jahre in 21 Gouvernements durch 21 Semstwos und 6 Landwirtschaftsgesellschaften eingeführt.

Die unmittelbare ökonomische Hilfeleistung für die Bevölkerung — sie wird durch den Landwirtschaftsressort realisiert — drückt sich in der Organisation von verschiedener Art vorbildlicher Maßnahmen aus, welche gemeinsam mit den Semstwos und landwirtschaftlichen Gesellschaften durchgeführt werden. Diese Maßnahmen sind hauptsächlicherweise auf die Verbreitung eines verbesserten Verfahrens der Bodenbearbeitung, der Geräte, Düngung, Samen usw. und auch auf die Verbesserung verschiedener spezieller Landwirtschaftszweige gerichtet.

In unmittelbarem Zusammenhang mit der Entwickelung der rechtlichen landwirtschaftlichen Unternehmen der Regierung vergrößern sich auch bedeutend die seitens der lokalen landwirtschaftlichen Institutionen für den landwirtschaftlichen und ökonomischen Teil bestimmten Assignationen. So wurden im Jahre 1909 für diesen Gegenstand seitens verschiedener Semstwos zirka 7 Millionen assigniert, im Jahre 1912 aber überstieg diese Summe schon 12 Millionen. Insbesondere weisen die Semstwos der süd- und nordöstlichen Gouvernements, wo die Entwicke-

lung der agronomischen Maßnahmen mit riesenhaften Schritten vorwärts geht, die größte Zunahme auf.

Eine besonders durchgreifende Vergrößerung hat der Ausgabenaufwand der Semstwos für den Unterhalt des agronomischen Personals erfahren, wobei allein während der letzten 3 Jahre die Zahl der Semstwo-Agronomen und der Techniker landwirtschaftlicher Spezialität sich auf das dreifache vermehrt hat, die gesamte Armee aber dieser wirkenden Kräfte erreicht, wenn man das auf Kosten der Reichsrentei unterhaltene Personal mit einberechnet, gegenwärtig eine sehr bedeutende Größe.

Zugleich mit dem Fortschritt im Feldbau und teilweise in der Viehzucht läßt sich in Rußland in der letzten Zeit auch ein Aufschwung der mit der Landwirtschaft zusammenhängenden technischen Produktionen beobachten.

Die erste Stelle in dieser Beziehung nimmt die russische Zuckerrüben-Industrie ein.

Im Jahre 1911 bis 12 funktionierten in Rußland 281 Zuckerfabriken und der Flächeninhalt der Rübensaat betrug über 712 000 Desiatin. Durch die russischen Fabriken wurden in dieser Periode zirka 900 Millionen Pud Rüben umgearbeitet; dabei wurde nicht weniger als 120 Millionen Zucker gewonnen. Der Verdienst der örtlichen Bevölkerung an der Zuckerrüben-Industrie betrug für das Jahr über 200 Millionen Rubel.

Nach der Zuckerrüben-Industrie soll an zweiter Stelle das Branntweinbrennen folgen.

Die in der letzten Zeit beobachtete Entwickelung dieser Produktion, welche in engem Zusammenhang mit der Landwirtschaft steht, weist darauf hin, daß die Bedingungen der landwirtschaftlichen Industrie in Rußland eine Änderung zum Besseren erfahren haben.

Besonders interessant erscheint die Tatsache, daß das landwirtschaftliche Branntweinbrennen in Rußland vorherrschend geworden ist. So übersteigt das Verhältnis des landwirtschaftlichen Brennens zum allgemeinen prozentual jetzt schon 60 Prozent, während vor 10 Jahren dieses noch nicht 40 Prozent ausmachte. Gleichzeitig damit ist auch die Menge des für die Branntweinbrennereien bestimmten Ackerlandes bedeutend angewachsen. Allein unter der Einwirkung der Vermehrung der Zahl landwirtschaftlicher Brennereien hat die Bodenfläche neben diesen bis zu 2 Millionen zugenommen.

Dem absoluten Quantum des Brennens nach geht in Rußland der mittlere Schwarzerde-Rayon allem voran, dann der nord-westliche, der an der Weichsel gelegene usw.

Was die Technik des Branntweinbrennens in Rußland betrifft, so steht sie auf einer sehr hohen Stufe.

Als Rohmaterialien für die Branntweinbrennerei dienen in Rußland hauptsächlich Roggen und Kartoffeln. Letztere werden außerdem nicht wenig zur Ver-

arbeitung in Stärke und Sirup in den Kartoffel-Sirup- und Stärkefabriken gebraucht.

Produktionen dieser Art haben eine bedeutende Entwickelung, besonders im mittleren Landstrich und im Westen, erlangt.

Abgesondert von den erwähnten technischen Industrien muß die russische Butterproduktion gestellt werden, die seit kurzer Zeit eine kolossale Entwickelung durchgemacht und einen Handelscharakter angenommen hat, hauptsächlich in Sibirien und in den nördlichen Gouvernements des europäischen Rußlands.

In diesen Rayons wird ein beständiges, ununterbrochenes Anwachsen der Zahl der Butterfabriken und eine Zunahme des Quantums der gewonnenen Butter beobachtet. Weit verbreitet bei den Bauern ist die Errichtung von Butterfabriken auf korporativer Basis, besonders in Sibirien.

Dank der Ausfuhr ins Ausland begann die Butter in der Versorgung ausländischer Märkte, wo sie bei den mittleren Bevölkerungsschichten infolge ihrer Billigkeit und guter Qualitäten eine weite Popularität erworben hat, eine große Rolle zu spielen.

Dem Quantum der auf den internationalen Markt gebrachten Butter nach nimmt Rußland jetzt die zweite Stelle unter den Exportländern ein, während es im Jahre 1899 die siebente Stelle inne hatte. Aus der Zusammenstellung der Ausfuhrziffern für die letzte fünfjährige Periode ist ersichtlich, daß Rußland im Jahre 1905 Butter in der Summe von zirka 31 Millionen Rubel, im Jahre 1907 von 48 Millionen ausgeführt hat und im Jahre 1910 überstieg der Wert der ausgeführten Butter schon 50 Millionen Rubel, wobei die Butterausfuhr hauptsächlich aus Sibirien erfolgt.

Die ländliche Bevölkerung einiger Ortschaften des nördlichen Rayons und Sibiriens erhält jetzt durch die Butterfabrikation bedeutende Verdienste, die diejenigen des Ackerbaues und anderer Gewerbe übersteigen. Bei dieser Bevölkerung läßt sich ein bewußtes Verhalten zu der Sache beobachten und sie ist mit allen Mitteln bestrebt, auf dem Wege der Selbsthilfe und des Zusammenschlusses in ökonomische Verbände die Fabrikation zu verbessern und zugleich damit die Produktionsfähigkeit des Viehs und den Wert des Produktes zu steigern.

Parallel mit dem Wachsen der landwirtschaftlichen technischen Produktionen läßt sich in Rußland eine rasche Entwickelung der Industrie überhaupt konstatieren; trotzdem aber spielen die Produkte der Landwirtschaft eine herrschende Rolle und gerade diese repräsentieren fast ausschließlich unser Land auf dem Weltmarkte.

Zur Charakteristik dieses Zustandes bringen wir folgende Angaben über die Ausfuhr landwirtschaftlicher Produkte ins Ausland. So wurde Getreide aus Rußland im Jahre 1909 in der Summe von 750 Millionen Rubel und im Jahre 1910 — von 746 Millionen Rubel ausgeführt, verschiedene Milchprodukte wurden

im Jahre 1910 im Betrage von 72 Millionen Rubel, Eier beinahe für 64 Millionen Rubel usw. ausgeführt.

Wenn man den Wert der ausgeführten landwirtschaftlichen Produkte mit dem Gesamtwert der Ausfuhr ins Ausland vergleicht, so macht ersterer im Verhältnis zum zweiten zirka 80 Prozent aus.

Zur Charakteristik der gesamten Intensivität der Landwirtschaft in Rußland ist zum Schluß noch auf das allgemein bei uns beobachtete Anwachsen sowohl der Kauf- als auch der Pachtpreise für Grund und Boden hinzuweisen. Stellt man den jetzigen Grund- und Bodenpreis mit demjenigen von vor 5 Jahren zusammen, so wird die Erhöhung in einigen Rayons 25 Prozent und mehr ausmachen, sollte man aber die noch früheren Perioden in Betracht ziehen, so würde man die Bodenpreise auf das doppelte und in anderen Gouvernements auf das dreifache angewachsen rechnen müssen.

In bezug auf die Pacht drückt sich das Steigen der Preise noch schärfer aus.

Damit unsere Skizze schließend, sind wir bereit, aus voller Überzeugung die Behauptung aufzustellen, daß die Zukunft der Entwickelung der Landwirtschaft in Rußland vollständig gesichert ist und daß man die Vervollkommnung derselben um so rascher erwarten kann, je mehr die landwirtschaftlichen Kenntnisse in der Masse der Bevölkerung Verbreitung finden und Bedingungen entstehen werden, welche nicht nur den landwirtschaftlichen Groß- und Mittel-Privatgrundbesitz, sondern auch die kleinere Bauernwirtschaft befestigen werden.

Eugraph von Kowalewsky,
Mitglied der III. und IV. Staatsduma:

Das Typische im russischen Schulwesen.

Das Volksbildungswesen in Rußland läßt sich von zwei Seiten betrachten: erstens von der quantitativen Seite, wobei man verhältnismäßig mit bescheidenen Zahlen zu tun hat, zweitens von der qualitativen Seite, worunter man den allgemeinen Charakter und die leitenden Strömungen in der Entwicklung der Bildung im Lande versteht.

Erstere hat der Publizistik schon mehr als einmal dankbares Material, hauptsächlich zur kritischen Wertung geliefert.

Die zweite, für das Verständnis des Geistes unserer Kultur bedeutend wertvollere, aber im Auslande viel weniger bekannte, bildet den Gegenstand dieses Artikels, insoweit dessen geringer Umfang es gestattet.

Vor allem muß zum besseren Verständnis ein kurzes historisches Entwick-

lungsschema der Schule in Rußland und ein ganz allgemeines Bild des gegenwärtig feststehenden Systems entworfen werden.

Die Schule in Rußland entstand und entwickelte sich unter der Einwirkung der historischen Bedingungen sehr eigenartig. Wie jede Kulturerscheinung unseres Landes hat sie zwei sich streng voneinander unterscheidende Epochen durchgemacht: die bis Peter I. und diejenige nach den Reformen dieses großen Umgestalters.

Bis dahin herrschte die kirchliche Bildung — „Gramotnost" —, welche ein Besitztum weniger war und durch geistliche Personen und Staatsbeamte niedrigen Ranges gelehrt wurde. Schulen im modernen Sinne gab es nur im Süd-Westen, im Kiewer Ruß, wo sie aus dem Kampf mit den Jesuiten hervorgingen.

Bei Personen der höheren Klassen ging die einfache „Gramotnost" (Lesen- und Schreiben-Können) in Belesenheit auch kirchlichen Charakters über. Als die höchste Entwicklungsstufe dieser Kirchenbildung galten die scholastischen Akademien zu Kiew und Moskau.

Peter I. hat mit der ihm eigentümlichen Energie einen großen Stein in das stehende Wasser der russischen Kultur geworfen. Die scholastische Weisheit ist dabei schnell in die Tiefe gesunken, aber die Kreise des reinen Wassers der Aufklärung haben sich vom Zentrum aus langsam nach und nach über die Oberfläche verbreitet, so langsam, daß sie erst in unseren Tagen in die breitere Masse des russischen Volkes eingedrungen sind.

Die utilitarischen Bestrebungen und die gesunde Vernunft, die den Reformator leiteten, haben ihn gezwungen, direkt auf das nächste Ziel loszusteuern; er brauchte sogleich Mitarbeiter, eine höhere gebildete Klasse mit einer freien Denkweise. Diese hat er gleich mit dem Gesicht nach Westen gewandt, in der Meinung, daß diese Klasse gewohnheitsgemäß die übrige Masse mit sich reißen würde. Bei dem ersten Schritt nach Westen sind uns aber die Augen für die glänzenden Resultate der langjährigen Kultur aufgegangen; sich dem letzten Wort dieser alten Zivilisation anzuschließen, sich ihre Früchte zunutze zu machen, war zu verlockend. . . .

Ist es ein Wunder, daß das 18. Jahrhundert in Rußland die Akademie der Wissenschaften (1726) und die erste Universität in Moskau (1755) geschaffen hat, zu einer Zeit, wo es dort weder eine Schule noch überhaupt ein gebildetes Milieu gab?

Diese höheren Anstalten riefen Vorbereitungsschulen in der Art einer Mittelschule hervor, und erst nachher reifte der kühne Plan eines kompletten Schulsystems für alle Schichten der Bevölkerung. Dieses von Katharina II. erdachte, theoretisch angelegte System konnte nicht ganz realisiert werden. Im Laufe von weiteren drei Regierungen sind die Bemühungen für die Schulen gleichbedeutend mit den Bemühungen für die Ausbildung und Vorbereitung der Beamten- und Militärklasse geworden.

Es entstehen deshalb mit besonderer Leichtigkeit höhere, ein wenig lang-

samer mittlere Schulen; der Anfangsunterricht aber verharrt in gänzlicher Vergessenheit.

Das Jahr 1861, welches die Befreiung der Bauern von der Leibeigenschaft mit sich brachte, hat mit einem Male die Frage der Aufklärung der Massen hervortreten lassen. Der damalige Minister der Volksaufklärung, Kowalewsky, hatte ein Projekt der Einführung der allgemeinen Elementarbildung im Lande auf gesetzgeberischem Wege eingereicht.

Aber das Leben nahm einen anderen Weg. Die Zentral-Regierung fühlte das Bedürfnis einer weiteren Verbreitung der Bildung noch nicht und ging nur theoretisch auf diese Forderung ein.

Das reale, täglich hervortretende Bedürfnis nach einer Elementarbildung besitzenden Bevölkerung machte sich vor allem im inneren Leben bemerkbar.

Als dessen Sprachrohr erschienen dann die neuen Organe der örtlichen, wirtschaftlichen Verwaltung, — die Semstwos. — Die in den Semstwos tätigen Persönlichkeiten, welche aus dem früher ansässigen Adel und den frei angestellten intelligenten Beamten bestanden, — in Wirklichkeit nicht zur Verbreitung von Bildung eingesetzt, — beschäftigten sich jedoch im Laufe von 30 Jahren sehr eifrig damit, ohne jeden Ansporn seitens der Regierung und mit einer nur bescheidenen staatlichen Subsidie.

Parallel damit, gleichsam als ein Gegengewicht zu den Semstwo-Schulen entstand unter Alexander III. die Kirchen-Gemeinde-Schule, als deren Begründer der allmächtige Pobedonoszef anzusehen ist. Diese Schulen wurden vom Staat unterhalten, aber in dem Bestreben, sie in möglichst großer Zahl zu verbreiten, kümmerte sich die Geistlichkeit wenig um ihre Qualität. Die Kirchengemeindeschule war und ist keineswegs eine konfessionelle Anstalt. Ihr kirchlicher Charakter äußerte sich lediglich in einer gewissen Verstärkung des Religionsunterrichtes und in ihrer Verwaltung durch Geistliche. Das Leben hat jedoch die volle Unbrauchbarkeit der Geistlichen für die Rolle von Volksschullehrern gezeigt, da ihnen dazu die Zeit und oft auch die Lust, — wegen der kläglichen Besoldung, — fehlte. Deshalb ging nachträglich der Unterricht in der Kirchen-Gemeinde-Schule auch auf den Vorschullehrer über, — nur war dieser schwächer vorgebildet und wurde schlechter bezahlt als der Lehrer der Semstwoschule.

Erst im Jahre 1907 wurden die Vorschulen beider Typen — Semstwo- und Gemeindeschule — Gegenstand ernstlicher staatlicher Bemühungen, einer bestimmten Gesetzgebung und ausgedehnter Assignationen.

Das ist in kurzen Zügen das Bild der historischen Entwicklung des Schulwesens in Rußland.

Das gegenwärtige System der Volksbildung in seiner äußeren Form erinnert sehr stark an alle ähnlichen Systeme in sämtlichen Staaten. So könnten z. B. die Lehranstalten für allgemeine Bildung dargestellt werden in einer Tabelle, welche den in Deutschland üblichen Formen und Benennungen sehr nahe kommt.

Die Ziffern konnten nur ungefähr angegeben werden wegen des schnellen Wachsens der Schulen beider Typen in den letzten Jahren, da die betreffenden statistischen Angaben fehlen.

Allgemeine Bildung.*)

I. Elementar-Bildung.	II. Pädagogische Bildung.	III. Mittlere Bildung.	IV. Höhere Bildung.
A. Vorschulen (Ministerielle, Semstwo- und Gemeindeschulen) ca. 120 000, B. Zweiklassige, 5- bis 6jährige Schulen, C. Vierklassige, Städtische (1100) (B. und C. die sogenannte höhere Elementarbildung.)	A. Kirchliche Lehrerschulen II. Klasse (450), B. Lehrerseminarien, C. Lehrerkirchen-Schulen, (ca. 150) D. Lehrerinstitute (20), E. Pädagogisches Mädcheninstitut. F. Schelaputinsches, männliches pädagogisches Institut.	A. Klassische und lateinische Gymnasien (ca. 400) B. Real-Schulen (ca. 250) C. Mädchengymnasien (bis 800) D. Mädcheninstitute u. Marienschulen, E. Eparchialschulen (bis 200).	A. Universitäten (11), B. Philologische Lehrerinstitute (2), C. Privilegierte juristische höhere Schulen (3), D. Höhere Frauen-Kurse (4).

Um den Leser nicht allzu sehr mit der Anführung von Statistik und Nomenklatur zu ermüden, gehen wir sogleich zu der allgemeinen Charakteristik des in diesen verschiedenartigen und zahlreichen Schulen Gelehrten über. Als die jüngste und deshalb von Anfang an in eine gegebene Form eingeordnete erscheint die Spezial-Schule. Die Bildung industriellen, landwirtschaftlichen und technischen Charakters tritt erst in den 80er Jahren des vergangenen Jahrhunderts (1885—86) auf und wird von Anfang an durch die damals ebenso jungen und infolgedessen sehr energischen Ministerien der Landwirtschaft und der Industrie verbreitet.

Jedenfalls kann hier von irgendwelcher Evolution und von einem unmittelbaren Ausdruck der Bestrebungen und Neigungen der Gesellschaft keine Rede sein.

Der erste und hauptsächlichste Zug der Bildungsbestrebungen Ende des 18. und im 19. Jahrhundert war aber, daß man die allgemeine der Spezialbildung vorzog und sogleich eine besondere Neigung für den Enzyklopädismus und Gleichgültigkeit gegen die praktischen Ziele des Unterrichtes empfand. Das Ende des 19. Jahrhunderts hat dem Geiste unserer Bildung noch ein besonderes Gepräge verliehen, nämlich die Demokratisierung derselben, — das Nichtvorhandensein von Scheidewänden zwischen den verschiedenen Klassen oder Ständen in der Schule. Abgesehen von wenigen veralteten Überbleibseln, wie den adligen Frauen-

*) Die technische, industrielle und landwirtschaftliche Bildung läßt sich in ein analoges Schema einfügen: von den niedrigen Handwerksschulen bis zu den Polytechniken. Geistliche und Militärschulen gibt es zweierlei Arten — mittlere und höhere.

instituten, Militärkorps, Lyceen, sind sämtliche Schulen allen Ständen, nicht nur auf dem Papier, sondern auch im Leben, praktisch, zugänglich.

Des weiteren werden wir ersehen, wie diese Züge sich in dem ganzen Charakter der russischen Schule abspiegeln. Nicht weniger typisch für die gesamte russische Bildung ist der Drang nach Westen, die kosmopolitische Stimmung, das Fehlen irgendwelcher Abgesondertheit und Abgeschlossenheit. In Rußland bemühte man sich nach Möglichkeit, aus dem Menschen einen Allmenschen und nicht einen russischen Menschen zu erziehen; die allgemeine Geographie, Weltgeschichte und die ausländische Literatur standen nicht nur an gleicher Stelle mit dem Einheimischen, sondern sehr oft im Vordergrund. Dem Erlernen der Sprachen wurde (hauptsächlich bei der Mädchenerziehung) eine besondere von utilitarischen Rücksichten unabhängige Bedeutung beigelegt.

Dieses Streben, die eigenen Grenzen zu überschreiten, drang sowohl nach unten wie nach oben und umfaßte bis jetzt sämtliche Typen unserer Schulen.

Man muß zugeben, daß Peter der Große einen stärkeren Anstoß in dieser Hinsicht gegeben hatte, als er es selbst erwartete.

Das abgeschlossenste, sich genügende Volk hat im Laufe von 100 Jahren eine obere, aber tief ins Volk eingreifende Schicht erhalten, welche fremden Interessen lebt, von einer fremden philosophischen Weltanschauung, von Bildern einer fremden Literatur und Kunst und Idealen, nach denen die Verkünder derselben in Gedanken die Zukunft i h r e s Landes erbauen, durchtränkt ist. Und dies alles ist nicht nur äußerlich angenommen, sondern unserer gebildeten und halbgebildeten Gesellschaft ins tiefste Herzblut übergegangen und von ihr mit den tiefsten persönlichen Gefühlen verarbeitet worden.

Im einzelnen hat jeder Schultypus unabhängig von diesen allgemeinen Zügen noch seinen besonderen Geist, der ihm organisch eigen ist. Die russische Vorschule, eine Anstalt, welche bisher keinen offiziellen Charakter getragen hatte, welche auf ethischen und philanthropischen Grundlagen aufgebaut — schien lange ein Schauplatz für Buße und Taten der Selbstentbehrung zu sein.

Das leidenschaftliche Bestreben, die verlorene Zeit einzuholen, alles Böse, das den Bauern nicht nur durch die Leibeigenschaft, sondern auch durch andere historische Widerwärtigkeiten, vom tartarischen Joch angefangen, angetan war, auf einmal zu verbessern, hat die Sprößlinge aus der Klasse der früheren Grundbesitzer und die gebildete Klasse überhaupt in die Reihen der freiwillig Arbeitenden auf dem Gebiete der Volksbildung getrieben.

Die Unbestimmtheit der Gesetzgebung, das Fehlen von materiellen Interessen, das gleichgültige und sogar unfreundliche Verhalten des Staates diesen Pionieren gegenüber hat der Sache den Charakter des Kampfes aufgedrückt, was die wirkenden Persönlichkeiten begeisterte. Als Lehrer gingen in die Schule nicht nur Erwerbsuchende, sondern auch Männer von großer Bildung, um „dem Volke zu dienen". Diese Anschauung hat sich teilweise bis zum heutigen Tage erhalten.

Um den Volkslehrer hat sich (oft nicht ohne Grund) eine Legende von Heldentaten und Märtyrertum gewoben. Durch freiwillig auf sich genommene Entbehrungen wurden Lehrer und Lehrerinnen in den Augen der Gesellschaft zu Helden. Die Volksschule diente vielen talentvollen Literaten und Künstlern als Material, aus ihr sind (dank der höheren Bildung der Pädagogen) begabte Männer, Schauspieler, Künstler, hervorgegangen.

Unwillkürlich hat sich eine gewissermaßen erhabene, idealisierte Wertung der Volksschule und des Volksschullehrers ausgebildet.

Bei der geringen Anzahl dieser Schulen entstand ein großer Volkszustrom in dieselben. Es schien, als ob der Wissensdurst bei den Dorfkindern außer allem Zweifel stehe und daß es überflüssig gewesen wäre, von Schulzwang und von obligatorischer Bildung zu sprechen, wenn es nur genügend Schulen für die Bevölkerung gegeben hätte.

Die Einführung allgemein zugänglichen und jedem nötigen Unterrichts in der staatlichen Schule mit einem entsprechend vorbereiteten und angemessen besoldeten Lehrer wird die Schule wieder in normalere Verhältnisse setzen. An Stelle der rührenden Überlieferung wird die Achtung vor einer gesunden und nützlichen Anstalt treten.

Nun einige Worte über die mittlere Bildung. Die Mittelschule in Rußland (wie auch im Westen) hat ein von der Volksschule abgesondertes Programm, wenn sich auch in der letzten Zeit eine starke Tendenz zur Beseitigung dieses Unterschiedes bemerkbar macht.

Trotz ihrer Vielfältigkeit hat sie doch keinen abgeschlossenen bourgeoisen Charakter erhalten. Im Gegenteil: Ein niedriges Schulgeld und die Bereitwilligkeit, Kinder jedes beliebigen materiellen und gesellschaftlichen Milieus durch den Schulkursus durchzuführen, die Massenbestrebung seitens der wenig begüterten Leute, ihren Kindern eine gute Schulbildung angedeihen zu lassen, verursachen eine schreckliche Überfüllung der mittleren Lehranstalten, und das Milieu, in welchem die Schüler außerhalb der Schulwände leben, ist bei weitem nicht immer ein kulturelles. Alles Gesagte läßt sich in noch verstärktem Maße auf die weiblichen Gymnasien, von denen des weiteren die Rede sein wird, anwenden.

Das Schicksal des klassischen Erziehungssystems im russischen Gymnasium scheint schon im negativen Sinne entschieden zu sein.

Dieses, im Jahre 1871 nach dem Muster der deutschen Schulen auf russischen Boden übertragene System hat gewissermaßen eigenartige Formen angenommen: Weder durch die Geschichte noch durch die Tradition mit der klassischen Welt verbunden, hat Rußland seinem Schulklassizismus eher einen eng philologischen, als einen erzieherischen Charakter gegeben. Dieser Unterricht stand im krassen Widerspruch zu den Bestrebungen des Geistes nach einer möglichst weiten allgemeinen Entwicklung und sogar auch zu der übrigen Einrichtung des Lehrkursus. Das Resultat war, daß die klassische Schule ihre Blütezeit und ihre Popularität sehr

rasch verloren hat. Im Jahre 1902, als der Minister der Volksaufklärung, P. S. Wanowski, ihr zum ersten Male den Krieg erklärte, ist die Gesellschaft ihm buchstäblich zugeströmt. Gegenwärtig haben sich nur wenige Gymnasien in ihrer reinen griechisch-lateinischen Gestalt erhalten. Es sind meistenteils die lateinischen als leichteren und den Interessen der Lernenden (welche durch diese Gymnasien ganz ausreichend zum Eintritt in die Universitäten vorbereitet wurden) angepaßten geblieben. —

Die Realschule gewährt in der letzten Zeit nach den neuen Bestimmungen mittelst einer Ergänzungsprüfung ihren Abiturienten die Vorzüge der allgemeinen höheren Bildung, früher hatte sie nur die technische Bildung im Auge. —

Einen besonderen, äußerst zugänglichen und zahlreichen Typus einer Lehranstalt bildet das Mädchengymnasium. Historisch existiert es mehr als ein halbes Jahrhundert (1858), die gegenwärtige Form hat es erst in den 70er Jahren angenommen. Sein Programm — außerhalb des klassischen und Realsystems entstanden — hat zunächst nicht die Vorbereitung zur höheren Schule im Auge gehabt und stellt einen, die weitesten Kreise der Bevölkerung durchaus befriedigenden Typus von eklektischer mittlerer Bildung dar, die im nötigen Maße mathematische und sprachliche Kenntnisse gab und sich in seiner Muttersprache gut auszudrücken und zu schreiben lehrte.

In dem Bestreben nach mittlerer Bildung haben die Mädchen die Knaben weit hinter sich gelassen. Es ist auch begreiflich: im Durchschnitt hat die Mädchenschule genug Kenntnisse für das Leben und ein Lehrerinnendiplom für die, welche die pädagogische Klasse absolviert haben, gegeben; das war eine vollständig abgeschlossene Bildung, die für die demokratischen Schichten besonders wertvoll ist.

Die weiblichen Gymnasien sind fast überall auf städtische, gesellschaftliche und private Unterstützungen angewiesen und dennoch hat die Zahl derselben sich im Laufe von 10 Jahren verdoppelt. Das Bestreben, gebildete Frauen in ihrer Mitte zu haben, erwächst aus der Tiefe der Bevölkerung, die mindestens die erste Kulturstufe erreicht hat; es gibt keinen noch so öden und weltverlorenen Winkel, in welchem sich nicht ein Mädchengymnasium oder Progymnasium befände.

In den letzten Jahren beginnen die Mädchengymnasien ihrem Ende entgegenzugehen, ihr Typus ist veraltet. Die Mädchen streben massenweise in die höheren Lehranstalten, das frühere Gymnasium gibt ihnen dazu nicht die nötige Vorbereitung.

Es entstand ein Projekt, die mittlere Knaben- und Mädchen-Bildung gleichzustellen, aber parallel damit erheben sich schon Stimmen für ein Gegengewicht der Überproduktion von theoretisch gebildeten Frauen und für die dringende Notwendigkeit professioneller Lehranstalten und praktischer Vorbereitung. Gegenwärtig kann man mit Bestimmtheit behaupten, daß in den mittleren Kreisen das Niveau der Frauenbildung keineswegs niedriger ist als das männliche.

Jetzt müssen wir eine kurze Exkursion in das wichtigste, aber gegenwärtig etwas schadhafte Gebiet unternehmen — die Richtung, den Geist und die Stim-

mung der Lernenden und die Lage der Wissenschaft in den höheren Lehranstalten.

War die Volksschule lange Zeit ein Stiefkind unserer Regierung, so hat die höhere Schule immer den Ehrenplatz eines Erstgeborenen und Günstlings eingenommen.

Mittel für höhere Bildung, und zwar sehr große Mittel wurden immer fast unbeanstandet gewährt, niemals kam ein Zweifel über den Nutzen der höheren Bildung auf. Im Gegenteil, es hat sich eine Tendenz geltend gemacht, welche ihre negative Wirkung auf die höheren Lehranstalten ausübte, den Bildungszensus für sämtliche Staatsbeamten übermäßig zu erhöhen. Höhere allgemeine Bildung wurde und wird als Bedingung zur Erlangung eines noch so bescheidenen Amtes gestellt, wo es doch lediglich praktische Übung und der Absolvierung eines Gymnasiums entsprechende Kenntnisse erfordert. Ein Mensch ohne höhere Bildung, mag er noch so praktisch erfahren und gewissenhaft sein, hat keine Aussicht auf Beförderung.

Kein Wunder, daß der Andrang in die höheren Anstalten (Universitäten) ein allgemeiner ist. Dies wurde begünstigt durch die verhältnismäßig leichte Absolvierung der mittleren Schule, das vollständige Nichtvorhandensein von Klassenvorurteilen, die Freiheit der Studien auf den Universitäten, welche oft ins Extreme übergeht. Die speziellen Lehranstalten haben engere Ziele und sie eröffnen eine ganz bestimmte Karriere, sie können deshalb eine bessere Auswahl unter den Eintretenden, auf dem Wege des Wettbewerbes, treffen.

Als eine der ersten Erscheinungen des studentischen Lebens zeigt sich die materielle Unsicherheit und die Sorge für den nächsten Tag. Die Notwendigkeit, sich noch nebenher eine Arbeit zu suchen, übermüdet die Studenten und beraubt sie jenes Konzentrationsvermögens, durch das sie ihre ganze Aufmerksamkeit den wissenschaftlichen Interessen hätten zuwenden können.

Viele haben durchaus keine Zuversicht, den Kursus, trotz der reichlichen Stipendien und der diesem Zweck im ausgedehnten Maße gewidmeten privaten Wohltätigkeit, zu Ende zu bringen. Das erzeugt eine besondere, leicht erregbare, nervöse Atmosphäre, welche auch die gleichmäßigeren Elemente ergreift.

Die vollständige Freiheit der Studenten in bezug auf ihre Studien läßt ihnen viel freie Zeit, die durch Arbeit und Alltagsfragen nicht ganz ausgefüllt wird.

Der leicht empfängliche, nervöse, übermüdete, von den verschiedensten Eindrücken geleitete jugendliche Verstand klammert sich gierig an alle äußerliche Erscheinungen des Lebens.

Die übermäßige Ansammlung der Jugend in einem Zentrum verdichtet diese Atmosphäre und macht das innere korporative Leben beinahe unmöglich.

Das Professorenkollegium fühlt sich oft wie zwischen Scylla und Charybdis. —

Die den brennenden Zeitfragen lebende Menge gibt sich nicht mit der wissenschaftlichen Autorität zufrieden und erwartet von dem Lehrer noch ein politisches Credo. Aber auch die Regierung, welche sich trotz der Autonomie der Fakultäten

in die Besetzung der Katheder einmischt, ist weit davon entfernt bei ihrer Auswahl nur die wissenschaftlichen Qualitäten zu werten.

Das ist es, was die rein wissenschaftliche Betätigung in der letzten Zeit hemmt.

Besonders verwirrt wurden die Verhältnisse durch die provisorische Universitätsordnung vom Jahre 1906, welche zwar nicht die Kraft eines Gesetzes erlangte, jedoch jede andere den Zeitverhältnissen angepaßtere Ordnung unmöglich machte.

Die Frage der Universitätsreform ist vorläufig wie viele andere Fragen in der Luft hängen geblieben.

Übrigens darf man nicht außer acht lassen, daß das Schulwesen in Rußland in seiner Gesamtheit bei weitem noch nicht so bestimmte kristallisierte Formen angenommen hat als im Westen. Wir leben noch inmitten einer Schöpfungsperiode und die russische Schule hat noch eine lange und interessante Zukunft vor sich. Als erfreulicher Beweis dessen kann jenes unmittelbare intensive Interesse, mit dem alle sich in Rußland zu den Bildungsfragen verhalten, dienen.

Im Schicksal der Schule spiegeln sich in grellen Farben alle Erscheinungen des gesellschaftlichen und staatlichen Lebens ab.

Besonders stark und wohltuend hat auf ihre Entwicklung das Auftauchen eines neuen Faktors — der Volksvertretung — am Horizont der russischen Geschichte eingewirkt.

Die Staatsduma hat eine neue Epoche in der Geschichte unserer Bildung geschaffen, sie allein hat es bewerkstelligt, daß die Schule aller Stufen Objekt des staatlichen Interesses geworden ist, sie hat die Idee des allgemeinen Unterrichts eingeführt, indem sie auf gesetzgeberischem Wege die Kredite zu diesem Zweck bewilligt und Termine zur Realisierung der Idee festgelegt hat. Nach 10 Jahren hoffen wir, ungeachtet aller denkbaren äußerlichen und innerlichen Hindernisse, in Rußland eine allen zugängliche und allgemein obligatorische Anfangsbildung zu haben.

Was aber von besonderer Bedeutung ist —, die Volksvertretung hat mit einem Male die Betrachtung der Volksbildung als einer Sache von geringerer Wichtigkeit umgestürzt.

Während im Laufe von 105 Jahren der Existenz des Ministeriums der Volksaufklärung die Kredite für die Volksbildung langsam 85 Millionen Rubel jährlich erreicht haben, sind in den Jahren 1907—1912, d. h. im Laufe der fünfjährigen Existenz der jungen Volksvertretung, diese Assignationen genau auf das Doppelte, d. h. bis 170 Millionen gestiegen. In dieser Weise kommen 5 Jahre des neuen Regimes 105 des früheren gleich.

Es ist also kein Wunder, wenn die Freunde der Bildung in Rußland mit großen Hoffnungen in die Zukunft blicken und radikale und erfreuliche Wendungen auf dem Gebiete der weiteren Entwicklung der Schule erwarten.

Prof. W. v. Bechterew: Die soziale Auslese und ihre biologische Bedeutung.

Es herrscht heute in der Biologie das Grundprinzip des Kampfes ums Dasein, auf dem die bekannte Darwinsche Lehre über die natürliche Auslese, die zur Entstehung der Arten führt, beruht.

Wir wollen hier nicht auf das Wesen und auf die Bedeutung der Einwendungen eingehen, welche von der modernen Biologie gegen die Allgemeingültigkeit der natürlichen Auslese erhoben werden, namentlich weil diese Frage von uns an anderer Stelle schon erörtert worden ist*).

Von außerordentlicher Wichtigkeit aber erscheint uns die Frage, in welchem Maße dem Prinzipe des Kampfes ums Dasein eine allgemeine Geltung im Reiche des Lebens zukommt. Die Allgemeingültigkeit dieses Prinzips wurde übrigens weniger wissenschaftlich bewiesen, als vielmehr von den Autoren als eine unwiderlegbare Wahrheit angenommen. Auch Darwin selbst brachte keine genügende positive Tatsache zugunsten der Allgemeinheit dieses Prinzips.

Der berühmte Biologe begründet einfach durch dieses Prinzip sein Urteil über die Wechselbeziehungen im Tierreiche, entwickelt es weiter und kommt so zur Schlußfolgerung der sogenannten natürlichen Auslese für die Entstehung der Arten.

Auch die geschlechtliche Auslese beruht bei Darwin auf demselben Gesetze des Kampfes ums Dasein, dessen Allgemeinheit dadurch noch mehr festgestellt werden soll.

Hat denn aber wirklich dieses schreckliche Gesetz eine solche Bedeutung bei den Lebewesen auf der Erde, und gibt es in der Tat nicht irgend ein wichtiges Korrektiv dagegen?

Zunächst wäre zu bemerken, daß keineswegs überall Lebensbedingungen vorliegen, wo ein Kampf ums Dasein überhaupt stattfindet. Der russische Biologe Danilewsky hob schon die Tatsache hervor, daß es im Sinne der Darwinschen Lehre bei gewissen Bedingungen überhaupt keinen Kampf gibt, ja nicht geben kann. Es ist jedem klar, daß der Kampf ums Dasein eigentlich nicht allgemein ist zwischen den Einzelwesen einer und derselben Art oder den verschiedenen Arten, sondern nur der Kampf ums Lebensrecht überhaupt, mit anderen Worten, das Erwerben der notwendigen Existenzbedingungen in der Umgebung; erst wenn diese Bedingungen zur Sicherung des Lebens aller Einzelwesen

*) Psyche und Leben. Wiesbaden.

nicht ausreichend sind, entsteht ein Kampf ums Dasein zwischen den Einzelwesen selbst.

In verschiedenen Gegenden wird das Erwerben der notwendigen Lebensbedingungen bald mit größerer, bald mit geringerer Mühe erreicht; es erfordert aber vom Organismus jedenfalls einen gewissen Energieverlust.

Bei mehr oder weniger allgemeiner Gefahr, wie Überschwemmung, Kälte, Wärme usw. tritt die individuelle Anpassung nicht selten gegen die soziale Anpassung zurück; denn sowohl das Erwerben der notwendigen Existenzbedingungen, wie der Schutz gegen allgemeine Gefahren erfordert häufig gemeinsame Anstrengungen einer ganzen Reihe von Individuen. Daher die biologische Bedeutung des sozialen Lebens, der wir schon auf den niedersten Stufen der Tierwelt, ja selbst im Pflanzenreiche begegnen. Darwin selbst verzeichnete bereits die Bedeutung des sozialen Wesens für die Entwickelung des psychischen Lebens. Dieses Prinzip tritt aber bei ihm hinter das Prinzip des Kampfes ums Dasein zurück.

Die Notwendigkeit des sozialen Lebens geht außerdem natürlicherweise aus der organischen Natur der Vermehrung hervor, welche wenigstens in der Paarungsperiode gemeinsame Existenzbedingungen erfordert, bei monogamen Tieren gewöhnlich sogar während der ganzen Dauer des Geschlechtslebens.

Kein Lebewesen, meint Espinas, ist einsam. Besonders die Tiere unterhalten zahlreiche Beziehungen zueinander, und zwar nicht nur die, welche in dauernder Gemeinschaft mit ihresgleichen leben, sondern es treten fast alle Tiere, durch biologische Forderungen getrieben, wenigstens zeitweise in kurze, aber enge Verbindung mit einem anderen Individuum derselben Art. Sogar dort, wo es noch keine Geschlechtsteilung gibt, finden wir schon einige Spuren des sozialen Lebens bei den Tieren, die wie die Pflanzen am gemeinsamen Wurzelstock befestigt sind, und bei denjenigen niedersten Lebewesen, die eine Zeitlang dem mütterlichen Organismus angewachsen sind, um später von ihm getrennt zu werden.

Die Massengeburten haben schon an und für sich die Notwendigkeit des sozialen Lebens in der ersten Zeit zur Folge. Man beobachtet es sogar beim Vertilgen der Raupen, da die letzteren, aus den Eiern gekrochen, sich zuweilen in einer ununterbrochenen Masse große Entfernungen lang fort bewegen und aneinander festhalten.

Selbstverständlich ist in Fällen eines zeitweiligen Aufenthaltes der Nachkommenschaft in einem Neste, wie bei Vögeln und Säugetieren, das soziale Leben bis zu einem gewissen Alter eine Lebensnotwendigkeit.

Hier verbindet die Natur notwendigerweise nicht nur das ältere Paar miteinander und das jüngere Geschlecht untereinander bis zu einer gewissen Periode, sondern erfordert auch für eine gewisse Zeitdauer das gemeinsame Leben des älteren Geschlechtes mit dem jüngeren, weil das letztere sich den Lebensforderungen noch nicht angepaßt hat.

Ausgemacht ist, daß wir bei den Schlangen der Erscheinung begegnen, daß die Mutter ihre Nachkommenschaft eines nach dem andern vom Baume herunterwirft und sich dann von den vollkommen angepaßt auf die Welt gebrachten Jungen für immer trennt. Auch hier bleibt aber das junge Geschlecht eine Zeitlang in einem Haufen, bis jedes Individuum genügend kräftig fürs selbständige Leben geworden ist. Bei allen höheren Tieren aber verwenden die Eltern, besonders die Mutter, viel Zeit und Energie auf die Sorge für die Nachkommenschaft, lebt mit der letzteren gemeinsam und ist ihr bei der Befriedigung der wesentlichen Lebensbedürfnisse behilflich.

In gewissen Fällen werden auch verschiedene Lebewesen zum gemeinsamen Leben von der Natur vereinigt und zwar nicht zur Ausnutzung des einen auf Kosten des anderen, wie es beim Parasitismus der Fall ist, sondern zum gegenseitigen Vorteil und zur Hilfe, wie wir es in den Fällen der Symbiosis sehen, der wir auf verschiedenen Stufen des Tierreiches begegnen.

Abgesehen von allem andern, werden auch viele Arten durch das Bedürfnis des Erwerbens notwendiger Existenzbedingungen und der Verteidigung gegen gemeinsame Gefahren zum gemeinsamen sozialen Leben gezwungen, wie wir es z. B. bei Termiten, Bienen und Ameisen und einer ganzen Reihe Wirbeltiere finden.

Daß die zwei erwähnten Umstände einen zum sozialen Leben zwingenden Faktor bilden, wird unter anderm dadurch bestätigt, daß bei einigen Arten die soziale Existenz nur in den schwersten Lebensperioden auftritt, z. B. bei den Zugvögeln während des Zuges, bei anderen Vögeln und sonstigen Tieren während des Winters. Hier sieht man aufs deutlichste die Abhängigkeit des sozialen Lebens von Lebensbedürfnissen und nicht von eigentlicher Gewöhnung.

Es folgt daraus, daß das gemeinsame oder soziale Leben, das so verbreitet unter den Lebewesen ist, nicht aus den Neigungen einzelner Tiere hervorgeht, sondern es stellt eine gesetzmäßige biologische, durch das Lebensbedürfnis hervorgerufene Erscheinung dar.

Wenn dem aber so ist, wenn das soziale Leben durch das Lebensbedürfnis bedingt ist, kann man denn behaupten, daß in der Entwickelung und Vervollkommnung der Arten nur das Gesetz des Kampfes ums Dasein von Bedeutung ist, welches zur natürlichen Auslese führt, und wirken denn nicht daneben noch andere Wechselbeziehungen, die aus dem gemeinsamen Leben der Einzelwesen miteinander hervorgehen?

Wenn das soziale Leben aus dem Lebensbedürfnisse hervorgeht, so unterliegt es natürlicherweise auch bestimmten Gesetzen. Die erste und Grunderscheinung jedes sozialen Lebens überhaupt ist die Vereinigung zwischen den Mitgliedern und die Übereinstimmung der Handlungen einzelner Individuen, die ein kollektives Ganzes, eine Herde bilden, die dem Hauptführer folgt und nach seinem Beispiele die gleichen Bewegungen und die gleichen Handlungen ausführt. Es handelt sich hier um die Grunderscheinung des sozialen Lebens, das bei jedem gemeinsamen

Existieren beobachtet wird und das auf blinder oder unmittelbarer, durch das psychische Kontagium begründeter Nachahmung beruht.

Es ist kaum nötig, die mehr oder weniger allgemein bekannten Beispiele dazu anzuführen. Wir wollen nur bemerken, daß es sich in der menschlichen Gesellschaft, abgesehen vom psychischen Kontagium, noch um die gegenseitige Wortsuggestion handelt, welche als vereinigender Faktor in allen sozialen Gruppen der menschlichen Gesellschaft eine große Rolle spielt*). Zweifelsohne ist die Übereinstimmung in den Handlungen ein sehr wichtiger Faktor der biologischen Existenz; denn das Handeln als Betätigung einer ganzen Herde oder Gesellschaft beim Schutze vor ungünstigen Bedingungen oder gegen den gemeinsamen Feind ist naturgemäß viel wirksamer, als das Handeln einzelner für sich. Das soziale Leben ist also ein sehr wichtiges Mittel im Kampfe ums Dasein; und man kann als Regel aufstellen, daß die sozial lebenden Individuen viel besser vor den ungünstigen Bedingungen und vor ihren Feinden geschützt sind, als die einzelweise lebenden. Eine neue Chance zum Überleben wird also hier nicht durch die bessere Anpassung des Organismus, nicht durch das Recht des Stärkeren gegeben, sondern durch eine bessere soziale Übereinstimmung der Handlungen, d. h. durch eine höhere Entwickelung des sozialen Instinktes und der sozialen Gewohnheiten.

Nach Espinas sind die Individuen ohne Gesellschaft nichts. In Gesellschaft vereinigt, büßen sie nichts von ihren natürlichen Rechten ein, ja sie gewinnen noch daran, und zwar desto mehr, je enger die sozialen Verbindungen sind und je größer die Zahl der in derselben inbegriffenen Individuen ist.

Ein ferneres Grundgesetz des sozialen Lebens ist die gegenseitige Hilfe in allen ihren Formen, die noch mehr zur Fixierung aller sozialen Verbindungen und zur Verständigung des Gemeinwesens führt.

Die gegenseitige Hilfe ist die natürliche Folge der Übereinstimmung der Handlungen im sozialen Leben. Wenn die Übereinstimmung der Handlungen auf den Schutz gegen ungünstige Bedingungen oder einen gemeinsamen Feind gerichtet ist, so stellt sie schon eine auf ein bestimmtes Ziel gerichtete gegenseitige Hilfe dar.

Andererseits ist die gegenseitige Hilfe eine natürliche Folge derjenigen Gegenseitigkeit, die in der Paarungsperiode zum Vorschein kommt. Diese gegenseitige Hilfe der Paare wird dann bei den Sorgen um die Nachkommenschaft fortgesetzt.

Beispiele für diese gegenseitige Hilfe sind sowohl bei den Vögeln, wie bei den Säugetieren bekannt; es wäre überflüssig, uns damit aufzuhalten.

Auch die Sorgen um die Nachkommenschaft können nicht als einseitige Hilfe betrachtet werden, da die Jungen, wenn sie selbst Eltern werden, dieselbe Hilfe ihrer Nachkommenschaft leisten. Es ist also die gegenseitige Hilfe zwischen ver-

*) W. v. Bechterew. Die Stelle der Suggestion im sozialen Leben.

schiedenen Geschlechtern zeitlich hintereinander verteilt, wobei das ältere Geschlecht stets dem jüngeren behilflich ist.

Die gegenseitige Hilfe fällt in viel höherem Maße auf die schwächeren Elemente im Vergleich mit den stärkeren, welche die Hilfe der anderen nicht in solchem Maße brauchen. Die Gesellschaft unterstützt also ihre schwachen Mitglieder, wenn sie den anderen keinen Schaden bringen. Die Eltern unterstützen besonders diejenigen Jungen, die ihre Hilfe hauptsächlich brauchen und solange sie noch schwach sind. Dasselbe wird auch in bezug auf Einzelindividuen jeder Gesellschaft, wo die älteren und stärkeren die Führer und Beschützer sind, beobachtet. Es handelt sich daher im sozialen Leben nicht um das vorwiegende Überleben der angepaßteren Organismen, sondern um das Überleben wegen der allgemeinen Unterstützung auch der schwächeren Organismen, wenn sie nützliche oder wenigstens nicht schädliche Mitglieder der Gesellschaft sind.

Es gilt also hier das höhere soziale Prinzip der Hilfe und der Unterstützung des Schwächeren vor dem individuellen Prinzipe der Unterdrückung des Schwächeren, welches auf dem Rechte des Stärkeren oder Angepaßteren beruht, wie wir es in der sog. natürlichen Auslese sehen.

Ein sehr wichtiges Element des sozialen Lebens, besonders bei einem engen Zusammenleben der Individuen, ist das Prinzip der Arbeitsteilung.

Schon Plato erklärt ausführlich in seiner Politik dieses Gesetz der menschlichen Gesellschaft, weist auf seine reellen Motive hin, nämlich, daß 1. eine Arbeit nach natürlicher Neigung stets besser ausgeführt wird, als jede andere; 2. eine ununterbrochen geleistete Arbeit besser und mit weniger Mühe ausgeführt wird; 3. bei einer und derselben Beschäftigung weniger Zeit verloren wird.

Dieses alles gilt selbstverständlich gleicherweise für den Menschen, wie für die sozial lebenden Tiere. Es wird mit der Arbeitsteilung einerseits noch ein engeres Zusammenleben erreicht, da die arbeitenden Mitglieder der Gesellschaft voneinander abhängig sind und sich bei der Arbeit gegenseitig ergänzen; andererseits erreicht in diesem Falle die Gesellschaft noch bessere Ergebnisse in bezug auf die Sicherung des Lebens und schafft Elemente, die an eine mehr oder weniger begrenzte Tätigkeit angepaßt sind, sich aber schlecht in ein Leben außerhalb der Bedingungen der betreffenden Gesellschaft hineinfinden.

Die Bedingungen des sozialen Lebens stützen sich hier also nicht auf das Prinzip der Anpassung ans Leben überhaupt, wie wir es in der natürlichen Auslese von Darwin haben, sondern auf das Prinzip der Unterstützung des Individuums, welches eigentlich ans selbständige Leben gar nicht angepaßt ist und auf eine bestimmte Tätigkeit zugespitzt ist, zuweilen sogar auf eine solche, die wenig die Ernährung des Individuums selbst betrifft.

Schließlich stellt das Prinzip des Wetteifers einen sehr wichtigen Faktor des sozialen Lebens dar. Es ist allgemein bekannt, daß bei gemeinschaftlicher Arbeit dieselbe mit größerer Energie von den einzelnen Personen ausgeführt wird, als

wenn die letzteren einzeln arbeiten. Auch hier handelt es sich offenbar um dieselbe psychische Ansteckung, die zur Übereinstimmung der Handlungen und zur gegenseitigen Aufmunterung anregt. Die Arbeit ist dann erfolgreicher und ermöglicht die Aussonderung der am meisten arbeitsfähigen, folglich der in sozialer Beziehung nützlichsten Individuen, die auch gewöhnlich am meisten von der Gesellschaft unterstützt werden.

Es ist klar, daß bei sozialer Tätigkeit von den einzelnen Mitgliedern mehr Energie für das Allgemeine gebraucht wird, als beim Arbeiten einzelweise. Daraus folgt, daß im sozialen Leben nicht das Prinzip der Unterstützung der Stärkeren und der ans Leben Angepaßteren, sondern der in sozialer Beziehung Nützlicheren herrscht.

Wir sehen also, daß das soziale Leben dazu geführt hat, daß in der Natur eine Zuchtwahl nicht nur der ans Leben Angepaßteren vor sich geht, sondern auch der sozialen Individuen, d. h. solcher Individuen, die am besten an die Bedingungen der Gesellschaft und der sie erhaltenden gegenseitigen Hilfe angepaßt sind, die sich am meisten soziale Gewohnheiten aneignen, die am besten an die im sozialen Leben so übliche Arbeitsteilung angepaßt sind. Mit anderen Worten handelt es sich um die soziale Auslese, die in den Resultaten mit der Darwinschen Auslese wenig übereinstimmt.

Man kann erwidern, daß auch im sozialen Leben ein Kampf zwischen den Einzelwesen vor sich geht; denn, so natürlich die Tiergesellschaften (z. B. Bienen, Ameisen, Termiten, Biber) auch sind, kann es doch auch bei ihnen an Nebenbuhlerschaft nicht fehlen, geschweige denn in der menschlichen Gesellschaft, die den Charakter einer politischen sozialen Organisation trägt.

In der Tat muß man zugeben, daß in der Gesellschaft ein Wetteifer um das Vorrecht und um die Arbeitsregelung herrscht; es ist aber klar, daß es sich hier um die Nebenbuhlerschaft und um den Kampf nicht ums Dasein, sondern um soziale Rechte und soziale Interessen handelt; und das ist nicht dasselbe. Hier findet selten ein Todeskampf statt, wie es im Kampfe ums Dasein der Fall ist, es treten gewöhnlich die sozialen Vorzüge des einen zum Vorschein; infolgedessen tritt der Schwächere zurück, und damit ist meist die Sache erledigt.

Diese soziale Nebenbuhlerschaft, die die Individuen selbst nicht vernichtet und infolgedessen die Art nicht zugrunde richtet, stellt einen außerordentlich nützlichen Faktor im sozialen Leben dar; es gelangen dadurch bei den Einzelwesen die sozialen Instinkte zur Entwickelung, und diejenigen Individuen, die am meisten an soziale Lebensbedingungen angepaßt sind, werden unterstützt.

Im sozialen Leben gibt es aber noch einen Faktor von ungeheurer Bedeutung, das ist die Erziehung, d. h. das Erwerben der jüngeren Geschlechter und überhaupt wenig erfahrener Individuen durch Nachahmung und Aneignung und in der menschlichen Gesellschaft auch durch Wortsuggestion und Überzeugung der Erfahrung älterer Geschlechter. Infolgedessen fördert das soziale Leben viel eher

die psychische Vervollkommnung der Individuen, als das abgesonderte Leben mit seinem Kampfe ums Dasein.

Es entsteht die Frage, ob die erworbenen Gewohnheiten (und um die handelt es sich hier) in der Nachkommenschaft durch erbliche Übertragung fixiert werden.

Im Jahre 1871 suchte Brown Séquard durch seine bekannten Versuche mit künstlich bei Meerschweinchen hervorgerufener Epilepsie nach Durchschneidung des n. ischiadicus die Übertragung dieser erworbenen Eigenschaft auf die Nachkommenschaft zu beweisen. Diese Versuche wurden im selben Jahre von Westphal, dann im Jahre 1875 von Obersteiner, später im Jahre 1890 von Dupuy und im Jahre 1895 von Romanes bestätigt.

Indessen bezweifelten Sommer im Jahre 1905 und später Mm Adam Wrzasek und Ad. Maciesca*) auf Grund ihrer Versuche die erbliche Übertragung der künstlich hervorgerufenen Epilepsie der Meerschweinchen, und die Bedeutung dieses wichtigen Beweises für erbliche Übertragung der erworbenen Eigenschaften wurde sehr zweifelhaft.

Diese Frage wird aber bekanntlich jetzt von anderer Seite angegriffen. Erner zeigte die erbliche Übertragung der im frühen Alter erworbenen Gewohnheiten an Salamandern, am Axolotl und an anderen Amphibien.

Dieser Satz von der Übertragung aber bedarf noch weiterer wissenschaftlicher Beweise.

Das Wesen der Sache ändert sich dadurch nicht, daß wir im betreffenden Falle nicht die direkte erbliche Übertragung der Gewohnheiten haben, sondern die Übertragung desjenigen Mechanismus im Nervensystem, der bei entsprechenden Bedingungen die besonders leichte Angewöhnung des vom älteren Geschlecht Erworbenen ermöglicht.

Nehmen wir an, daß das Erwerben der Gewohnheiten auf die Nachkommenschaft auf biologischem Wege nicht übertragbar ist. Doch gibt es in den Bedingungen des sozialen Lebens einen ganz besonders beachtenswerten Faktor, der die Übertragung des vom älteren Geschlechte Erworbenen auf das jüngere bewirkt. Das ist die soziale oder psychische Erblichkeit, d. h. die unmittelbare Übertragung, bedingt durch nachahmende Empfänglichkeit und durch den Vorgang der psychischen Aneignung der Jüngeren und weniger Erfahrenen**). Es findet im sozialen Leben eine Übertragung der persönlichen Erfahrung von Geschlecht zu Geschlecht statt; infolgedessen wird das vom älteren Geschlechte Erworbene von der Nachkommenschaft geerbt, nur nicht auf biologischem, sondern auf sozialem Wege.

---

*) Bull. intern. de l'Acad. des Sciences de Cracovie No. 313. Mars 1910 p. 179.

**) W. v. Bechterew. Psyche und Leben. Wiesbaden. Derselbe. Revue Psychol. fasc. 3 1911. Bruxelles. Derselbe. Journ. f. Psychol. und Neurologie.

Es ist klar, daß die Empfänglicheren und für Nachahmung und Aneignung Begabteren mehr im Leben bevorzugt werden, als die körperlich stärkeren Organismen, da die bessere Aneignung und Ausnutzung der Erfahrung älterer Geschlechter eine viel wichtigere Rolle im Leben spielen muß, als die körperliche Kraft; wird doch der Mangel an letzterer durch die gegenseitige Hilfe anderer Mitglieder der Gesellschaft ergänzt.

Die empfänglichsten Elemente der Gesellschaft also, mit anderen Worten die Elemente, bei denen die sozialen Instinkte am meisten zur Entwickelung gelangten, folglich die nützlichsten Gesellschaftsmitglieder, die offenbar auch geistig am begabtesten sein müssen, werden nicht nur im sozialen Leben, sondern im Leben überhaupt bevorzugt.

Sie übertragen ihrerseits ihre höheren Eigenschaften auf die weniger Erfahrenen als ihre Leiter. Daraus folgt, daß das soziale Leben und die eng mit ihm verbundenen Bedingungen die besten Eigenschaften der neuropsychischen Tätigkeit hervortreten lassen, wie die Empfänglichkeit, die Geistesgegenwart, die Gewandtheit, die Gabe für gegenseitige Hilfe und Arbeitsteilung, und dadurch die progressive Vervollkommnung derjenigen großen Gruppe der Psychoreflexe sichern, welche das Resultat der Tätigkeit der höheren Hirnzentren darstellen.

Es folgt daraus, daß das soziale Leben und die Vervollkommnung der neuropsychischen Organisation unumgänglich und eng miteinander verbunden sind.

Wenn also das biologische Prinzip der natürlichen Auslese zur Vervollkommnung der körperlichen Organisation führt, so beruht auf dem von uns angenommenen Prinzipe der sozialen Auslese die allmähliche Vervollkommnung der Sphäre der höheren psychischen Reflexe, die die Wechselbeziehung mit dem Milieu und mit der Gesellschaft festsetzen.

Dieser sozialen Auslese verdanken ihre Entwickelung diejenigen hohen Eigenschaften der Übereinstimmung der Handlungen, der gegenseitigen Hilfe, der Arbeitsverteilung und des Wetteifers, auf denen das Mitarbeiten aller Lebewesen überhaupt beruht, und die zur Entwickelung der Weltmoral führen, deren Ursprung in den sozialen Lebensbedingungen zu suchen ist.

Damit wäre unsere Aufgabe erledigt; doch möchten wir, wenigstens mit einigen Worten, die menschliche Gesellschaft nicht unberührt lassen. Die menschliche Gesellschaft erinnert selbstverständlich in vielem an die Gesellschaft der Tiere, doch ist sie mit der letzteren nicht identisch. Nach Hobbes existiert ein großer Unterschied zwischen den natürlichen Gesellschaften und der menschlichen, die so zu sagen das Resultat eines Vertrages darstellt.

„Die Natur gibt uns Beispiele von Gesellschaften der Tiere, wie z. B. Ameisen, Bienen, Biber; sie sind aber nicht im geringsten der menschlichen Gesellschaft ähnlich. Die sie bildenden Tiere verdienen keineswegs den Namen der ζῷα πολιτικά. Die Mitarbeit, die sie in der Gemeinschaft zeigen, ist von ihrem Willen unabhängig; sie geschieht so zu sagen spontan; es gibt unter ihnen keine

Nebenbuhlerschaft, keinen Haß, keine Empörungen. In ihren Republiken ist die vollständige Harmonie trotz des Fehlens irgend einer zentralen Macht bewahrt." (Zit. nach d. russisch. Übersetzung von Espinas, Das soziale Leben der Tiere.)

Indessen herrschen auch in den politischen Gemeinschaften der Menschen dieselben allgemeinen Gesetze, wie Übereinstimmung der Handlungen, gegenseitige Hilfe, Arbeitsteilung und Wetteifer, von denen oben die Rede war.

Leider hebt die politische Gemeinschaft der Menschen das sozial-egoistische Prinzip der Übermacht der einen politischen Gesellschaft vor der andern hervor, was zum gegenseitigen Hasse dieser Gesellschaften führt, welcher in den Kriegsperioden alle Produkte des langjährigen sozialen Lebens schwächerer Völker vernichtet.

Dieser soziale Haß, der auch im Tierreiche bekannt ist und das Prinzip des individuellen Kampfes ums Dasein abspiegelt, hat aber als Gegengewicht ein anderes Prinzip, das Prinzip der Einigung und der friedlichen Mitarbeiterschaft der Völker, welches eine weitere Entwickelung der von uns betrachteten Gesetze des sozialen Lebens darstellt.

Das letztere Prinzip erhält offenbar in den menschlichen Gesellschaften, wenn auch langsam, einen stets wachsenden Wert. Es wird von den großen Geistern der Menschheit entwickelt; unter denen sind auch unsere russischen Philosophen W. Solowjew und L. Tolstoi.

Die Meinungsdifferenzen betreffen hier nur Einzelheiten. Man kann z. B. annehmen, daß die allgemeine Einigung der Menschen durch irgend ein allgemeines Prinzip, z. B. das religiöse oder das moralische erreicht werden wird, oder sie wird als eine allmähliche Evolution der Verstaatlichung entstehen; auf dem Boden des friedlichen Nebeneinanderlebens einzelner Völker entstehen Bedingungen zu Bundesverhältnissen zwischen den einzelnen Völkern und zur Bildung eines einzelnen Weltstaates auf der Erde.

Der russische große Moralist Tolstoi bejahte bekanntlich das erste Prinzip und verneinte alle partiellen Gemeinschaften der Menschen. In seinem bekannten Briefe an den slavischen Kongreß in Sofia meint er: „Die Vereinigung der Menschen ist nicht nur die wichtigste Sache der Menschheit, sondern ich sehe darin den Sinn, den Zweck und das Wohl des menschlichen Lebens."

Zweckmäßig und wünschenswert ist aber nach ihm nur die Vereinigung aller Menschen und nicht die partiellen Vereinigungen, die schädlich sein sollen; das Prinzip für die allgemeine Vereinigung ist die religiöse Basis, da sie von allen gleich anerkannt wird. Er glaubt, daß die partielle Vereinigung die allgemeine ausschließt, mit anderen Worten, die Vereinigung der Familie, der Gemeinde, des Stammes, des Staates, des heiligen Bundes der Staaten schließt die Vereinigung der ganzen Menschheit aus; die letztere steht im Widerspruche mit jeder partiellen Vereinigung überhaupt.

Ist dem aber wirklich so? Widersprechen denn in der Tat die partiellen Vereinigungen den allgemeinen? Im Gegenteil, es liegt jeder Grund vor, anzunehmen, daß die allgemeine Vereinigung nicht anders als durch die partielle erreicht werden kann. Auf der Familie beruht die Stammesvereinigung, auf dem Stamme der Staat und der letztere ermöglicht den Übergang zum allgemeinmenschlichen Staate bei der Entwickelung der Weltmoral.

Wenn bis jetzt die partiellen Vereinigungen der Menschen in Form von staatlichen Einheiten oder Bündnissen zwischen den einzelnen Staaten zur Unterjochung anderer führten, so liegt es daran, daß der Grund für diese Vereinigung eigentlich die Verneinung aller moralischen Prinzipien war. Es ist aber klar, daß die partielle Vereinigung nicht auf der grob-egoistischen Bestrebung zur Unterjochung des einen Volkes durch das andere beruhen darf, sondern auf einem von allen Völkern annehmbaren und für alle Völker vorteilhaften Prinzipe.

Da andererseits die Vereinigung der ganzen Menschheit nur auf allgemein menschlichen Idealen der gegenseitigen Liebe und Achtung der Völker beruhen kann, so kann auch die allgemein-menschliche Vereinigung nur auf dem Boden der allgemeinen Brüderschaft, Gleichheit und kultureller Freiheit einzelner Völker entstehen.

Man darf also die allgemein-menschliche Vereinigung sich nicht in Form einer die Stammesvereinigungen aufhebenden Nivellierung aller Völker vorstellen. So wie die individuellen Eigentümlichkeiten einzelner Völker notwendige Qualitäten der Persönlichkeit sind, die den Fortschritt der Gesellschaft und ihrer originellen Entwickelung sichern, so ist die Individualität der Völker eine notwendige Bedingung des Fortschrittes der Menschheit und ihrer geistigen Entwickelung.

Jedenfalls wird erst dann die Vereinigung der Völker eintreten, wenn sich die einzelnen Staaten in der Richtung der altruistischen Prinzipien entwickelt haben.

Wir schließen mit dem Wunsche, daß die Menschheit in den Bedingungen des sozialen Lebens einzelner Völker stets in ihren Mitgliedern die höheren sozialen Gewohnheiten zur Entwickelung bringe, d. h. diejenigen Psychoreflexe, welche die Einigung, die gegenseitige Hilfe, die Arbeitsteilung und den Wetteifer erhalten und gleichzeitig den Nationen- und sozialen Haß und die heutzutage so verbreitete Menschenfeindschaft beseitigen; denn für die Sicherung des allgemein menschlichen Fortschrittes gilt nur die Devise: Durch allgemeine Kräfte zum allgemeinen Wohl.

Maxim Kowalewsky: Die Entwicklung des soziologischen Gedankens in Rußland.

Sehr geehrter Herr und lieber Kollege im Internationalen Institut für Soziologie!

Sie bitten mich, Ihnen in kurzen Worten die typischen Momente des soziologischen Gedankens in Rußland zu charakterisieren. Aber wissen Sie auch, daß Sie mich dadurch in eine sehr schwierige Situation versetzt haben? Die Sache ist nämlich die, daß die wenigen Russen, welche die Resultate ihrer Forschungen auf dem Gebiete der Soziologie veröffentlichten, ihre Werke entweder französisch, wie mein Freund E. de Roberty und der uns unlängst entrissene Kollege J. Nowikoff, oder aber deutsch schrieben, wie das gleichfalls verstorbene Mitglied des Instituts Lilienfeld. Während de Roberty sich an die Spitze einer vorläufig noch kleinen Gruppe der Neo-Positivisten gestellt hat, erscheinen Nowikoff und Lilienfeld zweifellos als die geistigen Erben Herbert Spencer's. Ich weiß nicht, ob ich auch meinen Namen denen der eben erwähnten Forscher anreihen darf. Der Gegenstand meiner Untersuchungen war eigentlich viel eher Evolution des Rechts und der Rechtsinstitute, als die Soziologie im weiten Sinne des Wortes. Was die letztere anbelangt, so habe ich nur einen populären Kursus der Soziologie veröffentlicht, der aus teilweise in Paris, teilweise in Petersburg gehaltenen Vorträgen entstanden ist; sodann noch ein ziemlich umfangreiches Werk, in dem die modernen soziologischen Systeme dargelegt und einer Kritik unterworfen werden. Wenn ich diese Arbeiten von mir erwähne, so will ich damit nur gesagt haben, daß sie gerade so gut in Paris oder London, als in der „nordischen Palmyra" entstehen konnten. In meinen soziologischen Ansichten schließe ich mich unmittelbar dem „Kursus der positiven Philosophie" an; die „soziale Statik" von Comte ist für mich die systematische Darlegung der von den konkreten Wissenschaften gezogenen Schlüsse in bezug auf die Gesellschaft; der Aufbau einer soziologischen Wissenschaft unter Fortlassung der Theorie des Progresses erscheint mir unmöglich. Der Progreß aber ist für mich nicht das Anwachsen des menschlichen Glückes, sondern die Entwicklung der menschlichen Solidarität in Verbindung mit der fortschrittlichen Evolution der Erkenntnis und der Selbstbestimmung der Persönlichkeit.

Ich würde der Wahrheit Gewalt antun, wollte ich behaupten, daß die obenerwähnten Autoren mit Einschluß meiner selbst irgendwelche Popularität in Rußland genießen. Die Namen de Roberty, Lilienfeld und besonders Nowikoff sind in Frankreich, Deutschland und England bekannter als in Petersburg, Moskau

oder Odessa, wo man Nowikoff viel eher als Direktor einer Sektfabrik und konservativen Abgeordneten der Stadtduma, denn als einen politischen Philosophen und Soziologen kennt. Und was mich persönlich anbelangt, so bin ich den weiten Kreisen der russischen Gesellschaft als Professor des Rechtes und als Mitglied der Opposition im Staatsrat bekannt, keineswegs aber als positivistisch denkender Soziologe. Und doch bildet meine Anerkennung der in der „wissenschaftlichen Philosophie" dargelegten Grundprinzipien das Leitmotiv alles dessen, was ich schrieb. Arbeiten wie „Die ökonomische Entwicklung Europas", „Der Ursprung der modernen Demokratie", „Das ursprüngliche Recht", „Die Geschlechtsverfassung", „Das moderne Gewohnheitsrecht und das alte Gesetz" bekunden schon allein durch ihren Titel meinen Wunsch, der Idee des sozialen Fortschrittes eine feste Begründung in den Tatsachen zu geben. Ich ging an alle diese Probleme heran unter dem zweifellosen Einfluß der Evolutionslehre, die selbstverständlich nicht allein durch das Genie Darwins ins Leben gerufen und auf dem Gebiete der gesellschaftlichen Beziehungen von Comte begründet wurde, noch lange bevor das große Werk „Über die Entstehung der Arten" oder die ersten soziologischen Arbeiten von Spencer erschienen sind.

Der Hauptgrund dafür, daß die sich den westlichen Schulen anschließenden russischen Soziologen keinen tieferen Erfolg im eigenen Vaterlande zu verzeichnen haben, liegt meines Erachtens darin, daß die russische Gesellschaft, hingerissen von ihrem ungeduldigen Streben nach besseren ökonomischen und politischen Formen, sich mit der Idee der notwendigerweise langsamen Transformationen nicht abfinden kann und sich nach einem Wunder, d. h. künstlichen Gebilden sehnt. Ein solches Wunder aber, wenn man von der göttlichen Vorsehung absieht, kann nur die Sache des allermächtigsten Bundes sein — ich meine des Staates. Es gibt kein anderes Land in der Welt, wo die Grundidee von Hobbes weniger veraltet erscheint, als gerade Rußland. Sie allein stellt das gemeinsame Gut dar, das sowohl den Verfechtern der Ordnung, als auch denen der Zerstörung eigen ist. Revolutionäre aller Schulen — mit Ausnahme der Anarchisten, welche, wie eigentümlich es auf den ersten Blick erscheinen mag, trotz Bakunin und Kropotkin, keine tiefen Wurzeln gefaßt haben, eben weil sie den Staat als solchen negieren — die Revolutionäre — sage ich — sind nur insofern auf die Usurpation der Macht und die Diktatur des Proletariats erpicht, als sie keine Zweifel hegen, durch Direktiven von oben die soziale Struktur und die bestehende Ordnung zum allgemeinen Wohl von Grund aus ändern zu können.

Aber auch die modernen Träger der Macht sind weit davon entfernt, an der Möglichkeit zu zweifeln, den Gang der Geschichte und die Grundfesten der ökonomischen oder politischen Organisation aus eigener Machtvollkommenheit ändern zu können. Sonst würde die Regierung nicht den Gedanken gefaßt haben, in so kurzer Frist fast 100 Millionen Bauern, die bis dahin an die „Objchtschina" und den unteilbaren Familienbesitz gebunden waren, zu Privateigentümern zu

machen. Das ist zweifellos nicht weniger „künstlich", als die Idee des Loskaufs eines Teiles des den Grundbesitzern gehörigen Bodens von seiten des Staates und dessen Verteilung unter die landlosen und landarmen Bauern. Diese Aufgabe wurde bekanntlich von der ersten Duma ins Auge gefaßt, die deswegen auch die revolutionäre oder „die Duma des Volkszornes" genannt wird. Es wäre jedenfalls irrig, zu glauben, daß die Idee von der Überführung des Grundeigentums aus den Händen der mehr oder weniger ruinierten Adelsfamilien in die Hände der wirklichen Bebauer des Bodens in unserer Zeit etwa ganz außer acht gelassen wurde. Im Gegenteil — der Staatskredit betrachtet diese Mobilisation des Eigentums als eine seiner wichtigsten Aufgaben, indem er zu diesem Zwecke Land bei den Gutsbesitzern ankauft und es den aus der „Obschtschina" austretenden Bauern zu bequemen Ratenzahlungen verkauft. Diese ganze sogenannte „bodeneinrichtende" Operation, die dem Fiskus recht teuer zu stehen kommt, wird von der Regierung auf Kosten der aus dem Volke herausgepreßten Steuern vollzogen.

Aber der Staatskredit stellt sich noch andere, nicht weniger weite Aufgaben; in der Form einer besonderen Adelsbank sucht er dem dominierenden Stande des Reiches in seinem Kampf gegen die Schuldüberlastung zu helfen, um somit die Notwendigkeit der endgültigen Liquidation ihrer Besitzungen hinauszuschieben. Die dritte Staatsduma fand, daß der Fiskus von all diesen Aufgaben noch zu wenig in Anspruch genommen wird, und wies ihm noch eine neue Form des Staatskredites zu, nämlich des Kredites an die Semstwo's und Städte mit der Bestimmung, nützliche aber langsam sich vergütende Einrichtungen für das allgemeine Wohl zu treffen.

Wenn man noch bedenkt, daß bei ziemlich oft auftretenden Mißernten, welche große Gebiete des Reiches heimsuchen, die Regierung den ganzen Kampf gegen das Unheil auf sich nimmt, indem sie auf Hilfeleistung seitens der Gesellschaft systematisch verzichtet; daß Hunderte von Millionen Rubel von der Regierung zum Zwecke der Ernährung der Hungernden, der Organisation von öffentlichen Arbeiten im Sinne Turgot's, der Verteilung von Samen an die Bauern verausgabt werden; wenn man das alles bedenkt, beschleicht einen unwillkürlich die Vorstellung, daß die Reichtümer des russischen Fiskus unerschöpflich sind, daß alle Krösusse und Rockefeller nichts sind im Vergleich mit Herrn Kokowzow, der in seiner Eigenschaft als Finanzminister über den größten Metallfonds in der Welt verfügt, unter bescheidener Mitarbeit der Budgetkommissionen unserer beiden Häuser und der Kontrolle der Mitglieder des eigenen Kabinetts.

Der Vorsitzende des Ministerrats hält auch in seiner Eigenschaft als Finanzminister die Schlüssel der Ausgabenkasse in seinen Händen, sowohl der wichtigsten vom Staate angekauften Eisenbahnlinien, die sich von den Grenzen Preußens und Österreichs bis zu den Küsten des stillen Ozeans ausdehnen, als aller Branntweinläden des Reiches. Auf Kosten derselben Kasse läßt er die mit so

großen Unkosten verknüpfte Amurlinie bauen. Nicht genug damit — vom nächsten Jahre an beginnt die Ablieferung eines für dreißig Jahre bestimmten Quantums Petroleum, die zu einem für die gleiche Frist von vornherein bestimmten Preis seitens der Unternehmer erfolgt, welche das Ausbeutungsrecht auf dem naphthatragenden Boden von der Regierung gepachtet haben, und diese ganze Operation wird ebenfalls unter die Kontrolle der Regierung gestellt. Der Finanzminister ist es auch, der das Quantum der von den Zuckerfabrikanten zu produzierenden Raffinade und feinen Zuckers normiert und den Preis dieses unentbehrlichen Produktes auf einer Höhe erhält, die es unerschwinglich für die große Masse macht. Und endlich hängt von ihm die materielle Blüte der russischen Fabriken und Werke ab, weil dank seiner Tätigkeit und den von der Regierung mit den anderen Ländern geschlossenen Handelsverträgen der hohe Zolltarif aufrechterhalten wird, was quasi für das Wohl der arbeitenden Bevölkerung unentbehrlich sei —, als ob letztere nicht die Hauptmasse der Konsumenten abgäbe. Die Regierung hat es in ihrer Hand, die Grundbesitzer zugunsten von Industriellen zu ruinieren und allenfalls beide Klassen in ewiger Angst vor so oder anders gearteten Schutzmaßnahmen und Reglements zu halten, die geeignet wären, den Wohlstand einer Bevölkerungsschicht auf Kosten einer anderen zu heben. Selbst die Kosten der Volksbildung, nicht nur der höheren und mittleren, sondern auch der niederen, werden größtenteils den Millionen entnommen, die die Kronskasse zur Erhaltung sowohl der Reichs- als auch der unter die oberste Kontrolle des Synods gestellten Kirchenschulen gewährt. Während die Kirche in England der Regierung zu Hilfe kam, indem sie auf eigene Kosten Primär- und Sonntagsschulen gründete, gewährt Rußland, wenn nicht auf legislativem, so auf administrativem Wege einige Millionen jährlich für die Förderung der Aufklärungsmission, die der Klerus als Volkslehrer auf sich genommen hat, und dies unabhängig von einer speziellen Kirchspielbesteuerung für die Bedürfnisse der Kirchenschulen.

Wenn man zu alledem noch hinzufügt die Besorgtheit der Regierung um eine „gesunde“, d. h. von der Bureaukratie gebilligte geistige Nahrung (betreffend Bücher, Zeitschriften und Tagespresse) nicht nur für Kinder und die heranwachsende Jugend, sondern auch für die Erwachsenen, wenn man sich die gleichzeitig sowohl auf gerichtlichem als auch auf administrativem Wege durchgeführte Verfolgung der Redakteure und Herausgeber von Zeitungen, Broschüren und Büchern in Erinnerung ruft — wenn man sich das alles vergegenwärtigt, dann muß man zugestehen, daß Hobbes, sollte ihm eine Auferstehung aus dem Grabe vergönnt sein, im russischen Kaiserreich denjenigen Leviathan mit der unendlichen Anzahl von Fühlhörnern anerkennen müßte, als welcher der Staat in seiner Vorstellung figurieren mußte — der Staat als Schöpfer des Eigentums und Rechtes, als Richter über Gut und Böse.

Während die sozialistische Partei gewissermaßen als vogelfrei betrachtet wird, während allerlei Arbeitervereine zum Zwecke der allgemeinen Aufklärung

wenige Monate nach ihrem Entstehen aufgehoben werden, finden die Ideen des Staatssozialismus, insofern sich in ihnen das ältere Prinzip der staatlichen Bevormundung und der in alle Sphären des sozialen Lebens eingreifenden Staatsintervention widerspiegelt, freie und mit auffallender Geschwindigkeit sich vollziehende Verkörperung in den Maßnahmen, die vom Staatsministerium teilweise mit, teilweise ohne Genehmigung der beiden Kammern durchgeführt werden.

Das russische Reich steht nicht nur an der Spitze eines nach Millionen zählenden Heeres und einer aufstrebenden Flotte — es verfügt auch zu jeder Stunde über die Möglichkeit, die Verwirklichung dieser oder jener Kulturaufgaben hintanzuhalten, um die dafür veranschlagten Mittel zur Defensive oder Offensive zu verwenden. Durch seine Ausdauer und die daraus herrührende Beharrlichkeit kann Rußland zum gefährlichen Gegner jedes beliebigen wirklich konstitutionellen oder parlamentarischen Staates werden. Seiner Natur nach könnte es am besten von Preußen begriffen werden, nicht nur weil der Staatssozialismus Bismarcks noch in jedermanns Gedächtnis ist, sondern auch weil sich der Polizeistaat in der Mark Brandenburg Jahrhunderte lang aufrecht erhalten und seinen Ausdruck in der politischen Literatur in der bekannten Doktrin von Stahl gefunden hat, die noch vor kurzem von den russischen Universitätskathedern gelehrt wurde.

Der Glaube an die Omnipotenz des Staates und an die Möglichkeit, durch Staatsintervention der natürlichen Evolution der Gesellschaft eine andere Richtung zu geben, ist als Ursache dessen zu betrachten, daß in den letzten Dezennien diejenigen Werke und Artikel sich der größten Popularität erfreuten, in welchen, zur großen Bestürzung der Positivisten, die sogenannte subjektive Methode in der Soziologie zur Durchführung gelangte. An der Spitze der Bewegung standen angesehene Männer und Gelehrte, hervorragende Publizisten und Literaturkritiker, wie Peter Lawrof, Nik. Michajlowsky und Prof. Karejeff. Auch jetzt noch wird in Rußland von manchen behauptet, daß Michajlowsky im einzelnen lange vor Tarde die gleichen Lehren verkündet hätte. Da aber Tarde, soweit mir bekannt ist, stets ein Anhänger der objektiven Methode gewesen ist, so scheint mir in diesen Behauptungen wenig Positives enthalten zu sein. In ihren Versuchen, die Rolle der Persönlichkeit in der Geschichte oder, wie einer unter ihnen, Michajlowsky, sich ausdrückt, die Wechselwirkung zwischen den Helden und der Masse aufzudecken, haben die oben erwähnten Schriftsteller eine tiefe Belesenheit und zweifelloses Talent bekundet. Aber in ihrem durchaus anerkennenswerten Bestreben, die politische und soziale Organisation ihres Vaterlandes einem möglichst raschen und radikalen Umbau zu unterwerfen, haben sie notwendigerweise die Wichtigkeit des persönlichen Elementes in der Geschichte übertrieben und sind nicht in genügendem Maße von der durchaus richtigen Idee Goethes durchdrungen, daß selbst die revolutionäre Tätigkeit eines Genies nur dann große und das Volkswohl fördernde Resultate zeitigen könne, wenn diese „am rechten Ort und zur rechten Zeit"

erschien. Übrigens kann man sich kaum wundern, daß gerade in Rußland noch der Glaube an diese Recken, wie der verstorbene Stolypin sich ausdrückt, sich erhalten hat — ist doch das ganze russische Reich nichts anderes, als das Ergebnis der schöpferischen Tätigkeit eines solchen Recken. Ich meine Peter den Großen, der wie durch ein Wunder den halb-asiatischen moskowitischen Staat in eine europäische Macht verwandelt und ihr die weittragende Mission der Verbreitung der Zivilisation im Osten und des Schutzes der Interessen des Slaventums gegenüber allen Versuchen einer künstlichen Germanisierung zuerteilt hat.

Peter der Große — ist es nicht ein schlagender Beweis, daß es, Hand in Hand mit der historischen Evolution, auch etwas gibt, was die Engländer mit „Schöpfer der Ereignisse" bezeichnen, wenn sie z. B. von „making of England" oder irgend eines anderen Landes sprechen? Ins Vulgäre übertragen, könnte man vom Zusammentreiben von Reichen, Königreichen und Republiken durch den mächtigen Hammer der großen Reformatoren sprechen, deren es leider in der Geschichte der Menschheit nicht allzu viele gibt. Sie hat nicht immer die ruhmreichen Taten von Alexander und Cäsar zu verzeichnen — es gibt auch Perioden von Balthasar und Romulus Augustulus. In diesen Perioden wird der Fortschritt der Menschheit nicht durch die Anleitung von oben gefördert, sondern durch die auf den ersten Blick spontanen Prozesse, die in den tiefsten Tiefen des Volkslebens vor sich gehen. Diese Prozesse aber werden ihrerseits gefördert durch die Wechselwirkungen derjenigen zwei Faktoren, auf die Tarde mit Recht immer wieder hingewiesen hat, — nämlich durch die schöpferische Tätigkeit in Wissenschaft, Technik, Kunst und sozialer Organisation einerseits und durch Nachahmung und Anpassungsfähigkeit der Massen andererseits.

Georg Adam: Das Jahr 1812 im Volksliede der Russen.

Es ist ein eigenes Lied, das die russische Seele singt, — dieses großen Volkes träumender Kinder, in der das Gefühl der Unermeßlichkeit, der Unendlichkeit durch die Natur ihres Landes geweckt und harmonisch begleitet wird. Seine Unermeßlichkeit aber ist die Ebene, und alles, was sich aus ihr erhebt, erscheint doppelt riesenhaft und ehrfurchtgebietend. Es ist das Land der großen, gleichen, gläubigen, hingebenden Masse und der übermächtigen Riesen und selbstherrlichen, grausamen und doch angebeteten Zaren. Zu Iwan dem Schrecklichen, dem furchtbar gewaltigen Zaren, blickt das einfache russische Volk mit

andächtiger Bewunderung, fast mit Liebe empor. Mit der Kraft der Geduld und des Duldens überwand es die wilden Tataren, die Jahrhunderte lang seine Herren waren, der passive Widerstand des russischen Volkes war es auch vor allem, dem die Macht Napoleons, des Kriegsgottes, der „goldene und silberne Adler vor seinen Siegeswagen gespannt hatte", nicht gewachsen war. Und dies Duldervolk erhebt sich in uralten epischen Gesängen, den „Byliny", den „Liedern vom Gewesenen", an den Taten der Riesenhelden, die es geboren hat. Sein Liebling ist der „alte, alte Kosak" Ilja Muromjez, kein Göttersohn wie die Helden anderer Völker, der Sohn des Bauern Iwan, der dreißig Jahre lang gelähmt am Ofen saß, bis fremde Pilger ihn aufriefen zu Wundertaten, zu Kämpfen mit Naturgewalten, dem Räuber Nachtigall, der in den Wipfeln von neun Eichen lagerte, mit fremden Riesen und Schwärmen feindlicher Heere. Diese Lieder aber sind so dem Innersten seines Herzens entsprungen und dem Geiste des Volkes so lebendig gegenwärtig, daß sie in ihren Strom auch die Ereignisse und Helden der Geschichte bis zur nächsten Gegenwart hineinziehen. So singen sie von Iwan dem Schrecklichen, Peter dem Großen, auch des „preußischen Königs", Friedrichs des Großen, gedenken sie, gegen den die Kinder Rußlands kämpfen mußten, und wie von den Tatareneinfällen, berichten sie von dem Heereszuge der Franzosen.

Vor wenig mehr als einem Jahrhundert begann man diese bei einfachen Bauern verborgenen reichen Schätze zu heben, zu sammeln, zu ordnen und für die Zukunft zu sichern. Den Anstoß gab die Sammlung von Kirscha Daniloff, welcher eine Anzahl von Liedern aus der Gegend von Perm aufgezeichnet hatte, von denen ein Teil im Jahre 1804 unter dem Titel „Alte russische Gedichte" („Drevnija russkija stichotvorenija") herausgegeben wurde. Vollzählig, es waren 61, wurden sie 1818 von Kalajdowitsch veröffentlicht. Einer der weiteren Sammler, P. J. Rybnikoff, welcher im Jahre 1860 seine Tätigkeit begann, gibt eine anschauliche Schilderung davon, wie er zur Kenntnis der Bylinen gelangt ist. Als Bauer gekleidet wagte er sich in einem ärmlichen Boote von Petrosawodsk, wo er als Beamter beschäftigt war, über den Onega-See, um in den Dörfern des jenseitigen Ufers vielleicht endlich einmal seinen sehnlichsten Wunsch befriedigen zu können, einen jener Rhapsoden zu hören, von denen man ihm erzählt hatte, daß sie nicht nur geistliche Lieder wie die Pilger, „Kaleki", sondern auch von der Vergangenheit zu singen wissen. Ein Unwetter, das sie unterwegs überraschte, zwang ihn, mit seinen Begleitern auf einer kleinen Insel zu übernachten, wo sich um eine Hütte bereits mehrere Schiffer versammelt hatten. Er hatte noch nicht lange geschlafen, als seltsame Töne ihn weckten. „Ich hatte", so erzählt er, „schon viel Lieder und geistliche Gesänge gehört, doch diese Weise kannte ich nicht. Lange konnte ich mich nicht entschließen, mich ganz zu ermuntern, ich war zu glücklich unter dem Eindrucke des mir so völlig Neuen. Als ich die Augen auftat, sah ich wenige Schritte von mir einen grauhaarigen

Bauern mit vollem weißen Barte, munteren Augen und gutmütigem Gesichte. Das war der Sänger. Er saß auf Baumrinden am halb erloschenen Feuer, wandte sich bald an diesen, bald an jenen von seinen Gefährten, und Gelächter unterbrach zuweilen sein Lied." Die Sänger und Sängerinnen, „Skasiteli", eigentlich „Erzähler", genannt, fanden sich fast ausschließlich unter dem Bauernstande, sie sangen zum eigenen und der Nachbarn Vergnügen, halb rezitierend, in wenigen monotonen Melodien die fast völlig reimlosen Lieder, ohne viel Acht auf Rhythmus zu geben. Von den Ufern des Onega-Sees gewann auch A. F. Hilferding seine Lieder („Onežskija Byliny", 1873); dieser Forscher hat auch dem Schicksal der Skasiteli ein liebevolles Interesse entgegengebracht, und von jedem seiner Sänger gibt er in seinem Werke einen kurzen Lebensabriß, von zweien, Rjabinin und Schtschegoljonok, sogar die Porträts, prächtige Typen des großrussischen Bauern mit dem schlichten langen Haar, dem ehrwürdigen Patriarchenbart und den kleinen klugen Augen. Unter den grundlegenden Bylinenwerken steht außer denen von Sresnevski, Rybnikoff und Hilferding in erster Reihe die von der Gesellschaft der Freunde der russischen Literatur in Moskau veranstaltete Ausgabe der von Kirejewski gesammelten Lieder unter der Redaktion von Bessonoff, welcher sie noch durch zahlreiche weitere Funde bereicherte (Pesni sobrannyja P. V. Kireevskim izdany obščestvom ljubitelej rossijskoj slovesnosti). Ihr Quellengebiet ist das ganze weite Rußland bis nach Sibirien hinein und ihr Inhalt umfaßt die Zeiten von den alten Helden bis zum neunzehnten Jahrhundert. Der letzte, zehnte Band, der im Jahre 1874 erschien, trägt den Titel „Unser Jahrhundert in den russischen historischen Liedern" („Naš vek v russkich istoričeskich pesnjach"). Nach Deutschland brachte die erste Kunde von den Bylinen bereits im Jahre 1819 ein Livländer, v. Busse in seiner Schrift „Fürst Wladimir und seine Tafelrunde". Eine auf das inzwischen reicher gewordene Material gegründete Zusammenstellung der wichtigsten Lieder von den Kijewer Helden, die sich um den Fürsten Wladimir scharen, gab B. Stern zugleich mit einer verständnisvollen Einleitung und umfangreicher Bibliographie in „Fürst Wladimirs Tafelrunde" (1892). In der französischen Literatur ist von grundlegender Bedeutung das Werk von Alfred Rambaud „La Russie épique" (1876), in der englischen „The songs of the russian people" von W. R. S. Ralston (1872).

In den neueren historischen Liedern finden wir dieselben eigenartigen Ausdrucksformen wie in den uralten Bylinen, die ja im Gedächtnis des Volkes, treu durch die Jahrhunderte bewahrt, bis in die Gegenwart hineinragen, mögen sie auch, vor allem in den Städten, längst durch moderne Gassenhauer verdrängt sein. Wir finden da dieselben seltsamen negativen Vergleiche, die in den epischen Volksdichtungen aller Slawen auffallen, wie z. B. „nicht die rote Sonne leuchtet hervor, es blitzte der scharfe Säbel", dieselben Eingangsworte, dieselbe Schilderung der einander begegnenden Heere, dieselben liebevollen Verkleinerungs-

worte für Menschen, Tiere und Dinge, die dem Herzen des Volkes nahestehen, und wie der ungläubige Tatarenfürst Kalin Zar an den Fürsten Wladimir, die „rote Sonne von Kijew", schrieb, so schreibt Napoleon an den Zaren Alexander.

Der Beginn des französischen Krieges stellt sich ihrem naiven Sinn in folgender Weise dar:

Nicht über Wiesen weit ergoß sich das Wasser,
Dreiunddreißig Schiffe zogen daher,
Mit kostbaren Waren beladen — mit Pulver und Blei.

Das war im französischen Lande,
Erstand da ein hündischer Feind, der König Napoleon.
Ein Heer hat er gesammelt aus vielen Ländern,
Eine Zeitung schreibt er dem lieben Zar Alexander:
„Ich bitte dich, Zar Alexander, erbose dich nicht!
Bereit' mir Quartiere im steinernen Moskau selbst,
Doch mir, dem französischen König, gib deine Zarenpaläste."
Am Tische sitzt Alexander, gar schwer ist sein Sinn,
Und verwandelt hat sich sein kaiserlich Antlitz.
Vor ihm aber steht ein General, Kutusoff selbst:
„Fürchte dich nicht, Alexander, Zar, betrübe dich nicht!
Begegnen wollen wir ihm, dem hündischen Feind,
Ein Mahl ihm bereiten aus ehernen Flinten,
Zum zweiten Gerichte sausende Kugeln,
Als Nachgericht aber Kartätschen" . . .
Wie freute sich herzlich da der Zar Alexander! . . .*)
Und der Feind kam:
Nicht Staub erhebt sich im Felde,
Nicht rauscht der Eichenwald,
Es wälzt sich gewaltig daher
Mit seinem Heer der Franzose.

Furchtbare Bilder zeigten sich dem ahnenden Sinne des Volkes:

Nicht Schlaf noch Schlummer kam dem Mädchen — nichts zeigte sich ihr im Traume, — ein schändlicher Traum nur erschien ihr: — wie der Franzose Moskau verwüstet, — von Ende zu Ende es niederbrennt, — das schöne Mädchen gefangen entführt. — Bittere Tränen weint da das Mädchen. — Ein General aber hält sie umfangen — und trocknet die Tränen mit seidenem Tuche: — „Weine nicht, weine nicht, du schönes Mädchen, — drei Geschenke will ich dir kaufen." — „Deine drei Geschenke, die will ich nicht, — laß mich nach Ruß-

*) Aus dem Gouvernement Tula.

land, nach meinem Lande, — daß ich die Heimat wiedersehe, — Vater und Mutter grüße."*)

Und dieses Rußland und Moskau, mochte es auch zerstört sein, erscheint dem Russen das Schönste in der Welt; noch den abziehenden Franzosen, die auf verwüsteten Wegen nach ihrem Paris zurückkehren, ruft er zu:

Prahle nicht, französischer Räuber,
Mit deinem herrlichen Paris,
Denn bei uns, bei uns in Rußland
Gibt es Bess'res als Paris,
Besser ist und herrlich schöner
Ist das viel viel schöne Moskau,
Rußlands Schönheit, Ruhm und Leben,
Rein gekleidet, weiß von Steinen,
Gelber Sand ist drin gestreut,
So ist's auf Papier gemalt.**)

Bei dem überaus primitiven Geiste, der in diesen Liedern herrscht, ist es wohl verständlich, daß die einzelnen geschichtlichen Ereignisse wenig Beachtung finden, hier und da durcheinander geworfen werden oder in allgemeine Bilder zerfließen. So ist in demselben Liede von der Eroberung von Smolensk, das übrigens tatsächlich ohne Kampf genommen wurde, und von der Schlacht an der Beresina die Rede.

Mehr als die blutigen Schlachten beschäftigt den Geist des Volkes das Leben der Soldaten auf dem Marsche und im Lager; wie sie weite Wege marschieren mußten, bis an die Knie im Schnee, Zwieback essen anstatt Pirogi (eine Art Klöße), eine „neue Mode" lernen, Häuser zu bauen aus Stroh, wie sie süßen Kirschbranntwein tranken, doch „nicht um sich zu betrinken, sondern um fröhlicher zu sein und den Franzosen zu begegnen".

Wie die einzelnen Ereignisse verschwimmen und verschwinden, so auch die Personen der russischen Heerführer, von denen nur gelegentlich der eine oder andere genannt wird, während alle Sympathie sich auf den Hetman Platoff mit seinen Kosaken häuft. War doch auch jener Ilja von Murom aus dem Kreise der Helden der Vorzeit „der alte, alte Kosak". Der Held des Volkes muß auch der Liebling des Zaren sein, dieser ruft ihn selbst heran, wenn es zur Schlacht geht:

Nicht zwei Wolken, zwei furchtbare stießen zusammen, — zwei Heere, gar mächtige, trafen einander, — das gute französische Heer auf das russische; — schwer hat es beleidigt das russische Heer. — Nicht ein weißer Falk über hohen

---

*) Aus dem Rjasaner Gouvernement.

**) Aus Simbirsk, Twer, Moskauer Gouvernement.

Bergen, ein Falk flog daher — Alexander, der Zar, auf seinem Pferde eilends zum Heere. — Und er zürnt und schilt den russischen Feldherrn: — „Weshalb nur, weshalb hat man übel getan, — hat zu hinterst gelassen die Scharen vom Don?" — Kaum hat unser Zar dieses Wort gesprochen, — zur rechten Hand schon eilen die Scharen vom Don, — ihnen voran stürmt hervor Platoff, der General, — den scharfen Säbel gezogen, er hält ihn entblößt. — Die scharfen Piken legten sie da auf die schwarzen Mähnen — und riefen und jauchzten und packten den Feind. — Da erschrak das gute französische Heer — und Bonapartes Fahnen, sie wandten sich um. — Wie freute sich da gar gewaltig der Zar.*)

In einer anderen Liedergruppe wird die Person Platoffs noch liebevoller hervorgehoben:

Aus unsern reinen Herzen — flechten wir Platoff den Kranz, — setzen ihn aufs liebe Haupt, — wir aber singen ein Lied . . . — Als man zu feuern angefangen, — nur Rauch wälzt sich in Säulen, — und wo die rote, liebe Sonne, — vor Rauch ist's nicht zu sehen. — Das aber ist zu sehn im Rauche: — Nicht fliegt ein weißer Falk daher, — ein wackrer Bursche tummelt sich, — dort oben auf rabenschwarzem Pferde . . .**)

Das Leben seines Lieblings hat das Volk auch noch mit Abenteuern aus seiner eigenen Phantasie ausgeschmückt. So weiß es von ihm zu erzählen:

Du mein Rußland, du mein Rußland,
Du mein heil'ges Russenland,
Vieler Ruhm und viele Ehren,
Vieles Leid ward dir zuteil!
War da Platoff, der Kosak,
Ritt zu Gast zu dem Franzosen:
Der Franzos erkannt' ihn nicht,
Nahm ihn bei der weißen Hand,
Setzt' ihn an den Eichentisch,
Goß ihm Branntwein ein und sprach:
„Lieber Kaufmann, Kaufmannssohn,
Trink den Branntwein, trink auch zwei.
Sag die volle Wahrheit mir
Von Platoff, von dem Kosaken.
Wer mir das wohl sagen möchte,
Vieles Geld will ich ihm geben!"
„Ei, wozu das Geld verschwenden,
Das kannst du auch so erfahren,

*) Aus dem Gebiet der Donischen Kosaken.
**) Aus dem Gouvernement Simbirsk, Archangelsk u. a.

Setze dich mir gegenüber,
Sieh mich nur recht tüchtig an,
So wie ich sieht Platoff aus!"
Blieb nicht sitzen, sprang aufs Pferd,
Wie ein Vogel flog er fort,
Ritt vors Fenster des Franzosen:
„Du Franzose, Räuber, Rabe,
Wußtest nicht, verfluchter Rabe,
Dir den weißen Falk zu fangen,
Den Kosaken Platoff!"*)

In anderen Versionen schert ihm der Zar selbst den Bart, um ihn unkenntlich zu machen; er wird alsdann von „der Tochter des Franzosen", Arina, bewirtet, die ihn nach Platoff fragt; er zeigt ihr sein Porträt und eilt davon; vor dem Fenster ruft er nach Homerischer Heldenart dem Franzosen zu:

Komm heraus doch, komm, du Rabe,
Dich auf freiem Feld zu tummeln,
Deine Kraft mit mir zu messen.**)

In einzelnen Liedern hebt nun ein Kämpfen und Schießen an, daß die Kugeln „bis ans sächsische (!) Ufer" fliegen.***)

Die gleiche Liebe wie dem Helden Platoff gewähren die Lieder auch den übrigen Kosaken, „den goldflügligen Adlern, den unter dem Himmel schwebenden Falken." Sie singen vom Tode des Kosaken:

Über dem Walde, dem finstern Walde, — über den Bergen, den hohen Bergen, — nicht die lichte Morgenröte erschien, — nicht die rote Sonne stieg auf: — Zwei Heere stießen zusammen . . . In der Avantgarde die Kosaken, — Unglück ist unter ihnen geschehen. — Aus dem Gesträuch, dem dichten Gesträuch — nicht kam eine giftige Schlange gekrochen, — es kam eine bleierne Kugel geflogen . . .

Vom Berge läuft ein Pferd daher,
Im Tale rauscht das Gras,
Im Grase da liegt ein Kosak,
Ein Tuch deckt schwarz sein Auge.
Da weckt das Pferdchen seinen Herrn:
„Steh auf, mein Herr, steig auf auf mich,
Oder hebe nur den Kopf,
Sag deinem Pferde doch den Weg,

*) Aus Samara, Rjasan, Simbirsk, Moskauer, Orlower, Tulaer Gouvernement.
**) Aus dem Saratower Gouvernement.
***) Aus dem Moskauer Gouvernement.

Wohin es laufen soll."
„So lauf, mein Pferdchen, den weiten Weg,
Zu einer Türe lauf,
Und schlage mit den Hufen dran,
So wird dir aufgetan.
Heraus tritt eine alte Frau,
Die Frau ist meine Mutter,
Sie faßt dich bei der Mähne dann
Und führt dich in den Stall,
Sie gibt dir Futter und fragt dich dann,
Fragt nach der Wahrheit dich.
Die eine Wahrheit ist gar stolz,
Die andere aber ist traurig:
Schon hat dein Sohn die Braut gewählt,
Eine Königstochter die Braut —
Im weiten Felde das stille Grab" . . .*)

Solcher Art sind die Eindrücke, welche das furchtbare Jahr 1812 im schlichten Geiste des russischen Volkes hinterlassen hat, der aus seinen Bylinen in seiner ganzen Eigenheit, wie unmittelbar, herzlich offen zu uns spricht.

Nikolaus I. von Montenegro: Drei Gedichte.

(Deutsch nachgebildet von Heinrich Stümcke.)

Dorthin!

Dorthin! Dorthin! nach jenen blauen Bergen,
Wo meines Kaisers stolze Burg einst war,
Dort, heißt's, versammelt' sich in grauen Tagen
Von jungen Helden eine kühne Schar.

Dorthin! Dorthin! Dich, Prisren, will ich schauen,
In deinen Mauern ruhn. Mich ruft mein Land,
Mein heimatliches, und ich folg' dem Rufe
Dorthin, dorthin, die Waffen in der Hand.

Dorthin! Dorthin! Auf jener Feste Trümmern
Sprech' ich zum Feinde: Fort von meinem Dach!
Du arge Pest! Jetzt naht der Tag der Rache,
Jetzt büßt du mir jahrhundertlange Schmach!

Dorthin!

Dorthin! Dorthin! Wo hinter blauen Bergen
Im Sonnenglanz ein stiller Garten blüht,
Den Detschans**) heilige Mauern überragen,
Wo fromm die Seele im Gebet erglüht.

Dorthin! Dorthin! Wo hinter steilen Höhen
Im lichten Blau sich wölbt das Himmelszelt,
Dorthin, dorthin, laßt uns die Schritte lenken,
Wo Serben fielen auf der Ehre Feld.

Dorthin! Dorthin! Wo hinter steilen Höhen
Held Jug, der Alte, mahnend zu uns spricht.
Von Rosseshuf zertreten, ruft er: Rache!
Ihr Brüder, Rache sei euch heilige Pflicht!

---

*) Aus dem Grodnoer, mit weißrussisch-polnischem Charakter, und primitiver aus dem Tulaer Gouvernement.

**) Ein altes Kloster.

Dorthin! Dorthin! Und an den türkischen Knochen
Da wollen wir, zu rächen Jugs Gebein,
Die kühnen Schwerter stumpf und schartig schlagen,
Das Volk erlösen aus der Knechtschaft Pein.

Dorthin! Dorthin! Denn hinter jenen Bergen,
Da finden wir des tapfern Milosch Grab,
Da werden wir den Seelenfrieden finden,
Wenn jeder Serbe warf die Fesseln ab.

Montenegrinisches Trinklied.

Euer Wohl! Noch viele Jahre!
Unser Dasein währt nicht lang!
Jugend ist der Mai des Lebens.
Trinkt, stoßt an mit hellem Klang!
Ruft beim heimischen Rebensaft:
Hoch du Volk voll Mut und Kraft!

Trink' und sei gesund und fröhlich!
Trinke, Landsmann, bis beim Wein
Alle Menschen dir erscheinen
Nichtig und wie Mücken klein.
Ruft beim heimischen Rebensaft:
Hoch, du Volk voll Mut und Kraft

Sei du uns ein Beispiel, Marko,
Königlicher Prinz! Ich weiß:
Jung ist's Serbenblut, doch kocht es,
Selbst dem Himmel wird dann heiß!
Ruft beim heimischen Rebensaft:
Hoch, du Volk voll Mut und Kraft!

Trink', doch vor der Macht des Weines
Hüte dich, denn großes Leid,
Weißt du, drückt die Brust: Die Heimat
Seufzt ja noch im Trauerkleid.
Ruft beim heimischen Rebensaft:
Hoch, du Volk voll Mut und Kraft!

Mögen tausend auch verderben,
Prisren wird uns doch zum Lohn
Und den neuen Zaren setzen
Hoch wir auf den goldnen Thron.
Ruft beim heimischen Rebensaft:
Hoch, du Volk voll Mut und Kraft!

Zwar der stolze Türke achtet
Uns dem Wurm gleich unterm Fuß.
Doch wir leben: Ist's nicht Zeit, jetzt
Blut zu kosten? Welch Genuß!
Ruft beim heimischen Rebensaft:
Hoch, du Volk voll Mut und Kraft!

Trinkt mit mir aufs Wohl des Mannes,
Der den Kampf beginnt, und gießt
Wein von neuem in die Becher,
Wenn erst Prisren unser ist.
Ruft beim heimischen Rebensaft:
Hoch, du Volk voll Mut und Kraft!

Wer von uns ließ nicht sein Leben
Freudig, daß im Sonnenglanz
Unsere Fahne — welche Wonne! —
Prang' auf Detschans Mauerkranz.
Ruft beim heimischen Rebensaft:
Hoch, du Volk voll Mut und Kraft!

Euer Wohl und viele Jahre!
Allen ruf' ich Heil und Gruß,
Die fürs Vaterland gefallen.
Trinkt und gebt den ersten Schuß!
Ruft beim heimischen Rebensaft:
Hoch, mein Volk voll Mut und Kraft!

Die Glocken von Cettinje.

Tön't, liebe Glocken, tönet laut durchs Land,
Beredte Zeugen, fest und erzgegossen,
Des alten Glaubens: Gott als Unterpfand
Der Treue sind viel Ströme Bluts geflossen.

Durch klare Bergluft und durch Nebelflor
Soll euer süßes Läuten wieder tönen.
Grüßt hellen Mundes unsern Heldenchor,
Der ewig Vorbild Montenegros Söhnen.

Grüßt Kara Georg, grüßt Danilo mir!
Es mögen eure Klänge ihnen künden:
Je größer Türkenmacht, je größere Zier
Und Ruhm für uns, wenn wir sie überwinden.

Oskar Vogt:
Über Forscher und Organisation der Forschung.

Man kann in der Wissenschaft drei Formen von Betätigung unterscheiden, die Aneignung der von anderen errungenen Erkenntnis, ihre spekulative Verarbeitung und ihre Vermehrung. Die Orientierung über das bisherige Wissen ist nicht nur Vorbedingung für die beiden anderen Formen wissenschaftlicher Betätigung, sondern Endziel des Gelehrten. Denn seine soziale Aufgabe besteht darin, vom derzeitigen Wissen als Arzt, Ingenieur usw., praktische Nutzanwendung zu machen, oder es als Lehrer Nichtwissenden zu übermitteln. Sache des Denkers ist es dagegen neben einer Kritik der Grundlagen unserer Erkenntnis, unser über das gegenwärtige Wissen hinausgehendes Erkenntnisbedürfnis durch unseren Erfahrungen angepaßte weitergehende Schlüsse zu befriedigen. Er hat unser Wissen zu einer Weltanschauung auszubauen, aus dieser Weltanschauung die Grundsätze für unser Handeln abzuleiten, und an dem Grade der Harmonie zwischen alten und neuen Erfahrungen und jenen Ableitungen die Berechtigung dieser, sowie die Richtigkeit ihrer Voraussetzungen zu messen. Die gesellschaftliche Bedeutung der Denker oder „Philosophen" besteht dementsprechend darin, durch fortgesetzte Anpassung unserer Weltanschauung an unsere zunehmenden Erfahrungen zu denjenigen Grundsätzen für unser Handeln zu gelangen, welche unserer immer mehr erkannten Organisation und Stellung in der Natur entsprechen. Aufgabe des Forschers endlich ist es, unser Wissen zu vermehren: einerseits, um eine immer exaktere und umfangreichere Grundlage für unsere Weltanschauung und ihre Folgen zu schaffen, und andererseits, um so tief in die Erscheinungswelt einzudringen, daß künftiges Geschehen vorausgesagt werden kann. Beide Ziele haben einen einzig dastehenden sozialen Wert. Bringt uns doch nur die Schaffung unserer Natur wirklich angepaßter und so auch durchführbarer sittlicher Grundsätze Hand in Hand mit dem zunehmenden Vermögen der Voraussicht späterer Ereignisse dem höchsten Ziel menschlichen Strebens näher: der Schaffung eines möglichst großen Glückes für möglichst viele!

Bei dieser Bedeutung der Wissenschaft hätte man erwarten können, daß die Menschheit von jeher möglichst intensiv wissenschaftliche Forschung betrieben hätte. Aber davon kann leider gar keine Rede sein. Der Ausbau der Wissenschaft bildet vielmehr unsere späteste Kulturleistung. Auch da, wo sich glücklich der Mensch von mythologischen Anschauungen befreit hatte, fand zunächst sein Erkenntnisbedürfnis in spekulativen philosophischen Systemen volle Befriedigung. So ist die hellenische Kulturperiode vorübergegangen, ohne außer einigen astronomischen und physikalischen Feststellungen irgend etwas auf naturwissenschaftlichem Gebiete geleistet zu haben. Gewiß ist hier nun seit zwei Jahrhunderten eine gründliche

Änderung mehr und mehr eingetreten. Speziell lehrt uns ein Rückblick auf die letzten Jahrzehnte, daß in diesen die Bemühungen zahlreicher Forscher wundervolles Wissen gezeitigt haben. Wen aber soziales Verantwortungsgefühl und unbefriedigter Wissensdrang vornehmlich vorwärts schauen läßt — und auch hier sind es nicht die Satten, sondern die Hungrigen, welche den Fortschritt bringen — der wird auch mit der Gegenwart nicht zufrieden sein.

Es gibt wissenschaftliche Probleme, deren Lösung eine bisher nicht erzielte Vervollkommnung unserer Technik zur Voraussetzung hat. So ist z. B. unser Eindringen in die Kleinwelt der Zelle oder in die Tiefen des Alls durch die Leistungsfähigkeit unserer optischen Hilfsmittel begrenzt. Ist nun aber unser Wissen etwa bis an die Grenze unserer technisch gewährleisteten Erkenntnisfähigkeit vorgedrungen? Diese Frage muß auf das allerentschiedenste verneint werden. Die Menschheit leistet nur einen kleinen Bruchteil der an sich heute möglichen Forscherarbeit.

Diese Feststellung führt dann aber zu der weiteren Frage, ob dieses Mißverhältnis zwischen unserem tatsächlichen Wissen und unserer Erkenntnisfähigkeit auf einem einfachen Fehlen von Forscherkräften oder auf einer mangelhaften Ausnutzung dieser beruht. Zur Beantwortung dieser Frage müssen wir uns zunächst klar machen, über welche Eigenschaften der Forscher verfügen muß.

I.

Der Forscher hat ursächliche Beziehungen zwischen den Erscheinungen aufzudecken. Die erste Bedingung für ein solches Erkennen ist da natürlich die exakte Erfassung der Erscheinungen selbst. So selbstverständlich dieses ist, so oft wird auch heute noch in den sogenannten wissenschaftlichen Veröffentlichungen gegen diese unerläßliche Voraussetzung gesündigt: namentlich auf dem Gebiete komplizierterer Erscheinungen, wie der bio-, psycho- und soziologischen. Leichtfertigkeit, dilettantenhafte Unterschätzung der Anforderungen einer ernsten Tatsachenaufnahme, Mangel an der für eine solche notwendigen Ausdauer und Konzentrationsfähigkeit, durch vorgefaßte Meinung von vornherein getrübter Blick und ein zur Begründung einer zuverlässigen Grundlage keine Zeit lassender Hang zur Spekulation sind die Ursachen für diese Tatsache, die um so betrübender ist, als eine auf diese Weise zustande kommende Irrlehre nicht immer sofort als solche erkannt werden kann, daher manchen wirklichen Forscher in falsche Bahnen lenkt und so die Fortschritte unserer Erkenntnis hemmt, ganz abgesehen davon, daß ihre frühere oder spätere Widerlegung auch noch einer höheren Aufgabe würdige Forscherkraft verbraucht. Also nicht auf alle diejenigen, welche sich heute für Forscher halten oder auch von manchen dafür angesehen werden, sondern nur auf solche, die einer exakten Arbeit fähig sind, beziehen sich die folgenden Ausführungen.

Der Forscher muß aber nicht nur ein zuverlässiger Beobachter sein können:

er muß in der Ausübung dieser Fähigkeit seine Hauptaufgabe sehen. Die in kausale Beziehung zueinander zu bringenden Erscheinungen sind uns vielfach noch sehr wenig bekannt. Hier gilt es also zunächst, diese Sachlage zu ändern. Aber das ist meist viel schwieriger, als selbst der Forscher im Anfang einer Untersuchung annimmt. Denn fast immer erkennt man bei weiterer Vertiefung in eine Gruppe von Erscheinungen, daß diese komplizierter sind, als man zunächst vermutet hatte. Hier nur ein Beispiel für viele! Man hatte schon den Tag bestimmen zu können geglaubt, an welchem alle Tiere und Pflanzen der Erde bekannt und klassifiziert sein würden. Und heute wissen wir, daß wir erst ganz am Anfang einer definitiven Klassifikation stehen. Eine eingehendere Beschäftigung mit den verschiedenen Gruppen von Lebewesen hat klar erkennen lassen, daß die systematischen Sippen, in welche wir diese gliedern, nicht — wie so oft behauptet worden ist — nur in der Phantasie existierende Abstraktionen, sondern reelle, in der Natur vorhandene Kategorien darstellen. Ein weiteres Überdenken der einschlägigen Tatsachen führt ferner zu der Auffassung, daß diesen verschiedenen Kategorien physiologische Differenzen ungleicher Wertigkeit zugrunde liegen, Differenzen, die heute zum Teil noch gar nicht richtig faßbar sind, auf alle Fälle aber für jede spezielle Sippe die Durchführung umfangreicher Experimente zur Voraussetzung haben. So erweist sich die bisherige Klassifikation als eine durchaus vorläufige und rückt den Ausbau einer definitiven Verwandtschaftslehre in weite Ferne.

Wo wir aber auch wirklich zu einer exakten Erfassung der Erscheinungen bereits vorgedrungen sind und nun versuchen, ihre ursächlichen Beziehungen aus ihrem Nach- oder Nebeneinander zu folgern, erweisen sie sich meist als so zusammengesetzt, daß sie vorläufig gar keine eindeutigen kausalen Ableitungen gestatten. Erst neue Tatsachen, besonders die eventuelle künstliche vollständige Nachbildung oder Schaffung weniger komplexer Erscheinungsfolgen werden uns in den Stand setzen, unter den möglichen die richtige Kausalbeziehung zu erkennen. Wenn man sich nun noch vergegenwärtigt, daß im allgemeinen der Hang zur kausalen Interpretation so groß ist, daß die ursächlichen Deutungsmöglichkeiten meist alle bereits ausgedacht sind, so wird man verstehen, daß soziales Verantwortungsgefühl den Forscher veranlassen muß, seinen eventuellen Hang zur Spekulation oder zum Erwerb vielseitiger Kenntnisse immer wieder einzudämmen und sich vornehmlich der Beobachtung einer beschränkten Gruppe von Erscheinungen hinzugeben. Ich erinnere hier nur an den 40jährigen Taumel wilder Spekulation, den das Erscheinen von Darwins „Entstehung der Arten" (1859) angeregt hat. Gewiß hat auch so dieses Werk befruchtender gewirkt als irgend eine andere biologische Veröffentlichung des vorigen Jahrhunderts. Aber seine Wirkung wäre noch eine unendlich viel größere gewesen, wenn dieses Buch, das zahlreiche durchaus nicht eindeutige Kausalinterpretationen enthielt, sofort zur prüfenden Einzeluntersuchung angeregt hätte, statt diese erst unserer Zeit zu überlassen.

Andererseits muß der Forscher aber auch den **Drang zur Ableitung ursächlicher Beziehungen** haben. So gibt es z. B. Zoologen, die in der Aufdeckung neuer Merkmale einzelner Tiersippen und der dadurch ermöglichten Gliederung dieser ihren Lebenszweck sehen. Sie können ausgezeichnete Einzelarbeit leisten, sie sind auch wertvoller als unexakte spekulative Köpfe, aber sie bleiben doch auf der Vorstufe zur eigentlichen Forscherarbeit stehen. Man könnte ja daran denken, daß es angezeigt sei, eine Arbeitsteilung in der Weise eintreten zu lassen, daß die einen streng empirische Kleinarbeit leisten und die anderen sich auf die für die einzelne Spezialwissenschaft nötige Denkarbeit konzentrieren. Ich würde eine solche Arbeitsteilung im allgemeinen nicht für glücklich halten. Denn ich finde, daß der sich stark spekulativ betätigende Forscher die Exaktheit unserer tatsächlichen Kenntnisse meist überschätzt (man kann davor nur durch eigene Einzeluntersuchungen geschützt werden) und daß andererseits der allen kausalen Schlußfolgen abholde Tatsachenfanatiker doch nicht die für den Denker geeignete Vorarbeit leisten kann, weil er infolge Mangels an leitenden Ideen nicht versteht, seine Aufmerksamkeit vornehmlich auf solche Erscheinungen oder Eigenschaften einer Erscheinung zu konzentrieren, welche ursächliche Beziehungen speziell erkennen lassen. So führt z. B. die Annahme eines kausalen Zusammenhangs zwischen den Eigenschaften der Lebewesen und denjenigen ihrer Umgebung dazu, speziell darauf zu achten, ob verschiedene Tiere oder Pflanzen unter gleichen Lebensbedingungen einander ähnlich werden und dasselbe Lebewesen an verschiedenen Fundorten gewisse Differenzen aufweist. Auf diese Weise erwächst dem denkenden Beobachter eine Anregung zur Entdeckung von Ähnlichkeiten und Unähnlichkeiten, auf welche der einfache Systematiker gar nicht aufmerksam geworden ist und über die wir deshalb auch von ihm keine Belehrung erhalten.

Diese Schwäche des reinen Tatsachensammlers zeigt uns dann weiter, daß derjenige, welcher zur ursächlichen Erkenntnis vordringen will, einen **Blick für das haben muß, was in einer Feststellung für die Ableitung von Kausalzusammenhängen wesentlich ist.** Es stürmen auf den Beobachter viel zu viele Erscheinungen und Eigenschaften des einzelnen Studiumobjektes ein. Er muß es deshalb verstehen, aus ihnen diejenigen auszuwählen, welche zur Bestätigung angenommener oder zur Erkenntnis neuer kausaler Beziehungen von Wichtigkeit sind. Mit einem solchen Seherblick erkannte **Gregor Mendel** den wissenschaftlichen Wert der von ihm entdeckten „Spaltungen" der Bastarde, während er den Münchener Botaniker C. **Nägeli** in dieselben einweihte, ohne bei ihm Verständnis für ihre Bedeutung zu finden. So gibt es — um noch ein Beispiel heranzuziehen — auch einzelne Wissenschaftler, denen der Sinn für die Bedeutung jener anatomischen Felder der Großhirnrinde abgeht, von denen ich vor kurzem in dieser Zeitschrift berichtete.

In anderer Richtung hat uns dagegen der reine Tatsachensammler als Vorbild zu dienen: nämlich in der **scharfen Trennung zwischen dem**

wirklich Festgestellten und den aus ihm nur abgeleiteten Kausalbeziehungen. Der Forscher darf das Hypothetische der letzteren nie aus dem Auge verlieren. Soll doch gerade dieser Mangel an einwandsfreier Sicherheit das Sammeln neuer Erfahrungen zur kritischen Nachprüfung der angenommenen ursächlichen Verhältnisse veranlassen! Wir werden später noch zu erörtern haben, wie speziell eine umfangreichere Lehrtätigkeit in dieser Richtung für den Forscher besonders gefährlich werden kann.

Weiterhin bekundet sich aber auch ein Forschertalent in der Auswahl der Probleme. Vielfach ist der Fehler begangen worden, daß man sich Aufgaben zuwandte, die zurzeit überhaupt gar nicht gelöst werden konnten, während wir von lösbaren, aber nicht genügend bearbeiteten Fragen rings umgeben sind. Wie oft hat man bei ungenügender Kenntnis der normalen anatomischen Verhältnisse nach den einer Krankheit zugrunde liegenden anatomischen Veränderungen gesucht, wie oft postmortale oder technische Kunstprodukte als Krankheitsursache hingestellt! Und wie viel Streit hat zwischen Systematikern geherrscht, ob diese oder jene beiden Tierformen verschiedene Arten bildeten oder nicht! Und doch hätte seit den Tagen Linnés eine einfache Überlegung jenen Zoologen sagen können, daß die fast vollständige Kreuzungsunfähigkeit das allein charakteristische Merkmal für Arten bildet und daß deshalb die Streitfrage auf Grund irgendwelcher von jenen Autoren allein herangezogenen äußeren körperlichen Charaktere überhaupt nicht zu lösen sei! In anderen Fällen begeht man den Fehler, bei gleicher Schwierigkeit das weniger wichtige Problem in Angriff zu nehmen. Wir wollen ja zur Erkenntnis ursächlicher Beziehungen vordringen. Die eine Tatsachengruppe kann uns nun in dieser Richtung mehr fördern als eine andere. Es gilt eben, auch dafür einen Blick zu haben. Die künstliche Darstellung eines Vorläufers des Eiweißes braucht an sich keinen größeren Triumph der chemischen Synthese darzustellen als die eines anderen komplizierten Körpers. Und doch hat sie eine ungeheuer viel größere wissenschaftliche Bedeutung, da sie uns der künstlichen Nachbildung des Eiweißes und damit jenem noch ferneren Tage näher bringt, der uns den Chemismus des Lebens verständlich machen wird! Gerade dieses Beispiel kann uns aber weiterhin zeigen, daß wir an die Auswahl der Probleme noch weitere Forderungen zu stellen haben. Dieselbe muß mehr und mehr eine systematische werden: wir müssen mit einfachen Fragen beginnen und von hier aus allmählich zu komplizierteren fortschreiten. Dabei zeigt es sich dann zumeist, daß schon die einzelne Frage, zum wenigsten aber eine Serie solcher Probleme so kompliziert ist, daß ihre Lösung eine die individuelle Kraft weit übersteigende Arbeitsleistung erfordert. Da wird es dann notwendig, eine Arbeitsgemeinschaft zu gründen. Wir müssen denselben Weg einschlagen, auf welchem die Industrie zu ihrer heutigen Leistungsfähigkeit gelangt ist. Wie ist diese erreicht worden? Dadurch, daß sich die einzelne Fabrik einerseits auf ganz spezielle Leistungen konzen-

trierte, also den Umfang der zu lösenden Aufgaben einschränkte, andererseits aber nun für diese begrenzte Arbeit möglichst viele verschiedene Spezialisten vereinigte, damit die einzelnen Teilaufgaben nach Veranlagung und Vorbildung ganz besonders geeigneten Kräften anvertraut werden konnten. Aus dem an jeder Einzelleistung teilnehmenden Kleinfabrikanten wurde der Großindustrielle, der nur noch die allgemeine Richtung und die Gliederung der Arbeit zu bestimmen hat und um so mehr Erfolg aufweist, je geeigneteren Mitarbeitern er die Teilaufgaben anvertraut. Wir haben schon analog eingerichtete wissenschaftliche Werkstätten. Ich erinnere nur an die von dem bekannten Berliner Chemiker Emil Fischer geschaffene Arbeitsorganisation zur Erzielung der künstlichen Darstellung des Eiweißes oder an die Art und Weise, wie der Petersburger Physiologe Pawlow mit einem ganzen Stabe von Mitarbeitern die Tatsache, daß man die Speichelsekretion mit jedem Großhirnprozeß assoziieren kann, zum tieferen Eindringen in das Hirnleben ausnutzt. Wir brauchen also in der Forschung Männer, die solche Organisationen ins Leben zu rufen und hernach zu leiten verstehen.

Aber selbst diese Schaffung isolierter Arbeitsgemeinschaften ist noch nicht das letzte Ziel der Organisation der Forschung. Dieses ist vielmehr eine internationale Vereinigung der ähnlich gearteten Forschungsinstitute zum Zweck der Arbeitsteilung im Sinne größter Energieersparnis. So muß auch der leitende Forscher der einzelnen Arbeitsstätte äußerste Selbstdisziplin pflegen, nicht nur in bezug auf die exakte Gestaltung seiner Arbeit, sondern auch betreffend die im Interesse der gesamten Forschung gebotene Auswahl der Probleme.

II.

Blicken wir nun um uns, ob solche Forscherkräfte vorhanden sind, Persönlichkeiten für leitende Stellungen und solche für spezielle Teilaufgaben, so müssen wir diese Frage unbedingt bejahen. Es fehlt den Kulturnationen nicht an Forscherkräften. Ihre Indienststellung und Ausnutzung ist aber eine durchaus mangelhafte. Darin einen Wandel zu schaffen, ist eine der dringendsten Kulturaufgaben.

Hier gilt es nun zunächst, den geeigneten Persönlichkeiten eine ökonomische Unabhängigkeit zu gewähren. Mögen sie eine leitende Stellung einnehmen oder nicht, alle müssen in die Lage versetzt werden, ihre ganze Kraft in den Dienst der Forschung zu stellen. Insbesondere ist die noch heute in allen Ländern weit verbreitete Verbindung zwischen Forscher- und regelmäßiger Lehr-Tätigkeit zu lösen.

Während Denker- und Forschertätigkeit in engerer Beziehung zueinander stehen, ist die vom ordentlichen Universitäts-Professor verlangte regelmäßige Lehrtätigkeit eher dazu angetan, das Forschen zu hemmen. Ich glaube, jeder Forscher (wie jeder Denker) wird daraus Nutzen ziehen, gelegentlich seine Arbeitsergebnisse in einer auch weiteren Kreisen verständlichen Art niederzulegen.

Er wird zu einer Formulierung gewisser Gedankengänge gezwungen, die er bisher nicht so präzise ausgedacht, er wird noch Lücken in dem Aufbau seiner Anschauungen entdecken, die er bisher übersehen hat. Aber auf der anderen Seite wird ihn die Forderung einer allgemeineren Verständlichkeit zu einer so elementaren und schematischen Darstellung seiner Anschauungen zwingen, daß dieselbe bei weitem nicht der Kompliziertheit der Wirklichkeit gerecht wird. Auch das Bedingte, das Hypothetische in seinen Lehren wird nicht genügend zum Ausdruck kommen. Der Forscher nun, der g e l e g e n t l i c h einmal seine Anschauungen so zusammenfaßt, wird bald die Form vergessen, in welche er seine Gedanken goß. Ganz anders der Universitätsprofessor, der in jedem Jahre von neuem seine ganze Disziplin in dieser schematischen Weise vortragen muß, der vielleicht sogar schon in jungen Jahren, in denen man bekanntlich besonders rasch mit seinem Urteil fertig ist, begonnen hat, diese elementare Darstellung auch in einem Lehrbuch niederzulegen: ein solcher Universitätsprofessor läuft die größte Gefahr, daß sich bei ihm jene einfachen Formeln, in die er seine Lehren kleiden mußte, fixieren. Wir haben selbst an hervorragend begabten Männern erlebt, daß sie so das wurden, was die Franzosen einen „universitaire" nennen, daß sie nicht mehr das Bedingte in ihrer Lehre sahen, daß sie nicht mehr erkannten, wie sie mit Begriffen operierten, die überhaupt noch keiner erfahrungsmäßigen Untersuchung unterworfen wurden, die nichts anderes als eine vorläufige Zusammenfassung im einzelnen noch ganz unbekannter Erscheinungen darstellten, und daß sie so denjenigen Standpunkt verloren, von dem allein aus man — wie wir oben sahen — zu neuen Fragestellungen, zur Vertiefung unseres Wissens gelangt. Sicher spielt bei solchen „Systematisierungen" die individuelle Anlage ihre Rolle. Denn dieser Verlust der genügenden Kritik kann auch ohne Lehrtätigkeit eintreten und er kann auch bei ausgedehntem Unterricht unterbleiben. Daß aber der letztere ihn begünstigt, darüber kann kein Zweifel sein.

Diese mögliche Hemmung der Forschertätigkeit durch Ausübung eines umfangreichen Unterrichts ist aber nicht etwa der einzige Grund, der uns die Trennung des Forscherberufs von dem des ordentlichen Universitätsprofessors fordern läßt. Der letztere hat ein Wissensgebiet zu lehren, welches an Umfang das Arbeitsfeld auch des vielseitigsten Forschers ganz beträchtlich übertrifft. Allen Fortschritten auf diesem großen Gebiete muß er folgen: eine Aufgabe, die wenigstens in den naturwissenschaftlich-medizinischen Disziplinen schon in weitgehendem Maße die Kraft eines gewissenhaften Mannes absorbiert. Dazu kommt dann die von Examina usw. beanspruchte Zeit und für die klinischen Universitätslehrer noch alles, was mit der verantwortlichen Leitung eines Krankenhauses zusammenhängt. Wo soll er da Zeit und Kraft für jene innere Sammlung finden, welche zur Durchführung größerer Forscheraufgaben unerläßliche Voraussetzung ist? Bei der heutigen Entwicklung der Einzelwissenschaften ist der gegenwärtige Professorenberuf ein Zwitterberuf. Vor 100 Jahren genügte es, daß R e i l,

einer der hervorragendsten Mediziner seiner Zeit, davor warnte, einem Professor mehr als zwei Kollegstunden täglich aufzubürden. Inzwischen ist das Lehren und das Forschen so viel komplizierter geworden, daß man nur eines von beiden im Hauptberufe ausführen kann. Eine Trennung dieser beiden Aufgaben wird beiden zum Vorteil dienen. Sie wird den nur für eine der beiden Betätigungen begabten Persönlichkeiten eine volle Ausfüllung ihrer Stellung ermöglichen. Sie wird von vornherein zielbewußtere und passendere Vorbereitung für den einen oder den anderen Beruf gestatten. Sie wird endlich, da nunmehr die künftige Forschergeneration in Forschungsinstituten in engster Fühlung mit der Forschung und den Forschern heranreifen kann, die Universität in die Lage versetzen, sich ganz auf die Verbreitung von Kenntnissen zu konzentrieren.

Auch der von mancher Seite vorgeschlagene Ausweg, die Forscher einerseits im Verbande der Universität zu erhalten, aber andererseits durch ihre Ernennung zu außerordentlichen oder Honorarprofessoren sie von der regelmäßigen Lehrtätigkeit usw. zu befreien, muß als nicht gangbar bezeichnet werden. In der Universität werden die ordentlichen Professoren immer die Hauptrolle spielen, und es werden deshalb die Forscher in der Stellung von außerordentlichen oder Honorarprofessoren nicht den ihren intellektuellen Leistungen und ihrer sozialen Bedeutung zukommenden Platz einnehmen. Und dasselbe gilt von den Akademien, soweit diese — wie in Deutschland — ganz entgegen der Absicht ihres Begründers Leibniz einfach zu Ablegern der Universitäten herabgesunken sind und nur noch als Geldgeber für einzelne Veröffentlichungen wissenschaftliche Bedeutung haben. Wir erleben es immer wieder, daß Männer günstige Arbeitsgelegenheiten gegen ordentliche Professuren eintauschen und damit wenigstens teilweise der Forschung verloren gehen. Geht man den Motiven dieser Männer nach, so zeigt es sich, daß sie nicht nur endlich doch auch eine angenehme „äußere Stellung" einnehmen wollten, sondern daß sie eingesehen hatten, daß sie in ihrer bisherigen Situation doch nicht Behörden oder anderen Mächten gegenüber diejenige Autorität besaßen, deren sie zur Durchführung irgendwelcher Forscherorganisation bedurften. Es fehlte ihnen dazu der nötige Titel und Rang. Da sich die Menschen nun nicht so bald ändern werden, da der Nimbus der „Marke" auch noch künftig bestehen wird, so gilt es auf andere Weise den Forschern die genügende „Etikette" zu erwerben. Es gilt eben einen besonderen Stand und eine besondere Laufbahn für Forscher zu schaffen und dabei jeden Einfluß von Universitätsprofessoren oder Akademikern, soweit diese sich nicht wirklich über den Lehrberuf emporgehoben haben, auf die Gestaltung dieser Verhältnisse auszuschalten. Und ich will deshalb für Deutschland hoffen, daß die zur Schaffung reiner Forschungsinstitute ins Leben gerufene Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft diesen Verhältnissen Rechnung tragen und so die Emanzipierung der Forschung fördern wird.

Dann müssen aber auch Arbeitsstätten geschaffen werden, welche größt-

möglichste Forscherleistungen garantieren. Ein Vergleich mit industriellen Unternehmungen und die bisherige Geschichte der Forschung führt dazu — wie wir schon oben sahen — diese Forderung dahin zu präzisieren, daß Forschungsinstitute gegründet werden müssen, in welchen ein zur leitenden Stellung befähigter Forscher zusammen mit einer Reihe sich gegenseitig ergänzender Spezialforscher und technischer Hilfskräfte ein begrenztes Problem ganz systematisch in Angriff nimmt. Es fragt sich nun, wie weit die Aufgabe des einzelnen Instituts eingeschränkt werden muß. Eine Fortführung der Parallele mit den Fabriken scheint mir zur richtigen Antwort zu führen. Sehen wir von der kapitalistischen Seite der industriellen Unternehmungen ab, so glaube ich in Fabrikantenkreisen mit der Behauptung nicht auf Widerstand zu stoßen, daß es für die Fabrik am besten ist, wenn ihre Leitung nicht die Kraft eines einzelnen übersteigt. Dementsprechend bin ich auch der Ansicht, daß das einzelne Forschungsinstitut nur eine solche Ausdehnung gewinnen soll, daß der Leiter die Teilaufgaben bestimmen, sowie die Exaktheit und die Bedeutung ihrer Lösung bewerten kann. „Selbständige Abteilungen" eines Instituts haben höchstens aus ökonomischen Gründen den Vorzug vor mehreren selbständigen Instituten.

Nur so eng begrenzte Spezialinstitute verbürgen ferner jene Stetigkeit in der Forschungsrichtung, welche für die Entwicklung eines großzügigen Arbeitsplanes unerläßlich ist. Das Institut eines Universitätsprofessors ist einer ganzen Disziplin gewidmet. Er selbst beschäftigt sich natürlich zu einer bestimmten Zeit nur mit einer speziellen Frage und beschafft zu diesem Zwecke besondere Instrumente und besonderes Material. Da bekommt er einen Ruf an eine andere Universität. Die Instrumente und das Material muß er aber einem Nachfolger zurücklassen, der sie schleunigst in einen Schrank stellt, da er sich für andere Fragen interessiert. Diese Sachlage führt ja von vornherein dazu, daß sich der einzelne Professor — soweit er denn überhaupt dazu Zeit hat — nur Probleme stellt, die er in absehbarer Zeit lösen kann, und daß er unter keinen Umständen Fragen in Angriff nimmt, deren Erledigung einerseits an komplizierte Spezialbedingungen geknüpft ist, und von denen er andererseits weiß, daß er in seinem Leben nicht über Vorarbeiten hinauskommen wird. Ganz anders in einem Institut, mit dem nicht nur im allgemeinen der einzelne Arbeiter — wenigstens bis zu einer notwendigerweise festzusetzenden Altersgrenze — dauernd verbunden bleiben wird, sondern in dem vor allem an denselben Problemen auch nach dem Tode der gegenwärtigen Mitglieder weiter gearbeitet wird! Mag der einzelne das Glück definitiver Lösungen erleben oder nicht, keine seiner Bemühungen um diese wird dann unnütz gewesen sein. Sie werden seinen geistigen Erben übermittelt werden und so früher oder später ihre Früchte tragen. Die Spezialinstitute der wissenschaftlichen Forschung müssen eine Art von Majoraten werden, auf denen die einzelne Generation die überkommenen Schätze, möglichst vermehrt, der folgenden zu übermitteln hat.

Man wird nun vielleicht einwenden, daß solche Spezialinstitute zu leicht den Zusammenhang mit den übrigen Wissensgebieten und damit auch großzügige Gesichtspunkte verlieren würden. Dieser Einwand würde zu Recht bestehen, hätte ich zumeist solche Spezialinstitute im Auge, welche das isolierte Studium irgendeiner Gruppe noch nicht genügend untersuchter oder neuentdeckter Erscheinungen, z. B. das der Lebensverhältnisse einer Tiersippe oder das einer neuen Form von Strahlen, zur Aufgabe hätten. Ich denke aber in weitgehendstem Maße an eine ganz andere Form von Spezialinstituten, nämlich an solche, in welchen eine Reihe bisher getrennt gepflegter Forschungsgebiete und Forschungsmethoden zum Zweck der Lösung einer Spezialaufgabe vereinigt werden, wie ja z. B. das mir am nächsten liegende „Hirnforschungsinstitut" zum Zweck einer speziellen Erkenntnis in spezieller Auswahl Untersuchungen vereinigen soll, welche sonst ohne engere Fühlung miteinander in anatomischen, physiologischen, psychologischen, pathologischen und klinischen Instituten ausgeführt werden. Ein Übriges wird aber der gegenseitige Verkehr leisten, in den selbstverständlich die verschiedenen Forschungsinstitute zu treten haben und der sich um so intimer gestalten muß, je verwandtere Aufgaben die betreffenden Institute zu lösen haben. Und dieser Verkehr, diese gegenseitige Anregung und Unterstützung dürfen nicht an den nationalen Grenzen Halt machen: sie müssen sich international gestalten und aus der besonderen Begabung und Denkweise der verschiedenen Völker und Rassen größtmöglichsten Nutzen ziehen.

Die Forderung einer internationalen Organisation der Forschung wird aber aus anderen Gründen eine noch viel dringendere. Ich wäre in der größten Verlegenheit, sollte ich für die mir näher vertrauten biologischen Teildisziplinen in jeder Kulturnation einen hervorragenden Forscher nennen. Und diese Schwierigkeit wird immer mehr zunehmen, je mehr sich die Spezialinstitute vermehren werden! So fordert gelegentlich schon die Gründung, vor allem aber der Fortbestand des einzelnen Spezialinstitutes eine teilweise internationale Gestaltung des Forscherstandes und der Forscherkarriere. Die Lebensstellungen an den einzelnen Instituten müssen ohne Rücksicht auf Fragen der äußeren oder inneren Politik vergeben werden.

Die einzelnen Spezialinstitute werden viel Geld verschlingen. Besonders die kleinen Nationen werden daher nie und nimmer in der Lage sein, für eine ganze Reihe von Spezialitäten besondere Forschungsinstitute einzurichten. Wohl aber würden sie bei internationaler Vereinbarung das eine oder das andere Institut ganz oder teilweise unterhalten können, wenn ihnen einerseits eventuell auch ausländische Forschertalente zur Verfügung ständen, und andererseits ihre für andere Probleme interessierten Forscher auswärts eine würdige und günstige Arbeitsgelegenheit fänden. So ist auch die möglichst weitgehende Indienststellung von Forscherkräften an eine internationale Organisation gebunden.

Vor allem aber ist diese im Interesse einer möglichsten Energie-

ersparnis geboten. Wie selbst ohne bemerkenswerte neue ökonomische Zuschüsse bei einer internationalen Arbeitsteilung — die übrigens schon in der ältesten Erfahrungswissenschaft, der Astronomie, weit durchgeführt ist — wesentlich mehr für die Wissenschaft geleistet werden könnte, will ich an einem Beispiel erläutern. Wir haben in Europa Dutzende von zoologischen Museen. Jedes derselben ist bemüht, an Tieren alles zu sammeln, dessen es habhaft werden kann. So besitzt eine ganze Reihe derselben leidlich gute Sammlungen von den verschiedenen Insektengruppen und jede ist stolz auf eine mehr oder weniger große Zahl von Raritäten. Aber kein Museum besitzt eine erschöpfende Sammlung irgendeiner Gruppe oder kann dem einzelnen Musealzoologen infolge des zu ordnenden vielseitigen Materials die ausschließliche Vertiefung in eine solche gestatten. Wie würden sich aber hier mit einem Schlage die Verhältnisse ändern, wenn das einzelne Museum (auch durch testamentarische Bestimmungen in ihrem Fortbestand gesicherte Privatsammlungen könnten an einem solchen Verbande teilnehmen) sich auf das Sammeln gewisser Gruppen beschränken und die übrigen Museen diesem ihr betreffendes Material überlassen würden! Wir hätten an einem Orte nicht nur eine alle bekannt gewordenen Formen umfassende Sammlung der betreffenden Sippe, sondern die viel geringere Mühe, die dem speziellen Kenner das Ordnen der Tiere seiner Gruppe verursacht, würde ihm Zeit gewähren, nun über das Klassifizieren des toten Materials hinaus — zum Studium des anatomischen Baues, der Entwicklungsgeschichte, der seelischen Leistungen, der Lebens-, Vererbungs- und Variationsverhältnisse usw. vorzudringen. Als Gegengabe für das von den anderen Museen erhaltene Material, besonders die Raritäten, kann er ihnen nun aber eine Sammlung zusammenstellen, die nicht mehr wie die ursprüngliche eine zufällig zustande gekommene Individuenvereinigung darstellt, sondern eine Auswahl solcher Formen, die, darin noch durch anatomische Präparate, entwicklungsgeschichtliches und experimentelles Material usw. unterstützt, einen Überblick über das gibt, was diese Gruppe an Erkenntnissen von allgemeiner Bedeutung gewährt.

Ich werde bei diesem Vorschlag aber sicher auf einen Einwand stoßen. Daß eine solche Arbeitsteilung, die jedem Forschungsinstitut eine sonst nicht existierende Spezialität zuweist, zu einer größten Ersparnis an Energie führt, sei nicht zu leugnen. Aber es fehle so die durchaus notwendige Konkurrenz und die ebenso nötige Kontrolle des einzelnen Forschers. Die Konkurrenz wollen wir von vornherein beiseite lassen. Wer ihrer bedarf, um zur Forschung angespornt zu werden, wem dazu nicht unsere furchtbare Unkenntnis genügt, der soll seine Hand überhaupt von der Forschung lassen. Das dem Konkurrenzkampf entspringende Haschen nach Priorität vollends hat nur einen ungünstigen Einfluß, indem es zu nicht genügend gesicherten Behauptungen und vorschnellen Verallgemeinerungen führt. Wie viele Kranke sind z. B. Opfer einer an sich vielleicht richtigen, aber noch nicht ausgereiften therapeutischen Idee geworden! Und ebenso bedarf es zur Kontrolle des

einzelnen Forschers durchaus nicht ähnlicher Spezialinstitute. Eine solche Kontrolle war bisher in so hohem Maße überhaupt nur notwendig, weil viele unberufene, unexakte Persönlichkeiten sich an der Forschung beteiligten. Forschungsinstitute nun aber haben überhaupt zur Voraussetzung, daß unzuverlässige Elemente von ihnen ferngehalten werden. Für den geborenen Forscher ist dagegen der ihn nie verlassende, Tag und Nacht an ihm nagende Zweifel der beste Selbstschutz. Ein übriges kann dann aber noch Hand in Hand mit der zunehmenden technischen Möglichkeit einer dokumentarischen Festlegung der Tatsachen durch eine Kontrolle im gleichen Institut am gleichen Material, eventuell von seiten einer internationalen Kommission geleistet werden.

So finde ich keinen stichhaltigen Einwand gegen die Forderung des Ausbaus einzigartiger Spezialinstitute und möchte deshalb den hoffentlich bald eintretenden Wetteifer der verschiedenen Nationen in der Förderung der Forschung so gelenkt wissen, daß die eine Nation Lücken ausfüllt, welche die andere gelassen hat.

Damit bin ich dann aber auch an das Ende dessen gekommen, was ich einmal weiteren Kreisen zu sagen auf dem Herzen trug. Diese große internationale Organisation der Forschung wird sich natürlich nur allmählich entwickeln können. Sie läuft in letzter Linie auf eine Personen- und auf eine Geldfrage hinaus. Ich habe gezeigt, daß die Personenfrage gelöst werden kann, daß es nur gilt, sich an diejenigen zu wenden, welche schon den Besitz der oben geschilderten Forschereigenschaften bewiesen haben. Die Geldfrage aber muß gelöst werden: denn es handelt sich um nichts Geringeres als darum, unsere Kinder wissender und dadurch glücklicher zu machen!

Dr. J. C. Schwabe: Von freimaurerischer Lebensauffassung.

Nichts hat der Freimaurerei mehr geschadet, als der fatale Umstand, daß man sie sehr oft mit dem Logenwesen verwechselte, daß man Form und Inhalt bei ihr nicht trennen wollte. Man darf aber selbstverständlich menschliche Einrichtungen, wie die Logen, die von Ort und Zeit und von ihren Mitgliedern Gesicht und Gestalt empfangen, nicht zusammenwerfen mit der Idee, welche diese Logen verkörpern sollen.

Ebenso ungünstig für die Beurteilung des Wertes der Freimaurerei war die bis in unsere Zeit in weiten Kreisen verbreitete Ansicht, daß die Freimaurer einen „Geheimbund" bildeten. Das ist ein Irrtum! Wenn man von einem „Geheimnis der Freimaurerei" sprechen kann, so ist das in dem Sinne zu verstehen,

daß die Freimaurerei dem Einzelnen zum inneren Erlebnis werden muß, will er sie ganz erfassen. Wie dies Erlebnis im Innern der individuell verschiedenen Menschen sich abspielt, wie es zustande kommt, das wird als Geheimnis empfunden, zumal es unmöglich der eine dem andern übermitteln kann. Daher ist es auch so schwer, einem anderen, besonders einem dem Bunde der Freimaurer Fernstehenden, klar zu machen, was Freimaurerei ist. Aber geheime Gesetze, geheime Lehren, geheime Obere, geheime Ziele und Zwecke, das alles ist der Freimaurerei fremd. Ihr Wesen, ihre Grundideen liegen offen und klar zutage. „Geheim" sind nur einige Zeremonien, Erkennungszeichen und Erkennungsworte, die mit dem Geist der Freimaurerei nur mittelbar als Gebrauchsform zu tun haben und deren Bekanntgabe an alle dem geistigen Wesen der Freimaurerei nichts rauben würde.

Auch daß man der Freimaurerei häufig die Pflege bestimmter religiöser Richtungen und Sekten nachsagte, z. B. die Anschauungen der Deisten, oder die Überzeugungen der Pantheisten, hat der Erkenntnis des wahren Wesens der Maurerei geschadet. Alle diese Behauptungen über die Freimaurer sind falsch; sie sind weder Geheimbündler, noch Deisten, noch Pantheisten, sie sind eben — „Freimaurer"!

Die Freimaurerei, sagt man, ist so alt wie die Menschheit. Ihre Ideen begegnen uns im Altertum, sie begleiten die Geschichte bis in unsere Tage. Stets gab es Menschen, die „Freimaurer" waren. In Logen organisierten sie sich erst zu Beginn des 18. Jahrhunderts. Und damals gab es viele Menschen, die keiner Loge angehörten und die doch der Gesinnung, dem Wollen nach „Freimaurer" waren; wie es auch heute noch Unzählige gibt, die ihrer ganzen Lebensauffassung und Lebensführung nach zum Freimaurerbunde gehören, ohne den Schurz zu tragen.

Auch die Zurückgezogenheit der Logenbrüder bei ihrer „Arbeit", von der man — ihrer Eigentümlichkeit wegen — draußen im Volk wenig sehen und spüren konnte, war bei der ganzen Geistesrichtung am Ende des 19. Jahrhunderts dem Ansehen der Freimaurerei nicht gerade von Nutzen. Diese „Unsichtbarkeit" machte argwöhnisch, und man glaubte, es fehle den Freimaurern an Berührungspunkten mit der Außenwelt, an der Fähigkeit der zeitgemäßen Auffassung neuer Gedankengänge. Daher kam auch zum Teil das Märchen vom „Geheimbund".

Die Freimaurerei als Organisation in ihrer heutigen Gestalt kann bald auf eine Geschichte von zwei Jahrhunderten zurückblicken. Sie verstand es, trotz fortgesetzter heftiger Bekämpfung durch mächtige und unversöhnliche Widersacher und trotz gelegentlicher eigener Irrungen, welche die natürliche Entwicklung des Logenlebens erschwerten, nach und nach in allen Kulturländern der Erde festen Fuß zu fassen und einen großen Prozentsatz der gebildeten Menschheit um ihr Banner zu scharen. Eine Institution, der das gelingen konnte, hat den Beweis erbracht, daß sie durchaus daseinsberechtigt und lebensfähig ist! Ihre Grundidee muß eine gesunde, eine unverwüstliche sein, sonst ließe sich dieser Erfolg nicht verstehen,

sie muß Anziehungskraft auf viele Menschen ausüben, sonst ließe sich die große Verbreitung, welche die Freimaurerei heute noch in kaum vermindertem Maße besitzt, nicht erklären.

Auch in Deutschland zählt die Freimaurerei viele Anhänger; es sind gegenwärtig mehr als 50 000 Deutsche, Männer aus allen Kreisen, die sich in den Logen bemühen, die „Kunst harmonischer Lebensgestaltung" zu lernen und auszuüben; gewiß eine beträchtliche und beachtenswerte Zahl!

Das Eigentümlichste an dieser großen Gemeinschaft der Freimaurer ist ohne Zweifel, daß sie nicht etwa durch eine einheitliche Weltanschauung, eine Glaubensmeinung, ein Dogma, zusammengehalten wird, sondern durch eine gemeinsame Sehnsucht, ein Wollen und Streben: Vervollkommnung der Menschheit heißt diese Sehnsucht, welche die Masonen unter dem Symbol der bauenden Arbeit zu einer sittlichen Lebensgemeinschaft zusammenschließt — das ist die Grundidee der Freimaurerei, das innere Geheimnis der „Kunst", die man erleben muß, wenn man sie lernen, wenn man sie verstehen will.

Menschheitsbeglückung, allmähliche Überwindung der die Menschen trennenden Schranken, der sie entzweienden Gegensätze, das sind die Ziele, nach denen die Freimaurerei strebt. Nicht mit ideologischen Forderungen, sondern auf dem Wege der Erziehungsarbeit. Aber neben diesen hohen Zielen verfolgen die Freimaurer doch auch noch andere, heute schon erreichbare Ziele. Sie wollen Menschen erziehen, selbständige Menschen, und sie zu Meistern veredeln in der Kunst, in Weisheit, Stärke und Schönheit zu leben und zu sterben. Sie wollen mitarbeiten an der Lösung sozialer und ethischer Probleme, bei der Lösung der Aufgaben, welche die Gegenwart an die Menschheit, an den Einzelnen stellt. Und wenn die Logen heute aus mancherlei inneren und äußeren Gründen noch nicht alle so weit sind, daß sie an der Lösung solcher Aufgaben unmittelbar mitwirken können, so werden doch diese Probleme eingehend erörtert und das vorurteilslose Verständnis und Interesse für sie mit allen Mitteln wachgehalten.

Es sind also doch auch recht praktische und nützliche Ziele, die den Freimaurern vorschweben. Und wenn die Logen der einzelnen Länder ganz naturgemäß den Blick zunächst auf das Wohl und die Eigentümlichkeiten des eigenen Volkes gerichtet halten, wenn sie ganz notwendig zu allererst einmal national sein müssen, so ist die Freimaurerei doch als Gedanke international.

Wegen ihrer Sehnsucht nach ewigen Werten sprechen die Masonen gerne von der Freimaurerei als von der „königlichen Kunst". Die Ziele und Ideale der Freimaurer, der Baugedanke und nicht zuletzt die sittliche Herausbildung der Persönlichkeit, haben viel Künstlerisches an sich. Jeder Maurer, der den Sinn der Loge tiefer erfaßt hat, trägt ein Stück Künstlersehnsucht in der Brust. Und wie es dem Künstler nie gelingt, sein Ideal ganz zu erfüllen —, wie er stets zurückbleibt hinter dem, was ihm beim Schaffen vorschwebte, wie er, nie zufrieden mit sich

und mit seinem Werke, immer wieder von neuem um den Kranz ringen muß, bis der Tod ihm endlich Ruhe bringt, so geht es auch dem Maurer!

Diese Verwandtschaft des maurerischen Baugedankens mit dem des schaffenden Künstlers kommt in der maurerischen Symbolik klar zum Ausdruck. Ein Kunstwerk an sich ist jene gemeinsame sinnbildliche Lehrart und das freimaurerische Gebrauchtum; als solche müssen beide erfaßt und begriffen werden, wenn man ihren mächtigen Einfluß verstehen will. Diese Symbolik, — als anschaulicher Ausdruck der gemeinsamen Grundidee — ist ein mächtiges Band, welches die Freimaurer aller Länder umschlingt. Es ist etwas Erhebendes für den Maurer, zu wissen, daß er diese gemeinsame Symbolik überall wieder findet, wo auch immer er den Fuß in einen Freimaurertempel setzen mag.

Die Grundidee der Freimaurerei, die nur auf die Gesinnung sieht und alle äußerlich trennenden Unterschiede sozialer und konfessioneller Art als Hemmnis gesunder Entwicklung empfindet, trägt eine große, einigende Macht in sich, welche die Freimaurer in hohem Maße zur Kulturarbeit befähigen muß. In dem letzten Ziele, das allen Maurern als Ideal vorschwebt, in dem Streben nach dem „Bruderbund für die Menschheit", sind alle einig, so verschieden die Mittel immer sein mögen und müssen, mit denen sie dem Ziel zustreben. Und dieser Kampf um die Erfüllung des Humanitätsgedankens kann nur dann zum Siege führen, wenn er von dem Bewußtsein getragen wird, daß Einigung und Verständigung, gegenseitige Achtung und Duldung unter Menschen nötig sind, um den Erfolg zu sichern. Eine Organisation, die die Menschen zwar nicht als gleich beanlagt, so doch alle als der Emporentwicklung fähig betrachtet, und damit alle Menschen zu Arbeitern, zu Maurern am Bau der Humanität ernennt, ist sicherlich zu solcher Arbeit berufen. Sie kann zum Ausgleich der schroffen Klassengegensätze ebensoviel beitragen, wie zu einem friedlichen Ausgleich von Vorurteilen. Und diese versöhnende Macht ruht auf dem dogmenlosen Bekenntnis, zu dem schon die „alten Pflichten" vom Jahre 1723 die Freimaurerbrüder verpflichteten.

Was der deutschen Freimaurerei von jeher eigentümlich war, ist eine tief innerliche Erfassung des maurerischen Humanitätsgedankens, gepaart mit dem Bedürfnis, diesen Gedanken mit ganzem Gemüte zu pflegen und ihn ängstlich von allem fern zu halten, was mit politischen, konfessionellen und sozialen Streitfragen zusammenhängt. So kam es, daß die deutsche Maurerei ihre Aufgabe zunächst darin erblickte, an der Vervollkommnung und ethischen Beeinflussung ihrer einzelnen Mitglieder zu arbeiten, daß sie ihr Wirken auf dies Gebiet beschränkte und nie den Ehrgeiz hatte, etwa in die Arena der politischen und sozialen Kämpfe hinabzusteigen. Still und geräuschlos arbeitete sie an der sittlichen Erziehung und an der Aufklärung ihrer Mitglieder, nie trat sie geschlossen nach außen hin auf, um Gesamtwirkungen mit der Masse ihrer Anhänger zu erzielen, sie mischte sich nicht in Fragen der Politik und hielt sich allen Glaubenskämpfen fern, obwohl in den deutschen Logen stets Vertreter der verschiedensten Richtungen und Parteien

zu finden waren. Aber dort ist Platz für sie; gegenseitige Achtung vor der ehrlichen Überzeugung des anderen, echte Toleranz verhindert, daß Uneinigkeit in der Loge entsteht. Außerdem vermeiden die meisten Logen Diskussionen über religiöse und politische Streitfragen und betonen und gewährleisten die Freiheit des persönlichen Standpunktes. Sie wollen neutrale Stätten sein, in welchen die draußen vielleicht getrennten Menschen durch den maurerischen Gedanken zu einem gemeinsamen Streben vereinigt werden. Deshalb werden auch Fanatiker irgendwelcher politischen, wissenschaftlichen, religiösen oder ethischen Richtung sich kaum in den Logen wohl fühlen.

Um diese Einigkeit nicht zu gefährden, läßt die Freimaurerei dem einzelnen Bruder die volle Freiheit seiner politischen und metaphysischen Überzeugung. Wohl verpflichtet die Freimaurerei ihre Mitglieder auf eine Anerkennung der sittlichen Weltordnung und auf die „Religion, in der alle Menschen übereinstimmen"; aber sie stellt damit kein Dogma auf, sondern proklamiert das Ideal der Humanität. Und wenn die Freimaurerei diesen Gedanken im Symbol des „allmächtigen Baumeisters aller Welten" erkennt, so bedeutet auch das nicht die Aufstellung eines Dogmas; sie läßt dem einzelnen Freimaurer auch hier volle Freiheit. So kommt es, daß in den Logen sich die Vertreter der verschiedensten Ansichten brüderlich die Hand reichen können, der maurerische Gedanke richtet das Streben des Dualisten wie des Monisten, des Idealisten wie des Realisten auf ein gemeinsames Ziel. Nicht *wie* der Einzelne zum Ziele strebt, ist von Wichtigkeit, sondern *daß* er nach ihm strebt, daß er es erreichen *will*, das ist das Ausschlaggebende!

Die Erziehung und Veredelung des Einzelnen bildete lange Zeit — von der maurerischen Wohltätigkeit abgesehen — fast das einzige Arbeitsfeld der deutschen Logen, oder doch ihr vornehmstes. Ihr vornehmstes Arbeitsgebiet ist es geblieben, aber es ist heute nicht mehr ihr einziges. Früher konnte sich die Loge mit dem indirekten Einfluß begnügen, den ihre Mitglieder als Vertreter der geistig führenden Gesellschaftsschicht ausübten. In unserer Zeit aber, der es an bestimmender Macht und Einfluß einzelner Persönlichkeiten, wie zur Zeit Goethes und Herders, fehlt, in unserer Zeit, die das individuell gerichtete Humanitätsideal durch das sozial eingestellte erweiterte und in welcher der Gedanke der Vergesellschaftlichung zu immer größerer Macht gelangte, in einer solchen Zeit können sich die Logen unmöglich auf die Dauer der Erkenntnis verschließen, daß es nötig ist, ihre Mitglieder auch mit den Fragen des Tages, mit den sozialen Problemen vertraut zu machen. Man sah ein, daß die erzieherische Arbeit am Einzelnen, die Vollendung des inneren Menschen — wenngleich ihre Bedeutung noch immer die alte, grundlegende geblieben ist — erweitert und ergänzt werden, daß sie ausgebaut werden muß zu einer direkten aufbauenden Tätigkeit im Sinne des freimaurerischen Gedankens. Das ist der Tribut, den die Freimaurerei dem Zeitgeist zollen muß. Und sie kann diesen Schritt von den rein geistigen Höhen hinab auf das große gemeinnützige Arbeitsfeld sozialer Tätigkeit getrost unternehmen, sie wird ihrer

Bestimmung dadurch keineswegs untreu. Denn soziales Wirken, Arbeit für das Wohl des Volkes, gepaart mit ethischer Beeinflussung bleibt ein „Bauen am Tempel der Menschheit"!

Und so konnte man in den letzten Jahren sehen, wie die Freimaurer mehr oder weniger entschlossen aus ihrer Abgeschiedenheit in die Öffentlichkeit hinaustraten, wie sie alle großen Fragen der Zeit lebhaft unter sich erörterten und teils selbständig an soziale Unternehmungen herantraten, teils solche Werke tatkräftig unterstützten.

Es würde zu weit führen, wollte man dieser neuesten Betätigung der Freimaurer, die u. a. auch auf die Jugenderziehung Einfluß zu gewinnen streben, weiter nachgehen. Diese Bewegung ist noch zu jung, zu sehr noch in den Anfängen, um in ihrer vollen Bedeutung abgeschätzt werden zu können. Jedenfalls zeigt sie aber sehr deutlich, daß es falsch ist, anzunehmen, die deutschen Logen seien im Begriff, alle Bedeutung für die Kultur unseres Volkes zu verlieren, oder zu denken, die deutschen Maurer pflegten lediglich eine veraltete Symbolik und trösteten sich mit altehrwürdigen geheimnisvollen Gebräuchen und Handlungen über ihre völlige Einflußlosigkeit, über ihre immer geringer werdende Daseinsberechtigung hinweg. Nein! Das Märchen von den stagnierenden deutschen Logen zerstiebt vor den klaren Beweisen einer lebendigen Wirksamkeit und vor den Leistungen deutscher Freimaurer, die auf wissenschaftlichem und auf ethischem Gebiete sehr Achtbares zustande gebracht haben. Man braucht nur an die letzten Preisausschreiben des „Vereins deutscher Freimaurer" zu denken, an die von ihm herausgegebene „Bibliographie der freimaurerischen Literatur", an die zahlreichen Bücher, Schriften und Artikel, die in den letzten Jahren Aufklärung und Belehrung über das Wesen und die Ziele der Freimaurerei in weite Kreise getragen haben.*) Das alles beweist, daß neues Leben in dem alten, gesunden Stamme aufsteigt.

Und diese frohe Zuversicht der deutschen Freimaurer erhält neue Ermunterung durch die in den letzten Jahren sich immer mehr steigernden Angriffe ihrer alten und neuen Gegner. Sie werden der Freimaurerei auf die Dauer nicht schaden können. Die Grundidee der Königlichen Kunst ist so groß und unerschöpflich, daß sich immer wieder neue Äste und Zweige, neue Blätter und Blüten und neue Früchte an dem alten Baume bilden können. Die dogmenlose Religion der Humanität, in der alle Menschen übereinstimmen können, ist imstande, alle Richtungen zu versöhnen. Sie zeigt dem Maurer als Lebenskunstlehre den Plan, nach welchem der Tempel der Menschheit errichtet werden soll, sie weist

---

*) Vgl. Ludwig Keller: „Die geistigen Grundlagen der Freimaurerei und das öffentliche Leben". Gekrönte Preisarbeit. Jena 1911, Eugen Diederichs. — Aus allerneuester Zeit: Dr. Ernst Schultze: „Die Kulturaufgaben der Freimaurerei", Stuttgart und Berlin 1912, Deutsche Verlags-Anstalt. — Dr. Ernst Horneffer: „Die Freimaurerei und die religiöse Krisis der Gegenwart" in der Zeitschrift „Die Tat", 4. Jahrgang 1912/13, Heft 7 und 8 (Eugen Diederichs, Jena).

ihm das Wahre, Schöne und Gute, und sie wird zur Lebenskunstübung, zum „ideegemäßen Aufbau des Einzel- wie des Menschheitslebens", wenn ihre Jünger die Religion der Menschheit richtig erfassen. Und dabei kommt es auf die Gesinnung an, auf den sittlichen Willen, und nicht auf den Glauben.

Diese Gesinnung zu wecken, zu erhalten und zu Taten anzuspornen, ist die Aufgabe der Freimaurerlogen. Darauf zielen alle Lehren ab, welche die Freimaurerei ihren Jüngern erteilt. Darum sollen diese Selbsterkenntnis üben und Selbstbeherrschung lernen, darum sollen sie alle Menschen als Brüder lieben, dem Sittengesetz und der Vernunft gehorchen und nach Erkenntnis streben. Bescheidenheit, Treue und Mäßigkeit, Standhaftigkeit, Klugheit und Gerechtigkeit schreiben die „alten Pflichten" dem Maurer vor. Und diese Tugenden machen seine Stärke aus. Sie befähigen ihn dazu, die Gesinnungsgemeinschaft zu gründen, welche nötig ist, um in unserer verworrenen Zeit das metaphysische Bedürfnis vieler Zeitgenossen zu befriedigen. Dies metaphysische Bedürfnis des Menschen, gerade in unserer Zeit meldet es sich lauter denn je; und über die stolzen Lehren und Dogmen der Naturalisten, der Materialisten und Monisten hinweg, über die Kämpfe um wissenschaftliche Weltanschauungen und kirchliche Dogmen hinaus sehnt sich der moderne Mensch nach einem Halt. Die „Religion, in der alle übereinstimmen können", wird dieser Halt sein! Die Freimaurerei hat die Macht, die Lücke in unserer „Kultur" auszufüllen, die heute von jedem denkenden und suchenden Menschen so schwer empfunden wird. Als Hüterin des Erbes aus der Blütezeit des deutschen Idealismus besitzt sie das, was unserer, auf das Äußere und Äußerliche gerichteten Zivilisation fehlt: sie ist fähig, an der Vervollkommnung des inneren Menschen zu arbeiten. Und damit besitzt sie das Zaubermittel, das nötig ist, um unser Volk auf eine höhere Kulturstufe zu heben, um unserer Sehnsucht Erlösung zu bringen.

Das, was die Freimaurer lange besitzen, es ist heute die Sehnsucht der ganzen Menschheit! Die Freimaurerei ist weiter nichts als die Organisation von Menschen, welche diese Sehnsucht nach Humanität, nach Vollendung der menschlichen Gesellschaft, im Herzen tragen. Unter dem Sinnbilde des Bauens hat die Freimaurerei Millionen von Menschen auf der ganzen Erde begeistert und zu einer sittlichen Gemeinschaft vereinigt; sie wird auch in Zukunft diese versöhnende, einigende Macht bleiben! Mehr wie je ist sie heute berufen, Kulturfaktor zu werden. —

Dr. C. Mühling: Der Balkankrieg und die Entspannung der politischen Lage.

Langsam, aber unerbittlich zertritt der Gang der Weltgeschichte die künstlichen Staatengebilde, die am grünen Tisch in der Absicht geschaffen wurden, die widerstreitenden Interessen der maßgebenden Mächte auszusöhnen. Nicht viel länger als vierzig Jahre bestand das mühsame Werk, das nach der napoleonischen Katastrophe die Fürsten und Staatsmänner Europas, von der wuchtenden Last des korsischen Genius befreit, unter rauschenden Festen in Wien zusammenfügten. Auch damals zerschnitt die Säge der Staatskunst den Leib eines durch Sprache, Sitte und eine tausendjährige Kultur zusammengehörigen Volkes und zwang den unnatürlich getrennten Gebietsteilen widerwillig ertragene Fremdherrscher auf. Aber der machtvolle Gedanke, der fast wie ein Naturgesetz die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts durchwaltete, der Gedanke des Nationalitätsprinzips, zerstörte das Flickwerk der politischen Chirurgie. Throne brachen zusammen vor dem Sturm des Völkerfrühlings, und was nach der Einbildung der Diplomatie für die Ewigkeit gedacht war, überlebte kaum ein halbes Jahrhundert. Auch die Einteilung, die der Berliner Kongreß der Landkarte der Balkanhalbinsel gab, war eine unnatürliche Schöpfung der Staatskunst, die den Stempel der Vergänglichkeit trug. Noch kürzere Zeit hat sie bestanden als das Werk von Metternichs und Talleyrands Gnaden. Auch heute noch hat der Gedanke des Nationalitätsprinzips seine Macht nicht verloren; auch heute noch zerstört er in Blutströmen Reiche, in denen durch die grausame Macht des Schwertes Völker zusammengezwungen waren, die Rasse, Sprache, Religion und Sitten trennten, und rächt eine Gewalttat, die vor einem halben Jahrtausend begangen wurde. Die Diplomatie, die sich gegen historische Gesetze auflehnt, erringt immer nur Augenblickserfolge. Denn wie Augenblicke erscheinen in der Entwicklung der Völkerschicksale dem rückschauenden Betrachter Jahrzehnte. Die blutige Tragödie, die sich jetzt auf den Schlachtfeldern Macedoniens und Thraciens abspielt, ist nur der natürliche wahrscheinlich nur vorläufige Abschluß einer notwendigen Entwicklung, die eine kurze Spanne Zeit aufgehalten worden war.

Es ist ein viel geübtes, aber deshalb durchaus nicht gerechtes und einsichtiges Verfahren der öffentlichen Meinung, die Diplomaten, die solche Augenblickserfolge errungen haben, in Grund und Boden zu verdammen, wenn ihre Schöpfungen im Strom der Zeiten untergehen. Ich kann diesen Vorwürfen

nicht beistimmen und bin weit entfernt davon, die Staatsmänner, die Bismarck im Jahre 1878 um sich versammelte, für ungeschickt und kurzsichtig zu halten, weil die von ihnen geschaffenen Paragraphen nach und nach auf den Tafeln der Weltgeschichte ausgelöscht worden sind, und die Akten des Berliner Kongresses nun zerrissen am Boden liegen. Auch Augenblickserfolge können nützlich sein. Sie können wie Stromregulierungen wirken, die zwar die Fluten nicht verhindern, ihr Endziel zu erreichen, aber die Gefahr vernichtender Überschwemmungen beseitigen oder wenigstens mildern. Wie die Wunderwerke der Technik, durch die der Mensch sich gegen die Naturgewalten schützt, können Schöpfungen der Staatskunst den Eintritt geschichtlicher Notwendigkeiten auf eine Zeit vertagen, zu der sie nicht welterschütternde Katastrophen herbeiführen. Es ist im höchsten Grade wahrscheinlich, daß der Berliner Kongreß einen Weltbrand verhindert hat, von dem niemand wissen kann, welche Kulturgüter er vernichtet hätte.

Wenn auch vor dem Ausbruch des Balkankrieges eine Zeitlang die Gefahr eines Weltbrandes am Horizont der europäischen Geschichte aufzusteigen schien, und weniger die wissenden Regierungen als die nur ahnenden Völker fürchteten, daß der große, damals vermiedene europäische Krieg nun doch ausbrechen würde, so hat sich zur Stunde, da diese Zeilen geschrieben werden, eine gewisse Beruhigung aller Gemüter bemächtigt, die gewiß nicht unberechtigt ist. Sie gründet sich in erster Linie auf das Gefühl, von dem ich in der politischen Rundschau des Septemberheftes dieser Zeitschrift sprach, auf das Gefühl der Furcht vor den entsetzlichen Folgen, die ein Weltkrieg in unseren Tagen haben müßte; sie gründet sich aber auch auf die Überzeugung, daß in den letzten Monaten zwischen den beiden Mächtegruppen Europas gerade unter dem Einflusse der Ereignisse auf der Balkanhalbinsel eine Entspannung eingetreten ist, die man fast wie eine Bürgschaft für den Weltfrieden betrachten kann. Wie im Lichte eines plötzlich aufblitzenden Scheinwerfers hat der Balkankrieg Interessengegensätze aufleuchten lassen, die das Gefühl der gemeinsamen Furcht vor dem mächtigen Deutschland verhüllt hatte. Es stiegen Zweifel darüber auf, ob dieses negative Gefühl bei der Entscheidung der politischen Fragen, deren Beantwortung die Balkanwirren notwendig machten, stärker sein würde als der geschichtliche Antagonismus zwischen Rußland und England, der das ganze vorige Jahrhundert durchherrschte, und lebenskräftiger als der Widerstreit zwischen dem materiellen Interesse Frankreichs, des größten Gläubigers der Türkei, an der Erhaltung des europäischen Besitzstandes des Osmanenreiches und den politischen Interessen Rußlands an der so lange vergeblich ersehnten Verdrängung des Feindes von 1878 und 1856.

Als die Siege der Verbündeten die Erhaltung des status quo unmöglich erscheinen ließen, da wurde es zur Gewißheit, daß dieser Krieg nicht nur den Zusammenbruch der altersschwachen Türkei, sondern auch den der englischen Politik des letzten Jahrhunderts zur Folge haben würde. Da aber auf den blutgetränkten

Schlachtfeldern Macedoniens auch österreichische Hoffnungen begraben werden, während Italiens Losung: „Der Balkan den Balkanvölkern" sich zu verwirklichen beginnt, so gibt es in jedem Lager der beiden europäischen Staatengruppen Sieger und Besiegte. Diese Tatsache muß notwendigerweise zu einer Entspannung zwischen den beiden Mächtegruppen führen, weil die Gegensätze zwischen feindlichen Parteien sich abstumpfen, wenn die Überzeugung von der notwendigen Zusammengehörigkeit der sich gegenüberstehenden Verbündeten erschüttert wird.

Aber diese Entwicklung der weltgeschichtlichen Ereignisse unterstützte nur Bestrebungen, die schon vor Monaten durch die Begegnung von Baltischport eingeleitet worden waren. In der offiziellen Kundgebung über die Zusammenkunft des deutschen und des russischen Kaisers, die am 6. Juli in Petersburg veröffentlicht wurde, kommt das Bestreben, die traditionelle Freundschaft zwischen den beiden Kaiserreichen wie ein Bollwerk gegen alle etwaigen feindseligen Gelüste der beiden Mächtegruppen aufzurichten, zu vollendetem Ausdruck. Wenige Tage später, am 10. Juli, fand die Petersburger Kundgebung ein lautes Echo in London. Sir Edward Grey erklärte im Unterhause unter dem einstimmigen Beifall der ganzen Kammer, daß die Beziehungen zwischen Deutschland und England ausgezeichnet seien. Die Reise Poincarés nach Petersburg änderte nichts an der politischen Situation. Die über seine Zusammenkunft mit Sasonoff veröffentlichte Kundgebung der Petersburger Telegraphenagentur, die am 16. August erschien, bestätigte nur, daß die Aufrechterhaltung des Friedens und des europäischen Gleichgewichts der Zweck des russisch-französischen Bündnisses sei.

Der Erfolg der Bestrebungen, eine Entspannung zwischen den Mächten des Dreibundes und des Dreiverbandes herbeizuführen, hat den Boden vortrefflich vorbereitet, auf dem die Mächtegruppen sich über die endgültige Lösung der orientalischen Frage verständigen können. In festerer Geschlossenheit als je vorher tritt an diese Aufgabe der Bund der Zentralmächte. Die gegenseitigen Besuche der Minister des Dreibundes, die gerade während der entscheidenden Wochen des Balkankrieges stattfanden, haben den unerschütterlichen Entschluß gezeitigt, bei den im Flusse befindlichen Verhandlungen Seite an Seite zu stehen. Die durch den glücklich beendigten tripolitanischen Krieg veränderte Stellung Italiens im Mittelmeer hat ohne Zweifel diese Festigung des Dreibundes auf das günstigste beeinflußt. Aber alle offiziellen Kundgebungen über die Gespräche der leitenden Staatsmänner betonen immer wieder, daß die Regierungen der mitteleuropäischen Staaten von den friedlichsten Absichten beseelt sind und mit den Kabinetten von London, Paris und Petersburg in ununterbrochener Fühlung bleiben werden. Der Wille, den europäischen Frieden aufrecht zu erhalten, ist so einmütig und offenkundig zum Ausdruck gebracht worden, daß man an seiner Aufrichtigkeit nicht zweifeln kann.

Aber nicht nur die Ereignisse, sondern auch die Persönlichkeiten haben für

die Entspannung zwischen den Gruppen der Großmächte eine hervorragende Bedeutung gehabt. Und unter diesen Persönlichkeiten ist an erster Stelle der deutsche Reichskanzler zu nennen. Das Vertrauen auf die Zuverlässigkeit seiner Politik, das man ihm in Petersburg und in London entgegenbringt, ist zu einer der festesten Stützen des Weltfriedens geworden.

Es gibt in ganz Europa zur Stunde nur eine einzige Gruppe von Menschen, die rücksichtslos zum europäischen Kriege treibt. Das sind die Panslawisten in Rußland. Könnte das Geschrei ihrer Presse das Gemüt des Kaisers und seiner Regierung beeinflussen, so müßte ihm an diesen Stellen das drohende Gespenst der Revolution entgegenwirken. Daß diese Gefahr nicht überwunden ist, beweist das Ergebnis der Dumawahlen, die trotz des beschränkten Wahlrechts in allen Städten zugunsten der Radikalen ausgefallen sind. Zwar hat im Jahre 1878 die russische Kriegspartei den Kaiser Alexander auch zum Losschlagen gezwungen, aber ihr stand damals nicht der geschlossene Friedenswille Europas entgegen.

Dem verbrecherischen Treiben der russischen Hetzpresse — man kann es nicht anders nennen — ruft jetzt die Furie des Krieges eine grauenvolle Warnung zu. Denn auf den Schlachtfeldern Macedoniens und Thraciens und in den albanesischen Bergen ereignet sich so Furchtbares, daß auch der Kriegslustigste sich der Überzeugung nicht verschließen kann, daß die Entfesselung eines europäischen Krieges eine Wahnsinnstat wäre, die in der Geschichte ihresgleichen nicht fände. Wenn ein so ungeheures Unglück über die Welt hereinbräche, weil Serbien einen Hafen am adriatischen Meer haben will, aber Österreich sich weigert, diese Forderung zu erfüllen, so müßte man in der Tat an dem gesunden Menschenverstand der Männer zweifeln, denen die Völker die Leitung ihrer Geschicke anvertraut haben.

Fritz Köpp:
Wiedersehen.

Jahre gehen wie ein Tag dahin.
Und Du siehst das Heute mit dem Gestern
Sich umarmen wie zwei treue Schwestern.
Doch im Innern fühlst Du den Gewinn.

„Fragst Du noch, wie alles dies geschehn?
Ewig unter Blumen hier zu wandeln
Ward noch keinem. Und der Mensch muß handeln!
Nur die Klarheit wird die Zukunft sehn."

Dankbar drückst Du wieder mir die Hand.
„Daß der Liebe Spiel uns dies gegeben,
Ist das Schönste. Denn es war ja Leben!
Und die Seelen bleiben doch verwandt!"

Grete Meisel-Heß:
Des Vaters Uhr.

Seitdem die eigene Uhr zerbrach,
Mechanik, die den Sinn verlor,
Holt' ich des Vaters alte Uhr
Mir zum Ersatz hervor.

Sie tickt bei Tag und tickt bei Nacht,
Viel stärker als mein Ührchen je,
Und wieder seh' ich ihn vor mir,
Und mich beschleicht es weh . . .

Solang er lebte, sah ich nie
In ihm mein Hort und Schild,
Doch wie mir seine Uhr jetzt tickt,
Seh' ich ein ander Bild.

Ich seh' ihn, wie er morgens früh
Bei seinen Akten saß,
Und wie er seine karge Rast
Nach ihrem Takte maß.

Und wie er mahnte, damals schon:
„Faß zu — die Zeit ist Wert!"
Und wie ich mich von seinem Wort
Hochmütig abgekehrt.

Solang er war, — er kannte nie
Den wohligen Verbleib,
Und schaffte seiner Stunden Müh'
Auch noch mit krankem Leib.

Ich kannt' ihn nicht, er war mir fern,
Scheu mied ich seine Spur,
Nur eines wußt' ich, fühlte ich:
Des Vaters knappe Uhr.

Und wie sie tickt jetzt, Tag und Nacht,
— Kommt schmerzliches Verstehn,
Und mir ist dann, als müßt' ich ihn
Einst b e s s e r wiedersehen. . . .

Roald Amundsen: Auf der Eisplatte.

(Schluß.)

Vom 30. Januar an wurden die ganze Woche hindurch Kohlen, Brennholz, Öl und der ganze Vorrat an getrockneten Fischen herbeigeschafft. Die Temperatur hielt sich in diesem Sommer zwischen 15 bis 25 Grad Celsius Kälte — ein herrliches Sommerwetter! Täglich wurden Seehunde geschossen, und wir hatten jetzt schon einen großen Haufen, ungefähr 100 Stück dicht vor unserer Stubentür liegen. Eines Abends, als wir eben beim Essen saßen, machte uns Lindström die Mitteilung, daß wir jetzt nicht mehr aufs Meereis hinunterzugehen brauchten, die Seehunde kämen zu uns herauf. Rasch eilten wir hinaus. Und siehe da! nicht weit von der Hütte entfernt kam ein Krabbenfresser, der wie Silber in der Sonne glänzte, daher. Wir ließen ihn dicht herankommen, dann wurde er photographiert und — erschossen.

An diesem Tage erlebte ich etwas Sonderbares. Meinem besten Hunde, Lassesen, erfror seine linke Hinterpfote, so daß sie ganz weiß aussah. Es geschah, während wir alle bei der Arbeit draußen waren. Lassesen war ein „Mann der Freiheit" und hatte sich in einem unbewachten Augenblick losgemacht. Die Freiheit benutzte er indes, wie die meisten seiner Gefährten, zu einer Balgerei. Diese Hunde balgen sich leidenschaftlich gerne und können es nicht lassen. Er hatte nun sofort mit zwei anderen Streit angefangen, und Thor und Lassesen waren in heftigen Kampf miteinander geraten. Doch die Ketten, mit denen diese angebunden waren, hatten sich während der Rauferei um Lassesens Bein gewickelt und zusammengezogen, so daß der Blutumlauf gehemmt wurde. Wie lange das arme Tier so dagestanden hat, weiß ich nicht. Aber beim Nachhausekommen sah ich gleich, daß der Hund an einem falschen Platz stand, und bei näherer Untersuchung entdeckte ich das erfrorne Glied. Es dauerte eine ganze halbe Stunde, bis es mir gelang, den Blutumlauf wieder herzustellen. Ich hielt die Pfote beständig in meiner warmen Hand, und endlich floß das Blut wieder. Im Anfang, als das Glied noch gefühllos war, ging das ganz gut, aber als das Blut allmählich wieder durchströmte, tat es natürlich weh, und da wurde Lassesen ungeduldig. Er jaulte und bewegte den Kopf heftig in der Richtung des kranken Glieds, als wolle er mich darauf aufmerksam machen, daß das Verfahren ihm gar nicht behagte, aber einen Versuch, zu beißen, machte er nicht. Die Pfote schwoll nach der Behandlung stark an; doch schon am nächsten Tage war Lassesen wieder ganz hergestellt, obgleich er das linke Hinterbein noch ein wenig schonte.

Meine Tagebuchaufzeichnungen von jener Zeit sind alle im Telegrammstil

abgefaßt, wahrscheinlich wegen allzu vieler Arbeit. So schließen sie an diesem Februartag mit folgenden Worten: „Ein Kaiserpinguin kam gerade auf Besuch — im Suppentopf. Er bekam wahrlich keine lange Grabschrift."

In dieser Woche befreiten wir die Seeabteilung von den letzten zwanzig jungen Hunden. Die große Freude, die an Bord herrschte, als der letzte das Deck verließ, war niemand zu verübeln. Bei ungefähr 20 Grad, wie in der letzten Zeit, war es nicht möglich gewesen, das Deck rein zu erhalten. Alles gefror ja sofort, und wenn man selbst steif gefroren war, war es kein Vergnügen, den Unrat wegzuschaffen. Nachdem nun alle Hunde aufs Eis hinausgeschafft waren, wurde sofort mit Salz und Wasser gescheuert und geschrubbt, und nach kurzem war der Fram wieder schmuck und rein. Die jungen Hunde wurden in Kisten gestellt und hinaufgefahren, wo ein Sechzehnmannzelt für sie bereit stand. Aber vom ersten Augenblick an weigerten sich die Hunde, da zu wohnen, und es blieb uns nichts anderes übrig, als sie loszulassen. Darauf verbrachten alle diese jungen Tiere den größten Teil des Winters unter freiem Himmel. Solange die Seehundleiber auf dem Hügel lagen, hielten sie sich dort auf, später suchten sie sich anderweitig Unterkunft. Das von den jungen Hunden so sehr verachtete Zelt war aber doch noch von Nutzen. Die Hündin Tipser wurde darin untergebracht, als sie am Werfen war. Das Zelt erhielt den Namen „das Stift".

Mit der Zeit erhob sich ein Zelt nach dem andern, und Framheim sah allmählich ganz ansehnlich aus. Acht von diesen Zelten wurden für unsere 8 Hundegespanne errichtet, zwei für die getrockneten Fische, eines für frisches Fleisch, eines für Proviant und eines für Kohlen und Brennholz, im ganzen 14 Stück. Sie wurden nach einem im voraus entworfenen Plan aufgeschlagen, und als alle errichtet waren, hatte man ganz den Eindruck eines wirklichen Lagers.

In diesen Tagen wurden unsere Hundegeschirre wesentlich verändert, denn einer von unseren Leuten war auf den guten Gedanken gekommen, das Alaska- und Grönlandgeschirr miteinander zu verbinden und dadurch ein drittes noch zweckmäßigeres herzustellen. Nun hatten wir Geschirre, die allen Anforderungen genügten. Die neue Art wurde von da an immer verwendet, und alle stimmten darin überein, daß sie den andern Geschirren weit überlegen seien. Auch die Hunde schienen sich besser dabei zu befinden. Soviel ist sicher, daß sie nun leichter und rascher fuhren und daß die bei den grönländischen Geschirren so oft vorkommenden Scheuerwunden völlig ausgeschlossen waren.

Der 4. Februar war reich an Ereignissen. Wie gewöhnlich fuhren wir auch an diesem Tage morgens 6½ Uhr alle mit unseren leeren Schlitten zum Fram hinunter. Als der erste auf dem Hügelkamm anlangte, fing er an, mit den Armen zu schlegeln und sich wie ein Verrückter zu gebärden. Ich begriff ja, daß er etwas sah; aber was? Der zweite oben Angekommene schlegelte noch mehr und rief mir auch etwas zu, was ich aber nicht verstehen konnte, und so begriff ich noch immer nicht, um was es sich handelte. Jetzt war ich an der

Reihe, den Hügelkamm zu erklimmen, und natürlich war ich nachgerade tüchtig neugierig. Als ich nur noch ein paar Meter entfernt war, kam die Aufklärung. An der Eiskante, gerade neben dem Fram, lag eine große Barke vertäut. Wir hatten hin und wieder von der Möglichkeit gesprochen, mit der „Terra Nova", Kapitän Scotts Schiff, zusammenzutreffen, wenn der Weg nach König Eduard VII.-Land offen wäre — aber die Überraschung in diesem Augenblick war doch überwältigend. Jetzt war ich an der Reihe den „Schlegler" vorzustellen, und ich bin gewiß, daß ich meine Sache nicht schlechter gemacht habe als die beiden ersten. Und dasselbe wiederholte sich bei allen, sobald sie den Hügelkamm erreichten. Was der letzte tat, hab' ich nie ganz genau erfahren, aber er wird wohl auch noch geschlegelt haben. Wenn uns an jenem Morgen von irgendeiner Stelle aus ein Fremder auf dem Hügelkamm beobachtet hätte, würde er uns sicher für eine Schar unheilbar Verrückter gehalten haben. Der Weg kam uns an jenem Tag übermäßig lang vor; aber schließlich langten wir doch am Schiff an und bekamen volle Aufklärung. Terra Nova war wirklich um Mitternacht angekommen. Unser Wachtposten war eben unten gewesen, um eine Tasse Kaffee zu trinken, was ja nichts Böses war. Als er wieder heraufkam, lagen zwei Schiffe am Eisrand. Er rieb sich die Augen, klopfte sich auf den Schenkel und versuchte sich noch mit andern Mitteln zu überzeugen, daß er nicht schlafe und träume. Aber nein! Gerade der Schlag auf den Schenkel, versicherte er später, habe verteufelt weh getan. Durch all dies kam er schließlich zu der Erkenntnis, daß tatsächlich zwei Schiffe in der Bucht lagen. Leutnant Campbell, der Leiter der Ostabteilung, der König Eduard VII.-Land erforschen sollte, kam zuerst an Bord und machte Nilsen seine Aufwartung. Er teilte mit, daß er das Land nicht habe erreichen können und nun auf dem Rückweg in den Mc Murdo-Sund sei. Von da wollten sie nach dem Nordkap fahren, um das Land dort zu erforschen. Gleich nach meinem Eintreffen an Bord kam Leutnant Campbell wieder herüber und gab mir dieselbe Auskunft.

Darauf beluden wir unsere Schlitten und fuhren eiligst wieder heim, denn um 9 Uhr vormittags hatten wir die große Freude, Leutnant Pennal, den Führer der Terra Nova, Leutnant Campbell und den Arzt der Gesellschaft als die ersten Gäste in unserem neuen Heim zu begrüßen. Wir verbrachten ein paar recht gemütliche Stunden miteinander, und später am Tage machten drei von uns auf der Terra Nova einen Besuch und blieben zum Gabelfrühstück. Unsere Wirte waren außerordentlich liebenswürdig und boten uns auch an, Briefe von uns nach Neuseeland mitzunehmen. Hätte ich nur einigermaßen Zeit gehabt, dann hätte ich das freundliche Anerbieten gern angenommen. Aber von Schreiben konnte jetzt keine Rede sein, denn jede Stunde war kostbar. Um 2 Uhr nachmittags lichtete die Terra Nova die Anker wieder und verließ die Walfischbucht. Wir aber machten eine merkwürdige Erfahrung. Fast alle waren plötzlich stark erkältet, des Niesens und Schnaubens war kein Ende. Der Zustand dauerte aller-

dings nicht lange, schon nach wenigen Stunden waren wir wieder frisch und gesund, aber es war doch ein merkwürdiger Vorfall!

Am Sonntag, den 5. Februar, waren die „Seeräuber" bei uns zu Gast. Wir mußten sie allerdings in zwei Abteilungen bewirten, da nicht alle auf einmal das Schiff verlassen konnten. So kamen vier zu Mittag und sechs zum Abend. Etwas Besonderes konnten wir ihnen freilich nicht bieten; aber wir hatten sie auch nicht eines Festmahls wegen eingeladen, sondern um ihnen unser neues Heim zu zeigen und ihnen eine glückliche Reise zu wünschen. Es waren jetzt keine großen Vorräte mehr ins Haus heraufzuschaffen, und so waren wir alle der Ansicht, daß einige von uns anderweitig Nützlicheres leisten könnten. Es wurde nun folgendes beschlossen: 4 Mann sollten das wenige, was noch heraufgebracht werden mußte, besorgen, vier andere aber südwärts bis zum 80. Grad südlicher Breite vordringen, teils um die nächsten Umgebungen zu erforschen, teils um Lebensmittel weiter südwärts zu schaffen. Da hatte man wieder reichlich zu tun. Die vier Zurückbleibenden — Wisting, Hassel, Stubberud und Bjaaland wußten nun genau, was sie zu tun hatten. Wir andern aber rüsteten uns eiligst. Im übrigen hatten wir alles schon von früher her bereit. Das wurde benutzt, wie es war, denn bis jetzt hatten wir ja in langen Reisen noch keine Erfahrungen, sie mußten erst gesammelt werden. Die Abreise war auf Freitag, den 10. Februar, festgesetzt. Am 9. Februar ging ich an Bord und sagte den andern Lebewohl. Bei unserer Rückkehr war der Fram wahrscheinlich nicht mehr da. Ich hatte diesen mutigen Leuten soviel zu danken und wußte wohl, wie schwer es allen fiel, uns gerade in diesem bedeutsamen Zeitpunkt zu verlassen, um monatelang in Nacht und Kälte durch Eis und Sturm hindurchzudringen und dann im nächsten Jahr wieder dieselbe Fahrt zu machen, um uns abzuholen. Nein, das war in der Tat nicht leicht; aber keiner ließ auch nur ein Wort der Klage laut werden. Alle hatten gelobt, ihr Äußerstes zu tun, um der Sache zu dienen, und deshalb erfüllten sie ohne Murren ihre Pflicht. Ich hinterließ einen schriftlichen Befehl für Kapitän Nilsen, den Führer des Fram. Der Inhalt kann in wenigen Worten wiedergegeben werden: „Führt unseren Plan so aus, wie ihr es für richtig haltet!" Denn ich kannte ja den Mann, der diesen Befehl erhielt. Einen tüchtigeren, ehrlicheren ersten Offizier hätte ich nicht haben können, und in seinen Händen war der Fram sicher, das wußte ich.

Leutnant Prestrud und ich machten dann einen Abstecher in südlicher Richtung, um jenseits der Bucht eine passende Stelle zum Ersteigen der Eisplatte zu suchen. Das Meereis in der Bucht war auf dieser Strecke ganz eben; nur da und dort konnten wir einige Spalten erkennen. Weiter drinnen in der Bucht zeigten sich sonderbarerweise lange Reihen alter Eispressungen. Was konnte das bedeuten? Dieser Teil lag doch wirklich gegen das Meer vollständig geschützt da, von ihm konnten also die Bildungen nicht herrühren. Ich hoffte, wir würden später Gelegenheit bekommen, diese Verhältnisse genauer zu untersuchen, jetzt

hatten wir keine Zeit dazu. Was wir suchten, war der kürzeste, geradeste Weg nach dem Süden. Die Bucht war hier nicht sehr breit, und die Entfernung von Framheim mochte 5 Kilometer betragen. Der Aufstieg bot keine Schwierigkeiten; mit Ausnahme einiger Spalten war die Bodenbeschaffenheit ausgezeichnet. Auch war er nicht beträchtlich, aber an den steilsten Stellen bei einer Höhe von 20 Meter immerhin hoch genug. Mit größter Spannung ging es hügelaufwärts. Was würden wir vom Gipfel aus zu sehen bekommen? Bis jetzt hatten wir noch nicht ein einziges Mal einen richtigen Überblick nach Süden über die Eisplatte hinweg gehabt. Dies war das erstemal, und wir waren eigentlich gar nicht überrascht, als wir schließlich oben standen und uns umschauten. Wir sahen eine endlose Ebene, die sich am Horizont verlor. Unser Weg, soviel konnten wir sehen — mußte am Rand des oben genannten Höhenzugs hinführen, der uns als guter Wegweiser für spätere Zeiten erschien. Der Weg war ausgezeichnet, eine dünne Lage losen Schnees auf einer harten Unterlage, das war äußerst bequem für die Schneeschuhe. Das ganze hier übersehbare Gelände ließ auch gleich erkennen, daß wir die richtigen Schneeschuhe — das lange schmale Ebenenmuster — hatten. Nun hatten wir also erreicht, was wir wollten: einen Weg nach Süden zum Fortschaffen der Vorräte und freie Bahn.

Hans Land:
Alfred von Ingelheims Lebensdrama. Roman.

(Fortsetzung.)

11.

Prinzessin Luise durchlebte bittere Tage. Wenn auch ihr ganzes Wesen auf Pflichtbewußtsein gestellt war, so wurde es ihr doch langsam und ganz allmählich klar, was sie eigentlich auf sich genommen, als sie dem Heiratsplan mit dem jungen Großfürsten zustimmte. Je näher der Termin der Hochzeitsfeier rückte, um so deutlicher trat die ganze Schwere dessen in Luisens Bewußtsein, wessen sie sich mit diesem ungeheuren Schritte unterfangen hatte. Jetzt sah sie es, sie war daran, ein Opfer zu bringen, das sie einfach alles kostete, was sie war und besaß. Es war gewiß an sich schon ein unfaßlicher Gedanke, einem fremden, kaum gekannten Mann fortan für Lebenszeit angehören zu müssen. Aber dieser Mann war fast noch ein Knabe, von fremdem Blut, einer anderen Rasse zugehörig, einem Fürstenhause entstammt, in dem die großen Laster geblüht hatten, ja das Verbrechen war in ihm nicht selten gewesen. Hatte zwar die Neuzeit jenes Fürstengeschlecht gezwungen, milderen Sitten sich zu bequemen, war es auch dort heute nicht mehr Brauch, daß der Thronfolger seinen Vorgänger erdrosseln oder vergiften ließ, so waren doch die Agnaten dieses großmächtigen Hauses ihrer Zügellosigkeit wegen berüchtigt. Sie neigten zu allen Ausschweifungen der Brutalität, die ein den Despotismus gewöhntes Volk duldend und schweigend hinnahm, und erlaubten sich Übergriffe jedweder Art gegen Sitte und Gesetz, die niemals die Polizei, fast nie auch eine von strenger Zensur geknechtete, durch die stete Drohung zeitweiligen oder dauernden Verbots des Erscheinens eingeschüchterte Presse zu rügen wagte. Es war kein beruhigender Gedanke, mit dem Sprößling eines solchen Geschlechtes die Ehe einzugehen. Nicht weniger leicht wurde der Prinzessin der Abschied von Heimat und Familie. Ihr stand die Überpflanzung in einen ihr vollkommen fremden Boden bevor, in eine Volksgemeinschaft mit fremden Sitten, Gebräuchen und Lebensformen. Sie mußte in ein Land gehen, das in ihrem eigenen den Ruf der Halbzivilisation trug, ein rauhes Klima besaß, ein in Unbildung, Armut, Aberglauben und Rechtlosigkeit verkümmerndes Volk, von dem ständig ein Teil in Hungersnot lebte, und das seinem Groll und seiner Verzweiflung durch häufige Attentate gegen Hochgeborene oder besonders verhaßte Großwürdenträger Ausdruck zu geben pflegte.

In der langen Reihe der Herrscher dieses Landes war erst ein einziger eines natürlichen Todes gestorben, alle übrigen waren ermordet worden. Wie stete gepreßte Todesangst lag es denn auch über diesem Herrscherhause, dessen Oberhaupt das Leben eines Gefangenen führte, um nicht das Opfer von Mordanschlägen zu werden. Schwermut quälte seine Gemahlin, die aus einem freieren Lande kommend, von der Trostlosigkeit dieser Verhältnisse dort erdrückt wurde. Prinzessin Luise lernte eifrig die Anfangsgründe der schweren Sprache ihrer künftigen Heimat. Es machte ihr heiße Mühe. Größere Pein verursachte ihr der Glaubenswechsel, dem sie sich nun unterziehen sollte, und auf den sie ein Priester jenes Bekenntnisses vorbereitete. Vor wenigen Jahren erst hatte sie bei ihrer Einsegnung den protestantischen Glauben öffentlich vor dem Altar bekannt, ihm Treue gelobt, und jetzt legte man ihr als etwas recht Selbstverständliches, als etwas, wovon nicht erst viel zu reden war, diesen Glaubenswechsel auf, der der Protestantin deshalb besonders schwer wurde, weil er sie in die Zwangslage brachte, ein kritischeres, vernunftgemäßeres Bekenntnis mit einem naiveren zu vertauschen, das in höherem Grade noch als der Katholizismus mit bunten Farben, reichen Gewändern und Pomp zu wirken bestrebt war, und einen Bilderdienst trieb, der der Götzenverehrung nahekam. Dieser Schritt wurde der jetzt Zwanzigjährigen bitter schwer, denn sie war ein religiöses Gemüt, dem das Verhältnis zu Gott eine Lebensfrage bedeutete. Der Religionsunterricht des griechisch-orthodoxen Popen war der Prinzessin zuwider. Diesem Geistlichen fehlte es an Bildung, besonders aber an Takt, der der Konvertitin die Operation hätte erleichtern können. Sie kam in Seelennot, dachte daran, bei ihrem Vater Zuflucht zu suchen und ihn um Beistand zu bitten, stand aber davon ab. Was sollte sie ihm sein Herz beschweren. Er hatte genug zu tragen. Der neue Oberhofprediger Keßler stand Luisen zu fern, war ihr zu fremd, so beschloß sie, sich Kanthenius anzuvertrauen, der in einem Vorort der Residenz privatisierend lebte und sich ganz auf eine ziemlich streitbare Tätigkeit in den Kirchenblättern orthodoxer Richtung beschränkte. Er hatte die Prinzessin eingesegnet, und es war daher ziemlich natürlich, daß sie jetzt bei ihm Hilfe suchte. Er empfing sie mit großer Überraschung. Er war nach Art vorzeitig Kaltgestellter im Innersten verärgert und hatte, nachdem er das höfische Parkett so kurze Zeit nur erst verlassen, bereits alles Weltmanntum in solchem Grade vergessen und verlernt, daß er die ungeheure Kleinlichkeit beging, die Prinzessin, die ihn in einer reinen Gewissenssache als ihren Seelsorger und Jugendlehrer aufsuchte, mit einer boshaften Gekränktheit und mit kleinlichen Bedenken abzuweisen. Es war der Prinzessin sogleich, da sie Kanthenius' Studierzimmer betrat, aufgefallen, in welchem Grade er gealtert hatte. Seine straffe Haltung besaß er nicht mehr. Er ging gebeugt, und seine ehedem so energischen Züge hatten einen müden Ausdruck. Seine Gesichtsfarbe war fahl und gelb. Selbst sein früher

so berühmtes metallisches Organ klang jetzt blechern und knarrig. Luise stellte ziemlich erregt, aber kurz und knapp ihre Notlage dar und erhielt statt des Zuspruchs und der Aufrichtung diese Antwort: „Königliche Hoheit erweisen mir da eine unerwartete Ehre. Da aber meinem Nachfolger derzeit das Amt eines Seelsorgers des Königlichen Hauses übertragen ist, so kommt i h m füglich auch diese Handlung zu, Königlicher Hoheit in Ihren Gewissensnöten beizustehen. Ich darf nicht solcher Art in fremde Amtsbefugnisse eingreifen. Es tut mir aufrichtig leid."

Er räusperte sich hart und krächzend, als wollte er sagen: ‚So — da habt ihr euer Fett.'

Die Prinzessin fühlte sich unerhört enttäuscht, und eine Empfindung von Verlassenheit kam mit solcher Gewalt über sie, daß sie in Tränen ausbrach. Dem Herrn Oberhofprediger a. D. wurde schwül zumute, und der gerechtfertigte Gedanke regte sich in ihm, daß er sich hier doch wohl härter gezeigt haben mochte, als seinem geistlichen Stande zukam. So gab er denn seinem Gesicht einen milderen Ausdruck und brachte langsam und in Anbetracht der kniffliche Frage reiflich überlegend diesen Zuspruch zutage: „Königliche Hoheit tun freilich mit jenem Glaubenswechsel einen Schritt, den ich als Verkünder der protestantischen Lehre naturgemäß niemals werde gutheißen können. Aber in dem Falle Ihrer Königlichen Hoheit kommen Fragen des Herzens in Betracht, die jenen bedenklichen Schritt wenn nicht entschuldigen, so doch begreiflich machen können."

Er wurde neunzig Jahre alt, der gute Oberhofprediger a. D. Kanthenius, hat aber bis auf den letzten seiner Tage niemals verstehen können, weshalb Ihre Königliche Hoheit, die Prinzessin Luise, die noch eben so herzbrechend geweint hatte, plötzlich von ihrem Stuhl aufgesprungen war und mit kurzem Gruß sein Zimmer unter deutlichen Zeichen der Ungnade verlassen hatte, da er doch nichts geäußert, was sie im geringsten hätte verletzen können. Er schüttelte den Kopf, so oft immer er an diese betrübliche Szene zurückdachte. Die Prinzessin aber fuhr in der bitteren Erkenntnis nach Hause, daß sie von nirgendher auf Beistand und Hilfe rechnen konnte. Jeder stand allein und für sich und überließ es jedem anderen, mit sich und den Dingen fertig zu werden. Selbst ein Geistlicher, dessen feurige Glaubensbegeisterung und unwiderstehliche Predigermacht sie zu einer so überzeugten und innigen Protestantin hatte machen helfen, selbst er versagte, weil er mit den eigenen kleinen Gekränktheiten nicht fertig werden konnte, und von ihnen ganz vergiftet und verdorben, jede seelsorgerische Kraft und Betätigungsfähigkeit verloren hatte. Niemals war der Prinzessin das biblische Bild, Steine statt Brot, deutlicher klar geworden als in jenem Augenblick, da Herr Kanthenius sich außerstande erklärte, in die Amtsgeschäfte seines Nachfolgers eingreifen zu können. Wenn

Alfred von Ingelheim erreichbar wäre! Er war es nicht, arbeitete in einer zwölf Eisenbahnstunden entfernten Universitätsstadt an seiner Doktordissertation und war — wie alle Freunde nicht zugegen, wann er am heftigsten vermißt wurde. Ob sie brieflich bei ihm Rat holte? Die Korrespondenz mit Alfred war seit dem Auftauchen des Heiratsplanes eingeschlafen, die Prinzessin entsann sich, daß sie Alfreds letzten Brief unbeantwortet gelassen und es ihm somit unmöglich gemacht hatte, seinerseits an sie zu schreiben. Es wurde ihr jetzt klar, daß irgend etwas sie hinderte, mit Alfred über ihre Heirat zu sprechen oder brieflich dieses Thema zu behandeln. Die Verlobungen waren ihm telegraphisch mitgeteilt worden, und er hatte ebenso seine Glückwünsche übermittelt. Es dünkte die Prinzessin ein wenig demütigend, wenn sie jetzt hinterdrein Alfred um Rat in betreff eines Nebenumstandes dieser Heirat angehen sollte, ohne ihm vorher von der Sache irgend etwas anvertraut zu haben. Er hätte dann zweifellos größeren Anlaß, als Hochwürden Kanthenius, seinen Rat gekränkt zu verweigern. Fern, fern blieb jede Seele der anderen. Luise wußte genau, daß Alfred mit tausend Sorgen und Bekümmernissen die Nachricht ihrer Verlobung empfangen hatte. Aber er schwieg über alles das, weil er bei diesem Geschehnis wie ein Fernstehender behandelt worden war und nun diese ihm zugewiesene Stellung auch innezuhalten und zu bewahren sich gezwungen glaubte. Aber wahrscheinlich war alles dies nur so, wie es sein mußte. Die Dinge entwickelten sich folgerecht. Selbst wenn er ihr nahe gewesen und geblieben wäre, hätte Alfred der Freundin kein anderes Verhalten anraten können. Der erste Schritt war getan und zog, weil er unwiderruflich bleiben mußte, alle anderen notwendig nach sich. Es war in Anbetracht alles dessen wohl das Nobelste und Ehrlichste, alles mit sich selbst auszumachen, ohne anderen mit seinen Nöten beschwerlich zu werden. Dabei war Luise in ihrer Seele wund und beladen genug. Um sich ein wenig zu erleichtern, wohnte sie in diesen Tagen einer Aufführung von Gutzkows graziösem Lustspiel „Zopf und Schwert“ im Königlichen Theater bei. Als der Erbprinz von Bayreuth, sich betrunken stellend, dem Königlichen Brautvater beim Tabakskollegium die Frage an die an Österreich zu verkuppelnde Tochter unterstellte: „Macht meine Wahl dich auch glücklich, Kind?!“ mußte die Prinzessin Luise alle Kraft zusammennehmen, um nicht laut herauszuschluchzen. Im folgenden Zwischenakt verließ sie dann das Theater. Am nächsten Tage war ihr aber doch so weh, daß sie eine Aussprache mit dem Bruder ersehnte und diesem ihren Besuch im Jagdschloß Sophienruh ansagen ließ. Es kam die Automobilpanne dazwischen, und als deren Folge Giselas Alleinsein mit dem Kronprinzen. Die Freundin war, anstatt umzukehren, da sie nicht, wie verabredet, Luisen im Jagdschloß getroffen, dort über die Maßen lange geblieben, was die Prinzessin sofort im höchsten Grade beunruhigt hatte. Auf telephonische Anfrage hatte zuerst die Dienerschaft in Sophienruh, dann aber der Hofmarschall ihres

Bruders, Baron Steinen, den sie persönlich an den Apparat bitten ließ, selbst ausweichend geantwortet. Sie wüßten nichts von einer Anwesenheit der Hofdame in Sophienruh. Man hatte gelogen, vielleicht freiwillig, um sich beim Kronprinzen lieb Kind zu machen, vielleicht auf Befehl ihres Bruders. Die Prinzessin war empört. Ihr Bruder, verlobt wie sie, vor die gleichen schweren Entschließungen gestellt, fand Lust und Zeit zu leichtfertigen Tändeleien, und ihre Freundin gab sich dazu her. Der reine Sinn der Prinzessin empörte sich dagegen. Und man belog sie noch offenkundig, um diese Schliche vor ihr zu verbergen. Bruder und Freundin hintergingen sie so. Zu allen Bitterkeiten dieser schrecklichen Tage noch diese grausame Enttäuschung! Nun verlor sie die letzten beiden Menschen, die ihr geblieben waren.

Als Gisela gegen Abend heimgekehrt war, ließ die Prinzessin sie nicht vor. Einen Brief der Freundin, den ihr diese unmittelbar darauf zugehen ließ, beantwortete sie nicht, obgleich darin die dringende Bitte in leidenschaftlichen Worten ausgesprochen war, Luise möge die Freundin wenigstens erst anhören, ehe sie sie vollkommen verdammte. Am gleichen Abend ließ der Kronprinz die Schwester an den Fernsprecher bitten. Sie ließ sich entschuldigen und kam nicht. Am nächsten Morgen erschien der Kronprinz selbst zu früher Stunde im Stadtschloß bei seiner Schwester. Sie sah bleich und übernächtig aus, und ihre Augen ließen erkennen, daß sie viel geweint hatte.

„Du bist böse auf mich, Luise?“ fragte der Prinz, nachdem er der Schwester die Hand geküßt hatte.

„Böse“, sagte sie geringschätzig. „Was für ein Kinderausdruck! Enttäuscht bin ich durch dich.“

„Weshalb? Sage es mir?“

„Bedarf es dessen? Ein Mensch wie du, in deiner Stellung und Lage, Bräutigam, so kurz vor der Eheschließung hat Zeit, Gedanken und Muße zu einer nichtigen Tändelei. Um meine einzige Freundin hast du mich gebracht. Sie war brav und gut. Du machtest sie leichtfertig. Ich wollte sie mit mir in die neue Heimat nehmen, aber was soll sie mir nun dort? Das Vertrauen ist hin. Leichtfertige Menschen kann ich nicht leiden. Um wie vieles hast du mich also gebracht!“

„Wie notwendig war es doch,“ sagte der Prinz mit traurigen Augen, „wie notwendig war es doch, daß ich sogleich zu dir kam. Du bist ungerecht gegen mich und gegen Gisela. Es ist deiner nicht wert, so pharisäisch zu urteilen. Hättest du das Mädchen gestern angehört, dein Groll hätte über Nacht nicht angehalten. Aber du wolltest sie ja nicht einmal vor dich lassen!“

„Auch das hat sie dir schon mitgeteilt! Na — ihr seid ja recht rasch zu einem netten Grade von Vertraulichkeit mitsammen gekommen.“

„Luise," sagte der Prinz und knöpfte seinen schwarzen Gehrock zu, „ich wiederhole dir, nichts war notwendiger, als daß ich so rasch als möglich von alledem unterrichtet wurde. Es kann dir doch kaum daran liegen, von den beiden dir — wie du selbst sie nennst — nächststehenden Menschen ein schiefes Bild zu haben. Tu uns nicht unrecht, dir selbst fügst du damit das schwerste Leiden zu. Laß dir erklären."

„Was gibt's da noch viel zu erklären?" fragte Luise bitter.

„Hör mich nun erst mal an. Du wirfst mir und Gisela Leichtfertigkeit vor. Tadelst mich, weil ich so kurz vor meiner Verheiratung einer Tändelei mich schuldig gemacht. Ich begreife vollkommen, daß du die Dinge so siehst. Aber sie verhalten sich anders. Uns wäre vielleicht besser, sie lägen so, wie du sie beurteilst. Dann hätten wir, Gisela und ich, eine kleine Jugendtorheit zu gestehen, kein Todverbrechen eigentlich, sondern etwas, das zu unsern jungen Jahren sich schickte, und dessengleichen jeder, der jung ist, einmal erlebt haben müßte, soll er nicht gar zu arm in Ernst und Pflichten des großen reifen Lebens gehen. Aber mein Blut ist wohl nicht leicht genug, um solche Rosen des Weges leichtherzig zu pflücken und des Lebensfrühlings unbesorgt froh zu werden. Ach nein! Ich muß es fast beklagen. Denn anstatt leichte Jugendfreuden zu genießen, schleppte ich schwer an einer Leidenschaft, die mir Jahre — Jahre, Luise, — schon verbittert hat und über mein junges Leben Schatten und Düsterheit warf. Ich habe Gisela mit einer heiligen scheuen inbrünstigen Liebe geliebt. Ich liebte sie so ernst, so hingebungsvoll, daß ich meine Leidenschaft wie ein Verbrechen vor ihr verbarg, da ich wohl wußte, daß meine Stellung jeden Gedanken einer Verbindung fürs Leben ausschloß. Auch mit Plänen von Flucht und Entführung habe ich gespielt. Träumte davon, mir mein Glück zu nehmen und mit ihm an einen versteckten Winkel in die Welt zu flüchten — heraus aus diesem beengenden Kreise der goldenen Sorge und der prunkvollen Hoffnungslosigkeit. Zwei Dinge hielten mich zurück. Der Pflichtgedanke unserm Vater gegenüber, den ich nicht um alle Hoffnungen bringen wollte, und die Ungewißheit darüber, ob meine Neigung erwidert würde. Denn hiervon hat Gisela mich nie, niemals etwas Sicheres merken lassen. So scheu, so zurückhaltend, so aller gegebenen Schranken achtend, verhielt sie sich gegen mich."

„Erlaube," sagte die Prinzessin, sehr bleich und sehr ernst, „nur zwei Rücksichten hielten dich zurück? Die auf den König und die auf Gisela? Dachtest du nicht an Thron und Krone? Nicht an deine Bestimmung? Ist dies nicht die höchste Rücksicht, die dir deine Wege weist?"

Der Prinz sah einen Moment zu Boden, dann erhob er den Blick sicher und fest zur Schwester und schüttelte entschieden das schöne dunkle Haupt. „Nein, Luise, nein. Ich fühle keine Verpflichtung in diesem Sinne. Wäre der Vater nicht, ich ginge auf und davon. Wie ich über die politischen Zustände im

Lande denke, das weißt du. Ich lebe in der Überzeugung, daß der künftige König so wenig wie der heutige sie in bessere Bahnen lenken kann, und bin gewiß, das Land wird einmal o h n e die dynastische Spitze sich weiser und besser regieren. Reiße die Augen nicht so entsetzt auf! Glaube mir, so denkt manch' einer unserer Standesgenossen in der Welt, ist nur eben so feige wie ich selbst, den Traditionen und menschlichen Rücksichten gegenüber, so daß er sich Zwängen fügt, deren Nutz- und Hoffnungslosigkeit ihm innerlich klar sind. Das ist das Allerbitterste an meinem Schicksal, daß ich meinem Glück im Hinblick auf Rücksichten entsagen muß, die nichtig sind. Aber sie bestehen und sind stärker als ich. Ich kann nicht gegen sie an. Es mag Schwäche sein, Mangel an Faust. Du selbst hast es gesagt: ich sei eine passive Natur. Ich weiß es und leide darunter. Aber helfen kann ich mir nicht. Ich muß mit mir geschehen lassen, was Umstände und Menschen mit mir vornehmen. Ich halte still, dulde, bin vollkommen Objekt höherer Kräfte, die ganz tyrannisch, unmenschlich, widernatürlich mit mir verfahren. Da ist ein Thron. Du bist sein Anwärter. Da ist eine Krone. Du wirst dein Haupt unter sie beugen. Da ist eine Gans von Großfürstin, du wirst sie als Gattin heimführen. Zwei Reiche und zahllose Millionen von Menschen fordern das von dir. Und ich schweige zu alledem. Stehe gesenkten Nackens und empfange diese Schläge. Wenn ich nachts erwache, Luise, und alles das in grausamer Klarheit vor mir sehe, alles das, was mich in nächster Zeit erwartet, so ist mir, als müßte ich aufspringen und fliehen und mich verstecken an irgend einem sicheren Zufluchtsort, an dem die Menschen mit ihren unerhörten Forderungen mich nicht erreichen können. Du verstehst mich, ich sehe es dir an! Du fühlst mit mir, Luise. Wie solltest du nicht! Gehen sie doch mit dir genau ebenso um — ebenso grausam und niederträchtig wie mit mir. Aber du bist ein Weib. Von der Natur dazu geschaffen über dich bestimmen zu lassen und einen Herrn über dir zu wissen. Du bist zudem ein Mensch, von dem Begriff der Pflicht so erfüllt und überwältigt, daß dir ein Auflehnen gegen Herkommen und Vaterbefehl ganz unfaßbar erscheint. Du Glückliche nimmst die Dinge als gottgegeben, gottgewollt hin. Der Gedanke kommt dir nicht, dich gegen sie aufzulehnen. Du gibst dich dem fremden Manne, weil König, Staat und Land dieses Opfer fordern. Du bringst es hochherzig und pflichtgetreu — aber doch auch leichter als ich, denn dein Herz ist frei, von keiner Liebe zu einem anderen beschwert und gepeinigt . . ."

Der Prinz sah wohl die beiden großen schweren Tränen, die aus den leidvollen Augen seiner Schwester bei diesen Worten sich lösten, aber er war von seinem eigenen Schicksal gar zu sehr erfüllt, als daß er ihnen eine besondere Bedeutung hätte beimessen können. Die Prinzessin fühlte das, und im vollen Erkennen des steten Aneinandervorbeifühlens, im ganzen Erkennen dieses höchst tragischen Zuges der Menschennatur, der Nahe und Nächste wie in purpurnen Finsternissen auf Irrwegen einander nicht finden läßt, sagte sie tonlos wie zu

sich selbst: „Ferne sind wir einander. Ferne Seelen, so nahe körperlich beisammen — und so himmel- und weltenfern einander in den Gedanken. Wir waren beisammen von Kindesbeinen an — waren Nahe — Nächste waren wir — und doch — und doch — — was weißt du von mir? Was wußte ich von dir? Von deinem Leid, deinem Sehnen — deiner Pein? . ."

Es wurde still für einen Augenblick zwischen den beiden Königskindern, die zum ersten Male jetzt mitsammen den ersten Blick taten in die Zerrissenheit des Seins, in die Tiefen des Menschenschicksals hinab. Ein Schauder hauchte sie eisig an . . .

Der Prinz trat jetzt an seine Schwester heran, die gebeugten Hauptes in einem Sessel saß. Er legte ihr die Hand auf die Schulter und sagte leise und eindringlich: „Und nun, Luise, rückt das Unabwendbare heran. In wenigen Wochen muß ich, wie du, den ungeheuren schrecklichen Schritt tun. Muß mich aus meinem Selbst verjagen lassen und das grauenhafte Opfer bringen. Drohend, furchtbar, unsagbar gräßlich steht das vor mir. — Da tritt im Maisonnenschein — unverhofft — ungeahnt — unerwartet — das Märchen selbst über meine Schwelle. Wie vom letzten klagenden Notschrei meiner Seele herbeigezaubert steht sie vor mir, nach der meine Sehnsucht sich verzehrt. Ich starre das holde Wunder fassungslos an, besinnungslos vor Glück — breche mein Schweigen, der Rausch der Seligkeit übermannt mich, ich gebe meiner Leidenschaft, die so lange, so endlos lange stumm in mir gebrannt hatte, Worte — — und das zweite Wunder begibt sich! Gisela liebt auch mich. Liebt mich, wie ich sie geliebt hatte mit jahrelangem stummen Sehnen, in der gleichen schrecklichen Scheuheit, in dem gleichen peinigenden Schweigen. Da rissen die Deiche, die Glücksflut brach durch und überströmte uns mit Seligkeit. Drei arme Stunden waren unser. Einmal, einmal in einem langen Leben gehörten wir uns — dann riß uns das Schicksal für immer wieder auseinander. Ist es Luise, ist es meine Schwester Luise, die hart genug wäre, ein so kurzes, armes, nie wiederkehrendes Glück dem Bruder — der Freundin zu mißgönnen und sich deshalb kalt und strafend von uns abzuwenden?"

Luise schüttelte stumm das Haupt. Sie empfing und erwiderte des tiefbewegten Bruders innigen Kuß, der von dem Sturm seiner Empfindung übermannt — sich ohne ein weiteres Wort hastig entfernte. Noch eine kurze Weile saß die Prinzessin in tiefer Erschütterung da, dann erhob sie sich, ging geraden Weges zu der verzweifelten Gisela und schloß sie liebevoll in ihre Arme . . .

12.

Die Kenntnis von ihres Bruders Herzensschicksal hatte erschütternd auf die Prinzessin gewirkt. Ihr bangte um den Kronprinzen, sah sie doch, wie schwankend er auf lockerstem Boden stand. Freilich war er noch in der Entwickelung,

aber doch in einem Grade ziel- und haltlos, daß der Gedanke, dieser gänzlich Unfertige könnte einmal über Nacht mit der ganzen Verantwortung der Regierung belastet werden, der Prinzessin Schrecken einflößte. Bei der Hinfälligkeit der menschlichen Natur war dieser schlimme Fall tagtäglich doch möglich. Der zum Grübeln geneigte Sinn der Prinzessin ließ sie bei Erwägung solcher Möglichkeiten zum ersten Male an dem Gedanken des Königtums irre werden. Die Republiken setzten in regelmäßig wiederkehrender freier Wahl für kurze Jahre den an die Spitze der Verwaltung, der ihnen als der hierfür Geeignetste und Begabteste erschien. In Monarchien konnte das starre Gesetz der Erbfolge den Allerungeeignetsten an die höchste Staatsstelle setzen und das auf Lebenszeit. Im Grunde — ein entsetzlicher Gedanke. — Es war am Ende doch nichts anderes als das deutliche Gefühl, für das ihm zugedachte Amt, für die ihm bestimmte ungeheure Aufgabe sich zu schwach, sich ungeeignet zu finden, was den Prinzen mit solchem Schrecken vor dem Kommenden erfüllte und mit Fluchtgedanken spielen ließ. Aber die Geschichte erzählte häufiger von jungen Thronfolgern, welche in den Entwickelungsjahren ähnliche Krisen durchgemacht und nach deren Überwindung sich dennoch zu Herrschern von Vollmaß, ja von höchster Genialität entwickelt hatten, zu Königen, welche die Nachwelt bewundernd unter die Genies einreihte. Die melancholische Gemütsanlage Wilhelms tat das ihrige, um ihn vor der Zeit an sich und den Dingen verzweifeln zu lassen, aber auch Melancholie war oft nur eine Jugendkrankheit, die sich mit allen ihren Hemmnissen in reiferen Jahren verlor. Die Prinzessin gelobte sich, soviel an ihr war, auch aus der Ferne den Bruder durch lebhaften geistigen Kontakt, durch häufigen Briefwechsel nach Kräften zu stützen und zu stärken und ihm jeden Zuspruch zu gewähren, der ihr möglich war. Vor allem galt es jetzt, Gisela, den Gegenstand seiner hoffnungslosen Leidenschaft, aus Willys Umgebung zu entfernen. Räumliche Scheidung von langer Dauer war gewiß ein erprobtes Mittel, Leidenschaften zu dämpfen und Neigungen zur Entspannung zu bringen. So ließ sich der so unbedingt notwendige Verzicht am sichersten erreichen. Die Prinzessin war jetzt entschlossen, Gisela mit sich in die neue Heimat zu nehmen. Auch ihr war sie es schuldig, ihr über diese Bitternisse nach Kräften hinwegzuhelfen. Denn auch sie war tief unglücklich und litt. Sie hatte den Prinzen in keuscher Zurückhaltung heiß geliebt, hatte nie, in Jahren, zu der Erkenntnis gelangen können, daß dieser ihre Liebe erwiderte. Jetzt endlich erhielt sie diese Gewißheit, und nun mußte sie sofort Verzicht leisten — Abschied von ihm nehmen fürs Leben. Fürwahr ein bitteres schweres Los. Aber in der fernen, fremden und so seltsam neuen Welt, in die sie der Herrin und Freundin jetzt folgen sollte, gab es vielleicht am sichersten auch für Gisela Vergessen und Heilung.

Luise fühlte keinen Groll mehr, nur tiefes Erbarmen für die Freundin, wenngleich sie sich manchmal dabei ertappte, daß sie fast ein Neidgefühl gegen sie hegte. Sie hatte es doch einmal wenigstens erlebt, das große, heiße, namenlose

Glück, und wenn sie jetzt auch Verzicht leisten mußte, das Leben hatte ihr doch geschenkt, geschenkt und genommen. Ihr Frühling hatte doch einmal geblüht. Jetzt ging sie in die Fremde mit einer schönen Erinnerung, einem starken Trost für alles, was immer Bitteres kommen konnte. Willy hatte es in voller Naivität zu ihr, seiner Schwester, gesagt: Solch ein Herzenserlebnis sei etwas, das jeder, der jung ist, einmal erfahren haben müßte, soll er nicht gar zu arm in die Pflichten des Lebens gehen. Wie schwer fallende Tropfen in weichen Sand, so hatten diese Worte sich der Seele der Prinzessin eingeprägt. Sie enthielten ihr Schicksal. Das erkannte sie jetzt, und unendliche Trauer kam über sie. Sie sollte unbeschenkt von der Tafel der Jugend sich erheben, glücklos, ohne je Rausch und Beseligung gekostet zu haben, den Jugendkranz vom Haupte tun und in den Fron der schweren Pflicht sich begeben. Das wird ihr Los sein. War es da verwunderlich, daß zeitweise Grauen über sie kam? Daß der Gedanke sie quälte, sie sei um das Beste und Höchste, das Köstlichste im Leben betrogen worden? Jetzt begriff sie mit Schrecken, daß sie in der Tat Gisela um ihre Tränen beneidete. Die konnte verlieren, weil sie etwas besessen hatte. Was raubte das Schicksal wohl ihr selbst, der Bettelarmen? . . . Empfing sie nichts von ihm, nun — so mußte sie sehen, durch Geben sich reich zu machen, um in der Hingabe für die ihr Nächsten den Inhalt für ihr Leben zu suchen, der es erträglich, vielleicht sogar schön machen konnte. Es galt zunächst, Gisela aufzurichten. Es galt aber vor allem, ihren Bruder zu stützen. Da sie selbst nun so weit außer Landes gehen sollte, wer blieb da zurück, der ihm etwas war? Die Umgebung des Kronprinzen bot wenig hoffnungsvolle Auswahl. Der einzige, mit dem der Prinz harmonierte, war Specht, der nicht einmal mehr zum kronprinzlichen Hofstaat gehörte und ein Phantast war, wie Willy selbst. Er war rasch genug in die Linie zurückversetzt worden. Luisens Gedanken richteten sich auf Ingelheim. Er wäre wohl einer gewesen, der einem weniger gefesteten Freunde Halt geben und Richtung weisen konnte, aber es fehlten die Sympathien, die den Kronprinzen zu Alfred zogen. An ihrer Stelle herrschte fast Abneigung. Der Kronprinz mochte den Musterknaben nicht, den tüchtigen, strebsamen, der zu des Prinzen mangelnder Leistungsfreudigkeit eine so unangenehme Folie gab. Luise entsann sich, wie in Kindertagen zuerst nur Mitleid sie zu Alfred zog, der verwaist und verkrüppelt, ihr so schutzbedürftig erschien. Heut stand er eigentlich am festesten von ihnen allen, machte seinen Weg am sichersten und erschien der Prinzessin als der anderen am wenigsten bedürftig. Mit Verwunderung sah sie jetzt, daß die letztvergangene Zeit sie diesem seltenen Menschen, wenn nicht entfremdet, so doch entschieden ferner gebracht hatte. Wer war daran schuld? Ohne Frage — Luise selbst. Sie war es gewesen, die genau mit dem Zeitpunkte, da ihr Heiratsplan bestimmte Formen angenommen, ihre brieflichen Mitteilungen an den Freund ganz plötzlich und unvermittelt abgebrochen hatte. Wie seltsam, daß sie das getan, daß sie das hatte tun können. Nie hatte sie bisher den Versuch gemacht, sich über die Beweg=

gründe klar zu werden, die sie zu solchem Verhalten trieben. Was hatte sie hierzu nur vermocht? Sie horchte in sich hinein, um auf diese Frage die Antwort zu finden, und fand nur die eine: Scham. Sie schämte sich vor diesem so stolz und hoch denkenden Manne darüber, daß sie so willenlos zu dieser Heirat sich hatte bestimmen lassen. Vor Alfred in dieser Sache zu bestehen, schien ihr am fraglichsten, und deshalb hatte sie ihn geflohen, hatte es vorgezogen, diese Beziehungen abzubrechen, als dem Jugendfreunde Rechenschaft über ihren Schritt zu geben. Luise wunderte sich unendlich über sich selbst, als sie jetzt ihr Verhalten Alfred gegenüber bedachte. Warum war es gerade sein Urteil, das sie in dieser Sache vor allen anderen scheute? Auch hierauf die Antwort sich einzugestehen, wurde der Prinzessin schwer. Aber sie ging streng und unerbittlich mit sich ins Gericht, um volle Klarheit über sich selbst und ihr Fühlen zu bekommen. Und da sah sie denn dies: Alfred hatte ihr am nächsten von allen Menschen gestanden. Er war ihr zeitweiser vertrauter gewesen als selbst ihr Bruder. Die Innigkeit des Gefühls, das sie und den Freund mitsammen verbunden hatte, war unter Geschwistern selten — und sie waren nicht Bruder und Schwester gewesen. Luise entsann sich der Zeiten, da ihre strenge Erzieherin dem Verkehr mit Alfred höheren Orts Einschränkungen erwirkte, damit verhindert werde, daß diese Kinderfreundschaft zu tiefe Wurzeln in den jungen Herzen schlage. Was hatten die Vorsichtigen denn verhindern zu müssen gemeint, daß es zu einer Neigung zwischen ihnen kam? Hatte diese Gefahr gedroht? Die Prinzessin entsann sich, daß sie als kleines Mädchen ihren mütterlichen Verzärtelungsdrang Alfred gegenüber frei hatte walten lassen. Sie schützte, bemutterte den stillen, scheuen, hinkenden Knaben vom ersten Tage an. Erst das Einschreiten der Erzieherin hatte Luisen, da sie ein wenig älter geworden war, von diesem Tun abgehalten und den Scheuen, Zurückhaltenden noch scheuer gemacht. Er hatte rasch begriffen, daß eine zu starke Vertraulichkeit zwischen ihm und der Prinzessin nicht gern gesehen wurde, und mühte sich gewissenhaft, Abstand zu ihr innezuhalten. Wären sie nun beide, Alfred und sie selbst, nicht durch so tiefe Klüfte des Ranges von einander getrennt gewesen, sie wären sich sicherlich sehr, sehr nahe gekommen. Ja, wären sie nicht so pflicht- und gehorsamtreue Naturen gewesen, sie wären vielleicht doch über alles Trennende hinweg schließlich zueinander gelangt — wie — wie der Kronprinz und Gisela. In denen waren die Leidenschaften stärker gewesen als alle Rücksichten. In ihnen, in Luisen und Alfred, war es wohl umgekehrt. Alfred von Ingelheim wurde als Pflichtmensch, der er war, durch die Dankbarkeit, die er dem König schuldete, sicherlich allein schon daran gehindert, sich der Prinzessin anders zu nähern denn als Freund. Sie, Luise, fühlte heut, daß Alfred der einzige Mann bisher gewesen war, zu dem sie sich hingezogen gefühlt hatte. Sie hätte ihn gewiß geliebt, wenn — wenn — — wenn es ihr nicht verboten gewesen wäre? Sie erschrak im tiefsten Herzen, als sie zu diesem Schluß gelangte. Hatte sie sich's wirklich verbieten lassen, ihrer Neigung zu folgen? War ihr Blut

so lau, daß es nur in vorgeschriebenen Rhythmen pulste? Welche Halbheit! Welche Blässe des Empfindens? Ein Angstgedanke überkam sie. Vielleicht — vielleicht war sie an ihrem Glück vorbeigegangen, weil andere es ihr als verboten bezeichnet hatten. Was — was gaben sie ihr nun dafür? Was hatten sie ihr an Stelle dessen zu bieten? An Stelle dieses ihres Jugendglückes, das sie für alles andere hätte trösten und entschädigen können, für alles, was sie nun ein langes Leben lang erdulden sollte? Sie fühlte sich betrogen, geschädigt und hintergangen. Opfer verlangte man von ihr — die schwersten, die denkbar waren, nachdem man sie unerhört beraubt und so arm und elend gemacht hatte. Ja, es war etwas in ihr getötet worden, etwas Schönes und Köstliches, was einmal nur blühen konnte und nie — nie wieder. Die erste schöne reine und tiefe Neigung — man hatte sie in ihr erstickt, zertreten, ausgelöscht. Hatte man das? Hatte man das gekonnt? Lebte im Ernst nichts mehr in ihr von diesem lieben, warmen Gefühl für den Vertrauten ihrer Kindertage, dessen Platz in Wahrheit frei geblieben war bis heute und frei bleiben würde in alle Zukunft? Es war nicht tot, dieses Köstliche in ihr, sie sah es jetzt. Es lebte noch, war lebendig wirksam in ihr. Es machte sie verstummen, dem Freunde gegenüber, verstummen und in Scham erglühen darüber, daß sie sich jetzt an den fremden Fürsten verhandeln ließ. Um alle anderen Menschen, um König, Land und Staat erwarb sie sich mit diesem Sklavenopfer Verdienst und hohen Dank, vor einem aber zwang es sie zur Scham. Das war der Eine, den Neigung und Verwandtschaft der Seelen und der Geister in Kindertagen schon ihr zugeführt, und der nun trauernd abseits stand und stolz verstummt war angesichts des Unbegreiflichen, zu dem sie, die Prinzessin, von äußeren Zwängen sich hatte bewegen lassen. Und ein tiefer, bitterer Groll gegen ihr hartes Geschick drang in ihr Herz. War sie nicht ein Unglück, diese Geburt auf der Höhe, die sie von jeder trauten Menschengemeinschaft schied? Das Kainzeichen der Hoheit, das sie an ihrer Stirn trug, sie sah es nun, es wirkte wie ein Fluch und hetzte sie fort von dem, bei dem sie so gerne verweilt hätte. So sah es in ihr aus, als die Festtage der Doppelhochzeit heranrückten, die in der Residenz mit höchstem Gepränge und äußerstem Pomp vor sich gehen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau.

Politische Rundschau.

Von Dr Frhr. von Mackay.

Der sinkende Halbmond und „der richtige Weg".

Der Zusammenbruch türkischer Macht vor dem Anmarsch der Balkanbundheere bedeutet eine weltgeschichtliche Schicksalskatastrophe von unabsehbaren Fernwirkungen. Hinter der Ironie und den billigen Witzen, die den verschiedenen Statusquo zu Grabe geleiten, steht warnend tiefe Tragik: was die Mächte immer wieder magnetischen Stroms an diese jedem evolutionistischen Prinzip spottende und schon darum auf die Dauer unhaltbare Formel band, war die nur zu berechtigte und sicherlich oft heilsame Furcht vor der Aufrollung des orientalischen Problems in seinen unendlichen Verwicklungen und mit seinen ebenso vielen Unheildrohungen. Das polarische Element der Gärungen aber, deren Unruhe der bald stärker, bald schwächer rauchende Vulkan im nahen Osten anzeigte, bildete das islamische Problem. Wie eng dessen Fragen sich auch jetzt wieder mit der östlichen Krisis verknüpfen, ist für jeden deutlich, der sich den Blick nicht einseitig vom grellen Rampenlicht der Bühne, auf dem das blutige Kriegsdrama sich abspielt, blenden läßt, sondern auch für deren Hintergründe ein Auge hat. Das siegreiche Jungtürkentum von 1908 spielte sich zunächst auf eine Art Freigeistertum hinaus und glaubte mit dem Triumph der Verfassungsideen die Scharia überwunden zu haben. Sehr bald mußte es einsehen, daß das islamische Gesetz nach wie vor als einzig fester Fels im Strudel der politischen Wirren aufragte, an dessen Granit es sich höchstens selbst die Köpfe einrennen konnte, und schloß mit der geistlichen Gewalt einen Scheinfrieden. Die konstitutionelle Türkei blieb die Schutzherrin des müslimischen Kirchenstaats, mußte dabei aber zusehen, wie trotz aller allislamischen Verbrüderungspropaganda die Anfeindungen dieser ihrer Autorität immer mehr zunahmen. Die nationalistische Bewegung im Nilreich entwickelte ihr Programm ausgesprochen auf das Ziel der Gründung eines souveränen Großägypten alter Pharaonenherrlichkeit hin, unter Bindung der Würde des Kalifen an das Khediviat. Der tripolitanische Krieg ließ zwar mit der Waffenbrüderschaft die Spannungen zwischen Osmanentum und Arabertum äußerlich etwas geringer werden, ohne daß deshalb aber irgendwie die bekannten Wühlereien in Jemen und im Hedschas für ein echtbürtiges Imamat nachließen. Der Gedanke der Einigung der Sunniten und Schiiten wurde in Konstantinopel als Mittel, in Persien Einfluß zu gewinnen, mit besonderer Vorliebe gehätschelt, blieb aber ein totgeborenes Kind schon wegen des vollkommenen politischen und moralischen Verfalls dieser einst so machtvollen Hochburg der Schia und zeitigte im übrigen letzten Endes, angesichts des Vordringens der türkischen Truppen im Urmiagebiet, nur die Opposition der Mollahs, die in Teheran gegen das osmanische Kalifat predigten. In Afghanistan wiederum spielte sich der

Emir aus leicht zu durchschauenden politischen Gründen als selbstherrlicher Defensor fidei auf, und das indische Mohammedanertum endlich entfremdete sich intellektuell und ethisch unter den Einflüssen der britischen Kultur immer schärfer der westasiatischen Welt der Korangläubigen, wie es der an der müslimischen Universität in Aligarh herrschende modernistische Reformgeist deutlich bezeugte. Es ist klar, daß allen solchen die osmanische Führerschaft anfeindenden Bewegungen durch die heutige Bedrängnis der Hohen Pforte ganze Sturzfluten auf die Mühlen des Partikularismus getrieben werden. Bedeutet also die Niederlage vor den christlichen Heeren auch den Verlust dieser Autorität, die seit den Tagen Ertoghruls als moralisches Fundament des türkischen Weltreichs gegolten hat? Und wie gestaltet sich in dieser Perspektive das orientalische Problem, welche neue entwicklungsgeschichtliche Wurzeln und Triebe legt es bloß, auf welche Linien wird die Frage der Gesundung der Türkei gerückt?

Als der Islam sein sogenanntes Erwachen feierte, entspann sich ein lebhafter Streit darüber, ob er seinem innersten Wesen nach überhaupt reformierbar, auftriebkräftig und fähig zur Anpassung an die Bedingungen moderner Zivilisation sei. Theoretisch hatten zweifellos diejenigen recht, die für eine solche Möglichkeit plaidierten. Der ursprüngliche Islam hat nichts zu tun mit dem öden Scholastizismus, der Rabulistik und systematischen Verfinsterung des geistigen Horizonts, wie sie gegenwärtig in den Koranschulen und Medresen betrieben wird; er fußte auf dem Idschma, dem consensus ecclesiae, dem sogenannten protestantischen Prinzip im Mohammedanismus, wonach für alle Lebensbetätigungen der Kirche nicht der tote Buchstabe, sondern allein deren religiöses Bewußtsein der ausschlaggebende Maßstab und das fortbildende Element sein soll: er ist also in seiner Weltanschauung durchaus evolutionistisch gestimmt. Die durch kein „Kidjas", das heißt willkürliche Deutung und Folgerung verdrehte Lehre des Propheten kennt dementsprechend keine hierarchische Kirchenordnung, kein papistisches Machtwort noch ein dynastisches Gottesgnadentum; der Imam wird von der Gemeinde gewählt und unterliegt deren fortdauernder Kontrolle in allen seinen Handlungen: es werden also freiheitlich-demokratische Ideale vertreten. Der Koran weiß noch weniger etwas von einem „Pardah", einer Einkapselung der Frau in die Enge des häuslichen Lebens, von all' den Entwürdigungen des weiblichen Geschlechts und den Einseitigkeiten und Blutunterbindungen des öffentlichen Lebens, die sich notwendig mit dieser starren Trennung der Geschlechter verbinden. Er fordert in Sure 33,1:

> O Gläubige, fürchtet Gott, der euch von einer Seele schuf und daraus der Erde Nachkommen entstehen ließ und von diesen aus beide, Männer und Frauen, über die Erde zerstreute. Und fürchtet den Herrn, in dessen Namen ihr miteinander betet, und ehret die Mütter; denn Gott wacht über euch alle.

Er erkennt also die Gleichberechtigung der Frau, deren Entstehen in der Schöpfung aus derselben Gottseele abgeleitet wird, unbedingt an, verweist beide Geschlechter auf dieselbe Stufe der Beziehungen zwischen Menschheit und Gott und wahrt auch die innere, geistige Freiheit des Weibes so vollkommen, daß an anderer Stelle das Gesetz aufgestellt wird: „Das Forschen nach Erkenntnis ist eine Pflicht für jeden Müslim, Mann wie Frau". Und was dergleichen Goldblicke der Gesetzgebung mehr sind, mit denen Muhamed seine Bekenner auf den Islam, den „richtigen Weg" wies.

Wie wenig seine Jünger dieses Pfades Richtung zu Höhen wirklicher Menschheitsvervollkommnung innegehalten haben, ist bekannt. Die psychologischen Ursachen und Triebkräfte dieses verhängnisvollen Entwicklungsprozesses zu untersuchen, ist hier nicht der Ort; es kommt nur darauf an, dessen politische Funktionen klar zu stellen. Den omajadischen Kalifen kam es sehr viel weniger auf Glaubensideale, als auf staatliche Autorität und die Vorherrschaft des Arabertums an. Daß der Koran nicht genügte, diesen Wünschen Erfüllung zu verschaffen, sah man bald ein; man fing daher an, alle möglichen, wirkliche oder angebliche, Aussprüche des Propheten, seiner Genossen und Nachfolger zu sammeln, die die Machtbegier stützen sollten: so entstand die Sunna, deren urkundliches Instrument das Hadith ist, in dem Bestandteile von Philosophien und Glaubenslehren der ganzen Welt bunt durcheinanderquirlen. Sobald das Zentrum des islamischen Reichs dann von Mekka nach Bagdad verlegt wurde und das Imamat an die Abbasiden überging, wurden Mulk und Din, weltlicher Staat und Kirche, völlig zu einer begrifflichen Einheit verschmolzen und diese, ganz im Sinn der altorientalischen Despotie, mit denkbar materialistischen Hadiths, mit der Vergötterung des Herrschers, einem Wust des Zeremoniells, einer blutsaugerischen und anmaßenden Bürokratie und vor allem mit dem Gewaltrecht der Sklavenjagd auf alles, was an menschlichem Wild erreichbar war, ausgestattet. Die weitere Entwicklung des so geschaffenen politischen Gebildes, das nur noch ein Zerrbild der Gesetze des Propheten mit ihrem puritanischen, sittlich ernsten und tiefgläubigen Geist war, gestaltete sich nun höchst widerspruchsvoll und merkwürdig. Als der Mongole Hulagu Khan, der Enkel Tschinggis Khans, 1258 Bagdad erstürmt hatte, ließ er den damaligen Inhaber des Kalifats El Mustasim Billah kurzweg enthaupten. Von da ab führten die „Beherrscher aller Gläubigen" ein denkbar unrühmliches, machtloses, lediglich durch gute Geldeinnahmen erträglich gemachtes Dasein, bis der letzte dieser Schwächlinge auf dem Abbasidenthron Kaim den Osmanen Ertoghrul zum Emir ül Umera, zum Statthalter des Kalifen ernannte. Charakteristischerweise war aber eben diese Zeit, da der Islam einer kraftvollen Führung durchaus entbehrte, für ihn eine Periode äußerlich glanzvollsten Aufschwungs. Er drang in Afrika und Asien bis an die Küsten der fernsten Weltmeere vor, und die Osmanen setzten das Eroberungswerk in bekannter Weise von dem 1361 eroberten Adrianopel aus auf dem Balkan fort, bis ihre Macht sich an dem überlegenen Widerstand Österreichs und der südslawischen Völker brach. Zugleich aber begann nun auch die Zerbröckelung der islamischen Macht in Asien. Am lehrreichsten sind die Vorgänge in deren östlichem Hauptbollwerk Indien. Der berühmte Großmogul Akbar (1556—1605) war frei- und weitblickend genug, um einzusehen, daß der fanatische und reaktionäre Geist, der die islamische Überlieferung und deren Vertreter beherrschte, unvereinbar sei mit der Regierung über ein Volk, dem in seiner uralten Vedantalehre die Sonne einer denkbar weitherzigen religiösen Weltanschauung leuchtete, die das Gewissen überhaupt unter keinerlei Dogmenzwang band. Er war, darf man sagen, der erste Reformator, der sich gegen die Tyrannei des müslimischen Klerus auflehnte, aber nach langem Kampf — genau wie heute die Jungtürken — mit dem Gegner paktieren mußte und damit den Grundstein zur Zerstörung seines Reiches legte. Denn schon sein Urenkel war ein Spielzeug in den Händen der herrschsüchtigen Priester, gegen deren Diktatur sich das Volk auflehnte, bis das Reich wieder in seine alte Zerrissenheit zurückfiel, damit aber

auch der Hinduismus den Islam aus dem Feld schlug.

Die wenigen geschichtlichen Ausschnitte dürften genügen, um zur Revision mancher landläufigen Urteile über den Islam zu führen und zugleich eine präzise kritische Stellungnahme zu den Problemen, die er heute Europa aufgibt, zu ermöglichen.

Die Bedeutung des Kalifats ist zweifellos im christlichen Westen stets überschätzt worden. Eine Autorität wie das römisch-katholische Pontifikat hat es niemals auch nur annähernd gehabt. Die eigentlichen Siegelbewahrer des Gesetzes und der kirchlichen Gewalt in der Gemeinschaft der Müslims sind die Ülemas, das Ephorentum, das ursprünglich von den Gemeinden gewählt wurde, jetzt aber eine rein hierarchische Organisation mit dem Fortpflanzungsprinzip „nascitur, non fit" ist und das seinen Willen gegen einen noch so selbstherrlich sich dünkenden Imam durchzudrücken pflegt. Diese Körperschaften zersplittern sich aber je nach der Zugehörigkeit zu den einzelnen Rechts- und Gesetzesschulen — Kharadschiten in Ägypten, Ismailiten und Imamiten in Persien, Motasellas und Orthodoxe in Arabien — in ebenso viele durchaus feindliche Parteien. Daraus ergibt sich wieder eine Brüchigkeit in der Verfassung und Ordnung des sogenannten islamischen Staats, die ihresgleichen sucht. Wie diesem Gebilde äußerlich jede räumliche Abgrenzung fehlt, so mangelt ihm innerlich jede Verankerung eines konkreten, klar gefaßten Entwicklungsgesetzes. Im Grunde ist seines ganzen Wesens Keim eine kirchlich-imperialistische, auf die Beugung der ganzen Welt unter den Koran gerichtete Ideologie, die ihre zeitweiligen Triumphe lediglich der suggestiven Anziehungskraft einzelner die Massenleidenschaften erregenden Glaubenslehren, nicht einem durchdachten politischen System und noch weniger dessen ethischer Untermauerung zu danken hatte. Und zwar liegt der Keim alles Übels und alles Mangels an wurzelfester Auftriebskraft offenbar in der Stellungnahme des Islam zum individualistischen Prinzip. Es ist zwar nicht richtig, daß der Prophet jede Freiheit der Person leugnet. Wohl aber steht der Koran der erhabenen Idee von der Gottessohnschaft jedes Menschen verständnislos gegenüber und beschränkt ausdrücklich die Anwendung seiner Rechtssätze auf die „Rechtgläubigen", sodaß, als der Islam in nähere Berührung mit dem Christentum trat, zu allen möglichen knifflichen Ausnahmebestimmungen gegriffen werden mußte, um überhaupt den Rajah als „Zimmi" oder „Mustamin" oder „Ahlusulh", immer aber als Bürgern zweiten, verächtlich angesehenen Ranges ein Leben im müslimischen Staat zu ermöglichen. Dafür scheint freilich wenigstens in der Gemeinschaft der „Tabaa", der Untertanenschaft des Kalifen, der demokratische Freiheits- und Gleichheitsgedanke in bester Form verwirklicht zu sein. Blickt der Europäer in ein beliebiges arabisches oder türkisches Kaffeehaus, so sieht er Offiziere und Beamte, Großkaufleute und Kleinhändler kameradschaftlich, ohne jeden Standes- und Rangunterschied, zusammensitzen als Spiegelbild der Tatsache, daß der Islam nur eine politisch wie geistig gleich unbedeutsame Aristokratie, die in Marokko am grünen Turban kenntlichen angeblichen Nachkommen des Propheten, anerkennt. In Wirklichkeit ist aber diese Brüderlichkeit nur ein Sympton des durch die konfessionelle Abkapselung bedingten Beharrens in den altüberlieferten Anschauungen primitiven nomadischen Kulturursprungs, die mit dem Gesetz zunehmender gesellschaftlicher Differenzierung bei aufsteigender Gesittung unvereinbar sind. Statt des Drangs, das Ich zu gestalten, und so dem Gemeinschaftsleben einen persönlichen Inhalt zu geben, herrscht der Fatalismus, der sich willenlos dem Kadar, der

Schicksalsbestimmung ergibt und dem ein verinnerlichter Begriff der Freiheit, die Menschen für Menschen erstreiten und ohne die ein gesunder politischer Organismus nicht gedacht werden kann, vollkommene Schimäre ist. Dieses Temperament des Kismet, diese Atmosphäre der Selbstgenügsamkeit und Entwicklungsstarre hat aber zwangsläufiger Folge weiterhin dahin geführt, daß die Welt des Islam an die Lösung des Grundproblems moderner Zivilisation, den Kampf mit den Naturgewalten und der Versöhnung des Zwiespalts zwischen Natur und Geist, überhaupt nicht herangetreten ist und so unweigerlich auf allen Gebieten angewandter Wissenschaft, in Technik, Industrie, Handel, von dem christlichen Europa aus dem Felde geschlagen wurde.

Die Gegenwartsbilanz all' dieser Erscheinungen der Reaktion im Werdeprozeß der müslimischen Welt ist die, daß am Baum der mit so großer Reklame ins Werk gesetzten allislamischen Propaganda, abgesehen von den Stilblüten und Spekulationen einer echt orientalisch-phantastischen und kritiklosen Presse, keine nennenswerten, greifbaren Früchte gewachsen sind und daß, während der Hochsitz des Kalifats von den Heeren des Balkanbunds in jähem Ansturm bedroht wird, seit Jahrzehnten ein verdeckter europäischer Minenkrieg in vielleicht noch verhängnisvolleren und tragischeren Endwirkungen gegen die ganze Front des Islam vom Westen her geführt wird. Es ist das nicht geringe Verdienst Le Chateliers, des bekannten Professors für Geschichte und Soziologik der mohammedanischen Länder am Collège de France, diese Tatsache eingehend kritisch beleuchtet und gewürdigt zu haben. In seiner mit Hilfe eines umfangreichen Stabes sachkundiger Mitarbeiter durchgeführten Arbeit „La conquête du Monde Musulman" legt er dar, wie der Kampf um die Wiedergeburt des Islam bisher wenigstens auf einer Linie sich entwickelt habe, die sehr viel mehr zersetzende als kräftigende und erhebende Wirkungen erkennen lasse: wie das Mohammedanertum gegenüber der solidarischen Arbeit der abendländischen Mission, der christlichen Schulen und Kulturwirtschaft keinerlei selbständige Auftriebskraft zeige, vielmehr sich geistig und ethisch entwurzeln lasse, seine alten Glaubenssätze und die überlieferte Moral, wenn auch formell daran festgehalten werde, innerlich halb preisgebe und sie mählich der Weltanschauung der „Hutträger" anpasse. Und jeder, der mit den im nahen Osten herrschenden Geistes- und Lebensströmungen in längerem Aufenthalt vertraut geworden ist, wird bestätigen, daß das Urteil, mag es in Einzelheiten zu optimistisch gefärbt sein, dem Kern nach durchaus zutrifft. Ist das aber richtig, so ergeben sich nunmehr die Kriterien des türkisch-islamischen Problems in seiner Umbildung durch die Katastrophe im nahen Osten von selbst.

Die Türkei, deren Hauptrolle in Europa ausgespielt ist, wird als asiatische Macht — das vorauszusagen bedarf es gewiß keiner besonderen Prophetengabe — noch entschiedener als bisher zu den alten hamidischen Formen zurückkehren und vom parlamentarischen Regierungssystem höchstens noch eine blasse Folie sich bewahren. Würde diese Rückwärtsentwicklung aber soweit gehen, daß der Staat sich der Führerschaft der islamischen Orthodoxie auslieferte, so ist klar, daß er damit nur in ein neues Dilemma hineinsteuerte, indem er einerseits ein Spielball jener im Wirrwarr der mohammedanischen Parteikämpfe antagonistisch gegeneinanderstoßenden Gegensätze würde, andrerseits in noch schärferen Konflikt mit der unaufhaltsam und siegreich vordringenden europäischen Kultur geriete. Die erste Bedingung einer glücklichen Erneuerung und kraftvollen Auferstehung für das

Osmanentum gerade als islamischer Vormacht ist es somit, daß es einen aufrichtigen und unverklausulierten Frieden mit dem Christentum schließt. Die demagogische Frontstellung gegen diesen Widersacher, wie sie die müslimische Verbrüderungspropaganda betreibt, führt lediglich in einen Strudel von Widersinnigkeiten, wie es sich am schärfsten darin zeigt, daß in der Erkenntnis der eigenen Schwäche immer eifriger für die Anlehnung an die Hindus und die Anhänger Buddhas und Kungfutses agitiert wird, um damit den islamischen Glauben selbst aufs schlimmste zu kompromittieren; verpönt doch der Koran (Sure 9,29) aufs schärfste jede Gemeinschaft mit den Medhusi, den „Götzendienern", das heißt allen Anbetern Zoroasters, Buddhas usw., während die Eli Kitab, die „Schriftbesitzer", das heißt Christen und Juden, immerhin gegen einmaligen Tribut oder Kopfsteuerzahlung mit bürgerlichen Rechten ausgestattet werden können. Voraussetzung eines solchen Friedens mit dem Kreuz aber wäre wieder eine energische Durchführung der großen geschichtlichen Prozeßsache, an der einst in analoger Form das mittelalterliche Europa sich jahrhundertelang gemüht und gequält hat: die Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche in einer den unbeugsamen Forderungen eines modernen Staatswesens entsprechenden Form. Und weiter! Auch im Abendlande wurde dieses Schicksalsproblem der Völker nicht eher auf eine förderliche Entwicklungsstufe gebracht, als bis die Reformation einsetzte: nicht anders ist auch seine Klärung im Reich des Halbmonds denkbar. Der Islam, dessen bisheriges Erwachen im Grund nur in einem reklamehaften politischen Wühlen bestanden hat, bedarf der Erneuerung aus dem Geist, und zwar nicht zum wenigsten aus den seelischen Grundkräften der christlichen Kultur, deren Umklammerungen er sich nicht entziehen kann, soll er, statt eine tote Last zu sein, ein Hebel der Wiedergeburt der orientalischen Völker werden. Hier liegt die psychologische Kernfrage der Zukunft der Türkei. Sein oder Nichtsein, neuer Auftrieb oder weiterer Verfall, die Entscheidung dieser Alternative wird davon abhängen, ob das Osmanentum, geläutert durch furchtbares Unglück, die staatsmännische Kraft und Fähigkeit bewähren wird, endlich das Reformwerk durchzuführen, an dem seit Akbars Zeiten bis zu Abdul Medschid, der 1839 den Hatti Scherif zu Gülhane verkündete, das Vermögen aller genialen Verweser des islamischen Staats gescheitert ist. Wenn jene Tugenden und heroischen Veranlagungen, die einst der Türken weltpolitischen Auftrieb und Machtgewinn begründeten, von ihrer Verschlackung durch den Druck tragischer Prüfungen befreit werden, möchte ein solcher langersehnter, wahre Freiheit und Fortschritt kündender Komet wohl endlich am östlichen Himmel aufgehen. Indessen — — klingen nicht heute die Worte Emin Beis, des begeisterten, von tiefem religiösem Glauben an die Zukunft des Osmanentums durchglühten Dichters der jungen Türkei, in pessimistischer Anwandlung gesprochen, wie eine Vorausahnung der heutigen schwarzen Tage: „Vom derzeitigen Geschlecht ist nichts zu erwarten; man muß seine Hoffnungen auf eine besser erzogene, sittlich veredelte Nachkommenschaft setzen"?

Sozialwissenschaftliche Rundschau.

Von Dr. M. Kupperberg, Berlin.

Der Geburtenrückgang in Deutschland.

Die Regelmäßigkeiten im Kulturleben der Völker scheinen sich trotz aller historisch-nationalen Bedingtheit mit

einer stummen Zähigkeit in Gesetzmäßigkeiten umwandeln zu wollen. Sie greifen selbst auf den sozialbiologischen Bestand der Nationen, auf die Fortpflanzung über. Im Lebenskampf der Menschheit geboren, bedroht die Kultur den Lebenstrieb derer, die sie erschaffen haben. Zweifellos ist es unter den gegebenen ökonomischen Verhältnissen der Drang nach Kulturleben, nach Selbsterhaltung und Kulturgenuß, der die Franzosen bewegt, ihre natürliche Vermehrbarkeit einzuschränken. Bewußt im Anfang, wird aber dieser Drang im Endergebnis blind und selbstvernichtend, denn über kurz oder lang — hält die Richtung weiter an — ist es um die Lebensenergie, um das Dasein der Franzosen als nationaler Gesamtheit geschehen. Aber Frankreich steht bei weitem nicht mehr vereinzelt da. Auch in Deutschland greift schleichend und bedrohlich eine Erscheinung um sich, die die größte Aufmerksamkeit beansprucht. Deutschland, dessen Bevölkerung sich von rund 36 Millionen im Jahre 1853 auf rund 46 im Jahre 1882 und auf über 65 Millionen im Jahre 1911 vermehrt hat, weist seit den 70er Jahren einen stetigen Rückgang der Geburten auf! Im Jahre 1879 betrug die Geburtenzahl (auf 1000 der mittleren Jahresbevölkerung bezogen) 40,5, nach zehn Jahren 38,0, am Ende des folgenden Jahrzehnts 37,2, im Jahre 1906 34,1 und im Jahre 1910 30,7. Wie ist dieser Rückgang, der sich zusehends mit der Beharrlichkeit eines festgewurzelten Übels vollzieht, zu erklären? Hat sich etwa der Altersaufbau der Nation im Laufe der Zeit so ungünstig verschoben, daß die fortpflanzungsfähigen Schichten stark abgenommen haben und schwach vertreten sind? Ist vielleicht die Zahl der eheschließenden Personen erheblich zurückgegangen? Oder liegt gar eine physische Degeneration der Bevölkerung vor? Keines von all dem ist der Fall. Noch ist kein Stillstand im Wachstum der Bevölkerung eingetreten, im Gegenteil, sie vermehrt sich von Jahr zu Jahr, dies dem Umstand verdankend, daß der unaufhaltsame Geburtenrückgang durch die parallele Abnahme der Sterblichkeit (sie ist von 27,5 pro Mille im Jahre 1880 auf 25,6 im Jahre 1890, auf 23,2 im Jahre 1900 und auf 17,1 im Jahre 1910 zurückgegangen) kompensiert wird. Allein vermag denn eine solche Entwicklungsart den Bestand der Nation auf die Dauer zu sichern und wie ist sie überhaupt zu bewerten? Dieser Komplex von Zusammenhängen bildete seit Sommer dieses Jahres den Gegenstand weitgehender Untersuchungen, wissenschaftlicher Vorträge und gelehrter Beratungen. Mit ihm befaßte sich sehr eingehend und ernst innerhalb der Deutschen Soziologischen Vereinigung die Deutsche Statistische Gesellschaft und neuerdings auch Wirkl. Geh. Oberregierungsrat Prof. Elster in einem Vortrag bei der Eröffnung des Studienjahres der Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung. Bevor ich zunächst auf die Ausführungen dieses namhaften Gelehrten kurz eingehe, ist es mir Bedürfnis auszusprechen, daß die Malthussche Bevölkerungstheorie ungeachtet ihrer Bedeutung als rein theoretischer Fall noch lange einer unvoreingenommenen, eigengedanklichen Betrachtung dieser wichtigen Dinge hemmend im Wege stehen wird. In einer Zeit obrigkeitlicher Gesellschaftsbevormundung und moralisierender Predigten entstanden, aus einem geistigen Milieu von Lohnfondstheorien genügsamer Wohlstandsdenker geboren, entbehrt sie jedweder soziologischen und allgemein-volkswirtschaftlichen Begründung, besitzt aber dafür den Vorzug einer scheinbar einleuchtenden, „erlösenden“ Formel, und darin liegt ihr anhaltender Einfluß auf die volksfeindlichen, ruhebedürftigen Gemüter. Angesichts dieser Tatsache wäre es meines Erachtens eine

der dankbarsten Aufgaben für die Soziologische Vereinigung, mit der die Statistische Gesellschaft mitgliedschaftlich verbunden ist, sich einmal gründlich mit der Bedeutung der Bevölkerungsmassen als treibenden Faktors geistiger und wirtschaftlicher Kultur zu befassen, um endlich neue Gesichtspunkte für eine Auseinandersetzung mit der unsoziologischen Malthusschen Lehre zu eröffnen. Kehren wir nun zu den Ausführungen Elsters zurück. Die meisten Statistiker sind für Deutschland darin einig, daß der Rückgang der Geburten sich im ehelichen Leben abspielt und durch präventives Verhalten bedingt ist. Diese Tatsache auf der einen Seite und die sinkende Sterblichkeit andererseits sind nach der Ansicht Elsters ein Zeichen nicht rück-, sondern fortschreitender Kultur und sie weisen darauf hin, daß das Volk hinaufstrebt, indem es die elendbringenden Folgen spontaner Vermehrbarkeit bewußt bekämpft. In den höheren Schichten der Gesellschaft sind es psychologische Motive, Wohlstand und geistige Bedürfnisse, die zur Einschränkung der ehelichen Fruchtbarkeit führen. Selbst wenn dies eine allgemeine empirische Tatsache wäre, so sind es doch immerhin nicht die höheren, sondern die mittleren und unteren Schichten des Volkes, die bei der Bevölkerungszunahme den Ausschlag geben. Von einer Degeneration dieser Kreise kann aber nicht die Rede sein, sie fügen sich vielmehr der Vernunft und der Notwendigkeit des neuzeitlichen Lebens. Das Selbstbewußtsein der Frau, ihre Anforderungen an das Kulturleben und ihr Persönlichkeitsgefühl sind gestiegen und sie ist gezwungen, in immer steigendem Maße am Erwerb teilzunehmen. Dies führt zu einer Einschränkung der ehelichen Fruchtbarkeit. Gleichzeitig läßt sich in diesen Schichten eine fortschreitende Abnahme der Kindersterblichkeit konstatieren, was eine bessere Fürsorge und Erziehung des weniger zahlreichen Nachwuchses zur Folge hat. Und so wäre denn der Geburtenrückgang im Interesse der Qualität des Volkes keine besorgniserregende Erscheinung, um so weniger, als der Spielraum in Deutschland für eine stetig wachsende Bevölkerung begrenzt ist. Der leitende Gedanke dieser Ausführungen ist also dieser, daß Armut, hohe Fruchtbarkeit und große Kindersterblichkeit ein Zeichen tiefstehender, während niedrige Sterblichkeits- und Fruchtbarkeitsziffer (zunehmende Prävention) eine Äußerung vorwärtsschreitender Kultur ist. Wäre nun dieser zweite Satz allgemein richtig, so müßte man mit Bezug auf die höheren Kulturschichten sagen (wie oben in meiner Einleitung), daß die gesättigte Kultur mit der Zeit ihre eigenen Träger verschlingt, oder soziologisch ausgedrückt: die Erhaltung der Kultur schließt die Selbsterhaltung der Nation aus! Unsere oben geäußerten Zweifel, ob die Entwicklungsrichtung der Bevölkerung, bei der der ununterbrochene Rückgang der Geburten lediglich durch Abnahme der Sterblichkeit kompensiert wird, auf die Dauer den biologischen Bestand der Nation sichert, und ob hierin, fügen wir noch hinzu, ein allgemeiner Gradmesser v o r w ä r t s schreitender Kultur (in Zukunft ohne Träger!) zu erblicken ist, bleiben bestehen. Das Problem, erst neu aufgetaucht, kann nicht auf diese Weise als gelöst betrachtet werden. Deutschland wird es anders lösen müssen und können, weil es noch lebensjung ist. Der Bevölkerungstheoretiker und der kulturbewußte Sozialpolitiker haben noch nicht das entscheidende Wort gesprochen, vom wirtschaftlichen, psychologischen (einzel- und gesamtmenschlichen) und vom Standpunkt jung im Streben bleibender Kultur, die das Antlitz unverkümmerten Menschenlebens trägt. Kräfte, die im Verlangen nach Kultur die Kultur nicht oder nur auf Kosten der Lebensenergie erreichen können, werden eine andere Lösung vorbereiten

im Sinne des Vollmenschen, der im Kontakt mit der Natur mit allen seinen biologischen und geistigen Kräften im Leben wirkt und so Kultur erzeugend sie genießt.

Kirchliche Rundschau.

Von Theodor Kappstein.

Der Evangelische Oberkirchenrat, welchem die neun älteren Provinzen Preußens unterstehen, hat durch sein Urteil gegen den Dortmunder Pfarrer Liz. Gottfried Traub so schwere Bedenken auf der ganzen Linie der Einsichtigen erregt, daß man ohne jede Übertreibung sagen kann: der zur Dienstentlassung (also mit Verlust von Titel und Pension) verurteilte streitbare liberale Pfarrer hat im Unterliegen gesiegt, der Oberkirchenrat dagegen steht — zumal in der Person seines Präsidenten, der nach eigenem Eingeständnis sich durch Traubs Angriffe persönlich beleidigt fühlte — vor der Öffentlichkeit als besiegter Sieger. Die rechtlich anfechtbaren und ethisch unhaltbaren Formen des Verfahrens gegen Traub haben es, im Gegensatz zu dem äußerlich einwandfreien Spruch gegen den Kölner Pfarrer Carl Jatho, vermocht, Adolf Harnack aus seiner Reserve herauszulocken; in einer Anklageschrift tritt er als mächtiger Anwalt vor seinen theologischen Schüler, er wirft das Schwergewicht seines Namens und seiner Ämter, welche ihn in die Nähe und stetige Fühlung mit dem Träger der Krone als des Summepiskopus führen, in die Wagschale gegen die oberste Kirchenbehörde! „Schwärzester Schein des Rechtsbruches": darauf erkennt Harnack nach seiner Vernehmung des Oberkirchenrats, der in den Mittelpunkt seiner richterlichen Erwägungen das pflichtmäßige Verhalten Traubs als Verteidiger Jathos vor dem Spruchkollegium stellte. Harnack zieht diese Unerhörtheit mit den Worten ans Licht: „Seiner Verteidigung Jathos wegen und wegen seiner Berichte über sie durfte Traub nicht angetastet werden, es triebe denn die äußerste Not! Wohin kommen wir sonst? Welche Rechtssicherheit kann noch in der Kirche bestehen? Ein Pfarrer wird vor das Spruchkollegium gefordert; er wählt sich nach dem Gesetz einen Beistand. Der Pfarrer wird verurteilt, und sodann wird der Beistand vor das Disziplinargericht gefordert und ebenfalls verurteilt! Man straft den Verteidiger für seine Verteidigung! Wie sicher und gut muß das Gewissen des Oberkirchenrats sein! Es ist mir keinen Augenblick zweifelhaft, daß Traub vor jedem bürgerlichen Gerichtshof mildernde Umstände zugestanden worden wären, daß ein solcher Gerichtshof keine unedlen Motive angenommen und sich auch geweigert hätte, auf ein Material hin, das im einzelnen Dutzende von Möglichkeiten in der Erklärung zuläßt, den sittlichen Charakter des Angeklagten zu vernichten." Trug und Lüge suche man aus den kirchenpolitischen Auslassungen Traubs herauszudestillieren; Harnack verteidigt dagegen Traubs Kämpfe um die Wahrhaftigkeit und Reinlichkeit in der evangelischen Kirche als Gewissenssache, als innere Pflicht und daher sittliches Recht des Vorkämpfers für Gedankenfreiheit in den Gemeinden. Die höchste Instanz bei einem Verfahren um Kopf und Kragen ist nach Harnacks Feststellung der Beleidigte, der Ankläger und der Richter zugleich! Man verhandelt gegen den Angeklagten in geheimer Sitzung, nur mit den Akten der zu verhältnismäßig mildem Urteil gelangenden Vorinstanz (Konsistorium in Breslau), ohne dem Beschuldigten Gelegenheit zu schaffen, sich persönlich oder durch einen Anwalt zu schützen, man will ihn nicht anhören

und seine Zeugen nicht vernehmen — aber man zieht in die Anklage neue Punkte erstmalig hinein, über welche (in diesem Umfang) Traub in Breslau überhaupt nicht vernommen worden ist. Und um die entehrende Strafe mit einem Schein des Rechts zu umkleiden — eine Strafe, welche sonst für Ehebrecher und Trunkenbolde im Kirchendienst vorbehalten bleibt, wird Pfarrer Traub hinterrücks an die Ehre gegriffen und seine Wahrhaftigkeit verdächtigt. Man stellte ihn nicht vor das Spruchkollegium, obwohl er mit dem Kirchenglauben in der abgestempelten dogmatischen Fassung gründlich gebrochen und diese seine Ketzerhaftigkeit in einer prächtigen Broschüre vor aller Welt bekannt hat — man wollte ihn nicht noch einmal erleben, nach seiner Meisterrede für den Jatho: so ist er in der Dunkelkammer unrühmlich „erledigt" worden. Harnack führt das Unglück in der Kirche auf den unerträglichen liturgischen Zwang zurück und nennt es einen „perversen" Zustand, daß man in dieser Kirche, die sich rühmt, die Christenheit vom Banne des Gesetzes befreit zu haben, äußerlich an dem alten Bekenntnis festhalte, das man aber innerlich (in allen kirchlichen Gruppen) umdeuten und umwerten dürfe. Er stellt die wohlerwogene These auf: Man hat kein Zutrauen mehr dazu, daß man wahrhaftig bleiben kann, wenn man Theologe wird, weil man in den Ordnungen und in der Leitung der religiösen und kirchlichen Dinge keinen Schutz für die Wahrhaftigkeit zu erkennen vermag, sondern ihre Gefährdung.

Neben Harnack steht als ebenso unerbittlicher öffentlicher Ankläger des Oberkirchenrats der neue Präsident des Evangelisch-sozialen Kongresses, der Kieler Professor D. Otto Baumgarten, Jathos zweiter Verteidiger im Irrlehreverfahren; Baumgarten stellt fünf Unwahrheiten im Urteil des Oberkirchenrats fest, die einem den Zorn ins Gesicht treiben. Nach einer unzulänglichen anonymen Stilübung aus der Gegend des Oberkirchenrats in der „Kreuzzeitung" (also fast unter Ausschluß der Öffentlichkeit) hat Baumgarten in einer zweiten Erklärung seine Anklage auf fünffache Unwahrheit des Oberkirchenrats in allen Punkten festgehalten und den Satz beigefügt: „Wenn der Oberkirchenrat davon überzeugt ist, daß meine Behauptungen unzutreffend sind, so verstehe ich nicht, warum er der Gelegenheit, die Richtigkeit seiner Entscheidungsgründe vor dem öffentlichen Gerichte zu beweisen, aus dem Wege geht! Ich bin nach wie vor bereit, die Richtigkeit meiner Behauptungen vor Gericht darzutun." Zu Harnack und Baumgarten ist, neben Naumann und Hans Delbrück, in gleich mannhafter Absage an das Urteil gegen Traub der berühmte Kirchenrechtslehrer Wilhelm Kahl getreten, der Vater des Irrlehregesetzes: Lebten wir nicht zufällig in Preußen, so hätte das von Göttern und Menschen verlassene Richterkollegium mit dem allseitig fallen gelassenen Präsidenten Voigts an der Spitze bereits seine Entlassung genommen oder bekommen! Doch während ich diese Zeilen schreibe, scheinen die hochwürdigen Herren sich auf ihren Sesseln noch einigermaßen sicher zu fühlen — oder hören sie das welke Herbstlaub rascheln? Die ihres verehrten langjährigen Pfarrers beraubte Dortmunder Gemeinde Traubs hatte sich mit einer scharfsichtigen Beschwerdeschrift an das preußische Staatsministerium gewendet und um Revision des unhaltbaren Urteils ersucht — Kultusminister und Ministerpräsident sind in eine Prüfung dieser Beschwerde garnicht erst eingetreten — der Oberkirchenrat liege

„außerhalb der Kompetenz" des Ministeriums.: Ähnlich dürfte der Handel im Landtage verlaufen, allwo die Stützen von Thron und Altar immer noch die überwältigende Mehrheit der Sitze innehaben.

Umso erfrischender wirkt der tapfere Zusammenschluß der Pfarrer der preußischen Landeskirche und des protestantischen Deutschland, welche bereits über dreihundert an der Zahl sich gegen den Oberkirchenrat mit Pfarrer Traub einig erklärt haben. Ich will den Inhalt dieser Eingabe in ihrer Kraft veranschaulichen, indem ich ihn in einzelne Sätze (mit Wahrung der vorliegenden Fassung) zerlege. Sie erklären der obersten Kirchenbehörde:

1. Das Urteil des Oberkirchenrats enthält ein unbegreifliches Mißverhältnis zwischen der ehrenrührigen Strafe und den angeblichen Verfehlungen Traubs, trotz der umfangreichen Begründung.

2. Die oberste Kirchenbehörde war Kläger und Richter in einer Person.

3. Der Oberkirchenrat gab dem Angeschuldigten nicht Gelegenheit, sich im mündlichen Verfahren zu rechtfertigen.

4. Der Oberkirchenrat betont so einseitig die Beamteneigenschaft der Pfarrer, daß diese auf den Standpunkt des römisch-katholischen Priesters herabgedrückt werden.

5. Der protestantische Pfarrer darf und soll auch an Zuständen und Einrichtungen der Landeskirche Kritik üben — selbst an Erlassen und Maßnahmen der Kirchenbehörden.

6. Dem Evangelium und dem Geist der Reformation entspricht der offene Freimut, auch die Sprache der religiösen Leidenschaft.

7. Der Oberkirchenrat hat gewagt, den objektiven Wert der eidlichen Zeugnisse von Traubs Amtsgenossen in Dortmund zu bezweifeln. Die Pfarrer verbitten sich das!

8. Sie lassen sich als Diener des göttlichen Worts durch keine anderen Rücksichten binden.

9. Der Oberkirchenrat fügt der Landeskirche und dem evangelischen Pfarramt schweren Schaden zu.

10. Die deutschen Pfarrer bringen ihrem vom Oberkirchenrat vergewaltigten Kollegen Traub auch fernerhin ihre uneingeschränkte Wertschätzung entgegen.

Der Oberkirchenrat wird nach etlichen hohlen Resolutionen aus Parochialvereinen und Gemeindekirchenräten, die ihn blindlings loben, selbst von der Orthodoxie im Stich gelassen, welche mit Harnack für kirchliche Disziplinarfälle zur unparteilichen Rechtsentscheidung einen besonderen unabhängigen Gerichtshof fordert.

Bevor diese neue kirchliche Kammer zusammengesetzt wird, muß Traub rehabilitiert und der Präsident des Oberkirchenrats in den Ruhestand getreten sein! In Eisenach haben als „Freunde der Christlichen Welt" 911 Pfarrer aller deutschen Landeskirchen, 74 Universitätstheologen, 185 Religionslehrer und zahlreiche „Laien" zum Fall Traub ihren unmißverständlichen Wahrspruch dahin abgegeben:

1. Wir sprechen unser Bedauern aus, daß der Evangelische Oberkirchenrat bei einem Urteil wesentlich in eigener Sache durch maßlose Verschärfung des Spruches erster Instanz ohne nochmaliges Verhör des Angeklagten den Schein der Parteilichkeit nicht vermieden hat.

2. Wir bedauern, daß die so notwendige Einheit

des deutschen Protestantismus durch das Vorgehen der obersten Behörde der größten deutschen Landeskirche eine neue schwere Erschütterung erlitten hat.

3. Wir bedauern es im Interesse der Kraft evangelischen Zeugnisses, daß man in dem Urteil tatsächlich nur die Auffassung vom evangelischen Geistlichen als einem Beamten, der in erster Linie Disziplin zu wahren habe, hat walten lassen und über alle die entscheidenden Werte persönlicher Hingabe, Tüchtigkeit und Lauterkeit hinweggegangen ist.

4. Wir sprechen unsere Empörung aus über die Art, wie man in der Begründung des Urteils aus Schärfen, zu denen Traubs Eifer um die Sache ihn fortriß, sittliche Verfehlungen konstruiert und dadurch seine sittliche Lauterkeit und Wahrhaftigkeit angetastet hat.

5. Wir halten demnach, damit die Gerechtigkeit wieder hergestellt und die evangelische Christenheit vor unheilbaren Wirren bewahrt werde, eine Wiederaufnahme des gegen Pfarrer Traub gerichteten Verfahrens für unbedingt geboten.

Literarische Rundschau.

Von Friedrich Stein, Berlin.

Weihnacht-Revue.

Wenn Theodor Fontane meint: der Buchkritiker (als Institut) wäre „viel wichtiger als der Theaterkritiker", so darf man ergänzend hinzufügen: insbesondere vor Weihnachten! Da haben sich wohl mehr als hundert „Weihnacht-Novitäten" allmählich vor mir aufgestapelt. Und ein reichliches Dutzend „Briefe aus dem Leserkreise" variieren das Thema: „also bitte, eine Weihnachtrevue . . ." „und wenn's sein kann, das Aparteste und Wertvollste! Denn heutigen Tages muß man ja jedem Hausmädchen ein Buch „aufbauen." Das kauft man im Warenhaus! Für die Seinen aber möchte man gerade darum etwas ganz Seltenes, abseits vom Alltag. Darin weiß der Laie nicht Bescheid und möchte von dem kundigen Thebaner beraten sein . . ." „. . . . aber bitte, recht ausführlich. . ." „. . . aber bitte, recht vielseitig . . . ." Du lieber Himmel! Ausführlich! Vielseitig! Ich will heilsfroh sein, wenn ich auch nur einen irgendwie kritisch markanten Hinweis, auch nur auf $^1/_3$ aller vorliegenden Novitäten in dem verfügbaren Raum anständig unter Dach und Fach bringe. Wobei von einem verbindenden System der Folge kaum die Rede wird sein können. Die Willkür der Sprunghaftigkeit hat also das Wort, grade wenn die aparten Erscheinungen Richtschnur für die Auswahl werden sollen. — Und wieder möchte ich freundlich beachtet wissen, daß bei so peinlich sorgfältig geübter Auswahl das bloße Erwähnen eines Buches Kritik ist und auch von den verehrlichen Autoren und Verlegern in solchem Verstehen aufgefaßt werden möge. Unter „Novitäten" hat man übrigens auch Neuauflagen älterer Werke und Neuausgaben unserer Klassiker und der des Auslandes und des Altertums zu verstehen. Bei den Erscheinungen von zeitloser Weltbedeutung bedarf es ja keiner weiteren Deklaration.

Da ist z. B. eine Bibel-Ausgabe [1]), wie wir noch keine besitzen — sozusagen in weltmännischer Gewandung. Schlichthin wunderbar! Einband (Halbleder), Papier, Druck (ohne Zier-Initialen, Randleisten und sonstigen chronikalen Bibelschmuck), alles

Äußere wie ein auserlesen vornehmes, würdig und ernst gehaltenes Andachtbuch. Der Inhalt (4 Bände) umfaßt „die heiligen Schriften des Alten und Neuen Bundes", deutsch von Martin Luther — ungekürzt und in wortgetreuer Wiedergabe. Das erste Buch mit dem Pentateuch und „Josua", „Richter", „Ruth", „Samuel (I und II). Das zweite Buch enthält: die „Könige" (2 B.), „Chronika" (2 B.), „Esra", „Nehemia", „Esther", „Hiob", „der Psalter", in Versform gesetzt, die Bücher Salomos. In dem dritten Buch finden wir: die 12 kleinen Propheten, die Apokryphen, soweit Luther sie der Septuaginta entnommen. In dem vierten Buch endlich sind die vier Evangelien, Apostelgeschichte, die 20 Episteln und die Offenbarung St. Johannis zusammengestellt. So weit zu sehen, hat es wohl niemals eine Bibelfassung gegeben, die das Genie der Sachempfindung und die Gewissenhaftigkeit der philologischen Treue so sehr zu einem Entzücken der Bibliophilen macht und zugleich der Pietät einer gesammelten Andacht eine so weihevolle Möglichkeit bietet, wie diese, von Hermann Hesse besorgte neue Ausgabe. Ein Weiheschmuck und eine Werkköstlichkeit für jedes deutsche Haus.

Will ich mich zuerst an solche weltbedeutende Erscheinungen der Buchkunst halten, so muß ich in unmittelbarer Folge die neue, einzig schöne Ausgabe des Ariost[1]) nennen: Zwei Bände „Der rasende Roland", Band III „Kleinere Werke" — Komödien, Gedichte, Satiren, Idyllen, Elegien, Episteln usw. Ist schon die äußere Ausstattung: Rückenprägung, Einband usw. von strahlender Schönheit und Pracht, so steht die Übertragung von Alfons Kissner[1]) ungefähr auf der Höhe der Übersetzungskunst. Nicht nur im Beherrschen der poetischen Form (Ottaverime) und im Bändigen der Sprachschwierigkeiten, sondern vornehmlich deshalb, weil die dichterische Urabsicht hier so vermittelt ist, daß der modernen Ästhetik darin eine neue Formengerechtigkeit aufgeht. In bestrickendem Wohllaut, in anschmiegsam festem Versgefüge schreitet die grandiose Dichtung ihre Höhenbahn — über fünfausend Ottavestrophen. So baut das Genie — so spielt es mit Stoff, mit Wurf und Schwere! Da wird Marmor geschmeidigt zu Maienblust! Das Märchen wird Wirklichkeit; die Wirklichkeit blühendes Märchen. Die gewagteste, oft gellende Phantastik wird zur Alltagsform des Lebens. Aller Klang und Glanz — weise, wie die Warnungen des Lebens, nachdenklich in Lust und Lachen. Alles Glück und alle Qual des Menschenherzens, aufgefangen in der Spiegelung einer Seele, offen für das Innige wie das Feurige, das Närrische wie das Rauschende. Und im letzten Verstehen alles: eindringliche, geistreiche Lehrhaftigkeit — in schönheitverklärter Wirkung. Ist „Der rasende Roland" in solcher Wiedergabe ganz unschätzbar, so scheint mir ebenso dankenswert die Ausgabe des dritten Bandes Ariost, dessen Inhalt in Deutschland auch heut noch so gut wie unbekannt sein dürfte: eine Fülle gedanklicher Werte, eine Fundgrube kultur-geschichtlich interessanter Depositen, poetischer Schönheit und in seinen Versepisteln überdies eine Art Autobiographie in launig behaglichem Plauderton. Eine große Anzahl ausgezeichneter Bilder und Porträts sind den 3 Bänden Ariost beigegeben.

Von diesen Bildbeigaben abgesehen, hält sich eine Neuausgabe des Apuleius „der goldene Esel" auf gleicher Höhe der Vollendung[1]). Dieser prachtvolle sinnköstliche, satirische Roman ist um 1782 zum erstenmal (von August Rode) ver-

deutscht, jetzt von Hans Floerke neu bearbeitet und im Text lesbar, wie eine gute Originaldiktion. Erwähnt sei, daß „Der goldene Esel" — seit Jahrhunderten eine unerschöpfliche Quelle für muntere Laune, lehrhaften Spott, richtende Satire und ehrliche Lebensbeobachtung — bei uns bisher kaum noch gekannt war. Somit springt das Verdienstliche dieser Neuausgabe ohne weiteres ins Auge.

Auch eine Fortführung der großen Strindberg-Ausgabe[1]) ist mit Freuden zu begrüßen: ein Band „Schweizer Novellen". Viel Russen-Sympathie; viel streng Gedachtes; viel Blitzlicht-Beleuchtung auf moderne Erscheinungen, Bestrebungen und Anschauungen. Entzückend erzählt — natürlich! Zuweilen, in Skizzen von feinstem Facettenschliff viel inniges, inneres Beteiligtsein. Weitere Strindberg-Neuheiten sind die Dramenbände „Jahresfestspiele" und „Spiele in Versen", so recht eigentlich als Festgeschenke von besonderer Art und Bedeutung anzusehen[1]). Ebenso der Strindberg-Band „Die 11 Einakter", alles in der einheitlichen Meisterübersetzung von Emil Schering, der auch z. Zt. eine sehr geschmackvoll zusammengestellte Strindberg-Anthologie[3]) herausgegeben hat, auf die mit Nachdruck hingewiesen sei. Von J. A. Lux eingeleitet, enthält sie sechzehn der markantesten Erzählungsstücke aus den Gesamtwerken Strindbergs, in vorzüglichem Druck und nett ausgestattet.

Einmal in Schweden, sei bei Gelegenheit einiger Landsleute gedacht. Vor allem des Heldendichters Verner von Heidenstam, vor kurzem als Akademie-Mitglied gewählt, dessen Werk (zwei Bände in sich unabhängig) „Die Schweden und ihre Häuptlinge" die politischen Schicksale seines Vaterlandes in den persönlichen Erlebnissen seiner Helden und Häuptlinge anregsam darstellt[2]). Zunächst wohl für die reifere Jugend gedacht (und für diese warm empfohlen), ist das Werk gleichwohl eine sehr interessante Lektüre auch für Erwachsene. In seiner Sonderart erinnert Heidenstam zuweilen an Selma Lagerlöf, besonders da, wo er das Sagengebiet der Königsgeschlechter streift und die furchtbarste Macht der Menschenseele: das Gewissen, wirksam werden läßt. Zu den besten neuzeitigen Erscheinungen der schwedischen Erzählung gehört auch Hallström, dessen psychologisch fesselnder Roman „Kutscher" jedes beste Interesse verdient und festhält[2]). Ein halber Landsmann, der Däne M. A. Nerö[2]), bringt in seinem Novellenband „Küste der Kindheit" eine Reihe von anziehenden Hafen- und Küstenbildern, in denen die Menschen mit ihrem Erwerbstreiben und Kleinleben eine beweglich gezeichnete Staffage bilden. Ohne „stammverwandt" zu sein, enthüllt Alfred Polgar[2]) in seinem bemerkenswert fein geschriebenen Skizzenbuch „Hiob" eine erfreuliche Artverwandtschaft mit den Nordischen — was ihn aufs beste empfiehlt.

Und nun ein ganz Großer: Ludwig Thoma, der Klassiker der bayerischen Bauerndichtung. Seinen Roman „Der Wittiber", diese Geschichte des lebenzerstörenden Bauerntrotzes, der zum Verhängnis und zur Vernichtung einer ganzen angesehenen Familie wird, stehe ich nicht an, dem Allerbesten in unserer zeitgenössischen Dichtung gleich zu werten. Auch weise ich angelegentlich auf Thomas in Buchform[2]) jetzt erschienenes Drama „Magdalena" hin (letztlich mit so starkem Eindruck aufgeführt). Das Schicksal eines Bauernkindes, das aus Not und Unwissenheit an den Klippen des Großstadtlebens zerschellt.[2]) Der tiefe sittliche Ernst beider Dichtungen wird jedes empfängliche Verstehen

gefangen nehmen, auch um der großen künstlerischen Vorzüge willen, die Thoma hier entfaltet. Eine neue Sammlung seiner (Schlemihl) Gedichte „Kirchweih“ mit strenger Selbstkritik ausgelesen[2]) möchte ich hier noch den zahlreichen Thoma-Freunden zu frohem Genießen empfehlen. Sehr gegensätzlich in Stoff, Menschenart, Lebensauffassung, aber von hohem bildnerischem Kunstwert und moralischer Tapferkeit ist eine umfangreiche Dichtung der altklassischen japanischen Dichterin Murasaki Shikibu[2]), der Schöpferin des japanischen Romans als Gattung und des Romans „Die Abenteuer des Prinzen Genji“, übersetzt von M. Müller-Jabusch. Prinzliche Skrupellosigkeit und Lebensgier, auf dem Hintergrunde der Zeitverderbnis am Hofe zu Kioto vor mehr als 1000 Jahren! Das hier aufgerollte Zeit-, Sitten-, Kultur- und Staatsbild ist von bedeutsamer Größe und mehr als bloße Dichtung — eine historische Quelle von schwer zu schätzender Ehrlichkeit. Aber, daß eine Frau in einem so gearteten Spiegelbild so außerordentliche Künstler- und menschliche Eigenschaften deklariert, ist wohl das Erstaunlichste an diesem wundersamen Werke. Apropos: Abenteuer fällt mir die Neuausgabe von Rabelais' „Gargantua und Pantagruel“ ein, in einer gut gedruckten, reich illustrierten, sehr hübschen Ausführung[3]). Diese famose Abenteurer-Chronik, die bis auf den heutigen Tag nichts von ihrer derbfröhlichen Frische verloren hat, wird von den Verstehenden sicher mit Freuden begrüßt werden. Ebenso wie das überaus liebenswürdige Buch von Wolzogen[4]), das in dieses Genre schlägt: „Des schlesischen Ritters Hans von Schweinichen eigene Lebensbeschreibung“ — durch das Wolzogensche Temperament gesehen. Ein Memoirenwerk, wie wenige, das Spiegelbild seiner Zeit und ihrer Kulturschwankungen, von denen das 16. Jahrhundert so unaufhaltsam unterwühlt worden.

Ein Merkwürdiges kommt allmählich dem Leser vielartiger Literaturerzeugnisse zu wachsend sicherem Eindruck: daß Tolstoi mit seiner Überzeugung von der „Einheit des menschlichen Denkens“ recht gehabt, die er, zunächst für sich selbst, festzustellen suchte, in der Erforschung großer Denker aller Völker und Zeiten. In einem sehr merkwürdigen Buche „Gedanken weiser Männer“ (übersetzt von Adolf Heß) hat er die Ergebnisse dieser Studien zusammengetragen: 365 Sentenzen aus der Bibel, den Evangelien, dem Talmud, den Apokryphen; aus chinesischen, indischen, arabischen, griechischen, auch aus modernen Autoren. Sinnsprüche für alle Tage des Jahres (übrigens köstlich ausgestattet!)[2]) Und aus diesen Sammelfrüchten von eminentem Gedankenwert ist ihm wohl die Anregung zu seinem großen Buche „Der Lebensweg“ erwachsen[5]). Tolstois letzte, große Arbeit, deren Korrektur er noch auf seinem Krankenlager in Astapowo selbst besorgte. In dreißig Abhandlungen legt er seine großen, edlen Gedanken über alle Triebfedern der Menschen- und der Volksseele und über den wahren und höchsten Sinn des Lebens nieder. Aus dem weiteren Vermächtnis Tolstois, das uns von so vielen Seiten her anstürmt, möchte ich noch den, vom Verlage Eugen Diederichs-Jena einheitlich in zwei Bände gefaßten „Tolstoi-Nachlaß“ empfehlend hervorheben. Band I mit den drei Novellen „Chadschi Murat“, „Der gefälschte Coupon“, „Nach dem Ball“; Band II mit sechs Novellen und Dramen, darunter das vielbesprochene „Und das Licht scheinet in der Finsternis“, sowie das Lustspiel „Von ihm alle Tugenden“. Da die

beiden elegant ausgestatteten Bände selbständig abgeschlossenen Inhalt haben, sind sie einzeln käuflich. Im Anschluß an den Nachlaß ist eine neue Gesamtausgabe der Werke Tolstois neuerlich erschienen[4]), die sich durch Noblesse der Ausstattung, durch sehr handliche Buchgröße und übersichtliche Einteilung des weitläufigen Stoffes auszeichnet: so wird sein überlebensgroßes Zeitgemälde „Krieg und Frieden" in vier Bände gegliedert; sein Roman der sittlichen Forderung „Auferstehung" in zwei Bände. Das „große Schicksal" seines Vaterlandes, der untergesellschaftlich wühlende Bankerott an Gewissen, Treue und Rechtschaffenheit, nirgends kommt er so wie hier: erschütternd, aufreizend und sinnverständlich zum Ausdruck. Und ist sein Zeitroman „Krieg und Frieden" der Ausgangspunkt für Tolstoi, vom Dichter zum Seelenerwecker, so wird er in seiner „Auferstehung" zum Apostel der gereinigten Jesu-Lehre, der „Liebe zum Nächsten"; wie seine kleine, damals sensationell wirkende Novelle „Die Kreuzersonate" für ihn zum Wendepunkte nach der Seite der Liebes-Askese wird. Übersetzt ist „Der Nachlaß" von seiner Tochter Alexandra und seinem Freunde W. Tschertkow. Die Gesamtausgabe von Dr. Raphael Löwenfeld. Auch Anton Tschechow sei hier gleich noch erwähnt, unter dessen Novellen der Band „Das skandalöse Kunstwerk" allen Freunden russischer Lebensschilderung empfohlen sei.

Und noch eine „Gesamtausgabe", die uns Deutsche näher angeht: die Werke Hölderlins[6]), dessen Gedächtnis wieder lebhafter sich zu regen beginnt, wird Vielen als aparte Festgabe hochwillkommen sein. In drei Bänden hat eine geschickte Verteilung den Inhalt untergebracht: Band I Gedichte, Band II „Hyperion" mit einem bisher unbekannten Fragment in Faksimile; Band III das Trauerspiel „Empedokles", Übersetzungen und Philosophie. Jedem Bande sind außerdem gut ausgeführte Porträts Hölderlins vorgesetzt. Gelegentlich Hölderlin seien die rasch berühmt gewordenen Leipziger „Tempel-Klassiker" genannt[7]), von denen soeben sechs Bände Lessing erschienen sind. Die gesamte Ausgabe — jeder Band einzeln käuflich und als Festfreude aufs wärmste zu empfehlen! Über die sublimen Eigenschaften und Vorzüge dieses umfangreichen Klassiker-Unternehmens habe ich noch Gelegenheit, unseren Lesern ausführlich zu berichten. Für heut möchte ich noch einige andere Festgeschenke von besonderer Distinktion in Erinnerung bringen. Da wären u. a. von Maeterlinck[8]) zwei weniger bekannte, gleichwohl zwei seiner erlesensten Werke „Der Schatz der Armen" und „Die Intelligenz der Blumen". Beide Werke auch in einer graphischen und buchkünstlerischen Ausführung, die zu dem Edelsten unseres modernen Kunstgewerbes gehören. Der Vortrag, ein Höhenflug frohbegeisterten Schaffens, wird zum Hymnus auf die Schönheit der menschlichen Gedanken und Sprache! Dann wäre da noch ein wenig bekanntes Buch Stendhal-Beyle's: seine „Chroniken aus der Italienischen Renaissance" und „Nachgelassene Novellen", deutsch von Oppeln-Bronikowski[8]). Nach diesen Namen ist eine weitere Empfehlung nicht mehr nötig. Weiter: ein Buch Emersons[8]) „Gesellschaft und Einsamkeit", dessen edel abgeklärter Ideen-Inhalt und schöne Form es in die Reihe der besten Bücher stellen — für nachdenkliche Leser, denen die Einsamkeit eine gerngesehene Gesellschafterin ist.

*   *   *

Zum Schluß noch ein Bilderalbum von besonderer Art[2]). Heinrich Kley: „Leut und Viecher“. 140 Federzeichnungen. Darunter vieles von packender Sinnkomik, in wortverständlicher Deutlichkeit des Bildvortrages. Und wer sich mit der bizarren Phantastik und ungezügelten Laune jener faschingtollen Kunst abfindet, wird an dem strengen Gehorsam der zeichnerischen Linie gegen die charakteristischen Absichten der Feder seine reine Freude haben. Und er wird immer wieder entzückt sein von einer gelegentlichen Grazie der bewegten Form, die es fertig bringt, z. B. die Fußstellung eines auf Schlittschuhen tanzenden Elefanten bis zur Anmut zu verzierlichen. Die ausgezeichnete Reproduktion betont die Bravour solcher Federfinessen mit besonderem Glück. Ein zweites Album: Rudolf Sieck „Von Lichtmeß bis Dreikönig“, symbolisiert in 24 Blättern Farbendruckes die jahreszeitlichen Stimmungen der Landschaft. Stillverträumte, liebenswürdig erfaßte und mit hingegebener Naturfreude vorgetragene Stimmungen von beschaulichem Reiz. Natur und Schönheit und Kunst — alles um ihrer selbst willen da. Nichts Novellistisches hinein gefuhrwerkt. Und keine „Staffage“ stört aufdringlich den ganz auf sich gestellten Eindruck reinen Friedens. Dieses Album für die Familie. Jenes für das „Studio“ des ästhetisch durchgebildeten Gourmets der „Moderne“.

Und zum Schlusse noch ein Märchen, wie sich's für eine rechtschaffene Weihnachtrevue schickt. Ein wirkliches naives Märchen „Die Biene Maja und ihre Abenteuer“ von Waldemar Bonsels[8]). Die kleine Biene Maja ist eine Ausnahmenatur — horribile dictu! Sie möchte nur immer im Äther schweben, Glück und Sonnengunst genießen, Blumentau und Honig schmausen, statt ihn zu sammeln. Das verstrickt die leichtbeschwingte Luftbummlerin in Abenteuer, Schwänke und Ränke. Aber auch Erfahrungen, Kenntnisse und Einsicht erwirbt sie, und ihre Treue des Herzens führt sie zuletzt aus Gefangenschaft und Feindesanschlag zur Rettung ihres Volkes in den heimischen Staat zurück, wo sie mit Liebe und Ehren an die Seite der Königin gestellt wird, um diese in ihren Staatsgeschäften zu unterstützen. Allerliebst, nicht wahr?!

1) Verlag von Georg Müller, München.
2) Verlag von Albert Langen, München.
3) Verlag von Josef Singer, Straßburg.
4) Verlag von F. Fontane & Co., Berlin.
5) Verlag von Schulze & Co., Leipzig.
6) Verlag von Eugen Diederichs, Jena.
7) Tempel-Verlag, Leipzig.
8) Verlag von Schuster & Loeffler, Berlin.

Wirtschaftliche Rundschau.

Der Gesetzentwurf über das Handelsmonopol für Leuchtöl ist nunmehr veröffentlicht worden, und weder der Wortlaut dieses Entwurfes noch die sehr weitschweifige Begründung vermochten die schwerwiegenden Bedenken zu entkräften, die gegen das Monopolprojekt bisher fast allgemein geltend gemacht worden sind. Im Gegenteil: Nachdem an die Stelle vielsagender und dunkler Redensarten nunmehr die allerdings recht komplizierte — Klarheit der Paragraphen getreten ist, wird das offensichtlich, was manche Kenner der Ver-

hältnisse schon vorher geahnt hatten: Die großen Trümpfe, die aus den Kreisen der Regierung und der Monopolfreunde angekündigt worden waren, sind garnicht vorhanden. Die Versorgungsfrage, dieser Kern des ganzen Monopolproblems, ist in erschreckend dürftiger Weise behandelt, über die Qualitätsfrage wird gleichfalls mit einigen nichtssagenden Worten hinweggegangen. Diese beiden Angelpunkte der ganzen Frage nehmen in der Begründung der Regierung von etwa 20 Spalten eine halbe ein. Man hat das Gefühl, daß die Begründung über diese heikelen Punkte so schnell als möglich hinwegkommen will, um sich mit minutiösester Genauigkeit und Pedanterie und hundert Nebensächlichkeiten in Organisationsfragen vertiefen zu können. Über die Preisfrage ist eine Rechnung aufgemacht, aber wie sieht diese aus? Zuerst wird behauptet, daß es Weltmarktspreise für Petroleum überhaupt nicht gibt, sondern nur willkürliche Notierungen der Standard Oil Co. Dann legt man die Weltmarktspreise aber schlankweg der Monopolberechnung zugrunde und berücksichtigt nicht, daß die Preise, ob sie nun für die bisherigen Verhältnisse wirklich maßgebend waren oder nicht — naturgemäß für die Zeit absolut keine Geltung mehr haben können, in der die Standard Oil Co., als der bisher größte Lieferant, vom Markte ausgeschlossen ist. Die Methode ist gerade so unsinnig, als wollte man die jetzigen Kohlenpreise als grundlegend für eine Zeit und einen Zustand hinstellen, in dem das Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat mit allen den ihm angeschlossenen Werken vom deutschen Kohlenmarkt verschwinden würde. Aber abgesehen von diesen Fundamentalmängeln des Gesetzes hat dieses auch so große Mängel im Aufbau und in der Organisation, daß schon aus diesen Gründen eine Annahme im Reichstage ausgeschlossen erscheint. Sofort nach Bekanntwerden des Projekts war aufgefallen, daß denjenigen Kreisen, die als Hauptlieferanten des Monopols in Betracht kommen, die Leitung der Monopolgesellschaft anvertraut werden soll. In „nationalem Interesse“ soll den 10 Millionen Mark Aktien, die sie übernehmen, ein 5 faches Stimmrecht eingeräumt werden, damit es dem ausländischen Kapital unmöglich gemacht werde, Einfluß auf die Gesellschaft zu gewinnen. Während man hier eine vermeintliche Gefahr abwenden will, beschwört man eine viel größere Gefahr herauf. Es zeugt von einer kaum glaublichen Naivität, wenn man einer Unternehmergruppe, die als Hauptinteressentin und Hauptlieferantin für ein mit staatlichen Hoheitsrechten ausgestattetes Monopol in Betracht kommt, die fast ausschließliche Macht über dieses Monopol einräumt und es ihr so von Staats wegen ermöglicht, aus „Geschäften mit sich selbst“ Vorteile zu ziehen. Die Kautelen, die man in Aussicht gestellt hat, um Mißbräuche einer derartigen Zwitterstellung zu verhindern, sind vollkommen ungenügend und müssen vollkommen ungenügend sein; denn wirklich durchgreifende Kontroll- und Einspruchsrechte des Staates würden einmal die kaufmännische Bewegungsfreiheit der Gesellschaft zu sehr beeinträchtigen, und zweitens würden sie einen Apparat schaffen, der alle Nachteile des bureaukratischen Staatsbetriebes, die man doch gerade vermeiden will, im Gefolge hätte.

Nicht nur in der Petroleumfrage zeigt es sich übrigens, daß der Fiskus sich als Verwalter ökonomischer Betriebe nicht viel zutraut und so gewissermaßen den Ast absägt, auf dem große staatliche Unternehmungen wie die Eisenbahnen, die Bergwerke usw. sitzen. Die Begründung zu der Regierungsvorlage, durch die empfohlen wird, den Strom für die „elektrische Stadt- und Ringbahn“ von privaten

Kraftwerken zu beziehen, ist eine begeisterte Apologie des Privatbetriebes und eine vernichtende Kritik der staatlichen Unternehmertätigkeit. Der Fiskus ist aber nicht ganz so untüchtig, wie der Staat ihn manchmal erscheinen lassen will. Unsere Staatseisenbahnen sind eher ein Beweis vom Gegenteil.

Horatio.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308). — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — In Österreich für die Redaktion verantwortlich: Dr. J. Sinnreich, Wien IX, Mosergasse 3; — für die Herausgabe: Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. — In Rußland für die Redaktion verantwortlich: Dr. Adrian Polly, St. Petersburg, Kasanplatz 1. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-uicza 2. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Carl Krause in Tempelhof-Berlin. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.



37. »l2llt-ß2Nß
p5Ol8 2 ^lt(.
?3V>^
^i^r?
^U5 «!«m lnl«lt «liez«» Nekt«»l
von di-ozg Llit«nnien uncl Ir!»n<< in Nerlin
8ir Luku» v. I»N»lH, >tto!-ns>-<3«ne^l:
Nngl.'^euwcl»« LßlieliunFßn
l)lk«n«r Lnek «m <lon Ner2U3ßet»ei-
lid Hon. Un'Iwl't 8«muel, >k. p. ?o»t
Uinist«!' <iez verein, lionjßreinlx'» Nnßwno':
Okkensr Vrisk 2n <l«n Nmi>uzI«t,er
ä«ut»ol»en V«!-3t,HnclissuN8»l»«kt<: von „ssosll
uncl 8U6"
»!. L. tl^8l:llokt, Niniztei-präziä^nl. 8ok>«:
LuIssHsizene Kultur einst un<i jetlt
vr. ü»lli! Wender^: Vuilltti-oi-ffllnization
3l»x liolott: vis 2ubunkt clez Izl»ln
I. l>l<l<»Kon, Vi?,ß^6n>ii-3l l. v.: l>j« ve>
li«!iun^en l3nß!»n^^ lu Deut«cnl»n6
.lü^tixrat I>r. tt»um<»rt: >v«5 bnnssen <ki«
Lst^ssnlüWß 6ns liommlüsion <lsz Xb^eor6>
notanlizuzyz zum preuzziscnen V^nZgel^«-
»«tlentwui-k tieui« ?
llekeimiilt ?rok. Dr. I^u<i^iß i^oi^er:
Uan<!8c>!»sten)Ä^<i«n. ^uz m»lnsm Äcil»
l«!nbuen
t>le<li'isK von Onpeln lll>oniko^8ki:
2u zl2«te!-!incll8 öd.Qedüi-tstsF
l'lie^riob 8toeK: I3in Li-iek lluiuon« an
t)nsizt!2!» lüail ^ozi»H v. vunzen
^rno X««Iel: Uoi-loten ei-zt«l'««burtlt««
Xltl>1 lHr»yn: Cn?.k',llolm,I«»veIls.<8cnluW>
üiU>8 lHN<l: ^lkreä von Illsselneim, I.«l>el».
clram». - ltom »n. ^oi-tzetlUNß)
liunclsvnnu^n
pl-siL pro !-<«ft 2 «vIK.. pro Ouert»! (3 l-lsfte) 6 ^K.. pw .la^ans (12 ^»tt») 24 l^ll

Ottober 1912.

Inhalt.

,,»,ld »«» Lud" «lchelnt «ul. !««» -»«»t».
V«!, pr« 0»ar,«l !Ä slft«) « »»rll> «nPlh^t« « -vlark.
»l!l »xchhlwdlllngln u«» VoftaxlioUn, «hmn, l«»«N«li »«lt«Uun,«, «.
Klleinlye ln«el-itt«n-znn»lime: /vlnonLen-expellitionNullolsIIoszo
v«lin 8V.. LreÄiu. «In ». lln.. venäen. oiweläoll. sflnlclul» ». «.. N»»bnl«.
l.eiplle. «»e«lel)ML. Mnnllnm. «<mcn«n. «ümberz. ?««. 5turre»rt. VIen. lilllcl».
l»»»l»!»p,«l«: pn» 46 mm br«t« 2ei!« (llmkoll««,«', ««n»»lXeil«n»«,«l «0. 5)

Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Hundertdreiundvierzigster Band
37 Jahrgang : 1912 . Oktober - Dezember
Schleiche Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalc
v. S. Schottla ender, A..G., Breslau.
Leipzig Wien Berlin W.io München Budapest
« 3.e!-,!i<«!!«l, «.M,hl,V«!»g».Nuchh«nl>I. ««lthold Lult«. «blill'ich, !>.».tz»fbuchhanl»,
Stockholm Cbristiania London Kopenhagen
>l «, 3n»e. I.Ibl»lli« «ol»>-. I»c»b Dybwod »uchh«g. WUliam» ^ N°lg»t«, <lr»Ieo » tzasselbolch
für die Provinzen in Schweden und in Dänemark:
»«Ol, «Hl. Ulli», üt«chl-lg«l, «»Penhog«!,,

Inhalt des 14z. Bandes:

Oktober / November / Dezember 1912

H?5<^
illeinize InüelAtm HM^Inne: illn«ne«» LxpMti«l l ltns«ll ül«88e
Lerlin 5^., Llezlau, Win ». Kn.. Drezäen, llüzzeläoli, kranUlirt ll. «.,
Nlunburz, I^eip^iz, ^»zäedurss, ^lannkeim, ^üncken, Kürnderss, ?r»z,
5wttz»st. ^ien. Xüi-icn.
Inz«ltial»si«!»: pro 46 mm dl-eite lei!« (Kuäoll ^ozze'z Kolm»IIeiIen.
m«8«l l<<). 5) 70 pt. LeilzzenCebünlen: 6 biz 8 IM. "/«,.

iwGMonatMO
'--,-. 5 n'»> von ^.v.v; i'.^ ««
-^»»«B!«W
«V
^'.-Hssor Dr. ^!z:dwiq Steü:
.' '^. i ?unst' und Verlagsanstalt
Budapest
>.' ,!»,«-!>.» Nostuchhanol.
>!:«.rag<n
für die Provinzen in Schweden und in Dänemark:
Georg Ihl. Uistn» Nachfolger, «openhagen,
37. Jahrgang. Band 143. Heft 457 Oktober 1912

EmeöeuOeMmachM
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A..G., Breslau.
Leipzig Wien München Budapest
«. F. Lt«ina<l«l, R. M »hl, V«llag,-«om.>Vuchhan°l. ««thold Luttel. « lII l'Ich« K, K. tzosbuchhandl,
Stockholm Christiania Kopenhagen
I, «, Flitze. I>!br»!lle No7»I«. Jacob Dybmad «uchhdlg, «l»l«o «c h«ss«Ib»«ch
für die Provinzen in Schweden und in Dänemark:
Veolg Ihr. Ursin» Nachfolger, «opochog«n,
37. Jahrgang. Band 14z. Heft 457 Oktober 1912

Sir Rusus D. Isaacs,
Attorney-General und Minister des vereinigten Königreiches England:
Englisch-deutsche Beziehungen.

Obgleich ich keinen Anspruch darauf erheben kann, einen neuen Gesichtspunkt zu bringen, oder irgend ein neues Licht auf das Thema „Die augenblicklichen Beziehungen zwischen Deutschland und Groß-Britannien" zu werfen, nachdem doch viele der hervorragendsten Männer beider Länder sich mit so zwingender Kraft und solch glücklichem Erfolg in Ihrer Zeitschrift hierzu schon geäußert haben, folge ich dennoch gern Ihrer Einladung, meine Ansicht zu äußern.

Hierbei bin ich des Vertrauens, daß ich durch Anreihung meiner Stimme zu denen, die diese Beziehungen schnellstens verbessert zu sehn wünschen, wenigstens keinen Schaden anrichten kann.

Von vorneherein will ich sagen, daß ich in vollem Einverständnisse mit dem Objekt der Kampagne bin, die Sie in so glücklicher Weise inauguriert haben. Alles, was dazu beiträgt, einen umfassenderen, freieren Austausch der Sympathien der Ideen und Gesichtspunkte zu befördern, muß meines Erachtens die schweren Wolken des Mißtrauens und Verdachtes, welche unglücklicherweise über den Köpfen von vielen gutunterrichteten Männern beider Länder lagern, zerstreuen helfen.

Für meinen Teil behaupte ich nachdrücklich, daß im britischen Bewußtsein nichts, was auch nur an Feindseligkeit gegen Deutschland und das deutsche Volk erinnert, vorhanden ist.

Wir sind wesentlich eine friedliebende Nation; wir werden von einer Demokratie regiert, die ihre Stimme immer machtvoller und einflußreicher erhebt, den Krieg verabscheut und verurteilt. Nur mit Genugtuung kann man feststellen, daß die Beziehungen zwischen den Arbeiterklassen beider Länder stetig intimer und herzlicher werden. Denn in dieser engeren Intimität liegt eine starke Schutzwehr gegen das Andauern der Vorurteile und Mißverständnisse. Des weiteren können die gegenseitigen Bande der Kunst, Wissenschaft, Literatur und des Handels, die mit der Ausbreitung der Erziehung uns in immer engere Beziehungen zueinander bringen müssen, nicht oft und fest genug gleicherweise in beide Nationen eingeankert werden.

Rufus D. Isaacs Englisch-deutsche Beziehungen

Es ist klar, daß es nicht nur das Interesse, sondern auch die wirkliche Pflicht jeder Nation ist, so klar wie möglich die genaue Verhältnislage der andern zu erkennen.

Auf der einen Seite ist es also die Pflicht der Deutschen, wie von Ihren hervorragenden Landsmännern in den Spalten Ihrer Zeitschrift tatsächlich rückhaltlos zugegeben worden ist, anzuerkennen, daß für unser Land alle Umstände zusammen kommen, die Übermacht zur See zu einer Lebensbedingung zu gestalten, und daß also irgend einer Herausforderung dieser Übermacht durch solche Vergrößerung derselben im Interesse nicht eines Angriffs, sondern im Interesse der Sebstverteidigung begegnet werden muß, die unsre Sicherheit ungefährdet erscheinen lassen dürfte. Sie müssen sich vergegenwärtigen, daß wir, als Engländer, in einheitlichem Sinne mit allen Bürgern des britischen Reiches, gleiche Ansichten über unsre Übermacht zur See hegen; wie grundsätzlich auch unsre Meinungen über andre politische Fragen auseinandergehn mögen — Übermacht zur See wird von allen als das erste Ariom unsres politischen Bekenntnisses angesehn.

Andererseits ist es unsre Pflicht, frei und ehrlich anzuerkennen, daß — historisch gesehen — kein Grund für diese gegenseitige Verdächtigung vorhanden ist und jetzt keine wirkliche Beschwerde auf einer der beiden Seiten obwaltet.

Wir müssen in Erinnerung halten, daß für Deutschland mit seinen drei Landgrenzen eine machtvolle Armee von wesentlicher Bedeutung ist; ebenso, daß zum Schutze seiner Handelsinteressen, seiner Lebensmittelversorgung und seiner Auslandsbesitzungen, wie zur Wahrung seines Prestiges und zur Unterstützung der Wirksamkeit seiner Diplomatie, eine starke Flotte eine gleiche Notwendigkeit darstellt. Wir, in England, werden nie müde, den alles verzehrenden Wissensdurst zu bewundern, der die deutschen Bürger vor allen andern auszeichnet, ebenso wie die methodische Genauigkeit deutscher Bewegungen und die wissenschaftliche Entwickelung deutscher Industrien; wir werten aufs vollste die hochbedeutsame Tatsache, daß Deutschland unser größter und wertvollster Kunde in Handel und Finanzwesen ist, und daß wir uns in der gleichen Lage ihm gegenüber befinden; wir vergegenwärtigen uns also, daß in solcher gegenseitigen materiellen Abhängigkeit der sicherste Schutz gegen einen Krieg zu finden ist. —

In der jüngsten Vergangenheit war in beiden Ländern eine beiden gemeinsame Tendenz sichtbar, sich mehr mit den Punkten der Entfremdung, als mit denen, die für Freundschaft zwischen beiden sprechen, zu beschäftigen. Die Weltgeschichte zeigt, daß, wenn Nationen einmal so mißtrauisch gegen einander geworden sind, daß jede Tat der einen als eine neue Offenbarung bösen Willens gegen die andre angesehn wird, und dann ein Teil der Presse in beiden Ländern diese Flamme des Mißtrauens anfacht, dann die Gefahr nahe liegt, daß sich solches Mißtrauen und solche Verdächtigung in dem Bewußtsein des Volkes zu einer Überzeugung einer feindseligen Absicht verhärten. Wenn einmal dieser Punkt erreicht ist, dann ist eine Atmosphäre geschaffen, welche mit Elektrizität überladen ist. — Die Freunde der

Humanität in beiden Ländern sollten unanfhörlich dafür wirken, die Möglichkeit der Schaffung einer solchen Atmosphäre in ihrem Lande zu verhindern, indem sie jenes gegenseitige Vertrauen und jenen guten Willen bekunden, die von unberechenbarem Werte für die Aufrechterhaltung des Friedens unter den großen Nationen der Welt sein werden.

Charles Trevelyan,
M. P., Staatssekretär des Unterrichtsministeriums:
Offener Brief an den Herausgeber.

Lieber Herr Professor!

Wir haben gerade im Parlament die von Mr. Churchill infolge der im Frühling erfolgten Erhöhung des deutschen Flottenprogramms im Juli vorgeschlagene Erhöhung unsres Flottenprogramms durchberaten. Es ist im ganzen genommen ein trauriges Thema. Aber ich halte den Streit darüber, ob diese oder jene Erhöhung einer beider Nationen gerechtfertigt gewesen ist, in keiner Weise für fruchtbringend. Die Rüstungen werden infolge gebesserter Beziehungen zwischen den Nationen abzunehmen beginnen. Das Flottenproblem wird sich auflösen, wenn das politische Problem gelöst sein wird.

Ich bin des gewiß, daß, soweit Groß-Britannien berührt wird, die Hauptquelle des Übels in der Vergangenheit darin zu suchen ist, daß jene, die einen düstern Gesichtspunkt in den Beziehungen zwischen unsern Ländern vertraten, weder in der Gesellschaft, noch in der Presse oder im Parlament sonderlich ausgesprochene Persönlichkeiten gewesen sind. Infolgedessen haben Deutsche zu einem großen Teile eine falsche Auffassung über die britische öffentliche Meinung gewonnen. Die Ereignisse des letzten Herbstes gaben der großen Masse unsres Volkes einen sehr heftigen Stoß. Es lebte hier ein allgemeines Gefühl, daß ernstlich schlechte Beziehungen zwischen Groß-Britannien und Deutschland vom Grunde aus unvernünftig seien. Zugleich herrschte auch Staunen darüber, daß unsre Freundschaft mit Frankreich zu einer im letzten Grunde zur Feindschaft gegen Deutschland gerichteten konstruiert worden ist.

In dieser Beziehung, wie in vielen andern, gibt es zwei Arten von England: Nord- und Südengland. Nordengland, in dem zufolge seiner Industrien die Lebenskraft unsrer Nation ruht, ist niemals Chauvinist oder Iingo gewesen. Dort findet man ein volles Bewußtsein der Handelsrivalität mit Deutschland. Alles

Interesse der kommerziellen und industriellen Gemeinschaft ist dort einem Kriege feindselig gestimmt. Vor dem letzten Herbst hat die Mittelklasse des Nordens die Situation durchaus nicht als eine gefährliche angesehen. Unter Hand> werkern und Arbeitervolk im allgemeinen eristiert dort überhaupt so gut wie keine Mißstimmung gegen Deutschland.

Bis zum letzten Herbst wurden in Nord-England und Schottland die Veröffentlichungen von Unken- oder Iingojournalisten nicht ernst genommen. Die Idee, daß eine Gefahr eines Kriege's mit Deutschland vorhanden sei, hat keinen Stützpunkt in der Demokratie Nord-Englands. Es ist höchstwahrscheinlich, daß, wenn die Gedanken der Industriellen des Nordens nicht so voll von den eigenen Angelegenheiten — Budget, Versicherungsvorlagen, Oberhaus und den andern absorbierenden Erregungsmomenten der innern Politik — gewesen wären, sie nicht so lange die Verschlechterung des Verhältnisses zu Deutschland ignoriert hätten.

Es ist von erster Wichtigkeit, daß die Deutschen zuverlässig erfahren, daß die meisten Engländer den „unvermeidlichen Krieg" weder fürchten, noch erwarten, und also nicht in ständiger Erwartung eines Angriffs von Deutschlands Seite leben. Solche pessimistischen Ausblicke werden tatsächlich von manchen Zeitungen im Süden Englands, ebenso wie von einem Teil der Militär- und oberen Gesellschaftsschicht genährt. Aber, wenn auch diese Hunderttausend in einer Vierzigmillionen-Bevölkerung einen Eindruck hervorrufen können, so sind sie doch nicht die Nation; sie sind nicht die Majorität; sie sind nicht die Gewichtigsten.

Selbst zu einer Zeit, da England weit weniger demokratisch als heute regiert worden ist, hat der industrielle Norden einen Streit, in den die oberen Klassen des Südens den Staat mit den Nordstaaten Amerikas während des Bürgerkrieges treiben wollten, aufgehalten. Im Augenblick, da die Handwerker des Nordens Englands den Streitpunkt und seine Richtung erkannten, machten sie den Krieg unmöglich.

Dieselben demokratischen Kräfte sind heute um vieles mächtiger, als im Jahre 1862. Wenn nur Zeit gegeben wird, dann würden die industriellen Klassen in England niemals einen Krieg mit einer großen Nation zugeben, wenn er nicht durchaus ein Verteidigungskrieg wäre. Es ist darum von großer Gewichtigkeit, daß die Besprechung der Beziehungen zwischen unfern Ländern nicht, wie es jüngsthin der Fall gewesen ist, nahezu ausschließlich den Diplomaten und Journalisten überlassen wird. Der Anruf sollte von Volk zu Volk erfolgen.

Charles Trevelyan.

Offener Brief an den Herausgeber Herbert Samuel
Rt. Hon. Serbert Samuel,
M. P., Post-Minister des verein. Königreiches England:
Offener Bries an den Herausgeber.

Durch die in Deutschland und England geschaffene Verbreitung der Meinungsäußerungen, die, britischen und deutschen Federn entstammend, auf die Herstellung herzlicher Beziehungen zwischen beiden Ländern eingestellt sind, leistet „Nord und Süd" beiden einen Dienst von hohem Werte. Denn eine solche Veröffentlichung ermöglicht es jeder der beiden Nationen, über das Geräusch falscher Darstellung und den Lärm falsch unterrichteter Kritiken hinweg, die ruhige Stimme des vernünftigen Teils des eigenen Volkes dem andern Lande zu übermitteln. Dieser Teil bildet letzten Endes, wie wir hoffen dürfen, die überwiegende Mehrheit beider Völkerschaften. —

West-Europa ist im Begriffe, das Entwicklungsstadium unvollständiger Zivilisation zu überwinden. In diesem hielt man sich daran, daß die Regierung eines Staates lediglich ihren eignen Untertanen gegenüber Pflichten habe; daß die Wohlfahrt des Restes der Menschheit nicht ihre Sorgewaltung sei; daß für sie des Staates normale Beziehungen notwendigerweise solche latenter oder aktiver Feindseligkeit sein müssen; oder daß, wenn der Staat mit einigen Ländern Freundschaftsbeziehungen unterhalte, diese letzteren nur dazu dienen müßten, um so nachhaltiger seine Feindschaftsbeziehungen zu anderen Ländern verfolgen zu können. Die Auffassung, daß ein Staat keine andern Pflichten als die gegen seine eigenen Mitglieder habe, wird nun als eine durchaus unsittliche erkannt. Völlig unsittlich ist die Lehre, daß die Wohlfahrt jener Menschengeschöpfe, die Deutsche genannt werden, jene nichts angehn, die Engländer heißen, und daß die Wohlfahrt der Engländer kein Gewicht für die Deutschen habe. Sie ist ebenso unsittlich, wie die Lehren des wilden Siour, „der seine letzten Bissen mit einem verhungernden Siour teilen, aber den Skalp eines verhungernden Apachen nehmen würde". —

Die Welt kommt allmählich zur Überzeugung, daß Handelsrivalität nicht mehr Grund für Feindschaft zwischen Nationen ist, als sie es für persönlich« Feindschaft zwischen Ladenbesitzern in benachbarten Straßen ist. Sie beginnt zu erkennen, daß die Entwickelung einer fremden Nation in Reichtum und Kultur ein Grund — nicht für Feindseligkeit, sondern für Dankbarkeit sei, denn Reichtum und Kultur streuen sich aus und ihre Vorteile verbreiten sich weit über ihre Ursprungsstätte hinaus.

Das konsequente Anwachsen des Geistes internationalen Wohlverstehens hat den Völkern immer mehr die Segnungen des Friedens gesichert. Während der 126 Jahre, von 1689 bis 1851, war England 63 Jahre in Kriege mit weißen Nationen verwickelt und hatte nur 63 Jahre Frieden. Während der Jahre von 1815

bis 1912 war es 5 Jahre mit solchen Kriegen beschäftigt und hatte 92 Jahre Frieden.

Und jetzt schützt es sich wohl gegen das Risiko eines Angriffs und fördert mit diplomatischen Mitteln — wie alle Länder für sich zu tun berechtigt sind — seine legitimen Interessen in jedem Teil des Globus; sein ernstester Wunsch aber ist auf den Frieden gerichtet. Es gibt hier jetzt nicht und hat nie gegeben irgend eine Absicht oder irgend einen Wunsch, Feindseligkeiten mit Deutschland zu provozieren. Denn die britischen Staatsmänner und das britische Volk wissen sehr wohl, daß ein bewaffneter Konflikt zwischen jenen zwei Nationen, die zwischen den Hauptpionieren der Zivilisation stehen, die in der vordersten Front der aufwärtsstrebenden Menschheit marschieren, das größte Unglück darstellte, sowie daß jene, die ihn verursachten, tausendfach verbrecherischer handelten, als irgend ein Mörder, der seinen Nachbar auf der Straße niederstäche.

Herbert Samuel.

Norman Angell:

Das Fazit der englisch-deutschen Verständigungshefte von „Nord und Süd".

Gelegentlich sagte einmal Mr. Bonar Law, der Führer der Unionisten-Partei, in einer Rede im Parlament: „Einen unvermeidlichen Krieg gibt es nicht. Wenn Krieg kommen sollte, wird er die Folge eines Mangels menschlicher Erkenntnis sein."

Das ist einer der weisesten Leitsätze, die je ein englischer Staatsmann aufgestellt hat. Sie trifft eine sehr tiefgründige Wahrheit. Wir sind geneigt, in Zeiten internationaler Schwierigkeit so zu sprechen, als ob die Erplosion der öffentlichen Meinung, welche die Gefahren auf internationalem Gebiet schafft, Kräften, welche außerhalb unsrer selbst liegen, entspränge; wir vergegenwärtigen uns hierbei nicht, daß die öffentliche Meinung nur das ist, wozu die Individuen, die sie bilden, sie gestalten. Wenn jene Individuen als ein Ganzes unwissend sind, Vorurteile nähren und nur wenig geneigt sind, ihre Vernunft anzuwenden, gewinnen wir notgedrungen eine öffentliche Meinung, die dem Irrtum ergeben, der Panik zugeneigt, also gefährlich ist. Die Konflikte, die als das Ergebnis dieser Vorbedingungen erfolgen, sind daher in einem wahren Sinne, wie Mr. Bonar Law sagt, „die Folge des Mangels menschlicher Erkenntnis".

Was ist aber die offenbare, hieraus sich ergebende Schlußfolgerung? Doch

sicherlich, daß wir praktische Maßnahmen treffen sollten, der Erkenntnis eine bessere Chance zu sichern. Wir alle beklagen den in politischen Angelegenheiten allgemein in Europa schlecht unterrichteten Charakter der öffentlichen Meinung, offensichtlich ohne uns vorzuhalten, daß das, was wir zu tun haben, nicht darin ruht, die Tatsache zu beklagen, sondern darin, daß wir uns etwa Mühe geben, diesen Charakter zu verbessern. Das Mittel, ein Mißverständnis aufzuklären, ist, es zu verstehen; es aber verstehen zu lernen, verlangt etwas Mühe und Anstrengung. Wenn es eine weitverbreitete falsche Auffassung über die elementaren Tatsachen menschlichen Beziehungslebens gibt, werden fromme Sehnsüchte diese falsche Auffassung nicht aufklären. Wo falsche Ideen herrschen, müssen sie durch Aussprache, Erziehung, Aufklärung berichtigt werden. Wenn nach Mr. Bonar ?aws wundervollem Worte menschliche Erkenntnis ihre Wirkung versagt, wohl, dann müssen wir diesen Mangel durch Organisation ersetzen. Und so lange wir das nicht tun, auf internationalem Gebiet „Erkenntnis organisieren", werden die Irrtümer, die falschen Begriffe und Ideen, welche in ihm unsre Schwierigkeiten schaffen, fortdauern.
Was haben wir getan, um jene Erkenntnis zu organisieren und so das einzig praktische Mittel anzuwenden, einen Weg aus unseren Schwierigkeiten zu bahnen? Es ist wahr, daß große Anstrengungen zur Gründung internationaler Konferenzen, wie etwa jener, die in Haag abgehalten worden sind, verwendet worden sind. Aber es ist klar, daß, bevor die Ideale, welche diese Konferenzen vertreten, in Europa praktische Geltung gewinnen können, die öffentliche Meinung, die dahinter steht und die Politik der entsprechenden Regierungen diktiert, einen andern Charakter annehmen, andere als die jetzt sie beherrschenden Ideen in sich aufnehmen, mit anderen Worten, in der Materie des Beziehungswesens der politischen Gruppen besser unterrichtet werden müsse.
Es ist nützlich zu verfolgen, in welcher Weise der Fortschritt der Menschheit in der Vergangenheit erfolgt ist. Wenn wir uns vorstellen könnten, daß im 13. oder 44. Jahrhundert einige wenige weise Männer zusammengetreten wären und beschlossen hätteu, daß religiöse Zwiespälts nicht zum Gegenstande militärischen Konflikts gemacht werden sollten, wäre es doch so gut wie gewiß, daß diese Männer durch ihren Beschluß die dann folgenden religiösen Kriege nicht hätten verhindern können. Und zwar deshalb nicht, weil der Masse des Volkes, welche die in jenem Zeitalter herrschende öffentliche Meinung bildete, trotzdem Ideen über religiöse Ketzereien usw. anhingen, welche die praktische Anwendung solcher Politik der Duldung unmöglich gemacht hätten. Religiöse Freiheit ist in Europa nicht kraft Abkommens zwischen Katholiken und Protestanten, sondern kraft allgemeinen in Europa zu Geltung gekommenen Ideenfortschritts, und durch kein anderes wie auch immer geartetes Mittel errungen worden. Dasselbe gilt von der Angelegenheit der Verwandtschaft der Nationen. Keine dauernde Verbesserung kann in Europa in Beziehung auf internationale Beziehungen erfolgen, bis nicht Europa

als ein Ganzes besser, als jetzt, über den wirklichen Inhalt dieser Beziehungen besser unterrichtet sein wird.
Wir fragen darum noch einmal: Welche praktischen Schritte sind unternommen worden, um diese Erziehung der öffentlichen Meinung Europas, die zu der großen politischen Reformation führen würde, zu organisieren, zu systematisieren und vorwärts zu bringen?
Der gegebenen Möglichkeit entsprechend hat es keine Mühewaltung für eine solche systematische Organisation bislang gegeben. Das Werk Prof. Steins, der die Symposien, wie sie in den beiden Nummern von „Nord und Süd" vom Juni und Juli d. I. vorliegen, organisiert hat, ist nun eine solche Mühewaltung, und ein wundervoller Anfang für das Europa so sehr nötige Werk. Dieser Austausch freier und unverstellter Meinungsäußerung vonseiten der Führer europäischen politischen Lebens ist unfehlbar eines der Dinge, die nicht im Aufklären von Mißverständnissen, zu dem das Werk sicherlich in einer höchst wirksamen Weise beigetragen hat, sich erschöpfen, sondern jenen Sinn für „Europas Gemeinde", der eine so wesensbedeutsame Vorbedingung für Fortschritt auf diesem Gebiete darstellt, ins Leben rufen. Bevor wir nicht diesen „Gemeindesinn" erwecken, werden wir jene Kooperation der Individuen, die notwendig ist, um der Anarchie ein Ende zu setzen, weder zwischen Personen, noch zwischen Nationen schaffen können.
Wie wächst eine lose Gruppe von Individuen, unter denen kein Gesetz gilt und jeder sich durch eigene Kraft gegen die andern verteidigt, zu einer zivilisierten Gemeinde? Zunächst muß bei einem Teile der Gruppe sich die Neigung erheben, zusammenzukommen und über eine gemeinsame Handlung zu beschließen. Hierdurch wird der erste Schritt unternommen, daß ein Dutzend oder Hundert solcher Individuen zusammenkommen und sagen: „Anstatt daß jedermann sich auf seine eignen Arme verläßt und ohne Beziehuug auf die andern handelt, wollen wir entscheiden, was unser gemeinsames Interesse ist und zusammenarbeiten, um dieses zu sichern." —
Ein solcher Schritt schließt nicht ein, daß jeder mit der entsprechenden Gemeinsamkeit rückhaltlos einverstanden ist. Bei weitem nicht. Das Dutzend, oder die Hundert Individuen, die in wirklicher Kooperation handeln, sind in der Lage, ihren Willen einem Tausend solcher, die in unverbundenen Einheiten handeln, aufzuzwingen. Der Schreiber dieser Zeilen hat dieses Erempel tatsächlich in einem amerikanischen Grenzminengebiet am Werk gesehen, wo ein Hundert entschlossener Männer, die in Gemeinsamkeit handelten, Polizei- und Gerichtshöfe, eine organisierte Regierung eingesetzt und unter 5000 Mann aus Anarchie Ordnung geschaffen haben. Aber, so lange jedes Individuum die Kooperation ablehnte und vorzog, sich auf seinen Sechsläufer zu verlassen, so lange man nicht gerade diese Richtlinie erfaßt hatte, konnte man nicht einmal den Anfang einer zivilisierten Gemeinde gewinnen. —
Und die Wahrheit, welche auf dem Grunde dieser derben Illustration liegt,

ist offensichtlich von Professor Stein voll erkannt worden. Er vertritt den Satz, daß, wenn die sechs großen Mächte Europas sich ernstlich über gemeinsames Handeln verständigen könnten, die Kooperation der andern unvermeidlich würde. Der schwerste Schritt im Interesse einer solchen Kooperation und der Bildung einer europäischen Gemeinde ist schon unternommen worden, die schlimmsten Konfliktspunkte individuellen Interesses sind beseitigt worden. Vor 10 Jahren lag Frankreich politisch in Konflikt mit England, England politisch mit Rußland und sogar mit Amerika. Eine Dekade hat jene Konflikte weggeräumt, und jetzt haben wir Kooperation zwischen England, Frankreich und Rußland — ein Erfolg, der den Staatsmännern vor noch 15 Jahren vermutlich als eine Unmöglichkeit erschienen wäre. Und die Konstellation der andren Gruppe — Deutschland, Osterreich und Italien — setzt ebenso die Ausgleichung von Konflikten voraus, die den Staatsmännern einer früheren Generation unmöglich erschienen wäre. Hier sehen wir also, wie Kooperation eine ganze Masse von Konflikten verdrängt und Schwierigkeiten überwindet, die gewiß größere sind, als jene, die einer Kooperation zwischen den beiden entsprechenden Gruppen im Wege stehen. Wenn wir also diesen weiteren Schritt unternehmen können, der gewißlich weniger schwierig ist, als jene vorangegangenen Schritte waren, wird die Gemeinde Europas eine vollendete Tatsache geworden sein. —

Und dieser nächste Schritt, „Dstente zwischen Entente und Alliance" ist die Formel, welche Prof. Stein zu seiner Devise für das europäische Organ, zu dem er „Nord und Süd" gestalten will, gewählt hat. Es ist allerdings in dem Sinne jetzt schon ein europäisches Organ, daß die in den beiden Verständigungsnummern enthaltenen Symposien tatsächlich eine europäische Konferenz darstellen und ihre Wirkung schon eine Anerkennung gefunden hat, die sie über die Frage ihres Wertes hinaushebt.

I.E. Geschoss,
Ministerpräsident, Sofia:

Bulgarische Kultur einst und jetzt.

An der Spitze aller slavischen Kulturen steht die bulgarische. Der südliche slavische Stamm, die Bulgaren, traten zuerst in Verbindung mit dem byzantinischen Kaiserreich, brachten ihm die christliche Religion und die romanische Kultur. Aus ihnen gingen die ersten slavischen Apostel, C n rillus und Methodius, hervor. In Saloniki geboren, übersetzte das Brüderpaar die altbulgarischen Schriften und legte auf dies« Weise den Grund zu der slavischen Sprache und Literatur, in der u. a. ihre Schüler — Clsment, Gorazd, Naoum,

Angelar und Sava — nicht allein den Bulgaren, sondern auch den andern
Slaven das Evangelium predigten. Bulgarien versorgte Rußland und Mähren
mit Theologen. Den Bulgaren schuldeten diese Länder die ersten Elemente ihrer
Kultur. Die bulgarische Sprache war das Vehikel, durch das die christliche Reli-
gion ihnen übermittelt worden ist. Sie wurde dauernd die Sprache der Liturgie
aller orthodoren Slaven. Erzogen von den Vorkämpfern der slavischen Kultur
erlangten die ersten christlichen Könige Bulgariens seit dem 9. Jahrhundert eine
selten hohe Machtstellung auf der Balkanhalbinsel. Unter der Regierung Sim 6 -
ons des Großen (893—927) „Nulßari» »«»ume<1 ll rauli Kiuoiiß ttie
eivilüieü po^ver» ut tde e»rtb°' (Nüv. ttiddou, „Histnr? ot tde «iselius
»ud tllll ot tde Itumllu Liupire"). Bulgarien dehnte seinen Einfluß auch
bis Italien und Frankreich aus, wo bulgarische Sektirer die Lehre verbreiteten,
die den Waldensern und Albigensern, den Vorkämpfern der Reformation, vor-
gebaut hat. Unter wechselnden Schicksalen blieb diese slavische Kultur des
Südostens von Europa bis zur Eroberung Bulgariens durch die Türken in der
zweiten Hälfte des 44. Jahrhunderts bestehen.
Als türkische Vasallen verloren die Bulgaren mit ihrer Unabhängigkeit die
letzten Spuren ihrer Kultur, die sie nicht bloß zu einem zivilisierten, sondern zu
einem zivilisierenden Volke erhoben hatte. Bulgarien wurde tülkische Provinz.
Nach seinem staatlichen Sturz schickte es ins Ausland gelehrte Prediger, die ihre
Bildung in der Schule des letzten Patriarchen, des berühmten Euthvmus,
genossen hatten. Dieser Gregor Tsamblak,der bulgarische Chrysostomos,
war Erzbischof von Kiew und Wilna und spielte, nachdem er Superior des
Münsters in Detchan geworden war, in Alt-Serbien eine hervorragende Rolle
in der Kulturgeschichte der Moldau, wo er um das Jahr 1450 starb. Dank ihrer
Emissäre und ihrer linguistischen Verwandtschaft errang die bulgarische Sprache
in den rumänischen Ländern Bürgerrecht, deren Mundarten noch heute unauslösch-
liche Spuren bulgarischen Einflusses verraten.
Wie konnte wohl eine so intensive Kultur, die sich so nachdrücklich über die
Sprachen der benachbarten Länder verbreitete, unter der türkischen Herrschaft eine
Jahrhunderte währende Verdunkelung erfahren?
Die Erklärung wird dem Kenner der Türkei nicht schwer fallen. Das
bezwungene Griechenland konnte seinen römischen Besieger unterwerfen, aber die
Türken widerstrebten dieser Kultur, der die stolze Größe Roms hatte weichen
müssen.
Es ist kein Wunder, daß da, wo Griechenland erfolglos blieb, auch Bulgarien
keinen Widerstand leisten konnte. Und Bulgarien verfiel in Schlaf, in einen fünf
Jahrhunderte währenden Schlummer.
Als vor etwa 50 Jahren die ersten Anzeichen des Erwachens auftraten, fragten
sich einige Kenner des europäischen Orients und seiner Völker, ob der so lange von

der Bildfläche verschwundene Stamm noch Energie genug besäße, um eine Nation
zu bilden und sich eine Kultur zu schaffen. Hatte er nicht aufgehört, Lebens-
zeichen von sich zu geben? Hatte er nicht sogar seine Geschichte vergessen? In
400 Jahren hatte sich auch nicht ein Mann gefunden, der ihm seine Geschichte ins
Gedächtnis zurückrief. Nur im Jahre 1762 vollendete ein Vorkämpfer der bul-
garischen Renaissance, Palsii, ein Mönch von Athos, ein Werk, das er „Sla -
v i sch - b ulg ari sch e Geschichte des bulgarischen Volks,
der bulgarischen Zaren und Heiligen" nannte. Und diese Ge-
schichte, deren 150. Jubiläum dieses Jahr in Bulgarien feierlich begangen wurde,
blieb lange Zeit ohne Einfluß und wurde beinahe vergessen. Erst nach dem Krim-
krieg begann es sich wieder in Bulgarien zu regen. Die Bewegung zugunsten
der Volksaufklärung und der Emanzipation gewann erst seit 50 Jahren festere
Formen.
Und in diesem halben Jahrhundert hat es, vornehmlich nach seiner Befrei-
ung im Jahre 1878, Fortschritte gemacht, die alle diejenigen in Erstaunen setzten,
welche an seiner Zukunft verzweifelten. Welchen Momenten ist dieser Fortschritt
zu danken?
An erster Stelle den Fähigkeiten des bulgarischen Volkes selbst, dieses ernsten
und intelligenten, arbeitsamen und ökonomischen Volkes, das ein Freund der Auf-
klärung ist, aller Prahlerei abhold. Daneben aber verdienen zwei Tatsachen her-
vorgehoben zu werden: Die Bulgaren waren so verständig, ihre Muttersprache
als Schriftsprache anzunehmen, und sie begingen nicht den Fehler anderer orien-
talischer Völker, in einer Sprache zu schreiben, die der großen Masse der Be-
völkerung unverständlich blieb. Sie waren außerdem so einsichtig, die Pforten
Bulgariens allen Kultursprachen zu öffnen, der deutschen, französischen, vor
allem aber der russischen. Die Verwandtschaft des Russischen mit dem Bul-
garischen hat besonders zur Einführung alles dessen beigetragen, was der moderne
Geist an Gedanken und Wissen hervorgebracht hat.
Die besten deutschen, englischen, französischen, italienischen Werke sind in
russischer Übersetzung jedem gebildeten Bulgaren zugänglich und bilden so zu sagen
eine Bereicherung der bulgarischen Literatur, die notgedrungen verurteilt ist,
wegen der in einem kleinen Lande geringen Anzahl von literarisch Gebildeten sich
mit Übersetzungen zu begnügen.
Unter dem glücklichen kulturellen Einflusse der aus der Literatur der vor-
nehmsten Völker des modernen Europa entlehnten Gedanken hat Bulgarien sein
geistiges Erbe neu errungen. Jedes Feld nationaler Betätigung wurde beackert,
dank der Wissenschaften, welche die Bulgaren auf Universitäten und technischen
Hochschulen in Deutschland und Österreich, Frankreich und Rußland, in der
Schweiz und in Belgien, sich erworben haben. Unterricht und Finanzen, Justiz
und Verwaltung, Landwirtschaft und Industrie, Literatur und Wissenschaft —
die Entwickelung und Veredelung des geistigen Lebens und des materiellen Wohles

der Bevölkerung — alles hat sich zu einer harmonischen Wiedergeburt des Landes vereinigt, welche die günstigsten Aussichten eröffnet.
Jenseits der Religion und der Kultur des türkischen Kaiserreiches, das sich so wirksam außerhalb der Balkanhalbinsel ausgebreitet hat, geht das neuerwachte bulgarische Volk in die Schule jener europäischen Kultur, die eine Tochter der Renaissance ist, dieses denkwürdigen Einzugs griechischer Bildung in den Westen nach der Einnahme Konstantinopels im Jahre 1543. Das neubelebte Bulgarien eignete sich die europäische Kultur an, vorwärtszukommen und sich zu entwickeln, sein Wissen und sein Gedeihen zu bereichern.
Nachdem Bulgarien zu Beginn seines neuen nationalen Lebens von Belgien die Verfassung entlehnt hat, hat es von ihm vergangenes Jahr auch die proportionale Vertretung übernommen. Von Deutschland übernahm es die pädagogischen Methoden, Frankreich bot ihm seine Gesetze und Verwaltungsbestimmungen, Italien seine progressive Einkommensteuer und seine Gesetze über die öffentliche Verwaltung. Aus den österreichisch-ungarischen Landwirtschaftsschulen schöpften die Bulgaren zuerst die Elemente der modernen Landwirtschaftskunde. Ihre Gesetze für den Schut z der Landwirtschaft und Aufmunterung der Industrie dienen analogen bulgarischen Gesetzen zum Vorbild. Russische Dichter und Schriftsteller inspirierten die bulgarischen. Die deutsche Wissenschaft erleuchtet die Lehrer der jungen Universität Sofia und zahlreiche bulgarische Gymnasien. Die deutsche Gelehrsamkeit und das russische Beispiel machen ihren Einfluß geltend in den Staatseinrichtungen und in der sozialen Gesetzgebung. Nicht allein die Eisenbahnen und die Minen, sondern auch die ersten Banken, wie die bulgarische Nationalbank, die Landwirtschaftsbank, die Genossenschaftsbank sind aus staatlichen Mitteln geschaffen worden.
Dank den Bemühungen zur Hebung des Landes ist die Bevölkerung in den letzten 25 Jahren von 3 150 000 Seelen auf 4 500 000 gestiegen, der Handel von 110 auf 384 Millionen Franken, die Ausgaben von 44 auf 180 Millionen Franken. Die Hauptstadt Sofia zählte 188? bloß 30 000 Köpfe und heute bereits 112 000 Einwohner. In erster Linie aber ist das Budget des öffentlichen Unterrichts gewachsen, nämlich von 1895 000 Franken im Jahre 1887 auf 24 916 000 im Jahre 1912. Die Wohltaten der Ausdehnung, die der öffentliche Unterricht genommen hat, haben sich rasch fühlbar gemacht. Bei der letzten Zählung in Bulgarien gab es nur 2 Prozent Analphabeten. In den letzten 25 Jahren hat Bulgarien nicht allein sein Eisenbahnnetz von 440 Kilometer auf 2 130 Kilometer ausgedehnt, sondern auch ein halbes Dutzend Häfen am Schwarzen Meer und an der Donau angelegt, während die Türken in der langen Zeit ihrer Herrschaft nicht daran gedacht hatten, auch nur einen Hafen zu bauen.
In der Hierarchie der Kulturvölker können freilich die Bulgaren nur einen bescheidenen Platz behaupten. Sie sind gering an Zahl und jung. Obgleich sie infolge ihrer geographischen Lage einen beachteten Rang in der gegenwärtigen

und zukünftigen Politik einnehmen, müssen sie sich doch bei dem Los der kleinen und jungen Staaten bescheiden. Aber Bulgariens große Vergangenheit, seine wunderbare Vitalität und auffallend rasche Entwickelung gewähren der Hoffnung Raum, daß es, von der zivilisierten Welt unterstützt, eine ihrer alten Kultur würdige Stellung erhalten werde, jener alten Kultur, die eine der blühendsten im Mittelalter des Orients war, wie ich hier nachzuweisen mich bemüht habe.

Or. Hans Wehberg:

Völkerorganisation

Die im Dezember 1910 mit einem Kapital von 40 Millionen Mark in Washington gegründete Carnegiefriedensstiftung hat bereits eine sehr wertvolle Tätigkeit entfaltet. Sie hat jede Einmischung in die nationalen Angelegenheiten der einzelnen Völker streng vermieden und in vorsichtiger, echt wissenschaftlicher Weise Grundlagen zu einer weiteren Verständigung der Völker gelegt. Nachdem die beiden Haager Friedenskonferenzen die Aufnahme der Friedensidee in das offizielle Programm der Regierungen zur Folge gehabt haben, kann man ja überhaupt diese Bestrebungen nicht mehr mit einem Lächeln abtun und muß sich daran gewöhnen, sie als bedeutsame Faktoren des Staatenlebens in Rechnung zu stellen. Dem Verwaltungsrate der Carnegiefriedensstiftung gehören nun so hervorragende Persönlichkeiten der Vereinigten Staaten, frühere Staatssekretäre, Botschafter usw. an, und der Generalsekretär James Brown Scott, früherer vortragender Rat im Auswärtigen Amt der Vereinigten Staaten und Delegierter zur zweiten Friedenskonferenz, ist ein so real denkender Politiker, daß man schon aus diesen Tatsachen erkennt, wie wenig diese Stiftung etwas mit Utopieen gemein hat.

Das Arbeitsfeld der Stiftung ist in drei Teile geteilt worden. Die erste Abteilung für Erziehung und Unterricht steht unter der Leitung des Präsidenten der Columbia-Universität Nic. Murray Butler; sie erstrebt die Unterstützung aller Bemühungen der Friedensgesellschaften und der sonstigen Vereinigungen, die ein besseres Verständnis der einzelnen Völker zu erreichen suchen. Insbesondere wird durch diese Abteilung das Internationale Berner Friedensbureau mit 100 000 Frank und das Zentralbureau der internationalen Vereinigungen in Brüssel mit 75000 Mk. jährlich unterstützt. Sodann erhalten die einzelnen Friedenszeitschriften sowie die Friedensgesellschaften bedeutende Subventionen. Weiter befördert diese Abteilung den Austausch von Schülern zwischen Nordamerika einerseits und Südamerika und Japan andererseits. In nahem Zusammenhang mit dieser Abteilung stehen die Gesellschaften für „Internationale Verständigung" (Interuation»l eou-

«liatiou), die vor allem in Amerika, Frankreich und Deutschland großartige Zweigvereine gebildet haben. In Deutschland hat der im Jahre 1911 in Frankfurt am Main begründete „Verband für internationale Verständigung", an dessen Spitze die Professoren v. Ullmann, Schücking, Nippold und Piloty stehen, die Ziele der Illternatinnal enueililltioii, deren Wahlspruch lautet: ?ro patria per ordi» eoucoi6il>iu, zu den ihrigen gemacht. Hervorragende Männer wie Geheimrat Zorn, der Direktor der Deutschen Bank von Gwinner, die Admiräle Galster und Glatzel, die Abgeordneten Prinz Schönaich-Carolath, Gothein, Eickhoff usw. arbeiten an den großen Aufgaben dieser Vereinigung mit.

Die zweite Abteilung der Carnegiestiftung unter Professor Clark, hat wirtschaftliche und historische Aufgaben. Was sie erstrebt, werden wir am besten erkennen, wenn wir einen kurzen Überblick über die erste Konferenz dieser Abteilung geben, die im August vorigen Jahres in Bern stattgefunden hat. Zu dieser Konferenz waren als Mitarbeiter dieser zweiten politisch-historischen Abteilung die angesehensten Nationalökonomen und Historiker aus allen Teilen der Welt erschienen: aus Deutschland die Professoren Brentano-München und Schiemann-Berlin, aus Österreich-Ungarn Professor von Philippovitch und der frühere Finanzminister von Böhm-Bawerk, aus Italien der frühere Ministerpräsident Luzzati und Professor Pantaleoni usw. Die Konferenz tagte im ganzen zwei Wochen und setzte sich aus drei Kommissionen zusammen. Davon befaßte sich die erste mit den ökonomischen und historischen Ursachen der Kriege, die zweite mit den Rüstungen in Zeiten des Friedens und die dritte mit den einigenden Einflüssen im internationalen Leben. Über das schöne Programm, das diese Kommission in gemeinsamer Arbeit aufstellte, findet man näheres in dem ersten ,,^e»r Look tor 1911 ot tde O2rueßie Luäoviueut tor wternatioll»! pe»ce". Wenn Männer von so verschiedener Anschauung miteinander arbeiten und das Friedensproblem zu erforschen suchen, so wird zweifellos eine allmähliche Klärung dieser Ideen herbeigeführt werden.

Die dritte Abteilung der Carnegiestiftung verfolgt rein völkerrechtliche Aufgaben. Sie will zur Fortentwickelung des internationalen Rechts und zum Abschlusse allgemeiner Verträge über die Grundsätze desselben beitragen, insbesondere auch auf eine Verbesserung der Einrichtungen zur friedlichen Erledigung internationaler Streitigkeiten hinwirken und bei den Völkern ein besseres Verständnis für die völkerrechtlichen Pflichten der einzelnen Staaten zu erwecken suchen. Von dieser Abteilung werden die gesamten völkerrechtlichen Zeitschriften der Welt unterstützt. Auch ist die Begründung einer neuen völkerrechtlichen Zeitschrift für das deutsche Sprachgebiet geplant. Sodann soll eine Sammlung aller internationalen Schiedsverträge und Schiedssprüche sowie eine Bibliographie des internationalen Rechts herausgegeben, es sollen Preise für besondere wissenschaftlich« Leistungen ausgesetzt, eine Völkerrechtshochschule im Haag begründet werden und vieles andere. Die Errichtung der genannten Universität im Haag, die besonders

den jahrelangen energischen Bemühungen Professor Nippolds zu verdanken ist, wird bereits Herbst 1913 stattfinden.
Die unter der Leitung von James Brown Scott stehende völkerrechtliche Abteilung der Carnegiestiftung hat im Jahre 1911 an alle internationalen Juristen, insbesondere die Universitätsprofessoren, ein Rundschreiben gesandt mit der Bitte, anzugeben, auf welche Weise nach ihrer Meinung der Zweck der Carnegiestiftung in bezug auf die Entwickelung des Volkerrechts am besten erreicht »erden könnte. Die Antworten, die Scott auf diese Umfrage erhalten hat, sind zusammengestellt worden und werden einer eingehenden Prüfung unterzogen werden. Um ihre Zweckmäßigkeit im einzelnen zu prüfen, hat sich Scott die Mit«rbeit des Iu»titut cle ärnit wteruatinual gesichert, das auf seiner diesjährigen Tagung in Christiania eine Unterstützung der Carnegiestiftung beschlossen hat. Scott unterbreitete dem Institute in der ersten Plenarsitzung den Vorschlag, für die völkerrechtliche Abteilung der Carnegiestiftung gutachtlich tätig zu sein.. Diese Idee wurde von den Mitgliedern des Instituts sehr beifällig aufgenommen und sogleich eine Kommission ernannt, die als Vertretung des Instituts dauernd mit der Carnegiestiftung in Verbindung treten soll. In diese Kommission wurden gewählt: v. Bar (Deutschland), Asser (Holland), Hagerup und Gram (Norwegen), kardy (Schweiz), Lammasch (Österreich), Renault (Frankreich), A. Rolin (Belgien), Fusinato (Schweiz), Holland (England) und Vesnitch (Serbien). Dadurch ist erreicht, daß die Carnegiestiftung in völkerrechtlichen Fragen von den vortrefflichsten internationalen Juristen beraten wird. Das Institut für Völkerrecht bleibt völlig unabhängig von der Friedensbewegung, was ja schon daraus ersichtlich ist, daß sich die Verbindung ausschließlich auf die völkerrechtliche Abteilung der Carnegiestiftung erstreckt.
Die soeben erwähnte Tagung des Instituts für Völkerrecht, der aus Deutschland v. Bar, v. Martitz, v. Liszt, Meurer, Harburger, Schücking und Felir Meyer beiwohnten, hatte noch auf anderen Gebieten erfreuliche Ergebnisse. Vor allem lam es zur Beratung über die Errichtung eines ständigen Gerichtshofes neben dem im Haag bestehenden Schiedshof. Bekanntlich hat sich bereits die zweite Haager Friedenskonferenz mit diesem Probleme befaßt; sie erklärte auch die Schaffung eines wirklichen Gerichtshofes für wünschenswert, konnte aber über die Zusammensetzung desselben zu keinem Resultate gelangen. Seit dieser Zeit ist man namentlich in Amerika eifrigst bemüht, für diese Idee einzutreten, und man hat dort im Jah« 1910 sogar eine „Amerikanische Gesellschaft für die richterliche Erledigung internationaler Streitigkeiten" begründet. Die überwältigende Mehrzahl der Juristen steht neuerdings auf dem Standpunkte, daß dieser Gerichtshof wünschenswert ist; nur eine kleine Anzahl Staatsmänner, an ihrer Spitze Geheimrat Zorn-Bonn, Staatsminister Beernaert-Brüssel und Staatsminister v. Plener-Wien, beharren bei der Ablehnung dieser Institution. Um so interessanter war die Beratung des Völkerrechtsinstituts in dieser Frage. Das In-

stitut hat zwar keinen offiziellen Charakter, ihm gehören jedoch seit seiner Gründung im Jahre 1873 so viele hervorragende Juristen an, daß seine Beschlüsse immer einen hohen moralischen Wert gehabt haben. In der diesjährigen Debatte des Instituts über den ständigen Gerichtshof ergriffen Lammasch, Scott, Clunet und Gram das Wort, wiesen auf Grund persönlicher Erfahrungen auf die großen Mängel des jetzigen Haager Schiedshofes hin und betonten, daß nur ein wirklicher Gerichtshof in der Lage sei, das Völkerrecht fortzubilden und mit der nötigen Schnelligkeit und Billigkeit die völkerrechtlichen Streitigkeiten zu erledigen. Bei der Abstimmung wurde denn auch die Errichtung des Gerichtshofes einmütig für wünschenswert erklärt.

Im übrigen hat die diesjährige Tagung des Völkerrechtsinstituts noch folgende Probleme erörtert. Einmal wurde ein Entwurf für das internationale Konkursrecht angenommen, sowie ein Bericht über die Wirkungen des Krieges auf internationale Vereinbarungen. In dem letzteren wurde prinzipiell erklärt, daß die Verträge durch den Krieg möglichst unberührt bleiben sollen, und festgesetzt, in welchen Fällen hiervon eine Ausnahme gemacht werden müßte. Auch wurde beschlossen, das Problem einer völkerrechtlichen Bibliographie eingehend zu prüfen. Von großer Wichtigkeit ist schließlich, daß das Institut einer Kommission, die einen Entwurf für das Seekriegsrecht aufzustellen hat, verschiedene Richtlinien vorschrieb, die äußerst fortschrittlich sind. Zunächst sprach man sich nämlich in namentlicher Abstimmung für die Unverletzlichkeit des Privateigentums im Seekriege aus und blieb somit den Grundsätzen treu, die das Institut stets auf dem Gebiete des Seekriegsrechtes vertreten hat. Die Beseitigung des Seebeuterechts ist namentlich deswegen so außerordentlich bedeutsam, weil die Freunde fortwährender Flottenvermehrungen diese auch damit zu begründen suchen, daß der Handel zur See geschützt werden müsse. Ist aber erst der gesamte Seehandel unverletzlich, so ist zum wenigsten e i n Agitationsmittel der Chauvinisten aus der Welt geschafft.

Die Verhandlungen des Instituts fanden im Gebäude der Nobelstiftung statt, die dem Institute im Jahre 1904 den Friedenspreis verliehen hat. In seiner Eröffnungsrede führte der Präsident der diesjährigen Tagung des Instituts, der norwegische Gesandte Hagerup, aus, daß das Bestreben des Instituts, Recht und Rechtssicherheit im Verkehre zwischen den Staaten durch Entwickelung von Rechtsnormen zu schaffen, in hohem Maße dem Frieden diene.

Die Ergebnisse der jährlichen Tagung des Völkerrechtsinstituts werden in einem „Annuaire" veröffentlicht; und die bisher erschienenen 24 Jahrgänge enthalten eine Fülle von hochinteressantem wissenschaftlichem Material. Freilich sind die rein friedensrechtlichen Probleme, die namentlich auf den Haager Friedenskonferenzen eine eingehende Erörterung gefunden haben, darin weniger behandelt als die kriegsrechtlichen Aufgaben. Da zudem der Kreis der Leser des Jahrbuches,

wie auch Hagerup betonte, nur eine kleine Zahl Theoretiker und Praktiker umfaßt,
dagegen weniger die große Masse, so hat sich in neuerer Zeit die Notwendigkeit
ergeben, Sammlungen volkerrechtlicher Natur ins Leben zu rufen, die breite
Kreise über die wichtigsten völkerrechtlichen Themen aufklären. Unter den Samm-
lungen dieser Art seien hier zwei erwähnt, nämlich die ,,?ud>icatiou« äk I/In
»titnt Nodel Noi-vsßieu", herausgegeben vom Nobelinstitut, sowie das von
Professor Schücking in Marburg ebenfalls in diesem Jahre begründete Sammel-
unternehmen „Das Werk vom Haag", die beide im Verlage von Duncker
K Humblot in Leipzig erschienen sind.
Die Veröffentlichung des Nobelinstituts dient nicht nur dem Völkerrechte,
sondern gleichzeitig auch den Sozialwissenschaften. Der erste Band stammt aus
der Feder von Raeder und behandelt die internationale Schiedsgerichtsbarkeit
bei den Griechen. In dem umfangreichen Werke wird in wissenschaftlicher Weise
ein Überblick über die großen Erfolge gegeben, die die internationale Schieds-
gerichtsbarkeit vor zwei Jahrtausenden bei den Griechen zu verzeichnen hatte. Ein
viel spezielleres Thema hat sich die Sammlung „Das Werk vom Haag" gestellt.
Wie schon der Titel sagt, sollen darin nur die Probleme der Haager Friedens-
konferenzen behandelt werden. Ständige Mitarbeiter des Unternehmens sind
v. Bar, Fleischmann, Kohler, Lammasch, v. Liszt, Meurer, Niemeyer, Nippold,
v. Ullmann und Wehberg. Die Sammlung ist mit folgenden beiden Bänden er-
öffnet worden: 1. Schücking, der Staatenverband der Haager Konferenzen,
2. Wehberg, das Problem eines internationalen Staatengerichtshofes. In außer-
ordentlich interessanter und überzeugender Weise legt Schücking in seinem erwähn-
ten Buche dar, daß sich die Staaten auf Grund der Beschlüsse der ersten Haager
Friedenskonferenz vom Jahre 1899 zu einem Staatenverbande zusammengeschlossen
haben, und macht Vorschläge zu dem weiteren Ausbau dieses Verbandes. In der
Wertung des Haager Werkes unterscheidet Schücking drei Entwickelungsstufen.
Zuerst erblickte man die Hauptbedeutung der Ergebnisse von 1899 in den kriegs-
rechtlichen Resultaten und später glaubte man, daß die schiedsgerichtlichen Er-
rungenschaften die bedeutendsten seien. Schücking kommt es darauf an, eine neue
Epoche der Wertung der Haager Konferenzen zu begründen, und legt den Nach-
druck auf die organisatorischen Erfolge von 1899 und 1907. Die Haager Kon-
ferenzen sind der Mittelpunkt derjenigen Bestrebungen, die die Welt organisiere«
wollen. Mit schönen Worten legt Schücking zu Beginn des Buches seine Über-
zeugung betreffs der Zukunft der Friedensbestrebungen dar: „Niemand kann das
Glücksgefühl derer ermessen, die für den unsichtbaren Bau des Friedens und des
Rechts die Kärrnerdienste tun. Denn keine Königslaune führt ihn auf, sondern die
Menschheit selbst ohne Unterschied der Heimat, des Glaubens, der Rasse und des
Geschlechts. Und kein Toter soll darin schlafen, sondern die Lebendigen sollen
darin wirken und schaffen, ohne ständige Gefahr, daß eines Tages das eigene
Blut oder das ihrer Liebsten die grünen Saaten färbt. Schon sind von diesem

Vau die Fundamente gelegt, tiefer und tragfähiger, als du geahnt hast. Sollte seine Vollendung wirklich eine Utopie sein? Wie sagt Euripides:

Mit gläubigem Mute halt' ich fest am Gegenteil;
Mehr geht des Guten als des Schlimmen durch die Welt,
Und wär' es nicht, wer hielte dann im Licht noch aus?"

Schückings Werk läßt auch den Verdiensten des Nobelpreisträgers A. H. Fried volle Gerechtigkeit angedeihen und würdigt den Einfluß dieses hervorragenden Mannes auf die deutsche Völkerrechtswissenschaft. In der Tat ist es staunenswert, was A. H. Fried seit mehr als 20 Jahren für die große Sache getan hat. Die soeben erschienene zweite Auflage seines zweibändigen „Handbuches der Friedensbewegung" gibt einen meisterhaften Überblick über die Bestrebungen der Friedensbewegung, und seine monatlich erscheinende „Friedenswarte", an der viele Völkerrechtslehrer mitarbeiten, ist die beste Friedenszeitschrift der Welt, die in ruhiger und sachlicher Weise alle wichtigen Vorgänge im internationalen Leben verzeichnet.

So sind viele eifrige Kräfte tätig, um die juristische Organisation der Welt vorzubereiten.

Max Roloff:

Die Zukunft des Islam.

Wiederholt gingen seit dem Ausbruch des Krieges um Tripolis Gerüchte über den Scheik Snussi und den muhammedanischen geistlichen Orden der Senussi durch die Presse. So z. B. erklärte der nunmehr abgetretene Großwesir im türkischen Parlament: „Der Scheik der Senussi tut sein Möglichstes zur Verteidigung des Landes, usw.", während in derselben Woche italienische Zeitungen berichteten, Giolitti habe mit einer Gesandtschaft aus dem Innern der Cyrenaika auch einen Spezialgesandten empfangen, welcher erklärte, daß es den Senussi streng verboten sei, an dem Kriege gegen Italien teilzunehmen. Vor kurzem wurde selbst eine — veraltete, im allgemeinen nichtssagende — Proklamation des Ordensscheiks in deutscher Übersetzung veröffentlicht, in welcher die Senussi zum heiligen Kriege aufgefordert werden.

Wie erklären sich diese Widersprüche? Zum ersten aus dem Umstande, daß man Genaues über die Haltung des Scheiks der Senussi nicht weiß, weder in Konstantinopel noch in Rom; zum andern aber aus dem ganz natürlichen Bestreben beider kriegführenden Parteien, die Welt glauben zu lassen, dieser, für die gesamte Zukunft des Islams ungemein bedeutungsvolle Orden sei ihnen freundlich gesinnt. In Wirklichkeit jedoch fühlt der Scheik der Senussi nur Feindschaft, sowohl den ungläubigen Italienern, wie auch den

in seinen Augen vom Islam abgefallenen Türken gegenüber. Er ist aber ein viel zu großer Diplomat, um dies die eine oder die andere Partei offenkundig merken zu lassen. Es sei zunächst vorausgeschickt, daß die Literatur über die muham-«edanischen Orden, namentlich in deutscher Sprache, sehr klein ist; über die Senussi findet man das eine und das andere in französischen Werken, welche den Islam in Algerien behandeln, aber auch das ist veraltet. Jedenfalls ist Neueres nicht veröffentlicht worden, obwohl es gewiß ist, daß die Regierungsarchive in Algier ein ganz bedeutendes Material über die Senussi besitzen, viel mehr als in Konstantinopel.

Die meisten der älteren muhammedanischen Brüderschaften hatten nur religiöse, mystische Ziele vor Augen; erst später, als der Islam als geistige und politische Macht immer mehr in die Enge getrieben wurde, vergaß man alte Streitigkeiten, näherte sich einander und nahm auch die Politik, d. h. die Ausbreitung des Islams, den Panislamismus, in das Programm auf. Da im Islam das religiöse, gesellschaftliche und staatliche Leben auf derselben Basis ruhen, so hat der Panislamismus ja schließlich auch nur religiöse Ziele vor Augen, nämlich die Unterwerfung und Bekehrung der Ungläubigen zum Islam, zur größeren Ehre Allahs. Die Führer dieser Bewegung sind nicht so befangen, baß sie noch heute, wie ihre Glaubensgenossen im Mittelalter, glauben, dies könne mit Hilfe der Waffen geschehen; nein, heute ist es ein Kampf der Geister geworden. Alle muhammedanischen Orden verlangen von ihren Anhängern einen p^siven Gehorsam; der Ordensbruder muß in den Händen seiner Vorgesetzten sein, wie „die Leiche in der Hand des Leichenwäschers".

Der Orden der Senussi, welcher erst im Jahre 1843 gestiftet wurde, verfolgte, im Gegensatz zu allen anderen, von Anfang an politische, panislamitische Tendenzen. Der Stifter des Ordens, Si Muhammed-ben-Ali-ben-Es-Snussi, kurzer Hand Scheik-Snussi genannt, wurde 1792 im westlichen Algerien geboren. Im Alter von 30 Jahren verließ er seine Heimat und begab sich nach Fez, w» er etwa 7 Jahre lang eifrig studierte; Ende 1829 trat er seine Pilgerreise nach Mekka an, wo er jedoch erst im Jahre 1835 eintraf. Hier ließ er sich in den Orden der Khadirya aufnehmen, in welchem er schon bald einen hohen Grad bekleidete. Bis 1843 blieb Scheik-Snussi in Mekka; nach dem Tode des Oberhauptes der Khadirya war eine Spaltung in diesem Orden eingetreten, ein Teil erwählte Scheik-Snussi zum geistigen Führer und so entstand der Orden der Senussi.

Bevor er Mekka verließ, baute Scheik-Snussi noch das berühmte Ordenshaus am AbHange des Hügels Abu-Kubeis; in wenigen Jahren war es ihm gelungen, die jeder Autorität abholden, dem offiziellen Islam fernstehenden Wüstensöhne zum größten Teil unter seine Herrschaft zu bringen. Der Schutz des heiligen Snussi im Jenseits gab ihnen die Hoffnung, daß Allah — trotz ihrer vielfachen Sünden — doch gnädig sein werde. Seitdem wurden in fast allen Ortschaften

des Hedjaz und andern arabischen Provinzen kleinere Vereinshäuser der Senussi
errichtet. Scheik-Snussi ließ sich, nachdem er Mekka verlassen, zunächst in der
libyschen Wüste, in der Oase Jupiter Ammon, nieder, wo er ein Zentral-Ordens-
Haus gründete. Er wählte mit Absicht diese schwer zugängliche Gegend, weil er
— wohl nicht ohne Grund — von den ihm feindlich gesinnten Türken und den
eifersüchtigen offiziellen Geistlichen das Schlimmste fürchten mußte. Da die Zahl
seiner Anhänger täglich wuchs, und sich unter diesen auch Tausende ungebildete
Wüstensöhne und Neger befanden, beschäftigte er diese durch den Bau von neuen
Ordens- und Vereinshäusern, Brunnen und Straßen.

Bei seinem Tode, im Jahre 1859, war Scheik-Snussi unumschränkter Gebieter
über 22 dieser Ordenshäuser in Nordafrika, welche sich über das Land verteilten,
von Alerandrien bis nach In-Salah, im Süden Algeriens, und von Gabes bis
in das Herz des Sudans. Die friedliche Eroberung dieses ganzen Lcinderkom-
pleres verdankte er in erster Linie der außerordentlich strengen Disziplin, welche
er von seinen Anhängern forderte, und der kräftigen Organisation des Ordens; aber
auch seine Persönlichkeit tat hierbei sehr viel: obwohl er sich selten öffentlich zeigte,
so ist es doch gewiß, daß er auf alle, welche sich ihm näherten, einen großen, un-
auslöschlichen Eindruck machte und sie zeitlebens an seine Person und Ideen
kettete. Im Ordenshause in Djerbub, wo Scheik-Snussi starb und wo er auch
begraben wurde, erzog er das Heer von Neger-Missionaren, welche in wenigen
Jahrzehnten den gesamten Sudan und das Land weit darüber hinaus dem Islam
unterwarfen; er kaufte alle Sklavenkarawanen, welche durch sein Gebiet zogen,
gab den Sklaven die Freiheit, unterrichtete sie in Djerbub und schickte sie dann als
seine Agenten, als Missionare des Islams, in ihre Heimat zurück. In einem
reichgeschmückten Mausoleum, welches alljährlich von Tausenden Pilgern besucht
wird, ruhen die sterblichen Überreste dieses Mannes, welchem es gelungen ist, in
wenigen Jahren, ohne Blutvergießen, im türkischen Reiche einen im wahren
Sinne des Wortes unabhängigen theokratischen Staat zu schaffen, dessen Grenzen bis
auf den heutigen Tag von seinen Nachfolgern immer mehr hinausgeschoben werden.
Als Scheik-Snussi starb, waren seine beiden Söhne, Scheik-el-Mahdi und
Muhammed-Cherif, kaum 43 respektive 14 Jahre alt; aber das angefangene
Werk litt keinen Schaden, denn es fanden sich solche Ratgeber der jungen Leute,
welche die Ideen des Stifters bis ins kleinste kannten und dementsprechend han-
delten. In der gesamten politischen wie religiösen Leitung trat nicht der geringste
Wechsel ein. Als beide Söhne erwachsen waren, übernahm el-Mahdi die Leitung
der allgemeinen, politischen Tätigkeit, während sein Bruder Muhammed-Cherif
den religiösen Unterricht leitete. Scheik-el-Mahdi erwarb sich schon bald ein
außerordentliches Ansehen, nicht nur in Afrika, sondern in der gesamten muham-
medanischen Welt. Scheik-Snussi war weder ein Neuerer noch ein Reformator;
seine Lehre verfolgt das Ziel, den Islam von allen späteren Neuerungen und
Ketzereien zu befreien und ausschließlich zum Koran und der geweihten Traditio»

zurückzuführen. Das heißt u. a., er erkennt als einzige Regierungsform für den muhammedanischen Staat das Imamat, das Chalifat, an; eine panislamitische Theokratie ist sein Ideal.

Scheik-Snussi wie auch seine Nachfolger waren bisher klug genug, um einzusehen, daß dies Ideal weder durch Gewaltmaßregeln noch durch eine Revolution erreicht werden kann; die Senussi verfolgen ihr Ziel kaltblütig, in stiller unscheinbarer Arbeit, ohne sich jemals bloßzustellen und ohne jemals irgend welche Politischen Verbindlichkeiten einzugehen, weder mit muhammedanischen Staatsoberhäuptern, noch mit christlichen Regierungen. Die Senussi stellen in Wirklichkeit den Keil vor, der sich in das morsche Gebäude des ottomanischen Reiches hineinzwängt und es zu Falle bringen wird, denn die satanischen Neuerungen der türkischen Regierung sind ihnen fast noch mehr verhaßt, als die europäische, christliche Zivilisation. Der Orden der Senussi ist scheinbar der muhammedanische Drden, welcher sich am wenigsten mit Politik befaßt, und doch ist sein Einfluß auf politischem Gebiet geradezu ungeheuer, zumal alle Handlungen des jeweiligen Drdensscheiks von einer bewundernswerten Logik zeugen. Rohlfs versuchte vergeblich, den Scheik der Senussi zu beeinflussen; vergeblich waren alle Bemühungen Abd-ul-Hamids, die Senussi zur Kriegshilfe gegen die Russen zu bewegen; vergeblich suchen die Italiener seit 1881 ihre Freundschaft. Auch während der Revolte Arabi-Pascha's in Ägypten rührten sich die Senussi nicht; im Jahre 1884 verbot Scheik-el-Mahdi seinen Anhängern, sich an dem Kampfe gegen oder für den Mahdi im Sudan zu beteiligen.

Die Regierung in Algier weiß ganz genau, daß der Einfluß der Senussi in allen Aufständen in Französisch-Nord- und Westafrika überall bemerkbar war, aber es ist ihr nie gelungen, ein bloßstellendes Schriftstück oder sonstige Beweise in die Hände zu bekommen, so bewunderungswürdig ist der Estafettendienst der Senussi. Sie predigen in Algerien nicht die Revolution, sondern die Auswanderung; sie verfluchen im Namen Allahs nicht nur die muhammedanischen Fürsten, wie die in Stambul, Kairo, Fez, welche sich ganz dem Einfluß der Christen hingegeben haben, sondern auch die Muslims, welche unter einer christlichen Regierung leben und sich durch materielle Vorteile von der Emigration in ein rein muhammedanisches Land zurückhalten lassen. „Denjenigen unter euch, welche nicht auswandern, wird Allah einmal die Holle als Wohnplatz anweisen!" „Diejenigen, welche auswandern, werden als erste in das Paradies eintreten, mit denen, welche im Heiligen Kriege gefallen sind; sie finden auch auf dieser Erde zahlreiche Zufluchtsstätten, wo sie ungehindert Allah dienen können!" —

Muhammed-Cherif starb im Jahre 1896; sein Bruder, Scheik-el-Mahdi, soll 1902 in einer Wolke zum Himmel gefahren sein, um im Jahre 1920 wiederzukehren und die Gläubigen im Heiligen Kriege anzuführen. Der jetzige Ordensscheik, Sidi Ahmed-el-Cherif, ist ein Sohn Muhammed-Cherifs, und etwa 35 Jahre alt.

Äußerlich erkennt man den Senussi an der Haltung, welche er beim Gebet in der Moschee annimmt; während nämlich die übrigen Muhammedaner Nordafrikas beim Gebet die Arme ungezwungen am Körper herunterhängen lassen, hat sie ein Senussi gekreuzt auf der Brust, Daumen und Zeigefinger der rechten Hand umfassen das linke Handgelenk. Den Senussi ist verboten: in ihren religiösen Versammlungen Trommeln oder andere Musikinstrumente zu benutzen; sie dürfen nicht tanzen, nicht singen, nicht rauchen, nicht schnupfen, keinen Kaffee trinken (Tee ist erlaubt); sie müssen den Rosenkranz stets in der Hand halten und dürfen ihn nicht um den Hals oder an den Hüften befestigt tragen.

Heute besitzen die Senussi etwa 150 Ordenshäuser, in Afrika und in Arabien; das Zentralordenshaus befindet sich jetzt vermutlich in Djerbub, von wo alle Befehle und Instruktionen ausgehen. Dieser Ort wurde 1855 gegründet und hat vielleicht 8- bis 7000, vielleicht auch mehr Einwohner. Die Stadt ist von einer hohen Mauer umgeben, durch welche vier Tore in das Innere führen; 13 Brunnen bewässern die zahlreichen Gärten der Oase, wo man etwa 100 Olivenbäume und einige Hundert Dattelpalmen antrifft. Noch nie hat ein Europäer oder ein Türke das Innere der Stadt betreten, alle wurden stets auf gehörigen Abstand gehalten. Es sollen sich ungeheure Mengen Waffen in den Arsenalen befinden, moderne Gewehre und Kavalleriesäbel, 15 Kanonen, 20 Zimmer und Gewölbe sollen mit Pulver und sonstiger Munition gefüllt sein; auch findet man am Orte zahlreiche Waffenschmiede, welche das nötige Handwerkszeug besitzen, um schnell Reparaturen an den Feuerwaffen vornehmen zu können. 25 000 gut eincrerzierte, mit modernen Feuerwaffen versehene Infanteristen und 1500 Kavalleristen sollen dem Scheik in jedem gegebenen Augenblick zur Verfügung stehen.

Die Bedeutung dieses Ordens für die Zukunft des Islams ist, wie ersichtlich, nicht zu unterschätzen, zumal er jedem Einfluß der europäischen Kultur durchaus feindlich gegenüber steht. Die unaufhörlichen Kundgebungen der Senussi, um die Muslims zum ursprünglichen Islam zurückzuführen, sind eine Gefahr für alle christlichen Regierungen, welche über Muhammedaner herrschen. Freilich darf auch der Einfluß der Senussi auf der andern Seite nicht überschätzt werden: sie haben heute noch viele Feinde auch in der muhammedanischen Welt; verschiedene andere Orden sind ihnen feindlich gesinnt; die orthodore Geistlichkeit fürchtet ihren endlichen Ruin durch die Senussi und bekämpft sie auf Schritt und Tritt.

Die Senussi sind keine im Dunkeln wühlenden Verschwörer: es sind intelligente Feinde, welche für die Zukunft arbeiten, nicht alles in fatalistischer Ruhe Allah anheimstellen, wie so viel Muslims, und welche mit Zähigkeit und bewunderungswürdiger Logik die Verwirklichung einer Idee verfolgen, welche ihnen als recht und gut erscheint. Aus diesem Grunde haben sie auch j e t z t ihr Hauptaugenmerk auf die Islamisierung des noch heidnischen Afrika gerichtet.

I. Oldekop,
Vizeadmiral z. D.:
Die Beziehungen Englands zu Deutschland.
Die gespannten Beziehungen zwischen Deutschland und England, wie sie sich in den letzten Jahren allmählich entwickelt haben, um im vergangenen Herbst bei Gelegenheit des Streitfalles um Marokko ihren Höhepunkt zu erreichen, sind seitdem zwar dadurch in den Zustand einer ruhigeren Auffassung getreten, daß die beiderseitigen Regierungen es in die Hand genommen haben, die bestehenden Gegensätze aufzuklären und wenn möglich auszugleichen; aber man würde irren, wenn man annähme, daß damit allein schon ein wesentlicher Schritt zu einer Lösung der Frage getan wäre.

Im Gegenteil, der Kampf der Meinungen wogt weiter wie bisher, und weit davon entfernt, daß durch die wiederholten gegenseitigen Aussprachen, sei es öffentlich oder auf dem Wege privater Mitteilungen, eine allmähliche Verständigung sich bahnbräche, will es vielmehr scheinen, als ob die Gegensätze nur noch um so schroffer und unüberwindlicher hervorträten, je länger und je mehr darüber verhandelt wird.

Nicht anders auch kann das Urteil lauten über die bekannt gewordenen Äußerungen, die auf Veranlassung des Herausgebers der Monatsschrift „Nord und Süd", Professor Dr. Stein, in den Juni- und Juli-Nummern seiner Zeitschrift veröffentlicht worden sind. In diesen Äußerungen haben in England und in Deutschland in der Öffentlichkeit stehende Männer von zum Teil hervorragendem Ruf zu der Frage einer englisch-deutschen Verständigung in anerkennenswerter Weise das Wort ergriffen und ihren Standpunkt dargelegt.

In diesen Kundgebungen herrscht zwar Einigkeit in dem Punkte, daß ein Krieg zwischen England und Deutschland als ein großes Unglück, ja als Wahnsinn angesehen werden müsse, dessen Folgen unabsehbar seien, ohne daß er vermutlich einem der beiden Beteiligten, selbst wenn er in dem Kampfe Sieger bliebe, irgend welchen Vorteil brächte.

Nichts destoweniger stehen sich in der Frage selbst Ansicht gegen Ansicht gegenüber, Mauer gegen Mauer, jeder pocht mehr oder minder stark auf sein Recht, und nirgends zeigt sich eine Öffnung, von der aus man versuchen könnte, sich dem Gegner so zu nähern, daß eine unbefangene und sachliche Prüfung der Verhältnisse möglich wäre.

Es ist daher in der Tat ein glücklicher Umstand, daß die Entwirrung des Knotens aus dem Getriebe dieser Meinungen heraus in die Hände der verantwortlichen Vertreter der Regierungen gelegt ist, von denen mit Sicherheit anzunehmen ist, daß sie noch andere Gesichtspunkte in Rechnung zu stellen haben, wie

die, die in jenen Bekanntmachungen des „Nord und Süd" enthalten sind; denn andernfalls müßte auf eine friedliche Verständigung wohl Verzicht geleistet werden, und es wäre wohl nur eine Frage der Zeit, wenn das Schwert zur Entscheidung herangerufen würde.

Dieser Umstand mag es entschuldigen, wenn angesichts jener Kundgebungen von hervorragender Stelle im Nachstehenden der Versuch gemacht wird, die Frage der englisch-deutschen Verständigung von einem andern Standpunkte aus zu betrachten, einem Standpunkte, der, soweit mir bekannt ist, in diesem Zusammenhange noch nicht in Erwägung genommen worden ist. Wenn ich mich darin nicht irre, so ist dieses Versäumnis nicht etwa darin zu erblicken, daß dieser Standpunkt in weitern Kreisen nicht bekannt wäre, im Gegenteil er ist, wie wir sehen werden, der Leitstern der gegenwärtigen englischen Politik, aber es überwiegt, hier wie drüben, vielfach der Wunsch, ihn nicht allzubekannt werden zu lassen.

Ehe auf die Sache selbst eingegangen wird, ist es notwendig einige einleitend« Worte allgemeinen Inhalts voranzuschicken:

Jeder der an der Hand der Geschichte die politischen Verhältnisse unserer Zeit unbefangen betrachtet, muß die Überzeugung gewinnen, daß Deutschland und England zwei Nationen sind, die politisch zusammen gehören, die als zwei der größten und wirksamsten unter allen gütererzeugenden und handeltreibenden Völkern der Erde im gegenseitigen Absatz ihrer Produkte, der jährlich mit je anderthalb Milliarden an Wert nicht zu niedrig geschätzt ist, von- und aufeinander abhängig und angewiesen sind; die in Wahrheit keine entgegengesetzten, sondern nur gemeinsame wirtschaftliche wie politische Interessen haben. Aber mehr noch, sie sind die Träger der germanischen, aus der Reformation und dem Protestantismus emporgewachsenen Kultur, die der ganzen jetzigen Welt ihre Richtung gegeben hat, die sie erwärmt und befruchtet.

Ein Krieg zwischen diesen beiden Staaten wäre einem Unheil, einem Frevel zu vergleichen, dem in der Geschichte nur der Peloponnesische Krieg an die Seite gestellt werden könnte, jenem vernichtenden Ringen zwischen Sparta und Athen um die Hegemonie in Griechenland, wobei die griechische Kultur für immer in Trümmer ging.

Nicht anders wäre es mit unserer jetzigen Kultur, auch sie würde unter dem Jubel der römischen Kurie ihrer Vernichtung entgegen gehen. Ein Krieg zwischen Deutschland und England kann niemandem Nutzen, sondern nur beiden Teilen unabsehbaren, nie wieder gut zu machenden Schaden bringen. Es ist ein großer Irrtum, anzunehmen, und nur längst überwundene merkantilistische Anschauungen vermögen dafür einzutreten, daß eine Schwächung oder gar Vernichtung des Konkurrenten, des sog. Gegners, dem andern wirtschaftlich oder anderswie Vorteile brächte; im Gegenteil, jetzt, wo aller Handel auf Kredit und auf dem Austausch von Waren beruht, wo der Begriff des Kaufens und Verkaufens im internationalen Handel ein veralteter Standpunkt ist, vermag nur ein reiches,

selbst Güter erzeugendes und Handel treibendes Volk der eigenen Nation seinen Überfluß an Waren abzunehmen; ein verarmtes, bedürfnislos gewordenes Volk aber ist ein Hemmnis des Verkehrs, ein untaugliches Glied in der Gemeinschaft der Nationen.

Man täusche sich darüber nicht, die eigene Industrie, der eigene Handel können nur gedeihen und Reichtum kann nur dann dem eigenen Lande zufließen, wenn man bereit und geneigt ist, die Produkte anderer Länder für die seinigen in Tausch zu nehmen, denn niemand kann erwarten, nur seine Güter abzusetzen, ohne andere dafür zu empfangen. So wird denn auch jede von wahrem kaufmännischen Geiste erfüllte Nation in dem wirtschaftlichen Emporblühen, in dem Wettbewerbe des Auslandes, zumal bei Waren, wofür die Produktionsverhältnisse dort günstiger liegen als im eigenen Lande, nicht nur kein Hemmnis für den Absatz der eigenen Erzeugnisse erblicken, sondern eher eine Förderung und günstige Vorbedingung. Sie wird solche Verhältnisse begrüßen und darin die Aufnahmefähigkeit erkennen für die Produkte anderer Länder und wird es sich angelegen sein lassen, die vorhandenen Lücken auszufüllen und ihre eigene Industrie und ihren Absatz darauf einzurichten.

Geht man von diesen Voraussetzungen aus, um zu versuchen, die Ursachen der herrschenden Verstimmung zwischen Deutschland und England aufzudecken, so erscheint es nötig, die Dinge zunächst einmal vom englischen Standpunkte aus zu betrachten und besonders sein Augenmerk dabei auf die innern Verhältnisse des Landes zu richten, wie sie sich in den letzten Jahren gestaltet haben.

Man wird es einem Engländer nicht verdenken können, wenn er Deutschland im Vergleich zu seinem Mutterlande in allen wesentlichen Punkten und namentlich auch in seinen militärischen Schutzbedürfnissen als eine kontinentale Macht betrachtet. Von drei Seiten von andern kontinentalen Staaten eingeschlossen und nur nach einer Seite dem Meere geöffnet, liegen seine Hauptverbindungswege mit der übrigen Welt auf dem Lande, und es ist nicht anzunehmen, daß in einem Kriege mit einem oder auch mit zweien seiner kontinentalen Nachbarn dem Deutschen Reich seine Nahrungszufuhr würde abgeschnitten werden können.

Ist daher, nach Ansicht des Engländers, Deutschland in der Lage und imstande, zu Lande und zu Wasser eine Streitmacht zu unterhalten, die stark genug ist, seine etwa in Frage kommenden kontinentalen Gegner in Schach zu halten und von sich abzuwehren und zwar wie gesagt auf dem Wasser sowohl wie auf dem Lande, so kann sich Deutschland als in jeder Hinsicht — soweit menschliches Ermessen reicht — als gesichert betrachten und niemand, auch selbst wenn man den Fall annehmen wollte, nicht eine Übermacht zur See, wie England sie besitzt, würde imstande sein, Deutschland in seinem Lebensnerv zu treffen.

Anders liegen die Verhältnisse bei England: Das vereinigte Königreich ist eine Seemacht in des Wortes vollster Bedeutung. Alle seine Verbindungswege münden auf die See und nur auf diesem Wege vermögen die Einfuhr wie die Aus-

fuhr des Landes ihre Bestimmungsorte zu erreichen. Es ist bekannt, daß England nur zum geringen Teile imstande ist, seinen Bedarf an Nahrungsmitteln aus den Erzeugnissen des Landes zu decken; 85 Prozent der Lebensmittel und so gut wie alle Rohprodukte (abgesehen von der Kohle), die erforderlich sind, um die tauschbaren Gegenwerte zu schaffen für den Lebensbedarf eines großen Volkes von mehr als 42 Millionen Seelen, müssen dem Lande auf dem Wege über die See herzugebracht werden.

Jede Unterbrechung, ja nur Störung der regelmäßig sich vollziehenden Zufuhr macht sich unangenehm im wirtschaftlichen Leben fühlbar, jede Hemmung aber oder Stockung des Verkehrs um Tage oder gar um Wochen ist imstande, das Uhrwerk des inneren Getriebes auszuschalten und damit den Stillstand, das Aufhören oder den Zusammenbruch des Staatswesens zu bewirken. Aber das nicht allein, bei dem Ungeheuern Bedarf an Gütern und Waren aller Art, ist England gleichzeitig der Versorger der halben Welt mit den notwendigsten Gegenständen ihres Bedarfs. Alles dies kommt zum Stillstand in dem Augenblick, wo in London das Leben zu pulsieren aufhört, und wellenartig pflanzt sich die Hemmung und die Störung fort bis in die entferntesten Teile der Erde.

Man mag über die Notwendigkeit, das britische Reich in seiner politischen Stellung als Weltmacht aufrecht zu erhalten, denken, wie man will, so wird man doch zugeben müssen, daß England im Laufe der Jahrhunderte eine Kulturarbeit verrichtet hat, die einzig in der Welt dasteht, und die mit dem Zusammenbruch des britischen Staates und damit zusammenhängend mit dem Aufhören des überseeischen Schutzes durch diesen Staat ebenfalls zugrunde, d. h. der germanischen und vor allem der europäischen Kultur verloren gehen würde.

Denn es darf nicht außer acht gelassen werden, daß England die von ihm gegründeten Kolonien, zum Unterschiede von den romanischen Völkern, die die ihren lediglich als Ausbeutungsobjekt betrachten, auf eine gesunde wirtschaftliche Grundlage gestellt und, abgesehen von den Kronkolonien, also vor allem die Dominions: Canada, Australien, Südafrika und Neuseeland, zu politisch selbständigen Staaten erhoben hat. Wenn diese Staaten daher auch als unabhängige Gebilde anzusehn sind, die ihre Angelegenheiten nach innen wie nach außen hin selbständig und nach eigenem Gutdünken ordnen, mit denen daher jede andere Nation völlig ungehemmt wirtschaftlich und auch politisch zu verkehren vermag, so fällt doch ins Gewicht, daß sie, wie schon bemerkt, nach außen hin vom Mutterlande geschützt werden, und daß nebenbei natürlich der größte Teil ihrer heimischen Produkte auf englischen Märkten seinen Absatz findet. Alles dieses würde mit dem Aufhören der Weltmachtstellung Englands selbstverständlich verloren gehen, denn keine andere europäische Macht, am wenigsten wohl das durch einen Krieg geschwächte Deutschland, wäre in der Lage, die Stellung Englands den Kolonien gegenüber einzunehmen.

Aus diesen wenigen Tatsachen allein schon ergibt sich, wie außerordentlich

empfindlich und leicht verletzlich in militärischer Hinsicht das geographisch und in seinen materiellen Mitteln so mächtig erscheinende Britische Reich in Wahrheit ist. Dieser innern Schwäche ist sich jeder einsichtige Engländer bei allem Nationalstolz, der ihn beseelen mag, wohl bewußt, und man kann es daher auch verstehen, daß jeder Engländer von der Wichtigkeit der Offenhaltung seiner Seeverbindungen und seiner Häfen ganz und gar durchdrungen ist. Er erkennt in dem Übergewicht seiner Flotte den maritimen Rüstungen anderer Staaten gegenüber die einzige Gewähr für die staatliche Unabhängigkeit seines Landes, für die Aufrechterhaltung der zum großen Teil von ihm geschaffenen wirtschaftlichen Verhältnisse und für die Fortentwickelung seiner Eigenart.

Die Flotte ist für den Engländer Lebensfrage und mit Mißtrauen beobachtet er daher das Anwachsen der Seestreitmittel anderer Staaten, von denen er annimmt, daß sie einmal zu seinen Gegnern zählen konnten. In keinem Punkte ist das englische Volk empfindlicher und in keinem Punkte leichter in Erregung zu fetzen, als in dem, daß sein maritimes Übergewicht bedroht erscheinen könnte. Um dieses aufrecht zu erhalten und damit die Sicherheit zu haben, daß seine Zufuhr-Wege jederzeit geöffnet bleiben, ist das Volk, wie die Erfahrung lehrt, zu allen Dpfern bereit. Jeder Engländer lebt gewissermaßen in dem Gefühl, daß in der unberührten Stärke seiner Flotte die Zukunft und die Sicherheit des Landes ruht.

Doch noch ein anderes Moment der Schwäche kommt hinzu:

Mit innerer Sorge sieht jeder englische Staatsmann auf das beständige Anwachsen des Proletariats in den Städten. Das flache Land ist in ununterbrochener Entvölkerung begriffen; während schon jetzt Massen von nur teilweise oder gar nicht beschäftigten Menschen die Städte füllen, finden diese noch beständigen Zustrom durch brotlos gewordene Landarbeiter und die Einwanderung fremder Völker.

Er erkennt, und die Dauer wie die Heftigkeit der Arbeiterausstände liefern ihm den Beweis, daß es dem Staate an dem nötigen Rückhalt durch eine landangesessene, bodenständige Bevölkerung fehlen würde, wenn der Fall eintreten sollte, daß durch plötzliche oder umfangreiche Arbeiteraufstände und Unruhen kritische Lagen für den Staat entständen. Dazu kommt, daß es in England an staatlichen Betrieben fast gänzlich fehlt und auch die großen Verkehrsanstalten, wie das Eisenbahnwesen, sich in Händen von Privatunternehmern befinden, so daß ein Ausstand in den Arbeiterklassen dieser Getriebe sofort geeignet ist, einen bedrohlichen Charakter anzunehmen. Darin ist auch der Grund zu den großen Militäraufgeboten zu erblicken, die während der letzten Ausstände in die davon betroffenen Gebiete entsendet wurden.

Der Grund und Boden in dem vereinigten Königreiche und damit das in Nutzung befindliche Ackerland befinden sich größtenteils in den Händen einer verhältnismäßig kleinen Zahl von Grundbesitzern, daneben sind weite Strecken in toter Hand, und dieser ganze Grundbesitz ist fideikommissarisch und durch Erbrecht

festgelegt, so daß er für etwaige Neuansiedelung, die wiederholt als notwendig erkannt wurde, nicht in Betracht kommt.

Der Boden selbst ist in England so gut wie frei von Steuern, denn eine eigentliche Grundsteuer besitzt das Land nicht mehr, seitdem im Jahre 1692 die Ablösung der Steuer zugestanden worden ist. Sie trug damals 2 Millionen ^ — 40 Millionen M. ein und würde jetzt etwa 40 Millionen ^ — 800 Millionen M. einbringen, wenn nicht noch immer die ursprüngliche Einschätzung Kraft hätte, und etwa die Hälfte aller Steuern abgelöst worden wäre.

Einen Bauernstand gibt es nicht, die Bauerngüter sind, nachdem der Grund und Boden im Lauf des 17. Jahrhunderts von den auf ihm ruhenden Feudallasien befreit und alles Land zu unumschränktem Privateigentum erklärt wurde, von den Großgrundbesitzern teils aufgekauft, teils nach dem Vertreiben der Besitzer eingezogen worden, so daß die Bodenbesitzverhältnisse im vereinigten Königreich sich heute als eine im höchsten Grade ausgeprägte Latifundienwirtschaft dem Be< schauer darstellen.

Die nachstehenden Bemerkungen, die dem Werke: „Das Recht des Grundbesitzes in England, von Pollock (deutsch Berl. 1889)" entnommen sind, mögen c>.ls Bestätigung des vorhin gesagten dienen:

„In England hot die frühe großkapitalistische Entwicklung zum Äuskauf und zur Verdrängung der bäuerlichen Eigentümer geführt. Mehr ali die Hälfte der Oberfläche Englands befindet sich im Besitz von 5000 Eigentümern, während 874 große Besitzer etwa ein Viertel des Landes innehaben. Der grüßte Grundbesitz umfaßt 72 (XX) Hektar mit einem Packtertrag von 32 Millionen Mark.

In Schottland beträgt der größte Besitz über 500 000 Hektar. 12 Großgrundbesitzer haben zusammen 1735889 Hektar, 25 Prozent des Landes, 70 haben 3 760000 Hektar, 50 Prozent des Landes, und weniger als 1700 Personen teilen sich in Neunzehntel von ganz Schottland.

Die größte Besitzung in Irland enthält 68 000 Hektar. Nahezu die Hälfte der Insel gehört 749 Eigentumern, und mehr als vier Fünftel des Landes werden von 3750 Eigentumern besessen. Ein großer Teil der Grundeigentümer wohnt außerhalb des Landes und entzieht diesem die reichen Einkünfte. Nach einem dem Parlament 1872 vorgelegten Bericht lebten 1870 auf ihren Gütern 5589 Eigentümer von 3 552 219 Hektar; gewöhnlich oder beständig abwesend, aber doch in Irland waren 4842 Eigentümer von 2 086106 Hektar; selten oder nie in Irland hielten sich 2973 Eigentümer von 2 151 668 Hektar auf."

Was den genutzten Ackerboden betrifft, so fielen nach den staatlichen Erhebungen von 1874—76 in Groß-Britannien 47 Prozent auf große Landgüter von mehr als 2000 Hektar und waren im Besitz von etwa 2200 Personen.

Diese Latifundien erstreckten sich in Schottland über mehr als drei Viertel, in Irland über fast die Hälfte, in England über mehr als ein Viertel der Gesamtfläche des Landes.

Da ein selbständiger Bauernstand fast gänzlich fehlt, werden die Ländereien überwiegend verpachtet (auf 7, 14, 21 und 99 Iahre). 1902 wurden 87 Prozent des gesamten Äckerund Weidelandes in Groß-Britannien (ohne Irland) von Pächtern bewirtschaftet. Was die Größe der Farmen betrifft, so herrschen solche von 40—120 Hektar vor; 1885 umfaßten sie etwa 44 Prozent des Landes. Nächstden, sind Farmen von 120—200 Hektar, sodann von 20—40 Hektar am verbreitetsten.

In Irland liegen die landwirtschaftlichen Verhältnisse noch immer am ungünstigsten in dem vereinigten Königreiche. Unter Elisabeth, Iakob l. und ihren Nachfolgern komen neun Zehntel dei Landes durch Konfiskation in die Hände von Eigentümern, von denen «iele bereits in England große Güter hatten. Die Bewirtschaftung überließen sie Mittelsmännern, die Einkünfte aber verzehrten sie im Auslande. Erst in den letzten Iahrzehnten ist die Lage der Pächter durch die Gesetzgebung gebessert und der Landankauf erleichtert worden.

Am nachteiligsten aber wirkt in Irland der Absentismus oder die Abwesenheit der Grundeigentümer von ihren Besitzungen, deren Verwaltung sie Mittelspersonen oder Pächtern und Administratoren anvertrauen. Die Folgen sind wirtschaftlich und sozial in hohem Maße schädlich, weil die Ausnutzung des Landes gering ist, und der Druck der Verwalter oder Pächter auf die arbeitende Bevölkerung groß« Unzufriedenheit herbeiführt. Das Land ist in der Regel in kleinen Stücken verpachtet, die dann wieder bei der rasch anwachsenden Bevölkerung und dem Fehlen anderer Erwerbsquellen von neuem geteilt wurden, so daß schließlich sich eine Zwergwirtschaft herausgebildet hat, wie sie in gleicher Weise wohl in keinem andern Lande zu finden ist. Hungersnot, Auswanderung und Ausschließung der Pächter haben zusammengewirkt, um allmählich bessere Zustände zu schaffen. 1901 gab es noch über 400<XX) ländliche Besitzungen in Größe von 1 bis 6 Hektar. —

Die im vorstehenden geschilderte Latifundienwirtschaft in dem vereinigten, Königreiche, das Abwandern der ländlichen Bevölkerung von 8 Millionen im Jahre 1861 auf etwa 1 300 000 im Jahre 1891 und auf 1130 000 Arbeiter im Jahre 1901, dann auch die Aufhebung der Kornzölle und die Ausdehnung der Schafzucht haben zusammen gewirkt, um den Getreidebau mehr und mehr zurückgehen zu lassen. Der größte Teil des bebaubaren Bodens besteht in Weideland, und Waldungen, die früher sehr ausgedehnt waren, fehlen jetzt fast ganz.

Diese Lage der Bodenverhältnisse in England ist das Ergebnis einer langen, durch die Jahrhunderte hindurchgehenden Entwickelung.

Ebenso wie in Deutschland durch das allmähliche Eindringen römischer Rechtsauffassungen das altgermanische Volksrecht, das den Grund und Boden für Eigentum der Volksgemeinschaft, der Markgenossenschaften ansah, zurückgedrängt wurde, um der Auffassung Platz zu machen, daß das Eigentum am Boden ein ausschließlich persönliches sei, so auch in England, wo diesem Rechtsgrundsatze zuerst durch Wilhelm dem Eroberer gewaltsam Geltung verschafft wurde.

Dieser normannische Eindringling führte die romanisch-fränkische Feudalverfassung in dem nach angelsächsischen Gewohnheitsrecht unter die einzelnen Markgenossenschaften und Dorfschaften verteilten Lande ein, betrachtete sich selbst als den uneingeschränkten, persönlichen Eigentümer des eroberten Landes, dem allein das Recht zustehe, darüber zu verfügen, es an andere zu vergeben oder zu verleihen.

Die in dem 1085 verfaßten Reichsgrundbuch, I)nine»äa? dook, niedergelegten Rechtsgrundsätze haben der Theorie nach noch heute im englischen Rechte Geltung und bestimmen, daß der König alleiniger Eigentümer des ganzen eroberten England ist, und daß niemand Land besitzen kann, das er nicht mittelbar oder unmittelbar durch königliche Verleihung erlangt hat.

Kraft dieser Machtbefugnis verteilte der König das Land unter dle Großen seines Reiches, nachdem er einen großen Länderbesitz an Lehnsgütern, Jagden, Parken und Forsten der Krone vorbehalten hatte. Er belehnte ungefähr 600 Personen und Körperschaften, geistliche wie weltliche, und bildete aus diesen die von ihm unmittelbar abhängigen Kronvasallen. Daneben schuf er Achterlehnsleute, Freisassen und Freie mindern Rechts, von denen wiederum die Unfreien, in verschiedenen Stufen der Abhängigkeit, mit Bauernschaften belehnt wurden. Aber wie auch immer das Lehnsverhältnis beschaffen war, Grundsatz blieb, daß alles Land von der Krone kam.

Dieses Verfassungssystem hat sich bis in die neueste Zeit erhalten, nur mit dem Unterschiede, daß es im Lauf der geschichtlichen Entwickelung den Baronen gelang, sich die Krone und ihre Träger zu unterwerfen und eine oligarchische Verfassung zu schaffen, worin mehr und mehr die königlichen Rechte preisgegeben wurden, und das ursprüngliche Lehnsrecht sich in ein persönliches Eigentumsrecht verwandelte, und dieses rechtliche Anerkennung fand.

Die Krongüter wurden an Günstlinge verschenkt, aus den Lehnsgütern entstanden Frongüter und große Herrschaftsbesitze, die Bauern und Pächter gerieten in Abhängigkeit und in Leibeigenschaft und viele zogen es vor, ihren Besitz an die Grundherren zu veräußern; den Rest aber des kleinen Eigentums und 'der Bauernschaften nahm und vernichtete die allmählich einsetzende Loslösung des Grundbesitzes von den daran haftenden Lasten, das Vordringen der Ideen einer großkapitalistischen Wirtschaftsform. —

Zwar entstand neben dem grundbcsitzenden Adel mit der Zeit und teilte sich mit ihm in der Regierung das aus dem Volk gewählte Unterhaus mit dem Recht der Gesetzgebung und der Geldbewilligung, aber das Recht des Grundeigentums blieb unangetastet, und in ihm lag, je länger um so mehr, die eigentliche Macht, der Reichtum und der Einfluß im Lande. Denn mit dem Grundeigentum ist der Bezug der Grundrente verbunden, des arbeitslosen Einkommens aus dem wachsenden Werte des Bodens, und dieser Wert stieg und steigt noch immer, so lange die Bevölkerung zunimmt und der Gewerbefleiß stets neue Blüten treibt.

In den Städten haben sich unter der Herrschaft der liberalen, in Wahrheit der kapitalistischen Wirtschaftsordnung die Bodenverhältnisse nicht minder ungünstig gestaltet wie auf dem Lande. Ganze Stadtteile, die früher Acker und Wiesen waren, jetzt aber infolge des Wachstums der Städte in diese eingeschlossen worden sind, befinden sich im Eigentum von Großgrundbesitzern, die die wachsende Rente daraus ziehen. Fast der ganze Boden, auf dem die Sechsmillionenstadt London steht, gehört sieben Grundaristokraten, die ihn gegen eine auf 14'/2 Millionen ^ — 249 Millionen Mark geschätzte jährliche Rente zur Bebauung auf 99 oder 80 Jahre verleihen und den Wertzuwachs bei Ablauf der Leihperiode und Erneuerung der Ausleihung durch Steigerung des Erbleihzinses in Gewinn umsetzen. Aber auch durch Verkauf werden durch die beständige Wert-

steigerung des Bodens ganz enorme Summen eingenommen: Vor einigen Jahren
z. B. mußte der Londoner Grafschaftsrat bei Gelegenheit der Erweiterung der
Piccadillystraße für einen acre (40,5 ») 29 766 000 Mark zahlen.
Es ist Sitte in England, den Boden zu Bauzwecken auf längere Zeit (99—80
Jahre) in Erbbaurecht auszuleihen. Die Folge ist, daß sich die Grundeigentümer
und die Hausbesitzer, die Erbbauberechtigten, in den Wertzuwachs des Bodens
teilen; die einen indem sie bei jeder Neuverleihung, d. h. nach Ablauf der vor-
angegangenen Leihperiode, den Leihzins erhöhen, die andern, die Hausbesitzer,
indem sie innerhalb der Leihperiode nach Möglichkeit die Miete steigern. Die
Leidtragenden sind unter allen Umständen die Mieter d. h. in England die Arbeiter
und kleinen Leute, die nicht selbst in der Lage sind, die Bodenleihe auszunutzen und
ein Haus zu bauen oder zu kaufen.
Im ganzen ist ausgerechnet worden, daß sich die Einnahmen der landbesitzen-
den Klassen auf dem Lande und in den Städten auf jährlich 100 Millionen ^ —
zweitausend Millionen Mark belaufen nämlich:
700 Millionen Mark aus Farmland,
1020 „ „ „ städtischem Grundbesitz,
20 „ „ „ Jagdgründen, Sportgründen und dergl.,
140 „ „ „ Bergwerksregalien,
120 „ „ „ sonstigen Einnahmen,
zusammen 2000 Millionen Mark, und daß sich 2500 Personen in die Hälfte und
38 200 Personen in drei Viertel dieser Riesensumme teilen.
In einer öffentlichen Rede am 20. April 1907 äußerte sich der englische
Minister Winston Churchill über diese Verhältnisse in folgender Weise:
„Diese unsere Insel ist der einzige «nier allen zivilisierten Staaten, der das traurige
Schauspiel bietet eine Vauernschaft ohne Land, und ali Folge davon sehen wir eine dar«
niederliegende Landwirtschaft. Niemand kann an der Gefahr vorbeigehen, die in der physischen
Degeneration unserer Stadtbevölkerung liegt. Während in Frankreich ein Sechstel der Be-
völkerung in der Landwirtschaft tätig ist, in Dänemark, einem Freihandellande, sogar ein
Fünftel, ist in England nur ein Vierzigste! auf dem Lande beschäftigt.
Vielfach wird beliebt, die Abwanderung vom Lande in die Städte de« Vergnügungs-
sucht der Leute zuzuschreiben.
Der Beweggrund für den ländlichen Arbeiter, seinen schönen Aufenthalt auf dem
Lande mit 14 8N. Lohn die Woche und dem Ausblick auf das Armenhaus mit der traurigen
Umgebung der oitvzlum» zu vertauschen, ist nicht im lustigen Leben zu suchen.
Wenn gerade die besten Elemente vom Lande in die Städte strömen, so geschieht
es deshalb, »eil sie dort kein menschenwürdiges Dasein führen. Sie wollen freie Männer
sein, auf eigenen Füßen stehen, und das flache Land bietet ihnen keine Aussicht hierzu."
Um den durch das Bodenmonopol der Großgrundbesitzer entstandenen Schäden
abzuhelfen, war schon die konservative Regierung, die der jetzigen liberalen voran-
ging, genötigt gewesen, der Bodenfrage Aufmerksamkeit zuzuwenden. Ein ioe»l
Government »et von 1904 gab den Gemeinden außer andern Mitteln namentlich

das Recht der Zwangsenteignung, um Land für Bebauungszwccke zu angemessenen Preisen zu beschaffen.

Das Gesetz verdankte seine Entstehung einer von Glasgow ausgehenden bodenreformerischen Agitation. Schottland, wo die Latifundienwirtschaft ihre höchste Entwickelung erreicht hat und fast alles Land sich in Händen weniger Großgrundbesitzer befindet, ist eine Hochburg der Liberalen und hier haben sich zuerst liberale und bodenreformerische Gedanken und Ziele miteinander verschmolzen. Zahlreiche schottische und etwa 300 englische Städte petitionierten unter dem Einfluß dieser Bewegung beim Parlament mit Erfolg um Gewährung derartiger Reformrechte an die Gemeinden.

Gleichzeitig wurde auch die Besteuerung des Bodens nach seinem Wert als geeignetes Mittel kommunaler Politik auf verschiedenen Kongressen englischer und schottischer Städte ausdrücklich bezeichnet, und ein diese Steuer behandelnder Gesetzentwurf, I^ndvalue» liill, fand 1903 im Unterhause eine Mehrheit von 90 Stimmen.

Ohne daß indessen noch etwas wesentliches erreicht worden wäre, lief die Amtsdauer des Parlamentes ab und im Januar 1906 fanden die Neuwahlen zum Unterhause statt. Zu allgemeiner Überraschung namentlich in England selbst brachten sie der liberalen Partei eine überwältigende Mehrheit. Von 670 Sitzen gehörten ihr 389, so daß sie damit stärker war, als alle übrigen Parteien zusammen. Die Unionisten waren auf 155 Stimmen zusammengeschmolzen, die irischen Nationalisten zählten 84 und die Mitglieder der Arbeiterpartei 42 Stimmen, zusammen 281. Was aber besonders ins Gewicht fiel und damit der liberalen Partei ihr besonderes Gepräge gab, war der Umstand, daß nicht weniger als 80 Mitglieder der beiden englischen Bodenreformvereinigungen, der len^uk tor tbe t»x»tiou ot Illuü vlllue» und der llluä uatioualisation »ociet?, ihr angehörten, die fest auf dem Boden einer sachgemäßen Besteuerung der Grundwerte und einer Reform der ländlichen und städtischen Bodenbesitzrechte standen. Dazu kam, daß sowohl der neue Premierminister Sir Campbell Bannermau, wie der Schatzkanzler Asquith vor und während der Wahl die Notwendigkeit dieser Reform betont hatten, und daß sich von den übrigen Kabinettsmitgliedern der Earl l'f Carrington, Mr. Lloyd George, Sir Edward Grey, Mr. Bryce, Lord Haldane und Mr. Morley, sowie Winston Churchill ebenfalls ihren Wählern gegenüber hierzu verpflichtet hatten.

Sogleich nach dem Amtsantritt der liberalen Regierung wurde ihr von den Vertretern von 115 englischen Gemeinden eine Petition um Einführung der Steuer nach dem gemeinen Wert auf den reinen Boden überreicht, wobei der Schatzkanzler Asquith seine volle Zustimmung erklärte und versicherte, von allen fiskalischen und sozialen Reformen sei dies die einzige, die sich allseitiger Zustimmung und Spm»pathie weit über die Parteigrenzen hinaus erfreue.

Dabei kündigte er zugleich die Absicht der Regierung an, zunächst eine Abschätzung des reinen Bodenwertes (ohne Baulichkeiten und Meliorationen) als Grundlage für die weitern Reformen vorzunehmen.

Dieser Erklärung folgend brachte die Regierung nicht lange darauf ein „Abschätzungsgesetz des reinen Bodenwertes für Schottland", Iau6 value wxation (8cotl»u6) diu, im Unterhause ein, und zwar zunächst allein für Schottland, weil hier der ganze Boden für die Aufnahme einer derartigen Reformbewegung, wie vorhin schon angedeutet wurde, am weitesten vorbereitet war.

Der Gesetzentwurf wurde im August 1906 vom Unterhause angenommen, darauf aber vom Haus der Lords verworfen.

Diese abweisende Haltung der Lords wurde nach Lage der Verhältnisse, wie sie sich inzwischen im Lande gestaltet hatten, allgemein als Herausforderung empfunden; in den weitesten Kreisen, die über die der liberalen Partei hinaus gingen, entstand eine starke Bewegung, die sich gegen das Oberhaus richtete, in dem man das Bollwerk und die Verteidigung des Großgrundbesitzes und damit auch zugleich den Widerstand gegen die geplanten und für notwendig erkannten Reformen erblickte.

Diese Lage suchte die Regierung nach Möglichkeit auszunutzen, indem sie Massenversammlungen zugunsten des Gesetzes abhielt und öffentlich erklärte, daß eine derartige, vom Unterhaus genehmigte Vorlage verfassungsmäßig überhaupt nicht vom Oberhause abgelehnt werden könne, daß das Oberhaus die ihm zustehenden Rechte überschreite und daß, wenn es bei seiner ablehnenden Haltung beharre, die Vorlage auch ohne seine Zustimmung Gesetzeskraft erlangen könne.

Die Stimmung im Lande, sowie den Standpunkt und die Absichten der Regierung bei der Durchführung der von ihr geplanten Reformen erkennt man am besten aus den vielfachen Kundgebungen der damaligen Zeit. Unter diesen zeichnen sich zwei Reden aus, die der Premierminister Campbell Bannerman und der Unterstaatssekretär Winston Churchill am 20. April 1907 bei Gelegenheit eines großen Festmahls und der Anwesenheit von mehr als 200 Parlamentsmitgliedern hielten; im nachstehenden sind aus diesen Reden einige Sätze angeführt, um daraus wenigstens in großen Zügen den Inhalt und die Bedeutung der hervorgerufenen Bewegung zu erkennen:

Sir Campbell Bannerman sagte:

„Was für Leute sind wir denn eigentlich? Wir sind weder übertrieben in unfern Forderungen, noch sind wir revolutionär, obgleich wir nicht vor «inschneidenden Reformen zurückschrecken! Wir denken weder an Raub noch an Konfiskation, sondern nur an die Befreiung des Landes von Gesetzen, die auf Konfiskation hinauslaufen.

Wir sind keine Zerstörer, wir erstatten Genommenes zurück! Wir wollen, daß .das Eigentum gerechter verteilt wird, als dies gegenwärtig der Fall ist! Wir sind nicht so sanguinisch oder töricht zu glauben, daß durch eine Gesetzgebung oder durch «ine Parlamentstagung Übel beseitigt werden, die der Niederschlag von Generationen sind; aber wir lassen

uns auch nicht entmutigen dulch die Riesenaufgabe, die sich UN« entgegengestellt, und wi» sind entschlossen etwas zur Besserung der Verhaltnisse zu tun.
Über die Tatsache, die der Bodenfrage zugrunde liegt, besteht kein Zweifel. Verlachten wil nur das eine, die zunehmende Entvölkerung des Landes. Sie ist schreckenerregend und darf nicht so weiter gehen! 1881 gab es in Groß-Britannien 983 (XX) Landarbeiter und 1901 nur noch 689 000, also eine Abnahme von 30 Prozent in 20 Iahren!
Selbst wenn wil die Einführung von Arbeit sparenden Maschinen in Betracht ziehen, genügt doch dies« Tatsache, um uns zu veranlassen, die Gesetze zu prüfen, die den Bodenbesitz regeln.
Der gegenwältige Zustand ist eine Quelle schwerer Beunruhigung für viele, je nach dem Standpunkte, den sie einnehmen; der eine denkt an die Armee, der andere an den Mangel tüchtiger Arbeitskräfte und wieder andere beunruhigt der Gedanke, daß.wir degenerieren, wenn die Quelle natürlicher Kraft versagt. Immerhin sind wir noch nicht so weit, daß nicht eine mannhafte und patriotische Tat den Zusammenbruch noch verhindern tonnte! und welches Ziel könnte einen starkem Appell an die Vaterlandsliebe stellen, als die Hebung unseres Volkes!
Man hört die Behauptung, der Verfall des flachen Landes sei der Preis, um das Wohl und Gedeihen unserer Städte zu erkaufen — als ob es unmöglich sei, gleichzeitig Industrie und Landwirtschaft erblühen zu lassen! Ich glaub« nicht, daß beides unvereinbar ist. Ich behaupte, daß wir weder an natürlichen Hilfsquellen, noch an Energie, noch an Bevölkerungszahl so beschränkt sind, daß wil die verlassenen Dörfer, die überfüllten Armenhäuser und die halb vernachlässigten Farmen, die die Kehrseite unserer Entwickelung bilden, als unabwendbares Schicksal hinnehmen müssen.
Nachdem wir einmal die Bodenfrag« aufgenommen und unser« Hand an den Pflug gelegt haben, weichen wil nicht wieder zurück!
Ich sag« natürlich nicht, daß die Einführung des Freihandels und die Entwickelung der Dampfkraft auf den Meeresstraßen nicht «inen großen Einfluß auf die ländlichen Verhältnisse hervorgerufen hat, aber die Frage ist die, wn wir unsere Pflicht und fassen w« unser« Kräfte zusammen, um diesen llbergang mit Erfolg zu überwinden, oder betören wil uni mit der Hoffnung, diese Dinge wülden mit der Zeit von selbst in Ordnung kommen?
Daran knüpft sich die andere Frage: Betrachten wir das Land als etwas zum Gebrauch und zum menschlichen Leben notwendiges oder unter dem Einfluß von Überlieferung und Gewohnheit ali etwas, in dem Luxus und Nutzen, Geschäft und Vergnügen, Sport und Arbeit, soziale Stellung und Volkswohl in willkürlicher Mischung vereinigt sind?
Wenn dem so ist, dann lassen wir es zu, daß auf der Landwirtschaft eine Last ruht, die k«in ande«« Gewerbe zu tragen hat!
Wenn ich sehe, wie die Zeit des Hauses tagelang mit der Diskussion ausgefüllt wird über die Rechte des Grundherrn auf seine Fasanen und Hasen, wenn man mir sagt, daß der einzig« ländlich« Erwerbizweig, der eine Zunahme aufweist, der der Iagdauffeher ist, und wenn ich höre, daß die Nachfrage nach Land zu Arbeitizwecken von «in«rn Ende zum andern überall Ablehnung erfährt, so sage ich, daß wir unsere Pflicht versäumen würden, wenn wir diesen Zuständen mit gefalteten Händen zusehen.
Unser« Aufgabe als Reformer ist es, das Land Unter ein solches Recht zu stellen, das seine Erschließung zu Arbeitszwecken erleichtert und sein« Nutzungsmöglichkeit auf« höckste steigert. Wir müssen darüber wachen, daß keine willkurlichen Hindernisse un« diesen Weg versperren.
Dasselbe gilt für die Wohnungsfrage. Hier hat schon das Gesetz für öffentlich« Gesundheit den Druck verstärkt, den man auf die Eigentümer vemachlässigter Wohnungen, auszuüben imstande war, die Wohnungsfrage ist nur ein Teil der Bodenfrage.

Hier handelt es sich darum, wie es möglich ist, billige Wohnungen für alle die zu
schaffen, die keine hohe Rente zahlen können, ohne daß die Steueikraft der Gemeinde in
Mitleidenschaft gezogen wird.
Vor allem bitte ich Sie, im Auge zu behalten, daß je mehr wir die Lebenshaltung
der Arbeiter heben, desto mehr auch ihr ülonomischer Wert steigt. Das sehen wir in Irland.
Die Brücke zwischen Land und Stadt wird die „Valuation Lill", das Boden-
«inschähungsgesetz, bilden, das, wie ich hoffe, noch in dieser Tagung zu«
Verabschiedung lommen wird.
Indem wi« vorschlagen, «ine Abschätzung des Bodens vorzunehmen getrennt von den
Gebäuden, ebnen wir den Weg zu einer Steuerreform in den Städten und vereinfachen
wir den Cnteignungsprozeß, denn wir stellen fest, wie viel von den Bodenwerten auf Rechnung
öffentlicher Aufwendungen fällt. Das ist ein unumgänglich notwendig vorbereitender Schritt
Cs ist ungerecht und ungesund, daß ein großer Teil der durch die Aufwendung aus
öffentlichen Mitteln geschaffenen Wert« auf den privaten Bodenbesitz übergeht, wobei es
sich nicht nur um diese handelt, sondern um die Werte, die allein durch die Tatsache der
Ansammlung vieler Menschen auf einem gegebenen Raum« hervorgerufen werden.
Das heutige System wirkt genau so hemmend auf Handel und
Gewerbe, wie «i da« Hochschutzzollsystem tun würde.
Wir werden den Freihandel stützen, wir werden die Wohnungsverhältnisse bessern,
wir werden für die organische Ausdehnung unserer Städte sorgen, indem wir die überfüllten
Zentren erleichtern werden.
Ich hoffe, wi« werden etwas tun können, um den größten ökonomischen Kräften
neuen Spielraum zu geben, die bei unfern veralteten Bodenbesitzrechten so gehemmt worden
sind, daß die Wohlfahrt des Landes darunter leidet.
Indem wir den Boden befreien, werden wir unser Volk heben. Wir werden uns
glücklich schätzen, wenn es uns gelingt, unfern Bauern wieder Mut zu geben, sowie das
Bewußtsein ihrer Würde, wenn sie ein« Scholle haben, auf der sie freie Männer und nicht
Knechte sind; und glücklich werden wir uns schätzen, wenn wir, ehe unser Tag vorbei ist,
unsere städtisch« Bevölkerung in freundlich fchimmernden Wohnungen hausen sehen, wo gesunde,
kräftige Kinder in Gärten spielen statt in dunkeln Gassen.
Wir sind entschlossen, die Bodenreform durchzufühlen, ohne
Überstürzung, »be« auch ohne Zaudern."
Der Staatssekretär Winston Churchill ergänzte diese Rede und führte u. a.
folgendes an:
„Wir haben allen den Mitteln zu begegnen, über die ein großes Monopol verfügt!
Wir haben gegen uns die ganze modern« Geldmacht! Wir haben zu kämpfen mit der Gleich-
gültigkeit und der Bequemlichkeit der Massen. Wir haben gegen uns das politische Gefüge
de« Klosseninteresfen und Privilegien und schließlich die innern Schwierigkeiten und Rätsel
des Gegenstandes selbst.
Die Regierung beabsichtigt «in« LandbUl vorzulegen, d« sich mit der Kleinsiedelung
beschäftigen soll als Gegenstück zu der in Schottland eingeführten. Wir wollen niemandem
sein Land stehlen, wir wollen einen fairen Marktpreis geben, wie zwischen Käufer und Ver-
käufer, und Boden, den der Staat einmal erworben hat, darf nie wieder veräußert werden.
Das städtisch« Problem ist nicht weniger wichtig als das ländliche, nur ein gut Teil
mehr umstritten. E« erregt wilde Leidenschaften. Während die Politik auf dem flachen
Lande nur allmählich wirken kann, erfordert die Reform unser« städtischen Steuern ein
rasches Vorgehen.

Wir kommen um die Frag« der ^Wertermittelung " nicht herum; wir brauchen eil, Einschätzungsgesetz, einmal um den Wert der Baustellen von den Baulichkeiten und Melio rationen zu trennen, zweitens um die Steuern nach der Leistungsfähigkeit zu verteilen, drittens um den Wertzuwachs abzufangen.
Wir müssen in der Gemeindesteuerpolitik denselben Triumph feiern, den die Reichs-steuerreform feiert« durch die Aufhebung der Kornzölle!
Es gibt nur zwei Wege, auf denen Menschen zu Wohlstand gelangen tonnen: durch Produktion — und durch Raub!
Produktion ist immer wohltätig, Raub ist immer verderblich; seine Erträge werden entweder von einigen wenigen in Besitz genommen oder im Kampf um den Besitz vergeudet.
Wir stehen hier, um endgültig auf die Seite der Produktion zu treten und jeglicben Raub aus unsern, Wirtschaftsleben zu tilgen.
Das augenblickliche Recht des Grundeigentums hindert, verkrüppelt und schränkt den Gewerbefleiß ein!
Es liegt nirgend die Absicht vor, den Vodcncigentümer zu berauben, aber wir wollen auch nicht, daß er uns beraubt!
Wir wollen keiner Klasse das nehmen, was ihr gehört, aber wir sind entschlossen zu verhindern, daß sich irgend «ine Klasse unter dem Schein der Gesetzlichkeit Werte aneignet, zu deren Erwerbung sie nichts getan hat, Werte, die nicht ihr, sondern der Gesamtheit gehören, Werte, die sie sich nur sichern kann durch Behinderung jedes sozialen und wirt-schaftlichen Fortschritt«!
Die Regierung schlägt vor, daß eine allgemeine Einschätzung des Grund und Bodens stattzufinden hat, des ländlichen wie des städtischen; daß dies« Schätzung dem wirklichen Markt-wert zu entsprechen hat, unabhängig von allen Baulichkeiten und Meliorationen, und daß diese Schätzung die Grundlag« abgeben soll für das Enteignungsverfahren, wie für die Be-steuerung.
Verschont uns mit dein llnsinn, das seien sozialistisch« und revolutionäre Pläne!
Dies« Forderung wird unterstützt von 550 Munizipalverwaltungen und sie lag der Bill Trevelyani zugrunde, die selbst die Billigung des letzten konservativen Parlaments gefunden hatte."
Die hier wiedergegebenen Stellen aus den Reden der beiden Minister, die «in vollkommen klares und bis in alle Einzelheiten durchdachtes Bodenreform-programm darstellen und noch durch weitere Kundgebungen auch anderer leitender Männer ergänzt und bekräftigt werden könnten, lassen die Stellung der Regierung und der gesamten liberalen Partei und die Entschiedenheit, mit der sie für ihre Auffassung eintritt, klar erkennen und enthüllen jedem, der die Bedeutung der Bodenfrage für das Leben und Gedeihen eines Volkes erkannt hat, die schwie-rige und drohende Lage der ganzen innern Verhältnisse des Landes.
Es galt einen Kampf gegen das durch Brauch und jahrhundertalte Tradition geheiligte Recht des Grundeigentums, das in dem Haus der Lords seine sicherste Stütze fand, gegen die geschlossene konservative Partei mit einer sehr einfluß-reichen über große Mittel verfügenden Presse und den Vertretern der bewaffneten Macht zu Lande wie zu Wasser, ferner gegen das Großkapital, gegen die von den Bestellungen der Marine und des Heeres abhängige Großindustrie und endlich gegen die Privatmonopole der Verkehrseinrichtungen, des Bergbaus, der Brenne-reien, Brauereien usw.

Dem gegenüber konnte sich die Regierung nur auf die Anhänger ihrer, der liberalen Partei stützen: der Vertretung des Handels, des Gewerbes, der Landwirtschaft usw., jedenfalls den kapitalmächtigen Konservativen gegenüber die minder bemittelten und begüterten Teile der Bevölkerung. Dazu traten dann noch die durch die Aussicht auf llome rule gewonnene irische Partei und die Mitglieder der Arbeitervertretung. Es galt also für die Regierung, diese so verschieden gearteten und unsichern politischen Bestandteile so lange zusammenzuhalten, bis die geplanten bodenreformerischen Gesetze unter Dach gebracht waren und ferner die Steuern anfingen fühlbare Erträge abzuwerfen, aus denen man dann schon von selbst auf die Richtigkeit der getroffenen Maßnahmen würde schließen können. Es war jedenfalls keine leichte Aufgabe, der die Regierung entgegen ging, und es bedurfte der vollen Überzeugung von der Wahrheit und der Gerechtigkeit ihrer Sache und eines hohen Maßes von Idealismus, um neben der sonstigen Leitung der Staatsgeschäfte in diesen schweren innern Kampf einzutreten, dessen Ausgang damals noch niemand voraussehen konnte.

Im Februar 1908 legte die Regierung dem Unterhause die von den Lords abgelehnten und inzwischen ergänzten beiden schottischen Bodengesetzentwürfe, ein Grundsteuer- und ein Bodenabschätzungsgesetz, nochmals zur Beratung vor; gleichzeitig wiederholte Asquith, der an Stelle des verstorbenen Campbell Bannerman die Leitung des Kabinetts übernommen hatte, das Versprechen der Regierung, auch für England ein Bodenabschätzungsgesetz einzubringen, wobei der Wert des Grund und Bodens auf der einen, der der Meliorationen auf der andern Seite scharf voneinander getrennt würden.

Noch ehe die Gesetzentwürfe für Schottland verabschiedet worden waren, erfüllte die Regierung dies Versprechen, und zwar durch eine zweite Vorlage vom 29. April 1909, von der im folgenden die Rede sein wird, und um die alsdann der eigentliche Kampf des Unterhauses mit dem Haus der Lords entbrennen sollte.

In der Voraussicht, daß das Oberhaus einen Gesetzentwurf, wenn er auf gleiche Weise wie der für Schottland diesem vorgelegt werde, ablehnen würde, hatte die Regierung einen Ausweg gewählt.

Sie ging dabei von der verfassungsmäßigen Bestimmung aus, daß, während das Unterhaus das Recht hat in Steuer- und Finanzfragen im einzelnen allein zu entscheiden, dem Oberhaus seinerseits das Recht zusteht, ein vom Unterhause eingebrachtes derartiges Finanzgesetz im ganzen abzulehnen. Es ist dies das sog. Vetorecht des Oberhauses.

Demgegenüber entzieht sich ihm das Recht, die Vorlage in ihren einzelnen Teilen abzuändern oder solchen Teilen die Genehmigung zu versagen.

Demgemäß hatte die Regierung das Bodensteuer- und das Landabschätzungsgesetz für England sachlich so mit dem laufenden Iahresbudget verbunden, daß es inhaltlich als ein einheitliches Ftnanzgeset z erschien. Dadurch wurde nun das Oberhaus vor die Entscheidung gestellt, das ganze

Budget des Jahres entweder anzunehmen, oder es abzulehnen, und zwar lediglich der darin enthaltenen Reformvorlage wegen, d. h. der besondern Forderungen oder Beträge wegen, die sich auf die genannten Gesetzentwürfe bezogen.

Zufällig nun, oder vielleicht auch absichtlich herbeigeführt, bot sich der Regierung bei der Aufstellung des Budgets für das laufende Jahr 1909/10 Gelegenheit, ihre im vorstehenden geschilderte Absicht zu verwirklichen:

Während nämlich die voraufgegangenen Jahre mehr oder minder hohe Überschüsse ergeben hatten, die zu Schuldentilgungen verwendet wurden, schloß das Jahr 1909 mit einem Fehlbetrage ab, der auf gewisse Ausfälle in den Einnahmen (Zuckersteuer, Stempelabgabe) zurückzuführen war. Auf Einzelheiten kann hier nicht «ingegangen werden.

Um diesen Ausfall, sowie die stets wachsenden Ausgaben für die Flotte und den erstmaligen Geldbedarf für die neu eingerichteten, in diesem Jahre in Kraft tretenden Versicherungsgesetze, insbesondere die Altersversicherung, zu decken, mußten sehr erhebliche Mehrforderungen in den Etat eingestellt werden.

Im ganzen betrug der budgetmäßige Ausfall, für den durch neue Steuern Deckung gesucht werden mußte, 18 067 000 ^— etwa 361 Millionen Mark; in diesen Betrag war als besonderer Posten eingeschlossen worden die Summe von 250 000 ^ — 5 Millionen Mark für die in Aussicht genommenen Arbeiten der „Abschätzung des reinen Bodenwertes".

Die Regierung beschloß nun diesen Ausfall in folgender Weise zu decken:

Abgesehen von einigen kleineren Beträgen, die sich auf die Abgaben für Kraftwagen bezogen, sollten die Erbschaftssteuer, die Branntwein- und die Tabaksteuer zu höhern Leistungen herangezogen werden, ferner die Einkommensteuer bei den höhern Ansätzen eine wesentliche Steigerung erfahren, dann die Schanklizenzsteuer um einen bedeutenden Betrag erhöht und dazu endlich neu in den Etat eingestellt und aufgenommen werden ein Betrag von 600 000 ^ — 12 Millionen Mark als das Einkommen aus den in Kraft getretenen neuen Bodensteuern.

Absichtlich war dieser Betrag so niedrig wie möglich eingeschätzt worden, weil er den Lords, falls sie die Verantwortung übernehmen wollten, das Budget als solches abzulehnen, die Handhabe dazu bieten mußte. Je kleiner nun die Summe war, um die es sich hierbei handelte, um so mehr trat es zutage, daß es nicht sachliche, finanzielle Erwägungen waren, die die Lords zu diesem Schritte veranlaßten, sondern prinzipielle, d. h. Erwägungen, die sich gegen die Position selbst richteten, gegen die darin enthaltenen Bodengesetze.

Eine Ablehnung des Budgets durch das Oberhaus mußte also die wahre Sinnesart der Lords, ihre Abneigung gegen eine Reform des Bodenrechts, vor dem Lande klar zum Ausdruck bringen.

Um diese beiden gewissermaßen in das Budget eingeschmuggelten Posten drehte sich in der weiteren Folge der eigentliche Kampf der Parteien im Hause der Gemeinen sowohl wie später im Haus der Lords.

Während die Liberalen das bodenreformerische des Inhalts immer von neuem in den Mittelpunkt der Erörterung zu stellen suchten, waren die Konservativen bestrebt, die Aufmerksamkeit hiervon ab und auf andere Dinge zu lenken, um, ehe es zur Entscheidung kam, wenn möglich die Regierung zu stürzen. Sie warfen der Regierung vor, die Verteidigung des Landes, namentlich die Flotte zu vernachlässigen und nicht genügend auf ihre Vergrößerung bedacht zu nehmen, sie erhoben die Anschuldigung, durch die Gewährung der Homerule für Irland, auf eine Lostrennung der Insel von dem Reiche hinzuarbeiten, und endlich versäumten sie nicht, die Blicke immer von neuem auf die Tarifreform zu lenken, die Rückkehr zum Schutzzoll, um auf diese sehr viel ertragreichere Weise, als durch Bodengesetze, die Mittel für die Durchführung sozialer Reformen (Versicherungsgesetze) und für die Flotte zu gewinnen. —

Nun kann es allerdings nicht zweifelhaft sein, daß die Art, wie die Regierung im vorliegenden Falle verfuhr, um ein in alle wirtschaftlichen und in die Rechtsverhältnisse des Staates tief eingreifendes Gesetz zur verfassungsmäßigen Annahme zu bringen, als ungesetzlich und in gewisser Hinsicht als Täuschung der Öffentlichkeit bezeichnet werden muß. Aber den liberalen Führern blieb kein anderer Weg, wenn sie nicht von vornherein ihr Spiel verloren geben und das Amt niederlegen wollten. Denn unter den mehr als 600 zählenden Mitgliedern des Oberhauses befinden sich kaum 100, die der liberalen Partei angehören, und selbst unter diesen fand sich noch eine Zahl von Trägern der angesehensten Namen, die sich als Großgrundbesitzer mit dem beabsichtigten Gesetz nicht einverstanden erklären konnten. Gegen eine solch überwältigende Mehrheit, das hatte die Erfahrung zu wiederholten Malen gezeigt, war mit sachlichen Gründen nichts auszurichten, und niemals konnte eine liberale Regierung darauf rechnen, ein Gesetz durchzubringen, das gegen die Machtansprüche, gegen die sozialen und sonstigen Vorteil« dieser in Wahrheit herrschenden Adelsklasse gerichtet war. —

Dabei waren es auf der andern Seite die dem Volke in Aussicht gestellten, in bestimmtester Weise zugesicherten bodenrechtlichen Reformen, die der liberalen Partei bei den Wahlen die Mehrheit verschafft und es überhaupt ermöglicht hatten, daß sich diese Partei am Ruder und in der Regierung befand.

In diesem Falle mußten alle Mittel, die zum Ziele führten, erlaubt und gerecht erscheinen, denn es handelte sich darum, den ausgesprochenen Willen der Nation zur Durchführung zu bringen. —

Diese eigentümlich verwickelten und schwierigen Verhältnisse lassen die Schärfe verstehen, mit der in der Folge der Kampf geführt wurde. Handelte es sich doch mehr oder weniger darum, eine durch Macht, Besitz und Recht festgewurzelte staatliche Einrichtung lahmzulegen oder zu beseitigen, um den Staat vor schweren innern Erschütterungen zu bewahren. Es ist unbegreiflich, daß diese Vorgänge im Auslande, vornehmlich in Deutschland so wenig erkannt und mit so geringer Teilnahme, wohl auch geringem Verständnis, betrachtet wurden. Wenn die

Öffentlichkeit bei uns sich mehr in diese Dinge vertieft und versucht hätte, die Zusammenhänge zu finden zwischen dem Auftreten der englischen Regierung nach außen hin und den zutage tretenden Erscheinungen des sich im Innern abspielenden Kampfes, würde vielleicht schon früher erkannt sein, daß das äußere schroffe Auftreten der Regierung bestimmt war, den Angriffen der Konservativen in dieser Hinsicht zu begegnen, und es würde die zwischen beiden Nationen eingetretene Verstimmung einer ruhigeren Auffassung Raum gegeben haben. —

Am 30. April 1909 brachte der Schatzkanzler Lloyd George in einer fünfstündigen Rede das Budget im Unterhaus« ein, indem er zugleich die Richtlinien der zukünftigen Sozialpolitik darlegte. Er führte hinsichtlich der neuen Bodensteuern aus, daß sie zuerst wenig einbringen, aber mit der Zeit sehr gute Erträge liefern würden, ohne je als drückende Härte empfunden zu werden.

Der Premierminister Asquith aber führte aus:

„Die Regierung hab« im Budget versucht, die nötigen Mittel aus denjenigen Quellen zu beschaffen, die diese Mittel aufbringen tonnten, ohne den Wohlstand dei Volke« mit Schaden zu belegen, ohne die Industrie zu belästigen und ohne notwendige und einfache Genüsse des Volkes zu beeinträchtigen. Der Hauptteil der Last werde auf die Schultern fallen, die sie am besten tragen tonnten. Die Opposition möge einen gerechteren und besseren Weg zeigen, als den vorgeschlagenen,"

Sechs Monate wogte der Kampf im Parlamente hin und her, und es wurde von der konservativen Partei kein Mittel unversucht gelassen, die Regierung zu veranlassen, die unbequemen bodenreformerischen Positionen aus dem Budget herauszunehmen, als dies nicht gelang, die Lesung zu verschleppen durch eine Unmasse von nicht ernst gemeinten Abänderungsanträgen, und als auch dieses nicht zum Ziele führte, wurden die gewagtesten Versuche gemacht, die Regierung zu verdächtigen und zu stürzen.

Am 23. Juni fand eine große Kundgebung der Börsen-, Bank- und sonstigen Finanzinteressenten gegen die Vorlage statt, an der sich auch gleichinteressierte Liberale und Freihändler beteiligten. Die Hauptredner waren die konservativen Lords Rothschild und Avebury und Viscount Goschen. Ferner erhielt die Opposition die Unterstützung des früher liberalen Premierministers Lord Rosebery, der in einem öffentlichen Schreiben erklärte: „Das Budget sei überhaupt kein Budget, sondern eine soziale und politische Revolution von der größten Bedeutung. Die neue Bodenbesteuerung sei ein ganz verfassungswidriger politischer Kniff. Das Volk müsse befragt werden, und es sei zu bedauern, daß die Verfassung kein Volksreferendum kenne."

Die Vorlage über die Bodenbesteuerung bezeichnete er in einer späteren Rede als die erste Stufe zur Verstaatlichung des ganzen Bodens.

Diesen Ausführungen trat Winston Churchill am 17. Juli in einer in Edinburg gehaltenen Rede entgegen, in der er ausführte:

„Das Nodenmonopol ist zweifellos nicht das einzige, aber es ist das größte von allen Monopolen, es ist ein ewig dauerndes, und ist die Mutter aller andern Arten von Monopolen. Es ist femer richtig, daß unverdienter Wertzuwachs an Boden nicht die einzige Art von unverdientem Gewinn ist, den sich jemand verschaffen kann. Aber er ist die hauptsächlichste Form von unverdientem Wertzuwachs, der Vorgängen entstammt, die dem öffentlichen Wohl unmittelbar schädlich sind. Boden, der eine Notwendigkeit für die menschliche Existenz, der die ursprüngliche Quelle allen Reichtums ist, der in seiner Ausdehnung durchaus beschränkt und in geographischer Hinsicht festgelegt ist — Boden unterscheidet sich von allen andern Arten von Eigentum in diesen ersten und wichtigsten Hinsichten."

Nach Widerlegung der einzelnen von Lord Rosebery erhobenen Anklagen fährt Churchill in folgender Weise fort: „Man vergleiche diese gesunden Vorgänge (den Gewinn eines Arztes, Rechtsanwalts, Zins- und Dividendengewinn u. a. m.) mit der Bereicherung, die ein Grundeigentümer erfährt, der zufällig ein Stück Land an der Peripherie oder im Zentrum einer unserer Großstädte besitzt und der rührigen Bevölkerung rings umher zusieht, die die Stadt <m jedem Tage größer, reicher, wohnlicher, berühmter macht, und der dabei still sitzt und nichts tut. Wege und Straßen werden angelegt, Eisenbahnen gebaut, elektrisches Licht macht die Nacht zum Tage, elektrische Bahnen sausen hin und her, Wasser wird aus Reservoiren hundert Meilen weit vom Gebirge hergeleitet — und während der ganzen Zeit sitzt der Grundeigentümer still. —

Ieder dieser Fortschritte wird durch Arbeit bewerkstelligt und auf Kosten anderer Leute. Viel« der wichtigsten werden auf Kosten der Gemeinde und der Steuerzahler ausgeführt. Auch nicht zu einer einzigen von all diesen Verbesserungen trägt der Bodenmonopolist als solcher bei, und doch wächst durch eine jede von ihnen der Wert seines Bodens erheblich. Er leistet der Gesellschaft keinen Dienst und steuert nichts zur allgemeinen Wohlfahrt bei, selbst nicht zu der Entwickelung, aus der seine Bereicherung entspringt."

Außer Lord Rosebery fiel dann noch ein Teil der liberalen Unterhausmitglieder, 25 an der Zahl, die selbst stark mit Landbesitz begütert waren, von der gemeinsamen Sache ab und ging ins konservative Lager über.

Um in der Lage zu sein, sich ein möglichst vollkommenes Bild von den vornchmlichsten Kämpfern und Mitgliedern des Kabinetts in dieser schwierigen Konfliktszeit zu verschaffen, scheint es angezeigt, neben den im vorstehenden schon angeführten Auszügen aus einigen Reden auch noch einzelne Sätze von Kundgebungen des Schatzsekretärs Lloyd George, des eigentlichen Vaters des Budgets, hier wiederzugeben:

Lloyd George sagte in seiner Begründungsrede der Budgetvorlage:

„Wir haben namentlich während der letzten 60 Iahre Reichtümer in einen, in der Weltgeschichte fast einzigartigen Umfange angehäuft. Aber es geschah mit einer erschreckenden Vergeudung an Menschenmaterial. Wir haben auf die robuste Lebenskraft der ländlichen Bezirke Groß-Britanniens und namentlich Irlands losgewirtschaftet und seine Energie so sorglos in der entnervenden Atmosphäre städtischer Fabriken und Werkstätten verausgabt, als sei der Vorrat unerschöpflich. Wir beginnen jetzt zu begreifen, daß wir von unserm Kapital hergaben und zu einem unheilvollen Kurs. Es ist Zeit, eine ernste, einmütige Anstrengung zu seiner Erneuerung zu machen."

Und ferner: „Die sozialen Aufwendungen haben viel Geld gekostet, aber unendlich viel mehr eingebracht. Würde der Besitz murren über einen erheblichen Beitrag zur Förderung der Sicherheit, die eine der wichtigsten Voraussetzungen seines Fortbestandes ist,

murren über den Schut z der alten Leute vor Armut und Entbehrung, deren Fleiß und Arbeit diesen Besitz entweder geschaffen oder ertragreicher gemacht hat, dann wäre er nicht nur schmutzig, sondern auch kurzsichtig."
Der Minister schloß seine Rede mit folgenden Worten:
„Warum sollte ich das Volk belasten? Ich gehöre zu den ^Kindern des Volke«.
Ich kenn« ihre Lage, und Gott soll mich davor bewahren, daß ich die Sorgen, die sie mit so viel Geduld und Tatkraft tragen, auch nur um einen Gran vermehrte. Mein oberster Gedanke war, daß das Budget keine Tasche leerer, kein Schicksal härter machen dürfe!"
Am 30. Oktober 1909 schrieb Lloyd George in einem angesehenen englischen Vlatt, der Nation:
„Eine vernllnftige Bodenverteilung ist die Grundlage des nationalen Wohlergehen«.
Die wahre Bedeutung der Begeisterung für das Budget ist die, daß das Land sich gegen das Landmonopol empört. Dies Monopol hat unsere ländlichen Bezirke entvölkert; es hat alte Industrien von unfern Dörfern vertrieben und das Entstehen neuer verhindert; es hat die Hochlande entvölkert und ihre kostbare Bevölkerung, die das beste Material für die Verteidigung des Vaterlandes lieferte, bis an die Enden der Erde zerstreut; es hat das natürliche, gesunde Wachstum unserer Städte gehemmt; Straßen, die voll wirtlicher Heime sein könnten, mit reichlichem Raum, um die Kraft der arbeitenden Bevölkerung aller Klassen zu erhalten, sind in luftlose Blöcke häßlicher Gebäude verwandelt worden, die ein Schandfleck unserer großen Städte und ein« Gefahr für die Zivilisation sind."
Erst am 7. Oktober wurde di« Einzelberatung im Unterhause geschlossen, und endlich am 4. November erfolgte die Abstimmung, in der mit 379 gegen 149 Stimmen das Budget in wesentlich unveränderter Form, wie es eingebracht war, angenommen wurde.
Am 22. November begann die Lesung im Oberhause. Es war anfänglich zweifelhaft, ob das Haus der Lords der verhältnismäßig geringen Summe von 12 Millionen Mark wegen die Verantwortung für das Scheitern der Vorlage würde übernehmen wollen und damit das Unterhaus herausfordern, sich endgültig mit ihm um das Monopol der Steuerbewilligung, um das Vetorecht der Lords auseinanderzusetzen.
Indessen siegte die Einsicht, daß es geratener sei, es jetzt nicht durch eine glatte Ablehnung zum Äußersten zu treiben, sondern günstigere Zeiten und Umstände abzuwarten, um die ins Schwanken geratene Machtstellung von neuem zu befestigen und wiederherzustellen.
So entschied man sich dahin, zu erklären, daß es nicht gerechtfertigt sei, dem Gesetz die Zustimmung zu geben, bevor dies nicht dem Urteil des Landes unterbreitet sei. Man beugte sich also der höhern Einsicht und der Autorität des Volkes, indem man hoffte, sich hierdurch neue Sympathien zu erwerben.
Am 30. November wurde auf Antrag des Marquis of Landsdowne die vorstehende Entscheidung zum Beschluß erhoben.
Das Unterhaus empfand dieses Vorgehen der Lords der Tatsache nach als

eine Ablehnung des Budgets und damit als einen Eingriff in die traditionellen
Rechte dieses Hauses und als einen gewaltsamen Bruch der Verfassung.
Der Premierminister Asquith antwortete im Namen der Gemeinen mit einem
Protest und begründete die Vorlage dieser Protestresolution u. a. mit folgenden
Worten:
«Der neumodische Zasarismus, der die Lords in ein Organ dei Volkswilleni verwandele,
sei eine der seltsamsten Erfindungen unserer Zeit. Alles Gerede darüber, die Vorlag« vor
das Volk zu bringen, sei ganz seichtes politisches Geschwätz gewesen. Die Lords hätten
die Finanzvorlage verworfen nicht aus Liebe zu«, Volk, sondern au« Haß gegen das Budget.
Das Haus sei in eine Lage gekommen, die in der Geschichte des Parlaments ohne
Beispiel sei. Als das Budget das Hau« der Gemeinen verlassen, habe es in größerem Maße
«U irgend ein« andere Vorlage das wohlerwogene Werk de« Volksvertreter dargestellt. Im
Laufe einer Woche sei dies« ganze Arbeit in Grund und Boden getreten worden. Zum
ersten Male in der englischen Geschichte seien die vom Unterhause und der Krone im Iahres-
budget gemachten Bewilligungen durch ein« Körperschaft annulliert, die «nerkanntermaßen
nicht die Macht habe, auch nur ein« einzige vom Unterhaus« bewilligt« Steuer abzuändern.
Cs wllrde der bisherigen Überlieferung unwürdig sein, wenn d»i Hau« auch nur «inen Tag
vergehen ließe, ohne darüber Klarheit zu schaffen, daß es nicht gesonnen sei, die schwerst«
Schmach und die unerhörtesten Übergriffe, die ihm seit zwei Iahrhunderten widerfahren
seien, zu ertragen."
Im Dezember d. I. nahm das Unterhaus einen Antrag der Regierung an, der
besagte: „Das Vorgehen der Lords, die es abgelehnt haben, dem Finanzentwurf
für das laufende Fiskaljahr Gesetzeskraft zu verleihen, charakterisiert sich als ein
Verfassungsbruch und als eine Anmaßung der Rechte des Unterhauses." Zugleich
teilte der Premierminister dem Hause mit, daß er dem Könige geraten habe, das
Haus der Gemeinen aufzulösen, und daß der König diesen Rat angenommen habe.
Die Auflösung erfolgte am 10. Januar 1910, die Neuwahlen wurden auf den
14. d. M. ausgeschrieben.
Aus der vorhergehenden Schilderung geht unzweifelhaft hervor, daß der ein-
zige Grund der großen Erbitterung und rücksichtslosen Schärfe, womit die Lords
und Unionisten den Kampf gegen die Finanzvorlage der Regierung führten, in
dem Sinn und in der Auslegung der beiden bodenreformerischen Zusätze lag, die
der Schatzkanzler dem Jahresbudget eingefügt hatte. Gin sachlicher Grund, die
Vorlage abzulehnen, war somit für die Lords eigentlich nicht vorhanden, und es
ist daher auch schwer zu entscheiden, welche Erwägungen sie tatsächlich dazu be-
stimmt hatten, die Frage dem Volke zur Entscheidung vorzulegen.
Es war für sie unmöglich in dem nun sich entwickelnden Entscheidungskampf,
wenn man so sagen soll, mit offenem Visier zu fechten. Den eigentlichen Grund
ihrer Ablehnung, die Sorge um ihre Grundrechte und um ihre persönliche Macht-
stellung, vermochten sie öffentlich nicht auszusprechen, denn um diese zu mindern
und allenfalls zu beseitigen, war die liberale Mehrheit überhaupt zustande
gekommen und das jetzige Kabinett gewählt worden. In dieser Hinsicht
also konnten sie nicht hoffen, bei den bevorstehenden Neuwahlen ein für sie

günstigeres Ergebnis zu erzielen. So blieb denn nur die Hoffnung für sie übrig, daß die Zeit eine Änderung der Lage herbeiführen werde insofern, als es später einmal gelänge, alle auf der Seite des gegenwärtigen Grundeigentums stehenden Kräfte zu gemeinsamem Vorgehen zu vereinigen, und zweitens, durch erneute Angriffe die liberale Regierung bei dem Volke in Mißkredit zu setzen.

Andrerseits konnten sich die Lords allerdings auch nicht verhehlen, daß es ein gewagtes Spiel war, das sie spielten, denn auch die liberale Partei war zum äußersten entschlossen und Asquith gab dem in einer im Dezember stattfindenden liberalen Versammlung Ausdruck, indem er sagte: „Unsere alleinige Aufgabe ist es nun, den Grundsatz der Repräsentativverfassung auf eine unerschütterliche Grundlage zu stellen. Wir werden kein Amt annehmen oder verwalten, wofern wir nicht diejenigen Bürgschaften haben, die für eine gedeihliche gesetzgeberische Tätigkeit unserer Partei notwendig sind." Zugleich forderte er von den Wählern die Ermächtigung zu einem Gesetz, das den Lords das Recht abspricht, sich überhaupt mit Finanzangelegenheiten zu befassen. —

Nach alledem unterlag es keinem Zweifel, daß, wenn die bevorstehende Wahl wiederum die liberale Mehrheit an die Regierung brächte, damit auch das Budget angenommen sei, und daß mit der Annahme des Budgets sich der allmähliche Übergang zu den liberalen Anschauungen über das Bodenrecht vollzog. Dem ersten Schritt würden bald weitere folgen, wie die Regierung wiederholt ausgesprochen hatte, und mit dem unumschränkten Eigentumsrecht und der bisherigen Machtfülle des Großgrundbesitzes war es dann für alle Zeiten wohl vorbei. —

Während nunmehr, wie schon früher, die Liberalen alles taten, um die Bodenreform in den Mittelpunkt des Wahlkampfes zu stellen und immer von neuem darauf zu verweisen, daß es sich allein darum handele, ohne das Besitzrecht als solches anzugreifen, das Riesenbodeneigentum der Lords zu einer gerechten Steuer heranzuziehen, suchten die letzteren und mit ihnen die Konservativen als gute Taktiker, die Aufmerksamkeit von diesen Punkten ab und auf andere Dinge zu lenken.

Zunächst verurteilten sie das verfassungswidrige Vorgehen, Gesetze, die sie im einzelnen bereits verworfen hatten, wie das Gesetz der Besteuerung der Bodenrente und das der Besteuerung der Schankkonzessionen, in ein Finanzgesetz hineinzuarbeiten und diese Gesetze dadurch ihrem, das heißt der Konservativen, Einfluß zu entziehen.

Dann waren es Begriffe wie „Reichseinheit, Flotte und Tarifreform", die den Lords und ihren Mitkämpfern zu Schlagworten geworden waren und immer von neuem herangezogen wurden, um unter ihrem Schirm die verhaßten Reformgesetze zu be/cimpfen:

Sie sahen die Rrichseinheit bedroht, weil sie in der Home Rule, für die die liberale Regierung eintrat, das heißt in einer weitgehenden Selbstverwaltung Irlands, die Loslösung der Insel und eine Zertrümmerung des vereinigten Königreiches erblickten.

Die Unzulänglichkeit und die Vernachlässigung der Flotte war der andere Vorwurf, den man den Liberalen machte. Diese leider mit so großem Erfolg betriebene Agitation fand willige Unterstützung in den Kreisen der Marine, des Heeres, der Großindustrie, des Kapitals und der hiervon abhängigen Presse. Mit allen zu Gebote stehenden Mitteln griffen diese Gegner die Regierung an, indem sie ihr, unter beständigem Hinweis auf das schnelle Wachsen der deutschen Flotte, die Gefahren einer Invasion und ähnlichen Unsinn vorhielten, sowie den heimatlichen Schutz verhindert und teuer erworbene Rechte vernachlässigt und preisgegeben zu haben. Alle patriotischen Register wurden gezogen, und nichts erwies sich, bei der übergroßen Empfindlichkeit des Engländers für seine seebeherrschende Stellung und der Gutgläubigkeit der deutschen Presse in diesen Dingen, dankbarer als die immer in neuen Tonarten erklingende gleiche Melodie.
Dazu kam als dritter Punkt der Hinweis auf die Tarifreform oder auf die Frage der Rückkehr zum Schutzzollsystem. Als Lockmittel dient hierbei der Hinweis auf den sog. Imperialismus, den wirtschaftlichen Zusammenschluß des Mutterlandes mit seinen Kolonien. Kein Gedanke ist bei der Masse des Volkes beliebter und schmeichelt seiner Eigenliebe mehr als dieser.
In Wirklichkeit ist bei dem Unabhängigkeitsgefühl der großen Kolonien die Frage nach der Möglichkeit eines Zusammenschlusses nicht leicht zu beantworten. Jedenfalls sind die praktischen Schwierigkeiten außerordentlich groß und erfordern von allen Seiten Opfer und Beschränkungen. Dazu kommt, daß einsichtige Engländer längst davon überzeugt sind, daß das finanzielle Ergebnis in keinem Verhältnis stehen wird zu dem organisatorischen Aufwand, der mit der Einrichtung verbunden ist; und es handelt sich doch, wie man weiß, darum, die bedeutenden Kosten aufzubringen für die Durchführung der allgemein für notwendig befundenen sozialen Reformen. —
Wenn trotzdem immer von neuem die Frage der Tarifreform auch in einsichtigen Kreisen auftaucht, so liegt der Grund vielmehr darin, daß der englische Kaufmann es als unbillig empfindet, wenn auf der einen Seite England seine Grenzen anstandslos der Einfuhr fremder Güter öffnet, während andrerseits die fremden Nationen sich mit mehr oder minder hohen Zollschutzmauern umgeben. Auch hier bot und bietet noch immer Deutschland den Konservativen eln willkommenes Feld der Agitation. Man verwies darauf und auf den unvergleichlichen Aufschwung, den dieses Land unter dem Schutz seiner Zollgesetze in Handel und Industrie genommen habe und sich dessen beständig rühme, England in vielen Punkten bereits eingeholt oder gar überflügelt zu haben. Man schuf daraus Waffen gegen die Regierung und warf ihr vor, daß sie nicht auch Schutzzölle einführe, und sei es auch nur, um Deutschland zu zwingen, die seinigen fallen zu lassen.
Professor Dr. von Schulze-Grävernitz schreibt über diesen Punkt in seiner 1908 erschienenen Abhandlung: England und Deutschland.

„Die Tatsache, wie verstimmend die dulch unser Schutzzollsystem großgezogene Schleuder-
konkurrenz in den davon betroffenen englischen Kreisen wirkt, kann gar nicht ernst genug
betont werden. Man mag den englischen Narionalcharatter einschatzen wie man will, für
eins hat er ein sehr feines Gefühl, und das ist für „kair vi»?", das heißt ehrliches Spiel,
Wenn nun die deutsche Industrie den Nutzen, den sie im Inlande aus den Zöllen zieht,
dazu benutzt, um im Auslande unter Fabrikationspreii zu verkaufen, so ist das in den
Äugen des englischen Fabrikanten weiter nichts wie unlautere« Wettbewerb.
Auf gleich und gleich macht er sich anheischig, mit der ganzen Welt zu konkurrieren,
aber es hort für ihn auf ein ehrliches Spiel zu sein, wenn der deutsch« Konkurrent von
seiner Negierung Geschenke bekommt, die es ihn» gestatten, billiger zu verkaufen, als er selbst
die Ware herstellen kann. Wenn unter diesen Umständen der Ruf nach Vergleichszöllen
immer vemehmlicher erschallt, so ist das nicht zu «erwundem. Ihre Einführung aber würde
die deutsch« Industrie sehr schwer tteffen. Nur das eine Gute würde der Übergang England«
zum Schutzzollsystem haben, es wäre der Anfang vom Ende dieses Systems, denn die wirt-
schaftlichen Verhältnisse Europas werden alsdann so unerträglich werden, daß Verträge zur
graduellen Beseitigung der Zölle zur zwingenden Notwendigkeit werden.
Durch seinen Freihandel hat uns England mehr genützt, als es uns durch alle politischen
Widerstände zusammengenommen gehemmt hat."
So bot sich der Opposition denn auch in dieser Hinsicht Deutschland als eine
willkommene Handhabe, um die Öffentlichkeit in England von den innern Ver-
hältnissen auf die vermeintlichen politischen Gegner und Rivalen zu lenken und
so Verwirrung zu stiften.
Wenn man sich nun diese Vorgänge vor Augen hält und gleichzeitig berück-
sichtigt, daß die deutsche Öffentlichkeit über diese Dinge in der mangelhaftesten
Weise unterrichtet wurde, sich daher mehr oder weniger im Schlepp der konser-
vativen englischen Presse, nicht ernst zu nehmender Hetzer und Schreier
mit häufig hochklingenden Namen befand, so daß der vereinzelte Ruf ehr-
licher Männer und Warner ungehört verhallte, so muß man zu der Überzeugung
kommen, daß gegenseitiges Mißverstehen das meiste zu der allmählich entstehenden
und immer schärfere Formen annehmenden Verstimmung beigetragen hat.
Jedenfalls haben die Erfahrungen der letzten Zeit, während der zwischen Eng-
land und Deutschland herrschenden Spannung gezeigt, daß sich auch heule noch ein
Volk durch eine geschickt geleitete Agitation in gefährliche politisch« Wallung und
Erregung bringen läßt, wobei es für den einzelnen im Auslande schwer ist, sich ein
zutreffendes Urteil über die Ursache solcher Erregungen zu bilden, und daß daher
auch das Urteil anderer nur mit Vorsicht aufgenommen werden sollte.
Inzwischen fanden im Januar 1910 die Neuwahlen statt und brachten be-
kanntlich der liberalen Partei von neuem die Mehrheit; allerdings war diese
zahlenmäßig nicht unerheblich geringer als 1906 und glich sich mit der Stimmen-
zahl der Unionisten im wesentlichen aus. Der Widerstand der Konservativen
hatte also nicht umsonst gewirkt.
Immerhin ist unter Hinzurechnung der irischen Nationalisten und der Ver-
treter der Arbeiterpartei die Mehrheit genügend groß, um mit Erfolg die weiteren

Maßnahmen des wiederum an die Spitze der Regierung getretenen Kabinetts zu stützen. Als ein unzweifelhafter Erfolg der liberalen Partei aber und der Tatsache, daß die liberale Auffassung vom Bodenrecht inzwischen im Volke an Tiefe gewonnen hatte, ist hervorzuheben, daß die Zahl der Mitglieder aus den beiden die Bodenreform vertretenden Organisationen sich auf 111 vermehrt hatte.
Unmittelbar nach dem Zusammentritt des Parlamentes wurde die Finanzbill in der früheren Form von neuem eingebracht. Sie durchlief die beiden Häuser ohne in der Folge wesentlichen Widerstand zu finden und wurde am 27. April endgültig vom Oberhause angenommen und damit zum Gesetz erhoben.
Von diesem Tage an befindet sich also England tatsächlich im Besitz eines Gesetzes über die Besteuerung des Wertzuwachses am Grund und Boden und über die Abschätzung des Wertes des Landes als der Grundlage demnächst einzuführender weiterer Bestimmungen und hierunter namentlich eines Gesetzes über die Besteuerung des reinen Bodenwerts.
Betrachtet man hiernach die Lage der Dinge, wie sie sich für die liberale Rcgierung gestaltet hat, so hat diese allerdings einen vollständigen Sieg über das Haus der Lords davon getragen; aber dies hindert nicht, ihre Lage zum Grundbesitz noch immer als eine sehr schwierige zu bezeichnen.
Der Konflikt ist keineswegs beendet, die Gegenpartei denkt nicht daran, das Spiel für verloren zu geben, sie hofft vielmehr darauf, daß kommende Gelegenheiten und veränderte Verhältnisse es ihr ermöglichen werden, die liberale Herrschaft zu stürzen und die Bodengesetze wieder zu beseitigen.
Die Geschichte aber lehrt, daß die Gunst des Volkes ein unsicherer Verlaß ist, und daß sie sich leicht, so lange der sichtbare Erfolg noch fehlt, neuen Einflüssen zuwendet. Die Konservativen aber werden nichts unterlassen, um in gleicher Weise wie zuvor der Regierung Schwierigkeiten zu bereiten und sie in den Augen der Nation in Mißkredit zu bringen.
Einstweilen werden die Einnahmen aus den neuen Steuern nur spärlich fließen, erst mit der Zeit sind größere und wachsende Einkünfte zu erwarten, erst dann lassen sich die geplanten sozialen Reformen in ihrem ganzen Umfange durchführen und vor allem auch die die Arbeit und ihre Erzeugnisse belastenden Steuern vermindern. Bis dahin wird es der Regierung an schweren innern Kämpfen nicht fehlen, und es wird ihrer ganzen Energie und Geschicklichkeit bedürfen, um den gegen sie geführten Stößen auszuweichen und die eingeschlagene Richtung der Reformen nicht zu verlieren.
Wenn man sich diese Lage der Dinge vor Augen hält, so wird man zugeben müssen, daß einer derartig in Anspruch genommenen Staatsleitung nichts unwillkommener sein kann, als äußere Verwickelungen, die ihre Aufmerksamkeit von dem eigentlichen Ziel ihres Strebens ablenken und die Durchführung der Re. formen erschweren und hindern. Namentlich aber ist es ein Krieg mit einer auswärtigen Macht, den eine solche Regierung unter allen Umständen zu vermeiden

bestrebt sein wird, und zumal in diesem Falle ein Krieg mit Deutschland, von dem sich jeder einsichtige Staatsmann sagen wird, daß sein Ausgang in höchstem Grade ungewiß ist, daß er unter keinen Umständen dem Lande irgend welchen Nutzen, sondern nur unermeßlichen Schaden bringen, und der endlich alle Aussicht auf Reformen, auf Besserung der vielfach bedenklichen innern Zustände auf lange, wenn nicht auf immer vernichten wird.

Ein englisches Parlamentsmitglied, W. H. Dickinson, äußert sich in dem Iuliheft der „Deutschen Revue" über diese Frage in folgender Weise, die wohl als typisch für die Auffassung englischer Kaufleute gelten mag. „Wenn man einen Deutschen fragt, warum er glaubt, daß England mit seiner Nation Krieg anzufangen wünscht, so wird er auf die bekannte Tatsache hinweisen, daß in den letzten Jahren die deutschen Geschäftsleute in der ganzen Welt ernstliche Rivalen der Engländer geworden sind, und wird sagen, er begreife es, daß die letzteren über diesen Wettbewerb so arg verstimmt sind, daß sie es mit Freuden ansehen würden, wenn die deutsche Flotte so bald wie möglich vernichtet würde und die deutschen Kayfleute von der Meeresfläche verschwänden."

Nachdem der Verfasser dann nachgewiesen, daß, wenn der deutsche Handel in den letzten Jahren gewaltig zugenommen habe, der englische im Verhältnis nicht minder, vielleicht sogar in einem noch höheren Maße, fährt er folgendermaßen fort: „Tatsächlich hegen denn auch die Handelskreise in England keine so törichten Gedanken über diese Frage, wie manche Deutsche sie ihnen zuschreiben. Sie sind sich vollkommen darüber klar, daß ihre Interessen unlöslich mit der Erhaltung des Friedens verknüpft sind und daß ein Krieg mit Deutschland über ihre Geschäfte unmittelbare Katastrophen heraufbeschwören würde, für die selbst ein siegreicher Kampf sie nicht entschädigen würde.

Je mehr man die Folgen eines Krieges zwischen England und Deutschland überdenkt, um so klarer wird es, daß man keinen entsetzlicheren Fehler machen könnte, als sich in einen solchen Krieg einzulassen mit dem Gedanken, daß der Handel eines der beiden Völker Vorteil davon haben könnte."

Wenn man nun diese Betrachtungen zusammenhält mit den Kundgebungen englischer Minister aus der letzten Zeit und den Äußerungen führender Personen aus beiden politischen Parteien, wie sie die Iuninummer des „Nord und Süd" zum Ausdruck gebracht hat, so wird man die Überzeugung gewinnen, daß weder die Nation als Ganzes, noch die liberale Regierung, noch auch die konservative Partei kriegerische Absichten gegen Deutschland hegt oder überhaupt ernstlich in Erwägung gezogen hat.

Die Vertreter des Volkes erklären, daß si« einen Krieg mit Deutschland als ein nationales Unglück ansehen; der Einsicht der englischen Regierung muß man zutrauen, daß sie über Deutschlands Geschichte und den Charakter des deutschen Volkes so hinreichend unterrichtet ist, um zu wissen, daß ihm trotz allen

Spielens mit dem Feuer nichts ferner liegt als ein Krieg mit dem stammverwandten England.

Überdies sind die leitenden Staatsmänner durch die ihnen am Herzen liegenden Reformen so in Anspruch genommen, daß sie keine anderen Gedanken als friedliche hegen können.

Die konservative Partei aber benutzt die „deutsche Gefahr", das Wachsen des deutschen Handels und der Flotte, nur als Mittel zum Zweck. Bei der einmal bestehenden Reizbarkeit des englischen Volkes und im Verein mit einer wenig gezügelten Presse geht ihr Streben dahin, durch Erregen der öffentlichen Meinung der Regierung Schwierigkeiten zu bereiten und sich als Oppositionspartei in traditioneller Weise, bei geeigneter Gelegenheit, auf die Plätze der liberalen Führer niederzulassen.

Ist aber hiermit der Beweis erbracht, daß hüben wie drüben im Grund« nur friedliche Absichten herrschen, so scheint es an der Zeit, daß die öffentliche Meinung in Deutschland das unfruchtbare Gebiet, die Phantasie eines möglichen Krieges mit England, verläßt, um sich notwendigeren Dingen zuzuwenden, eingedenk der Wahrheit, daß die Stärke eines Landes nicht allein in seiner Rüstung beruht, sondern mehr noch in der gesunden Kraft und in der Zufriedenheit seiner Bewohner; sie gilt es vor allem zu heben und zu entwickeln.

Hannover, im August 1912.

I. Oldekop, Vizeadmiral z. D.

Iustizrat Dr. Baumert:

Was bringen die Beschlüsse der Kommission des Abgeordnetenhauses zum preußischen Wassergesetzentwurs Neues?

Der preußische Wassergesetzentwurf, welcher dem Abgeordnetenhause vorgelegt worden ist, ist von diesem an eine Kommission verwiesen worden. Die Kommission hat die erste Lesung beendigt und ihre Beschlüsse in dankenswerter Weise veröffentlicht. Nachstehendes bezieht sich auf die Beschlüsse der ersten Lesung. Die zweite Lesung soll am 10. September beginnen.

So zutreffend der Entwurf im allgemeinen die wasserrechtlichen Bestimmungen geregelt hat und ihm zu regeln gelungen ist, so ist es doch der Kommission des Abgeordnetenhauses auch geglückt, recht erhebliche Verbesserungen an dem Entwurf vorzunehmen. Im Nachstehenden können nur die wichtigsten Kommissionsbeschlüsse hervorgehoben werden.

1. Gemeingebrauch und Wasserzins.
Zunächst hat die Kommission in 8 25 als zum Gemeingebrauch gehörig auch das Kahnfahren, das Eislaufen und die Entnahme von Eis und Wasser für die eigene Haushaltung und Wasserwirtschaft freigegeben und insoweit den Entwurf verbessert. Sie hat damit eine große Tat getan, indem sie dem Beispiel anderer Wassergesetze, insbesondere dem sächsischen Gesetz vom 12. März 1909 (8 22), gefolgt ist, und sei ihr hierfür besonderer Dank dargebracht. Die deutsche Jugend wird hiervon Gebrauch zu machen wissen. Allerdings kommt der hinkende Bote nach. Es heißt nämlich im 8 39, daß die Wasserpolizeibehörde den Gemeingebrauch aus Gründen des öffentlichen Wohles regeln, beschränken oder verbieten kann.
Das Baden und Schlittschuhlaufen ist darnach zwar allgemein erlaubt. Indes verbietet die Polizei das Baden außerhalb der Badeanstalten und das Schlittschuhlaufen außerhalb der abgesteckten Eisbahnen. So verbietet auch die Spandauer Polizei bei Strafe das Eislaufen außerhalb der Eisbahnen und macht dies immer wieder bekannt. Die Kinder kehren sich zwar nicht sonderlich daran. Erwachsene, die bloß auf dem Eise neben der Bahn zusehend gestanden haben und gar nicht Schlittschuh gelaufen sind, sind schon bestraft worden. Daß eine derartige Handhabung böses Blut macht, leuchtet ein.
Indes wie verhält es sich mit der fiskalischen Verpachtung von Eisflächen zum Schlittschuhlauf nach dem Entwurf? Der Fiskus wird sich auch mit Leichtigkeit des 8 39 bedienen können, um jedenfalls eine Pacht für die Anlage einer Eisbahn zu erlangen. Vielleicht führt aber doch dieser allgemein von der Kommission ausgesprochene Grundsatz der Freiheit für Eislaufen, Kahnfahren dazu, daß eine mildere Handhabung allmählich bei den Behörden Platz greift. Nach 8 10s» können bei Wasserläufen erster Ordnung, nämlich bei schiffbaren Strömen, für die über den Gemeingebrauch hinausgehende Benutzung Gebühren zur Staatskasse erhoben werden. Damit wird durch den Entwurf der sogenannte Wasserzins eingeführt. Es fragt sich, ob diese Abgabe auch von Badeanstalten und Eisbahnen gefordert werden kann.
Nach dem Wortlaut von 8 106», nicht, da dieser ausdrücklich einen Wasserzins nur gestattet, sofern die Wassernutzung nicht unter den Gemeingebrauch fällt. Baden und Eislaufen sind aber als zum Gemeingebrauch gehörig nach 8 25 jedermann freigegeben. Ich fürchte jedoch, der Fiskus wird Wege finden, um eine Pacht von Badeanstalten und Eispächtern wie bisher zu erheben. Denn er kann geltend machen, daß er den Pachtzins (oder Wasserzins) sich nicht für das Baden zahlen läßt, sondern für die Erlaubnis, daß auf einer Fläche des öffentlichen Stroms eine Badeanstalt (eine Gebäulichkeit) errichtet wird, er wird also den Wasserzins für die von der Badeanstalt eingenommene Grundfläche des Stroms beanspruchen, welche Fläche ja gerade infolge Errichtung der Badeanstalt

dem Gemeingebrauch nicht mehr zugänglich bleibt, also eigentlich dafür, daß diese Fläche dem Gemeingebrauch entzogen werden darf. Ähnliche Rechtsausführungen können für das Verpachten von Eisflächen geltend gemacht werden.
Meines Erachtens erscheint es aber recht hart, wenn eine Badeanstalt, die an einem Fluß wie der Oder seit Jahrhunderten bestanden hat, jetzt plötzlich eine Abgabe an den Staat zahlen soll. Sollten nicht wenigstens Badeanstalten, deren wir viel zu wenig in unserm Lande haben, von derartigen Abgaben ein für alle mal frei gelassen werden? Allerdings, wenn der Staat sie frei läßt, was das richtige wäre, so wird man ihm statt des Wasserzinses vielleicht besser das Recht dafür zugestehen müssen, daß der Preis für die Benutzung der Anstatt eine gewisse Höhe nicht überschreitet oder daß es mindestens an gewissen Wochentagen einen billigeren Eintrittspreis gibt. Eine derartige Wassergesetzgebung würde viel sozialer und hygienischer wirken, als die wenigen Mark, die der Staat sich etwa)on Badeanstalten mit Hilfe des Wasserzinses künftighin erringen wird. Diese geringen Abgaben und ihre geringen Erträge haben nicht bloß keinen Einfluß auf die Finanzen des preußischen Staates, sondern sie schaden der Gesundheit unseres Volkes und der Ausbildung der Körper unserer Jugend. Wir müssen auch dahin kommen, wohin die Griechen gekommen sind, daß kein Kind des Schwimmens unkundig aus der Schule entlassen wird. Aber wir sind noch weit davon entfernt.
Auch aus dem Schlittschuhlaufen sucht der Staat mit Hilfe eines Wasserzinses eine Abgabe herauszuschlagen. Ich vermag es nicht für gerechtfertigt zu finden, daß Eisbahnen auf öffentlichen Wasserläufen und auf öffentlichen Wasserflächen gegen so hohe Geldzahlungen verpachtet werden, daß der Pächter einen höheren Eintrittspreis als 10 Pfennige verlangen muß, und um nur auf seine Kosten zu kommen, Eintrittspreise bis zu 30 Pfennigen erheben muß. Sollte wirklich der Staat nicht wenigstens den Schulkindern auf öffentlichen Gewässern freie Eisbahn gewähren können und sollte er nicht auch den ärmeren Klassen eine Eisbahn freihalten? Der Fiskus ist eben auch bei uns zu fiskalisch und die Regierung übersieht bei der Wahrung der fiskalischen Interessen all zu sehr das Gemeinwohl und die Volksgesundung. Also fort mit dem Wasserzins auf Badeanstalten und bei den zum Eislauf zu verpachtenden Eisflächen der öffentlichen Ströme! Sorge vielmehr der Fiskus dafür, daß die Badeanstalten und die Eisbahnen gegen billiges Entgelt benutzt werden können, sodaß der Pächter auch auf seine Rechnung kommen kann, ohne weitere Abgaben zu zahlen. Man verpachte die Eisbahnen nicht an diejenigen, die die meisten Abgaben an den Staat zahlen, sondern verpachte sie an diejenigen, die sich erbieten, die billigsten Eintrittspreise zu erheben. In gleicher Weise verfahre man mit den Badeanstalten.
Wenn man daher Wasserflächen für Badeanstalten und zum Eislauf künftig mit der Maßgabe verpachtet, daß nur ganz niedrige Eintrittspreise erhoben werden dürfen, so schließt das selbstverständlich nicht aus, daß daneben in zweiter Stelle

auch Badeanstalten und Eisbahnen eröffnet werden, bei denen nur gegen höheres Entgelt der Eintritt gestattet zu werden braucht. Aber allgemein auf die Forderung eines höchsten Entgelts zu streben, ist fehlerhaft.

Man spricht jetzt viel von den Grunewaldseen, daß sie vertrocknen und in andere Hände übergegangen seien und daß sie eingezäunt werden. Aber schon vor Jahren wurde der Schlachtensee an einzelnen Stellen eingezäunt, sodaß die Anlieger nicht einmal etwas Wasser aus dem See schöpfen konnten. Wird dies künftig nach dem Entwurf zulässig sein? Es kommt dies darauf an, ob der See einen Abfluß hat oder nicht. Wenn er einen Abfluß hat, dann ist auf ihm das Eislaufen freigegeben und das Schöpfen auch. Es wird der Eigentümer des Sees dann also denselben doch wohl nicht so einzäunen dürfen, daß man darauf nicht Eislaufen darf und daß man darin kein Wasser schöpfen kann, vielleicht auch nicht so, daß man gar nicht darin baden kann. Bei den Grunewaldseen kommt noch in Betracht in Rücksicht darauf, daß, weil ihr Wasserstand zurückgetreten ist, ihre Grundfläche weiter geht, als der jetzige Wasserstand, und daß daher der Eigentümer des Sees den Zaun an die Grenze, also mehrere Fuß vom Beginn des Wasserstandes ab hinein in das Land setzen könnte.

Wenn allerdings die Grunewaldseen schon so zurückgegangen sind, daß sie sämtlich keinen Abfluß mehr haben, dann findet an ihnen nach dem Entwurf auch kein Gemeingebrauch mehr statt. Dann können sie wie andere Grundstücke eingezäunt werden.

2. Behörden.

Von vielen Seiten ist immer und immer wieder die Schaffung besonderer Behörden für die Wasserwirtschaft, nämlich die Schaffung besonderer Wasserämter verlangt worden, weil die Überzeugung doch weite Kreise erfaßt hat, daß unsere jetzt bestehenden Behörden nicht imstande sind, die wasserrechtlichen Fragen zutreffend, d. h. aus den wasserwirtschaftlichen Bedürfnissen heraus zu entscheiden, zu regeln, zu ordnen und zu beaufsichtigen. Man braucht dazu Menschen, die etwas mehr und öfter sich mit dem Wasserrecht beschäftigen, als solche, die etwa höchstens alle 3 Jahre einmal eine wasserrechtliche Streitfrage entscheiden. Wenn in der Technik die Arbeitsteilung immer weitere Fortschritte macht, so darf die Wasserwirtschaft damit nicht zurückbleiben. Wenn man jetzt in Preußen die Zivilrechtspflege und Verwaltungsrechtspflege getrennt hat, so entspricht dies dem Grundsatz der Arbeitsteilung, und wenn wir in der Arbeitsteilung weiter fortschreiten, so ist nicht daran zu zweifeln, daß die betreffenden Beamten immer tiefer eindringen werden in die einzelnen Schäden und den Ansprüchen der Interessenten besser gerecht werden können.

Der Entwurf hat jedoch von der Schaffung besonderer Wasserämter abgesehen. Er hat zwar für jede Provinz einen Wasserbeirat zur begutachtenden Tätig-

keit sowie einen Stromausschuß vorgesehen und die Bildung von Schauämtern bei Wasserläufen zweiter und dritter Ordnung gestattet. Die Kommission ist jedoch mit Recht weitergegangen. Sie hat die Bildung von Schauämtern für Wasserläufe zweiter und dritter Ordnung als zwingend vorgeschrieben und damit die Selbstverwaltung sicherlich gefördert.

Die Kommission hat auch weiter, und dies dürfte ihr Hauptvcrdienst sein, den Kreisausschuß möglichst ausgeschaltet und die Erledigung aller wichtigeren Sachen dem Bezirksausschuß übertragen. Der Bezirksausschuß ist nach den Beschlüssen der Kommission in hervorragender Weise mit der Ordnung der wasserrechtlichen Verhältnisse betraut, die irgendwie von größerer Wichtigkeit sind, und das mit Recht; denn nur beim Bezirksausschuß ist es möglich, daß eine übersichtliche Teilung stattfinden kann und daß dort sich sachkundige Personen herausbilden, die sich nur oder doch hauptsächlich nur mit wasserrechtlichen Fragen beschäftigen.

Es ist eine glückliche Lösung der Kommission, daß das Wasserbuch beim Bezirksausschuß von einem besonderen Beamten, der damit zu betrauen ist, geführt werden soll. Es ist dies die Schaffung eines Wasseramts auf Umwegen. Denn schafft man Beamte, die sich nur mit wasserrechtlichen Fragen zu beschäftigen haben, so sind dies Wasserbeamte und es verschlägt nicht viel, daß ihr Amt nicht geradezu Wasseramt heißt. Es fragt sich allerdings, wie der Bezirksausschuß künftig zu gestalten sein wird. So wie ersetzt ist, wird es nicht weiter gehen, selbst wenn der Bezirksausschuß keine wasserrechtlichen Funktionen übertragen erhält. Denn schon die Rechtsprechung in der Reichszuwachssteuer wird es dahin bringen, daß der Bezirksausschuß immer mehr überbürdet wird, und so werden wohl beim Bezirksausschuß mehrere Kammern gebildet werden müssen, vielleicht eine Kammer für die Grundwcrtsteuer und Reichszuwachssteuer, eine für die wasserrechtlichen Fragen und eine für die allgemeine Verwaltung der Gemeinden und Städte.

Man tue dies und versehe diese Kammern stets mit einem für das Richteramt zugelassenen Beamten, der ständig darin sitzen muß gewissermaßen als Dezernent der Kammer; man teile die Ehrenbeisitzer nach den Kammern, sodaß jede Kammer besondere Ehrenbeisitzer erhält. Denn will man überhaupt die Ehrenbeisitzer an diesem wichtigen Gerichtshofe aufrecht erhalten, so wird man sie entlasten müssen. Es geht nicht an, daß die ehrenbeamteten Personen im Bezirksausschuß so oft, vielleicht wochenlang sitzen müssen und ihrem Berufe entzogen werden. Es ist undenkbar, daß der einzelne unstudierte Laienbeisitzer für alle Fragen der Wertzuwachssteuerordnung, der Gewerbesteuerordnung, des Wassergesetzes und für sonstige Fragen insoweit sich einarbeiten kann, um irgendwie dem gelehrten Mitgliede zu helfen.

Schafft man aber — es wird mit der Zeit geschehen müssen — bei dem Bezirksausschusse Kammern mit besonderen Dezernenten und besonderen Ehrenbeisitzern, so würde die Arbeitsteilung einen Schritt weiter machen und damit unsere Verwaltungsrechtsprechung ganz wesentlich gefördert werden.

Sollten wir die Schaffung besonderer Kammern beim Bezirksausschuß dem Wassergesetz verdanken, so wird das Wassergesetz sich ein großes Verdienst um die allgemeine Staatsverwaltung erwerben.
Die Kommission hat zwar den Antrag 142 auf Verstärkung des Bezirksausschusses abgelehnt. Indes wird sich später eine derartige Ergänzung des Bezirksausschusses ganz von selbst machen, sobald seine Überbürdung festgestellt sein und sich erwiesen haben wird. Die Kommission hat daher mit der Erweiterung der wasserrechtlichen Tätigkeit des Bezirksausschusses das Richtige getroffen. Wenn sie daneben den Kreisausschuß für die unbedeutendsten Sachen noch für zuständig gelassen hat, so mag dies als eine Konzession der Regierung gegenüber mit in Kauf genommen werden.
Aber die Kommission hat noch ein weiteres Verdienst sich erworben. Während der Entwurf der Ortspolizeibehörde, also in der Regel dem Amtsvorsteher, die Wasserpolizeigewalt für Wasserläufe dritter Ordnung übertrug, hat die Kommission die Wasserpolizeigewalt nicht bloß für Wasserläufe zweiter, sondern auch für Wasserläufe dritter Ordnung grundsätzlich dem Landrat (in Stadtkreisen der Ortspolizeibehörde) übertragen, allerdings mit der Maßgabe, daß der Landrat ganz nach seinem Belieben die Wasserpolizeigewalt in einzelnen Fällen oder allgemein einem beteiligten Amtsvorsteher übertragen kann. In dieser Art der Übertragung liegt ein gewisses Moment der Rechtsunsicherheit, wenn auch der Entwurf es bei den allgemeinen Rechtsmitteln gegen die Verfügungen des Amtsvorstehers beläßt. Es fragt sich, kann der Landrat die einmal erlassene Übertragung widerrufen? Man wird dies wohl anzunehmen haben. Dann fragt es sich weiter, gilt die Übertragung für die ganze Amtszeit des Amtsvorstehers? Auch dies wird zu bejahen sein. Schwerlich gilt sie aber über die Amtszeit des Landrats hinaus. Ein neuer Landrat würde also wieder von neuem seine Befugnisse beschränkt oder unbeschränkt dem betreffenden Amtsvorsteher zu übertragen haben.
Wie dem auch sein mag, jedenfalls stellen die Vorschläge der Kommission bezüglich der Behörden in allen Punkten eine bedeutende Verbesserung dem Entwurf gegenüber dar.

3. Entschädigung.

Bei der Entschädigungsfrage hat auch die Kommission erhebliche Verbesserungen an dem Entwurf vorgenommen. Zu diesen Verbesserungen rechne ich, daß die Kommission mehrfach, wo nach dem Entwurf nur eine billige Entschädigung den Geschädigten zugesprochen ist, an Stelle der Entschädigung durch Billigkeit volle Entschädigung gewährt. Immerhin hat sie in einigen Fällen die billige Entschädigung gelassen, ja sie in 8 51 Abs. 1 neu eingeführt, während sie in 8 52 bei Veränderung des Grundwasserstandes volle Entschädigung daraus gemacht hat. Auch in diesen Fällen hat sie das Richtige getroffen.

In zwei Punkten ist sie nicht bloß über den Regierungsentwurf, sondern
sogar noch über das jetzt geltende Gesetz hinausgegangen. So hat sie
nämlich in 8 24a den Grundsat z ausgesprochen, daß für den Schaden, der
durch die unerlaubte Verunreinigung eines Wasserlaufs entsteht, der Unternehmer
der Anlage, von der die Verunreinigung herrührt, allemal aufzukommen hat, so-
fern er nicht gerade beweist, daß die Verunreinigung durch höhere Gewalt verur-
sacht worden ist. Zum ersten Male ist dieser Grundsatz bei uns den Bahnen
gegenüber ausgesprochen worden (vergl. 8 1 des Reichs-Haftpflicht-Gesetzes).
Mit Recht geht die Kommission weiter und läßt diesen Grundsatz auch dem Unter-
nehmer gegenüber gelten, der Anlagen unterhält, durch welche das Wasser ver-
unreinigt werden kann.
In der Praris ereignete es sich nicht selten, daß in der Nacht plötzlich irgend-
wie der Flußlauf verunreinigt wurde. Man konnte zwar feststellen, daß eine
grobe Verunreinigung stattgefunden hatte, und daß ein großer Schaden verur-
sacht war, endlich nach vielen Nachforschungen auch, daß die Verunreinigung
nur von einer bestimmten Fabrikanlage am Flusse herrührte, aber man konnte ein
Versehen, ein Verschulden ihrem Besitzer nicht nachweisen. Die Klage des Ge-
schädigten wurde daher mangels Nachweises eines Verschuldens vom Gericht ab-
gewiesen, denn es konnte nicht festgestellt werden, wie sich die Sache zugetragen
hatte. Die betreffenden Arbeiter waren vielleicht entlassen oder fortgelaufen
und niemand wußte etwas Näheres. Sollte man diesen Grundsatz, den die
Kommission bei der Verunreinigung der Flüsse mit Recht ausgesprochen hat, nicht
auf wasserwirtschaftliche Unternehmen verallgemeinern? Sollten nicht auch die
Stadtgemeinden, die ihre Druckrohre durch andere Städte und Dörfer durchführen,
für ein Platzen des Rohres und den dadurch verursachten Schaden aufzukommen
haben, auch wenn ein Verschulden sich nicht nachweisen läßt?
Sollte nicht auch der Besitzer einer Stauanlage oder Schleuse für den Scha-
den, den ein Durchbrechen der Schleuse verursacht, verantwortlich sein, sofern der
Schaden nicht durch höhere Gewalt verursacht ist? Man denke doch an das
Blechen der Sperrmauer bei einer Talsperre. Durch die Talsperre und die
Schleuse haben die Unternehmer Reichtümer auf Reichtümer gehäuft, und wenn
infolge irgend welcher mißlichen Verhältnisse die Schleuse bricht oder die Sperr-
mauer reißt und das Wasser das untergelegene arme Dorf wegspült, sollte da der
reiche Unternehmer nicht für den Schaden aufzukommen haben, auch weun ihm
gerade nicht ein Verschulden nachzuweisen ist? Ich möchte dies bejahen.
Wird eine solche Gesetzesbestimmung geschaffen, so werden Versicherungs-
gesellschaften in kurzer Zeit bereit sein, die Unternehmer gegen diese Schäden zu
versichern. Aber die Versicherungsgesellschaften werden auch dafür sorgen, daß
die Schleusen und die Wehre immer sorgfältig instand gehalten werden, sodaß ein
Brechen derselben nach menschlichem Ermessen ausgeschlossen ist, und so würde

eine solche Gesetzesbestimmung zum Inslebenrufen der Versicherung und sicherlich erheblich zur Verminderung solcher Schäden beitragen.

Der Beschluß der Kommission in 8 24», wonach der Unternehmer nur im Falle höherer Gewalt vom Schadenersatz frei ist, dürfte daher — trotz des Widerspruchs der Regierungsvertreter nicht bloß beizubehalten, sondern womöglich zu verallgemeinern sein.

Hat die Kommission so in 8 24» in schöpferischer Weise neue Rechtsgrundsätze gebildet, so hat sie in ähnlicher schöpferischer Weise in 8 313», den Schaden weitergehend bemessen, als das bisher in unserem Recht zulässig war, nämlich in den Fällen, in welchen zugunsten eines Unternehmens bei der Verleihung sich ein Privateigentümer gewisse Beschränkungen gefallen lassen muß, wie die Pflicht der Durchlegung einer Wasserleitung durch das Grundstück, der Anschluß eines Stauwerks an das Ufer. In diesen Fällen soll der Unternehmer, der derartige neue Anlagen mit Benutzung fremden Grundeigentums Herrichten will, dem davon betroffenen Grundstückseigentümer nicht bloß den Schaden ersetzen, der bisher bei uns als Schaden erachtet ist, sondern es soll nach 8 313» bei Bemessung des Schadens jedes Interesse des Geschädigten berücksichtigt werden, also insbesondere auch, wie die Beratungen der Kommission ergeben, die Unbequemlichkeiten und Unannehmlichkeiten, die ein Privateigentümer dadurch hat, daß durch sein Grundeigentum eine Wasserleitung geführt wird, die doch ständig beaufsichtigt und kontrolliert werden muß usw. Es soll jedes Interesse des Beschädigten bei Berechnung des Schadens berücksichtigt werden. Solche Unbequemlichkeiten und Unannehmlichkeiten hatte unser Recht bisher nicht in Geld entschädigt im Gegensatz zum französischen Recht.

Der 8 313» bedeutet für unser Recht eine Neuerung, einen erheblichen Fortschritt über den Begriff des Schadens, er ist mit Freuden zu begrüßen und wird hoffentlich dazu führen, daß unsere engherzige Auffassung vom Schadenersatz allmählich einer weitergehenden Auffassung Platz macht, die dem Recht des Geschädigten besser gerecht wird.

Wenn ein Unternehmen, wie ein wasserrechtliches Unternehmen, auf Grund der Verleihung fremdes Grundeigentum beansprucht, um Gewinn zu machen, so erscheint es recht und billig, wenn der dadurch betroffene Grundeigentumer nicht bloß den Schaden ersetzt erhält, den er nach der jetzigen Auffassung unserer Richter auf Heller und Pfennig nachweisen kann, sondern auch eine Entschädigung für die Unannehmlichkeiten, die ihm zugefügt werden, ohne daß gerade sein Vermögen betroffen wird. Man sollte lieber derartige Rechte, wonach man fremdes Grundeigentum zu wirtschaftlichen Unternehmungen in Anspruch nehmen darf, vermehren und dabei den Grundsatz des 8 313» befolgen, als durch Ängstlichkeit, weil man doch dem Grundeigentümer niemals allen Schaden ersetzen kann, von der Gewährung solcher Rechte absehen.

Das Privateigentum an Grundstücken ist jetzt großen Anfeindungen ausgesetzt

und es sind Bestrebungen an der Tagesordnung, die mittelbar oder unmittelbar zur Aufhebung des Privateigentums führen. Dieser Kampf gegen das Privateigentum wird sich mindern, sofern der Gesetzgeber in weiser Fürsorge versteht, die Rechte, die sonst die Zwangsenteignung gewährt, andern privatwirtschaftlichen Unternehmungen in leichterer Weise zuteil werden zu lassen. Damit komme ich zu einem anderen Punkte.

4. Notwege.

Wenn ich bisher die Beschlüsse der Kommission nur habe loben und rechtfertigen können, so ist leider ein Beschluß der Kommission eine grobe Verschlechterung des Entwurfs. 8 310 des Regierungsentwulfs lautete folgendermaßen:

„1. Fehlt einem Grundstücke die zur ordnungsmäßigen Benutzung notwendige Verbindung mit einem Wasserlauf erster Ordnung als Schiffahrtsstraße durch Wege-, Gleis- oder ähnliche Anlagen, so kann der Eigentümer von den Nachbarn verlangen, daß sie bis zur Hebung des Mangels die Benutzung ihrer Grundstücke zur Herstellung der erforderlichen Verbindung dulden.

2. Die Nachbarn, über deren Grundstück der Notweg führt, sind durch eine Geldrente zu entschädigen."

Diese Bestimmung hat die Kommission gestrichen mit der Befürchtung, daß dadurch dem davon betroffenen Privateigentümer zu viel zugemutet werde, indes meines Erachtens zu Unrecht. Will man auf dem Gebiete der wirtschaftlichen Unternehmungen Fortschritte erreichen, so darf man diese Fortschritte nicht durch die Grenzen des Privateigentums unmöglich machen. Sofern der betroffene Grundeigentümer Entschädigung reichlich, meinetwegen sogar überreichlich erhält, wird man dies kaum als eine Härte erklären können. Aber nicht zu billigen ist es, wenn Unternehmer es verstehen, mit Hilfe des Privateigentums das Eigentum anderen wertlos zu machen. So verstand es ein Ziegeleibesitzer rechtzeitig einen Streifen Land an der Wasserstraße zu erwerben, sodaß die dahinter liegenden Tonberge ohne seine Zustimmung nicht ausgebeutet werden konnten. Warum soll einem Tonlager oder einem Kieslager, welches nur durch einen Stichkanal bis zur nahen Schiffahrtsstraße erschlossen werden kann, diese Möglichkeit nicht wirtschaftlich und rechtlich gegeben werden, auch wenn der Stichkanal durch fremdes Grundeigentum gehen muß? Liegt es doch gerade im Interesse der Landwirtschaft, derartige Schätze des Bodens heben zu können. Und wenn auf Grund eines im Mittelalter entstandenen Rechts unser preußisches Berggesetz jedem unbedeutenden Braunkohlenwerk die Befugnis erteilt, fremdes Grundeigentum zu seinem Zweck zu benutzen, so wird man in heutiger Zeit wohl zugeben müssen, daß Braunkohlen zu fördern jetzt volkswirtschaftlich oft weniger wert ist, als ein Kieslager zu erschließen. Wenn man daher schon im Mittelalter zugunsten des Bergbaus nicht bei dem Privateigentum Halt machte, so wird mau wohl in heutiger Zeit diese Grundsätze des Bergbaus verallgemeinern und sie auf wasser-

wirtschaftliche Unternehmungen übertragen dürfen. Wird doch gerade unser Bergrecht allgemein als vorzüglich anerkannt.

Nun kann man einwenden, daß bei uns ja ein Zwangsenteignungsgesetz besteht und daß auf Grund desselben sehr wohl fremdes Grundeigentum in Anspruch genommen werden kann. Allerdings für große Unternehmungen reicht das Gesetz aus, aber dem kleinen Mann, den mittelstandlichen Unternehmungen wird dadurch niemals geholfen werden können. Man verallgemeinere daher bei wasserwirtschaftlichen Unternehmungen jenen Grundsatz des Bergrechts und gebe der Fabrik und dem Privatmann, der sein Grundstück mit dem nahen Wasserwege durch einen Stichkanal verbinden will, das Recht, ihn durch fremdes Grundeigentum legen zu dürfen*). Nur wenn es uns gelingt, die wasserwirtschaftlichen Schätze zu erschließen, nur wenn es uns gelingt, zahlreich Stichkanäle in unsere mit teurem Gelde erbauten und instand gehaltenen Wasserstraßen zu führen, wird die Allgemeinheit von den Wasserstraßen einen Vorteil haben und wird das ganze Land in wasserwirtschaftlicher Hinsicht aufblühen können. So wenig die Vollbahnen der Nebenbahnen entbehren können und diese möglichst viel Anschlußgleise haben müssen, ebenso muß auch der Schiffahrtskanal allen Interessenten den Anschluß möglichst leicht machen. Sollte statt des Stichkanals zweckmäßiger nur ein Schienengleis gelegt zu werden brauchen, wie der 8 310 des Entwurfs vorschlug, so wird man erst recht das Mindere dem wirtschaftlichen Unternehmen zugestehen müssen. Aber selbst dieses Mindere hat die Kommission gestrichen, meines Erachtens zu Unrecht.

Man stelle 8 310 des Entwurfs wieder her, und erweitere ihn auf Stichkanäle, dann wird unsere Volkswirtschaft von den Schätzen des Wassers in jeder Weise Gebrauch machen und dadurch aufblühen können. Dann wird für die Unternehmungen der heutigen Volkswirtschaft das private Grundeigentum keine Fessel mehr sein.

») Zweckmäßig ist bereiti in Z 15 de« Wasserstraßengesetzes vom 1. April 1905 die Enteignung für Stichkanäl« erheblich erleichtert. Ihre Zulässigkeit wird darnach schon vom Bezirksausschuß ausgesprochen. Diese Erleichterung ist im Entwurf leider nicht aufgenommen.

Ocheimrat Pros. Dr. Ludwig Geiger:

Handschriftenjagden.

Aus meinem Skizzenbuch.

Wer einmal Blut geleckt hat, findet Geschmack daran. Wer einmal Hand-
schriften ediert hat, den läßt la tureur <!e I'iuMit, wie ein Franzose einmal
gesagt hat, nicht wieder los. Ich habe als junger Doktor vor nunmehr 44 Jahren
angefangen, Briefe deutscher Humanisten in der damaligen Kaiserlichen Biblio-
thek in Paris und in Bibliotheken deutscher Provinzstädte abzuschreiben, — fast
ein halbes Jahrhundert treibe ich nun dieses edle Jagdvergnügen. Denn es ist
eine Freude und zugleich oft eine wilde Jagd. Nichts falscher als die Vorstellung
des Laien und des jungen Gelehrten, daß das Finden von Handschriften eine so
einfache Sache sei. Das bequemste ist ja freilich, wenn man in eine Bibliothek
geht, von der man weiß, daß sie Handschriften verwahrt, und sich die betreffenden
vorlegen läßt, oder noch bequemer ist es, daß man an die Verwaltung schreibt und
sich die Bände ins Haus kommen läßt, was wenigstens die Direktion der Dres-
dener Bibliothek früher mit unvergleichlicher Liberalität tat. — Aber die Sache
hat mitunter ihre Haken.

Gleich meine erste Handschriftenjagd hatte einen solchen. Als LOjähriger
junger Schriftsteller ging ich nach Paris. Ich pürschte nach Briefen des großen
Humanisten Johannes Reuchlin nnd wußte, daß die Briefbücher eines deutschen
bildungsfreundlichen Mönches Nikolaus Elbogen in Paris aufbewahrt würden.
Der große Historiker Georg Waitz in Göttingen, mein unvergeßlicher Lehrer, hatte
mir ein offenes Empfehlungsschreiben an den damaligen Chef des Handschriften-
kabinetts Leopold Delisle gegeben. Dies gab ich ab. Aber die Sache war nicht
so einfach, denn die Kenntnisse des Herrn Delisle im Deutschen waren nicht allzu
groß, Waitz hatte deutsch geschrieben und zwar in einer ziemlich undeutlichen
Handschrift. Da hieß es nun für mich, der ich gerade kein fertiger Franzose
war, die schwere Handschrift zu entziffern und dem Gewaltigen zu übersetzen. Aber
es ging und ich bekam die Handschrift.

Das war zwar auch ein Rennen mit Hindernissen, aber keine eigentliche Jagd,
und von Jagden möchte ich hier erzählen.

I. Goethe.

Als ich das Goethe-Jahrbuch herauszugeben anfing (1881), gab es noch keine
Goethe-Gesellschaft und kein Goethe-Archiv; tausende von Goethe-Briefen waren
ungedruckt. Es war keine leichte Aufgabe, sie den Besitzern zu entreißen, denn
viele, wenn nicht die meisten, saßen fest auf ihren Schätzen. Zwei Männer, von
denen der eine noch unter den Lebenden weilt, nenne ich dankbar, die aufs liebens-

würdigste nicht nur jeder Bitte entsprachen, sondern, sobald sie etwas Unveröffentlichtes erworben hatten, mir davon Kenntnis gaben und die Erlaubnis zur Veröffentlichung erteilten: Alerander Meyer-Cohn in Berlin und Karl Meinert, damals in Dessau. Bei manchen Besitzern bekam ich leichten Zutritt, z. B. dem kürzlich verstorbenen Baron Schimmelpfennig v. d. Oye, dem Gatten der großen Sängerin Matilde Mallinger, der mir, dem Unbekannten, auf einen Besuch hin kostbare Blätter anvertraute. In anderen Fällen ging es schwerer.
In einem Verzeichnis ungedruckter Goethe-Briefe stand zu lesen, „ein Inseitiger Brief Goethes an seine Schwiegertochter ist in der Königlichen Bibliothek zu Berlin in der Varnhagenschen Sammlung gefunden worden, er wird im Goethe-Jahrbuch 1882 veröffentlicht werden". Kaum hatte ich die Notiz gelesen, als ich in die Königliche Bibliothek ging. Damals konnte man, namentlich wenn es sich um wichtige Briefe handelte, nicht ohne weiteres im Handschriftenzimmer sich das betreffende Stück vorlegen lassen, man mußte sich vielmehr an den Oberbibliothekar wenden, wie der oberste Leiter zu jenen Zeiten hieß. Der Dberbibliothekar war der berühmte Hgnptologe Lepsius. Neuere deutsche Literatur galt in jenen vergangenen Zeiten noch nicht als besonders wissenschaftlich; neuere deutsche Romane wurden nur ausnahmsweise verliehen, die Goethe-Philologie war noch in ihren Anfängen. Als ich daher dem etwas wortkargen und nicht leicht zugänglichen Herrn meine Bitte vortrug, begegnete ich keiner großen Sympathie. Nach längerem Schweigen war seine einzige, in eine Frage gekleidete Antwort: „Was steht in dem Briefe?" Worauf ich erwiderte: „Das möchte ich selbst gerne wissen." Auf diese Antwort hin bekam ich die Erlaubnis zur Benutzung des Briefes. Meine Erwartungen wurden indessen sehr getäuscht, die angeblichen 12 Seiten schrumpften auf IV2 zusammen und auch der Inhalt erwies sich als nicht besonders bedeutend.
Die Hauptstätte für Goethefunde war natürlich auch damals schon Weimar. Drei Jagdgründe waren hier aufzusuchen: ein Privatarchiv, die großherzogliche Bibliothek, der Besitz der damals noch lebenden Herren v. Goethe. In dem Privatarchiv hatte ich großes Glück. Es war dies die sogenannte Froriepsche Sammlung, die Hinterlassenschaft von Friedr. Just. Bertuch, des ehemaligen Chatuliers des Großherzogs Karl August. Die Erben sollten, wie es in dem schon angedeuteten gedruckten Verzeichnis hieß, ein paar Dutzend Briefe Goethes an Bertuch besitzen. Ich erreichte leicht meinen Zweck; die gesondert aufbewahrte Mappe mit den Goethe-Briefen wurde mir sofort vorgewiesen und das riesige Bertuchsche Archiv, bisher uoch von keinem benutzt, ein Archiv, das viele Tausende von Briefen berühmter und unberühmter Zeitgenossen enthielt, ward mir aufgetan. Ich konnte ihm unendlich viele wichtige Äußerungen über Goethe entnehmen, auch das einzige erhaltene Fragment der Spottschrift Goethes „Das Unglück der Iakobys" konnte daraus entnommen werden.
Auch der Großherzog Karl Alerander von Weimar, ein liebenswürdiger und

sehr mit Unrecht häufig gehöhnter Fürst — von meinen Beziehungen zu ihm gedenke ich ein anderes Mal zu erzählen — war sehr gnädig. Er gestattete mir ohne weiteres die Briefe Goethes an Heinrich Meyer, den Weimarischen Kunstfreund, der jahrzehntelang mit Goethe intim zusammengelebt hatte, abzuschreiben und zu veröffentlichen.

Nicht so erfolgreich war ein Besuch bei den Herren v. Goethe, den beiden Enkeln Walther und Wolfgang, zwei kränklichen Herren, die als Einsiedler hausten und still ihren Liebhabereien nachgingen, der eine war ein nicht unbegabter Musiker, der andere ein Gelehrter, der ein paar Studien über Renaissanceliteratur veröffentlicht und sich in seinen jungen Tagen als Dichter versucht hatte. Da ich mit diesem Forscher über Renaissancedinge schon mehrmals Briefe gewechselt hatte, wurde ich vorgelassen, was nicht jeder Sterbliche von sich rühmen kann, denn ein grimmer, weiblicher Cerberus bewachte das Haus. Ich durfte den ersten damals erschienenen Band des Goethe-Jahrbuches überreichen und wurde in ein Gespräch gezogen, in dem von Berlin, seinen Schriftstellern und seinen Musikern die Rede war, aber es wurde mir nicht leicht gemacht, die Unterhaltung auf den „Großvater" zu lenken. Und als es doch geschehen war, mit einer Geschicklichkeit, die bei mir, dem damals sehr schüchternen Menschen bemerkenswert war, wurden die etwas steifen alten Herren immer zugeknöpfter. Einen Einlaß ins Goethe-Archiv erbat ich vergebens.

„Wir wollen sehen, ob wir von dem Großvater etwas finden", das war der einzige Bescheid, dessen ich mich erfreute. Im Laufe der Jahre fanden sie zwar etwas, aber nichts von alle dem Köstlichen, was man in den letzten 25 Jahren nach dem Tode der beiden Enkel dem Goethe- und Schiller-Archiv entnommen hat, sondern nur ziemlich unbedeutende, an Goethe gerichtete Episteln. Und auch diese bekam ich nicht etwa zur Bearbeitung, sondern nur durch Vermittlung des einzigen Vertrauten der Enkel Goethes, des Herrn Professor Bratranek, eines zwar ganz kenntnisreichen Mannes, der aber in seiner philiströsen, pedantischen Manier so ziemlich der ungeeignetste Herausgeber Goethescher Briefschaften war.

II. Das junge Deutschland. Die deutsche Literatur der 40er Jahre.

Als ich am Ende der 80er Jahre ein Publikum über „Das junge Deutschland" an der Berliner Universität ankündigte, das einen außerordentlichen Zulauf hatte, — die jungen Herren meinten wohl Aufklärungen über die zeitgenössische, nicht über die fast 50 Jahre zurückliegende Literatur zu erhalten, — war ich auf das Kolleg wohl vorbereitet durch Kenntnis der gedruckten Literatur; Handschriftliches aber stand mir wenig zu Gebot. Die schier unerschöpflichen Manuskriptschäße der Varnhagenschen Sammlung in der Berliner Bibliothek gewährten zwar

mancherlei, aber sie erregten den Durst eher, als daß sie ihn stillten. Da kam ich auf die Idee, die Staatsarchive zu befragen. Der Gedanke erscheint einfach genug, aber niemand war bisher darauf gekommen. Einfach genug, denn Börne und Heine hatten mit der Zensur Schwierigkeiten gehabt und die Zensur war ein staatliches Institut. Börne hatte mit dem Frankfurter Stadtgefängnis Bekanntschaft gemacht, Gutzkow mit dem Mannheimer und Laube war zu sieben Jahren Festung verurteilt worden und hatte diese freilich in der sehr fidelen Festung, die gar keine Festung war, in Muskau abgebüßt. Mein Erfolg bei den Archiven war überraschend groß. Das Stuttgarter, Frankfurter und Hamburger Archiv boten höchst interessante Akten; aus Wien, dessen Archivverwaltung ln entgegenkommendster Weise meine Studien unterstützte, erhielt ich die lange gesuchte, wundervolle Denkschrift Varnhagens über das junge Deutschland. Das meiste, geradezu einzigartige Material fand sich in dem geheimen Staatsarchiv in Berlin, das, entgegen seinen früheren Gepflogenheiten, seine Schätze mit der größten Liberalität darbot. Ich war der erste, der in diesen unberührten Faszikeln stöbern durfte; Treitschke, der dem „jungen Deutschland" einen mit Recht viel angegriffenen Abschnitt gewidmet, hatte nach diesen Urkunden gar nicht gefragt.
Das junge Deutschland hatte seine Ausläufer bis in die 40er Jahre; Adolf Stahr gehörte zu seinen Epigonen. Auf diesen früher vielleicht überschätzten, jetzt gewaltig unterschätzten Mann wurde ich nicht nur durch seine Beziehungen zu Gutzkow geführt, sondern durch meine Beschäftigung mit Fanny Lewald, deren Nachlaß zu erlangen mir freilich nicht vergönnt war. Für Stahr klopfte ich gleich an die rechte Schmiede. Seine Schwiegertochter gestattete mir die völlig selbständige Benutzung des köstlichen, umfangreichen Materials.
Dadurch wurde ich auf zwei neue Fährten gelenkt. Zu den Freunden Stahrs gehörte ein höchst merkwürdiger Schriftsteller Mar Waldau, dessen Romane „Nach der Natur" und „Aus der Iunkerwelt" noch jetzt nicht vergessen sind und dessen zarte Lyrik gar manches heute vielgepriesene Produkt überragt. Waldaus Sohn ließ mich in hochherziger Weise von dem gesamten Nachlaß Kenntnis nehmen.
Adolf Stahr führte aber auch auf ein zweites Gebiet. Er war unmittelbar vor und nach der Revolution von 1848 ein eifriger Politiker gewesen und hatte über Bettine v. Arnims „Königsbuch" („Dies Buch gehört dem König") ein bemerkenswertes Schriftchen veröffentlicht. Von Bettine v. Arnim, deren Namen mir durch meine Goethe-Studien und die gleich zu erwähnende Günderrode-Arbeit vertraut war, mehr zu erfahren, ihre Beziehungen zu Friedrich Wilhelm IV., von denen man wohl im allgemeinen wußte, näher kennen zu lernen, war mein eifriges Bestreben. Daß von der Arnimschen Familie nichts zu erlangen war, wußte ich aus manch trüber Erfahrung, aber auch das Berliner Staatsarchiv, das mich sonst immer in hervorragender Weise unterstützt hatte, konnte hierüber nichts spenden, da es sich ja um einen privaten Briefwechsel handelte. Da ging ich ein-

fach in das Königliche Hausarchiv in Charlottenburg. Und wirklich wurde mir hier nach manchen Unterhandlungen der Einblick in die wundersamen politischen Ergüsse der geistreichen Frau und in manche Antworten des Königs gewährt. Das Buch, das ich auf Grund dieser Kenntnis veröffentlichte, hat dann freilich, wie man mir später erzählte, den unwilligen Einspruch der Arnimschen Familie zur Folge gehabt.

III. Die Günderrode.

Unter den anziehenden Büchern — man hat sie in neuerer Zeit mit Recht Briefromane genannt, weil sie nicht wirklich geschriebene, sondern vielfach zurecht gemachte Briefe enthalten — welche Bettine von Arnim herausgab, ist die „Günderrode" das anziehendste. Meine Beschäftigung mit dem schwärmerischen Mädchen, einer tiefsinnigen und talentvollen Dichterin, die aus unerwiderter Liebe oder vielmehr, da der Liebhaber ihr plötzlich den Abschied gab, in den Tod ging, war aber nicht erst durch das Studium der schriftstellerischen Tätigkeit Bettinens erregt, sondern durch einen Zufall veranlaßt worden.

Vor vielen Jahrzehnten hatte ich im Hause eines Freundes zu Frankfurt a. M. einen kunstliebenden Kaufmann gesprochen, der mir von einer Handschriftensammlung erzählte, die durch Zufall in seinen Besitz gekommen sei. Sie enthielte Briefe Bettinens, von Clemens Brentano und Savignv. Diese Notiz, die ich in der Mitte der 70er Jahre erhalten und in mein Tagebuch niedergeschrieben hatte, war mir Anfang der 90er Jahre wieder zu Gesicht gekommen. Als ich wenig später wieder einmal nach Frankfurt kam, ging ich der Sache weiter nach. Mein Gewährsmann war unterdessen gestorben, dessen Gattin hatte ihrem Schwager die wertvollen Schriftstücke anvertraut. Dort sah ich sie, durfte Einblick in sie nehmen und erwarb sie schließlich. Es war der gesamte schriftliche Nachlaß des unglücklichen Mädchens, alle ihre Kollegienhefte über die Vorlesungen, die sie in Heidelberg gehört, Auszüge aus Büchern, die sie sich bei der Lektüre gemacht, Urschriften vieler ihrer Gedichte und Dramen, endlich sämtliche Briefe, die sie von Verwandten und Freunden erhalten, freilich mit Ausnahme des Heidelberger Professor Creuzer, der durch seine Absage Schuld an ihrem Tode hat — die letzteren waren bald nach dem Tode der Getäuschten an den Briefschreiber zurückgegeben worden. Wie war nun der Frankfurter Kaufmann in den Besitz dieses Materials gelangt? Ein anderer seiner Schwäger hatte vor vielen Jahren von einem Herrn von Günderrode ein Haus gekauft. Als er ein Zimmer neu tapezieren lassen wollte, bemerkte man, daß die Tapeten an einer Stelle nicht haften blieben. Der neue Besitzer ließ einen Maurer kommen und entdeckte, daß an der der Tapete widerstrebenden Stelle sich ein geheimer Schrank befand. Er wurde geöffnet und man beförderte aus ihm ans Licht die Kleider, die Karoline von Günderrode zuletzt getragen, den Dolch, den sie sich in die Brust gestoßen hatte, und ihre

gesamte schriftstellerische Hinterlassenschaft. Alles das war von dem Bruder der Verstorbenen in den geheimen Schrank gepackt worden, in Vergessenheit geraten und dem neuen Käufer des Hauses als Eigentum zugefallen. Die Erlangung dieser Beute war wohl die seltsamste und erfolgreichste meiner Jagden.

IV. Moses Mendelssohn.

Seitdem ich im Jahre 1871 eines meiner ersten Bücher „Geschichte der Juden in Berlin" veröffentlicht hatte, besaß ich für die Aufklärungsperiode, speziell für den Mendelssohnschen Kreis das größte Interesse. Unbekannte Schriftstücke aus jener Epoche zu erlangen, die von Juden geschrieben oder an Juden gerichtet waren, war indessen außerordentlich schwer, da die Juden infolge ihres unausgebildeten historischen Sinnes nicht mit besonderer Sorgsamkeit alte Schriftstücke verwahren. Nur dem Umstande, daß die große Rahel mit Varnhagen von Ense verheiratet war, verdankt man die Erhaltung ihres Nachlasses; die Hinterlassenschaft aller der anderen geistreichen und schönen Berliner Jüdinnen — man denke nur an Henriette Herz, an die beiden Schwestern Meyer: Frau von Enbenberg und Frau von Grotthuß, an Marianne Saling und manche andere — sind zerstreut, vernichtet oder gelten zumeist als unauffindbar.

Unter den wichtigen Persönlichkeiten jenes Kreises erschien mir David Friedländer als eine der merkwürdigsten und sympathischsten. Ein Berliner Kaufmann, Stadtrat, zugleich ein gewandter Schriftsteller und ein glücklicher Sammler, der mit dem Musiker Zelter viel verkehrt hatte und durch ihn mit Goethe in Beziehungen getreten war. Ich kannte wundervolle Briefe jenes wackeren Mannes an einen strenggläubigen Juden Meyer Eger in Glogau (im Besitz meines Vaters), die zu den prächtigsten Dokumenten der Aufklärungsepoche gehören. Diesem würdigen Manne ein literarisches Denkmal zu setzen, schien mir nicht nur wünschenswert, sondern geradezu eine Pflicht, da in einem weitverbreiteten Buche über die Geschichte der Juden Friedländer aufs übelste behandelt, ja als „Affe Mendelssohns" dem Spotte preisgegeben war. Aber mit der Rehabilitierung dieses ungerecht behandelten Mannes hatte ich kein Glück. Zwar waren mir bei meinen Arbeiten im Geheimen Staatsarchiv (1870) die Akten zur Geschichte des berühmten Edikts von 1812 vorgelegt worden, aus denen gerade Friedländers rastlose, zum Gelingen wesentlich beitragende Bemühungen klar hervorgehen. Aber ich mußte nach den Bestimmungen, die damals im Archiv herrschten — sie sind seit langer Zeit abgeschafft und einer höchst liberalen Behandlung gewichen — meine Erzerpte der Direktion vorlegen und — erhielt sie nicht zurück.

Dasselbe Mißgeschick verfolgte mich, als ich versuchte bei den Nachkommen Friedländers seinen Nachlaß zu erhalten. Einer meiner liebenswürdigsten Gönner, Julius Friedländer, der Direktor des Berliner Münzkabinetts, der mir aus seiner reichen Sammlung sehr hübsche Stücke zur Verfügung stellte, verwies mich

an seinen Bruder, den Geheimen Archivrat, der jenen Nachlaß besaß. Als ich dem wissenschaftlich sehr tüchtigen Mann, der ein frommer Christ geworden war und der bei aller Pietät für seinen Großvater nicht gern an seine jüdischen Vorfahren erinnert werden wollte, meine Bitte vortrug, Einsicht in den Nachlaß Friedländers zu nehmen, wurde ich abgewiesen. Oui dono? Diese zweifelnde Frage war die einzige Antwort, die mir zuteil wurde.
Auch mit dem großen Meister Moses Mendelssohn, als dessen treuen Schüler sich Friedländer immer bekannt hatte, wollte es nicht recht gehen. Da schien wiederum ein Zufall mir Hilfe zu versprechen. In dem Zunzschen Nachlaß — in der Bibliothek der Lehranstalt für Wissenschaft des Judentums — fand ich einen Brief des Hamburger Bibliothekars Isler an Leopold Zunz, den großen jüdischen Gelehrten, ein Schreiben des Inhalts, er habe in Hamburger Privatbesitz die Briefe Moses Mendelssohns an seine Braut Fromet Guggenheimer (eine geborene Hamburgerin, die nach dem Tode des Weltweisen sich wieder nach Hamburg zurückgezogen hatte) gefunden. Isler fragte den Berliner Gelehrten an, ob er ihm rate, die Briefe an Joseph Mendelssohn, den Sohn des Philosophen, zu schicken. Eine Antwort von Zun; war nicht bekannt. Die Vermutung jedoch lag nahe, daß er bejahend geantwortet hätte; es war demnach höchst wahrscheinlich, daß das Geschenk an die Mendelssohnsche Familie abgegangen und von dieser nach deren Gepflogenheit pietätvoll verwahrt worden sei. Meine Bemühung jedoch, diese Briefe zu erhalten, hatte lange keinen Erfolg, trotz des liebenswürdigsten Entgegenkommens der Familie Mendelssohn, die sich hier, wie bei sonstigen Gelegenheiten mit einer nicht genug zu rühmenden Vornehmheit betätigte. Endlich wurden die Briefe in einer Mappe, die eine irreführende Aufschrift trug, gefunden. Sie waren sehr gut erhalten, noch ganz in dem Zustande, in welchem die Empfängerin die Briefe hinterlassen hatte. Sie sind in hebräischer Kurrentschrift geschrieben und waren infolgedessen den jetzt lebenden Nachkommen unverständlich. Ich lernte die Briefe kennen, durfte sie abschreiben lassen, konnte viele Stellen daraus benutzen — auch zu einem Privatdruck, der nur in wenigen Eremplaren vervielfältigt wurde, erhielt ich die freundliche Erlaubnis, — aber der breiten Öffentlichkeit diese Dokumente zu erschließen, sträubten sich die Mitglieder der Mendelssohnschen Familie, da sie ihnen nur familiäres Interesse zuschrieben. Ich bin dieser Ansicht nicht, glaube vielmehr, daß diese Zeugnisse eines edlen Mannes tiefe Blicke in die Kulturverhältnisse jener Zeit tun lassen, daß sie den Weltweisen gerade in seinen intimsten Beziehungen so herzlich, rührend, gemütvoll erscheinen lassen, daß auch viele andere, nicht nur die Verwandten an diesen vergilbten Blättern ihre reine Freude haben müßten. Aber ich mußte mich mit dem Ruhme des Entdeckers begnügen und mich dem wohlerwogenen Entschlusse der Familie fügen.
Man sieht, ganz ohne Unannehmlichkeiten und Gefahren ist es nicht, auf die Handschriftenjagd zu gehen. Nun könnte ja freilich der Bedenkliche, der jede

Unannehmlichkeit fürchtet, aber auch der Literaturfreund, der an dem bereits Gedruckten sein Genügen findet, bemerken: es ist von Übel, wie verborgenen Schätzen überhaupt, so versteckten Handschriften insbesondere nachzugehen. Neunmal Weise sprechen sogar solchen Aufdeckungen und Enthüllungen gegenüber von Pietätlosigkeit und gar Bedenkliche brauchen hochtönende Mahnungen, die Ruhe der Toten nicht zu stören. Aber es ist wahrlich nicht Klatschsucht und nicht Sensationslust, was mich und so viele andere treibt, auf ungedruckte Briefe zu fahnden. Es ist eine höhere Lust, vielleicht mag etwas die Neugier mitwirken, man möchte wissen, wie längst Vergangenes, Unbekanntes sich zugetragen, aber die Hauptsache bleibt doch das wirkliche, edle Waidvergnügen. Es ist eine erquickliche Freude Spuren aufzusuchen, die noch niemand gegangen, endlich aber — und das ist doch der höchste und eigentliche Trieb zu derartigem Verfolgen und Aufspüren des Unbekannten, liegt solchen Fahrten das historische und wissenschaftliche Verlangen zugrunde: das Dunkel zu erhellen und das wirklich Geschehene zu ergründen. Darum habe ich trotz manchen Mißerfolgs bei solchen Unternehmungen und trotz herben Mißgeschicks, das nach dem erlangten Funde eintrat, derartige Fahrten nicht aufgegeben und gedenke auch ferner noch ähnliche zu unternehmen. Die Wahrheit muß Herfür!

Friedrich von Oppeln-Bronikowski:
Zu Maeterlincks 50. Geburtstag.*)
29. August 1912.

Zu den zahlreichen dichterischen Talenten Deutschlands, die uns das Jahr 1862 geschenkt hat, tritt in M. Maeterlinck ein Mann, der zwar mit einem Fuße bewußt in der deutschen Kultur steht, mit dem anderen aber in romanischen Kulturen, besonders in der französischen, Boden gefaßt hat. Diese übernationale, europäische Stellung des Dichters hat erst vor Jahresfrist in einer offiziellen europäischen Ehrung, der Verleihung des Nobelpreises, ihre symbolische Anerkennung gefunden. Und so treten zu Maeterlincks 50. Geburtstag« denn Deutschland und Frankreich, England und Rußland Hand in Hand vor den Dichter, um ihm für die Gaben zu danken, die er allen „guten Europäern" geschenkt hat. Der Abschluß eines halben Jahrhunderts ist für jedermann bedeutsam. Der Zenith des

») Vom Verlage Eugen Diederlchs, Ien», gutigst zum Abdruck überlassen.

Schaffens, der Kräfte und der Erfolge pflegt dann erreicht zu sein, und mit Stolz oder Wehmut blickt der Mensch auf die Summe seines Lebens zurück. Doppelt bedeutungsvoll ist dieser Tag für einen der Gottbegnadeten, der mit dem Fleiß einer Biene die Schätze seines Innern Jahr für Jahr aufgespeichert hat und mit männlicher Festigkeit seinen neugefundenen Weg weitergegangen ist, unbeirrt durch Spott und Anfeindungen, die seine ersten Schritte umgaben, und unverblendet vom Lärm des Tagesruhms, der jene feindlichen Stimmen bald übertönte. Er kann mit Stolz und ohne Wehmut auf seine Vergangenheit zurückblicken. Das Leben hat ihm so ziemlich alles erfüllt, was ein hochstehender Mensch von ihm wünschen kann. Freilich nicht in dem Sinne, daß alle äußeren und inneren Glücksgüter ihm von selbst in den Schoß fielen, sondern er hat sie erringen und erarbeiten müssen. In seinen philosophischen Werken betont er immerfort den tiefen Zusammenhang zwischen innerem Glück und äußerem Gelingen, innerer Klarheit und äußerem Erfolg. Nur wer mit sich selbst eins ist, kann der Welt seinen Menschenwillen aufzwingen. Seine eigne Lebensführung ist das best« Erempel auf die Richtigkeit seiner Theorie. Und das Bewußtsein ihrer vollausgewirkten Wirklichkeit muß den Dichter an seinem 50. Geburtstag mit höherer Befriedigung erfüllen, als alle noch so wohlgemeinten Glückwünsche und Ehrungen. Auch für seine Verehrer und Freunde ist dieses Sich-Decken von Innen- und Außenwelt wohl das beste, was Maeterlinck ihnen geben konnte. Nicht ein Drama, nicht ein Buch, sondern der ganze Mensch ist das Bedeutende.

Kaum ein Dichter der Moderne, seinen Landsmann, den großen Lyriker Verhaeren ausgenommen, zeigt eine gleich geschlossene, konsequente Entwickelung wie Maeterlinck. Er hat sich aus dem uferlosen Mystizismus und Pessimismus seiner Iugendwerke zu einer konkreten, lebensfrohen Kunst, einer höchsten philosophischen Weltbejahung durchgerungen, sodaß er jetzt im fünfzigsten Lebensjahre als ein Fertiger und Vollendeter dasteht. Wenn wir auch einen Ausbau seines philosophischen und künstlerischen Werkes noch zu erhoffen haben, etwas gänzlich Neues, Grundstürzendes haben wir nicht mehr von ihm zu erwarten. Deshalb kann man auch heute schon das Fazit seines Lebens ziehen und seine Entwickelung von ihren Anfängen bis zu den letzten Konsequenzen verfolgen.

Die Wurzeln seiner Kraft liegen auf niederdeutschem Boden, in dem mystischen Brabanter Weltwinkel, aus dem vor Jahrhunderten eine der größten Malerschulen der Welt hervorgegangen ist. Germanische Herkunft und Innerlichkeit kennzeichnen sein Wesen und haben ihm von jeher die Sympathien der germanischen Welt gesichert; er selbst hat sich stets als Germane empfunden. Die Größe Shakespeares hat er immer wieder den in diesem Punkte von alters her schwerhörigen Franzosen gepredigt; in die deutschen Klassiker hat er sich schon als Schüler versenkt; vor allem aber hat er sich mit der deutschen Romantik vertraut gemacht, die dafür programmatischen „Fragmente" des Novalis ins Französische übertragen und seine Kunst recht eigentlich an sie angeknüpft. Seiner Hinneigung

zur alten deutschen Mystik und ihrem Erneuerer Schopenhauer verdankt er einen guten Teil seiner Ideen bis hinauf zu seinem neuesten Märchendrama „Der blaue Vogel". Aus dem deutschen Märchen nahm er bereits den Stoff seines wild-genialen Erstlingsdramas „Maleine", bei dem überdies Shakespeare Pate gestanden hat, und das ihm den Namen eines „belgischen Shakespeare" eintragen sollte.

Andererseits brachten ihn die sozialen und politischen Verhältnisse seiner belgischen Heimat ebenso dem romanischen, speziell dem französischen Kulturkreise nahe, dessen Sprache er schreibt und dessen gewaltiger Schallboden Paris ihm frühzeitig eine Beachtung sicherte, die er als holländischer oder flämischer Schriftsteller nie gefunden hätte. Deutsche Seele und französische Geistesbildung, diese Synthese, die ein Nietzsche als das wünschbarste Ziel hinstellte, ist ihm von einer gütigen Fee auf den Lebensweg mitgegeben worden und hat in ihm ihren glänzendsten Ausdruck und ihre vollste Durchdringung gefunden.

In einer Zeit der Gärung und Unzufriedenheit steht Maeterlinck heute als eine in sich ausgeglichene, glückliche Natur da, glücklich nicht nur durch die äußeren Lebensumstände: sorgenlose Unabhängigkeit, frühen Ruhm und ein glückliches Heim, sondern auch innerlich beglückt durch einen festen und sicheren Willen, der ihm sein Tun und Lassen vorzeichnet, durch ein ruhiges Streben und entschlossene Daseinsbejahung, als einer, der nur aus der Ferne wirkt und sich allem entzieht, was seine Kreise stören kann, der aber just dadurch zu einem Trost und Leitstern für viele geworden ist, zu einem neuen Emerson, der seelisch Verstimmte wieder mit dem Leben aussöhnt. Und daß er just aus den Irrungen und Wirrungen der Gegenwart zu dieser wahrhaft antiken Ruhe und Abgeklärtheit sich durchrang, erhöht den Wert dieser großen Individualität. Denn nicht als ein Kämpfer gegen seine Zeit, in der Pose des Eiferers oder Weltenrichters, der sich, wie Nietzsche oder Schopenhauer, von der Gegenwart ausschloß und sich eigenwillig eine künstliche Kultur zimmerte, sondern als Kind seiner Zeit, an der er mit tausend zähen Wurzeln hängt, hat er sich diese Zeitlosigkeit errungen. Später wird er einmal als der Ausdruck seiner in sich selbst überwundenen Epoche dastehen, und als solcher ist er auch mit der europäischen Ehrung des Nobelpreises bedacht worden.

Drei Dinge haben zu seiner Lebensgestaltung am mächtigsten beigetragen: der Sport, die Natur und der Einfluß einer Frau.

Als kräftiger und gesunder Mann war er von jung auf ein eifriger Sportsmann, der sich im Degen- und Faustkampf übte, Rudern und Wandern liebte und dem Zuge der Zeit folgend, vom Zweirad zum Auto übergegangen ist. über all diese sportlichen Leistungen hat er fesselnde Aufsätze geschrieben, in denen er tiefsinnig das Kleine mit dem Großen, die Probleme der Welt mit der Ausübung eines nervenstählenden Sports verknüpfte. Der Sport ist stets ein heilsames Regulativ für sein intensives geistiges Leben gewesen und hat ihn von den Ertra-

vaganzen mancher übermoderner Poeten, denen er nur in seinen Anfängen gefrönt hat, gründlich kuriert.
Das zweite ist seine echt germanische Naturliebe, die ihn bald zu mystischer Versenkung in die Rätsel des Alls, bald zu strenger, verstandesmäßiger Naturbeobachtung geführt hat. Wie er selbst sagt, wäre er Naturforscher geworden, hätte ihn nicht der Wille seiner Eltern, gegen den er nicht weltstürmerisch aufgebäumt ist, in die juristische Laufbahn gedrängt. Übrigens hat er diesen unerfüllten Iugendplan noch reichlich nachholen können; er hat in fünfzehnjähriger Forscherarbeit seine Beobachtungen über das Leben der Bienen gesammelt und das Fazit daraus in einem Buche gezogen, dessen wissenschaftlicher Wert durch die Preiskrönung der französischen Akademie eine offizielle Bestätigung erfahren hat. Studien über die Pflanzen („Die Intelligenz der Blumen" u. a. m.) schlossen sich an. Hier wie dort strebte der Dichter eine mystische Vertiefung unseres Naturerkennens auf Grund erakter Forschungen an, die gleiche Tendenz, wie sie der Philosoph des Unbewußten, E. v. Hartmann, mit dem er sich in vielem berührt, verfolgt hat, indem er „spekulative Resultate auf induktiver Grundlage" gab, — das genaue Gegenteil der alten, verrufenen Naturphilosophie Schellings und Okens, die von vorgefaßten Abstraktionen ausging, um die Einzelerscheinung in ihr Schema zu zwingen.
Als dritter, bedeutsamer Einfluß auf den Dichter tritt seine Bekanntschaft mit einer hochstehenden Frau hinzu, der Sängerin und Schauspielerin Georgette Leblanc, die er 1896 kennen lernte und die ihm fortan eine kluge und treue Lebensgefährtin sein sollte. Es war zu einer Zeit, da er selbst einen Ausweg aus der mystischen Versunkenheit seiner ersten Epoche suchte. Schon der „Schatz der Armen", der philosophische Schlußstein dieser Epoche, ist ihr gewidmet, und bereits hier steigt das Gestirn der Weisheit, das den Einfluß des finsteren Schicksalsgestirns niederhält, am Begriffshimmel des Dichterphilosophen auf. In dem folgenden Buch „Weisheit und Schicksal" (1898) ist der Umschwung zu einer neuen, lebensfreudigen Weltanschauung innerlich vollzogen. Auch dies Buch trägt eine Widmung an Georgette Leblanc in den bedeutsamen Worten: „Ihnen widme ich dieses Buch, denn es ist sozusagen Ihr Werk... Es genügte mir, Ihren Worten zu lauschen und Ihnen mit aufmerksamem Blick durchs Leben zu folgen; denn so verfolgte ich die Bewegungen, Gebärden und Gewohnheiten der Weisheit selbst".
Fortan steht dieser Frauentypus im Mittelpunkt seiner Dramen. Schon in „Aglavaine und Selysette" (1896) sehen wir ihn auftreten. Dies Seelendrama voll tiefer Symbolik verkörpert den Kampf zwischen einer scheidenden, nordisch-mystischen, instinktmäßigen Weltauffassung und einer kommenden, südlich-klaren, weisheitsvollen Weltanschauung, die sich das Herz des Dichters streitig machen, wie sich Aglavaine und Selysette die Liebe Meleanders streitig machen, die eine

mit ihrer naiven Zärtlichkeit, die andere mit ihrer hoheitsvollen Weisheit. Dieser Kampf aber führt notwendig zu einer tragischen Lösung, und der Tod, den der Dichter hier, nach eigenem Geständnis, entthronen wollte, bleibt zum letztenmal Sieger.

Erst der Heroine Monna Vanna gelingt es, den Tod zu entthronen. Sie bietet dem ungewissen Schicksal in Behauptung des eigenen Ich kühn die Stirn. Den völligen Sieg über das Schicksal aber — auch den äußeren — erringt erst ihre Geistesschwester Ioyzelle und der alte Zauberer Merlin: — in dem Drama „Ioyzelle" sind Gemüt und Welt, nach dem tiefen Worte des Novalis, zusammenfallende Begriffe geworden. Zu dem inneren Glück des Gerechten, das der Dichter in „Weisheit und Schicksal" ergründet und das er an der Figur des alten Silanus sin „Maria und Magdalena") veranschaulicht hat, tritt hier das äußere Glück des Starken, Klugen und seiner Seele Bewußten. Das ist des Schicksalsdramatikers letzter Schluß und zugleich die Nutzanwendung seiner letzten philosophischen Werke.

Wie Maeterlinck selbst eine geradlinige Entwickelung von Lebensfurcht zu höchster Weltbejahung durchgemacht hat, so glaubt er auch an den Fortschritt und die Entwickelung des Weltganzen aus einem Chaos zum Kosmos. Er verfolgt dies Entwickelungsgesetz als Naturforscher an einem außermenschlichen Gemeinwesen, dem Bienenstaat und erkennt dessen allmähliches Werden aus dem anarchischen Urzustande der wilden Urbiene (Prosopis) bis zu dem strenggeregelten geflügelten Staatswesen unserer Hausbiene. In einer seiner letzten philosophischen Schriften, der „Intelligenz der Blumen", hat er diese große Linie der Entwickelung auch in einer niedrigeren Sphäre aufgedeckt. Gerade die Pflanzen, sagte er, die wir für so resigniert und fatalistisch halten, „geben uns ein wunderbares Beispiel von Unbotmäßigkeit, Mut und Beharrlichkeit gegen das feindliche Schicksal." Und es ist ihm eine Beruhigung, daß der Weltgeist in diesen niederen Lebewesen die gleichen Methoden und Ziele verfolgt, wie in unserem Menschengeiste, wenn er uns auch in der Kenntnis seiner Hilfsmittel unendlich überlegen ist. Er erkennt die geistige Einheit der Welt, die ihn zur freudigen Hingabe des Individuums an den Weltprozeß, zu einem Goetheschen Pantheismus bestimmt. Beruhigung, das ist das letzte Wort von Maeterlincks Lebensphilosophie: Beruhigung, daß sein Verstand, seine naturwissenschaftliche Weltbetrachtung den Intuitionen seines Dichterherzens recht gegeben hat, daß sein Geist und Wille im Einklang miteinander und mit dem Weltganzen stehen. Und in seinem letzten philosophischen Aufsatz „Vom Tode" nimmt er auch den Tod, der ihm einst so unheimlich aus allem Leben entgegenschaute, als ewiges Werdegesetz mit stiller Gefaßtheit hin.

Die bloß ästhetischen Maßstäbe, die für seine frühesten Produktionen vielfach bestimmend waren, hat er auf dem Wege dieser stolzen Entwickelung weit hinter

sich gelassen, und wenn die zünftigen Kritiker noch jetzt, bei jeder neuen Hervorbringung von ihm diese Maßstäbe als entscheidend betrachten, so haben sie, wie Johannes Schlaf fein sagt, „diese große Individualität nur halb, ich möchte sagen, unwesentlich und unter ihrer wahren Bedeutung geschätzt. Die Hauptsache ist ihr neues befreites und harmonisches Menschentum".

Friedrich Stock:

Ein Brief Rumohrs an Christian Carl Iosias v. Bunsen.

Unsere Vorstellung von der deutschen Malerei in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat sich sehr gewandelt. Bernt Grönvold brachte den älteren Rohden und Friedrich Wasmann, Andreas Aubert Kaspar David Friedrich wieder ans Licht, das Interesse für Blechen zieht immer weitere Kreise. Es ist auffallend, daß Kunst- und Literaturgeschichte nahezu achtlos an einem Manne derselben Zeit vorübergehen, der den Ehrennamen des dritten Gesetzgebers der Künste beanspruchen darf.

Als Lessing die Grenzen der Poesie und Kunst festzustellen suchte, zeigte er in einer Richtung den höchsten Scharfsinn. Die Lehren, die der Laokoon der Dichtung gab, waren schöpferisch und revolutionär. Sie machten der beschreibenden Poesie ein Ende und verbreiteten über das literarische Schaffen einen unnennbaren Segen. Leider war es Lessing nicht vergönnt, auch den bildenden Künsten die Bahnen endgültig zu weisen. Daß er seine Sätze in der Gefolgschaft Winckelmanns wesentlich von der Antike, nicht einmal der besten, damals unbekannten, ableitete, ist uns heute schon bedenklich; dennoch hätte er einwandfreie, allerdings beschränkte Ergebnisse gewinnen können. Er sagt treffend und allgemein, daß Schönheit das höchste Gesetz der bildenden Künste ist, schwankt indessen in der Bestimmung und Anwendung dieses Begriffes. Die Kunst ist ihm Nachahmung der Natur, das Verhältnis des Künstlers zu einer Landschaft oder einem Stilleben ein mechanischer Vorgang: der Maler arbeitet bloß mit dem Auge und der Hand. Das „Ideal" ist „der Mensch überhaupt". Die Figuren auf den Münzen, die allein hinreichen, die Genialität der Griechen zu bezeugen, und den Bereich ihres Schaffens viel genauer als die spärlich erhaltenen Skulpturen dartun, gehören nach Lessing nicht zur Kunst, sondern zur Bilderschrift. Offenbar ist er nie von eine« Landschaft und einem Porträt erschüttert worden, und es ist nur logisch, daß

er als den Endzweck der Künste das Vergnügen, etwas Entbehrliches erklärt. Das sichere Kunsturteil fehlte Lessing, eine Folge der Anlage oder einer mangelhaften Übung, und somit die Vorbedingung für eine Ästhetik der bildenden Künste. Anstatt die akademischen Grundsätze zu befehden, befestigte er sie durch sein großes Ansehen, und das Unheil nahm den bekannten Gang.

Selten finden sich in einem Menschen Denken und Schauen beisammen. Rumohr war in der Fähigkeit, einen Gedanken energisch und geschickt durchzuführen und das scheinbar Entfernte zu verbinden, das scheinbar Verbundene zu trennen, unübertroffen und allen Zeitgenossen gewachsen, mindestens den deutschen überlegen in der unbefangenen Hingabe an das Sichtbare und den Eindruck eines Kunstwerkes. Da er überdies ein talentvoller Dilettant war, dessen Zeichnungen Gottfried Schadow gerühmt hat, so war er vortrefflich ausgestattet, Lcssing zu kritisieren und zu ergänzen. — Die Künste sondern sich in die, welche auf Anwendung des Begriffes beruhen, und die, welche die Dinge anschaulich auffassen und darstellen. Nicht durch den Gegenstand, nur durch die Art der Behandlung unterscheiden sich die redenden Künste von den bildenden. Schönheit ist keine objektiv gegebene Eigenschaft einzelner Dinge, sie ist im genauen Gegenteil ein reiner Begriff, der nur in unserem Bewußtsein besteht, eine Grundform des Geistes, und wie andere Begriffe, z. B. der der Wahrheit, dem Menschen angeboren. Schönheit ist Erfreulichkeit des Scheines und Erscheinens, Kunst deren Erzeugung. Der Künstler schreibt die Natur nicht ab, er fügt sich gewissen inneren Bedingungen des darzustellenden Stoffes und unterwirft das ihn Fesselnde einer bestimmten Ordnung. Er stilisiert und rhythmisiert, das Naturschöne wird zum Kunstschönen.

Die Empfindung des Rhythmus wird von allen Künsten geweckt. Die beiden ersten Arten der Schönheit, die oft vereinigt vorkommen, sind das Architektonische — Plastische — Lineare und das Farbige. Zur Erzeugung von Kunstwerken bedarf es nicht der Ideen (im Sinne der Literatur und Philosophie) und der Moral. Da aber allen Gebilden der Natur mehr oder weniger eine innere Bedeutsamkeit anhaftet, läßt sich noch ein dritter Typ der Schönheit aufstellen, der des Ausdruckes und Charakters. Diese natürliche Symbolik der Naturformen ist begabten Völkern ein unentbehrliches Mittel, ihr Feinstes und Geistigstes darzustellen. Wird sie sorgfältig erforscht, so ergibt sich ein nachdrücklicher Einspruch gegen die Irrlehren, die seit dem Parteikampf der italienischen Idealisten und Naturalisten die Theorie und Ausübung der Kunst verhängnisvoll geschädigt haben: der geistvollste Künstler vermag nicht, von der Natur abweichende oder sie überbietende, willkürliche Formen zu schaffen; die Natur enthält alle Darstellungsformen in so unabsehbarer Fülle, daß er weit hinter ihr zurückbleiben muß. Der Künstler folgt der herrschenden Geistesrichtung der Zeit, unterliegt bewußt oder unbewußt, freiwillig oder gezwungen den Einflüssen des Ortes und Volkes, den Wünschen des Bestellers, der Summe der bisher erworbenen Kunstmittel. Auch der andere der beiden Faktoren des Kunstschaffens, der des Tub-

jektes, bewegt sich demnach in unerschöpflicher Mannigfaltigkeit. Selbst die schärfste Zerlegung aller Bedingungen, unter denen ein Kunstwerk entsteht, kann indessen nie die Tiefen erleuchten, in denen die Elemente organisch zusammenfließen. Das Kunstwerk ist ein im Grunde dunkles Erzeugnis der Begeisterung.
Dieser kleine Auszug mehrerer der wichtigsten Lehren Rumohrs mag genügen. Alle sind klar und, wie das echte Große, einfach und sehr fruchtbar. Einige haben späteren Denkern, die Rumohr nicht kannten, zum Ausgangspunkt glänzender Darstellungen und Untersuchungen gedient. Jedoch wäre die Meinung, sie seien leicht zu finden gewesen, flach, wie ein flüchtiger Blick in die Einleitung der „italienischen Forschungen" beweist. Ein gelehrter Einsiedler ringt hier schwer mit der ästhetischen Literatur der alten und neuen Zeiten. Nichts, was an den Salon erinnert, keine kapriziöse Anekdote, kein Buhlen um Beifall, hin und wieder ein beißender Witz, ein humoristischer Ausfall. Langsam und schleppend schreiten die Sätze, noch gehemmt durch die übertriebene Interpunktion, ein Zeichen zergliedernder Tätigkeit. Schonungslos wird der Irrtum des Gegners in der Wurzel aufgedeckt, werden die verkehrten, den Ästhetikern noch heute gefährlichen Idealbegriffe der Klassiker und Romantiker mit den harten Tatsachen der Erfahrung gereinigt oder zertrümmert. Die kunstgeschichtlichen Belege sind spärlich, in der Weise unserer philosophischen Epoche ist der Ausdruck mit Vorliebe allgemein, gewinnt aber an Kolorit durch allerlei dem Eingeweihten verständliche Anspielungen. Zeitfragen werden zum Teil breiter erörtert, das Wichtigste ist mitunter knapp und schlagend gesagt wie bei den besten alten Historikern, die Rumohr in der Muße las. Wie bedeutende Kunstwerke bisweilen der ersten Betrachtung selbst des Geschulten nicht ihre volle Schönheit offenbaren, so erschließt sich jene Einleitung nur einem ruhigen und wiederholten Studium als ein Meisterstück des deutschen Geistes.
Eine eingehende Prüfung der Sätze Rumohrs, auch die Beantwortung entwicklungsgeschichtlicher Fragen, z. B. inwiefern er von Schelling und seinem Freunde Philipp Otto Runge — und dieser von ihm — gelernt und ob er Leopold von Ranke und Jacob Burckhardt beeinflußt hat, ist an dieser Stelle unmöglich. Ist sein Lehrgebäude solide errichtet, muß es jede Belastung vertragen. Machen wir eine Probe.
Ist der Impressionismus eine Wissenschaft oder eine Kunst? Nicht durch das Jagen nach einer Idee, nur durch das rastlose Studium der Natur erfolgt nach Rumohr der Fortschritt der Kunst, und der Maßstab für diesen ist in aufsteigenden, unverdorbenen Epochen die größere Annäherung an das Objekt. Im Norden und Süden, von der Überwindung der Miniaturisten und Byzantiner, von van Eyck bis Rembrandt, von Giotto bis Guardi vollzieht sich eine ununterbrochene Bereicherung des Natursehens. Der letzte Vorstoß in das Gebiet des Sichtbaren ist die Malerei des freien Lichtes. Die Aufhellung des Schattens, die Ersetzung

der Linearperspektive durch die Luftperspektive, die Verwischung des Umrisses sind bleibender Gewinn, das Erhaschen der raschesten Bewegung eine bündige Widerlegung der Behauptung Lessings, Schnelligkeit sei kein Vorwurf des Malers. Wahr ist, daß diese Errungenschaften jedem Kunstschüler beigebracht werden können; aber wie heute jeder die Illusion des Körperlichen zu erregen vermag und niemand ein Masaceio ist, so vermag nur eine verschwindend geringe Anzahl der Impressionisten den Augen ein Fest zu bereiten durch ein Licht, das nicht nur hell, sondern auch von zartester Schwingung, ebenso richtig wie von erlesener Farbigkeit ist. Andererseits würden die Eigenart und das geschichtliche Verdienst eines Blechen oder Monet geschmälert und unklar, wollte man einen flotten Zeichner, einen Dekorateur wie Rubens, der in seiner Reife die Impressionen eilig festhält, Impressionisten nennen. Dem Systeme Rumohrs und der besonderen Stellung der Impressionisten paßt sich die Definition an: der Impressionismus ist die schöne, d. h. farbig-sinnliche Wiedergabe des optisch Richtigen.

Er ist eine Kunst aus einem Gusse, aber er hat nicht die Zauberformel, uns die Pforten einer anderen Welt zu öffnen. Nie ist besser bewiesen worden, daß, was uns in Form und Farbe erscheint, nur Hülle ist, als durch das Helldunkel Rembrandts. Eine Farbe, die hier so daseinsfreudig sprüht, verglüht und verdämmert dort im Schwebenden, eine Form, die eben noch ganz deutlich zu den Sinnen sprach, verschwindet schon im Wesenlosen. Es zeigt sich und verbirgt sich und taucht auf und nieder in beständigem Wechsel, erfüllt uns mit Ahnungen und schließlich mit unwiderstehlichem Gefühl, daß nichts mehr fest steht, alles wankt und nur Phantom ist. Ein gutes Bild Rembrandts ist ein gemaltes Mysterium, abgelauscht einer Beleuchtung, die, in Holland nicht selten, unendlich oft gemalt worden ist, und wenn dieselbe Wirkung von seinen Landsleuten, einem Volke von Malern, äußerst selten, nie von Caravaggio erzielt wird, so ist sie nicht die Folge eines hohen „Ideales", sondern einer beispiellosen Auflockerung und Auflösung der Materie mit malerischen und natürlichen Mitteln. Völlig unabhängig von seiner „Schönheit" oder „Häßlichkeit" und seiner begrifflichen Bedeutung verwandeln sie den gewöhnlichsten Gegenstand in ein Geheimnis. Gebraucht sie Rembrandt gar, den Ausdruck eines Bildnisses oder einer Erzählung der Bibel, mit der er lebte, zu erhöhen, so wird der sorgenvolle Greisenkopf eines jüdischen Freundes ungesucht zum Symbol, daß alles Vergängliche ein Gleichnis ist, und genügt ihm ein halber Quadratmeter, die Wende einer Weltanschauung in Christus und der Samariterin darzustellen. Keine glänzendere Bestätigung des Rumohrschen Satzes von der inneren Bedeutsamkeit der Naturformen als das Helldunkel dieses übersinnlich-sinnlichen Freiers.

Unsere Zeit sieht malerisch, darum bekennt sie sich zu Rembrandt; wäre der Trieb zur Farbe schwächer, vermutlich wäre auch die Schätzung Rodins und seiner sinnbetörenden Marmorbehandlung geringer. Wer die Entwickelung dieses Bildhauers, dessen originale Begabung über eine Erörterung erhaben ist, verfolgt, wird

die wachsende Neigung zum Fragmentarischen und Malerischen bemerken und vielleicht bedauern, daß die Bedenken besonnener Kunstfreunde in einem europäischen Beifall verhallen. Die „Bürger von Calais" z. B., die man als Ganzes und in Bronze kennen muß, sind malerisch und nicht plastisch aufgefaßt. Die heiße Leidenschaft, mit der sie gesehen sind, kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Schönheit der Linie verachtet und zerrissen, ein äußerster Punkt erreicht ist in der Zersplitterung der Künste und Verwilderung der Plastik. Eine kleine Zeichnung des Künstlers würde mancher der großen Gruppe vorziehen. Rodin bewundert die Skulpturen an den mittelalterlichen Kirchen nicht minder wie Rumohr, aber nicht wenige seiner Gestalten besitzen keine architektonisch-plastische Haltung, und er würde wohl lachen, wenn jene ihm als Muster empfohlen würden, nicht mit Unrecht; denn die „Achse der Künste", eine straffe Architektur, fehlt heute. Nichts könnte das Übel vielleicht so wirksam heilen als der Auftrag eines Freskos^). Raphael war unter dem Herrscherwillen Julius II. ein anderer als unter dem Genußmenschen Leo, auch eine Lehre aus Rumohr.

Wie sehr Rumohr seiner Zeit voraus war, bezeugt der Erfolg seiner Schriften. Nicht als ästhetischer Reformator galt und wirkte er, als hervorragender Kenner und als Begründer einer wissenschaftlich-organischen Behandlung der italienischen Kunstgeschichte. In der Tat schuldet sie ihm den höchsten Dank. Zu seinen bleibenden Verdiensten gehört z. B. die richtige Erfassung der Bestrebungen, die in der florentiner Malerei von Giotto bis Leonardo vorwalteten. Diese Skizze erheischt um so mehr Anerkennung, als Rumohr bisweilen schon allzu starke Zweifel gegen die Überlieferung hegte und z. B. dem Giotto wenige Werke ließ. Für eine Wissenschaft, die nicht erakt sein kann, wird sein Verlangen nach Quellenkritik und Urkunden, das zeitlich zwischen Niebuhr und Ranke steht, immer methodisch wichtig sein. Jeder Kunsthistoriker sollte Rumohrs selbst in den Irrtümern oft anregenden Schriften kennen; deren Früchte haben Kunsthistorie und Tageskritik längst nicht voll geerntet, und aus den Grundlehren folgt unmittelbar, daß die formalistische Bettachtung nicht ausreicht und die Zukunft der Kunstwissenschaft in den Werken Carl Iustis über Michelangelo liegt. Auch Kunstwerke zu bestimmen war ihm nicht versagt; unter anderm gab er die heilige Justina in Wien dem Moretto, und bei zwei von ihm entdeckten Reliefs vermochte er seine Zuweisung an Luca della Robbia alsbald archivalisch zu belegen. Erkenntnis und Handeln greifen bei ihm wie eiserne Klammern ineinander. Er erwarb u. a. den Botticelli aus San Spirito für Berlin, schuf sich eine großartige, graphische Sammlung, forderte den deutschen Verein für Kunstwissenschaft fast hundert Jahre vor der Gründung durch Wilhelm Bode. Wie er über Ursprung, Nutzen und Schaden der Akademieen dachte, ist klassisch und muß den Kunstpolitikern geläufig werden. Seine ständige Sorge war der Mangel an handwerklichem Können der Künstler, Malerei, nicht Zeichnung seine Forderung des Tages; endlich beschloß er in vivo zu erperimentieren und erzog den jungen Nerln. Nach ver-

heißungsvollen Anfängen scheiterte der Versuch schändlich; Nerln hatte die Stirn, eine ansprechende venetianische Ansicht 35 mal zu wiederholen. Doch Rumohr erschöpfte sich nicht in genialer Einseitigkeit. Obschon er mit Recht von sich überzeugt war, „die Kunst weit entschiedener, als jemals vor uns geschehen, recht in das innerste Heiligtum alles geistigen Wirkens und Lebens zu versetzen", es entging ihm nicht, daß die Kunst zwar unsäglich wichtig im Kosmos der menschlichen Beziehungen ist, indessen stets ein Teil darin bleibt. So entsprang aus dem Widerstreit seines Wesens die „Schule der Höflichkeit", formal sein gelungenstes Werk, keine banale Anstandspredigt, sondern ein Resultat reicher Lebenserfahrungen über das Thema, den Körper im einzelnen, die Seele im ganzen in Harmonie zu erhalten, aus der Beobachtung seiner anscheinend nicht kräftigen Konstitution und aus der Lust an sinnlichem Genuß ein Buch über Kochkunst, das nach fachmännischem Urteil fundamental ist. Als er in späteren Jahren Dberitalien bereiste, ließ er Venedig seitwärts liegen und ging der Berieselung und anderen landwirtschaftlichen Problemen mit demselben Eifer nach, mit dem er früher in den Archiven zu Florenz und Siena gestöbert hatte. Ebenso hoch wie der Ästhetiker und Forscher steht der universale, tätige Mensch.

Trotz der autobiographisch wichtigen „deutschen Denkwürdigkeiten" und „des letzten Savello" kann man bedauern, daß Rumohr, indem er dichtete und übersetzte, sich zerstreute und er nicht, wie auch Bunsen wünschte, als Leiter der Galerie nach der preußischen Hauptstadt berufen wurde. Er liebte Berlin trotz des pariserischen und englischen Anstriches; ob ihm ein Amt auf die Dauer behagt hätte, ist fraglich. Ein Unabhängigkeitsgefühl von elementarer Kraft durchdrang sein ganzes Sein. Von einem beträchtlichen Vermögen, das er sorgsam verwaltete, machte er den edelsten Gebrauch, mit unstillbarem Wissensdurst tilgte er die Schäden seiner mäßigen Erziehung und eignete sich eine ungeheure Belesenheit an. Mit vielen bedeutenden Leuten, Staatsmännern und Philosophen, Künstlern und Dichtern, war er persönlich bekannt, manchem half er großmütig, seine Selbständigkeit opferte er keinem. Der erst 27jährige wandte sich in einer Abhandlung über Castor und Pollur gegen Winckelmann und Lessing mit schlichtem Selbstbewußtsein. Einem Zuge der Zeit ist er wohl nur einmal erlegen, in der unruhigen Gärung seiner Jugend, als er zum Katholizismus übertrat. Er soll sich nie darüber geäußert und in Wirklichkeit später keiner Religion angehört haben; die inneren Spuren, die dieses Ereignis hinterließ, waren vielleicht tiefer, als bis heute nachweisbar ist, und steigerten seine Reizbarkeit und sein Bedürfnis nach Freiheit. In kritischen Besprechungen fertigte er Passavant, einen Bekannten, und seinen Lehrer Fiorillo kurz vor dessen Tode rauh ab, Wilhelm von Humboldt, den Minister und hochverdienten Gelehrten, in dessen Hause er verkehrt hatte, beglückwünschte er zu der Wahl eines Beispieles, da es sicher beweise, daß er nichts von Kunst verstand, usw. Obschon er für den Reiz des Familienlebens empfänglich war, blieb er ein Hagestolz. Von ältestem Adel, beurteilte er seine

Standesgenossen gerade so unparteiisch wie die „ästhetischen Vagabunden", die „Genie erheucheln". Geistreiche Fürsten waren ihm befreundet und zeichneten ihn aus — er durfte in Sanssouei wohnen — es hinderte ihn nicht, die „staatsmäßigen" Künstler in der Schule der Höflichkeit mit Hohn zu überschütten. Er kannte nur die Sache und das sittliche Gesetz in seiner Brust.

Wie wunderbar war dieser Mensch gemischt — schroff und heftig, von Stimmungen nicht frei und doch kaltblütig in Gefahr und von vollkommener Güte, ein Sohn der Scholle und doch heimisch unter allen Völkern und Zeiten, mißtrauisch gegen Redner und Formeln und doch gelegentlich von einer zu Herzen gehenden Beredsamkeit, ein Einsamer und doch ein vorzüglicher Gesellschafter, ein Mann des Hofes und doch kein Höfling, ein Patriot, eine enthusiastische Natur, ein geborener Kämpfer. „Ein andrer wie alle andern", ist er in vielem ein norddeutscher Typus, der unser Volk wiederholt aus schwerer Not gerettet und den Staat gegründet hat. Sein Anblick tut wohl in Zeiten der Verdunkelung.

Zur Illustration des Gesagten diene der folgende Brief. Er ist an Christian Carl Iosias von Bunsen gerichtet, der als preußischer Gesandter in Rom und London Wissenschaft und Künste unermüdlich förderte; Rumohr gehörte zu den vielen, die im gastlichen Palazzo Caffarelli verkehrten. Das Original ist zum Teil schwer leserlich, mit mangelhafter Interpunktion und einigen Abkürzungen schnell hingeworfen — ein charakteristischer, vertraulicher Erguß. Unsere Wiedergabe ist bis auf die zur leichteren Lesbarkeit nötigen Verbesserungen getreu. Fräulein Marie von Bunsen und Herrn W. von Bunsen sei auch hier verbindlichst gedankt für das außerordentliche Entgegenkommen, mit dem sie den Einblick ln die noch erhaltenen Briefe Rumohrs an Christian von Bunsen und die Veröffentlichung gestatteten.

Hamburg, den 16. November 1824. Adr. E. Harzen
Neuer Wall

Verehrter Freund,

ich beeile mich, Ihnen meine Erklärung zu Gunsten V. Baldig) zuzusenden. Weiß es der Himmel, daß ich nie dergleichen auf italienisch geschrieben habe, und nicht damit umzugehn weiß. Wenn es nicht genügt, so senden Sie mir ein Schema mehr. — Horny') war allerdings ein vortrefflicher Mensch; rein und edel wie wenige. Doch werde ich nie aufhören zu beklagen, daß er sich verleiten lassen sein schönes Talent mißzuverstehen. Wenn wir nicht so weit kommen, das reine Talent der Objektivität, der sinnlich fröhlichen Auffassung gerade sich darbietender Naturformen, als eine an sich selbst liebenswürdige Erscheinung, und als ein nothwendiges Mittelglied in der allgemeinen Verkettung des Kunstlebens anzusehn, so wird unsere Kunst noch lange vom Guten zum Schlechten, vom Wahren zum

Falschen hinunterschwanken. Dieses wenn Sie wollen beschränktere Talent sollte billig auch denen nicht fehlen, welche der Genius beseelt; doch um so leichter solche höher gerichtete Menschen dieses Talent in sich vernachlässigen, je besser ist es, daß beschränktere Talente der bloßen Auffassung und Nachbildung des Vorliegenden mit einschießen, und den Genius zwingen, nicht hinter ihnen zurückzubleiben. Wenn aber, was ich vorzüglich beklage, beschränkte Talente in Gegenden verwiesen werden, die ihnen ewig fremd bleiben, wenn sie ihren eigenthümlichen Boden aufgeben, ohne einen andern zu gewinnen; was soll daraus entstehen? — Was wir täglich sehn, Verdrechsler des Gewöhnlichen. — Die Einwürfe, die Sie aus entgegengesetztem Falschen herleiten, gelten mir nicht. Weichlichkeit der Manier, Süßlichkeit der Auffassung, die Sie mit Recht den B/) vorwerfen, ist nun einmal eine Krankheit ohne Rettung, von der man das Auge abwenden muß. Streiten sollen wir, müssen wir nur gegen solche, welche bey einer schönen und ernsten Richtung des moralischen Sinnes, vergessen, daß die Form aller Kunst in der Natur gegeben ist, daß man die Regel der Gestaltung und Erscheinung aus dieser abstrahiren müsse; daß man dies um so mehr müsse, weil es in der That die einzige rechte Anstrengung ist, welche die Kunst dem Künstler auflegt, der sonst unter allen Umständen ein Faullenzer und ein in seinen eigenen firen Ideen verlorener Narr wird. Leichte Arbeit ist gar keine Arbeit; Stricheln keine Anstrengung des Geistes. — Sie verstehn mich, denke ich und behalten diese Zeilen für sich; denn die Künstler verstehn meine Worte immer unrecht.

Qverbecks Bild in Lübeck') hat durch den Frieß ^Firniß?) ungemein gewonnen. Es findet einen fast allgemeinen Beyfall, und man wünscht mehr der Art. Auch der Moses in Bremen") macht viel Aufsehn. Die Leute sind nicht so sehr ohne Sinn wie man annimmt. Wenn man ihnen die Arzney nicht gar zu bitter macht. — Doch gestehe ich Ihnen weiß ich nur einen Fall, wo ein wirklich herrliches Talent in der Bizarrie der Darstellung untergeht. Im allgemeinen ist unter unseren modernen Stümpern auch wenig ächter Sinn und Geist aufzutreiben. — Was ich da sage gilt, wie Sie verstehn, nicht den') vielen tüchtigen Männern, die wir haben um uns aufblühn sehn, sondern den verzweifelten Bleystiftkritzlern, die der Himmel in seinen Schutz nehmen möge. Sie breiten sich selbstsicher aus, wo mehrere junge Leute von mäßigen Gaben schon das Talent in der Stümperey, das Gemüth im Fratzenhaften, den künstlerischen Gedanken in irgend einem abgetragenen prosaischen Gemeinspruch sehn. Was soll daraus werden? Eine Menge brodtloser Fantasten, welche gegen ihren Willen dreisten Manieristen und kecken Blankmachern zur Folie dienen, da diese Leute doch am Ende noch etwas machen, was neben Seide und Mahagony wenigstens möblirt. — Niemand wirkt einer Geistesrichtung gründlicher Entgegen, als wenn sie selbst ins Falsche hinüberdreht. Der grade Gegensaß ist ihr lange nicht so gefährlich. — Um die gute Richtung der Kunst in der Meinung zu retten, kann ich in. Deutschland) nichts anderes thun, als die Stümper streng von den Meistern zu scheiden. Meinen Gruß

und Dank dem guten Rittig. Baldis ebenfalls. Empfehlen Sie mich Ihrer treff-
lichen Gattin, Overbeck, Schnorr. Ich höre viel guts von Heß?
Ich werde den Winter in Hamburg zubringen. Es ward mir draußen zu ein-
sam. Nicht als wenn ich's nicht liebte. Allein ich ward zu faul.
Ihr ergebener und verpflichteter Rumohr.
Geben Sie Overbeck die gedruckte Beylage. Sie hat einen bestimmten Zweck,
der bald zur Sprache kommen wird, und ist auf das Publikum und den Ort be-
rechnet. Wenn Sie einmal Anzeigen zu machen wünschen, so senden Sie sie mir.

1) Als der Aufsatz Okt. v. I. geschrieben wurde, war noch nicht bekannt, daß Rodin
den Auftrag erhalten hat, «ine Kapelle in Saint Sulpice mit Fresken zu schmücken.
2) R. hatte in der Casa Valdi zu Olevano gewohnt, es handelt sich um die Regelung
von Geldangelegenheiten.
k/» 3) Näheres über Horny, den R. jahrelang aus seiner Tasche erhalten hatte, in Rumohri
„drey Neisen nach Italien".
^) Wer mit B. gemeint ist, ist leider nicht zu ermitteln.
^) Christi Einzug in Ierusalem. R. hatte dem Künstler aui der Bedrängnis geholfen,
indem er das Bild zuerst fül sich besteklte, dann den Ankauf dulch Subskription für die
Marienkirche veranlaßte.
6) Die Findung Moses', heute in der Kunsthalle zu Bremen.
7) „gilt" hat im Original den Accusativ.

Arno Nadel:

Der Toten erster Geburtstag.

Es war der Toten erster Erdentag.
Kaum hob die Sonne sich aus Schattenfluten,
Sprang auf die Schläfenn; ward ihr doch kund,
Daß sie hinabgehn dürfe in die Stadt,
Die alle teuren Orte barg der Liebe.
Sie sah sich an, stäubt' ab das weiße Kleid,
Band sorgsam sich das Haar in neue Flechten,
Strich mit den Händen sich die Wangen rot
Und ging durch Erd und Luft der Seele nach.
Die führt sie hin zu dem, der sie geliebt,
Dem sie gehorsam war bis in den Tod.
Noch hielten Traumgestalten ihn umfangen.
Sie sah sich in den Stuben um und Kammern,
Es war ihr leid, den Liebsten früh zu wecken.
Und als sie zögernd trat ins Schlafgemach,

Arno Nadel Der Toten erster Geburtstag
Da lag im Bette er, in ihrem Bette;
Er schauerte zusammen, fuhr empor, —
Und als er dachte: heut ist ihr Geburtstag,
Da fing er bitterlich zu weinen an.
Und als sie ihn so bitter weinen sah,
Umschlang sie mit den Armen seinen Leib,
Grub tief den Kopf in,seine heiße Brust
Und redete unhörbar süße Worte:
Mein Liebling, wer bereitet dir den Tag?
Wer segnet dein Beginnen, deine Wege?
O wundergutes Herz, wie bin ich selig,
Dich so im Arm zu halten, so am Busen!
Er wußte nicht, wie ihm zu Sinne ward;
Die Tote kümmert's nicht, sie ruht und redet
Und füllt die Seele ihm mit schwerem Leide.
Nun küßt sie leise ihm die Stirn und geht;
Zum Elternhause lenkt sie ihre Schritte.
Wehmütig, schweigsam grüßt der Gast den Garten;
Sie saß so oft mit ihm in jener Laube.
Ach, wer so liebt wie sie, liebt andre wenig.
Doch eilt sie rasch hinauf. Da steht der Vater.
Mit beiden Händen faßt sie seine Hand,
Drückt sie — er fühlt den Boden schwinden'—,
Eilt dann zur Mutter ungestüm hinein.
Da ist sie, o mein Gott, wie ist sie welk!
Wach ist die Mutter seit dem ersten Schimmer.
Und wie das Kind unsichtbar zu ihr tritt,
Schluchzt auf ihr Herz, sie kann's nicht tragen mehr.
Mein Mütterchen, mein liebes Mütterchen!
Sie sinkt ihr an das Herz und hält sie fest.
Es rühren die Geräte sich im Raum.
Nun muß sie gehn, sie darf nicht länger weilen:
Huscht noch zur Schwester, sie im Traum zu grüßen,
Und wendet sich, getragen mehr denn schreitend,
Zum Ruheort. Sie winkt mit Geisterhänden
So mancher Gegend, wo noch Freunde wohnen;
Sieht in den Straßen Menschen froh geschäftig
Noch einmal, ach, zum letzten Mal noch einmal.
Nun ist sie angelangt, sie schaut sich um:
Freundinnen haben Blumen hergetragen.
Sie tastet Blum um Blume ab und dankt.
Dann senkt sie sich hinab zum finstern Haus,
Zieht jedes Fältchen des Gewandes grade
Und legt sich hin zu ruhen, zu verstummen.
Im nächsten Iahr wird abermals sie wandeln.

Karl Larsen:

Chr. F.Holm/)

(Schluß.)

III.

Als Holm das elektrische Licht in seinem Wohnzimmer aufdrehte, schlug die Tafeluhr ihre elf leisen diskreten Schläge.

Er holte aus dem Büfett etwas Whisky und Soda und mischte sich einen bescheidenen Trunk. Nun wollte er besonnen und systematisch alle Möglichkeiten durchgehen.

Auf einem Bogen Papier schrieb er langsam eine Reihe Namen auf. Da klingelte das Telephon neben ihm ganz leise.

Er zögerte einen Moment, nahm dann den Hörer und nannte seinen Namen.

„Endlich!" klang es mit dem geschlossenen vertraulichen Ton, der stets seine Macht auf Holm ausübte. „Der Portier hat im Laufe einer halben Stunde drei-mal angeklingelt — aber jetzt wollte ich es selbst tun."

Holm fragte, wo sich die gnädige Frau eigentlich befände.

Sie nannte den Namen eines der größten Restaurants der Stadt. Sie wären aber in kleiner Gesellschaft.

„Ich glaubte, daß man heut abend in Anbetracht des morgigen großen Festes ruhig zu Hause bleiben würde?"

Holm zog es vor, telephonisch das neutrale „man" zu gebrauchen.

„Ja, aber „man" hat unerwartet den Besuch von zwei Geschäftsfreunden samt einer Gattin bekommen — zugereist — fürchterlich! Nachher gingen wir ins Theater, und jetzt sitzen wir hier."

Eine kleine Pause.

„Ich sehne mich . . ." erklang es dann wieder.

Es lag ein ganz veränderter Ton in diesen Worten, nicht spöttisch, sondern vollkommen gerade heraus.

Holm gehorchte.

„Ja, ich komme ja gern," sagte er, „das heißt allzu lange bleiben kann ich nicht. . ."

„Pedant!" sagte sie i» einem Ton, als wollte sie sagen: „Du Lieber!"

Damit läutete sie ab.

») Die Novelle erscheint (unter dem Titel: „Der springende Punkt") demnächst auch in einem Sammelband des bekannten dänischen Novellisten und Essayisten Professor Karl Larsen im Verlag« von Erich Reiß, Berlin.

Als Holm in das Vestibül des großen Hotels trat, aus dem hohe matte Glas-
türen zu dem vornehmen Restaurant des Etablissements führten, kam ihm der
Portier ehrerbietig entgegen.
Holm hatte dieses Vestibül immer angenehm geschmackvoll gefunden. Eine
breite teppichbelegte Marmortreppe führte zu den Zimmern empor, und selten
stand man hier, ohne daß Fremde lautlos die feinen Stufen hinauf oder herunter
kamen, mit diesem wunderlich abwesenden und doch zugleich beobachtenden Ge-
sichtsausdruck, der Hotelgäste charakterisiert. Gleichzeitig konnte der Lift dicht
hinter der Treppe leise surrend herab kommen, mit leichtem Ruck auf den Boden
aufstoßen, und Leute in Reisekleidung oder Gesellschaftstoilette an dem dienernden
Boy vorbei heraus treten lassen.
Weit drüben im Wintergarten, der nicht den Passanten von der Straße,
sondern nur den Gästen des Hauses zugänglich war, tönte beständig das ferne
Plätschern und Rieseln eines Springbrunnens. Die Schreib- und Konversations-
räume lagen neben dem Eingang zum Restaurant. Alles war bequem, ging
mechanisch, gedämpft, glatt, vermöge eines unsichtbaren kleinen Gelddruckes, ge-
nau, wie es Holm zusagte.
Der Portier hatte ihm bereits aus seinem Überzieher geholfen.
„Ich hänge die Sachen des Herrn Hauptkassierers hierher in die kleine
Privatgarderobe."
Holm nickte. Diese kleinen Vergünstigungen waren ihm angenehm.
„Die Sachen des Herrn Konsuls und seiner Gesellschaft hängen auch hier",
sagte der aufmerksame Portier, während er den Pelz aufhängte. Holm erkannte
ihren atlasgefütterten Abendmantel. Dann trat er rasch ins Restaurant, das
angesehenste Lokal der Stadt.
Ein gewölbter Raum mit hohen Säulen und vertraulichen Nischen aus Mar-
mor und Tiekholz. Hier konnte man, nachdem man vortrefflich gespeist hatte,
den Havannarauch seine blauen Schwaden über Gläser mit perlendem Trank
ziehen lassen und ihn langsam in die Höhe steigen sehen. Hier war es niemals
schwül, und die Musik aus dem anstoßenden Cafs klang gedämpft und doch be-
ständig nahe herüber.
Holm traf sogleich aus der mittleren Nische Frau Ingeborgs aufmerksamen
Blick, der jedem Kommenden und Gehenden folgte. Er leuchtete auf und winkte
ihn gleich einer Stimme zu sich heran, während sie vor der übrigen Gesellschaft
tat, als hätte sie ihn noch nicht bemerkt.
Dann erfolgte eine etwas lärmende Begrüßung und die Vorstellung des
fremden Geschäftsfreundes aus der Provinz samt Gattin. Der andere Herr außer
den beiden Ehepaaren war zufällig einer jener Namen, die Holm daheim auf seiner
Liste stehen hatte, und Direktor eines großen Industrieunternehmens. Hokm konnte
es nicht verhindern, daß seine Augenlider ein wenig zuckten, als er dem Direktor
die Hand schüttelte.

Man war längst mit dem Speisen fertig, nur der Champagner stand noch
auf dem Tisch, und Holm bekam eins eingeschenkt.
Frau Ingeborg saß auf dem Sofa neben der fremden Dame und lachte
darüber, daß Holm den von ihr entferntesten Platz am andern Tischende inne
hatte. Sie hatte die Gabe, schweigen und gleichzeitig mit ihren Augen sprechen
zu können oder auch etwas zu sagen und ihre Augen das Gesagte Lügen strafen
zu lassen. Wie oft hatte Holm im Beisammensein mit ihr das Höchste erlebt,
das, wie ihm deuchte, das Leben bieten konnte, und das gewiß auch den aller-
meisten Menschen das Höchste war — Glück, erfüllt von der Sorglosigkeit einer
Frau! Eine Frau sorglos machen zu können! All das unmittelbar Frohe, Hin-
gebungsvolle und Dankbare in ihr hervor zu locken, gleichviel, wie raffiniert sie
sein konnte, ja gerade, wenn sie solch ein in Grund und Boden raffiniertes, kleines
Frauenzimmer war, wie diejenige, die hier saß! War das nicht ein Urtrieb beim
Manne, das eigentlich Zentrale, in dem alle berauschende Leidenschaft, hinreißende
Eitelkeit, opferwillige Zärtlichkeit aufging?
Die Gesellschaft sprach von der Opernvorstcllung, von der sie eben kam. Frau
Ingeborg liebte Musik und sang selbst schön. Ihr Mann konnte keine Melodie
von der andern unterscheiden.
Die Dame aus der Provinz wurde eifrig. Sie und ihr Mann hatten die-
selbe Oper kürzlich in Paris mit einem weltberühmten Sänger gehört. Die Aus-
einandersetzungen der Provinzdame waren etwas ermüdend, Holm wurde zerstreut,
die anderen Herren ebenfalls, mit Ausnahme des Gatten, der seiner beredten Frau
sekundierte.
Frau Ingeborg saß keck da und lauschte, die Augen oft auf Holm gerichtet.
Eine neue Flasche Champagner kam auf den Tisch. Die Herren tranken tüchtig,
Holm nicht zum wenigsten.
Der Konsul verwickelte den Direktor in die Erörterung einiger viel be-
sprochener großer Börsengeschäfte. Der Direktor glaubte zu verstehen, was da-
hinter lag. Holm zwang sich auf diese Diskussion über Geld und Spekulation
einzugehen, die zufällig gerade das berührte, worin er selbst so unglücklich spekuliert
hatte. Der Herr aus der Provinz mischte sich ins Gespräch. Die Damen waren
aufeinander angewiesen. Holm ertappte sich ein paarmal dabei, daß er nach der
Uhr auf der andern Seite des Saales schielte.
Plötzlich sagte Frau Ingeborg zu der Dame neben ihr, aber über den Tisch
hinweg:
„Jetzt, glaube ich, streiken wir! Die Herren vergessen ganz, daß die Börsen-
zeit längst vorüber ist!"
Der Direktor lachte und wollte die Damen mit ins Gespräch ziehen, das
sich jetzt um die große Baisse in Dampfschiffaktien drehte. Die Dame aus der
Provinz war sogleich dazu bereit. Sie sprach so oft mit einem der Matadore
daheim über Kurse, und der sagte immer, daß sie einen angeborenen Spundus da-

für hatte. Ihr Mann konnte auch bezeugen, daß sie ihn vor den Dampfschiff-
aktien gewarnt hatte.
„Ja, aber damals gingen sie gerade so fein in die Höhe, meine Liebe . . ."
„Ja damals — aber nun hörst du doch . . ."
Sie mußte lachen, und alle stimmten ein, Holm ebenfalls.
„Ich glaube übrigens," sagte Frau Ingeborg zu ihrem Manne, „daß du
ans Zahlen denken solltest, meine Augen werden schon ganz klein. Und morgen
sind wir doch auf dem großen Fest", setzte sie hinzu, Holm fest ansehend.
Während man zahlte und aufstand, geriet das Gespräch plötzlich lebhaft auf
das Haus, wo sie morgen eingeladen waren, wer hinzukommen pflegte, wer ge-
wöhnlich dort geladen war, und daß sicher einige der neuen Qpernstars kommen
und singen würden . . .
Dann ging man an den sich verneigenden Kellnern vorbei, ins Vestibül, wo
die Beleuchtung bereits gedämpft war. Das Ehepaar aus der Provinz wohnte
hier im Hotel, und man sagte einander herzlich Gute Nacht. Holm half ihr in
den Abendmantel.
Draußen wollte ihr Mann, daß der Portier einem Anto pfiff.
„Ach nein," sagte sie, „ich möchte so gern zu Fuß gehen und ein wenig frische
Luft schöpfen."
Der Direktor hatte denselben Weg, und ganz unwillkürlich blieb er an der
Seite des Konsuls, während sie und Holm in kleinem Abstand folgten.
„Der König ist traurig, der König ist schweigsam", sagte sie leise. Diese
geflüsterten Worte überwältigten ihn derart, daß er heftig nach ihrer Hand unter
dem Abendmantel griff. Der Ton hatte so vertraulich geklungen, wie er ihn gerade
in diesem Augenblick ersehnte, und dabei so spöttisch verständnislos, daß er ihn
gewaltsam von ihr entfernte. Ganz törichterweise mußte er nach ihr greifen gleich
einem Kind, das einem Unglück zu entgehen vermeint, wenn es sich an die Mutter
klammert.
Sie sah halb forschend, halb spottend zu ihm auf.
„Deginnt man ungestüm zu werden?" lachte sie.
Als sie jedoch den Schauer von Widerwillen fühlte, der ihn bei diesen Worten
überlief, fügte sie schnell hinzu mit einer Stimme, als wären sie beide allein auf
der Welt:
„Was fehlt dir? Du bist doch nicht krank?"
„Ja, Ingeborg, ich glaube, ich bin krank."
„Du wirst mir doch nicht krank werden?" kam es von neuem ln dem-
selben Ton.
Hier ging Holm die Straße entlang mit der einzigen Frau auf Erden, die
ihn wirklich gefesselt hatte, gefesselt an goldener Kette, weil alles, was mit ihr
in Berührung kam, von Gold klingen mußte; aber nicht das Gold hatte ihn
gebunden, ach nein — was ihn so fest an sie knüpfte, war vielleicht das Ängstliche

und Vertrauliche in ihrer Frage: Du wirst mir doch nicht krank werden? Daß ihr liebster, unterhaltendster Zeitvertreib, für den sie schwärmte, und den sie nicht entbehren mochte, hingehen und sie im Stich lassen konnte!
„Wo warst du heut abend?" fragte sie plötzlich wie eine, die ein Recht zu fragen hat.
„Daheim . . ."
„Daheim . . .?"
„Ja, bei meinem Vater", setzte er hinzu und dachte, daß dieses Wort noch immer galt, daß er nie ein anderes Heim besessen hatte.
„Damit kann man freilich nicht konkurrieren", sagte sie mit ehrlicher Bitterkeit.
Holm spitzte die Ohren bei dem bekannten Klang ihrer Stimme. Durch nichts hatte sie sein Herz rascher zum Schmelzen gebracht als durch dieses Feuer der Eifersucht, das alle Fähigkeiten ihres Wesens in Flammen setzte. Immer hatte ihn diese Eifersucht zu ihr hingeschmeichelt, gedroht, gezwungen. Ihr leidenschaftlicher Stolz bewirkte, daß sie demjenigen, den sie erkoren hatte, eins und alles werden wollte, und der dadurch auch eins und alles für sie wurde. Sie gab sich hin, um ihn ganz und gar zu behalten, und zog energisch einen Zauberkreis um sie beide, der alle anderen Menschen durch gleichviel welche Mittel, bis zur nackten Lüge herab, ausschloß. Sie benützte die Lüge so kaltblütig wie ein Bravo im Dienste seines Herrn den Dolch gebraucht, und Holm hätte nie gewagt sie merken zu lassen, daß er davon wußte, weil er sich stets so tief geschmeichelt und gerührt darüber fühlte.
„Ingeborg," sagte er zögernd, „wenn ich nun sehr krank würde.. ."
„Dann müßtest du gesund werden", unterbrach sie ihn rasch.
Er wußte es so gut! Sie haßte Krankheit.
„Ich würde dich gesund machen", setzte sie bestimmt hinzu.
Er mußte lächeln — sie eignete sich wahrhaftig nur für gesunde Menschen.
„Was soll das übrigens heißen, daß du mir Angst machst?" unterbrach sie sich beinahe heftig, „fehlt dir wirklich etwas?"
Holm machte eine abwehrende Handbewegung.
„Kümmere dich nicht um meine Reden, Ingeborg, ich bin nur so müde — es gibt immer mehr in der Bank zu tun."
Es reizte ihn, daß er die Bank erwähnen mußte.
„Ich glaubte, der Herr Hauptkassierer Holm wäre der Fels, an dem jede Unruhe und Müdigkeit strandete", sagte sie spöttisch und dennoch beunruhigt.
„Das ist er auch. Aber auch ich kann — verstimmt werden."
Sie sah ihn mit etwas mißtrauischem Blick an.
„Wenn wir uns morgen auf dem Feste treffen, wirst du sehen, ist alles wie weggeblasen", versuchte er sie zu beschwichtigen. Und er fragte, was sie anziehen würde.

Sie antwortete ein wenig kleinlaut, mit zögernden Pausen zwischen den Worten, als wollte sie ihm dadurch beweisen, daß ihre Gedanken weit fort waren von Fest und Kostüm.
Dann kamen sie auf den großen Platz, und der Direktor verabschiedete sich. Holm, sie und ihr Mann gingen schweigend die breite, jetzt so menschenleere Straße hinab, der Wohnung des Ehepaares zu.
„Holm ist krank", sagte sie plötzlich herausfordernd zu ihrem Mann gewandt.
„Ach, das bildet sich Ihre Frau nur ein," beeilte sich Holm zu entgegnen, „ich war heute bloß ein wenig nervös."
„Ja, aber warum erschrecken Sie einen dann so?" entfuhr es ihr ärgerlich und bange zugleich.
Holm fühlte sich sofort gerührt. Daß er jetzt nicht den Arm um ihre Schultern legen und sie zur Ruhe plaudern konnte, während er sich selbst wieder in ihre Freude, Sorglosigkeit und Triumph mit hinüber gleiten fühlte! Nichts konnte er, wie dem Gatten noch umständlicher und langweiliger auseinandersetzen, daß ihm wahrhaftig gar nichts fehlte.
Sie schwieg.
Und dann konnte Holm heut abend nicht mit hinauf wie sonst so oft und ihre schlechte Laune durch ein kleines Gefecht besiegen, in dem sie sich nach kurzem, etwas zornigem Widerstand mit einer gewissen ungeduldigen Hast überwinden ließ. Er konnte zu Hause nicht bei Whisky und einer Zigarre glückselig dasitzen und sie rings um sich sehen, hören, fühlen, mit all ihren wechselnden Akzenten in Wort und Bewegung und mit ihrem Talent, alles, was und wovon man sprach, auf sich selbst und denjenigen zu beziehen, der sie erfüllte. Mochte es Lektüre, Theater, Toilette, Musik, Gesellschaft oder Geld, Geld, Geld sein — alles griff sie auf und bezog es allein auf sich und ihn! Unwillkürlich und augenblicklich ließ sie ein Thema fallen, wenn es sich nicht nach dieser rein persönlichen Adresse richten ließ. Diese Frau verstand es, das Dasein zu einem Planetensystem um eine Sonne zu gestalten, die sie selbst und derjenige war, den sie an ihrer Seite zu haben wünschte.
Heut abend jedoch gingen sie die letzten paar Schritte, ohne daß sie oder der Gatte ihn aufforderte noch zu einem Plauderstündchen mit hinauf zu kommen. Gewiß wollte sie es nicht riskieren zu spät ins Bett zu kommen und morgen auf dem großen Fest weniger vorteilhaft auszusehen. Das fehlte noch!
Erst als sie vor der Haustür standen, sah sie ihn wieder an:
„Sie sind mir morgen Revanche schuldig", sagte sie.
„Revanche?"
„Ja — für Ihre griesgrämigen Mienen", sagte sie mit einem Händedruck, der seine Fingerspitzen schier zusammenpreßte. Dabei lächelte sie.

Er hätte sie umarmen mögen.
Dann wünschte auch ihr Mann Holm frohes Wiedersehen. Und die Tür fiel
hinter ihnen zu. . . .
Als Holm über den Kirchplatz seiner Wohnung zuschritt, sah er aus seinem
Wohnzimmer Licht schimmern.
Es durchfuhr ihn. Rasch eilte er die Treppen hinauf, öffnete unwillkürlich
leise die Entreetür und trat schnell ein.
Über dem Schreibtisch brannte das elektrische Licht, der Schreibtischstuhl war
nicht zurecht gestellt, sondern stand, wie er sich von ihm erhoben hatte, und auf der
Platte lag die Liste mit den Namen.
Er hatte einfach vergessen das Licht abzudrehen, und keine Seele war da.
Aber gerade deshalb hätte er schreien mögen.
Denn es war ihm, als säße er selbst noch unsichtbar unter diesem regungslosen
Licht, die Ellbogen auf die Seitenlehnen des Stuhls gestützt, über dieses müßige
Papier gebeugt.
Und in Wirklichkeit hatte er ja auch die ganze Zeit da gesessen.

IV.

Die Uhr schlug Zwei.
Längst hatte der Hauptkassierer Holm das Licht über dem Schreibtisch ab-
gedreht, und der Stuhl stand auf seinem Platz. Er saß in einem gradrückigen Lehn-
stuhl am Mitteltisch, eine Zigarre mit abgeschnittener Spitze lag auf dem Aschen-
becher neben ihm — aber sie war nicht angezündet.
Der Stuhl stand so, daß sein Gesicht von der Mittelflamme, die allein an
der Deckenkrone brannte, nicht getroffen wurde. Er saß fast unbeweglich.
In der letzten Stunde war ihm, als würde es rings um ihn mit jeder Sekunde
stiller und stiller, klarer und klarer in seinem Innern. Es war eine Klarheit wie
das kalte Morgenlicht, das immer unabweisbarer durch die herabgelassenen Gar-
dinen in die Kammer des Schlaflosen dringt und jede Hoffnung auf Ruhe zunichte
macht. Das Papier mit den famosen Namen lag zusammengeballt im Papierkorb.
Er kannte die Menschen, Freunde und Bekannte, die seine Freunde und Bekann-
ten waren, weil sie ihn gern hatten — die sollten jetzt einem Manne helfen, den
sie nie wirklich gekannt hatten? Selbst wenn sie auch nur daran dachten es zu tun,
würde es aus einem Mitleid geschehen, das ihn zu einem Menschen zweiten Ranges
stempelte und seinen Namen und Ruf in ihre unkontrollierbare Macht stellte.
Sicher würden sie anfangs diskret sein, aber begänne er erst nur wieder die
Flügel zu'regen, vielleicht ihr Mißfallen oder möglicherweise sogar ihren Neid
zu erregen, würden sie ihn ganz gewiß ihr Anrecht auf besondere Dankbarkeit
fühlen lassen, durch eigentümlich diskretes Schweigen eine Ahnung von dem

geheimen Zusammenhang der Sache durchsickern lassen, und bestimmt nicht eher damit aufhören, bis er untertänig ihre Ferse nach dem Fußtritt geleckt hätte. Diejenigen waren selten, die Wohltaten in der demütigen Erkenntnis erwiesen, daß sie unter Umständen ihrer vielleicht selbst einmal bedurften. Kassierer Holm war ihnen wenigstens noch nicht begegnet. Es gab nur einen Weg für ihn: Über den Ruin seines Vaters und seiner Familie — den ökonomischen sowohl als moralischen Ruin.

Aber auf diesem Wege wollte er nicht wieder hinaus ins Leben und zu den Menschen.

Wieder hinaus ins Leben — hinaus zu den Menschen. —

Das waren die Worte.

So wie er da saß, stand er bereits in Wahrheit außerhalb des Lebens und der Menschen. Niemand konnte in seiner Todesstunde einsamer sein, als er es jetzt war — beraubt von allem und allen, am meisten aber von denjenigen, die er liebte, und denen er keinen Schmerz bereiten wollte.

Sie, die er heut abend verlassen hatte, deren Stimme ihm noch im Ohr klang, deren Lächeln und Blick er, während er hier saß, gleich einer Vision vor sich empfand, sie, ja sie — Holm war es, als arbeitete sein Denken plötzlich schwer und mühsam — sie gehörte doch auch zu denjenigen, denen er keinen Schmerz zufügen durfte, ebenso wenig wie dem alten Vater, den verblühten Schwestern.

Nein, nein, nein! Blitzklar durchzuckte es ihn — sie war ja gerade der einzige Mensch, dem er danach lechzte ein Weh zuzufügen. Nur um zu sehen, ob er ihr wirklich Schmerz bereiten konnte. Ob sie wirklich mit ihm verzweifeln konnte und dann — es schwindelte Holm beinahe — ihm zuliebe einen Strich unter das Ganze ziehen, den Schmerz in Glück verwandeln, indem sie ihm sagte, daß sie, wenn er sich nicht allein zu helfen wüßte, vereint mit ihm den Kampf aufnehmen wollte . . .

Herrgott im Himmel, dann konnte er vor seinen Vater treten, der immer ein Mann gewesen war, und sagen: eine Frau hat mich zerstört, Vater, eine Frau, die ich geliebt habe, wie es mir nur vergönnt war, lieben zu können, und die mich wieder liebt. Sie ist bereit, ihren Lurus, ihr Wohlleben, alles für mich zu opfern. Hilf mir, ein Leben für sie zu retten, wie sie es leben muß ohne zu verkommen! Um meinetwillen will sie mit allem brechen — hilf mir auf ehrliche Weise ein Leben für sie und mich zu gestalten, ohne Schmach und ohne unsichtbar zehrende Unehre! Ich weiß, was es dich und meine Schwestern kosten wird, Vater, die ihr mich liebt. Sie aber liebt mich mehr als jeder andere und ich sie. Alle wollen wir uns in einem Opfer für unsere Liebe vereinen. Jede Stunde meines Lebens soll meiner Liebe zu ihr und euch geweiht sein, unserem innigen Bündnis gegenüber soll alles andere auf dieser Welt eitel sein. Gerade mein Verbrechen wurde die Prüfung und Weihe unserer Liebe! Liebe heißt geben und opfern —

mein ganzes künftiges Leben soll euch beweisen, daß ich meinen Anteil an Liebes-
pflicht voll und ganz einlösen will — und sie . . .
Plötzlich klangen in seiner Erinnerung die Worte einer andern Frau — un-
begreiflich, daß sie ihm nicht früher eingefallen waren: Die fremde Frau hatte
hier in diesem Zimmer gesessen und war zu ihm gekommen, um mit Holms Hilfe
einen Mann zu retten, der sie vor Jahren verlassen und gemeinsam mit der Frau,
die sie haßte, Unterschleife begangen hatte. Nun bot sie Holm ohne Zögern
die armseligen paar Tausende an, über die sie verfügte, um den zu retten, der sie
betrogen hatte, und den sie dennoch einst geliebt. Und als Holm unwillkürlich
sagte, daß Frauen doch nie die Männer vergäßen, die sie einmal gern gehabt,
antwortete sie: „Nein — nicht, wenn es ihnen schlecht geht." —
Diese Worte hatten den Mann damals gerettet vor mehr als finanziellem
und bürgerlichem Ruin. . . .
Kassierer Holm richtete sich im Stuhl auf: Er hatte ein Gefühl wie jemand,
der im Traum zu hoch gestiegen ist und plötzlich herabfällt, so daß er erwacht.
Ach, das war ja gerade sein Urteilsspruch, daß er an Frau Ingeborg nicht
glauben durfte!
Er war sicher nur ein Teil ihres Reichtums, kein Teil von ihrem eigenen
Fleisch und Blut. Wenn er morgen zu ihr ginge und sagte: Ingeborg, um meiner
Liebe willen bin ich zum Betrüger geworden, würden ihre Augen kalt, ihr Blick
trotzig werden. Sie würde es empfinden, als bezichtige er sie des Betruges,
als forderte er von ihr das Geld, das er gestohlen hatte. . . .
Aber — aber. . . hatte sie im Grunde nicht recht? Waren die Worte denn
auch wahr: Meine Liebe hat mich zum Betrüger gemacht? Holm war, als ver-
dorrten sie ihm gleichsam im Munde... In seinem tiefsten Innern flüsterte es
undeutlich, aber in einer Aufdämmcrung unerbittlichen Verständnisses, daß sie Lüge
waren. War es aus Liebe zu Ingeborg, aus selbstaufopferndem Interesse an dem
Glück einer Frau geschehen, daß er an der Börse spekuliert hatte? Doch nur,
um ihr in eine Welt folgen zu können, in der sie herrschte! Und als seine Verluste
immer größer wurden und schließlich gedeckt werden mußten, was war dann ge-
schehen? Er mußte es sich jetzt doch klar machen können, in der rückhaltlosesten
Stunde seines Lebens!
Um es rein praktisch zu nehmen: Damals hätte er sich durch eigene Mittel,
durch Anleihe bei seinem Bankier und Aufnahme einer Lebensversicherung retten
können. Aber sein Besitztum in der Stadt, das er mit Vorausblick gekauft hatte,
hätte er unzeitgemäß veräußern müssen und damit sein Erspartes und seinen zu-
künftigen Verdienst zugleich verloren. Geschäft, Amortisation, Bezahlung der
Versicherungsprämie hätten ihn zu bedeutenden Einschränkungen gezwungen, so
daß er der Sphäre entglitten wäre, der sie angehörte, und die allein Wert für
ihn besaß. Die Menschen dort prüften nicht Herz und Nieren, ebenso wenig, wie
man sie ihnen zur Prüfung darbot. Das gehörte ja gerade zu dem Glatten, Be-

ruhigenden in dem Verkehr mit ihnen, daß sie nach einem äußeren Auftreten urteilten, welches ihm selbst so wichtig war. Aber sie verurteilten auch darnach, und er wäre verschmachtet in Einsamkeit!

Deshalb war es geschehen, daß er das — Zwangsanleihen bei seiner Kasse gemacht hatte, im Vertrauen darauf, daß fortgesetzte Spekulationen ihm Glück bringen mußten.

Sie war ihm in diesem unentbehrlichen Wohlleben nur der Mittelpunkt gewesen.

Mit Recht konnte Frau Ingeborg ihm die Tür weisen. Auch nicht das Geringste hatte er von ihr zu fordern.

Wirkliche Liebe hatte nichts damit zu tun gehabt, daß er falsche Zahlen auf das Stück Papier geschrieben. . . .

Falsche Zahlen auf ein Stück Papier! Zahlen, hinter denen nicht die Wirklichkeit lag — die die Realität des Lebens beleidigten, welche sich in Zahlen ausdrückt, Zahlen, die er mit profaner Hand zur Lüge zwang!

Holms Denken und Erinnern kreisten unablässig um jene stille Stunde in der Bank, wo er seinem Schicksal getrotzt hatte, als er falsche Zahlen auf ein Stück Papier schrieb.

Das erste in einer ganzen Reihe solcher schicksalsschwangerer Papiere! Gepeinigt begann er im Zimmer auf und ab zu gehen, setzte sich jedoch rasch wieder, unruhig mit dem Stuhl hin und her rückend. Es dämmerte so sonderbar in seiner Erinnerung.

Plötzlich erhellte sich ein Bild! Er sah sich ebenso allein wie in diesem Augenblick, wie damals in der Bank, als alle andern fortgegangen waren, und er sich eingeschlossen hatte. Aber nicht die Einsamkeit dieser stillen Zimmer war es, nicht das große Geschäftslokal mit den hohen Säulen, sondern die Einsamkeit eines engen zweifenstrigen Kontors — vor langer, langer Zeit! Das Abendkontor des Unterstützungsvereins, wo er als fünf-sechsundzwanzigjähriger junger Mann außer seiner Banktätigkeit eine kleine Stellung als Kassierer bekleidet hatte.

Der junge Holm hatte Kassa gemacht, allein er ging nicht.

Zögernd saß er da, bereits im Gesellschaftsanzug. Er sollte heute abend eine Familie besuchen, wo er ganz besonders gern verkehrte. Sie war wohlhabend, korrekt und sorglos. Aber es wurde dort recht hoch Karten gespielt. Er konnte Geld verlieren und hatte keins.

Sein Gehalt als Assistent des großen Bankhauses war damals noch gering, und just in diesem Monat hatte er das Pech gehabt, eine größere unerwartete Rechnung bezahlen zu müssen; kurz und gut, so wie er da saß, hatte er heute, am 24. 2 Kronen und 37 Öre in der Tasche. Tramwaygeld wie ein Schuljunge!

Er, der sonst in Manieren und Äußerem mit den stilvollsten jungen Gutsbesitzerssöhnen der Hauptstadt konkurrierte.

Beizeiten hätte er noch absagen und es leicht motivieren können. Denn schon vor einigen Tagen war ihm das Malheur mit der Rechnung widerfahren und leihen mochte er nicht, selbst wenn es gegen Ende des Monats ganz begreiflich gewesen wäre. Nicht borgen, war ein ebenso eingetrichtertes Prinzip wie genau Buch führen. Viele der jungen Bankbeamten und andere seiner gleichaltrigen Bekannten lebten in permanenten Geldnöten, geschäftsmäßigen Anleihen oder ewig wechselndem Pump bei Freunden. Allein sein eignes Bewußtsein und die Kenntnis der andern, daß das bei ihm nie der Fall war, verlieh ihm ein Gefühl der Ruhe und Überlegenheit, das ihn oben erhielt und vorwärts führen sollte.

Welche Energielosigkeit, daß er nicht sogleich abgesagt hatte! In einer Art trügerischer Hoffnung, daß etwas geschehen würde, was normalerweise natürlich nicht geschah, hatte er damit gezaudert wie einer, der sich durch steten Aufschub endlich zwang, einen Entschluß zu fassen, den er nicht fassen durfte.

Nun war es zu spät. Als er sich heut abend, ehe er ins Kontor ging, umkleidete, hatte er zum erstenmal das höchst unbehagliche Gefühl gehabt, Hazard zu spielen. Wenn er in dieser feinen Gesellschaft zwanzig, dreißig Kronen verlor — was leicht geschehen konnte — ja, dann hatte er eben seine Brieftasche vergessen. Wie aber das Geld am nächsten Morgen schicken? Heute war der Vierundzwanzigste, erst in einer Woche bekam er seinen Gehalt für den verflossenen Monat ausgezahlt.

Holms Blick glitt von dem Kalender an der Wand zu der Kasse, die verschlossen, allein noch nicht in dem eisernen Geldschrank verwahrt war. Am Ersten sollte er 50 Kronen bekommen — aus dieser Geldkasse . . . unwillkürlich schloß er sie auf. . . von diesen Zehnkronennoten! Gerade noch eine Woche war es bis dahin, wo er sich laut Vereinbarung mit dem Verwalter gegen eigene Quittung selbst ausbezahlen durfte.

Ein Licht ging plötzlich vor ihm auf:

— Dreiviertel dieses Geldes — siebenunddreißig Kronen fünfzig Öre waren ihm wohl noch nicht verfallen, denn er hatte nicht das Recht, sich von dem Geld aus der Kasse bezahlt zu machen, aber sie waren doch faktisch bis zum heutigen Tage von ihm verdient . . .

Wenn er sie jetzt nahm und eine Quittung hineinlegte, daß er sie sich als Vorschuß ausgezahlt hatte? Dann durfte er sich auf das Glück im Spiel verlassen, und wenn er verlor, blieb doch der Anstand gewahrt. Später fand sich dann wohl irgend ein Ausweg, den Verlust zu decken.

Das war die ganz einfache Rettung!

Auf einem sorgfältig zugeschnittenen kleinen Zettel schrieb der junge Holm mit seiner beinahe kalligraphischen Schrift:

Mir selbst als Vorschuß auf meinen Monatsgehalt ausbezahlt:

Karl Larsen Chr. F. Holm
Kr. 37, 50 Ö. — Siebenunddreißig Kronen fünfzig Öre.
24. 3. — Chr. F. Holm.
Er legte den Zettel zu unterst in das Banknotenfach der Kasse. Die Rechnung war in Ordnung, die Kasse stimmte, er hatte das selige Gefühl von einem erstickenden Druck befreit und einer peinlichen Demütigung entronnen zu sein. Die dünne Brieftasche wölbte sich wieder über ihren drei Scheinen, während das Silber im Portemonnaie zu beinahe zehn Kronen angestiegen war — und dies alles durch ein geschicktes kleines Arrangement, durch ein paar Zahlen, die er auf ein Stück Papier geschrieben hatte.
Und der junge Holm ging in seine Gesellschaft, verlor wirklich und freute sich, daß er es so sinnreich verstanden hatte, sich die Mittel zu verschaffen, um einer Ehrenschuld zu entgehen — allein durch seinen hellen Kopf und ein bißchen Kombinationsgabe. Eine ganze Reihe von Jahren hindurch, während die notwendigen Anstandsausgaben stetig anwuchsen, operierte er in seiner sorgfältigen Buchführung prinzipienmäßig mit solchen kleinen Vorschußzetteln, die er ganz still mit seinem Monatsgehalt in Gegenrechnung brachte, wenn er sich jeden Monatsletzten feinen Gehalt ausbezahlte. Bis unerwartet rasch seine Beförderung in dem großen Bankhause eintraf und ihn mit einem Schlag über diese Art lächerlich kleiner Schwierigkeiten hinweg half. Niemand hatte je etwas von diesen Arrangements mit den kleinen Zetteln erfahren, und es brauchte es ja auch keiner zu wissen, denn keiner verlor etwas dadurch.
Jetzt freilich verstand der Hauptkassierer Chr. F. Holm, daß der einzige, der etwas dabei verloren hatte, er selbst gewesen war — aber er hatte ja auch sein Leben verloren.
Mit seinem scheinbar so harmlosen sich Hinwegsetzen über den kindlich klaren Unterschied zwischen eigenem und anvertrautem Geld, zwischen Mein und Dein, vollzog er den umgekehrten, doppelten salto mortale aus dem Inhalt und der Berechtigung seines Daseins, den Todessprung aus Verläßlichkeit und Redlichkeit in Unregelmäßigkeit und Betrug.
Aus freien Stücken hatte er sich auf die erste kleine, eigenmächtige Vorschußquittung sein eigenes Urteil geschrieben. Die Signatur später in dem großen Bankhause war nur Wiederholung.
Der Hauptkassierer Holm erhob sich abermals und ging gesenkten Hauptes eine Weile auf dem Teppich auf und ab.
Dann trat er langsam zum Schreibtisch und drehte die Flamme auf, die ihm bei seiner Rückkehr so schreckhaft entgegengeleuchtet hatte. Die Mittelflamme an der Deckenkrone ließ er brennen. Aus einer der Schreibtischladen nahm er Briefpapier und begann zu schreiben.
Es dauerte recht lange. Als die Uhr jedoch fünf Minuten über Vier zeigte, war der Brief beendet.

Holm verpackte ihn sorgfältig mit der Dokumentenmappe von der Bank, verschnürte und versiegelte das große Paket, adressierte es und legte es auf den Mitteltisch.
Dann kehrte er zum Schreibtisch zurück, drehte das Licht ab und schob den Stuhl tief unter den Tisch.
Keiner sollte nach ihm hier sitzen bleiben, wenn er jetzt ging. —

V.

Am nächsten Morgen, als der stellvertretende Hauptkassierer gerade sein« Arbeit begann, sah er Holms Haushälterin mit einem großen flachen Paket unter dem Arm auf einen der erpedierenden Kassenassistenten zusteuern.
Der Kassierer erhob sich und trat an die Schranke.
„Nun, Frau Hansen," sagte er freundlich, „Sie bringen die Dokumente?"
„Ja" — sie reichte ihm das flache Paket, und er sah, daß es mit Holms schönen festen Buchstaben an den leitenden Direktor adressiert war. Später fiel ihm auf, daß die Frau ihn so wunderlich angeblickt hatte, als wollte sie etwas sagen, was sie jedoch unterdrückte. Statt dessen dankte sie nur für den ihr aufgetragenen Gruß an den Herrn Hauptkassierer und ging.
Der Kassierer hieß einen der Diener das Paket auf den Tisch des Direktors legen.
Drinnen in dem Zimmer mit den dichten Gardinen, den Porträts früherer Direktoren an den Wänden, dem hohen Stuckplafond, den schweren Möbeln mit grünem Bezug lag das Paket ganz still und wartete eine Stunde.
Dann trat der Sekretär leise ein.
Sofort machte er Holms Paket auf. Als er jedoch ein großes Privat! auf dem Briefe erblickte, legte er ihn und das verschlossene Portefeuille vor sich auf den Tisch und öffnete die übrige Post, die er zur Beantwortung instand zu setzen begann. Der Direktor kam, und während er dem Referat seines Sekretärs zuhörte, saß er und drehte Holms uneröffneten Brief in der Hand.
In Wahrheit beschäftigte ihn der Fall Holm mehr, als er es sich selbst eingestehen wollte. Allein er wartete, bis der Sekretär gegangen war und erst nach geraumer Weile wiederkommen konnte.
Dann öffnete er zuerst Holms Schreiben.
In dem dicken Brief lag der sorgfältig verpackte Schlüssel mit der Aufschrift: Zum Portefeuille.
Der Direktor behielt die vielen beschriebenen Bogen in der Hand, während er rasch die große Mappe öffnete. Hier mußte doch die Realität der Sache zu finden sein, das Resultat, worauf es allein ankam. Denn ein so langer Brief konnte unmöglich etwas anderes als überflüssige Worte enthalten.
Ein wenig hastig breitete er die Papiere vor sich auf dem Tisch aus. Der magere Herr mit dem ergrauenden Haar war in Wirklichkeit kein so steinruhiger

Mann, der er zu sein schien. Von Natur aus neugierig und heftig, entschädigte
er sich in den Augenblicken des Alleinseins oft für die Selbstbeherrschung, die er
sich sonst auferlegen mußte.
Hier lag Holms Status mit dem Saldo, dem vielzifferigen Defizit. Die
Einlagen waren sorgfältig geordnet und zeigten klar die Entwickelung der ganzen
Kalamität.
Der Direktor überflog alles hastig — die alte Geschichte! Diese verdammten
Marginalspekulationen mit allzu geringen Einzahlungen . . . daß die Wechsler
einem Bankbeamten einen so wahnsinnigen Kredit zu geben wagten. . . . Sie
waren ja absolut Mitschuldige, er wollte der Firmen schon gedenken . . .
Aber das Resultat? Da war ja kein Vorschlag zur Deckung!
Fast zornig griff er nach den dichtbeschriebenen Briefbogen, die er aus der
Hand gelegt hatte. Er haßte lange Briefe, die immer nur Unklarheit, Mangel
an Entscheidung, künftige Ungelegenheiten bedeuteten. Die Tatsache war kurz.
Aber er mußte ja daran; und der Direktor las:
„Hochgeehrter Herr Geheimrat!
Darf ich diesen Brief mit der Entschuldigung beginnen, daß ich mir gestern
eine Frist zur Deckung der Summe, um die ich die Bank betrogen habe, erbat?
Mein Gedanke war, durch eine solche Deckung gewissermaßen sagen zu können,
daß ich meine Schuld gesühnt habe . . ."
Sentimentales Gewäsch, dachte der Direktor, machte eine ungeduldige Be-
wegung, fuhr jedoch fort:
„Und der Hoffnung Raum zu geben, die Stellung zu behalten, die ich sonst
zur Zufriedenheit der Direktion ausgefüllt habe. Es erschien mir auch im Interesse
der Bank, daß der Posten als Hauptkassierer weiterhin von mir bekleidet werde,
ohne daß die übrigen Beamten oder das Publikum etwas von den von mir be-
gangenen Unregelmäßigkeiten ahnten. Ich habe mich in dieser Hinsicht durch-
aus geirrt. Deckung zu beschaffen, wäre für mich unmöglich, ohne meinen Vater
und meine Schwestern pekuniär zu ruinieren und seelisch zu vernichten — und
dies um eines Verbrechens willen, das auf einer Umwälzung meiner moralischen
Begriffe beruht."
Nun war der Direktor nahe daran, den Brief hinzuwerfen und dem Sekretär
zu klingeln. In diesem überflüssigen Wortschwall lag ja bereits die Entscheidung.
Aber er nahm sich zusammen und las weiter:
„Diese Umwälzung stammt weder von heute noch von gestern. Ich habe sie
aus freiem Willen verursacht, und sie läßt sich nicht wieder gut machen, wenn auch
meine Stellung mir bewahrt und mit allem äußeren Anstand aufrechterhalten
bliebe. Die Ironie einer solchen Situation müßte die Reue unmöglich machen,
die mich unter veränderten Verhältnissen und nach verbüßter Strafe allein wieder
zum Menschen wandeln könnte. Selbst wenn ich heute die betreffende Summe
in der Lotterie gewonnen hätte, könnte ich nicht länger Kassierer der Bank bleiben."

Der Direktor begann langsamer zu lesen — das war ja ein einigermaßen überraschender Ausgang: „Könnte ich nur mit Rücksicht auf mich selbst handeln, würde ich Sie ersuchen, hochgeehrter Herr Direktor, mich der Behörde anzuzeigen, um mich aus einer Gesellschaft zu entfernen, gegen deren berechtigte Gesetze ich verstoßen habe, und in die ich erst nach strenger Prüfung als der Bescheidenste der Bescheidenen zurückkehren würde. Ich weiß wohl, daß sich in unserer Gesellschaft Menschen in hohen Stellungen befinden, die einer eben solchen Leichtfertigkeit fähig sind, wie die meine war, entweder Dinge ähnlicher Art begangen haben oder nur durch einen Zufall bis heute davor bewahrt blieben. Das aber kann mir nicht helfen. Was ich heut Nacht lernte, ließ mich verstehen, daß jedes Vergehen um des Schuldigen willen Strafe erheischt. Gleichzeitig aber habe ich erlebt, daß ein Verbrechen aus Rücksicht auf andere Menschen von seiner Sühne ausgeschlossen werden kann.

Herr Geheimrat, Sie und ich haben beide — Sie auf einem hervorragenden, ich auf einem bescheidenen Platz — einer Herrin gedient, die menschlichen Gefühlen fern steht — der Geldmacht. Aber einen moralischen Gedanken hat sie: Mein und Dein. Hätte sie diesen nicht, würde sie die Welt zerstören.

Oft deutet sie sophistisch diesen Gedanken und versucht Dein in Mein zu verkehren, aber innerhalb jedes Resultats hält sie den Begriff fest, und welcher von ihren Dienern das nicht tut, ist verloren, denn er verliert das einzige, was ihn vor völliger moralischer Verwirrung bewahrt.

Ich verstand es nicht. Den letzten Rest moralischer Richtschnur in einem dem Gelddienst geweihten Dasein ließ ich fahren und wurde zum Verbrecher. Und da stellte das Leben andre Menschen zwischen mich und die Sühne meiner Schuld. Hier strafte es nicht, hier rächte es sich, bezahlte Verletzung mit Unbarmherzigkeit, ungerecht zwar, aber unumgänglich.

Das ist nicht richtig!

Um des Geldes willen versündigte ich mich an den Menschen, indem ich mich einem Leben für andere entzog, und das Geld nur mein eigenes Dasein — wie es heißt — vergolden ließ. Jetzt stehen die Menschen in Gestalt meines Vaters und meiner Schwestern vor mir und verrammeln mir den Weg zur Genugtuung, den ich über ihr Unglück hinweg nicht einschlagen darf. Das ist nicht ungerecht, das ist gerecht. Und hierin mag ja ein Trost liegen. Herr Geheimrat, als wir gestern von Deckung sprachen, dachten Sie an Ihre Bank. Ich weiß, rein praktisch gesehen, wie wenig der betreffende Betrag in Ihrer Ökonomie bedeutet, weiß auch, daß ein solcher Verlust verrechnungsgemäß abgeschrieben werden kann, ohne daß andere es erfahren, als diejenigen, welche nichts sagen. Ich weiß, daß Sie nicht grausam sind. Ich weiß, daß Sie schonen und schweigen werden.

Ich verschwinde aus dem Leben auf eine Weise, die meinen letzten Betrug bedeutet, aber einen frommen Betrug.

Wenn mein Tod bekannt geworden ist, wird keine Miene Ihres Gesichtes

verraten, daß Sie den Zusammenhang kennen. Sie werden meinen Vater trösten,
wenn Sie ihm die Kaution seines verstorbenen Sohnes zurückgeben. Kraft Ihrer
Autorität wird die Welt glauben, daß ein pflichttreuer Diener gestorben ist.
Sie werden es nicht um meinetwillen tun, sondern der Menschen wegen, die
ich um des falschen Goldes willen betrog, wie es seit dem Morgengrau der Zeiten
genannt wird, weil es das Leben ebenso dürr und flach macht wie leicht und glatt.
Und doch — ganz zuletzt regt sich in mir die Hoffnung, daß Sie in mir trotz
allem etwas Menschliches gefunden haben, was Ihnen leicht machen möge, so zu
handeln. Bedenken Sie, Herr Direktor, daß das die einzige Vergebung enthielte,
die meinem Schicksal noch zuteil werden kann."
Der leitende Direktor des großen Bankhauses lehnte sich einen Augenblick
in den Stuhl zurück, den Brief seines ehemaligen Sekretärs in der Hand.
Aber das Leben hatte ihn zu einem raschen Manne gemacht.
Er klingelte.
Als der Sekretär eintrat, instruierte ihn der Direktor eine halbe Stunde lang
über eine Reihe Angelegenheiten.
„Sie können sich gleich hersetzen und die paar Antworten konzipieren," schloß
er, „ich komme bald."
Und der Geheimrat ging ins Banklokal.
Dort sprach er erst mit dem Chef der Wechselabteilung über eine aktuelle
Begebenheit und ging dann zu dem stellvlrtretenden Kassierer. „Wollen Sie,
bitte, nach der Wohnung des Kassierers Holm telephonieren," sagte er, „ich lasse
ihn ersuchen zur Börsenzeit herein zu kommen, falls er bereits von dem Besuch
zurück wäre, den er heute für die Direktion zu machen hatte."
Worauf der Direktor ruhig wieder zu dem Sekretär hinein ging.
Bald darauf erhielt er die Mitteilung, daß der Hauptkassierer Holm noch
nicht nach Hause gekommen wäre. Später sagte der Sekretär dem stellvertretenden
Kassierer, daß der Geheimrat ungehalten gewesen wäre, mit dem Hauptkassierer
keine Verbindung erreicht zu haben. Vermutlich wurde Holm aufgehalten . . .
Montag wußten es alle in der Bank, und stand es bereits in einigen Abend-
blättern, daß der Hauptkassierer Holm verschwunden war. Seit er sich Freitag
Nacht um 12V, Uhr von dem bekannten Konsul und dessen Frau verabschiedet
hatte, hatte keiner ihn mehr gesehen. Holms Vater, der Departementschef, war
bei dem Geheimrat in der Bank gewesen und wurde von dem äußerst teilnehmenden
Direktor bis ganz hinaus auf die Treppe begleitet. Der Geheimrat ließ der
Polizei telephonieren, daß die Bank 500 Kronen demjenigen ausbezahlen wollte,
der über den Unglücksfall, der dem Kassierer zugestoßen sei, oder in das Verbrechen,
das an dem hochgeschätzten Beamten verübt worden war, Klarheit brächte. Einem
begünstigten Interviewer gegenüber sprach der Direktor sich unumwunden über
Holms Tüchtigkeit, Treue und musterhafte Ordnung aus.
Erst mehrere Wochen später wurde in dem Hafen der großen Stadt eine

«eiche herausgezogen, die sich als die des Hauptkassierers Chr. F. Holm erwies.
Sie trug keinerlei Spuren äußerer Verletzung. Aber des Kassierers kostbare gol-
ten« Uhr mit Kette, die Brieftasche und das Portemonnaie fehlten.
Keine der polizeilichen Nachforschungen führte zu einem Resultat.
Die Leute sprachen länger als gewöhnlich von dem unglücklichen Ereignis,
und bei dem Begräbnis des Kassierers Holm zeigte sich viel Teilnahme.
Nur eine war besonders schweigsam — Frau Ingeborg. Und man ließ sie
in Ruhe, mit einer Diskretion, die eines angenehm pikanten Beigeschmackes nicht
entbehrte.
An dem Begräbnistag indes saß Frau Ingeborg zur Dämmerzeit allein in
ihrem großen Wohnzimmer und starrte vor sich hin, wie sie es so oft getan, seit
dem Tage, da die Nachricht von Holms Verschwinden eingetroffen war.
Sie saß, als starrte und horchte sie sich zugleich die Seele aus dem Leibe, und
sie tat es verstohlen, weil keiner es ahnen durfte.
Keiner sollte sie dahin bringen zu glauben, daß der Mann an jenem letzten
Abend, als er von ihr gegangen, überfallen und ermordet wurde! Denn von i h r
war er gegangen, von ihrem neckenden Spott, der damals recht nervös gewesen
war — weil er voll Pein zu ihr gekommen, und warum?
Stunde auf Stunde hatte sie in all den Tagen und Nächten, die seither ver-
flossen waren, versucht ihre Gedanken und Gefühle zu dem Punkt hin zu bohren,
wo sich ihm die Tür des Verstehens gleichsam mit einem Schlage auftun würde
— vergebens! Hier saß sie, die Dümmste unter all den vielen Dummen, denn sie
war diejenige, die doch so viel gewußt hatte, daß sie nie hätte hinters Licht geführt
werden können.
Was bedeutete das im Vergleich zu den andern, die ebenso vergeblich fragten
— die Bank, der Vater, die Freunde?
Sie war in Wirklichkeit die einzige, die er — zum Narren gehalten hatte!
Daß sie ihn nicht von den Toten erwecken konnte, um ihm sein Geheimnis
zu entreißen! Das Geheimnis, das er nicht mit ihr geteilt, das Geheimnis, womit
«r sie besiegt, das Geheimnis, womit er sie außerhalb seines Lebens gestellt hatte.
Ach, wenn er es ihr jetzt offenbaren könnte, offenbaren wollte der
reichste Lohn, den ein Sieger zu gewähren hatte, würde ihm zuteil werden.
Aber diesen Triumph hatte er ihr nicht gegönnt.
Dieser Griff — der Griff um ihre linke Hand über dem Abendmantel, an
jenem Abend, da er sie nach Hause begleitete!
Sie hatte ihn gefühlt seit diesem Tage, fühlte ihn in diesem Augenblick so
stark, daß sie abwehrend über ihre Hand streichen mußte — was hatte dem doch
zugrunde gelegen? Was hatte dem doch zugrunde gelegen?
Es war der Griff eines Ertrinkenden nach Rettung — und dann war er
wirklich in dieses Wasser gesunken, aus dem man ihn nun herausgezogen hatte .. .
Frau Ingeborg erhob sich und preßte ihre Hände fest zusammen. Sie fühlte, daß

sie diesen Griff niemals los würde. Sie hätte ihn darum baffen mögen, und sie wollte sich hart machen wie eine Stahlfeder, die den Druck wohl empfand, ihn jedoch ebenso stark zurückgab.
Sie gehörte nicht zu jenen, die man vielleicht mit unter Wasser zog — durch solch einen stummen Griff.
Klare Rechnung, Holm, war ihre Forderung gewesen, keine verborgenen Postierungen und — ein Debet auf ihrer Seite, um in der Geschäftssprache zu bleiben!
Er aber hatte seine heimliche Rechnung mit in den Tod genommen. So hatte er sie also nie wirklich geliebt, hatte ihr nie ganz und gar angehört . . . wie sie die Seine gewesen, so voll und ganz, ohne es ihm je eingestanden zu haben.
Lag vielleicht darin seine Entschuldigung?
Hatte er vielleicht einen Anspruch gehabt, daß sie ihm nichts verbergen sollte? Galt auf diesem Gebiet etwa Gleich und Gleich für Mann und Frau? Unsinn — als ob Mann und Frau einander je gleich wären! Sie waren ja gerade das Allerverschiedenste auf der Welt. Bei Männern mit ihrer geringen Scham, brutalen Offenheit, handfesten Art zu fühlen, war alles Versteckte und Verhehlte nur Falschheit. Bei Frauen war das Geheime, Verborgene, das was sie am tiefsten für sich behielten, gerade das Zarteste und Feinste ihres Wesens, die Krone ihrer Scham, das was ihrer Liebe den höchsten Wert verlieh, was allein bewirkte, daß sie immer noch mehr zu schenken hatten, etwas, was die dummen Männer beständig überraschte.
Nichts davon hatte er verstanden, nichts von dem, was ihre stolze Weiblichkeit, die Energie ihres Wesens war!
Verlassen hatte er sie mit diesem feigen Griff um ihre Hand, sie an seinen Schatten gefesselt durch ein liebloses ewiges Rätsel. Statt zu ihr gekommen zu sein mit allem, was es auch war — selbst den niedrigsten Verrat an ihr, sie würde ihm verziehen haben.
Es zuckte höhnisch und gequält um Frau Ingeborgs Mundwinkel. Sie verraten ohne auch nur die Möglichkeit eines Worts!
Trotzig warf sie den Kopf zurück.
„Betrüger!" sagte sie laut vor sich hin.
Aber der Schalten eines Betrügers sollte sie nicht beugen. Mit zwei raschen Griffen drehte Frau Ingeborg an dem Taster der großen elektrischen Deckenkrone. Flutendes Licht ergoß sich bis in die fernsten Winkel des mächtigen Raumes. Dann ging sie, ohne sich umzusehen, vorbei an den hohen Pfeilerspiegeln und hinaus.

Hans Land:
Alfred von Ingelheims Lebensdrama. Roman.
(Fortsetzung.)
Vom Könige überreichte der entsandte Adjutant eine Prachtbibel, in die
deS Herrschers Hand mit den großen, imposanten Zügen die Worte geschrieben:
„Du bist mein lieber Sohn." Vom Kronprinzen kam nur ein Telegramm,
von der Prinzessin Luise dieser Brief:
Mein lieber Alfred,
warum müssen wir nur immer getrennt sein? Es ist so seltsam, daß wir nur
so selten beieinander sein und zusammen sprechen dürfen. Ich fühle mich sehr
einsam. Papa hat das bemerkt. Es ist mir im Sommer ein Tennisklub von
jungen Damen der Hofgesellschaft, im Winter ein Lesekränzchen und eine Reit-
quadrille eingerichtet worden. Wir lesen mit Frau von Fredell Klassisches mit
verteilten Rollen, was ganz anregend wäre, wenn die beteiligten jungen
Damen sich etwas weniger albern und verständnislos zeigten. Mehr Vergnügen
gewährt mir mein Malunterricht bei der Landschafterin Flut, einer hoch-
begabten Künstlerin und interessanten Natur, mit der Frau von Fredell mich
auch nicht drei Minuten allein läßt. Sie sei zu „bohömisch gesinnt." Ich habe
einige Erhebung von den Symphoniekonzerten der königlichen Kapelle, liebe es,
große Dramen zu sehn, und mache mir aus der Oper weniger. Sie wirkt nicht
auf meine Phantasie.
Als Du das letztem«! hier warst, habe ich eine schöne Stunde verlebt.
Es war jene trauliche Kaffeeunterhaltung bei Frau Ambrosius oben im Dach-
stübchen des Schlosses, die uns auch nur vergönnt war, weil Frau von Fredell
an dem Tage am Schnupfenfieber festlag, und weil Fräulein von Gersheim,
ihre Vertreterin, milder und menschlicher als jene, mir die große Bitte gewährte,
das Stündchen mit Dir dort oben verplaudern zu dürfen. Ich habe das Gefühl,
daß ich von Dir, lieber Alfred, in einer Stunde mehr lernen kann, als in Wochen
von allen anderen. Du weißt so faßlich darzustellen und mir Gesichtspunkte
zu erschließen, die weder Lektüre noch Unterricht mir sonst vermitteln. Ich
finde Dich unendlich vorgeschritten für Deine Iahre und glaube nun auch, was
Papa so oft behauptet, daß du ein großer und bedeutender Wissenschaftler
werden wirst. Ein sehr großes Lehrtalent hast Du ohne Frage. Du mußt doch

glücklich sein, ein so klares Ziel vor Augen zu haben. Ich habe garnichts vor Augen und bin oft sehr traurig darüber, daß ich nichts Besonderes an Anlagen und Begabung in mir finde. Das bißchen Malerei ist nicht der Rede wert, und sonst bin ich in allem nur sehr mittelmäßig beschlagen. Mein Bruder Wilhelm, der nun auch schon im fünfzehnten Iahre ist, entwickelt sich körperlich sehr gut. . El ist groß und sieht wundervoll aus, aber sonst ist nichts als eine schreckliche Zerfahrenheit an ihm zu bemerken. Er ist ein mäßiger Schüler, der trotz guter Auffassungsgabe schlecht lernt, weil er zu zerstreut ist. Papa klagt oft darüber, daß Wilhelm so geringe Willenskraft zeigt, und bedauert es fast täglich, daß die Verhältnisse es mit sich gebracht haben, daß Du nicht mit Willy zusammenbleiben konntest. Dein gutes Beispiel müßte Einfluß auf ihn haben. Freilich wirst Du schon bemerkt haben, daß Willy Dich gerade deshalb nicht besonders gern hat, weil Du ihm immer als Beispiel und Vorbild hingestellt wirst. Ich beklage es sehr, daß Euch das so auseinanderbringt. Schade! Wenn irgendwer, so hättest Du Willys Intimus werden müssen. Nichts geht nach Wunsch, sagt Papa stets, wenn er von diesen Dingen spricht. Er liebt Dich wie einen Sohn, und ich liebe Dich wie einen Bruder. Das weißt Du wohl. An Deiner Stelle hat sich der junge Specht sehr an Willy angeschlossen, worüber Papa nicht froh ist. Specht ist ebenso zerfahren und, wie Papa meint, eine erzentrische Natur, die von unreifer Romantik voll ist. Was kann Willy von diesem Iungen Gute« lernen? Daß er sich gerade zu dem hingezogen fühlt, das ist kein gutes Zeichen.

Ich bin jetzt, seitdem wir wieder im Stadtschlosse wohnen, viel oben bei Frau Ambrosius. Wie kann sie doch erzählen! Was weiß sie nicht alles! Diese Woche war der Universitätsprofessor Sterner bei ihr. Er arbeitet an einer Geschichte unseres Hauses und fragte die alte Frau nach ihren Erinnerungen. Er hat eine Stenographin mit und läßt wörtlich alles notieren, was sie ihm aus ihren Erinnerungen an große Tage mitteilt, die sie als Augenzeugin miterlebt hat. Die Anregung zu dieser Sache hat Papa dem Professor selbst gegeben. Er machte ihn auf diese „lebende Chronik des Königshauses" aufmerksam. Frau Ambrosius fragt jedesmal nach Dir. Sie hofft bestimmt, daß Du zu meiner Einsegnung im Frühjahr herkommst, und dann sitzen wir wieder ein Stündchen bei ihr oben — das muß Frau von Fredell mir dann erlauben. Ich bitte mir's als mein Geschenk von ihr aus. Mein Geschenk an Dich folgt hierbei. Ich bitte, nimm's freundlich an und sieh nicht mit Kritikeraugen darauf. Ich konnte die Arbeit nur heimlich machen. Wünschte nicht, daß Frau von Fredell sie sah. Du sagst auch keinem, von wem sie stammt. Und nun lebe wohl. Zur Konfirmation einen Berg hoch guter Wünsche von mir. Bleib gesund und behalte lieb

Deine

Luise.

Dieses Schreiben lag einem Karton bei, der in schmaler/ matter Altgold-
leistenrahmung unter Glas ein Aquarell enthielt, dessen Anblick Alfred wie mit
einem Zauberschlage eine ferne und blasse Erinnerung höchst lebendig vor Augen
stellte. Die Abendsonne goß rötliche Goldströme verklärenden Lichtes in Frau
Ambrosius' stilles Dachzimmer im obersten Stocke des alten Königsschlosses. Da
saß mitten in der rötlichen Lichtschimmerflut die ragende Alte selbst ungebeugt
am Fenster und hielt in ihren Armen links ein kleines dunkelblondes Mädchen im
weißen Kleide, rechts einen Knaben im weißen Matrosenanzuge. Die Gesichter
und Gestalten waren nur ganz skizzenhaft umrissen, was aber in voller und packender
Wucht zum Ausdruck kam, das war der verklärende, in purpurne Aureole getauchte
Stimmungswert jener fernen Abendstunde, wie sie sich, durch die Kindheiterinnerung
noch lichter vergoldet, in di Seelen geprägt hatte, und wie sie durch die naive,
aber sichtbar starke Gestaltungskraft dieser im Technischen freilich noch kindlich
tappenden Malerkraft auf dieses lebensvolle Blatt gebannt worden war. Lange
starrte Alfred bewegt auf das Bild. Wie traumhaft das alles doch war. Ist es
gestern gewesen, daß diese zwei Kinder in den Armen der Alten dort oben im
Mansardenstübchen in das Gold der Abendsonne hinausgeträumt hatten — und
heute? Heute waren sie schon keine Kinder mehr, heute sahen sie schon mit be-
wußten Augen in die Welt und ahnten bereits ihren Ernst und ihre Strenge.
Wußten schon, daß das Leben mit stillen und schönen Wünschen rauh und unerbitt-
lich verfährt, und hatten die eine schwere und drückende Erfahrung bereits gemacht,
daß das Schicksal keinen Sport emsiger und schadenfroher betreibt als den, die
Menschen voneinander zu trennen, die gerne beisammen sind, und daß es ihm
eine besondere Lust zu bedeuten scheint, den Menschen, die sich leiden mögen,
statt ihnen das Glück ihrer Gemeinschaft und Gegenwart zu schenken, die Pein ihres
Getrenntseins und des Sehnens ihnen aufzuerlegen. Er hatte eine gleichfühlende
Seele gefunden, die sich zu ihm, zu der er sich machtvoll hingezogen fühlte, und
von der wie ein tiefer reißender und breiter grauer drohender Strom das Leben
und die Umstände stets und immer ihn fernhalten würden. Ihre Seelen, die
zueinander in tiefer und ganzer Sympathie strebten und in natürlicher Freund-
schaft und Verwandtschaft zusammenklangen, blieben geschieden, würden verurteilt
sein, sich stets fernher zu suchen und zu ersehnen, als begehrten sie zueinander von
zwei Sternen her, die durch Allweite getrennt, in der dunklen und kalten Nacht
des endlosen Raumes nur ferne und matte Lichtgrllße tauschten . . . Dies alles
ging jetzt durch Alfreds Seele und machte sie tief erschauern. Denn er fühlte,
daß die gleichen Gedanken in Luise lebten und als ihren künstlerischen Ausdruck
jenes liebe und schöne Bild gefunden und geformt hatten, das jetzt als Angebinde
vor ihm lag. In seinem Dankschreiben an die Prinzessin fand sich auch diese Stelle:
„Du beneidest mich, Luise, um die Klarheit meiner wissenschaftlichen
Ziele? Was sind sie gegen Deine künstlerische Bestimmung, die überzeugend
und ohne Zweifel mir aus der Komposition wie der Ausführung Deines Bildes

zu sprechen scheint. Liebe Dein Talent, pflege diesen Besitz. Nie kann ganz
unglücklich werden, wer Kunst in der Seele hat."
Nun war der Vorfrühling herangerückt, und der Termin der Einsegnung
der Prinzessin Luise näherte sich. Dem Könige war das Programm der Feier
unterbreitet worden. Er hieß es gut, sprach jedoch den Wunsch aus, die Prin-
zessin nicht wie herkömmlich im schwarzen, sondern im weißen Kleide vor den Altar
treten zu sehen. Des Oberhofmarschall, Grafen Görtzen, gebückte Greisengestalt
durchfuhr ein Schreck. Aber der Graf sagte nichts und zog sich mit den üblichen tiefen
Verbeugungen schweigend zurück. Bereits bei der Familientafel am folgenden
Tage brachte Frau von Fredell das Gespräch auf Luisens Einsegnungskleid. Das
Herkömmliche sei schwarz. Der König horchte befremdet auf, der Ton, in dem
die stets etwas energische Dame das bemerkt hatte, klang so seltsam herrisch.
„Luischen", der König wandte sich an seine Tochter, die nun eine ziemlich
hoch aufgeschossene, noch etwas hagere junge Dame war, die auf schlankem Halse
ein interessantes Köpfchen trug, um das die schweren aschblonden Flechten einen
dicken Kranz bildeten, zu welchem Iungmädchenschmuck die melancholisch ge-
schwungenen dunkleren Brauen und die schweren großen braunen Augen einen
sehr reizvollen Gegensatz bildeten. „Luischen, du bist die Hauptperson. Wünschst
du weiß oder schwarz?"
„Du, Papa, liebst weiß, und an meinem Einsegnungstage will ich so gehen,
wie du es am liebsten hast. Weiß ..."
„Das ist katholisch", warf Frau von Fredell spitz ein.
„Frau Baronin," entgegnete der König lächelnd, „wenn Sie weiß für
katholisch erklären, so wird unserem Protestantismus also schwarz zufallen. Die
Nationen haben bisher schon ihre Farben gehabt, die Konfessionen noch nicht."
„Majestät werden zugeben, daß unsere, die protestantischen Konfirmandinnen,
dem Herkommen gemäß, in schwarzen Kleidern eingesegnet werden."
„Gebe ich zu. Das schließt nicht aus, daß ich mein Kind, weil mich's
schöner, freundlicher und anmutender dünkt, in Weiß einsegnen lasse."
„Es ist katholisch", trumpfte Frau von Fredell wieder auf, konnte aber
weiter nichts zum Thema sagen, da der König ein anderes anschlug. Die streitbare
und glaubenseifrige Erzieherin der Prinzessin holte sich Hilfstruppen. Schon am
nächsten Morgen meldete sich der Oberhofprediger v. Kanthenius beim Könige.
Als er eintrat, rief ihm der König launig entgegen: „Sie kommen doch nicht etwa
wegen des weißen Kleides?" — Er sah im Geiste die streitbare Fredell mit hoch-
rotem Kopf in dieser Kleiderfrage an Kanthenius schreiben.
„In der Tat, Majestät, es ist diese Angelegenheit."
Der hagere hohe Mann in seinem engen zugeknöpften Lutherrock, der
fest am Halse über dem weißen Kragen und der weißen Schleife schloß, richtete

sich ernst und entschlossen aus seiner tiefen Verbeugung auf, daß die glitzernden Orden auf seiner Brust klirrten. „Lieber Kanthenius," sagte der König gelassen, „macht doch nicht so viel Wirtschaft, wenn ich, selten genug kommt's vor, einen kleinen Privatwunsch habe."

„Wollen Majestät mir gestatten, die Gegengründe zu erörtern?"

Der König winkte zustimmend, während er sich, die Brille abstreifend, von seiner Arbeit, einem hohen Aktenberge fort, in seinem Schreibstuhle dem Besucher jetzt zuwandte. Die scharf geschnittenen, glatt rasierten Züge des Theologen mit dem kurz geschorenen, vollen weißen Haar und den drohend struppigen weißen Brauen über den Augen spannten sich in sichtlicher Erregung. Seine Kiefermuskeln spielten unter der straffen rosigen Haut, als machte der Zorn sie arbeiten. Auf einen Wink des Königs nahm der Oberhofprediger Platz.

„Majestät wollen vorerst geruhen, mich darauf hinweisen zu lassen, daß ich nicht etwa in einer kleinlichen Äußerlichkeitsfrage die Audienz erbeten habe. Alle Ihre Diener, Majestät, nicht zuletzt ich selbst, sind froh, wenn wir unserm geliebten Könige-große oder kleine Wünsche erfüllen können. Majestät haben diesmal einen, ich gestehe es, sehr bescheidenen Wunsch, es bedrückt mich um so mehr, wenn ich genötigt bin, dem Könige zu raten, von der Erfüllung dieses Wunsches dennoch gnädigst absehn zu wollen."

„Lieber Kanthenius, meine und Ihre Zeit ist eigentlich zu schade zur breiten Erörterung dieser Lappalie. Aber es kommt mir vor, als sei ihre Behandlung symptomatisch. Hier gehts um Prinzipien."

Mit einem Neigen des Kopfes stimmte der Oberhofprediger zu.

„Um Prinzipien, ja, Majestät. Unser Protestantismus, dessen Oberhaupt des Königs Majestät in diesem Lande ist, wird lange schon von den atheistischen, republikanischen und demokratischen Elementen als zu katholischem Wesen neigend verdächtigt."

„Ich meinerseits führe diese Vorwürfe auf die Ketzerriecherei der General» synode zurück, auf den wenig toleranten Geist, den sie überall äußert, zum Beispiel auch in der sehr dringenden Frage der Feuerbestattung. Wir werden rückständig, wenn wir diese Einrichtung aus Bedenken religiöser Art von den Landesgrenzen fernhalten, während alle anderen Nationen längst schon dieses Fortschrittes genießen. Wenn die Frommen diese Bestattungsart in Synode und Kammer, als mit ihren religiösen Grundsätzen unvereinbar, für sich selbst verabscheuen, so muß es unduldsam genannt werden, wenn sie den Anders- gesinnten verbieten wollen, sich nach ihren Anschauungen und Neigungen bestatten zu lassen. Das ist unprotestantisch — nicht das weiße Kleid der Konfirmandin. . . ."

„Darf ich mich darauf beschränken," sagte Kanthenius, der blaß geworden war, „von diesem Kleide zu reden. Es bedeutet in seiner schwarzen Farbe eine Tradition. Die Traditionen sind es vor allem, gegen die die Modernen

Sturm laufen. Denn die Traditionen sind die Schutzwälle unserer erprobten
Einrichtungen in Kirche und Staat. Wenn der oberste Bischof unserer pro-
testantischen Staatskirche, wenn der König selbst gegen diese anscheinend un-
wichtige und nebensächliche Überlieferung des schwarzen Konfirmandenkleides..."
„Vollenden Sie den Satz nicht, Herr Oberhofprediger," sagte der König,
„denn ich werde mein Kind dennoch im weißen Kleide der Unschuld, in das
es gehört, einsegnen lassen ..."
König Wilhelm hatte es ruhig, nur sehr entschlossen gesagt und dabei
die Stirn in leichte Falten gezogen. „Es wäre mir schmerzlich, wenn Sie,
der Sie die Prinzessin getauft, meiner armen Frau die erhebende Grabrede
gehalten haben, sich von Ihren religiösen Bedenken jetzt hindern lassen sollten,
die Einsegnung unter diesen Umständen zu vollziehen ..."
„Ich werde sie vollziehen," sagte Kanthenius, „wenn auch mit schwerem
Herzen. Denn es steht außer Frage, daß jetzt wohl zahllose Konfirmandinnen
im weißen Kleide zur Einsegnung kommen werden, und wir können sie nun
nicht mehr zurückweisen, wie wir das früher taten,' ehe der Hof dieses Beispiel gab."
„Ich freue mich dieser Folgen, Kanthenius."
„Und ich beklage sie, Majestät. Denn nun fällt jeder äußere Unterschied
der Konfirmanden beider christlichen Konfessionen fort, der bisher so in die
Augen sprang."
„Auch das ist gut."
„Ich halte es für bedauerlich, Majestät, und würde wohl aus diesem
und manchem anderen Grunde von meinem Amte zurücktreten, wenn ich nicht
die Hoffnung hätte, bei Weitelführung meines Amtes den König doch noch
von diesem oder jenem Zugeständnis an die liberalen Kirchenkreise abzubringen,
denen ja nun leider sehr bedauerliche Vorstöße gelungen sind."
„Welche?"
„Diese Neuerung des weißen Konfirmandenkleides, wenngleich sie der
privaten Neigung Ew. Majestät entspricht, wird zweifellos von den „Auf-
klärern" (er sagte das höhnisch) als eine Konzession an die eigene Adresse
aufgefaßt werden."
Der König zuckte die Achseln.
„Sie sprachen noch von manchen anderen Gründen, Kanthenius, aus
denen Sie sich geneigt fühlen könnten, zurückzutreten ..."
Eine Pause trat ein. Der Oberhofprediger holte rasch Atem, schloß
aber dann plötzlich die schmalen Lippen, während seine buschigen Brauen sich
düster zusammenzogen.
„Ich sehe wohl, Sie haben noch mehr auf dem Herzen, Kanthenius,
es war ja klar, daß das weiße Kleid allein hier nicht im Spiele war ..."
„Majestät, schon längere Zeit warte ich auf diese Aussprache. Nein,
das weiße Kleid ist nur ein Symptom einer Richtung, die meine und meiner

Freunde Bedenken seit einigen Iahren erregt. Die Berufung des Dr. Geßner aber ins Kultusministerium ist ein zweites von diesen Symptomen und ein sehr bedenkliches dazu. — Ich bitte um Verzeihung dieser letzten Wendung wegen, denn es steht mir sicherlich nicht zu, an der Auswahl Kritik zu üben, t»e der König bei Besetzung der Ämter trifft. Aber es geschieht hier seit Iahrzehnten, unter der Regierung Eurer Majestät jedenfalls zum ersten Male, daß ein entschiedener und nicht gerade zurückhaltender Bekenner ultramodernistischer Ideen die Berufung des Königs in das Ministerium erhielt, dem die Verwaltung der Kirchen, Hochschulen und Schulen untersteht. Als ein langjähriger erprobter Diener des Königshauses, als der Hauptgeistliche, der der königlichen Familie in ernsten und trüben Stunden den Trost der Religion gespendet hat, wage ich es, Eurer Majestät meine und meiner Freunde Bestürzung über diese unerwartete Berufung auszusprechen ..."

Der König legte seine goldene Brille, mit der er bis dahin gespielt hatte, mit einer raschen Bewegung nieder, sah den Oberhofprediger scharf an und sagte: „Sie sind offenherzig, und ich danke Ihnen dafür. Als altem Freunde meines Hauses, der mir und meinem Vater und Vorgänger dankenswerte Dienste geleistet hat, erwidere ich Ihnen folgendes: Ia, ich neige stark zu den liberalen Anschauungen. Ich bin heut 55 Iahre alt, bin seit 2V Iahren an der Regierung. Ich glaube in diesen 2l> Jahren den Traditionen genügend Respekt bewiesen zu haben, indem ich dem konservativen Gang der Dinge bis dahin fast ungestört seinen Lauf ließ. Ich hielt mich trotz der Ieitströmungen nicht für berechtigt, das Land liberal zu verwalten, solange die Wahlen konservative Mehrheiten ergaben. Das ist zu meiner Genugtuung bei der letzten Neuwahl zum Landtage zum ersten Male nicht der Fall gewesen, und so halte ich denn endlich die Zeit für gekommen, dem Fortschritt und der Entwickelung auf allen Gebieten der Verwaltung die Wege zu ebnen. Die Berufung Dr. Geßners ins Kultusministerium war einer der Schritte, die die neue Ära einleiten."

„Der Grundzug des Wesens Eurer Majestät ist ein liberaler?"

Die Frage tat Kanthenius im Tone tiefsten Erstaunens.

„Ia, das ist er. Die liberale Grundstimmung und Gesamtrichtung meiner Natur können Sie ja wohl schon daran erkennen, daß eine solche Unterhaltung zwischen uns beiden auch nur möglich ist. Denn jeder überzeugte Gottesgnadenmann hätte diese Ihre Beschwerden in Sachen Geßner, die vielleicht einem zurücktretenden Kultusminister anstünden, 2 limine abgewiesen. Ich hörte Sie an, weil ich eines im engsten Sinne offiziell nicht Berufenen, aber mir wertvollen Mannes Ansichten und Gedanken — außeramtlich kennen zu lernen ein Interesse habe. Ich danke Ihnen wiederholt für Ihre Offenheit und bleibe Ihnen weiter gewogen."

Der König hielt Kanthenius die Rechte hin, die dieser ergriff und mit

Bewegtheit küßte. Es kam sehr gepreßt heraus, als der Oberhofprediger nunmehr dieses erklärte: „Ich hatte Seiner Majestät bereits zugesagt, die Einsegnung Ihrer königlichen Hoheit zu vollziehen. Ich werde das trotz des weißen Kleides tun, aber es wird meine letzte Amtshandlung sein."
Der König nickte ernst. „Ich war darauf gefaßt und rechne nicht minder mit dem Abschiede auch anderer im Staatsdienste erprobter Männer, die den neuen Kurs nicht mitmachen wollen. Das ganze Kabinett, alle Minister haben sich schon in diesem Sinne erklärt. Das ist mir schmerzlich, läßt sich aber nicht ändern. Ieder Fortschritt muß eben mit Opfern erkauft werden. Leben Sie wohl, Kanthenius. Möge Ihnen nach langem und arbeitsreichem Tagewerk eine heitere und friedliche Muße beschieden sein —."
Mit einer Handbewegung und gütigem Lächeln entließ der Monarch seinen Besuch. . .
Die Einsegnung der Prinzessin Luise wurde in höchstem Glanze und großer Feierlichkeit vollzogen. Der König, den die glücklich gelungene Bildung des neuen liberalen Kabinetts, in dem die Elite der aufgeklärten politischen Führer sich geeint sah, sichtlich verjüngt und gehoben hatte, erschien in großer Generalsuniform, das gelbe Band seines höchsten Hausordens um die Brust geschlungen. Herrlich klangen Chor, Orgel- und Posaunenklänge von der edlen weißgetäfelten Wölbung der Schloßkapelle hernieder, und über den Glanz der Generalität, der goldstrotzenden Minister-, Gesandten- und Diplomatenröcke hinweg richteten sich Alfred von Ingelheims durch Gewöhnung gegen diesen blendenden Hofglanz schon abgestumpfte Augen auf die Gestalt der Prinzessin Luise, die Alfred, heut als Abiturient heimgekehrt, dort vor dem Altar jetzt nach zweiundeinhalb Iahren zum ersten Male wiedersah. Der Anblick ergriff ihn heftig. Ein Kind hatte er vor zweiundeinhalb Iahren verlassen, einen fertigen Menschen fand er wieder. Als die Prinzessin unter den feierlichen Klängen eines Psalms, vom Hofe geleitet, die Kapelle betrat, ging es wie ein Nebel über Alfreds starr blickende Augen. Diese hochgewachsene Fürstin, die in stolzer Demut, von der Feierlichkeit der Stunde das Haupt ein wenig gebeugt, dort zu den Stufen des Altars schritt, die Augen wie in einer Vision ins Leere gerichtet, war das Kind, in dessen Puppenhände vor Iahr und Tag die Greisin oben im Dachgeschosse des Schlosses seine Hand zum Freundschaftsbunde fürs Leben gelegt hatte? Es war kaum zu denken. Das Kind war ein Weib geworden, an dessen ragender Gestalt die weißen Falten des Festkleides in wundervollen Linien niederflossen. Diese rapide Entwickelung seiner Kindheitsgenossin beengte Alfred. Er hatte ein Gefühl, als sei ihm Luise ferner gerückt denn je zuvor. Der große Abstand der Reife, der zwischen einem Sechzehnjährigen und einer Gleichaltrigen dieser die größere

Lebensnähe gibt, sie die kürzere Strecke zu durchmessen bestimmt, die zum
nahen Ziele der vollkommenen Ausbildung führt, all das ließ in Alfred das
Gefühl lebendig werden, als sähe er diese geliebte Gefährtin seiner Kindheit
in unerreichbare Fernen entschwinden. Er, Alfred, war heut Abiturient,
würde binnen kurzem die Universität beziehen, in etwa fünf Iahren seine
Studien vollenden und die ersten Eramina ablegen, die ihn zum Staatsdienste
vorbereiteten. Luise — das ging dem Erschütterten im Augenblick zum ersten
Male mit grausamer Klarheit in das Bewußtsein — Luise war in zwei Iahren
eine Fertige, fertig und reif, ihr Leben zu beginnen. Damit kam, damit
mußte eine große Veränderung in ihre Beziehungen kommen. Denn was
sie beide vordem gewesen, Kindheitsgenossen, Lebensschichtgefährten, das hörten
sie nun auf zu sein, denn Luise würde viel eher zum Weibe reifen, als er,
Alfred, zum Manne. Wie schweres und bitteres Trennungsweh legte sich
diese Erkenntnis auf sein Herz. Es war wie ein Abschiednehmen. Wie
von einem Verlust betroffen, — fühlte er sich. So leer, so beraubt, so arm.
Was blieb ihm noch? An Menschen — niemand mehr. Wer stand ihm
nah? Der König? Geßner? Er hatte ihre Liebe, das wußte er. Aber
standen sie ihm nah? Waren sie bei ihm, wann er ihrer bedurfte? Nein.
Beide Männer waren von ihren Pflichten so in Anspruch genommen, daß
sie für ihn, den nun langsam Reifenden, nur wenige und seltene Augenblicke
hatten. Gewiß, beide würden da sein, falls er sie rief, aber er mußte sie
eben erst rufen. Wer war bei ihm immer und allezeit? Niemand; die letzte
nahe Seele — Luisen, führte das Leben nun aus seinem Kreise — auch
sie wurde jetzt entrückt, und es galt festzustehen, auch ohne Gefährten. Es
war wohl so, daß ein Krüppel wenig Anschluß im Leben fand. Wie sein
Herz schmerzte bei diesem Gedanken. Aber er wollte nicht, wollte nicht traurig
sein. Er war ein Einsamer, er mußte und wollte lernen, das mit Haltung
zu sein, ohne die Miene der Bedrücktheit, ohne daß die anderen sahen, daß
er litt. Niemand sollte das sehen. Auch war er entschlossen, entschlossen
auf jegliche Art, nicht bedrückt zu sein. Er wollte nicht. Er bestritt sich
das Recht dazu. Hier lag ein gewaltiger Arbeitsweg vor ihm. Den wollte
er gehen, aufrecht, das Ziel im Auge. Er wollte lernen, studieren, erkennen,
wollte sehen, ob ihm wohl gegeben sein würde, die Dinge der Welt zu verbessern. Das war seine Bestimmung. Damit hatte er zu zahlen an den
König — an das Land. Das waren Pflichten, die erstattet werden mußten —
ob einsam oder nicht, ob mit leichtem oder schwerem Herzen, ob mit oder
ohne Freude — sein Pensum erledigen, seine Aufgabe erfüllen — konnte
nicht jeder Mensch — konnte nicht selbst ein Krüppel damit sich aufrecht erhalten, bestehen vor sich selbst und den anderen in treuer Arbeit? — . . .
Unter den Klängen des Hallelujas verließ der Hof nach beendeter Feier
die Kapelle. Mit gestrafftem Körper, das Haupt willensstark erhoben folgte

Alfred von Ingelheim dem ßuge. Bei der Gratulationscour lächelte die Prinzessin ihn in alter Kindervertraulichkeit an, nachdem sie einen Moment verdutzt sein etwas hochgeschossenes Wachstum mit den Blicken gemessen. Sie hielt seine Hand einen Augenblick länger in der ihren und raunte bei einem späteren flüchtigen Begegnen im Saal ihm zu: „Um vier Uhr oben."

Alfred fühlte eine ihn ganz stürmisch überflutende Freude. Das war das Wiedersehen bei Frau Ambrosius. In all dem Festtrubel hatte sie daran gedacht. Sie war ihm noch nicht entrückt, das sah er nun mit einem durchaus kindlichen Entzücken. Ia — ja — sie hielt den Pakt der Freundschaft. Er würde sie als eine nahe und vertraute Seele behalten, wohin auch immer das Schicksal sie entführen würde. Sie blieb ihm, blieb ihm geneigt, hielt fest an diesem Kinderbunde für das Leben — das zeigte sie ihm heute, da sie an ihrem Ehrentage Zeit, Muße und Gedanken fand, mit ihm, und sei's für eine Stunde, in das Paradies der Kinderjahre zurückzukehren, in das Traumland dort oben bei der Greisin, wo das Heim ihrer Verschwisterung gewesen. Wenige Worte der Begrüßung hatte der junge Kronprinz, der in der Leutnantsuniform des ersten Gardeinfanterieregiments der Feier bei? wohnte, an Alfred bei der Gratulationscour gerichtet, sie waren kühl gewesen. Während Alfred die prachtvolle körperliche Entwickelung des Thronerben, der zu einem wirklich schönen Iüngling heranwuchs, mit bewundernden Augen sah, glitten des Prinzen Blicke teilnahmlos und fremd von Alfred ab, der diesen Kindheitsgenossen wie durch Welten von sich getrennt sah. Wie seltsam die geheimen Kräfte spielen. Hier treiben sie zusammen, dort reißen sie auseinander. Diese suchen, jene fliehen sich —. Der Strom der Zu- und der Abneigung ging mit lebendigen Wellen durch die Seelen, trennte und einte — nach seinen eigenen geheimnisvollen Gesetzen . . .

Eine Stunde nach Aufhebung des Prunkmahls, bei dem der König die Gesundheit der Konfirmandin ausgebracht und gegen Alfred sehr gnädig, sich gezeigt hatte, stieg dieser die Treppen hinauf, den wohlbekannten, lange gemiedenen Weg zu Frau Ambrosius. Alfred war noch im Frack, den er bei der Hoftafel getragen. Als er zum Fuße der Wendeltreppe gelangte, die in den vierten Stock emporführte, stand dort die Prinzessin Luise in ihrem weißen Einsegnungskleide. Sie erwartete ihn und streckte ihm beide Hände entgegen. Alfred ergriff sie. Es waren kühle, schmale, ein wenig blutleere, sehr blasse Hände. Er drückte sie stumm. Schweigend standen die beiden in dem Dämmer des Ganges, auf den die helle Vorfrühlingssonne, die den» Tage leuchtete, nicht gelangen konnte.

„Mir klopft das Herz so," sagte die Prinzessin.

„Bist du die Treppen zu schnell hinaufgestiegen?"

„Vielleicht. Aber auch so — auch so ist mir ein wenig beklommen."

Sie sah ängstlich vor sich nieder.

„Willst du umkehren?" fragte Alfred.
Da schoß eine jähe Röte in Luisens Gesicht.
„Nein — nein!" rief sie, ergriff Alfreds Rechte und begann neben
ihm den Aufstieg zur Wendeltreppe. Sie schwiegen beide, und doch drängten
tausend Gedanken wortlos von einem zum anderen. Der ganze Strom der
Mitteilung, der zwischen diesen verwandten und verbundenen jungen Seelen
durch lange Trennung jäh und grausam zerrissen worden war. In dem be-
glückenden Gefühle, nach endloser Trennung jetzt wieder nebeneinander hergehen
zu können, bekamen ihre Augen freudigen Glanz, jagte ihnen das junge Blut
beflügelt und brausend durch die Adern.
Die Prinzessin lächelte vor sich hin wie in einem tiefen und schönen
Traume, dann und wann sah sie ihrem Freunde von der Seite in das ernste
Gesicht, das auch wie von einem inneren Lichte überglänzt war. Sie erstiegen
die Stufen der alten Wendeltreppe andächtig wie Wallfahrer. Ietzt waren
sie oben, standen eratmend, Hand in Hand vor Frau Ambrosius' Tür, an die
sie klopften.
Niemand öffnete.
Alfred zog an dem altmodischen Klingelzuge, der am Porzellangriff
den Namen Ambrosius trug — drinnen schlug eine Glocke klagend, fast wimmernd
an — —. In der Wohnung regte sich nichts. Einen seltsamen Schreck
in den Augen, sahen die beiden Einlaß Begehrenden einander an, da knarrte
eine Tür auf der anderen Seite des Ganges, ein alter pensionierter Kutscher
steckte den Kopf heraus. Alfred ging hin, sprach weniges gedämpft und
flüsternd mit dem Alten, der sich bald scheu zurückzog und seine Tür wieder
schloß.
Luise stand immer noch vor Frau Ambrosius' verschlossener Wohnungstür.
Da trat Alfred zu ihr und sagte leise: „Unsere alte Freundin ist vorgestern
gestorben und wird, während wir hier stehen, in Ostend begraben. Man
hat deiner Einsegnungsfeier wegen im Schlosse von der Sache geschwiegen
und alle Anordnungen in der Stille der gestrigen Nacht getroffen ..."
Schweigend stand das Prinzeßchen in seinem weißen Festkleide, das
anmutige Gesicht geneigt, über das nun lautlose Tränen rannen. Die beiden
jungen Menschenkinder standen dort oben vor der verschlossenen Tür, wie wenn
sie — freilich ohne Sünde und Vergehen, ganz schuldlos aus einem Paradiese
vertrieben worden wären, in das es keine Rückkehr mehr für sie gab. Die
Tür ihrer Kindheit — so dünkte sie, war zugefallen, man begrub diese schöne,
verschwundene Zeit irgendwo in einem schwarzen Grabe — und sie standen
hier trauernd und pochten vergebens an eine stumme Tür, hinter der niemand
sich rührte, sie ihnen noch einmal zu fröhlichem Eintritt zu öffnen . . .

8.

Die Iahre rückten vor. Alfred von Ingelheim studierte die Rechte an einer südlichen Universität des Landes. Kronprinz Wilhelm war inzwischen auch eingesegnet worden, nachdem er das Reifezeugnis für das Universitätsstudium erlangt hatte. Dann bezog er eine nördliche Hochschule, an der er offiziell Iura und Kameralia hören sollte, aber er irrlichterierte viel in ästhetischen und germanistischen Kollegien und wurde nach dem leider für Thronfolger üblichen hastigen Brauche bereits nach Verlauf eines Iahres den Studien wieder entzogen, um in den militärischen Dienst zu treten, dem er zu Beginn im ersten Bataillon des Ersten Garderegiments zu Fuß in der Residenzstadt sich zu unterziehen hatte. Der junge Prinz verfügte jetzt über eine eigene Hofhaltung, der sein militärischer Begleiter, Graf Herlen, ein Hauptmann in den Vierzigern, vorstand. Bei der Feier seiner Großjährigkeitserklärung sowie bei der seiner Einstellung in die Armee hatte der Prinz außerordentlich gefallen, denn seine Erscheinung war ein Vergnügen für jedes Auge. Die Frauen schwärmten für den schlanken Iüngling und sein braunes ausdrucksvolles Haupt. In seinen Zügen, die trotz der achtzehn Iahre bereits scharfe und interessante Prägung zeigten, stand ein Ausdruck von Kühnheit, wohl als Erbteil von irgend einem kriegsgewaltigen Vorfahr. Dennoch lebte in, dieser Seele wenig Willenskraft. So sorgfältig die Erziehung des Thronfolgers bis dahin gewesen, so scharf ihre Zwecke in der Richtung zur Ausbildung der Energie auch verfolgt wurden, es half nicht viel. Der Prinz war und blieb eine Halbnatur, bei keiner Sache, die er betrieb, mit der ganzen Seele beteiligt. Seine Lehrer und Erzieher suchten den Grund hierfür in einem Mangel an Konzentrationskraft, in einer Neigung zur Zerfahrenheit, die den Lerngang maßlos erschwerte. Erst in der letzten Primanerzeit stellte es sich heraus, daß dieser Mangel seinen Grund in einem ziemlich stark ausgeprägten Phantasieleben hatte, das in lyrischen Weichheiten sich wiegend, Stimmungen verzärtelt sich hingab, und in massenhafter, nicht sorgfältig gewählter Romanlektüre weitere Nahrung suchte. Der Prinz stand bei seinen Lehrern im Verdacht, heimlich Verse zu machen, und war, — wie er ein weniger als mittelmäßiger Schüler, wie er ein nicht gesammelter Student gewesen, jetzt ein ziemlich fahriger Offizier, dessen sehr geringe militärische Anlagen und Interessen ihm den Dienst nicht angenehm machten. Die Vorgesetzten drückten natürlich beide Augen zu, während Graf Herlen, ein sehr begeisterter Soldat, dem Prinzen gegenüber mit seinem mahnenden Tadel nicht zurückhielt, dem Könige den Sachverhalt nicht verschwieg und nach einem halben Iahre um Entbindung von seinem Posten und Rückversetzung in die Front einkam — was ihm gewährt wurde. Sein Nachfolger, Baron Steinen^ war eine Höflingsnatur. Sehl elegant, im Äußeren ein wenig, im Inneren

stark dekadent, suchte der von Hause aus Mittellose, dem die vergnügten Kavalle-
ristenjahre starke heimliche Schulden eingetragen hatten, Anstellung im Hofdienst,
in den ihn einflußreiche Verwandte zu bequemer Versorgung hineinbegünstigt
hatten. Der König war übel beraten, als er Steinens Ernennung zum Ad-
jutanten des Kronprinzen vollzog. In Personalfragen zu wenig vorsichtig
und eindringlich, ließ er sich diesen Vorschlag genehm sein, ohne im ent-
ferntesten zu durchschauen oder auch nur zu ahnen, daß Steinens Berufung
in die persönliche Nähe seines Sohnes auf Anzettelungen zurückzuführen war,
die von einer Seite kamen, deren Interessen durchaus nicht dahin gingen,
des Kronprinzen Persönlichkeit zu einer möglichst harmonischen und tüchtigen
Ausbildung zu fördern. Im Gegenteil. Die nächsten Agnaten des Königs-
hauses, ein Neffe des Königs, Prinz Hermann, eine intrigante, wenig edle
Natur, die den ehrgeizigen Jettelungen der Gemahlin nur zu willig Gehör
schenkte, arbeitete seit Iahren in allergeheimster, aber um so zielbewußterer
Art an der Aufgabe, den Kronprinzen Wilhelm auf irgend eine Weise aus
der Bahn zu drängen, derart, daß ihm Dinge zustießen, oder er sich in Affären
verwickeln ließ, die ihn am Ende vielleicht von der Thronfolge ausschließen
oder zu freiwilligem Verzicht auf sie bewegen konnten. Das war das geheime,
zäh verfolgte Ziel der Prinz Hermannschen Linie, die letzten. Endes darauf
ausging, den Übergang der Krone auf den Prinzen Hermann zu erreichen.
Des Königs gerade Natur ahnte von solchen Plänen und Rechnungen der
Verwandten nichts und bemerkte auch nichts von dem Netz von Beobachtern,
Kundschaftern und Spionen> welche die Hermannsche Sippe am Königshofe
im Solde hielt. Die späten liberalen Wandlungen, welche der alternde König
jetzt an den Tag legte, und zu deren Betätigung er sich durch die demo-
kratischen Parlamentswahlen des letzten Iahres stark ermuntert fühlte, erbosten
die prinzliche Nebenlinie noch ganz besonders. Sie war mit Entschiedenheit
feudal gesinnt und gab sich ihren Hoffnungsträumen auf Erlangung der Krone
durch den Prinzen Hermann jetzt mit noch besonders erhabenen Nebenge-
danken hin. Ihr ging es nun um nichts weniger, als um die Rettung des
Thrones für die Dynastie, die durch, die plötzlichen demokratischen Allüren
des Königs direkt in Gefahr gebracht und den Stürmen einer republikanischen
Staatsumwälzung ausgeliefert zu werden drohte. Ganz geheim und im
stillen wurde der Hofstaat des jetzt ungefähr vierzigjährigen Prinzen Hermann
und der Seinen zum Hauptquartier der stockkonservativen Opposition. Wer
immer in Volksvertretung oder Presse der liberalen Zeitströmung im Lande
Widerstand entgegensetzte, konnte des Dankes wie der stillen Wohlgeneigtheit
der Hermannschen durchaus sicher sein.
Da der neue Adjutant, Baron Steinen, sogleich dazu ausersehen war,
mit dem Thronfolger eine längere Reise zu machen, die bis nach Nordafrika
und in Asien bis zum Ganges führte, so wäre eine eingehende Prüfung seiner

persönlichen Anlagen, Neigungen und Eigenschaften sehr am Platze gewesen. Sollte er dem Kronprinzen doch für längere Zeit und fern vom Hof die nächste Umgebung bedeuten und solcher Art in die Lage kommen, starke menschliche Einflüsse auf ihn auszuüben. Diese Prüfung unterblieb jedoch, da der König, von den politischen Umwälzungen durchaus in Anspruch genommen^ garnicht an sie dachte, ebenso wenig irgend einer seiner neuen Ratgeber. So geschah der große und bedauerliche Mißgriff, daß die sehr bedeutsame Frage, wer dem jungen Thronerben auf die lange Auslandreise als persönlicher Begleiter folgen sollte, mit der Berufung und Wahl Steinens die denkbar zweckwidrigste Lösung fand. War doch Steinen ein Mensch, der kein anderes Ziel kannte, als sich in der Gunst seines Schutzbefohlenen möglichst festzusetzen. Er diente ihm in des Wortes untergeordnetstem Sinne und machte sich zum Handlanger und Sklaven seiner Launen. So wurde bei der Erziehung dieses Thronfolgers in einem der wichtigsten Entwickelungsjahre nichts gefördert, was zur Erprobung und Stärkung der Selbstbeherrschung hätte nützen können, alles hingegen gehegt und unterstützt, was eine ohnehin haltlose Natur des weiteren immer noch wankender machen konnte. Wäre der Kronprinz nun zu Erzessen geneigt gewesen, so hätte es kaum ausbleiben können, daß er vielleicht an Leib und Seele zugrunde gerichtet und vergiftet von dieser Reise heimkehrte. Denn Baron von Steinen legte seinem Schützling alles möglichst nahe, was es an Verführung ftr einen Zwanzigjährigen in der loseren Lebensart freier und wenig beobachteter Reisenden gab. Denn natürlich reiste der Prinz inkognito. So hätten sich denn wohl alle schlimmen Hoffnungen del herrschaftlüsternen Agnaten leicht erfüllen können. Aber Wilhelm war eine Schwärmernatur, wenn auch schwach im Wollen, so doch vielleicht gerade deshalb scheu im Verkehr und von einer Schüchternheit den Frauen gegenüber, die zwar eine tiefe, starke und brennende Begierde verdeckte, ihn aber mit Sicherheit vor unreinen und befleckenden Berührungen schützte und bewirkte, daß er rein, wie er gegangen war, in die Heimat wiederkehrte. Sein starkes Phantasieleben webte in Träumen von Liebesglück, denen die seitens de» Herrn von Steinen dienstbeflissen vermittelten Abenteuer abstoßend, gemein und reizlos erscheinen mußten. Denn der Kronprinz harrte sehnsüchtig dem ersten Liebesmärchen entgegen, wie ein Gläubiger wohl des Wunders wartet. Aus blauen Himmelshöhen sollte und mußte es zu ihm herniedersinken, nicht aus den Sümpfen der Gemeinheit wie gierige Höllenflammen zu seinen Füßen emporzüngeln. Der junge Prinz hatte einen starken Zug zur Natur, und obschon er kein Iäger war, so liebte er das Leben in den weiten Horizonten leidenschaftlich und beneidete die Menschen, deren Tagewerk wie das der Bauern sich unter dem freien Himmelsgewölbe vollzog. Ihm ward nur wohl in solchen Weiten, und er fühlte sich beim Leben in und mit der Natur am frohesten und besten. Der Prinz war schon in Vrindisi und auf der Rückreise,

als er einen Brief seiner Schwester, der Prinzessin Luise, erhielt, der unter
anderen Mitteilungen auch diese machte:
„Frau von Fredell ist vom Hofdienste zurückgetreten. Du kannst Dir
denken, Willi, daß ich ihr keine Träne nachweine. Ihr allzeit steifes ober-
hofmeisterliches Wesen ist mir, wie unserem Papa, nie besonders angenehm
gewesen. Ich habe es durchgesetzt, daß Frau von Bornsfeld ihren Platz in
meinem neuen Hofstaate erhielt, und bei Papa, der immer so gütig ist, noch
etwas anderes erreicht. Bei einem Rout im Hause des englischen Gesandten
wurde mir eine Komtesse Dornenburg vorgestellt. Sie ist Waise, ihr Vater
war Brigadegeneral, ihre Mutter eine schwedische Baronin. Gisela, so heißt
sie, gefiel mir auf den ersten Blick. Das fremdartig Nordische mag sie von
ihrer Mutter haben. Sie ist von einer Blondheit, wie sie selten bei uns
gesehen wird. Wie reifer Weizen ist ihr Haar, und ihre Augen gemahnen
an das Blau des Meeres, wann der Maihimmel darüber strahlt. Ihre Stimme
aber war es vor allem, die mich bezauberte. Sie ist so weich und mädchenhaft.
Gisela ist zwanzig Iahre wie ich selbst und ist meine Hofdame geworden.
Ich liebe ihre Gesellschaft, denn wie das Mädchen süß anzusehen ist, so ist
ihr Wesen sammetweich, von einem eigentümlich erobernden, werbenden Reiz,
«erschlossen und doch anschmiegsam, zurückhaltend und doch von einer Hingabe,
die rührt. Ich glaube, sie liebt mich sehr, und ich möchte Dir nur raten,
Dich in acht zu nehmen, wann Du heimkommst, daß Du Dich nicht in sie ver-
liebst. Das ist meine Sorge. Da halte also die Ohren steif und mach mir
keine Geschichten. Es sieht so aus, als verdrehe sie ohnehin allem Männervolk
die Köpfe. Auch Papa hat gesagt, es sei gefährlich, solch schöne Menschen
um sich zu haben. Es gäbe so schon genug Verwicklungen im Leben. Aber
ich kann und mag nicht ohne Schönheit in meiner Umgebung sein. Mein
Auge verlangt nach solchem Trost um so entschiedener, als Schönheit in unserem
Lande bei den Menschen selten gesehen wird. Du bist also gewarnt. So
nimm Dich denn in acht ..."
Es war wohl natürlich, daß dieser kindliche naive Warnungsruf der Schwester
in des Bruders Seele die direkt entgegengesetzte Wirkung ausübte Wilhelms
Phantasie beschäftigte sich von dem Augenblick des Empfanges jenes Briefes an
fortwährend und auf das lebhafteste mit dem lockenden Bilde jenes Mädchens,
das die Prinzessin so voller Reiz geschildert hatte. Es schwebte ihm in allen Ver-
klärungen der Einbildungskraft vor und wich nicht aus seinem Denken. Es zog
und lockte ihn heimwärts, so daß er die raschesten Wege wählte und in Hast die
Rückreise beschleunigte. Als er der Komtesse jedoch bei dem Wiedersehen mit
der Schwester zum ersten Male gegenübertrat, fühlte er sich enttäuscht. Kein
Wunder. Seine stets in Träumen spinnende Phantasie hatte sich ein Bild von
der Hofdame gemacht, dessengleichen auf Erden nicht wandelte. Er sah jetzt in
der Wirklichkeit ein blondes Fräulein von aristokratischem Wuchs und edlen Zügen.

Das anmutige Haupt schmückte ein freilich seltsames Blond wie aus Goldfäden, wie Gold, das von gleichsam sengenden Sommergluten eigentümlich bleich geworden schien. Das Bild, das Luisens farbenkundiger Sinn gefunden, traf die Wahrheit scharf. Das Haar erinnerte in der Tat an reifen, überreifen Weizen . . . Unter äußerst fein, wie mit dem dünnsten Pinsel sanft geschwungenen Braue» leuchteten ein Paar blauer Augen von erlesener Klarheit und jenem schillernden Glanz, den die zwanzigjährige Blüte schenkt. Eine weiche seelenvolle Stimme, ein ansprechendes, scheues und zurückhaltendes Wesen — das war alles, was Kronprinz Wilhelm vorfand — und es schien ihm weit — weit zurückzubleiben hinter dem, was er erwartet hatte. Seine Enttäuschtheit fand keine Linderung darin, daß er selbst einen um so tieferen Eindruck auf das junge Adelsfräulein gemacht zu haben schien. Denn sie sah ihn bei der ersten Begegnung mit allen Zeichen der Verwirrung an. Purpurne Glut übergoß ihre Züge, ihre Befangenheit war beengend; der Prinz wie seine Schwester, beide konnten deutlich sehen, wie stark die Begegnung auf die Komtesse gewirkt hatte.

Kronprinz Wilhelm tat jetzt im berittenen Leibgarderegiment Dienst, dessen Standort in der zweiten Residenz des Landes, zwei Eisenbahnstunden von dem Hoflager und der Hauptstadt entfernt belegen war. Im Offizierkorps dieser vornehmsten Truppe dienten nun auch die vier Adelssprossen, mit denen der Kronprinz zu Nirental erzogen worden war. Da er aber zu ihnen nur geringe persönliche und freundschaftliche Beziehungen hatte, so setzte er beim Könige durch, daß Iordan von Specht, der fünfte der Kameraden von Nirental, der, weil er arm war, in einem ungleich billigeren Linieninfanterieregiment Leutnantsdienst tat, als zweiter Adjutant dem Kronprinzen zugeteilt ward.

Soldatische Naturen empfinden oft in langen Friedenszeiten die Zwecklosigkeit, sowie das Spielerische des Gamaschendienstes sehr peinlich. Das militärische Handwerk, dem in Kriegsperioden so viel Heroisches anhaftet, bekommt in der Geregeltheit des Garnisondienstes etwas Pedantisches, das der Abenteu.erlust und dem Wagemut des geborenen Soldaten schwer erträglich wird. Dem unmilitärisch Veranlagten kommt der Unernst der soldatischen Dienstleistungen im langwählenden Frieden noch drückender zum Bewußtsein, jene täglich unter Zugrundelegung des Ernstfalles geübte Tätigkeit, die mit ihrem umständlichen Zeremoniell so vieles vom Theaterwesen an sich hat und mit so unerbittlich strengem Gebaren durch Iahrzehnte unaufhörlich eine unfruchtbare und volkswirtschaftlich doch so kostspielige Arbeit leistet. Den Kronprinzen ödete dieses Wesen in hohem Grade an, und wenn er sich auch mühte, davon nach außen hin nichts merken zu lassen, so blieb es dennoch nicht lange geheim, mit wie wenig Freude und Lust er am Dienste teilhatte. So oft es irgend anging, fuhr er im Automobil in die Hauptstadt hinüber, deren künstlerisches und geistiges Leben er um so eifriger mitgenoß. Da geschah es, daß ein jüngerer, über die Maßen smarter Maler, in seiner Kunst höchst geschickt, und mit Glück darauf bedacht, die Aufmerksamkeit der Zeit-

genossen, und sei es gewaltsam, auf sich zu lenken, mit einem in der Sezession ausgestellten lebensgroßen Bilde starken Zulauf hatte. Das Werk war als „Antigene und Ismene" im amtlichen Kataloge vermerkt und zeigte die beiden schönen Königstöchter zwar in echt antikem Gewande, Antigene mit Krug und Totenschmuck, wie sie von der Heldentat der Bruderbestattung, selbst todbereit zurückkommt, Ismene in schwesterlicher Sorge und Angst die Heldin umarmend, als wolle sie sie vor Kreons nahenden Schergen schützen. Der industrielle Künstler hatte nun den beiden Odipustöchtern die Züge zweier lebenden Frauen gegeben. Iedermann erkannte in Antigene die brünette Prinzessin Luise, deren tragische Züge in der Tat zum Ausdruck des antigoneischen Heldentums und düsteren Schicksals außerordentlich gut paßten. Mit einer leichten, kaum merklichen Idealisierung und Helenisierung des Profils war aus dem modernen Königskinde die antike Fürstentochter geworden, der das ganze Drama hingebungsvoller, schwesterlicher Treue im Gesicht zu lesen stand. Die reizende Kentrastgestalt Ismene, die in leuchtender Mädchenblondheit das helle lebenzugewandte Widerspiel zu Antigenes heroischer Grabromantik und todbcgehrender Dunkelheit stellte, zeigte die mit schlagender Sicherheit getroffenen Züge der prinzlichen Hofdame, Gräfin Dornenburg, die in der Hauptstadt vorerst in weiteren Kreisen wenig gesehen, dennoch von einigen dem Hofe Nahestehenden sogleich erkannt wurde. Das Bild, das zweifellos technische und malerische Werte aufwies, machte ungeheures Aussehen und erregte auf der Stelle einen Zeitungsdisput. Sah sich doch das Oberhofmarschallamt Seiner Majestät des Königs gedrängt, zu erklären, daß weder Ihre königliche Hoheit die Prinzessin Luise, noch deren Hofdame, Gräfin Dornenburg, jemals dem Maler gesessen hätten. Worauf dieser pfiffig entgegnete, es sei ihm niemals eingefallen, eine solche Behauptung zu wagen. Der Tausendkünstler hatte also nach Photographien, die er sich verschafft, und nach kurzen persönlichen Begegnungen die beiden Damen so glücklich treffend gemalt. Eine Flut meist erlogener Pressenotizen folgte jenen beiden ersten. Bald sollte der König die fernere Ausstellung des Gemäldes verboten, bald der Maler dessen Zurückziehung abgelehnt haben. Dann hieß es, der Hof habe eine große Summe geboten, um das Bild in seinen Besitz und von der Ausstellung fortzubringen. Das Abenteuerlichste aber blieb die in die Lokalrubrik gerückte Mitteilung, ein amerikanischer Milliardär habe das Werk erstanden, sich in die Prinzessin verliebt und — natürlich vergebens um deren Hand angehalten. Kurz — es bildete sich ein wahrer Mythenkreis um das Bild, das reproduziert, in alle illustrierten Blätter beider Welten überging, und dessen glücklicher Einfall seinem Schöpfer in wenigen Wochen zu Weltruhm verhalf. Nicht weniger weittragend, als diese lauten und äußeren, war eine stille und innere Wirkung, die dem Bilde auszuüben beschieden sein sollte. Der Kronprinz fuhr in Zivil zu früher Morgenstunde, zu der die Sezessionsausstellung noch geschlossen war, vor dem Gebäude vor und besichtigte das vielbesprochene Bild. Es ging ihm seltsam damit. Er entsann sich, daß es

ihm öfter schon begegnet war, daß er auf Bildern Landschafts- oder Etraßen-
ausschnitte gesehen, die, obschon ihm wohlbekannt, ihn dennoch mit einer un-
geahnten Schönheit überraschten, die sie in Wirklichkeit hatten, zu deren Erfassen
aber er, als Betrachter, der Mittlerschaft des Malers bedurft hatte. Eist nachdem
er durch das Künstlerauge und mit dessen Erfassen geschaut hatte, war ihm in
solchen Fällen gegeben, zu sehen und zu erkennen, wie die Dinge schön waren.
So überwältigte ihn auch dieses Mal die Erscheinung der Komtesse Dornenburg
erst, als er sie durch das Auge des Malers sah. Da dünkte ihn diese Gestalt von allen
Reizen umflossen. Ein Glücksgefühl durchrieselte ihn bei dem Gedanken, daß
dieses Wesen in erreichbarer Nähe lebte und war. Wie aus dcm Traum erwachte er.
Er legte sich zweifelnd die Frage vor, ob nicht die klassische Gewandung den
großen Eindruck hervorrief. Er versuchte, sich die Erscheinung des Mädchens in
die Erinnerung zurückzurufen, wie er ihr begegnet war, im nüchternen Alltags-
licht — und mußte sich sagen, daß hier die idealisierende Kunst des Malers, daß
Kostüm, Beleuchtung, Stellung und Kolorit dem lebendigen Sein wenig hinzu-
gefügt, und daß er nur lebensgetreu nachgebildet hier wiedersah, was atmend
vor ihm gestanden. Seine Augen blieben wie verzaubert an dem Bilde haften,
er verweilte endlos lange davor und mußte sich schließlich gewaltsam davon
losreißen.

9.

Es war eine eigentümliche Herzensgeschichte, die nun anhob. Es trieb
den Kronprinzen oft genug zu seiner Schwester, um des Anblicks der blonden
Gräfin teilhaft zu werden. Aber das blutjunge Paar wagte einander seine Zu-
neigung kaum durch einen flüchtigen Blick kund zu tun. Prinzessin Luise merkte
wohl, daß ein Magnet in Kraft getreten war, der des Kronprinzen häufige Besuche
erwirkte, aber sie äußerte nichts über diese Wahrnehmung. Iene briefliche Neckerei,
mit der sie ihren Bruder gewarnt hatte, sich in ihre Hofdame zu verlieben, blieb
die einzige Anspielung, die die Prinzessin wagte. Ihr ernsthafter Sinn mochte ihr
klar gemacht haben, daß ein Anspinnen von Herzensbeziehungen zwischen diesen
beiden Menschen notgedrungen zu schmerzlichen Leiden führen müßte, und so
hütete sie sich, dieser Gefahr durch spielerische Scherze gefährlichen Vorschub zu
leisten.
Wie meistens selbst in den ungereimtesten und törichtesten Zeitungs-
nachrichten irgend ein Körnchen Wahrheit steckt, so beruhte auch jenes Presse-
geschwätz, das von dem Pankeenabob berichtet hatte, der sich in das Antigonebild
der Prinzessin vergafft haben sollte, auf einer wahren Begebenheit, nur, daß der
amerikanische Krösus seine Augen nicht zu der dunklen Königstochter erhoben
hatte, sondern zu deren lichter Begleiterin. Ismene hatte es ihm angetan, und
sie war es, um deren Hand er brieflich in einem recht amerikanisch kurzen, ent-

schlossenen und selbstbewußten Schreiben, das jeglicher Gefühlsseligkeit entbehrte, anhielt. In maßloser Überraschung und Verwirrung zeigte die Komtesse das eigenartige Werbungsschreiben der Prinzessin, die es sehr ernsthaft las und ihrer Hofdame die Frage vorlegte, welchen Bescheid sie auf diesen Antrag geben wolle. Gisela besann sich keinen Augenblick und sagte, sie werde ihn natürlich ablehnen. Darauf schwieg die Prinzessin eine Weile, dann sagte sie: So natürlich und selbstverständlich fände sie das nicht. Ein maßlos erstaunter Blick aus den Augen der Komtesse veranlaßte die Prinzessin hinzuzusetzen: „Ein Mädchen von zwanzig Jahren wird es natürlich ungeheuerlich finden, einem Manne die Hand zu reichen, von dem es nichts weiß, als daß er sehr reich ist, und der von dem Mädchen seinerseits nichts kennt, als ein nicht einmal ganz getreues Bild. Das verstehe ich durchaus. Da du aber außer einem Erbonkel, der auch kein Millionär ist, nichts besitzest und eine Waise bist, so muß dir jeder, dem deine Zukunft wie mir am Herzen liegt, den Rat geben, die Sache nicht ungeprüft von der Hand zu weisen. Es wäre doch möglich, daß dieser amerikanische Herr ein tadelloser Gentleman wäre und deiner durchaus nicht unwert. Du weißt, daß zahlreiche Aristokraten sogenannte Dollarprinzessinnen als Gattinnen heimführen, und solche Verbindungen sind oft ganz glücklich ausgefallen. Hier läge mal der umgekehrte Fall vor. Der Name deines Anbeters Mc. Carthie deutet auf schottische Abstammung und, wenn ich nicht irre, auf adlige. Aber das sind Nebensachen. Ich glaube, du hättest die Pflicht, wenn du nicht im Prinzip schon abgeneigt wärest, dich jetzt schon zu verheiraten, die Sache deinem Vormunde mitzuteilen, damit er ihr auf den Grund gehe und dir einen erfahreneren Rat gebe, als mir das möglich ist, die ich doch eben so jung noch bin wie du selbst."

„. . . aber im kleinen Finger klüger, Luise. Dein Rat ist gewiß sehr vernünftig. Und wenn ich meinem Vormund die Sache vorstelle, so könnte ich bei dem bekannten amerikanischen Tempo wohl damit rechnen, in etwa acht Wochen Frau Mc. Carthie zu sein und so blödsinnig reich, daß mir selber davor angst würde. Kann auch sein, daß dieser Milliardär ein ganz netter Mann ist, der von dem Petroleum- oder Schmalzschwindel seines Herrn Vaters nicht allzu viel Ekliges geerbt und überkommen hat. Alles zugegeben. Aber ich will ihn nicht sehen! Will nichts von ihm hören! Ich will bei dir bleiben, wenn du mich nicht fortschickst."

Sie hatte in jugendlichem Ungestüm die Arme um den Hals der Prinzessin geschlungen und suchte, ihren blonden Kopf an deren Brust schmiegend, Schutz bei der Freundin, die das anmutige Haupt fast mütterlich streichelte und liebkoste.

„Das ist lieb und treu von dir, Gisi. Ob es aber auch klug ist, das bezweifle ich. Ich habe mich gewöhnt, die Dinge, wie sie sind, zu sehen und zu beurteilen, und deshalb bin ich immer so erschreckt, wenn andere sich mit Illusionen täuschen oder blind machen. Du sagst, du willst bei mir bleiben, und ich bin dir unendlich dankbar für diese Anhänglichkeit. Aber wer sagt dir, daß nicht

Verhältnisse eintreten könnten, die dein Verbleiben bei mir zur Unmöglichkeit machen?"

Gisela fuhr auf und sah die Freundin mit so erschreckten Augen an, daß diese sie sogleich wieder begütigend in ihre Arme nahm und mit erneuten Liebkosungen beruhigte.

„Natürlich — natürlich wünsche ich, Gisi, daß du bei mir bleibst — solange wie irgend möglich. Aber Mädchen deines Schlages pflegen nicht unverheiratet zu bleiben. Ich weiß nicht, ob es nicht eine glücklichere und größere Zukunft für dich bedeutet, diesen großen Finanzmann zu nehmen, als später irgendeinen kleinen Höfling aus unserer Sphäre. Das sind doch meist enge und abhängige Verhältnisse, auf die eine Mistreß Mc Carthie dereinst mit nicht unbegründetem Mitleid herabblicken würde."

„Ich will nicht heiraten, Luise."

„Das sagst du heut. Wer weiß, wie du in einigen Iahren darüber denkst. Und dann die Hauptsache: Ich, Gisela, werde und muß heiraten und wahrscheinlich den, den mir Papas Minister vorschlagen werden. Ich ahne, daß es mir nicht erlaubt sein wird, auf diese Vorschläge, selbst wenn sie mir sehr zuwider sein werden, mit einem brüsken Nein zu antworten. Aber das soll dich nicht kümmern. Eine andere Frage ist die, ob meine Heirat mich nicht in eine Fremde führen wird, wohin mir zu folgen dir so unerwünscht, wie vielleicht unmöglich sein wird. Deshalb ist es meine Pflicht, dir das heute schon klar zu machen und dir vor Augen zu halten, wie reiflich du die Ablehnung dieses Antrags überlegen mußt, weil er vielleicht eine Glücksmöglichkeit für dich bedeutet, die nie im ganzen Leben wiederkehrt."

Einen Moment sah Gisela ratlos vor sich hin. Dann stampfte sie mit dem Fuße auf und rief fast zornig: „Ich will nicht! Ich will nicht!!" Im nächsten Moment aber brach sie in Tränen aus, mit erhobenen Händen flehte sie: „Verzeih mir! Verzeih! Aber ich kann nicht! Ich kann nicht!!" Sie legte ihr tränenfeuchtes Gesicht in Luisens Schoß, die nun die Freundin aufrichtete und in diesen weinenden Augen zu lesen suchte.

„Gisela," sagte die Prinzessin, „antworte mir! Liebst du einen andern Mann?" Purpurne Röte schoß in das Gesicht der Weinenden.

„Nein," rief Gisela, „nein, ich will nur bei dir bleiben! Nur bei dir, solange es geht! Bis du mich fortschickst! Weiter will ich nichts! Ich schwöre es — nur bei dir will ich bleiben!!!"

(Fortsetzung folgt.)

R
u
n
s ch
u

Sozialpolitische Rundschau.

Von Dl Flügge, Senatspläsidenten im Reichs-Versicherungsamt.

Seit ich zum letzten Male an dieser Stelle berichtet habe, ist die Jahreszeit der Kongresse und Tagungen hereingebrochen, die in diesem Iahre eine fast unheimliche Menge von sozialpolitischen Erörterungen gezeitigt hat. Begonnen hat sie mit dem Genossenschaftstage des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine in Berlin vom 17. bis 19. Iuni, in dessen Beratungen neben der Bedeutung des Kleinhandels ganz besonders das Projekt der nach dem sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten von Elm sogenannten „Volksfürsorge" einen breiten Raum einnahm, d. h. das Projekt einer Lebensversicherung der großen Massen der Arbeiterschaft unter Zuhilfenahme der genossenschaftlichen und der gewerkschaftlichen Organisation. Es ist wahr, der Gedanke der politischen Neutralität dieser „Volksfürsorge" ist dabei betont worden, und der Abgeordnete von Elm hat diesen Gedanken später noch in einem Artikel in Nummer 42 der Sozialen Praris unterstrichen. Indessen die Organisation der Konsumgenossenschaften faßt in Deutschland vielfach und die der Gewerkschaften so gut wie ausschließlich Angehörige einer politischen Partei, der Sozialdemokratie zusammen, und wenn diese Organisationen, wie es sicher ist, die Grundpfeiler der neuen Volksfürsorge werden, so ist es mir durchaus wahrscheinlich, daß, selbst wenn der Abgeordnete von Elm das gar nicht gewollt haben sollte, die neue Volksfürsorge sich tatsächlich zu einem neuen Mittel auswachsen wird, mit dessen Hilfe die sozialdemokratische Partei ihre Herrschaft über die Massen befestigen wird.

Auf der bestehenden politischen und wirtschaftlichen Ordnung fußte die Tagung der wirtschaftsfriedlichen Arbeitervereine, d. h. der nationalen und der Werk-Vereine, die in Essen vom 29. Iuni bis 1. Iuli stattgefunden hat. Sie ließ eine beträchtliche Zunahme dieser Vereine erkennen, die auch bei dieser Gelegenheit die grund-

sätzliche Bekämpfung der Sozialdemokratie zu proklamieren nicht unterlassen haben.

Ganz andere Töne schlug der Internationale Kongreß der Bergarbeiter in Amsterdam ypm 8. bis 12. Iuli 1912 an. Er verlangte Verstaatlichung der Montanindustrie, Einführung einer Arbeitswoche von fünf Tagen zu je acht Stunden und Verbot des Verfahrens von mehr als einer Echicht binnen 24 Stunden. Man kann sich aber beim Lesen des Berichtes über diese Beratungen der Einsicht nicht verschließen, daß die deutschen Delegierten gegenüber dem Radikalismus anderer Nationen immerhin eine gewisse, realpolitische Besonnenheit vertreten haben.

Eine neue Gründung bedeutete die Reichskonferenz liberaler Arbeiter und Angestellter in Leipzig am 11. Iuli. Was sie auf sozialpolitischem Gebiete vor allem verlangte, die Schaffung eines sozialen Arbeitsrechtes, wird sich mit dem Wunsche weiter, sozialpolitisch interessierter Kreise begegnen. Da aber zu der Konferenz nur Angehörige der Fortschrittspartei eingeladen gewesen sind (wenn anders die Zeitungsnachrichten zutreffen), so verstehe ich nicht recht, welche besonderen Aufgaben dieser Konferenz neben den Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen zufallen sollen.

Rundschau

Der Internationale Kongreß der Krankenpflegerinnen tagte in Köln vom 3. bis 7. August 1912. Er lenkte die sozialpolitische Aufmerksamkeit auf das von der sozialen Fürsorge noch wenig beachtete Krankenpflegepersonal, und andererseits ließ die Erörterung, die er der „sozialen Arbeit der Krankenpflegerinnen" widmete, erkennen, daß die Krankenpflegerinnen sich der großen Aufgaben, die ihnen im sozialen Organismus zufallen, wohl bewußt sind.

Auf den Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands hat die Erörterung sozialer Probleme von jeher ein anerkanntes Heimatsrecht gehabt. Die Tagung, die in diesem Iahre in Aachen vom 10. bis 15. August stattfand, mußte man mit umso größerem Interesse erwarten, als der Zwist, der zwischen der sog. Kölner und der sog. Berliner Richtung entstanden war, d. h. der Streit, ob die katholische Kirche interkonfessionelle, christliche Arbeitervereine zulassen wolle, oder ob sie rein katholische Arbeitervereine unter Ausschluß der Evangelischen verlange, befürchten ließ, daß in kirchlichen Meinungsverschiedenheiten der gemeinsame soziale Gedanke Not leiden könnte. Die Befürchtung ist grundlos gewesen, der Streit ist glücklich vermieden worden, und wenn auch ein evangelischer Beobachter kaum ein sicheres Urteil abgeben kann, so sieht es doch so aus, als ob der Katholikentag die Eristenzberechtigung der interkonfessionellen, christlichen Arbeitervereine rückhaltlos anerkannt hätte. An Einzelfragen sozialen Inhalts diskutierte er die Aufgaben, die aus der Binnenwanderung erwachsen, die Jugendfürsorge, die Selbsthilfebestrebungen der Privatangestellten und die Pflege der Interessen des weiblichen Handwerkspersonals.

Der Reichsverband der deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften behandelte am 11. und 12. August 1912 in Dresden die sittliche und wirtschaftliche Kraft der Genossenschaftsbewegung in der Landwirtschaft und — im Gegensatz zu der von Elmschen Volksfürsorge — die Bedeutung der öffentlichen Lebensversicherungsanstalten für die ländliche Bevölkerung unter Mitwirkung der Genossenschaften. Hoffentlich gelingt es den öffentlichen Lebensversicherungsanstalten mit Hilfe der ländlichen Genossenschaften, die ländliche Bevölkerung

davor zu bewahren, auf dem Umwege über wirtschaftliche Interessen politisch der Sozialdemokratie zugeführt zu werden.

Vom Standpunkte des mittleren und kleinen Gewerbes aus erörterte der Deutsche Handwerks- und Gewerbekammertag in Würzburg vom 13. bis 15. August die Wirkungen der Konsumvereine. Die Stellungnahme zu den Konsumvereinen ist sicherlich eins der schwierigsten Probleme unserer heutigen Zustände: niemand kann verkennen, daß die Erhaltung eines gesunden Mittelstandes in Handel und Gewerbe eine Staatsnotwendigkeit ist, und auf der anderen Seite kann man schlechterdings niemandem und am allerwenigsten der Arbeiterschaft verwehren, sich mit anderen zum tunlichst billigen Bezug von Gebrauchsgegenständen zu verbinden. Daß die Lösung, wie weite Kreise des Kleingewerbes wollen, in einer Erschwerung der Bildung und Betätigung von Konsumvereinen zu finden sei, will mir nicht einleuchten.

Auf die immer näher rückende Möglichkeit eines Zusammenstoßes zwischen dem Arztestande und den Krankenkassen warf die Tagung des Hauptverbandes deutscher Ortskrankenkassen in Köln vom 19. bis 21. August Licht. Es ist leider wahrscheinlich, daß aus diesem Gegensatze noch große Schwierigkeiten entstehn werden.

Der Allgemeine deutsche Genossenschaftstag zu München vom 21. bis 23. August war dadurch ausgezeichnet, daß sich Prinz Ludwig von Bayern

als guten Freund des genossenschaftlichen Gedankens bekannte. An sozialen Gegenständen erörterte der Tag die Entwicklung der Baugenossenschaften, das Erbbaurecht, die Zustände des Kleinhandels und die Frage des Kapitalismus in seinem Verhältnis zu den Genossenschaften.

Der deutsche Iuristentag widmete in Wien am 6. September dem Rechte der Privatangestellten und ihrem sozialen Schutze eine Verhandlung.

Und während ich dies schreibe, tagt in Zürich die „Internationale Sozialpolitische Woche", d. h. die Internationale Vereinigung für gesetzlichen Arbeiterschutz, die sich seit langer Zeit entschlossen gehabt hat, vom 5. bis 12. September in Zürich ihre Versammlung abzuhalten, ferner der Kongreß zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit, der Internationale Heimarbeiterkongreß und das Internationale Permanente Komitee für Sozialversicherung. Die Tagesordnungen dieser vier großen Vereinigungen sind so reichhaltig, daß schwerlich ein Besucher der sozialen Woche sie alle vier wird bewältigen können.

Koloniale Rundschau.

Millionengeschenke und Millionenverluste!

Vor wenigen Wochen sind zwei Geschäftsberichte veröffentlicht worden, die nicht nur die deutschen Kapitalisten- und Börsenkreise interessieren, sondern darüber hinaus auch noch die Kolonial-Politiker und die Politiker überhaupt. Es sind das die BerichtederDeutschen Kolonial» Gesellschaft für Südwestafrika und ihres Tochterunternehmens, der Deutschen Diamant-Gesellschaft. Dieses Interesse ist keineswegs auffällig, wenn man bedenkt, wie die beiden Gesellschaften im Mai des Iahres 1910 im Vordergrund der Reichstags-Diskussion standen, und wie einzelne Abgeordnete und Kolonial-Politiker sich gerade mit diesen Unternehmungen beschäftigt haben. Sind sie es doch, auf die das Wort „Millionengeschenke" geprägt wurde. Der Mann, der dieses Wort zuerst auf die Gesellschaften angewandt hat, er wird jetzt sich dessen nur ungern erinnern: Mathias Erzberger. Wenn man heute zu dem Schriftwerk greift, zu dem der Zentrumsmann sich im Iahre 1910

aufgeschwungen hat, so kann man nicht ohne ein gelindes Lächeln bleiben. „Millionengeschenke" betitelt es sich, und es handelt von den Millionen, die der frühere Staatssekretär Dernburg gegen das Interesse des Deutschen Reiches verschenkt haben soll. In dieser Schrift wird u. a. behauptet, daß Dernburg viele Millionen, ohne dazu gezwungen zu sein, der Kolonial-Gesellschaft resp. dem Tochterunternehmen zugewiesen habe, und daß diese Gesellschaften sich nun eines sehr reichen Schatzes erfreuen. Findet sich doch dabei in der Schrift u. a. die Redewendung: „Alle Reineinnahmen bleiben bis zu 682/,^ der Gesellschaft, sodaß diese schon 1910 auf das eigentliche Barkapital 200«^. Dividende verteilen kann. In den Privilegien liegen Hunderte von Millionen, auf welche Staatsvermögen und Reichskolonialamt verzichtet haben." Wehe dem Kapitalisten, der auf Grund dieser Prophezeiung Mathias Erzbergers sich verleiten ließ, Anteile der Kolonialgesellschaft zu kaufen. Statt der erhofften Millionengeschenke sind ihm Millionen v e r l u st e entstanden. Weit entfernt davon, 200 ^ Dividende auszuschütten, gab die Diamant-Gcsellschaft im ersten Iahre 10^, in, zweiten Iahre 51/2/0 Dividende, und im dritten Iahre schließt sie mit einem Verlust von 40000 Mark ab.

Wo sind die Riesengewinne, wo sind die Millionengeschenke, so fragt sich

der enttäuschte Kapitalist, der heute
nur ein Drittel des Kurswertes besitzt,
den ihm die Anteile damals gekostet
haben, als er Erzbergers Geschrei
Glauben beimaß? Greift man zur
Bilanz der Diamant-Gesell-
schaft, so findet man nichts von
Millionengewinnen, ja man wird sogar
zweifellos den Ausdruck „Das ist zuviel
aufgeknallt" wiederholen müssen, der
schon einmal in der Budget-Kommission
über die Gesellschaft gefallen ist. Denn
in den 3 Iahren ihres Bestehens hat
die Gesellschaft nicht weniger als 4,2
Mill. Mark an fiskalischen Ab-
gaben und Steuern auszahlen
müssen. Das ist 14 mal mehr, als die
Anteilseigner bekommen haben. Die
Anteilseigner erhielten nämlich:
im ersten Iahre Mark 250000—, im
zweiten Mark 137 500,—, und im dritten
Jahre garnichts.
Dieses Ergebnis, das für den Fiskus
recht erfreulich, für die Anteilseigner
aber sehr betrübend ist, beleuchtet etwas
eigentümlich die Prophezeiung
Erzbergers, „daß Hunderte von
Millionen den Berliner Großbanken
in den Schoß geworfen sind."
In Wirklichkeit war die Kolonial-
Politik des früheren Staatssekretärs
darauf gerichtet, dem Staate einen
möglichst großen Anteil zu sichern und
den Gewinn der Unternehmer auf
ein freilich sehr geringes Maß zu redu-
zieren.
Auch bei dem Mutterunternehmen,
der Deutschen Kolonial-Gesellschaft für
Südwestafrika, sind die erhofften Riesen-
gewinne nicht eingetreten. Die Gesell-
schaft hat hintereinander ihre Dividende
von 64^ auf 50?/ und dann auf 35^
ermäßigen müssen. An und für sich ist
ja ein Prozentsatz von 35^ keineswegs
gering. Wenn man aber bedenkt,
daß die Gesellschaft 20 Iahre lang
überhaupt keine Erträge abgeworfen
hat und daß sie Besitzerin der Diamant-
felder ist, so muß man allerdings zugeben,
daß hier von Millionengeschenken doch
wohl nicht die Rede sein kann. —
Mathias Erzberger hat sich durch
seine Broschüre über die „Millionen-
geschenke "in seinem Ansehn in Zentrums-
kreisen nicht wenig geschädigt, aber
auch ein Mann, dessen Name bis dahin
in Kolonialkreisen vielfach einen recht
guten Klang hatte, geriet dadurch, daß
er Erzbergers Spuren blind folgte,

auf eine falsche Fährte. Paul Rohrbach, der als Sachverständiger in der Diamantenfrage auftrat, trotzdem er als Theologe diesen Dingen eigentlich fern stand, hat ebenso wie Erzberger sich verleiten lassen, seine Gedanken sofort in ein Buch zu kleiden. Hat schon Erzberger haltlose Prophezeiungen gemacht, so schießt Paul Rohrbach über dieses Ziek noch wesentlich weiter hinaus. Mit Recht konnte daher einer der hervorragendsten Kolonial-Politiker eine ganze Reihe von Stellen in Rohrbachs Ausführungen nachweisen, in denen „Irrtümer handgreiflichster Art" vorhanden sind. Paul Rohrbach hat in seinem Werk ganze Stellen aus Erzbergers Buch wörtlich abgeschrieben und diese als richtig dargestellt. Ia, er schwang sich sogar zu dem Satze auf, „daß Dernburg eine unbegreifliche Politik der einseitigen Begünstigung gegenüber dem heimischen Großkapital eingeschlagen habe." Was daran Wahres ist, sieht man mehr als zur Genüge aus der Gegenüberstellung der Steuern und der Dividenden der oben erwähnten Gesellschaften.

Es ist interessant, darauf hinzuweisen, daß Rohrbach behauptet, Dernburg habe den Wert der Diamanten auf 1Milli - arde Mark geschätzt, einen Betrag, den er als zu hoch bezeichnet. Nun hat bereits Lindequist, der Nachfolger Dernburgs, in der Budget-Kommission festgestellt, daß Dernburg eine derartige Schätzung nicht abgegeben hat. Die Schätzung des Diamantvorkommens im südlichen Teil unserer Kolonien in Höhe

von 1 Milliarde Malk ist nun tatsächlich gefallen. Sie rührt aber nicht von Dernburg her, sondern von Paul Rohrbach selbst, der sie in einem Aufsatz in der „Frankfurter Zeitung" vom Iuli 1910 veröffentlicht hat. Da schreibt Rohrbach nämlich wörtlich: „Auf jeden Fall steht außer Zweifel, daß bedeutend größere Werte vorhanden' sind, als anfänglich geglaubt wurde, und soviel wird als Schätzung angenommen werden können,daß40—50000Millionen Karat oder 1 Milliarde Mark in Werten die untere Grenze(!) des Gehalts der gesamten Felder südlich vom 26. Breitegrade sein wird. Die ganzen nördlichen Felder sind hierbei noch nicht mitberücksichtigt." Als der Bericht seinerzeit in der „Frankfurter Zeitung" erschien, hatten einige deutsche Kapitalisten, und namentlich eine große Firma, nichts Eiligeres zu tun, als sofort Anteile der Kolonial-Gesellschaft zu kaufen. Es war aber bemerkenswert, daß zu derselben Zeit, als Rohrbachs Bericht über den Diamanten-Reichtum in den deutschen Blättern erschien, die südwestafrikanischen Interessenten ihre Papiere bereits verkauften, weil sie eingesehen hatten, wie sehr der Diamanten-Reichtum überschätzt worden war. Die große Firma, die dem Rate Rohrbachs gefolgt war, ist heute um viele hundert Prozent weniger reich, als im Iahre 1910. Die Anteile sind von ihrem Höchststande von 2100 ^ auf 500 A gefallen. Wieviel würde wohl das Reich verlieren, wenn es, ebenso wie die Kapitalisten, den Worten Rohrbachs Glauben geschenkt hätte?

Als Herr Erzberger in der Budget-Kommission von den „Millionengeschenken"und dem„Milliarden-Reichtum" sprach, der der Kolonial-Gesellschaft zugefallen sein sollte, da wurde ihm der Vorschlag gemacht, beim Reichstage zu beantragen, die Gesellschaft zu verstaatlichen. Denn, so sagte man mit Recht, wenn die Gesellschaft tausend Millionen besitzt, und das Aktienkapital ist nur 2 Millionen Mark, so ist es doch ein glänzendes Geschäft, wenn man zu dem Kurse von 800 ^, d. h. also für ca. 16 Millionen Mark (eventl. sogar noch weniger) die ganze Geschichte aufkauft. Dann hätten die Aktionäre sehr frohe Gesichter gemacht und das Reich hätte für 16 Millionen Mark ein Wertobjekt von 1 Milliarde Mark erworben.

Einen solchen Zuwachs hätte Herr Wermuth damals sicher'gern angenommen, Herr Erzberger hat aber den Antrag auf Verstaatlichung nicht gestellt und zwar deshalb, weil er selbst nicht an die Wahrheit seiner Worte von den „Millionengeschenken" geglaubt hat. Das deutsche Volk darf sich dazu gratulieren, daß Mathias Erzberger seinen eigenen Prophezeiungen nicht traute, sondern sich nur darauf, beschränkte, eine Broschüre zu schreiben.

Coloniensis,

Geisteswissenschaftliche Rundschau.

Von vi Ernst Bernhard.

Das kulturph il osop hisch e Problem des Iudentums.

Die Rolle, die die Iuden in der wirtschaftlichen Entwicklung der Neuzeit spielten, hat Sombart jüngst in einem viel beachteten Buch darzustellen gesucht. Schon derjenige, der dem Begriff „Kapitalismus" als erster einen ganz spezifischen Inhalt gegeben hat, Karl Marr, hat ja auf ganz intime Zusammenhänge von Iudentum und Kapitalismus hingewiesen. Inwieweit die Iuden durch ihre Wanderungen von Süden nach Norden, wie Sombart ausführt, hier eine Blüte, dort wirtschaftlichen Verfall hervorgerufen haben, wird die historische Forschung noch näher aufzuklären haben. Macaulay war in dieser Hinsicht z. B. ganz andrer Ansicht. Auf alle Fälle hat Sombart die Aufmerksamkeit auf einen bisher

zu wenig beachteten Faktor gelenkt.
Den Iuden kommt jedenfalls in der
Entwicklung des modernen Kapitalismus
fast sicher die Bedeutung einer „kataly-
tifchen Substanz" zu, d. h. eines Stoffes,
der das Tempo gewisser Prozesse
ungemein beschleunigt, ohne diese sonst
qualitativ zu beeinflussen.
Die besondere Befähigung der Iuden
für den Kapitalismus, ihre Tendenz
zu Handels- .und Geldwesen läßt sich
nun nicht allein aus dem mittelalter-
lichen Ghettoleben und der Absperrung
vom Grundeigentum erklären, wie auch
von Sombart mit Recht betont wird.
Vielleicht kann man von begünstigenden
Umständen sprechen, wobei aber nicht
zu vergessen ist, daß grade ein Milieu
wie das Ghetto, die sonstigen Lebens-
bedingungen und Schicksale der Juden
im Mittelalter bei andern Völkern
leicht demoralisierend und zersetzend
gewirkt hätten. Ihre besondere Eignung
für die kapitalistische Kultur wird von
der neuesten Darstellung auf einen
von der Religion begünstigten wie in
ihr sich scharfausprägenden Rationa-
lismus zurückgeführt, der alle Inhalte
auf quantitative Maßstäbe bringt und
so zur Entwicklung der modernen
Handelsformen, zum Ersatz der Natural-
durch die Geldwirtschaft drängt. Diese
Tendenz ist zweifellos vorhanden.
Sombarts feine Analysen der jüdischen
Intellektualität sollen hier weniger ange-
griffen als von einem psychologisch
vertieften Gesichtspunkt her ergänzt
werden.
Welche Kräfte haben die Iuden
in ihrer oft unsagbar schwierigen Lage
so aufrecht erhalten, daß sie physisch-
geistig nicht verkamen, daß ihre Sittlich-
keit in mancher Beziehung weit über
dem Niveau ihrer Umgebung stand?
Fast noch merkwürdiger als alle ihre
sonstigen Beschaffenheiten erscheint die
eigenartige historische Kontinuität
der Iuden, die in dieser Weise bei
keinem andern Volk wiederkehrt; in
ihr haben wir den Zentralpunkt des
jüdischen Wesens zu suchen. Die der
Diaspora folgende Periode scheint in
dieser Beziehung die spezifischen Energien
dieses Volkes noch stärker zu bewähren
als die Zeiten der nationalen und
politischen Einheit. Je härter der
Druck, der auf ihnen lastet, je schwieriger
und furchtbarer ihre Lage, je namen-
loser die Leiden sind, die über sie herein-

brechen, um so zäher sehen wir sie an
ihrer Eigenart festhalten, an dem Ver-
trauen auf die Bedeutung ihresStammcs,
ihrer Mission, ihrer Ideale, die in
ihrem Gottesglauben sich verdichten und
einen Gipfelpunkt erhalten. Dieser
durch nichts zu erschütternde Glaube
an die Idee, an etwas, was jenseits
aller sinnlichen Wahr-
nehmung liegt, erhält sie in allen
Stürmen und Wandlungen der Umwelt
aufrecht. Den ruhenden Pol in der
Erscheinungen Flucht kann eben nur
abgeben, was dem veränderlichen Reich
der Erscheinungen selbst völlig entrückt
ist. Von dieser Perspektive her sind die
sonstigen denIuden zugeschriebencnEigen-
schaften — ihr Familiensinn, ihre Eltern-
liebe, ihre Reinheit und Enthaltsam-
keit — als sekundäre Faktoren, als
Mittel aufzufassen, die dem Zwecke
der Erhaltung und historischen Kon-
tinuität, der Steigerung ihrer Elastizität
und Widerstandsfähigkeit gegen Stö-
rungen von außen dienen.
Dieses Festhalten an einer ganz
unsinnlich-überempirischen Idee, dieses
Vertrauen auf die Kraft und Bedeutung
der eignen Ideale findet seinen Stütz-und
Quellpunkt in dem Gottesglauben, an
dem es sicb aufrichtet und belebt.
„Höre uns, Gott Israels" — so
rufen auch im Mittelalter die sterbenden
Märtyrer des IudeMums. An dem
Gottesgedanken findet der jüdische Geist
seinen letzten, und darum um so hart-
näckiger behaupteten, Einheitspunkt, der
als ein ganz ideales Gebilde in der
Tat allen Anfechtungen von außen

entzogen ist. Die jüdische Tendenz zum Unsinnlich-Vergeistigten kommt am großartigsten zum Ausdruck, als alle äußerlich-substanziellen Symbole der staatlichen und religiösen Gemeinschaft verschwunden sind. Denn nachdem Ierusalem und der Tempel zerstört sind, muß das Bewußtsein sich in einer ganz idealen Sphäre ein jenseits aller anschaulichen Wirklichkeit liegendes Reich aufbauen. Schwächere Völker büßen ihre Eigenart in Glaube, Sitte und Anschauungen leicht ein, wenn ihnen deren äußere Formen und materiell-räumliche Träger entzogen werden. Dem jüdischen Geist bringt die Aufhebung des Stammeszusammenhangs und die Vernichtung seiner anschaulichenSymbole gewissermaßen erst die Erfüllung seines Wesens.

Indem der Geist sich an dieser abstrakt-übersinnlichen Idee emporrankt, bedarf das jüdische Daseinsgefllhl als Gegensatz gewisser fester Punkte und klarumrissener Formeln, um nicht sozusagen in der Luft zu schweben und um bei allen Ermattungen und Entmutigungen der Lebensprans einen sicheren Halt zu gewinnen. Die Neigung zum Familienleben, die dem jüdischen Volk eignet, ist deshalb nicht blos als eine Art Schutzmaßregcl gegen die Härten und Leiden des Alltags zu verstehen, sondern dieses Hängen am engsten und nächsten Familienkreis ist auch von dem Bedürfnis her diktiert, einen ganz festen Boden unter den Füßen zu haben, damit das Bewußtsein, ohne die Gefahr sich zu verlieren, sich in das Bereich jenes ganz transzendenten Idealismus erheben kann.

In den gleichen Zusammenhang gehört auch die strenge Gesetzeserfüllung der Iuden, ihr starres Festhalten am Ritus: das Lebensgefühl erhält immer eine gewisse Ruhe und Sicherheit, so daß die frei werdenden Energien sich ganz auf die überempirischen Werte und Ideale richten können.

Dieser Glaube an die jenseits der Wirklichkeit liegende „Idee" ist das Sternbild, das die zerstreuten Iuden sicher durch die Wogen der Völkerwanderung leitet; so überdauern sie alle die schweren Stürme und Schicksale der späteren Zeiten; so bringen es selbst Mädchen zur Zeit der mittelalterlichen Iudenverfolgungen fertig, sich von den Ihrigen erdolchen zu lassen

und mit dem letzten Seufzer noch ein „Wohlgetan, Vater" hervorzustoßen. Andrerseits gestattet ihnen ihre Elastizität, sofern die Verhältnisse dies zulassen, den Rationen, bei denen sie sich niederlassen, in allen Fragen des äußeren Lebens, in Staat, Gesellschaft und Kultur die weitgehendsten Zugeständnisse zu nlachen. Sie können eben alle Forderungen, die in nationaler Hinsicht an sie gestellt werden, voll erfüllen, weil sie ihr Wesen nach einem ganz jenseits des sinnlich-anschaulichen Daseins gelegenen Pol ausgerichtet haben. In Spanien z. B. hatten sich die Iuden bei ihrer im sechzehnten Iahrhundert einsetzenden Vertreibung bekanntlich nationalen Anstand und Nittersitte derart angeeignet, daß sie den Hidalgos immer ähnlicher geworden waren. Die ertremste Verkörperung dieses die geistige Struktur des Iudentums in seiner letzten Tiefe durchziehenden Dualismus bilden freilich die Marranen, jene geheimen Iuden, die sich unter dem Zwang der Verhältnisse taufen ließen, trotzdem aber von ihrem Glauben nicht ließen, sondern weiter streng rituell lebten.

Die Tendenz zum Abstrakt-Unsinnlichen kommt bei den Juden auf vielen Gebieten zum Ausdruck: die Befähigung für Handel und Geldwirtschaft, für das Rechnen mit quantitativen, wirtschaftlichen Werten bildet nur eine ihrer Steigerungen und folgereichsten historischen Offenbarungen. In der Religion bringen die Iuden den monotheistischen Gottesbegriff auf. Das

Bewußtsein macht nicht bei den vielfachen Mächten der Natur und bei Ahnengeistern Halt, die die Grundlage für polytheistische Anschauungen bilden, sondern erhebt sich über die Mannigfaltigkeit der Sinnenwelt zu der Idee der einen Gottheit. Dieses Ziel ist, wie wir heute wissen, nicht mit einem Mal durch eine Offenbarung, sondern durch eine Entwicklung erreicht worden, die auch Fetischismus und Ahnenkult umfaßt. Äußerst bezeichnend ist aber, daß diese allen Völkern gemeinsamen Stadien von den Iuden trotz aller Rückfälle und Überreste im ganzen doch viel schnellerals sonst irgendwo passiert werden. Kein Zufall ist wohl, daß gerade die Semiten die beiden großen monotheistischen Weltreligionen hervorgebracht haben. Beide Male dürfte die Ähnlichkeit des geographisch-sozialen Milieus eine gewisse Rolle spielen, aber doch nur die Bedeutung einer Gelegenheitsursache haben. Die Kraft und moralische Energie, mit der alle geistigen Errungenschaften festgehalten und verteidigt werden, läßt sich aus den physisch-sozialen Faktoren niemals erschöpfend ableiten. Die Juden haben die semitische Geistigkeit am reinsten und konsequentesten entwickelt. Von hier aus ist das Problem ihrer historischen Kontinuität zu erklären, von hier jener Heroismus im zpernere ze zperni, den Nietzsche an ihnen bewunderte und der jenem Idealismus entsprang, dessen Bedeutung und Erscheinungsformen in diesen Zeilen darzulegen gesucht wurde.

Gesellschaftliche Rundschau.

Von v. Stetten.

Aus der eigenen Werkstatt.

Der Realismus unserer Zeit drängt auf Zerstörung der Illusionen. So z. B. restlos das Werden, die Mache — jeder menschlichen Arbeit aufzudecken. Dabei ist die Etikette „Wahrheitsdrang" nicht immer ganz echt. Ein Zusatz von Sensationskitzel fehlt selten. Ein leiser Variet6-Zug. Vertreter verschiedener Berufe treten öffentlich auf. Ernste und heitere. Titel der Nummer: „Aus der eigenen Werkstatt". . . .

Da tritt ein Arzt auf und schildert die Hilflosigkeit des Internisten, der aus den vagen, oft gänzlich unrichtig lokalisierten Angaben eines Kranken im Handumdrehn eine Diagnose stellen

soll und mehr oder minder gezwungen ist, mit der Laienwelt den Kampf um Zeitgewinn aufzunehmen. In rein abstraktem Sinn mag das Eingeständnis seines Unvermögens — wie jede Wahrheit — einen gewissen Wert haben. Allerdings müßte es aber dann soweit gehn, jede falsche Vorstellung, jede Illusion über ärztliche Fähigkeit auszuschließen und die nackte, gegen alle Hoffnungen und Erwartungen rücksichtslose Wahrheit darzubieten. Das tun aber diese Art von Werkstattenthüllungen nicht. Geradeso wie der Milliardär, der das Rezept, reich zu werden, der Öffentlichkeit enthüllen will und erzählt, wie man angeblich auf den Millionenweg gelangt, immer absichtlich oder unabsichtlich eine Stelle seines Werdegangs im Dunkel läßt, so auch der Mann der Wissenschaft. Und nun ist plötzlich die Illusion wieder da. Vielleicht ist es nur ein Kunstgriff oder ein Zufall der Werkstatt? den ich aber nicht erfassen kann. Und nun ist mir die ganze Enthüllung nichts mehr. Ein Schriftsteller oder sagen wir ein besserer Publizist, dessen Tätigkeit für einen großen Teil der Laienwelt im Schatten des Nichtverstehens liegt, tritt auf den Plan und enthüllt, wie es gemacht wird, daß einige Stunden nach Einlauf einer Nachricht verblüffend in die Tiefe und Breite gehende Artikel über den Vorgang, wie Minerva aus dem Haupte Jupiters, fir und fertig in die Öffentlichkeit kommen,

Rundschau
zeigt, wie das Alles keine Hercrei, keine stupende Gelehrsamkeit, sondern eine durch Übung blitzschnell ausgeführte Kompendierung aus Zettelkasten, Fachlerikon, analogenVorarbeiten, ist. Der Romandichter enthüllt, wie er mühsam gesammelte, oft mit Absicht provozierte Äußerungen, Züge, Worte seiner Freunde und Bekannten wie im Zusammenlegspiel benützt, berichtigt die Vorstellung von der genialen, plötzlichen Eingebung und zeigt die Misöre, Geduld, Kleinarbeit der Mosaik seines Schaffens.

Der Schauspieler tut Ähnliches und verrät, wie er auf diesen Ton, diese Pose, jene Wendung durch Suchen und Versuchen auf Gebieten, die seiner Kunst ganz fern liegen, endlich gekommen ist.

Der Richter, der Iurist gibt aus der eigenen Werkstatt preis, wie er — unter der Maske der streng objektiven, scheinbar nur dem logischen Aufbau seines Urteils folgenden Autorität — oft knapp vor der auszusprechenden Sentenz, durch die Unverläßlichkeit der meisten Zeugenbeweise, gänzlich im Unklaren steht, wohin er das Recht dirigieren soll, u. dergl. m.

Aber alle diese Werkstattenthüllungcn nützen wegen der oft kaum wahrnehmbaren Reserve, die sich der Arbeiter fast immer vorbehält, die man als Begabung, Zufälligkeit, Glücksgriff ansprechen kann, weder dem Adepten, noch der breiten Masse, für deren Ohren der Enthüller 'spricht. Elsterer möchte Alles wissen, weil er sonst an einen toten Punkt gerät, letztere möchte — trotz des Wahrheitskitzels — doch ihre Illusionen, die ihr oft recht nützlich sind, nicht gänzlich einbüßen.

So sehr ich sonst für Aufklärung eintreten möchte und für Zerstörung von falschem Nimbus, irreführenden Illusionen über Gottbegnadung und dergl. bin, kann ich doch den in der Moderne beliebten Enthüllungen „aus eigener Werkstatt" keinen einwandfreien, erziehlichen Wert zumessen, nicht mehr als dem Zauberkünstler auf der Bühne, der uns nach feiner Nummer die Spiegel und sonstigen Täuschungemittel zeigt, mit denen er arbeitet, in der sicheren Erwartung, daß doch keiner der Anwesenden davon Gebrauch machen könne.

Frauen-Rundschau.

Von Ulla Wolff-Frank (Ulrich Frank.)
Die Frage der weiblichen Dozentur
hat durch einige in jüngster Zeit erfolgte
Fälle der Ablehnung, ohne klare Be-
gründung, ein so bedeutsames Interesse
für die studierende Frauenwelt im
Speziellen und für die Frauenfrage
im Allgemeinen gewonnen, daß wir
einer der Betroffenen, Frl. Dr. Engel-
Reimers, die durch eine hervorragende
wissenschaftliche Arbeit in weiten Kreisen
bestbekannt ist, das Wort zu dieser
eminent wichtigen Angelegenheit er-
teilen :
„Alles Neue bricht sich schwer Bahn.
Es sind noch keine zwanzig Iahre her,
da mußten unsere Ärztinnen ins Ausland
gehen, um ihr Staatsexamen zu machen,
weil man es ihnen an den heimischen
Universitäten nicht gestattete. Dann
galten sie aber in Deutschland als
Kurpfuscherinnen, wie alle, die, ohne
ein Staatseramen an einer deutschen
Universität abgelegt zu haben, prak-
tizieren wollten; sie rangierten also
auf einer Stufe mit dem Schäfer
Ast, den Rohkostaposteln, und sonstigen
Natur- und Wunderdoktoren. Selbst
eine so hervorragend tüchtige Arztin
wie Franziska Tiburtius, die sich in
Berlin eine sehr große Praiis er-
worben hatte und die Achtung aller
ihrer männlichen Kollegen genoß, durfte
z. B. keinen Totenschein ausschreiben,
sondern mußte sich dazu einen in Deutsch-
land geprüften Arzt holen, und wenn
es der jüngste Anfänger war. Noch

Ende der neunziger Iahre, als ich studierte, konnten Frauen in Berlin nicht immatrikuliert werden. Wir mußten uns die Erlaubnis jedes einzelnen Dozenten holen, an dessen Vorlesungen wir teilnehmen wollten. Konnte man den betr. Herrn nicht in der Universität erwischen wegen des Zudrangs der männlichen immatrikulierten Glücklichen, die ihren Besuch der Vorlesungen testiert zu haben wünschten, so mußte man ihn in seiner Wohnung aufsuchen, wo man ihm natürlich immer ungelegen kam und sehr oft nicht gerade freudig begrüßt wurde. So schufen die schon mit Arbeit überlasteten Herren sich selber eine große Plage; anstatt von den Frauen dieselben Eramina zu verlangen wie von den männlichen Studenten, dann ihnen aber auch die gleichen Vorteile zu gewähren, wollte man sich zu dem letzteren nicht verstehen, ließ dafür aber Vorgebildete und Nicht-Vorgebildete, solche, die einem wissenschaftlichen Beruf zustrebten, und solche, die nur eine angenehme Anregung sich verschaffen wollten, in die heiligen Hallen ein. Allmählich hat sich das geändert und ganz gewiß nicht zum Schaden derWissenschaft. Ietzttauchteine neue Frage auf: Muß aus dieser Freigabe des Studiums unter den gleichen Bedingungen an beide Geschlechter nicht auch die Konsequenz gezogen werden, daß wegen ihres Geschlechtes den Frauen die Ausübung dessen, was sie gelernt haben, nicht verweigert werden kann? Mit anderen Worten: kann man sie, nur weil sie Frauen sind, ohne Rücksicht auf ihre Fähigkeiten von bestimmten Amtern ausschließen? Der Studentinnenvcrein hat auf seiner letzten Tagung gegen die Bejahung dieser Frage protestiert, die Berliner Universität dagegen die Bejahung jetzt praktisch betätigt, indem die philosophische Fakultät mein Gesuch um Zulassung zur Habilitation, ohne mich zur Probevorlesung vorzulassen, zurückwies, „weil es dem Charakter der Universität nicht entspräche, Frauen die Übernahme einer Dozentur zu gestatte n."

Dieser Standpunkt kann nur zweierlei Begründung haben: entweder die Herren finden es nicht richtig, daß Frauen vor männlichen Studenten reden, oder aber sie sprechen ihnen die Fähig-

keiten ab, wissenschaftliche Vorträge zu
halten. Konscqucnterweise würde die
erste Annahme zu der Forderung von
Fraucnhochscbulcn führen, und es finden
sich ja auch Stimmen genug, die dafür
laut werden. Merkwürdig ist es, daß
wie England auch dasjenige Land,
von dem die Propaganda für die gemein-
same Erziehung von Knaben und
Mädchen ausgeht, das den zwanglosen
geselligen Verkehr der Jugend beiderlei
Geschlechtes begünstigt wie kein anderes,
Amerika, die studierende Weiblichkeit
nicht in die bestehenden Colleges und
Universitäten aufnimmt, sondern ihnen
besondere Institute anweist. Es liegt
wohl zum größten Teil daran, daß
man in England und Amerika das
College weniger als eine Pflegcstättc
der Wissenschaft denn als eine Er-
ziehungsanstalt betrachtet und daß sie
mit einem Internat verbunden sind.
Die amerikanischen Universitäten, die
mehr den unsrigcn ähneln und als
die Fortsetzung des College anzusehen
sind, weichen in diesem Punkt von
einander in ihren Statuten ab. Sie
sind teils private, teils einzclstaatlichc
Gründungen; schon darin liegt die ver-
schiedene Handhabung ihrer Verwaltung.
Wo immer Frauenhochschulcn sind, da
weisen sie stets dieselben Nachteile auf;
stets ist die Gefahr vorhanden, daß
sie nicht zur Entwicklung der Charaktere
dienen, sondern eher jede Selbständigkeit
erdrücken. Frauen sind einander ähnlicher
als Männer, haben im Allgemeinen
eine weniger ausgeprägte Individualität.
Und durch den ausschließlichen Umgang

mit Geschlechtsgcnossinnen verwischen sich dann etwaige besondere Charakter-eigentümlichkeitcn neck mehr. Selbständige Denker werden auf diese Weise nicht erzogen. Es fehlt die Ergänzung zu dem übermäßig in der Iugend gepflegten, und auch wohl übermäßig vorhandenen Gefühl der grauen. In England werden die^oHe^e-^ill5 streng gehalten wie kleine Pensions-fräulein. Nicht ohne Crmpernne gehen sie aus, mit den männlichen Kollegen haben sie überhaupt keine Fühlung. In> Amerika dagegen empfangen die jungen Damen ihre männlichen Freunde; ich kann aber nach gemachten Er-fahrungen nicht behaupten, daß sich das Gespräch dann gerade um wissen-schaftliche Dinge dreht. Während auf unseren Universitäten beim gemein-samen ernsten Streben sich eine schöne, ehrliche Kameradschaft herausbildet, treibt das Flirting in den transatlantischen Colleges die denkbar üppigsten Blüten. Gewiß gehen auch in England und in Amerika aus den Colleges Frauen bervor, die in der Wissenschaft, namentlich in ihrer praktischen Anwendung, ihren Mann stehen. Aber der Grundtcn, auf den diese Mädchencollcges gestimmt sind, ist ein recht oberflächlicher und ungründlichcr, wenig geeignet zur Nach-ahmung zu reizen. Auch werden die Frauenhochschulen, genau wie die technischen Hochschulen den Be-dürfnissen der Techniker, die Handels-hochschulen denen der Kauflcute, sich der sog. weiblichen „Eigenart" anpassen. Das heißt sie werden Rücksicht nehmen auf die meist ungenügende Vorbildung ^-selbst wenn das Abiturium verlangt wird, so wird die Vorbereitung dafür in möglichst kurzer Zeit auf die rein ästhetische Bildung der höheren Töchter-schule aufgepfropft, so daß irgend welche Vertiefung unmöglich ist — und ebenso wird der Lehrplan beeinflußt werden von der Rücksicht auf die Berufschancen, die den Frauen offen stehen, und die ausschließlich praktischer Natur sind. Wissenschaft im wahren Sinn wird dort nicht getrieben werden. Wollen die Herren uns also auf Fraurnhochschulcn vertrösten, so ist das ein magerer Trost. Und da uns nun einmal glücklicher Weise die Universitäten als Studenten auf-genommen haben, so ist der Rückschritt zu Frauenhochschnlcn wohl kaum zu befürchten.

Bleibt also als einziger Grund
für die prinzipielle Abweisung bestehen,
daß die Herren uns die Fähigkeit zun»
Dozieren absprechen. Mit welchen.
Recht aber, wenn man uns nicht zur
Prüfung vorläßt? Ich selbst gehöre
durchaus nicht zu denjenigen, die im
politischen wie im wissenschaftlichen Leben
eine neue Ära erwarten, sobald die
Frauen auf den Plan treten. Wohl
möglich, daß schöpferisches
Denken uns vei sagt ist. Dafür bringen
wir aber gemeinhin etwas mit, was
dem Mann oft versagt ist. Die meisten
Frauen — das Generalisieren ist hier
ebenso unstatthaft wie überall sonst —
haben die Fähigkeit des Nachempfinden^
sie können sich in die Gesichtswelt
und Denkweise anderer hineinversetzen;
sie haben gewöhnlich als Patengeschenk
von guten Geistern jene Gabe bekommen,
die wertvoller ist als lauteres Gold:
Geduld. Diese Eigenschaften braucht
besonders derjenige, der junge Anfänger
einführen soll in eine ihnen noch ganz
unbekannte Wissenschaft, in eine neue
Art zu denken und sich auszudrücken.
Und dies vor allem ist die Aufgabe
des Privatdozenten, dessen Amt wir
Frauen doch allein anstreben. - Nicht
neue Theorien, nicht eigene Forschung
wird von ihm verlangt, sondern ihm
fällt die Pflicht zu, die jungen Ecmcsicr
in die betr. Disziplin einzuführen, sie
wissenschaftlich denken und arbeiten zu
lehren, sie mit den Problemen ihrer
Wissenschaft bekannt zu mamcn und
sie auf diese Weise für die Kollegien
und Ec>»inalicn der Ordinarien vorzu-

bereiten. Würden unsere Privat-
dozenten sich dieser ihrer eigentlichen
Aufgabe mehr bewußt sein und sich
mehr dieser mühsamen Kleinarbeit unter-
ziehen, so würden die jungen Studenten,
die eben erst der Zwangsjacke des
Gymnasiums entwachsen sind, nicht so
sehr unter einer gänzlichen Rat- und
Hilflosigkeit leiden, wie es oft der
Fall ist. Wieviel Zeit wird vergeudet,
weil der Anfänger niemanden findet,
mit dem er seinen Studienplan beraten
kann! Wie schwer empfindet er es
in späteren Iahren, wenn er nicht
in einem Anfängerseminar gelernt hat,
den Stoff wissenschaftlich zu disponieren,
sich präzise auszudrücken! Das wird
im Seminar des Ordinarius voraus-
gesetzt und kann nicht nachgeholt werden.
Und das sollten Frauen, die durch
ein gutes Staats- resp. Doktoreramen
bewiesen haben, daß sie ihr Studium
gründlich und gewissenhaft betrieben,
die in eigenen größeren Arbeiten selb-
ständiges Denken gezeigt haben und
die Fähigkeit, wissenschaftliche Probleme
wissenschaftlich zu behandeln, nicht auch
leisten können? Bisher waren diese
Beweise stets ausreichend, um zur Do-
zentur zugelassen zu werden.*) Und
nur weil der Kandidat weiblichen Ge-
schlechtes ist, wird das alles hinfällig.
In Wien hat man anders entschieden.
Dort hat man vor etwa 8 Iahren
einer Dame nach Prüfung ihrer Fähig-
keiten die Erlaubnis zur Habilitation
gegeben, und die sehr große Zahl ihrer
Hörer, sowie die Tatsache, daß sich
seither an keiner österreichischen Uni-
versität wieder eine Frau zur Habi-
litation gemeldet hat, beweisen daß
sich nur diejenigen zu diesem wenig
») Und wenn bei dieser Betätigung sich
bedeutende« Fähigkeiten der Dozentin, neu«
Anschauungen und Ideen, ein eigner Gesichts-
kreis, erweiterte Nehandlungsmöglichtciten des
Materials zeigen sollten, »ürde dies der Wissen-
schaft und den Lehrstühlen zum Nachteil ge-
reichen? Unm. der Nedaktion.'«!»
äußeren Erfolg versprechenden und auch
eine gewisse pekuniäre Unabhängigkeit
erfordernden Beruf drängen, deren Be-
gabung sie ausschließlich darauf hinweist.
Charlotte Engel Reimers.

Wirtschaftliche Rundschau.

Vom 16. bis zum 19. September
hat der vierte D e u t s ch e Bankier-'
tag in München getagt und — wie
man so sagt — einen durchaus „har-

monischen Verlauf genommen". Das
glänzende, abwechslungsreiche, belebte
Bild mit seiner virtuosen mize en
zcene war das Werk Riessers. So
etwas kann der Vorsitzende des Zentral-
verbandes für das deutsche Banken-
und Bankiergewerbe, dem seine
Schöpfung — der Hansabund — zu
einer über die Grenzen der Zunft
hinausgreifenden Popularität verhelfen
hat, — und das ist wohl auch das beste,
was er kann. Beileibe keine Dekorations-
kunst, die sich nur im Äußerlichen er-
schöpft, keine oberflächliche Hcrvor-
täuschung falscher Bilder und Töne.
Der Reigen der Vorträge brachte eine
gutpointierte und geschickte Rede (die
des Herrn Warburg) und sogar eine
scharfsinnig kluge Rede (die des pro-
fessoralen Bankdirektors Helfferich). Die
g«nze Tagung war überhapt nicht
so angelegt, daß sie nur in harmonischen
Lichtern schimmern sollte. Es waren
auch — und zwar mit bewußter Regie-
absicht — dunklere Töne aufgesetzt.
Es war Kritik erlaubt und erwünscht.
Gegensätze durften und sollten sich her-
vorwagen, in wirkliche Problemtiefen
durfte hineingestiegen werden. Aber
all' das war doch so moderiert und
abgestimmt, daß es nicht zu der Schärfe
ausarten konnte, die der Wirklichkeit
gerade in den auf dem Bankiertag
behandelten Fragen recht oft eigen
ist. Alles war übergossen und überstrahlt
von dem sanften himbeerfarbenen Schein
der Konzilian;, der Kongressen meist

eigen ist und für den Riesser — wenn man will — eine besonders aparte Note gefunden hat. So ergab der Bankiertag manches gute und kluge Wort, manche interessante Perspektive, aber doch keine Klärung, nicht einmal eine wirklich produktive Anregung. Es blieb alles so, wie es gewesen war. Man hatte einmal festlich getafelt, angeregt geplaudert. Die Ausbeute sind Worte, keine Gedanken, geschweige denn Taten. So war es bei den beiden großen Problemen, die eigentlich nur verschiedene Ausstrahlungen ein und desselben Problems sind, der Frage der Anleihekurse und der Frage der „zeitweise übermäßigen Inanspruchnahme der Reichsbank", und so war es mit noch klarerer Offensichtlichkeit bei der Diskussion über die Großbanken und die Privatbankiers. Hier war auch der einzige Punkt, wo die Überbrückungskunst Riessers einen Zwiespalt klaffen ließ. Auf die Frage, warum der Bankiertag erst jetzt dieses brenzlige Thema auf die Tagesordnung eines Bankiertages gesetzt habe und nicht schon früher, als die Auseinandersetzung zwischen Großbanken und Privatbankiers noch mehr im Flusse war als jetzt, vermochte Herr Riesser nur zu sagen: Der Bankiertag fühle sich jetzt stark genug, um eine Diskussion über dieses heikele und gefährliche Thema zu vertragen. Darin liegt das Eingeständnis, daß der Bankiertag sich früher nicht stark genug für diese Diskussion gefühlt hat, und für den, der die Geschichte der Großbankenentwickelung in den letzten Iahrzehnten aufmerksam verfolgt hat, der insbesondere weiß, daß auf dem vorletzten Bankiertag in Hamburg eine Auseinandersetzung über dieses Thema im Interesse der Einigkeit abgeschnitten wurde, wird bei dem stolzen Wort des Herrn Riesser, „daß der Bankiertag sich stark genug fühle usw." sich eines Lächelns nicht erwehren können. In Wirklichkeit ist ja der Konzentrationsprozeß der Großbanken so weit vorgeschritten, daß die Großbanken von dem Wirkungsbereich der Privatbankiers nichts mehr annektieren können, und daß die Privatbankiers nicht mehr viel an die Großbanken zu verlieren haben. Das Depositengeschäft, das den Privatbankiers völlig entzogen worden ist und das die Aktienbanken jetzt schon

gegen die Sparkassen zu verteidigen
haben, kommt für die Privatbankiers
kaum noch in Betracht. So verwies
man den Privatbankier auf eine Spezi-
alität: Er möge sich im Effekten-
kommissionsgeschäft als „individueller"
Berater der Kapitalisten betätigen.
Aber auch dies Altenteil, das man dem
Privatbankier theoretisch einräumt, wird
man ihm in der Prans keineswegs
sonderlich bereitwillig überlassen. Die
Depositenkassenvorsteher der Groß-
banken pflegen ihre Kunden, die bei
ihnen Depositen- oder Kreditgeschäfte
machen, nicht an den Privatbank«!
zu verweisen, wenn er Effekten kaufen
und dabei beraten sein will. Im Gegen-
teil, erst wenn der Kunde zum Effekten-
geschäft übergeht, wird er so recht zum
dankbaren Objekt für die Großbank
und ihre Depositenkasse. Übrigens
gehört gerade die „individuelleBeratung "
der Kunden beim Ankauf von Wert-
papieren zu den verantwortungsvollsten,
gefährlichsten und dabei am wenigsten
einträglichen Geschäften des Bank-
gewerbes. Sie lohnt sich eigentlich erst
so recht, wenn der Bankier oder die
Bank dem Kunden ihre eigenen d. h.
die von ihnen selbst emittierten Wert-
papiere zur Anschaffung empfehlen.
Dieser Gefahr mag der Kunde ja bei
manchem Privatbank!« weniger aus-
gesetzt sein als bei der Großbank, denn
der Privatbankier ist oft nicht in der
Lage, „eigene" Emissionen zu veran-
stalten. Dafür sind allerdings viele
Privatbankiers durch Unterbeteiligungen,
Bonifikationen usw. an den Emissionen
13!

der Großbanken interessiert, sodaß auch
bei ihnen nicht immer eine Gewähr
für objektive und unabhängige Beratung
gegeben ist. Gerade hier ist aber der
Punkt, wo jede Kritik des Verhältnisses
zwischen Großbank und Privatbankiers
einsetzen müßte und wovon auf dem
ganzen Bankiertag kein einziger Redner
gesprochen hat: Der Privatbankier ist
heute nur noch selten völlig unab-
hängig von der Großbank. Er ist auf
ihren Wechselkredit, ihr Ultimogeld und
ihre Emissionsbcteiligungcn angewiesen,
und nur wenige Bankiers weiden alles
dies riskieren, um das zweifelhafte
Erperiment einer individuellen Beratung
der Kundschaft zu wagen. Höchster
Ehrgeiz derartiger Bankiers ist es viel-
mehr, von einer Großbank aufgekauft
zu werden. Die wenigen reichen Privat-
bankiers aber, die von den Großbanken
unabhängig sind, ziehen es vor, mit
den Großbanken lukrative Konsortial-
geschäftc zu machen, als sich um einer
rein theoretischen Solidarität willen
für ihre weniger bedeutenden Standes-
gcnosscn ins Zeug zu legen, deren Sorgen
nicht die ibrigcn sind. Horatio.

H«»u»g«I>« und lh»fl«t>»!>l«ul: PlH. 1^,, Ludwig E««!x »n »«lw ^f w, LUtz»»»1« !». ,3«l«<on Um« Kurfürst Nr, 6308). — V«»>>w><!lMch« R«daliteul: I», Lylolu» «ru<l> !n V«»l««, — In bl««r«ich für d!-
!ü-!xiIM»n »«rant»«rtl!ch: 07. I Linnreich. Vi-i> IX. MoI«lg»sI« 3: — für die 8«»u-gol»: Nober» M»hr, W«n I, D»mg»sl- 4, — «Ue!n>V««l«tung slir Ungarn : Vrilllch« !>. ,. hosbuchhandlun, <I. V«!U>l> Nudop«!! V,
Vorattyautcz« 2. — Für dn, In!er»t«n»«U r«nmt»x>rtl!ch: Carl llraul« in 3«mp«ll>«f-V«l!n. — V«llag und
Vruck d« Lchlesilchen Vuchdruckeni o. L, Lch»t»l»«nd«l, «>V, Vr«»l<lu III.
Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht
»ückpolt« beiliegt.

^5VR^
2UV
Hlleinize Illzerat«» illll»liM: illll«llee»Llpesiü«ll lt«lä«Il ll«8«
Lerlin 8>V., Ll«zl»u. Lüln ». lltl., Dl«<len, Dilzzelclull, kr-lnlckilt ,. «.,
»unburz, I^ipliß, l^Hzäebulz, ö«ilmnl>eim, ^üncken, KümberL, ?r»z,
5tuttz»lt. Vien. lüricd. ,.^ . ^ /
ln»«l<lon»ple!»: pro 46 mm breite iüle (Kuäoll ^ozze'z Kc>lm»I seilen-

Nikolas Petrovitch, KÃ¶nig von Montenegro.

Begründet viu Paul Lindau
">< '^^>
r: Professor Dr. Ludwig Stein
^7 :cbdnlckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
^tt^,»nd?l, A.^, Breslau.
Berlins. 10 München Budapest
««Nh»Id Lutt». «l«11<b»».»,8°fl>uchhandl.
spenhagen
. >, > ,» .» Schweden l nd >" ?.i
.. ^ »
37. Jahrgang. Band 143. Heft 458 November 1912

B
^^
Nikolas Petrovitch, KÃ¶nig von Moni

Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottland er, A.-G., Breslau.
Leipzig Wien Berlin W.io München Budapest
«. F. S»eln»«!«r. R. M»hr, V«l»g»»Vuchhandl. V«lth«ld Lu»««l. «lM^ch« ». K, Histmchhondl.
Stockholm Christiania London Kopenhagen
«l. «k. Fritz«, I.!bl»!ll« »nz»!e. I»cob D^»»d «uchhdlg. William, K N»lgall. ««l«, H 8»ss«Nx>l<h
für die Provinzen in Schweden und in Dänemark:
«»lg Ihl. Ulstn» ««chftl»«, ««P-ich<lg«n.
37. Jahrgang. Band 143. Heft 458 November 1912

Professor Dr. Ludwig Stein:

Konig Nikolaus von Montenegro.

(Europäische Konferenz und Flottendemonstration.)

König Nikolaus von Montenegro, der Held des Tages, hat mir im Frühjahr, als er von Rußland heimwärts fuhr und Berlin inkognito berührte, sein Bild nebst Unterschrift für „Nord und Süd" zur Verfügung gestellt. Es war eine besondere Balkannummer von „Nord und Süd" für den Herbst geplant, für welche der dichtende Montenegrinerfürst einen poetischen Beitrag oder einen politischen „Leader" beisteuern sollte. Es ist anders gekommen. König Nikolaus hat es vorgezogen, statt Gedichte zu schicken, Geschichte zu dichten. Der östliche Schwiegervater Europas hat sein ungezügeltes, offenbar unzähmbares Temperament nicht länger im Zaume halten können und das Prävenire gespielt, während die Diplomaten Europas über die Herstellung des europäischen Gleichgewichts grübelten und nach einer bannenden Vermittlungsformel Ausschau hielten, um den Feuerherd am Balkan im Keime zu ersticken und dadurch einen Weltbrand zu verhüten.

Wenn ich heute, nach dem Allsbruch des Balkankrieges, das Bild des Montenegrinerfürsten an die Spitze des als Balkannummer geplanten Novemberheftes setze, so geschieht dies im Bewußtsein, daß der waghalsige Balkanfürst für die Herstellung des „europäischen Gleichgewichts" vielleicht mehr getan, als alle Diplomaten zusammengenommen. Seine herausfordernde Handlung, die eine Verhöhnung Europas bedeutet, war ein Teil von jener Kraft, die das Böse will und das Gute schafft. So parador es klingen mag, so bleibt es darum nicht weniger diskutabel, daß König Nikolaus der prädestinierte Träger des Nobel-Friedenspreises sein könnte, weil ihm — freilich mal^r^ lui — gelang, was allen Friedensfreunden bisher mißlang: die Herstellung des europäischen Gleichgewichts.

Wir schreiben uns die Finger wund, um vermittels politischer Logik die Kulturvölker Europas von der Notwendigkeit, ja Unausweichlichkeit der Herstellung einer Gleichgewichtslage zwischen Dreibund und Dreiverein zu überzeugen, und da kommt der politische Mystiker aus den schwarzen Bergen und erreicht durch einen Husarenritt, was wir nur erstreben: das einheitliche Zusammengehen der beiden politischen Systeme Europas. Sazonow hätte mit Flammenzungen «den mögen — es hätte nichts gefruchtet! Aber König Nikolaus spottet aller

politischen Rationalisten, lacht ganz Europa ins Gesicht, fordert verwegen das ganze Jahrhundert und das „geeinigte Europa" in die Schranken und zwingt durch seinen Übermut die Völker Europas zur Einigkeit.

Einen wirklichen Humor hat heute nur noch die Weltgeschichte. Seitdem wir Witzblätter in Überfülle besitzen, ist den Einzelnen der Witz abhanden gekommen. Der Massenvertrieb des Humors, die Witzwarenhäuser haben die soliden Einzelerzeugnisse unserer Witzbolde völlig lahmgelegt. Aber das große Weltgericht Geschichte, der hegelsche „Weltgeist", der Genius unseres Kulturbewußtseins — sie haben sich den Sinn für Mephistopheles bewahrt. Oder gibt es etwas unterirdisch Witzigeres, als die unmittelbare Wirkung des größten politischen Drauf» gängers von Europa? Kaum hat König Nikolaus die blutige Kriegsfahne auf de« Balkan aufgehißt, da entrollt sein Schwiegersohn, der König von Italien, die Friedensfahne. Die Verhandlungen mit Italien hätten sich bei der „passiven Resistenz" der türkischen Diplomaten ins Uferlose verloren, wenn nicht der Trommel-Wirbel Montenegros die Türkei gewaltsam emporgerüttelt und zur Unterzeichnung des Friedensvertrages mit Italien genötigt hätte. Italien ist auf der ganzen Linie Sieger geblieben. Mit freudiger Genugtuung darf „Nord und Süd" auf die Kampagne zurückblicken, die wir an dieser Stelle im Februar und März d. I. zu» gunsten Italiens geführt haben. Italien konnte nicht anders handeln, als es gehandelt hat, und der montenegrinische Schwiegervater hat durch seinen Gewaltstreich dem Schwiegersohne als verspätete Morgengabe mittelbar den Frieden mit der Türkei beschieden.

Aber noch ein Zweites und Höheres hat der König der schwarzen Berge mit seinem politischen Salto-mortale ungewollt erreicht: die Herstellung und Festigung des europäischen Gleichgewichts. Seit Monaten befürworte ich an dieser Stelle die Gleichgewichtsformel: Entspannung zwischen Dreibund und Dreiverein. Die Gründe für eine solche „Detente" habe ich in einer Reihe von Aufsätzen niedergelegt und im Septemberheft unter der Überschrift „Das europäische Gleichgewicht" zusammengefaßt*). Die Presse hat sich mit meinen Ausführungen lebhaft beschäftigt, insbesondere hat der bekannte Leitartikler des „Temps" in seinem „I^eaäer" vom 22. September meine Gründe für die Detente" eingehend gewürdigt. Aber was vermögen wir Männer der Feder, wenn uns nicht die Männer der Tat zu Hilfe kommen. Leider vermag der schwarze Saft der Tinte doch noch nicht alles, und der rote Saft des Blutes bewahrheitet

') Dieser Aufsat z erscheint soeben (bei S. Schottlaender, Breslau, dem Verleger von „Nord und Süd") mit den Beiträgen von 35 führenden Staatsmannern, Gelehrten und Großindustriellen aus den Iuni- und Iulinummern als Sonderheft von „Nord und Süd" in einer Auflage von 100 000 Exemplaren. Die parallel« englisch« Ausgabe ist soeben bei Williams K Norgate in London erschienen. Behufs größerer Verbreitung ist der Preis des Sonderheftes auf 20 Pfennige festgesetzt.

erst, was wir künden und fordern. Unsere spitzen Federn haben immer noch nicht die Wucht der Dialektik geschliffener Dolche. Die Erfindung Gutenbergs reicht in ihrer durchgreifenden Wirkung leider immer noch nicht an die eines Berthold Schwarz heran. Die Sprache der Kanonen versteht Europa offenbar immer noch besser, als selbst die beredtesten Worte unserer Friedensstifter. Zum Glück kommt uns grundsätzlichen Vorkämpfern für „8ooä vill ainonß»t uation»", für Versöhnung und Verständigung unter den Völkern, König Nikolaus zu Hilfe. Wir liefern die papierenen Schlachten, wir dichten den Tert und der königlich« Dperettentonsetzer Europas komponiert die Musik dazu. Im Septemberheft von „Nord und Süd" schrieb ich folgenden Satz nieder: «Setzen wir den Fall, der europäische Krieg bricht heute aus irgend einem politischen Wetterwinkel aus — man stolpert bekanntlich über Apfelsinenschalen —." Leider ist meine hypothetische Voraussage rascher Wirklichkeit geworden, als ich annehmen konnte. Die Apfelsinenschale heißt: König Nikolaus von Montenegro.

Und wir sollen stumm und tatenlos zusehen? Wir sollen es uns gefallen lassen, daß ein ehrgeiziger Duodezfürst die Brandfackel entzündet, um ganz Europa, ja unser ganzes Kultursystem, in Flammen aufgehen zu lassen? Die ganze zivilisierte Welt wird sich wegen bojarenfürstlicher Megalomanie aus den Fugen bringen lassen? Haben wir dafür dieses wunderbare System der Kultur aufgebaut, das augenblicklich darauf und daran ist, das Welt-Imperium anzutreten, damit politisches Herostratentum über Nacht vernichtet, was wir in Jahrhunderten mühsamer Arbeit aufgerichtet und ausgestaltet haben? Wenn das geeinigte Europa, dessen beide politischen Systeme jetzt um so leichter zusammenarbeiten können, als Italien vom Banne des Tripolis-Feldzuges endgültig befreit ist, es nicht zu Wege bringt, seinem boe voln, me jubeo auf dem Balkan unbedingte Nachachtung zu verschaffen, dann liegt dieses Unvermögen nicht an dem mangelnden Willen Europas, sondern an der mangelnden Kraft der europäischen Diplomatie.

Jetzt oder nie hat die europäische Diplomatie das Wort. Sie muß beweisen, daß es einen europäischen Willen gibt, der zu züchtigen weiß, wo Störenfriede das Gleichgewicht der Welt bedrohen. Der Aderlaß auf dem Balkan ist sinnlos. Das Blutvergießen ist nicht bloß ein Greuel, sondern eine Lächerlichkeit. Das Veto Europas in der Form einer Flottendemonstration muß um so eher erfolgen, als ja das vereinigte Europa erklärt hat, daß es Gebietsverschiebungen irgend welcher Art nicht dulden, sondern den territorialen „statu» quo" aufrechterhalten werde. Wenn aber Europa doch entschlossen ist, dem künftigen Sieger, sei er, welcher er wolle, den Siegespreis vorzuenthalten: welchen Sinn hat es dann, das zwecklose Blutvergießen auf dem Balkan noch länger zu dulden? Wenn die Diplomatie Europas ihre Unkraft nicht endgültig dartun soll, so muß sie aufhören zu reden und anfangen zu handeln.

Mit dem Balkan muß man die Sprache sprechen, die er jetzt einzig und

allein versteht, und das ist eine gemeinsame Flottendemonstration
der beiden europäischen Staatenkomplere mit dem strikten Befehl: Bishierher
undnichtweiter. Die Türkei hat die Reformen endgültig durchzuführen, die
sie längst versprochen hat und die durch den Berliner Vertrag festgelegt sind. Das
geeinigte Europa wild seine gemeinsame Flotte, wie ehemals im Mittelmeer
und die gemeinsame Armee in China, diesmal mit der doppelten Front nach
der Türkei wie nach den Balkanländern richten müssen. Die berechtigten Wünsch«
der Balkanländer sollen respektiert, ihre christlichen Brüder in der Türkei sollen
eine Autonomie erhalten, welche das geeinigte Europa ebenso überwacht, wie
etwa die „äette pudlique" der Türkei.

Die Anzeichen eines geeinigten Europas mehren sich von Tag zu Tage. Dank
dem Feuerbrande des Königs Nikolaus hat Europa sich endlich gefunden. Die
Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich haben wieder einen Wärme-
grad erreicht, den man vor Monaten nicht hätte voraussagen können. Poincars
wünscht, wie Graf Berchtold vor Wochen schon einsichtsvoll verkündet hatte, end-
lich jene europäische Konferenz, die man schon im Sommer hätte versammeln
müssen, als die Wetterzeichen im Orient auf Sturm deuteten. Niemand wird
Frankreich im allgemeinen und Po in cur 6 insbesondere den Ruhm streitig
machen dürfen, daß er im Verein mit dem verbündeten Rußland alles aufgeboten
habe, den Feuerherd zu ersticken, jedenfalls zu lokalisieren. Und Deutschland, seit 40
Jahren der Friedenshort Europas, sekundierte Frankreich aufs glücklichste. Am
gleichen Tage, da Poincarss Konferenzvorschlag den Mächten übermittelt wurde,
am 14. Oktober, hielt der deutsche Leiter des Auswärtigen, Staatssekretär
v. Kiderlen-Waechter eine bedeutungsvolle Rede, deren Resonanz allent-
halben zutage trat. In dieser Rede findet sich eine entscheidende Stelle, die an das
Ohr Europas geklungen ist: „Es ist aber gerade ein Zeichen für die immer mehr
die Welt umspannend« Gemeinsamkeit der wirtschaftlichen Interessen, daß auch
noch so entfernte Störungen der Ordnung überall einen gewissen Rückschlag her-
vorrufen. Die Folgen solcher Rückschläge lassen sich mit Ruhe und Besonnenheit
nicht nur vermindern, sondern auch beseitigen. So wird auch das von Ihnen be-
gonnene Versöhnungswerk von den Vorgängen im Südosten nicht gestört werden,
denn wir haben alle die feste und begründete Überzeugung, daß keiner der Staaten,
die heute hier vertreten sind, in direkte Mitleidenschaft gezogen werden wird. Sv
sehr wir die jetzt drohenden oder eingetretenen Friedensstörungen bedauern, und so
sehr die Mächte bemüht waren, sie hintanzuhalten, so mußte doch seit geraumer Zeit
mit ihrer Möglichkeit gerechnet werden. Es hatten daher die Mächte alle Zeit,
sich über Beschränkung der Störungen auf ihren Herd zu verständigen. Das
ist bisher geschehen und gelungen, und bei dem allseitigen guten Willen wird es
auch weiter gelingen, ein Überspringen des Brandes auf die Nachbargebäude zu
verhüten und die etwa notwendig werdenden Aufräumungs- und Wiederher-
stellungsarbeiten auf der Brandstätte in friedlichem Einverständnis zu vollziehen.

(Lebhafter Beifall.) Diese Hoffnung wird verstärkt dadurch, daß heute Abend der Friede zwischen zwei Mächten unterzeichnet worden ist."

Daß diese Rede am selben Tage gehalten wurde, an welchem der Friede der Türkei mit Italien angekündigt wurde und Poincar6 seine Konferenzidee den Regierungen übermittelte, ist sicherlich kein Zufall, und wenn selbst, dann ein b22ar«l ti-tzs »pirituel. Jedenfalls hört man von Poincars und Kiderlen dieselbe Ideenfolge, die mir Marquis San Giuliano gegen Mitte Oktober, als ich anläßlich des internationalen Soziologenkongresses den Vorzug genoß, den Leiter der auswärtigen Politik Italiens wiederholt und in engem Kreise zu sprechen, etwa in folgender Wendung entwickelt hat: „Wirkliche Kriege kann es heute nur noch an der Peripherie, nicht mehr im Zentrum unseres Kultursystems geben. Ein Krieg zwischen den zwei Mächtegruppen vollends wäre nicht nur Wahnsinn und Verbrechen, sondern er ist schlechterdings unmöglich." Die innere Logik der Geschichte ist denn doch stärker, als der irrationale Affektausbruch einzelner politischer Moulö de Aapoleauk.

Europäische Konferenz mit dem Hintergrunde der Flottendemonstration, die den kämpfenden Parteien zu Beginn des Winters vielleicht um so willkommener sein dürfte, als der allen gemeinsame Geldmangel den unnützen Metzeleien ohnehin ein natürliches Ende bereiten müßte, das ist die Lösung des Balkanproblems. Europa muß den Balkanländern durch eine Konferenz nach innen und durch eine Flottendemonstration nach außen die goldene Brücke des vielleicht allen Beteiligten willkommenen Rückzuges bauen. Die Monarchen auf dem Balkan, welche von ihren Völkern bei Strafe des Verlustes der Krone zum Kriege gedrängt werden, wird Europa am sichersten dadurch für einen Waffenstillstand und späteren Friedensschluß gewinnen, als die Monarchen durch den Willen Europas ihren eigenen Völkern gegenüber gedeckt sein werden.

Und so winden wir denn dem König Nikolaus den Friedenslorbeer um das ehrwürdige Haupt. Je schneller und durchgreifender sein Siegeszug sein wird, desto sicherer wird er das Zustandekommen der europäischen Verständigung in der Form einer Konferenz und Flottendemonstration fördern. Was guter Wille nicht vermochte, das wird die Not lehren. Was Sazonows Intellekt nicht zustande brachte, das wird der „turur daleauieus" des Königs Nikolaus be-Wirken: die Einigung der beiden Völkergruppen Europas.

Wir lassen uns in unserem Kulturoptimismus durch die Scharmützel am Balkan nicht beirren. Europa will und muß eins werden, gleichviel ob mit dem Kopfe oder durch das Herz, ob durch Berechnung oder Leidenschaft, ob durch Konferenzen oder Verträge. Die Einheit Europas ist der offenkundige Sinn der Geschichte. Unser Kultursystem kann und wird nicht an Montenegro oder am Balkanproblem scheitern. Nppur »i muove — und die Menschheit bewegt stch doch — nach oben.

Professor Dr. Luigi Credaro/)

Unterrichtsminister des Königreichs Italien:

Das Wesen der Soziologie.

Brief an den Herausgeber. '

Rom, 11. Oktober 1912.

Verehrter und lieber Kollege Prof. L. Stein!

Gern überreiche ich Ihnen den Tert der Rede, welche ich auf dem Kapitol zur Einweihung des 8. internationalen Kongresses für Soziologie hielt. Ich tue es mit Vergnügen im Sinne einer Bezeugung meiner Achtung Ihrer Persönlichkeit, sowie der großartigen Zeitschrift „Nord und Süd", welche Sie zur Genugtuung der Denker und Staatsmänner der Kulturvölker leiten.

Mögen Ihre edlen wissenschaftlichen, philosophischen und sozialen Absichten raschen Erfolg haben!

Mit den herzlichsten Grüßen

Ihr ergebenster Kollege

(gez.:) L. Credaro.

Rede des Ministers Credaro

an die Teilnehmer des 8. Kongresses des „Internationalen Instituts für Soziologie".

Meine sehr geehrten Herren!

Namens der Regierung des Königs von Italien entbiete ich Ihnen den Will, kommensgruß. Ich empfinde es als Freude und Ehre, daß Rom zum Sitze des 8. Kongresses des internationalen Instituts für Soziologie erwählt worden ist, dieses Rom, das mit seiner großen Geschichte Ihnen, meine verehrten Pfleger der Sozialwissenschaften, ein sehr reiches Material für Forschung und viele Anregung zu philosophischer Betrachtung bietet. Den herzlichen Gruß der Regierung entbiete ich im besonderen Ihnen, hervorragende Gelehrte aus dem Auslande, die Sie in dieser ereignisschweren Stunde freundschaftlich die Grenzen Italiens überschritten haben, um auf diesem Kongreß die Stimme und das Echo der wunderbaren wissenschaftlichen Ergebnisse vernehmen zu lassen, welche auf dem Felde

') Credaro ist ein intimer Kenner der Geschichte der Philosophie. Sein Vuch über den Skeptiziimut hat auch in der deutschen Gelehrtenwelt weitgehende Beachtung gefunden. Credaro'« Studien über den Philosophen Herbart sollen demnächst in deutscher Übersetzung erscheinen. Die Veröffentlichung des Begleitbriefes entspricht dem Wunsche des Ministeri.

der sozialen Disziplinen der Wettstreit aller intellektuellen Völker erreicht hat. Italien, wo Giambattista Vico, der zuerst die soziologische Wissenschaft erschaute, geboren ist und wo Giandomenico Romagnosi mit großem Blick und tiefgründiger Bildung verschiedene soziologische Bahnen gebrochen hat, weiß sich dieser hohen Ehrung würdig.

Der soziologische Begriff des Fortschritts, der den Hauptgegenstand Ihrer scharfsinnigen und gelehrten Erörterungen bilden wird, beschäftigt in gewichtigster Weise unter mannigfachen Formen seit langer Zeit Philosophen und Idealisten und wird sie noch ferner beschäftigen. Eben in diesem Bemühen um so hohe und des unmittelbaren Nutzens bare Probleme offenbart sich aber das Edle der Menschennatur, ihr Streben zu den höchsten Gipfeln der Idealität.

. . . niemals wird unser Geist gesättigt, wenn ihn das Wahre nicht erhellt.

Wie in der Ruhe der sommerlichen Wärme in den Alpen die einsamen Wanderer, die die volkreichen Täler und die Wirtshäuser und die bequemen Wege menschlichen Gewerbfleißes verlassen haben, mit gleichmäßigem Schritte hochsteigen in die unermeßlichen, stillen Räume der aschgrauen Moränen, der geheimnisvollen Gletscher, der nachdenklich aufragenden Gipfel, so erheben auch Sie, meine verehrten Herren vom internationalen Institut für Soziologie, sich über die sozialen Sorgen und Bedenken, über die schweren wirtschaftlichen und politischen Streitfälle, welche die Völker erregen, so suchen Sie mit Gemütsruhe in den Tatsachen die Idee und unternehmen Sie es, zur Erfassung einer positiven Sozialwissenschaft zu gelangen, aus welcher sich die Kunst der sozialen Praris die Richtlinien entnehmen könne, um in das Leben der Gesamtheit eine größere Summe Gerechtigkeit zum Vorteil der Niedrigen und Enterbten einzuführen.

Welche Wissenschaft kann sich eines größeren und humaneren Zweckes rühmen?

Aus der Fühlungnahme der verschiedenen Lehren, aus den Erörterungen der vielfältigen Richtungen wird Ihr Kongreß zu einer Bestärkung der Einsicht gelangen, daß man mit immer mehr disziplinierter Strenge das Gesetz der wissenschaftlichen Arbeitsteilung, die erste Bedingung für den Fortschritt jeder Wissenschaft, befolgen müsse, daß man aber auch die harmonische Zusammenfassung der Einzelergebnisse im Auge zu behalten habe, da erst sie die höheren Phasen der Wissensentwicklung kennzeichnet.

Und dies ist in höchstem Grade die Aufgabe der Soziologie: während sie aus den entferntesten Ausläufern der einzelnen Sozialwissenschaften Nahrung zieht, sucht sie mit einem Gesamtüberblick sie alle in einen einheitlichen Plan einzufügen, welcher der getreue Spiegel der Gesetze sein soll, die in der menschlichen Gesellschaft sich im Verlaufe der Zivilisation auswirken. Die Aufgabe ist schwierig. Indessen sind auch die Kräfte bedeutend, welche sich in ihren Dienst stellen mit stetigen Bemühungen, die bereits jetzt eines der leuchtendsten Kapitel der Geschichte des zeitgenössischen Geistes ergeben haben.

Dr. Luigi Credaro Das Wesen der Soziologie
Die Entwicklung der Sozialwissenschaften entspricht einem Erfordernis der Geschichte: die Geschichte erneuert und mehrt die Probleme der Wissenschaft. In der Tat: sobald von dem kompakten Gesamtwillen der modernen Völker, einem Willen, der sich fast wie eine Naturnotwendigkeit darstellt, der als eine Pflicht aufgestellte und als ein Recht bekräftigte Vorsatz bekundet wird, zur Freiheit durch die Gleichheit zu gelangen und die eine wie die andere durch die unabweisliche Macht der Gerechtigkeit zu gewährleisten, erwächst der sozialen Wissenschaft eine entsprechende neue Aufgabe, die sich in vielfältigen Problemen darstellt, denen die alten und immer erneuerten geschichtlichen, wirtschaftlichen, juridischen und moralischen Sonderdisziplinen sich widmen.
Und auch die Erziehungswissenschaft weist uns die Pflicht, durch eine von der Arbeit und dem Geiste der Solidarität veredelte Gegenwart eine Zukunft vorzubereiten, welche in der Menschheit die Würde der Individuen erhöht. Sie stellt damit in die erste Linie das Problem der Volkserziehung, die ureigenste Grundlage der Geltung der Nationen, und nimmt in der immer reicheren Entfaltung der Wissenschaft die gewaltigste Schutzwehr der Demokratie wahr gegenüber den Versuchen, eine Vergangenheit wiedererstehen zu lassen, die ihre geschichtliche Funktion erfüllt hat.
Die Fortschritte und die neuen Richtungen der einzelnen Sozialwissenschaften müssen aber einen zentralen Beziehungspunkt haben, aus welchem heraus die Ergebnisse der einzelnen Wissenschaften in eine harmonische Synthese zusammengeordnet werden können: diesen Punkt liefert oder stellt dar die Soziologie.
Die Soziologie ist wie alle jungen Disziplinen in der Vorhut der Wissenschaften, und dem Privileg ihrer Kampfstellung entspricht eine größere Summe Don Obliegenheiten. Eben aus der Erkenntnis dieser Obliegenheiten schöpft die Soziologie den stetig organischeren inneren Halt ihrer Selbständigkeit gegenüber anderen Wissenschaften, wie der zähe Eifer bezeugt, mit dem die Erörterungen über die Methode geführt wurden. Die Soziologen begriffen die wertvolle Mahnung Bacons „pruüeus yu»estio, c>ua»i äiimüiuiii seientiae" und machten ihre Nutzanwendung. Der Methodenstreit der Soziologen bedeutet keineswegs ein banges Zögern eines müßigen Doktrinarismus, sondern bildet das feste Bindemittel der Grundsteine des großen wissenschaftlichen Gebäudes.
Die Soziologie hat auch die Verantwortlichkeit einer praktischen und unmittelbaren Funktion im Ablauf der Zivilisation.
Es gibt Wissenschaften, welche sozusagen dasselbe Leben leben wie die Probleme, deren Prüfung sie unternehmen, und welche für sich aus dem Herzen der menschlichen Wirklichkeit den unvergänglichen Wert einer höheren praktischen Funktion zu ziehen vermögen. Es sind Wissenschaften, die mit dem Leben verwoben sind und die fast des Lebens eigenen Rhythmus und Wärme haben, Wissenschaften, welche die Wahrheit erobern, um die Pflicht zu vertiefen, welche

Energien anhäufen, um das Recht zu verstärken, welche ausgedehntere Horizonte erschließen, damit das Licht der Gerechtigkeit höher und lebenfördernder leuchte. Eine dieser Wissenschaften ist die Soziologie, welche das Recht und die Pflicht hat, auf dem Felde des praktischen Lebens als eine Kraft des Zusammenhalts und der sozialen Harmonie zu wirken.

Die intime, einander ergänzende Wechselwirkung der sozialen Kräfte und der Geist der Solidarität, welche die moderne Gesellschaft auszeichnen, sind für die Soziologie nicht bloß eine kalte Aufgabe für abstrakte Spekulationen, sondern ein lebendiger und konkreter, aufs bedeutsamste die Kultur anzeigender Inhalt, auf dessen stetige Werterhöhung sie bedacht ist.

Begreifen, sagte Hegel, ist überwinden.

Und schon ein anderer großer Philosoph, Spinoza, hatte gesagt: uou riclere, non Inßkrs, neyne 6ete3tari; »eä iutelli^ere.

Indem nun die Soziologie die soziale Tatsache in ihren konkreten Bestimmungen durchdringt und erklärt, enthüllt sie dem Menschen und den sozialen Gemeinschaften ebensoviele Funktionen, welche als Rechte gelten, und ebensoviele Ziele und Zwecke, die sich als kategorische Imperative darstellen. Nichts anderes braucht der Mensch, um der eigenen Würde und der eigenen Mission sich bewußt zu werden; nichts anderes brauchen die zivilisierten Gesellschaften, um mit vervielfachtem Eifer zuversichtlich den Weg des Fortschritts weiter zu begehen.

In diesem Geiste erkläre ich namens S. M. des Königs den 8. Kongreß des internationalen Instituts für Soziologie für eröffnet.

Dr. Chr. D. Pflaum:

Der 8. Soziologenkongreß in Rom.

(7.—12. Oktober 1912.)

In der vorstehenden, von mir möglichst getreu aus dem Italienischen übertragenen Rede des um die philosophische Forschung verdienten, derzeitigen Unterrichtsministers Credaro ist nicht zum wenigsten auf die Mission der Soziologie für das praktische Leben Gewicht gelegt worden. Auch anderen führenden Persönlichkeiten in Italien und weiteren Volkskreisen ist eine, wenn nicht unmittelbare, so doch recht nahe Beziehung positiv wirkenden Charakters zwischen der Soziologie und der sozialen Praris selbstverständlich, ja für die Soziologie wesentlich kennzeichnend erschienen; man darf annehmen, daß das Thema des Kongresses „Der Fortschritt" zu diesem Schein erheblich beigetragen hat. Die Folge, ein«

unter allen Umständen sehr schätzbare Folge war eine ganz außergewöhnlich glänzende öffentliche Anerkennung des Kongresses für Soziologie seitens der politischen Presse und seitens der höchststehenden Persönlichkeiten des italienischen Staates und der Stadt Rom: die Eröffnung des Kongresses spielte sich in eindrucksvoll feierlicher und intellektuell gehobenster Weise im Saale der Horatier und Kuriatier auf dem Kapitol ab; außer dem Vertreter der Stadtverwaltung Rom, welcher in seiner Begrüßungsansprache sehr glücklich an das Verdienst des alten Rom, abweichend von Hellas auch dem gesellschaftlichen Leben zivilisierende Grundsätze gegeben zu haben, erinnerte, und Enrico Ferri, welcher als offizieller Vertreter der Universität Rom die den Zuhörern sehr erfreuliche Gelegenheit zur Vergegenwärtigung seiner eigenen soziologischen Leistungen erhielt, nahmen an der Eröffnung teil der Minister des Äußeren, Marchese di San Giuliano, der Iustizminister Finocchiaro-Aprile, der Minister der öffentlichen Arbeiten Sacchi, der Handelsminister Prof. Dr. Nitti, der Unterrichtsminister Prof. Dr. Eredaro — die beiden letzteren selbst verdienstvolle Mitarbeiter an der wissenschaftlichen und philosophischen Erfassung der sozialen Vorgänge —, der russische Botschafter Krupenski, der japanische Botschafter Baron Hayaski Gonsuks, der französische diplomatische Geschäftsträger Laroche, Vertreter der Presse aller Länder, Politiker, hohe Verwaltungsbeamte, Professoren u. a.; und um von sehr ehrenden geselligen Veranstaltungen, welche der Bürgermeister von Rom, Ernst Nathan, und der Minister des Äußeren den Soziologen widmeten, abzusehen, sei des weiteren nur noch erwähnt die besondere Anteilnahme an den Arbeiten des Kongresses, welche der Ministerpräsident Giolitti und der greise Philosoph Ardigo brieflich kundgaben, und die persönliche Anwesenheit bei der vornehmlich durch den Schluß-Vortrag von Prof. Dr. Ludwig Stein ausgefüllten Sitzung des Kongresses, die sich trotz körperlichen Unwohlseins Luigi Luzzatti nicht versagen wollte, der durch sein« geschichtlich und ontologisch wissenschaftliche, durch philosophische, sozialpädagogische und durch aus höchster Warte staatsmännische Arbeit selbst gewissermaßen ein bedeutsames Kapitel theoretischer und praktischer Soziologie geworden ist.

Das „Internationale Institut für Soziologie", 1893 in Paris gegründet und seit 1909 „reeonuue ä'utilits pndlilzue" seitens der französischen Regierung, hat sich für seinen 8. Kongreß in Rom ein über die Maßen Fompliziertes und weitgreifendes, also fast 2 priori für laute und von allerhand Äußerlichkeiten bedingt« Debatten wenig geeignetes, schwieriges Thema gesetzt: die Determinierung des „Fortschritts". Prof. Ludwig Stein als Vorsteher des Instituts, den in der Leitung der hiesigen Sitzungen zum Teil Prof. Buisson ersetzte, und Dr. Ren6 Worms als Generalsekretär des Instituts haben durch eine umsichtige und geschickte Disziplinierung der Debatten — derart, daß die Natur des anthropologischen, wirtschaftlichen, intellektuellen, moralischen, politischen usw. Fortschritts gesondert behandelt wurde, das Ergebnis der Einzelerörterungen sogleich eine

möglichst scharfe Umschreibung erhielt und daraufhin erst eine Synthese zur einheitlichen Determinierung des Begriffs „Fortschritt" mit gebührenden Vorbehalten in aller Bescheidenheit unternommen wurde — alles Mögliche getan, um «ine wesentliche Förderung des Themas zu erreichen. Meines Erachtens ist dies weder in Ansehung der Einzelwissenschaften noch der philosophischen Soziologie gelungen, und als direkter Erfolg des Kongresses läßt sich nur verzeichnen die evidente Förderung ihres individuellen Intellekts und Forschungseifers, welche die einzelnen Teilnehmer des Kongresses durch die relativ eindringliche Vorstellung von ihnen unbekannten oder entlegenen Denkweisen und Wissensdaten erhalten haben, sowie die Erhöhung ihres Blickpunktes und die Erweiterung ihres Blickfeldes, welche die praktischen Leiter der menschlichen Vergesellschaftungen bei den Erörterungen der naturnotwendigen und geschichtlichen, der möglichen und idealen Bahnen des Fortschritts gewonnen haben müssen. Damit soll gewiß nicht bestritten sein, daß die genauen Akten des Kongresses manches Element von hohem Werte für unsere Erkenntnis enthalten werden. Was Prof. Sergi über die Besserung der europäischen Rassen und Prinz Roland Bonaparte aus kritischen Erwägungen dagegen sagte; die für und gegen eine Abhängigkeitsbeziehung der Soziologie von der Anthropologie beigebrachten Argumente; die Darlegungen über Voraussetzungen, Gehalt und Richtlinien der wirtschaftlichen, politischen, moralischen und rechtlichen Entwicklung, welche als Beiträge zu einer gemäß Geschichte und Gegenwartsdaten positiven oder zu einer in Verfolg dieses oder jenes religiös oder philosophisch oder doktrinär fundierten Postulats rationalen Determinierung des Begriffs „Fortschritt" gelehrte Beobachter oder scharfe Denker gemacht haben, wie es Senator Baron Garofalo, der Vorsitzende des lokalen Komitees für den Kongreß, Prof. Buisson, Prof. Robert Michels, Prof. Charles Gide (über die Vervollkommnung des Güterverbrauchs und den Charakter eines Fortschritts in der Befriedigungsweise unserer Bedürfnisse), Prof. Chiapelli und Prof. Vaccaro sind; die formalistischen Betrachtungen zu reiner Feststellung oder Bewertung des Äußeren, der inneren Kräfte und der bewußten und unbewußten Ziele individuellen und sozialen Geschehens — also Antithesen z. B. von Kraft und Schwäche, Individualismus und Kommunismus, Aristokratie und Demokratie, Egoismus und Altruismus, Optimismus und Pessimismus —; dies alles birgt zweifelsohne Erhebliches für eine künftige adäquatere Formulierung des „Fortschritts" oder genauer des soziologischen „Fortschritts".

Dr. ^ui-. et MI. Maxim. Fleisckmann,
Rechtsanwalt in München:

Weltlage und Weltsrieden').

Wer die neueste Entwickelung der Weltgeschichte betrachtet, wer sieht, wie die Völker allseits „wild aufeinanderschlagen" — im fernen Osten, in Afrika, in Europa selbst — der wird nicht ganz ohne Grund die Frage aufwerfen, wie es denn angesichts dieser Tatsachen mit dem dereinst so gefeierten Weltfrieden stehe — wie viele Kriege denn durch diese Idee abgeschafft wurden — und welche Aussichten sie denn überhaupt noch zu haben glaube.

Die Frage ist wichtiger, als man denken möchte, denn gerade von ihrer Beantwortung hängt es ab, ob jener neue Kultur- und Weltbegriff in dieser schwierigen Stunde irgend etwas für die Menschheit bedeuten kann oder nicht. Ich meine als Leitstern denen, die überhaupt Ohr und Aug' haben für den jeweiligen Pulsschlag ihrer Zeit. Ob diese Staatsmänner und Politiker, Diplomaten und Gelehrten bei ihren Erwägungen auch jenen Begriff sich vorbeiziehen lassen müssen, ob irgend ein politischer Wert aus seiner Berücksichtigung resultiert, das wird sich bei der Lösung dieser Frage entscheiden.

Darf man mitleidig oder verächtlich lächelnd ihn beiseite setzen, als unbrauchbar, als unbewährt — oder stecken hier wirklich Werte?

Da muß gesagt werden, was hier unter Weltfrieden verstanden wird.

Ich verstehe darunter den großen allumfassenden Gedanken der Gegenwart, ich verstehe das große Ausgleichsmoment des Völkerlebens, die Summe, den Inbegriff aller Kultur nach ihrer positiven Seite hin, wie ihn alle Völker zusammen in den unendlichen Mühen ihrer geschichtlichen Entwickelung sich erarbeiteten und errangen.

Jedes Volk, auch das fernste, hat von Beginn seiner geschichtlichen Entwickelung an mitgearbeitet, außer an seiner eigenen Geschichte auch an der der gesamten Menschheit. Und daraus entstanden jene großen hehren Güter, wie Toleranz und wahre Menschenliebe, wie das Gefühl der Gerechtigkeit und der Güte aller gegen alle, das allein die Quelle wahrer Gesittung.

Wir müssen unter Weltfrieden etwas verstehen, was uns alle erhebt: Den Inbegriff aller wirklichen Segnungen der Kultur unbehindert durch politische und andere Schranken in einer bestimmten geschichtlichen Ära.

Aufhebung des Krieges, Abschaffung desselben, war ein kleiner Teil, ein Propagandawort; in Wirklichkeit konnte es höchstens eine Folge, nicht ein Anfang sein.

») Einige Gedanken aus dem eben in Vorbereitung befindlichen Buche des Verfassers: „Weltfried« und neueste Zeit". «

Diese Losung war das Mittel, um der großen Masse die Sache plausibel
zu machen, aber es konnte im Ernst nicht der Beginn einer so tiefen Bewegung
werden.
In Wirklichkeit war die Weltfriedensbewegung von Anfang an das Zeichen,
daß jene Errungenschaften der modernen Kultur die Menschheit zum Zusammen-
schlusse drängten, daß auf dem Gebiete des friedlichen Wettbewerbs die einzelnen
politischen Grenzen immer lästiger empfunden werden und das, was einst Schwär-
mer und Phantasten im Uberschwange ihrer Gefühle von Weltverbrüderung
träumten, nun allmählich in Erfüllung gehen sollte, freilich in ganz anderer
Form, als es jene gedacht:
Es ist ein gemeinsames Kulturstreben und Kulturverlangen, das heraus-
gewachsen ist aus dem Bedürfnis der immer größeren Menschenmassen, die jeder
Staat zu ernähren hat, aus der ungeheuren Eristenz- und Nährmittelfrage mit
all ihren Begleiterscheinungen. Dies brachte die Menschen mit aller Gewalt dazu,
über alles Trennende hindurch auf ihre gemeinsamen Vorteile bedacht zu sein;
dies veranlaßte ihren engeren Zusammenschluß, die Eliminierung der Gegensätze
der Menschen und Staaten zugunsten des größeren Kampfes zwischen Mensch
und Element, Mensch und Natur. Ihr alles abzuringen, was nötig war zum
Leben — nicht mehr dem Nachbarn, der es selbst vielleicht nicht genügend besaß,
das wurde die neue Losung. Und hierzu bedarf es des Spatens, der Maschine, des
Lichts der Wissenschaft, aber nicht mehr des Kriegsbeils und des Schwertes. Die
Philosophen haben dies einst geahnt, als sie ihre Philosopheme, ihre weltbewegenden
Marimen schufen, aber aus der Welt ihrer Träume und Phantasien sind heute
die großen nüchternen Wirklichkeitswerte geworden. Es würde zu weit führen,
auf diese großen Züge der Weltgeschichte und ihre inneren Zusammenhänge näher
eingehen zu wollen. Nur so viel sei gesagt: Jene Ideen mochten wohl damals
den Anstoß geben, aber zu Realitäten, zu wirklichen im Raume lebenden Dingen
konnte die Entwickelnna, erst führen, als Arbeiter? und Menschenmassen, Handels-
bilanzen und nüchterne kommerzielle Erwägungen ihnen zu Hilfe kamen. Und
darum stehen wir heute dem Weltfriedensideal näher als ehedem, darum ist diese
Idee trotz ihrer scheinbaren Unbrauchbarkeit noch immer nicht völlig erstorben;
im Gegenteil, sie hat Boden gewonnen, sie hat sich vergrößert oder besser gesagt:
erst recht in ihrem wahrsten Wesenskerne entfaltet.
Sie ist insbesondere ausgesöhnt mit einem anderen Begriff, den man bisher
immer als ihren Gegenpol ansah: mit Volk und Vaterland. Sie ist nicht die
Negation dieses Begriffes, sie erzieht nicht vaterlandslose Menschen, sondern sie
gerade wird zur Erkenntnis führen, daß jedes Volk in seiner Eigenart und in
seinem Rahmen am besten geeignet ist, diese Idee im positiv kulturellen Sinne zu
fördern. Nicht in falschem Gefühlsüberschwang, in unrichtigem Humanitäts-
empfinden, in der Annahme irriger Voraussetzungen wird der Weltfriede ge-
fördert. Im Gegenteil, förderlich ist ihm nur nüchtern klare Abwägung der Inter-

essen eines jeden Staates durch diesen selbst. Je klarer der einzelne Staat dabei sieht, desto mehr nützt er sich und damit der übrigen staatlichen Gemeinschaft. Nicht in Winkelzügen, nicht in kleinlichen Streitigkeiten, aber auch nicht in leeren Befürchtungen liegt die Stärke der modernen Anslandspolitik, sondern nur in jener klaren Offenheit, die auf die Tatsachen viel lieber hinweist, als sie verhüllt.
Und was ist ferner heute noch die Bestimmung der Weltfriedensidee?
Leere Warnungsrufe, papierne Proteste an die Regierungen aller Länder zu senden, vergebliche Appelle an die Humanität zu richten? Nein! Sie hat heute nicht mehr die Wirkung auf die große Masse, wie in jenen Tagen, da sie noch allein Kriege abschaffen und beseitigen wollte.
Heut ist sie herangereift zum großen ausgleichenden Prinzip der Staatenpolitik. Nicht so sehr den großen Massen, als vielmehr den leitenden Staatsmännern kann sie etwas sein.
Denn unwillkürlich mag vor diese die Frage treten, wie viel näher es in diesen Tagen politischer Hochspannung läge, der allenthalben herrschenden wirtschaftlichen Not und Teuerung durch gemeinsame Aktionen aller Mächte und Länder zu steuern, als durch Aufrollung kleinlicher Streitfragen den allgemeinen Frieden zu stören!
Wie viel wäre von gemeinsamen Reformen auf dem Zoll- und Handelsgebiet hierfür zu erreichen! Wer schafft im Kriegsfall Brot für die Massen, wer liefert das Geld für die enormen Lasten und wer übernimmt die Verantwortung für alle jene unheilvollen Imponderabilien, die derartige Erschütterungen des ganzen Staatskörpers erfahrungsgemäß zur Folge haben? Man wird dies zwar als die Begleiterscheinung jeder kriegerischen Verwickelung bezeichnen (aber man muß doch dabei zugeben, daß zu keiner Epoche jenen Schäden des Krieges mehr Vorteile gegenüberstanden, im Fall, daß man ihn vermeide), aber vielleicht gab es nie eine Zeit, in der diese Wirkungen tiefere Wurzeln schlagen konnten, als in dem von Parteiungen und Weltanschauungen so wild zerklüfteten Boden unserer neuesten Zeit. Sie stellt unsere Staatsmänner vor neue Probleme, deren Lösung vor allem sich die Schwierigkeit entgegenstellt, daß sie kein Vorbild haben in der Geschichte der Vergangenheit. Hunger und Teuerung in Zeiten einer agrarwirtschaftlichen Stufe der Geschichte haben wir oft genug gesehen und gehört. Aber das ganze Elend eines Krieges, einer wirklich die Eristenz von Millionen von Industriearbeitern bedrängenden Teuerung haben wir so recht doch alle noch niemals erlebt. Aber im Kriegsfall müssen wir damit rechnen. Wir müssen sehr überlegen, ob wirklich alle diese Gefahren ausgeglichen werden durch die Vorteile eines, wenn auch siegreichen Krieges, und ob nicht viel lockendere Aussichten winken, einer großzügig ehrlichen und gemeinsamen Kulturarbeit aller Staaten, im Frieden.
Immer schärfer wird da die Frage sich herausheben: Krieg oder Reform im Sinne des gemeinsamen Zusammenwirkens gegen gemeinsame Not.

Weltlage und Weltfrieden Maxim. Fleischmann

Wir dürfen viel erwarten von der Kraft und dem Mut des deutschen Volkes. Einen Krieg zu scheuen haben wir nicht. Kein Staatsmann wird zögern, einen frivolen Angriff auf Deutschland sofort mit dem Schwert zu begegnen. Und freuen wir uns, daß dieses Schwert so scharf ist!

Aber gerade deshalb dürfen wir an den Weltfrieden denken. Nicht freilich, indem wir irgend etwas im Völkerrate uns bieten lassen, sondern indem wir in erster Linie der modernen Staatengemeinschaft die allen wirklich gemeinsamen Ziele zeigen, indem wir die Wege weisen dem neuen Kulturschaffen der Völker der Erde!

Man wird fragen, welche Wege dies wären. Gerade die gegenwärtige Stunde zeigt dies recht klar. Wir stehen in einer Periode enormer Teuerung. Große Massen in vielen Ländern verlangen nach Brot. Ganz Europa ist heimgesucht von Überschwemmungen, Kälte und schwersten Gefahren der Elemente. Und zu alledem beginnt es in dem alten Wetterwinkel Europas, dem Balkan, wieder kriegerisch aufzuleuchten.

(Der Krieg ist nur eine Äußerung des jeweiligen kulturellen Gesamtzustandes einer Zeit.)

Auf dem blauen Weltenbande des Ozeans ist die Eisgefahr größer denn je. Das furchtbare Unglück der Titanic ist noch in allgemeiner schmerzlicher Erinnerung.

Ganz Europa hat damals nach Schutzmaßregeln für die Schiffahrt verlangt. Der geistvolle Lektor Prof. Nr. Beardsley, Berlin hat in trefflichen Darlegungen eine wissenschaftliche Überwachung des Ozeans durch alle Uferstaaten gefordert. Wir können nur von ganzem Herzen wünschen, daß die gesamte Staatengemeinschaft sich der Verwirklichung dieses Planes annehme.

Mit tiefem Bedauern sehen wir auch die altehrwürdige Kulturzentrale Italien noch immer im Kampf mit dem jungen Osmanenreich. Wer den enormen Aufschwung Italiens in dem letzten Jahrzehnt verfolgte, wer vielleicht mit Überraschung sah, wie dieses Land sich hob, welch gesunder, reger Entwickelungsdrang sich plötzlich dort fühlbar machte, der wird ihm nur von Herzen wünschen können, daß bald ein ehrenvoller Friede ihm beschieden sei.

Denn Italien ist so enorm reich an Kulturwerten, daß es im Frieden mehr geben und mehr schaffen kann, als selbst durch den erfolgreichsten Krieg.

Es mag schwer sein, vielleicht unmöglich, gerade auf den Gang kriegerischer Ereignisse Einfluß zu bekommen. Aber vielleicht könnte doch die Initiative aller Staaten Europas in seiner Völkergemeinschaft ein gewisses Solidaritätsgefühl wenigstens innerhalb der einzelnen Weltteile zu wecken suchen, das manche Gegensätze mildern würde. Denn die großen Kämpfe der kommenden Weltgeschichte werden voraussichtlich um Weltteile und durch Weltteile geführt werden. Vielleicht könnte, wenn der dichteste Pulverdampf auf afrikanischer und türkischer Erde sich verzog, auch unserem Freunde jenseits der Alpen eine mildere Friedenssonne bald lächeln.

All dies sind Probleme des Weltfriedens, die aus der Sphäre reiner Theorie gar bald herabsteigen ins Reich der Wirklichkeit, es fragt sich nur, wie die Gegenwart sie alle löst.
Da wird es vielleicht sehr darauf ankommen, wie gerade Deutschland, zweifellos einer der mächtigsten Staaten der Erde, sich dazu stellt. Wir haben die Waffenmacht, um den Frieden zu erzwingen — sehen wir, daß wir die Kulturmacht, den enormen ideellen Einfluß bekommen, auch den Kulturweg anderer Völker soweit fördern zu können, daß sie näher kommen jenem großen Ideal einer wirklich sich solidarisch fühlenden Staatengemeinschaft! Dies können wir nicht mit Gewalt, mit dem Zwang der Waffen erreichen, sondern nur dadurch, daß wir die Fackel der Kultur am höchsten tragen von allen Völkern der Erde. So tolerant, so gerecht und so großzügig in seiner Politik soll kein Staat sein wie das Deutsche Reich. Dann wird von selbst jener ehrende Ruf wiederkehren, der dereinst an die Spitze aller Kontingente der Mächte in China einen Deutschen berief. DemdeutschenSoldatengaltdamalsderRuf — aber unser Stolz muß es sein, daß auch in allen Fragen der Kultur jener Ruf ertön«: „Die Deutschen voran!"
Dann werden wir die große Mission erfüllen, nüchtern und klar, aber mit der ganzen Ruhe und Kraft, die heute noch — dem Schicksal dank! — in uns wohnt.
Vom Völkerfrieden zum Weltfrieden — wer kann sagen, was alles dazwischen liegt! Aber ein Weg ist es, voll Fortschritt und Segen, ähnlich dem Weg von der Volkswirtschaft zur Weltwirtschaft. —
Dies ist das Weltfriedensproblem der neuesten Zeit. —
Wie eine merkwürdige Ironie auf diese Ausführungen mag es klingen, wenn man hört, daß unter frommen Klängen der Nationalhymne von Montenegro, dessen König erst vor kurzem dem Herausgeber dieser Zeitschrift sein Bild mit Unterschrift übersandte, der erste Kanonenschuß am Balkan fiel. Der Herausgeber von „Nord und Süd" mag mit Ruhe das Bild des diplomatisch ungemein gewandten, aber in seinem „ernieo turors" wieGiordanoBruno dies vielleicht nennen würde, doch etwas sehr temperamentvollen Fürsten bringen.
Was Professor Stein im Septemberheft von „Nord und Süd" über das europäische Gleichgewicht ausführte, bleibt von den Ereignissen am Balkan unberührt, denn die Ereignisse haben ihm recht gegeben. Das Gleichgewicht, das nicht herzustellen war auf freundschaftlichem Wege, ist durch die Not der Zeit zustande gekommen.
Auch meine Überzeugung, die ich in diesem Aufsatz niedergelegt habe, kann nicht dadurch geändert werden, denn auch der Krieg am Balkan wird nichts ändern an den großen Linien, nach denen die Entwicklung Europas und weiterhin der ganzen Weltgeschichte mit immanenter Logik sich vollzieht.

von Flöckher
Legationsrat von Flockher:
Die Tätigkeit der italienischen Marine im
libyschen Kriege.
Das moderne Italien hat sich mit besonderer Vorliebe dem Ausbau seiner
Kriegsflotte gewidmet und damit die glorreichen venetianischen Traditionen wieder
aufgenommen. Wenn man die geographische Gliederung des Landes betrachtet
und bedenkt, daß Italien mit seinen Inseln eine Küstenausdehnung von 6816
Kilometer (also doppelt so viel als Frankreich, das jetzt plötzlich so große Ansprüche
im Mittelmeer erhebt) besitzt, so begreift man, daß die Sorge für eine mächtige
Marine geradezu eine Lebensfrage für Italien geworden ist. Die in der Friedens-
zeit betätigte Fürsorge für die italienische Flotte hat während des Krieges gute
Früchte getragen und die Marine zu Leistungen befähigt, die überall Anerkennung
gefunden haben.
Die Eröffnung der Feindseligkeiten kam für die Marine unerwartet, aber
sie traf diese nicht.unvorbereitet. Wie gut sie für diesen Ernstfall gerüstet war,
zeigt besonders die Schnelligkeit, mit der sie in Aktion trat. Ein Teil der Flotte
begann sofort im adriatischen und im jonischen Meere die Suche nach feindlichen
Schiffen, um jeden möglichen Angriff auf die italienischen Küsten von selten der
türkischen Torpedoboote zu verhindern, die an den Küsten Albaniens gemeldet
waren, und um die ersten Versuche der Kriegskonterbande zu unterdrücken. Schon
in der Woche vom 28. September bis 5. Oktober hatte der Herzog der Abruzzen
dem Feinde jede Bewegungsmöglichkeit in jenen Gewässern genommen; die Marine
war offensiv geworden bei Prevesa (29. September), bei Gomenizza (30. Sep-
tember) und bei S. Giovanni di Medua (5. Oktober). Währenddessen hatte das
Gros der italienischen Kriegsflotte unter dem Befehl des Vizeadmirals Aubry
die Fahrt nach Nordafrika angetreten, um die libysche Küste zu blockieren, um
die feindliche Flotte zu überwachen, welche man in Beyrut vereint wußte, und um
ottomanische Schiffe abzufangen, die Waffen, Munition und Lebensmittel an
Bord hatten. Der türkischen Kriegsflotte, welche Beyrut am 29. September,
also vor der Kriegserklärung, mit der fingierten Richtung nach der Cyrenaika
verlassen hatte, gelang es in die Dardanellen zu entkommen. Nachdem die
Blockade der libyschen Küste erklärt war, wurden sofort Maßnahmen getroffen,
um die Abreise der Europäer, einerlei ob es sich um Italiener oder um Angehörige
anderer Nationen handelte, zu erleichtern; ferner wurden die Kabelverbindungen
zwischen Tripolis und Malta durchschnitten. Am 3. und 4. Oktober bombar-
dierte der Vizeadmiral Faravelli die Befestigungen von Tripolis, deren Besatzung
die Flucht ergriff, und am 3. Oktober besetzten 1700 von den Schiffen gelandete

von Flöckher Die Tätigkeit der italienischen
Matrosen unter dem Kommando des Kapitäns zur See Cagni die Stadt und verschanzten sich in ihr. Am 5. Oktober hißte das erste Geschwader die italienische Flagge in Tobruck, und kurz darauf nahm der Admiral Prebistero, der Chef der 2. Division, die Unterwerfung fast aller Araber-Führer entgegen. Derna wurde vom Admiral Prebistero am 16. Oktober bombardiert und am Tage darauf mit Marinetruppen unter schwierigen Umständen und bei hohem Seegange besetzt. Die Einnahme Dernas ist eine der Glanzleistungen der Marine, und die Truppen des Landheeres konnten erst am 4. Tage und auch nur mit geringen Streitkräften sich beteiligen, da die schwere See die Landung fast unmöglich machte.
Während dieser Vorgänge in Derna schritt Admiral Aubrn zusammen mit der Division Briccola zur Einnahme von Bengasi, die am 19. und 20. Oktober in einer Weise erfolgte, die immer ein Ruhmesblatt in der italienischen Geschichte bleiben wird. Nach der Einnahme von Bengasi bombardierte die Flotte Homs und okkupierte es (21. Oktober) gemeinsam mit Abteilungen des Landheeres, deren Ausbootung sie deckte.
Mit der Okkupation von Tripolis, Derna, Bengasi und Homs war der erste Teil der Aufgabe der Marine erfüllt und sie trat nunmehr in eine neue Phase, welche doppelter Natur war: einmal hatte sie die Transportschiffe zu schützen, welche ohne Unterbrechung Truppen aus Italien brachten, und dann mußte sie das Heer bei dessen Unternehmungen gegen den Feind mit ihren weitreichenden Geschützen unterstützen.
Die Tage von Seiara Seiat, Sidi Meßri und von Henni in der Gegend von Tripolis, die Episoden von Tobruck, Derna und Homs und die ständige Mitwirkung der Schiffsgeschütze bewiesen die gute Zusammenarbeit von Heer und Marine; außerdem hatte die Flotte folgende Aufgaben zu erfüllen: beständige nächtliche Kreuzfahrten zur Sicherung der vor Anker liegenden Schiffe, Aufklärungen und Bombardements längs den Küsten, hydrographische und topographische Vermessungsarbeiten, Einrichtung von provisorischen Leuchtfeuern und Betonnungen, sowie eines Vedetten- und Signaldienstes zwischen dem Meere und dem Festlande, Organisation der Funkentelegraphie, nächtliche Beleuchtung der Stellungen mit Hilfe von elektrischen Scheinwerfern und schließlich die ununterbrochene Ausschiffung der Landungstruppen aus den Dampfern, welche fortwährend in den Häfen eintrafen.
Zu gleicher Zeit hatte die Marine zu sorgen für eine aktive Seepolizei zur Unterdrückung der Kriegskonterbande, zunächst mit Torpedobooten, dann auch mit kriegsmäßig bewaffneten Hilfskreuzern — eine Aufgabe, die durch die Ausdehnung der zu beobachtenden Meeresflächen einerseits, und andererseits durch die Notwendigkeit sehr erschwert war, die größte Vorsicht walten zu lassen bei Ausübung des Durchsuchungsrechts, so oft es sich um Schiffe handelte, die unter neutraler Flagge fuhren, da alle Zwischenfälle vermieden werden mußten, welche die guten Beziehungen zu befreundeten Mächten hätten stören können.

Die Notwendigkeit, für die Sicherheit der Kolonie Eritrea Vorsorge zu treffen gegen alle möglichen kriegerischen Unternehmungen von feiten des Feindes, führte dazu, auch im Roten Meere ein Zentrum der maritimen Verteidigung zu schaffen. Zu diesem Zwecke wurden auf die dortige Flottenstation zur Verstärkung einige Kriegsschiffe und Torpedoboote entsandt, um eine scharfe Überwachung der arabischen Küste in ihrer ganzen Ausdehnung auszuüben, um eventuelle Landungen feindlicher Truppen an der gegenüberliegenden Küste zu verhindern, um ottomanische Kriegsschiffe und Kanonenboote zu zerstören oder aufzubringen, die, wie man wußte, dort sich versteckt hielten, und um die Kriegskonterbande zu unterdrücken. Von diesen Unternehmungen an der arabischen Küste sind zu nennen: die Aktion bei Cunfidah, bei welcher Gelegenheit die ganze noch in jenem Meere befindliche feindliche Seemacht vernichtet wurde, die Zerstörung der Befestigungen von Hodeida und die Aufbringung verschiedener Schiffe, die Kriegskonterbande an Bord hatten.
Aber die ottomanische Flotte, welche in die Dardanellen entkommen war, bildete noch immer eine Drohung, und es war daher nötig, ihr gegenüber solche Kriegsmaßregeln zu ergreifen, welche ihr alle die Vorteile nahmen, die ihr aus der besonderen Beschaffenheit des Ägäischen Meeres erwuchsen. Es wurde deshalb beschlossen, einen Teil der italienischen Flotte dorthin zu entsenden. Zunächst wurden von der Division Revel am 24. Februar zwei ottomanische Kriegsschiffe zerstört, die von Anfang des Krieges an in Beyrut geblieben waren.
Ich möchte die Präzision, mit der diese Aufgabe ausgeführt wurde, besonders hervorheben, denn sie beweist die vorzügliche Ausbildung und die außerordentliche Treffsicherheit der italienischen Mannschaft, welche die Schiffsgeschütze bediente; obgleich nämlich die beiden feindlichen Schiffe mitten zwischen neutralen Handelsschiffen vor Anker lagen, hatte doch keins der letzteren einen Schaden zu erleiden, und nur wenige Häuser der Stadt (die absichtlich geschont wurde) wurden durch indirekte Wirkungen der Schüsse beschädigt.
Die ottomanische Regierung hatte inzwischen in den Dardanellen Seeminen legen lassen, die Besatzungen an beiden Ufern verstärkt, elektrische Stationen eingerichtet und andere Maßnahmen getroffen. In Saloniki und Smyrna waren die Verteidigungswerke verstärkt worden. Ferner hatte man die Besatzung auf den Inseln vermehrt und schließlich einen regen Transport von Konterbande nach der Cyrenaika eingerichtet.
Am 18. April eröffneten die Außenforts das Feuer auf das italienische Geschwader, das sich am Eingang der Dardanellen gezeigt hatte, dann aber nach Erwiderung des Feuers seine Erkundigungsfahrt in südlicher Richtung fortsetzte.
Da eine größere Ausdehnung der Operationen zur See vorauszusehen war, beschloß das italienische Oberkommando, sich einen Flottenstützpunkt zu verschaffen und zu diesem Zwecke die Insel Stampalia zu besetzen — ein Plan, der am 28. April durch die Division Prebistero zur Ausführung gelangte.
Diese seepolizeilichen Maßnahmen hätten aber nie den Charakter von Zwangs-

maßregeln annehmen können, die auf den Feind gewirkt hatten. Di« italienische Invasion wurde deshalb auf einige andere Inseln des südlichen Meeres ausgedehnt, deren türkische Garnisonen gefangen genommen wurden; Rhodos und 10 andere Inseln wurden okkupiert. Ein aus den libyschen Truppen gebildetes Expeditionskorps unter dem Befehl des Generals Ameglio unv eskortiert von dem 2. Geschwader traf in der Nacht vom 3. auf den 4. Mai vor der Insel Rhodos ein und landete am 4. Mai morgens in der Bai von Calitheas; an demselben Abend kam General Ameglio nach einem Gewaltmarsch vor der Stadt an, die sich am 5. Mai ergab; die türkische Besatzung war ins Innere geflüchtet und mußte sich am 16. Mai bei den Psithosbergen ergeben. Am 9. Mai wurden fernere 7 Inseln, kurz darauf die anderen okkupiert.

Die Mitwirkung der Marine bei diesen Unternehmungen war eine sehr glückliche: besonders bemerkenswert sind die nächtlichen Landungen der Truppen, bei absoluter Finsternis, die das erste Beispiel dieser Art in der Geschichte der Seekriege bilden.

Um die Kriegskonterbande an der tunesischen Grenze zu unterdrücken, landete die Division Garioni eskortiert von der Division Borea auf der schwer zugänglichen Halbinsel von Maccabes, während ein Teil der Schiffe, um den Feind zu täuschen, eine Scheinlandung bei Zuara in Szene setzte.

Zwei Monate darauf erfolgte die Landung bei Misrata, ebenfalls unter dem Schutze der Division Borea. Auch bei dieser Gelegenheit hatten die Überraschung und die gleichzeitige Vortäuschung eines anderen Landungsmanövers die gewünschte Wirkung. Die Landung selbst wurde ordnungsgemäß und schnell ausgeführt, obgleich man hinterher am Strande Feldschanzen auffand, welche bewiesen, daß der Feind die Absicht gehabt hatte, sich der Landung zu widersetzen. Anfang Juli kehrte die Division Borea in jene Gewässer zurück, um den definitiven Vormarsch zu unterstützen, der mit der Einnahme der Stadt und der Vertreibung ihrer türkischen Besatzung endete, die sich ins Innere flüchtete.

Aus der Notwendigkeit, den Überwachungs- und Aufklärungsdienst nördlich der bereits okkupierten Sporaden auszudehnen und festzustellen, wie tatsächlich die feindlichen Verteidigungswerke bei den Dardanellen beschaffen seien, ergab sich der Entschluß, die italienischen Schiffe möglichst weit in die Meerenge selbst einlaufen zu lassen. Unter dem Kommando des Kapitäns Millo wurde ein kühner „Raid" in der Nacht des 18. Juli durch die Meerenge bis nach Cianak ausgeführt, olme daß die Italiener trotz lebhafter Beschießung von beiden Seiten irgend einen Schaden erlitten hätten. Das italienische Torpedobootgeschwader, das von den Scheinwerfern bei Cap Elles entdeckt war, fuhr mit einer Geschwindigkeit von 23 Seemeilen bis nach Kilid-Bar bis nahe an die vor Anker liegende türkische Flotte. Hier stieß die Spica, an deren Bord sich Millo befand, auf ein Hindernis, dessen Natur nicht genau festgestellt worden ist. Der Oberbefehlshaber beschloß, da er sah, daß die Fortsetzung der Fahrt die unnütze

Opferung aller Schiffe bedeutet hätte, den Rückweg anzutreten, und um 2 Uhr morgens gelang es dem Geschwader, immer unter dem Feuer der Forts und unter den von beiden Ufern abgegebenen Infanteriesalven, unversehrt das offene Meer wieder zu gewinnen. Mit dieser kühnen Rekognoszierungsfahrt fügte das Geschwader Millos der Kriegsgeschichte der italienischen Marine ein frisches Ruhmesblatt hinzu.

Ende Juli wurde die Einnahme von Zuara und die Teilnahme der Marine beschlossen (Division Borea und die Schüler der Accademia Navale unter Admiral del Buono). In der Frühe des 5. August ging die Landung glatt von statten, wobei die Matrosen zuerst immer ausgeschifft wurden. Der Feind leistete keine» Widerstand, da er durch das Feuer der Schiffsgeschütze sofort zur Flucht gezwungen wurde.

Bemerkenswert war bei dieser Gelegenheit die Beteiligung der Seekadetten, welche hier die Feuertaufe erhielten und sich in einer Weise auszeichneten, die eine schöne Hoffnung auf die Zukunft der italienischen Marine eröffnet.

Während dieser Operationen setzten die Kreuzer ununterbrochen ihre Fahrten fort zur Unterdrückung des Konterbandehandels auf allen drei Kriegstheatern. Im Laufe der 12 Kriegsmonate wurden ungefähr 800 Schiffe visitiert oder aufgebracht; diese Tatsache beweist die außerordentliche Tätigkeit der Marine bei Ausübung des Secpolizeidienstes, der von Schwierigkeiten aller Art begleitet war und, wie bereits erwähnt, mit der größten Rücksicht auf die Regeln des Völkerrechts ausgeübt worden ist. In derselben Zeit arbeitete die Marine an der Vervollständigung der funkentelegraphischen Verbindungen, stellte die Station von Derna wieder her und richtete neue ein in Bengasi, Homs und Tripolis.

Wenn man alle kriegerischen Unternehmungen in Libyen betrachtet, so ergibt sich, daß sie, von verschwindenden Ausnahmen abgesehen, alle den Charakter von kombinierten Operationen hatten. Die Marine kann besonders stolz auf dies« Leistungen sein, denn sie hat damit gezeigt, daß sie für überseeische Erpeditionen wohl vorbereitet war, während sie die rein maritimen Aufgaben so erfüllt hat, daß sie geradezu vorbildlich genannt werden können.

Alle Unternehmungen der Flotte waren geleitet von demselben Geiste, der einst die kühnen Venetianer erfüllte. Aller Welt ist klar geworden, daß Italien jetzt die Worte Victor Emanuels in die Tat umzusetzen gewillt ist: „1^' It»li» <lev? K«»ere non «nlo i ispett»ta m» »ncl,e temuta."

Scheffer:
Maroktana.
In Deutschland gilt Marokko als uninteressant, nachdem die Presse
einmütig erklärt hat, daß Marokko nur noch unter der Rubrik „deutsch-englische
Beziehungen" ein würdiges Objekt politischer Betrachtungen sei. Das gegen-
wärtige, unter Creuzotsche Kanonen gestellte Marokko ist in der Tat ohne Be-
deutung für uns; wie weit die Strapazen seiner Eroberung Frankreichs Energie
in Europa herabsetzen werden, läßt sich noch nicht bemessen. Aber die letzten
zehn Jahre, die bis zu dem radikalen Abschluß im vorigen November führen,
haben auch jetzt noch Leben.
So sind in Frankreich und England mehrere Bücher über Marokko erschienen,
von Mermeir: „^Krouique 6e I'»u 1911", von Albin: „1^ Ooup ä'^ßaäir",
und von Tardieu, etwas romantisch: „I^s 21?»ttzrs ä'^ßaäir", eine Art von Fort-
setzung seiner „^ontsrence 6'^Ißeeir»»", und von dem Engländer E. D. Morel:
Marocco in älplomae)'". Wenn es das bessere Teil des Journalismus ist,
den richtigen Auftakt zur historischen Bewertung gegenwärtiger Ereignisse zu
geben, so muß man den Franzosen den Preis zuerkennen, trotz aller ihrer Absicht-
lichkeit, — und Morel zugestehen, daß er eben wegen der unverblümten Ab-
sichtlichkeit seines historischen Versuches ein sehr fesselndes Buch geschrieben hat,
das übrigens anti-Grey ist und deutschfreundlich. Alle diese Veröffentlichungen
zeigen viel Interesse für das Detail, das für seine Anordnung aus dem Abschluß
der ganzen Kampagne sehr profitiert, und es ist unverständlich, daß man es
in Deutschland für eine Taktfrage hält, sich über Marokko keine Gedanken mehr
zu machen, das doch die erste Probe auf die Mittel und Schwierigkeiten rein
kommerzieller Weltpolitik durch eine ausgesprochene Militärmacht ist. —
Man hat das Recht, den Anfang der ganzen Affäre in die französisch-
spanischen und französisch-englischen Geheimverträge zu legen und die Unter-
lassung einer offiziellen Mitteilung über sie an Deutschland. Das war eher
ein Verstoß gegen die diplomatische Form, nicht notwendig ein sachlicher
Eingriff oder Angriff. Denn um die gleiche Zeit, 1904, soll der scheidende deutsch«
Gesandte nach Berlin berichtet haben, es reiche aus, ein Generalkonsulat an
Stelle der offiziellen und politischen Vertretung zu setzen; damals, so erzählt
Tardieu, wünschte Radolin bei einer Frage nach diesen Verträgen „nicht indiskret
zu sein".
Man kann es Frankreich nicht übel nehmen, daß es ein direktes Eingreifen
Deutschlands lieber abwartete. Seine kolonisatorischen Methoden neigten zur

unauffälligen psnstrlltiou p^eiticiue. Jede Form von InterNationalität be-
deutete eine erweiterte Publizität, und wenn sie nicht zu umgehen war, dann lag
der Wunsch nach Beschränkung sehr nahe. So wurde eine Anzahl Spezial-
Verträge abgeschlossen, die Schweigeverträge waren, und zwar geschah das mit
den Nationen, von denen es feststand, daß sie sonst reden würden, und so wurden
Ägypten, Tripolis und sogar ein Teil Marokkos zu Objekten einer Parallel-
Aktion zu dem französischen Vordringen gemacht. Für Deutschland lag die Kom-
pensationsfrage weniger klar, jedenfalls war schon in vorangegangenen Jahren
von Frankreich der Versuch gemacht worden, Deutschland in die internationale
Vorbereitung der Marokko-Affäre hineinzuziehen, mit gänzlich vagem Resultat.
Aber Deutschlands Position blieb auch vieldeutig, als es nun seinerseits die Initia-
tive ergriff, — wohl mit jener Frage Radolins, die nicht indiskret sein wollte.
Selten war aber auch der Stoff einer politischen Aktion nachgiebiger, jeder
Form zugänglicher, und gerade darum sind die Ideen und Anschauungen außer-
ordentlich klar ersichtlich, trotz aller verzwickten einzelnen Hergänge, aus denen
gehandelt und aus der Menge der Möglichkeiten gewählt wurde.
Deutschland konnte z. B. die Ignorierung überhaupt ignorieren. Es konnte
aber auch zu einer reinen formalen Aktion greifen, auf die Notwendigkeit auf-
merksam machen, ihm als immerhin wirtschaftlich interessierten Teil Kenntnis von
einschneidenden politischen Veränderungen zu geben, aber es konnte sich auch poli-
tisch als positiv beteiligt und ein unabhängiges Marokko für notwendig erklären.
Die ertremste Forderung wäre eine Teilung Marokkos gewesen. Alle diese Akti-
onen mußten auf das Recht zurückgehen, sich an den wirtschaftlichen Fortschritten
des Landes zu beteiligen, und sie ließen sich unter Umstanden eben auf diese ökono-
mischen Grundforderungen beschränken.
Alle diese Möglichkeiten konnten auf verschiedene Weise ausgespiekt werden.
Entweder sie bildeten das sachlich letzte Ziel des ganzen Eingriffs, oder, da sie
bestanden, so konnte man ihre NichtVerwirklichung verhandeln, sie anderen Zwecken
dienstbar machen.
Wie man sie zur Geltung brachte, auch da stand man am Kreuzwege. Man
konnte sich den Gegner verbinden, oder ihn sich weiter verfeinden, — man konnte
aus der Sache so gut ein Geschäft machen wie einen Prozeß.
Jede dieser Möglichkeiten ist ausgespielt worden oder hat gewirkt, weil sie
ausgespielt werden konnte. Die Summe der Mittel zu Druck und Stoß war
ungeheuer reich; darin lag eine große Verlockung. Und man schien die Mittel
auch wieder durch den Zweck fördern zu können, z. B. Europa imponieren und
in Marokko verdienen. Aber diese Vielfältigkeit nahm leicht dem Urteil die
Schärfe. Es konnte zu beruhigend sein, daß man auch im schlechtesten Falle
noch hoffen durfte, aus aufgeblasenen Nichtigkeiten der diplomatischen Situation
einen greifbaren Vorteil ziehen zu können.

Nichts war hier notwendig, sehr vieles wünschenswert. So war nichts notwendiger, als sich ein bestimmtes festes Ziel selbst zu geben. Man kann nicht sagen, daß Bülow, dem nichts wirklich war außer der diplomatischen Finte, diesen Entschluß zum Eigentlichen, Positiven faßte. Man kann nicht sagen, daß überhaupt von Konsequenz geredet werden kann, aber daß es wenigstens einige Male zu Konsequenzen kam, war hauptsächlich Holsteins Werk.

Als man sich einmischte, scheint man in Berlin noch ganz unter dem Eindruck dieser hoffnungsvollen Unbestimmtheit gestanden zu haben, die für das Umland ebenso viele Befürchtungen bedeutete. Man nutzte diese Nervosität sehr aus, ließ Vermutungen zu, die die Reibungsfläche außerordentlich ausdehnten. Den Franzosen wurde nur klar, daß Deutschland „yuelyue edo»e" wünschte. Es wäre sehr unrecht, nicht zuzugeben, daß sie auch bereit waren zu zahlen, und, nachdem sich Deutschland wirklich gemeldet hatte, ihm die gleiche Behandlung widerfahren zu lassen wie England und Spanien. Andererseits hätten sie es auf einen Krieg ankommen lassen, wenn Deutschland wirklich versucht hätte, auch in Marokko der große Nachbar zu werden. Deutschland dagegen war gerade in den Ertremen gemäßigt, ohne das durchscheinen zu lassen, es wollte sich Marokko keinen Krieg kosten lassen, aber hielt die Aufregungen für ersprießlich, die einen Krieg ankündigen. Es hat auch niemals daran gedacht, etwas zu okkupieren. Daß man das weder in Frankreich erfuhr noch in Deutschland, das während der ganzen Zeit zum Gegenstand einer schwerfälligen und arroganten Demagogie durch die Regierung gemacht wurde, die sich bitter rächte und noch rächt, — diese Unklarheit war ein momentaner Vorteil, aber auf die Dauer verfälschte sie die Situation zu eigenem Schaden. Ganz abgesehen von den Indiskretionen, die aus dem Liebenberger Kreis kamen und sehr bald die verantwortlichen Leute in Paris beruhigten.

Das Charakteristische um diese Zeit, 1905, ist, daß man damals gerade so weit war wie 1911; es war alles bereit zu einem tüchtigen Handel. Holstein erwog damals durchaus die Möglichkeit, die ganze, mit Hilfe der Person des Kaisers und so demonstrativ behandelte Sache auf den Kongo zu dirigieren, statt auf Algeeiras. Der damalige deutsche Geschäftsträger in Tanger ließ solche Erwägungen gegenüber dem französischen Vertreter durchblicken, was Tardleu und andere ausdrücklich erwähnen. Und man kann heute nicht mehr bezweifeln, daß Frankreich, dem Marokko damals vielmehr eine finanziell-ökonomische als eine nationale Angelegenheit war — mehr zu geben bereit war als später unter den Scheinwerfern ganz Europas. Aber Deutschland ging auf keinen Handel ein, der schiedliche Interessen gefördert hätte, man wünschte seine Kraft an dem strittigen Objekt selbst zu demonstrieren, hielt sich an diesen imaginären Wertmesser vor allem, und erzwang die Konferenz. Es war das umständlichste und verbindlichste und, wie sich herausstellte, wirkungsloseste Verfahren. Man rief Europa zusammen, um sicher zu sein, daß man im Rate der Völker vernommen werde.

Delcasss mußte gehen, und zwar unmittelbar auf Veranlassung der starken finan-
ziellen Gruppe, die der eigentliche Unternehmer in Marokko war, nnd die immer
noch auf einen großen Handel hoffte.
Über Algeeiras ein so umfängliches Buch wie Tardieus zu lesen, ist eine
schwierige Aufgabe. Von einem großen Handel keine Rede, aber dafür von un-
zähligen kleinen. Es war fast nur ein Streit um Demonstrationsobjekte für die
Stellung, die man in Europa habe. Die Konsolidierung der wichtigsten ökono-
mischen Fragen blieb späteren Beschlüssen vorbehalten, so das Bergrecht. Aber
Deutschland triumphierte in der Einsetzung eines schweizerischen Obersten namens
Müller für die marokkanische Küstenpolizei. Hier schon kritisierte sich die forma-
listische und überladene Behandlung der ganzen Frage; und im Buch Tardieus,
das nur der „Konferenz" gewidmet ist, wird die Unregelmäßigkeit des Auftretens
Deutschlands, das Ultimata stellt, diese widerruft, Anerbietungen macht, die
zurückgezogen werden, Kleinigkeiten zum Mittelpunkt treibt, das Wichtige ver-
schleiert, etwas zu behaglich und mit falschen Betonungen breitgeschrieben, aber
im ganzen bestand diese oszillierende Art und fand in der Tatsache ihren Grund,
daß wir nicht so interessiert waren, wie wir taten, unser Interesse gar nicht
wirklich bemessen hatten. Man kann da deutlich sehen, wohin eine Politik gerät,
deren Leitstern unverankerte Begriffe sind, wie: „Demütigung", „Prestige", „un-
sere Vormachtstellung auf dem Kontinent" usw., eine Rabenschar, die sich auf jeden
kahlen Baum setzen kann um zu krächzen. So spielten wir nur eine negative
Rolle, nämlich, einer unmöglichen politischen Verfassung, wie sie in Marokko
war, das zweifelhafte Leben ein paar Jahre noch zu fristen, sonst nichts, und in
dieser gedankenlosen Negativität lag unser Mißerfolg von vornherein beschlossen,
gegenüber dem positiven Ziel, das die Schritte Frankreichs leitete und ihm von
selbst einen immer festeren Tritt gab.
Was wollten wir in der Tat in Marokko? Tardieu erzählt von Bülows
Bemerkung: „0'e»t uue oee»«ioii". Hielt man es für ein geeignetes Demon-
strationsobjekt, um die Eristenz Deutschlands in Europa fühlen zu lassen? Es
ist für die Zukunft interessant zu überlegen, daß Marokko, unerreichbar von den
Bewegungen einer noch so hohen Politik, seine eigene historische Bestimmung
hatte. Hätte man ein unentschlossenes, kleinmütiges Frankreich gegenüber gehabt,
ohne Hilfe von sich oder von anderen, Marokko wäre ihm den Weg entgegen-
gegangen, den Frankreich zurückzulegen nicht den Mut gehabt hätte. Kein Sultan
hätte es daran hindern können. Die geographische Basis war zu eindeutig und
die ökonomische Seite, so beweglich heutzutage das Geld ist, dadurch entschieden.
Unsere Politik konnte nichts anderes sein als künstlich, wenn wir Gleichberech-
tigung mit Frankreich erstrebten, sie konnte nur zerstörerisch sein, wenn wir es zu
verhindern suchten in Marokko der Herr zu werden. Anstattdessen glaubte man
mit formalen Genugtuungen, und das war Algeeiras, gleichzeitig praktische reale
Vorteile sich bereiten zu können, so schuf man in dem souveränen Suktan ein

politisches Phantom, und nahm an, die Wirklichkeit werde dieser allerdings einwandfreien staatsrechtlichen Konstruktion eines von allen Mächten, sogar Schweden, anerkannten Herrschers von selbst nachkommen!

Immerhin, diese erste Phase, in der die Politik allen Gründen voranging, um deren willen sie da ist, scheint weniger lehrreich als die zweite. Nach Algeeiras nahmen die Franzosen Marokkos Unabhängigkeit einfach hin, und das sah nach einem Überwiegen des deutschen Standpunktes aus; die Ära der ungestörten ökonomischen Ausbreitung aller Völker Europas schien nun gekommen. Aber der unerwartete Erfolg trat ein, daß die ökonomischen Verhältnisse sich kaum besserten und ungemein unklar wurden. Es bestanden Gesellschaften, aber trotz aller Stipulierungen der jeweiligen Anteile der Nationen, wirkten sie nicht. Die Künstlichkeit, die erzwungene Unreife der politischen Situation machte sich geltend. Und die französischen Finanziers besaßen genug Urteil, um eine Taktik der besseren Zukunft zu treiben. Sie ließen sich in nichts ein, was gezwungen hätte, einmal vereinigte Interessen weiter zu verfolgen, bis Deutschland den politischen Ballast über Bord warf. Nichts ist interessanter, was diesem Verzicht folgt, der noch nicht genug die politische Neugründung Marokkos garantierte, die sich doch als eine absolute Notwendigkeit seiner wirtschaftlichen Erschließung herausgestellt hatte. Deutschland hoffte nun von diesem gemilderten „statu» «zun" um so größere ökonomische Fortschritte, es gibt auch höchst befriedigende Konferenzen und eine Art Vertrag zwischen den Unterhändlern, aber auf eine wirklich entgegenkommende Note Deutschlands, die sich auf ihn beruft, schweigt dann plötzlich Frankreich während vier Monaten. Die versöhnende Manier, die nun eingeschlagen wurde, blieb ohne Wirkung, weil sie nicht t«,du!a r»,»», machte. Deutschland hätte 1911, als Frankreich einem unhaltbaren Zustande endgültig ein Ende machen wollte, vielleicht geschwiegen, wenn es ökonomisch entschädigt worden wäre, das ist Albins Ansicht, aber das war nicht der Fall, und so revidierte Deutschland die ganze Lage durch den <üoup ä'H^»ajr und erzwang diesmal die Anerkennung seiner Rechte, um sie zu verkaufen. In diesem Moment waren wir wieder ganz militärisch, nachdem wir nach 1908 von einem kaufmännischen Eifer gewesen waren, der sich fast kompromittierte. Wir schlugen, damals, eine Teilung der staatlichen Unternehmungen in Marokko vor, die die Mitunterzeichner von Algeeiras kaltstellte und gegen den Sinn des Vertrages war.

Man könnte nicht deutlicher sehen, welch komplizierte Sache ökonomische Interessen sind, wenn sie zur Angelegenheit zwischen Nationen werden. Obgleich sie das natürliche Band zwischen den Angehörigen verschiedener Völker zu sein scheinen, werden sie fatal, wenn sie das gemeinsame Objekt ihrer politischen Vertretung bilden. Man suchte in Deutschland politisch und doch rein ökonomisch zu denken, und diese „Realpolitik" war vielleicht die Wurzel aller Übel, sie nahm der politischen Aktion, die Bülow hatte, den natürlichen Schwerpunkt und wünschte die nationalen Gefühle zu kapitalisieren, die man früher benutzte, um loszu-

schlagen. Wir kamen im schimmernden Mantel, aber mit Ökonomie gefüttert,
und drehten ihn kurzerhand um, als wir für den Glanz fürchteten. Wir isolierten
das ökonomische Interesse, nachdem wir es vorher politisch gedeutet hatten, und
erklärten uns damit unfähig der geschlossenen Wirkung einer Politik mit den
ganzen Kräften der Nation. Es ist lohnend in der Tat, den Gang der Ereignisse
auch hier zu verfolgen: wie sich Marokko, diplomatisch genommen, zu dieser all-
gemein politischen nationalen Bedeutung in den beiden Ländern verhielt.
Der Anfang der französischen Initiative in Marokko lag sicherlich in Motiven
keiner breiteren Basis als der Burenkrieg von selten Englands; da war eine
Gründergruppe, ein modernes und sehr verstümmeltes Pendant zur ostindischen
Kompanie, — die aber keine selbständige Politik treibt außer in Paris. Auf der
anderen Seite die französische Regierung, die durch die persönlichen Interessen
der reichen Leute, die in den <üouüts» und 8o«6t6» saßen, zugleich Frankreichs
Wohl zu fördern überzeugt waren. Delcass6 war ein harter, nach Pflichtermessen
handelnder Administrator, und wenn er, als Deutschland die ganze Affäre unter
dem Zeichen hoher Politik auffaßte, sich entfernen mußte, so war das mehr das
Werk eines, von Prestigefragen weniger als von Finanzfragen berührten eomits,
für das „Arrangements" der Weisheit höchster Schluß waren. Damals hatte
es ganz recht. Es war gut, daß am Anfang der Krise Finanzleute in der Sache
überall am Werke waren, und Rouvier war Ministerpräsident. Die Bankiers
wollten zu Anfang die Verständigung, auf die die Beamten bei uns zuletzt kamen.
Es ist falsch zu sagen, daß 1905 Marokko in Frankreich eine nationale An-
gelegenheit gewesen sei, ein Ziel also, für das jeder sich verpflichtet gefühlt
hätte seine Kräfte von persönlichen Zwecken abzuziehen und einem Unternehmen
zur Verfügung zu stellen, das nur aus der Gesamtheit des Volkes vollbracht werden
kann. Man hielt es im ganzen überhaupt für inopportun dem Geschäfte diese
Wendung zu geben, und Delcassss rein „patriotische" Auffassung der Sache galt
mit Recht für verfrüht. Es sind, nach dem Buche Tardieus zu urteilen, keine
Anzeichen da, daß die interessierten Geldgruppen sich prinzipiell jemals über diesen,
nach unmittelbaren Profiten urteilenden Standpunkt hinaus begeben hätten, aber
die Idee des großen Reiches in Marokko sickerte allmählich ein, und bis 1908
wuchs die Anziehungskraft, die der mögliche Machterwerb besaß, im Volke. Die
geschäftlich unbeteiligte große Mehrheit des Landes erfüllte sich mit der reinen
politischen Gesinnung Delcassss, und so wurde 1911 der Zug nach Fe; möglich,
der 1905 unpopulär gewesen wäre. Aber auch nach ihm ein Kampf der rein
„busineßmäßigen Betrachtung" der Lage mit dem Willen zur nationalen Macht,
dem der Inbegriff des Sieges die staatliche Unterwerfung sein mußte. Dieser
Gegensatz lag zwischen Caillaur und de Selves — ein Kampf zwischen recht un-
gleichen Gehirnen, trotzdem endigte er mit dem Siege de Selves, und seiner
raison 6'6wt über die Klugheit Caillaurs, der möglichst hinter den Kulissen
ein kulantes Geschäft machen wollte, wie uns Albin anschaulich erzählt. Aber

dieser Moment gehörte durchaus DelcasM Ideen und seiner breiteren Behandlung der Sache, und das trug de Selves bei dem rigorosen Durchhalten seines ertremcn Standpunktes.

In der Tat, die innere Linie der Ereignisse in Frankreich bewegt sich aufwärts. Die Prestigefrage, in einem entscheidenden Sinne, wurde zuletzt und nicht als Abstraktum in die Debatte geworfen. Man machte diese nationale Politik nicht zum Geschäft, weil man das Geschäft nicht mehr zur Politik werden ließ, als es nötig war. Algeeiras und alles, was damit zusammenhängt, ist freilich Politik, aber mehr symbolisch, und der eigentliche Prozeß der Politisierung war, daß sich Marokko in Frankreich zu einer volkstümlichen Angelegenheit auswuchs. Das phantasievolle Ziel: Macht zu erwerben, trug den Sieg über unsere Politik davon, die mit Grund nicht mehr auf sich nehmen konnte und wollte als Handclsinteressen, so sehr sie auch mit charmanteren Aspirationen angestrichen waren. Hierin scheint für uns in der Tat die Schwere dieser ganzen Zeit zu liegen, und eine vorschnellere Retrospektive könnte hier Zeichen tragischer Verknüpfung entdecken. Es besteht ja in Deutschland ein großer Patriotismus der Handelsinteressen, und man hat sich gewöhnen wollen, Absatzgebiete als gleichwertiges Surrogat der Machterweiterung im totalen Sinne der „Mehrung des Reiches" zu betrachten. Aber doch, daß wir bei dem „Absatzgebiet" Marokko so harte Erinnerungen haben, liegt daran, daß wir unsere Kräfte nur zum Teil und in unbequemer Koordination spielen lassen konnten und wollten, daß es um einen Preis ging, der schwierig zu bestimmen ist — der mehr wert war, als die zahlenmäßig gewürdigte Arbeit einiger Hamburger Kaufleute, und weniger, als daß man mit gutem Gewissen darum hätte Blut vergießen dürfen. Es wurde an den Stolz und das Rechtsgefühl des Volkes appelliert, nicht ohne Grund, aber doch wiederum um einer Sache willen, die niemals die ökonomischen Opfer hätte rechtfertigen können, die jeder mit Vergnügen seinem Stolze als Deutscher gebracht hätte. Der war ununterbrochen im Spiele, aber er erfuhr, nicht wie er ausgespielt wurde, aber dem Resultate nach, die seine Herbeiwälzung — nicht hatte, gewisse Nücmeierungen. Und diese Nüaneierungen haben bis jetzt nur negative Bedeutung, weil viele Leute noch nicht sehen, daß sie unserem wahren Interesse entsprechen, das sich in Marokko gegen fast alle menschlichen Absichten durchsetzte.

Die Situation war kompliziert und neu, von einigen Theorien, meist aus der falschen Ecke, nur spärlich erhellt, wir wollten keinen Krieg, aber kein Zweifel, daß unsere politischen Methoden noch von der Erinnerung an Zeiten kebten, z» denen er selbstverständlich hinter ihnen gestanden hatte. Daß es ohne ihn versucht wurde, ist ein Aktivposten der Regierung, aber sie verdarb den Tert durch die Melodie. Dieser Tert war jedenfalls neu, und zwang seine wirklich originalen Bedeutungen denselben Leuten erst auf, die nur geglaubt hatten, in ihm gewobnte Worte ein wenig umgestellt zu haben.

Die nationalen Gefühle bewegten sich schon seit Algeeiras in absteigender

Linie, in einer paradoren Verfassung langsam fortschreitender Verblüffung. Man wollte im Grunde nicht gern für Marokko einen Krieg anfangen, aber nach den angeschlagenen Tönen war man doch immerhin zu allem bereit. Es ist peinlich sich die Phasen vorzustellen, in denen es jedermann klar wurde, daß auf diese Bereitwilligkeit verzichtet werde. Bis, nach Agadir, die ganzen vorangegangenen Jahre der Aufregung mit allen kriegerischen Erregungen iu uuee wiederholt wurden, zur wirkungsvollen Vorbereitung des absoluten Kollapses, nach dem 4. November, an dem der allgemeine Zorn des deutschen Mannes im Grunde weniger der angeblichen „Blamage" der Regierung galt, als dem Gefühle, selbst der Blamierte zu sein, an den man so häufig appelliert, den man aber nie in Anspruch genommen hatte, sodaß jeder einsah, daß er zu Unrecht strapaziert worden sei, und daß seinen Gefühlen kein anderer Abstieg mehr möglich war als ins Lächerliche.
In der Tat, wenn die Frage, um die es sich handelte, mit einem übertriebenen Aufwand von psychologischen und nationalen Momenten behandelt worden war, so konnte es nicht ausbleiben, daß ihre Lösung unter denselben unsachlichen Gesichtspunkten betrachtet und natürlich falsch beurteilt wurde. Es war gut und sogar tapfer, daß wir nicht Krieg anfingen, und, gegen eine europäische Koalition, wie sie nur Napoleon erlebt hat, haben wir 1911 immerhin auf der einzig möglichen Linie eine Kompensation durchgesetzt. Die Verschärfung der Triple-Entente in den letzten Jahren war wohl unumgänglich und ihr hätte, wenn es überhaupt möglich war, schon lange vor Marokko entgegengetreten werden müssen. Vielleicht gut, daß gerade Marokko, das nie eine Lebensfrage für uns war, die erste Probe über das Thema unserer rein wirtschaftlichen Erpansion gegenüber dem mangelhaften Wohlwollen von Europa darstellte. Denn dies ist eben die „marokkanische Frage", wie weit sich Handelsinteressen, ohne jede Perspektive auf Gewalt, wie sie in Eroberung und Kolonisation beschlossen ist, überhaupt politisch behandeln lassen.
Es ist ja im ganzen unser Fall, daß wir geographisch sehr schlecht bestellt sind, und wir können weder China noch Persien, noch Südamerika nehmen. Kein einzelnes Absatzgebiet ist einen Krieg wert; was gebraucht wird, ist Ruhe und Sicherheit an sich, aber demgegenüber bleibt es wahr, daß die Welt der politischen Organisierung mindestens so bedarf als der kommerziellen, und daß die natürlichen Möglichkeiten anderer Nationen, die uns vielleicht in vielen Beziehungen unterlegen sind, viel größer sind als unsere eigenen, und daß diese Nationen darum, national genommen> Erfolge haben, die wir durchaus verdienten, die sie aber der leichteren politischen Anknüpfung da verdanken, wo für uns nur die kommerzielle Invasion möglich ist. Dieser politischen Komplikation unserer, fast gezwungenermaßen friedlich kommerziellen Interessen glaubte man lange in Berlin eine Politik des statu» yuo entgegenstellen zu können. Dies Prinzip ist auch jetzt noch wirkungsvoll in der öffentlichen Meinung, die jedenfalls eifersüchtig über jede politische Bewegung der Welt wacht. Aber die Politisierung der Rolle Frankreichs in

Marokko war unumgänglich, sie stieg über alle grünen Tische und war durch keine Prozente zu berechnen. Nun liegt es ja in der Tat nahe, uns als die natürlichen Freunde des »tatu« quo, als des besten Mittels ökonomischer Gleichberechtigung zu präsentieren. Aber Marokko beweist, daß der ökonomische Fortschritt zugleich mit der politischen Reaktion gehemmt wird. Unser Interesse scheint also das zu sein, die Teilung der Welt möglichst zu beschleunigen, so daß das Feld ökonomischen Einflusses groß genug bleibt, um Eifersucht und Übcrkonkurrenz im politischen Lichte, das immer schädlich ist, möglichst zu zerstreuen, mit einem Worte, unser Interesse ist eine Politik möglichst schneller politischer Erschließungen aller der wirklichen und — imaginären Märkte der Welt, die durch politische Eifersucht jetzt gesperrt und sogar verdorben werden.

In Deutschland gibt es viele Leute, die noch im Innersten hoffen, wir bekommen einmal ein Viertel China oder Brasilien. Wenn man für solche imaginären Hoffnungen baufällige und dadurch lebensgefährliche Provisorien aufrecht erhält, so entstehen allzu leicht jene eigentümlichen Erhitzungen, in denen die unterbundenen Arbeitskräfte der Nation sich in Faustschlägen Luft machen.

Wir können in der Bereinigung politischer Ansprüche, die sich wohl hintanhalten^ aber nicht verneinen lassen, gar nicht freundlich genug sein, denn insgesamt haben wir nur ökonomische Interessen, Politik für Kaufleute, für die Sicherheit des Landes und ihre eigentliche politische Unbeteiligkeit doch das erste Interesse ist, wenn es auch vorübergehend für sie nützlich sein mag, aus der Toga eines Gesandten Hervorzulugen. , . ,, ,

Jedenfalls gibt diese Art politischer Initiative, in die wir ja immer mehr einzulenken scheinen, mehr Prestige als jene schwerfällig drohende, welche anderen Verantwortungen untersagt, welche wir selbst nicht bereit sind zu übernehmen. Das alles unter der Voraussetzung, daß man unsere nationale Stoßkraft für wesentlich kommerziell hält, und in ihr die große Tendenz unseres Auftretens in der Welt findet.

Dieses Programm klingt uicht sehr stolz? Aber es involviert nur, was die letzten 10 Jahre vollständig gezeigt haben, daß unsere Politik keinen Grund hat, ertreme Mittel für wünschenswert zu halten, und die großen Effekte von der Addition individueller Leistungen erwarten muß> denen man nicht die Lasten falsch pointierten nationalen Ehrgeizes zumuten darf.

Das ist eine Grundlinie, sicher die wichtigste. Aber damit ist nicht gesagt, daß das Kongo-Abkommen ein zufälliges Anhängsel ist. Unsere Kolonien, ohne daß sie für unser nationales Wohl je entscheidend werden können, besitzen natürlich Erweiterungsmöglichkeiten, und hier sollte ein kolonisatorisches und politisches Fortschreiten das Nebenprodukt unserer kommerziellen Politik werden, deren ausgleichender, fast übermenschlich unparteiischer Sinn eines Gegengewichtes bedarf.

Der Mechanismus, der dafür spielen müßte, ist eine Frage an sich. Es wird

jedenfalls überall in der Welt empfunden, wenn es auch an manchen Stelle»
zum guten Ton gehört, es nicht einzugestehen, daß unsere Energie sich nur zum
allgemeinen Unheil beschränken ließe, und über unsere kommerzielle Kraft hinaus
besteht noch ohne Zweifel ein Überschuß, mit dem Marokko gelehrt hat zu rechnen,
— uns und andere.

Dr. Chr. D. Pflaum:

Die neue Lebenskraft des Dreibundes.

Im Augenblick einer bedeutsamen, in ihrer ganzen Tragweite noch kaum
zu übersehenden Wendung der politischen Verhältnisse in Nordafrika und im europäischen Orient über den alten, sich demnächst verjüngenden Dreibund zu schreiben,
ist nicht unbedenklich. Italien nennt dank dem heutigen Frieden mit der Türkei
ganz Libyen sein eigen, aber zur Eroberung Libyens und zur Sicherung des neuen
Besitztums nach außen bleibt Italien noch viel zu tun. Welche Aufgaben sodann
der balkanische Krieg Italien und noch mehr Österreich-Ungarn stellen wird, und
wie bei der Lösung dieser Aufgaben beide Mächte ihr Einvernehmen zu erhalten
oder wiederherzustellen vermögen, läßt sich ohne Prophetengabe auch noch nicht
sagen. Und doch handelt es sich, was das bestehende Gleichgewicht der politischen
Besitz- und Machttitel im nahen Orient betrifft, um die bisherige Hauptvoraüssetzung des Bundesverhältnisses zwischen Italien und Österreich-Ungarn, das auch
künftig ohne eine freundliche Verständigung über die wechselseitigen Orient-Interessen nicht zu denken ist.

Es ist zum Glück ein sicherer Anhalt für das Vertrauen auf eine solche
Verständigung gegeben. Österreich-Ungarn und Italien sind sich seit Jahren
einig und haben schriftlich festgelegt, daß keines von beiden die Küste Albaniens ganz oder teilweise in seinen Besitz nehmen dürfe, und daß Albanien,
wenn es nicht mehr türkisch sein könne, einen selbständigen Staat in
bereits genau umschriebenen Grenzen bilden solle. Man darf annehmen, daß
die Albanesen, die so oft und erst vor kurzem wieder eine so starke Probe ihres
Nationalitätsbewußtseins gegenüber den Ottomanen gegeben haben, entschlossen
und stark genug sein werden, um ihr Territorium und ihre politische Zukunft
auch gegenüber den Montenegrinern oder anderen bereits staatlich organisierten
Balkanvölkern zu salvieren. Damit wäre, wie immer der Balkankrieg im übrigen
ausgeht, für Italien und Österreich-Ungarn Albanien außer Frage. Wenn auch

Österreich-Ungarn dank seinem Protektorat über den christlichen Teil der Albanese» und dank seiner langjährigen stetigen Arbeit „kultureller Durchdringung" Albaniens hier einen öffentlichen Einfluß besitzt, dem gegenüber konkurrierende Bemühungen Italiens nur schwer aufkommen, so ist und bleibt doch unter politischem Gesichtspunkte allein maßgebend, daß die östliche Küste des Adriatischen Meeres militärisch von keinem von beiden Reichen genutzt werde und damit der Zugang ins Mittelmeer aus der Adria und der Rückweg keinem von beiden verschränkt werden könne. Das schließt nicht aus, daß Verhältnisse im Mittelmeer, auf die wir später zu sprechen kommen, Österreich-Ungarn und Italien ein Übereinkommen geraten erscheinen lassen, kraft dessen sie gemeinsam in beider Interesse unter Umständen den Zugang zur Adria gegen dritte Mächte militärisch sperren.

Einen Berührungspunkt haben Italien und Österreich-Ungarn aber' auch bereits in bezug auf Mazedonien. Er verdient um so sorgfältigere Beachtung, als hier die Divergenz der Strebungen besonders augenfällig ist. Es ist bekannt, daß der Bündnisvertrag Italien und Österreich-Ungarn auf die Erhaltung des »tatu» uuo in Mazedonien und für den Fall der Unmöglichkeit der weiteren Erhaltung des statu» czuo auf Vereinbarung neuer Richtlinien des bezüglichen Verhaltens verpflichtet. Wir haben im Verlaufe des italienisch-türkischen Krieges gesehen, mit welcher Sorgfalt Italien alles vermieden hat, was Umwäkzungen Mazedoniens herbeiführen oder begünstigen konnte, und wir haben erst kürzlich in der, von der unbedingten Zustimmung Italiens begleiteten diplomatischen Initiative Österreich-Ungarns zugunsten einer Verwaltnngsreform der europäischen Türkei die Probe erhalten, daß auch Österreich-Ungarn nach bestem Vermögen die bisherige Territorialordnung zu stützen bedacht gewesen ist. Wenngleich nun das geäußerte Programm der vier Balkanstaaten, welche die Türkei jetzt bekriegen, nicht die Aufteilung Mazedoniens unter sie enthält, sondern nur die Durchsetzung von Reformen unter Fortbestand der türkischen Herrschaft über Mazedonien, so ist doch allgemeines Geheimnis, daß die vier Balkanstaaten die Aufteilung Mazedoniens unter sich bereits grundsätzlich und mit einigen Vorbehalten auch konkret vereinbart haben. Wird nun die Türkei ihrer Angreifer Herr, dann sind deren Absichten ohne weiteren Belang. Unterliegt aber die Türkei und vermögen die Balkanstaaten das türkische Gebiet einzunehmen und besetzt zu halten, dann besteht kein Zweifel, daß sie nicht gewillt sein werden, es wieder zu räumen, selbst wenn das mehr oder minder volltönige europäische Konzert es heischt. Denn dieses Konzert kann wohl tönen, kreischen, donnern, aber niemand dnrch Gewalt zwingen. Einen Zwang vermöchten allein einzelne Großmächte auszuüben, und für diese bestände natürlich nur dann zureichende Veranlassung, die Unkosten auf sich zu nehmen, wenn ihre Sondcrinteressen dabei einen entsprechenden Vorteil erführen. Da Deutschland und England selbst beim besten Willen nicht als Erekutoren gegen die Balkanstaaten fungieren könnten, da Frankreich seine Kriegsschiffe und Soldaten diesem Zwecke zu widmen schwer-

lich geneigt sein kann, so kämen überhaupt nur Rußland, Italien und Österreich-Ungarn in Frage. Rußland sieht aber aus mannigfachen sentimentalen und nationalen Gründen die Verwirklichung der Wünsche der Balkanstaaten gar nicht ungern und fühlt sich ganz gewiß nicht berufen, ihnen gewalttätig entgegenzutreten. Was Italien betrifft, so streiten sich gewissermaßen zwei Seelen in seiner Brust. Die eine gebietet die Erhaltung der europäischen Türkei in Verfolg eines weisen konservativen Grundsatzes und aus bctätigungsbedürftlgem Wohlwollen für den geschlagenen, aber sehr schätzbaren und vielumworbenen bisherigen Gegner. Die andere möchte aus Liberalismus und Mitgefühl für nationale Strebungen sowie in Konsequenz früherer Bekenntnisse italienischer Regierungsvertreter den Balkanstaaten die Verwirklichung ihrer Wünsche freigeben, zumal ihr Bündnis bezeugt, daß sie sich untereinander zu einigen wissen und aus eigener Kraft zum Ziele zu gelangen vermögen. Während dabei für Italien auch ins Gewicht fällt, daß seine moralischen und kommerziellen Interessen, also die einzigen, die es auf dem Balkan hat, im großen ganzen bei den vier Balkanstaaten nicht schlechter fortkommen als bei der Türkei, ist es im Gegenteil für Österreich-Ungarn von vornherein feststehend, daß die vier Balkanstaaten oder wenigstens der eine und andere von ihnen ein Hemmnis seiner vitalen Erfordernisse sein werden, wo die Türkei es nicht gewesen ist bezw. sein würde. Es wäre somit allein Österreich-Ungarn, das den Balkanstaaten mit Entschiedenheit in den Weg zu treten Grund hätte, gesetzt, daß die Balkanstaaten nicht spontan den österreichisch-ungarischen Erfordernissen Genüge zu tun sich bereit finden. Worauf es Österreich-Ungarn hauptsächlich ankommt, das ist, daß der Sandschak Novi-Bazar kein Bestandteil eines serbisch-montenegrinischen Einheitsstaats oder Serbiens oder Montenegros werde, daß er also türkisch bleibe oder, wenn das nicht mehr angängig ist, in Österreich-Ungarn einverleibt werde; des weiteren, daß Wer den Sandschak hinaus ein möglichst kurzer Weg zum Ägäischen Meere, also am besten der nach Saloniki, frei bleibe. — Hieraus geht hervor, daß sich Österreich-Ungarn und Italien, wenn sie wollen, ohne Schwierigkeit und mit beiderseitigem Nutzen zusammenfinden können in der Aufrechterhaltung des territorialen «tatu» quo in Mazedonien. Wenn sie das aber nicht wollen, wenn Italien es vorzieht, die Balkanstaaten gewähren zu lassen, und wenn diese ihrerseits der Macht und den natürlichen Interessen Österreich-Ungarns die besagten Zugeständnisse machen, — wäre da ein Grund zur Zwietracht zwischen Italien und Österreich-Ungarn? Meines Erachtens, nein. Denn wie der jahrzehntelange Besitz des Sandschaks seitens Österreich-Ungarns Italien nicht im mindesten gestört hat, so würde es auch ein neuerlicher Besitz nicht tun; und wenn Österreich-Ungarn den Weg nach Saloniki findet, so kann Italien, das solchermaßen von seinem Partner in der Adria bedeutend entlastet würde, gut und gern der letzte sein, der sich dagegen auflehnt. Wie es auch kommen möge, es fehlt, wie wir gesehen haben, der Grund, um an eine künftige Übereinstimmung der Gesichtspunkte beziehentlich einen Aus-

gleich der Interessen Italiens und Österreich-Ungarns nicht zu glauben. Es bedarf nur der rechtzeitigen und aufrichtigen Fühlungnahme beider Regierungen, die auch den Schein von llberrumpelungsabsichten ausschließt, um den Fortbestand des wechselseitigen Vertrauens auch in Orientangelegenheiten unier allen Umständen zu erhalten.

Man könnte einwenden, daß Italien durch gesonderte Vereinbarungen mit Rußland betreffend den Balkan nichts weniger denn Zuversicht zu den Absichten Österreich-Ungarns bekundet habe. Der Einwand hat viel für sich. Die Vereinbarungen Italiens mit Rußland gehören indes zu der Kategorie der sogenannten Rückversicherungen, von denen Deutschland gleichfalls in Abkommen mit Rußland das erste Beispiel gegeben, ohne daß Deutschlands Verhältnis zu Österreich-Ungarn an Intimität und Ersprießlichkeit dabei dauernd eingebüßt hat. Des weiteren ist zu bedenken, daß die italienisch-russischen Vereinbarungen den statu» <zuo zur Voraussetzung haben und Eventualitäten der Änderung des staru» yuo nur insofern berücksichtigen, als Österreich-Ungarn den Anstoß zu ihnen geben würde. Im Hinblick auf den »tatu» quo haben wir also substantiell eine volle Übereinstimmung Italiens, Rußlands und Österreich-Ungarns. Im Hinblick auf eine Änderung des statu» yuo, wie sie der Krieg der Balkanstaaten gegen die Türkei mit sich bringen kann, hat sich Italien mit Rußland nicht die Hände gebunden und seine Verständigung mit Österreich-Ungarn nicht Präjudizien. Ja, ich möchte glauben, daß für diesen Fall Italien einen etwaigen Kontrast Österreich-Ungarns und Rußlands zu beheben geneigt und vorzüglich befähigt wäre, indem es, sagen wir, bei Österreich-Ungarn eine Kompensierung Rußlands befürwortet, wie sie namentlich in der Zustimmung zu der Durchfahrt russischer Kriegsschiffe durch die Dardanellen läge, in bezug auf die Italien für sein Teil im Gedenken an die wohlwollenden Bemühungen Rußlands um den Friedensschluß Italiens mit der Türkei Rußland gern zu Willen wäre.

Im allgemeinen läßt sich sagen, daß der Dreibund in seiner äußeren Geltung, in seinem inneren Zusammenhalt und in seiner Entwicklungsfähigkeit nicht nur nicht zu verlieren, sondern viel zu gewinnen hätte durch das Einvernehmen der drei Verbündeten mit Rußland in den konkreten politischen Angelegenheiten. Es würde hier zu weit führen, das näher auseinanderzusetzen; vielleicht übernimmt es schon eine nahe Zukunft, das durch Tatsachen zu veranschaulichen. Hier genüge die Bemerkung, daß der Dreibund, der wie jede einfache oder komponierte Wesenheit einer markanten, durch Abweichung oder Gegensatz zu anderen Wesenheiten belebten Eigenphysiognomie nicht entraten kann, sie durch die Fühlungnahme jedes seiner drei Glieder mit Rußland gegenüber der Triple-Entente nicht einbüßen würde, denn für ein mehr als zureichendes Quantum von Abweichung und Gegensatz sorgen schon Frankreich und England.

Gerade Frankreich und England sind es, an denen sich meines Erachtens die neue Lebenskraft des Dreibundes zu erproben haben wird. Wie bekannt, ist der

Dreibund eine defensive Veranstaltung und wird es bleiben. Nicht er ist es also, der es irgendwie auf eine Provokation anlegen oder sonstwie Händel suchen könnte. Er muß aber mit der Möglichkeit, provoziert zu werden, rechnen und seinen Plan haben, um im Interesse aller drei und jedes einzelnen der Nundesglieder erakt, stark und mit höchsterreichbarem Erfolge auf jede Provokation reagieren zu können.

Ich lasse dahingestellt, wo und wie eine englische oder französische oder englisch-französische Provokation eines Gliedes des Dreibundes einsetzen könnte. Es genügt vorauszusetzen, daß sie eines der drei angehen würde, um sogleich alle drei zu engagieren, wenn sich alle drei hierzu verpflichtet hätten. Indessen haben sowohl Österreich-Ungarn wie Italien nach den bisherigen Stipulationen keine Verbindlichkeit gegen England. Das erklärt sich daraus, daß bei der letzten Erneuerung der Bundesbeziehungen das Verhältnis Englands zu Frankreich noch nicht den Charakter angenommen hatte, den es heute hat, und daß damals die Überlegenheit der englischen Flotte und des englischen Machtworts noch so gewaltig war, daß Italien und Österreich-Ungarn weder einzeln noch gemeinsam nötigenfalls sich Englands hätten erwehren können. Für Italien kam hinzu, daß es mit England und mit Frankreich Verträge eingegangen war, welche die Verteilung der afrikanischen Mittelmeerküste betrafen, Verträge, die sich Italien ersparen mochte, aber Deutschland selbst ihm anriet, ahnungslos, daß hier jener peinliche innere Widerspruch der italienischen Politik begründet wurde, der auf der Konferenz von Algeciras so bedenkliche Früchte zeitigen sollte.

Heute liegen die Dinge so, daß die Verträge Italiens mit England und Frankreich betreffend die afrikanische Mittelmeerküste dank dem Kriege Italiens mit der Türkei und dem Frieden von Lausanne nunmehr — ich bediene mich hier eines Ausdrucks des italienischen Ministerpräsidenten Giolitti — vollständig liquidiert sind, und daß Italien England und Frankreich gegenüber die Hände völlig frei hat. (Auch Grenzfragen auf afrikanischem Gebiete sind nicht mehr zu regulieren, und eine Vereinbarung zu wechselseitiger Unterstützung gegen die mohamedanischen Eingeborenen, von der man gesprochen hat, scheint mir mehr Bedenkliches, als eindeutig Nützliches zu bieten.) Des weiteren sind die englischen Flottenstreitkräfte relativ bedeutend zurückgegangen und längst nicht mehr zureichend, um die englische Suprematie zugleich im nördlichen und im südlichen Meere zu gewährleisten. Die französische Seemacht hingegen ist zwar ansehnlich, aber aus verschiedenen Gründen nicht gefürchtet genug, und indem sie nächst England oder vielmehr heute wegen der englischen Unzulänglichkeit die Rolle der Beherrscherin des Mittelmeers in Anspruch nimmt, akzentuiert sie in Italien und in Österreich-Ungarn das Bewußtsein der eigenen Macht auch zur See und der Pflicht, die eigene Geltung zur See nicht bloß zu decken, sondern auszugestalten. Zudem: wenn überhaupt die Rolle des Beherrschers des Mittelmeers irgendwem zukommt, so ist wohl durch geographische Lage, Geschichte und ethnische Kraft

Italien hierfür indiziert. Gehen die Interessen Österreich-Ungarns und Italiens parallel im Hinblick auf Dritte, die eine Suprematie im Mittelmeer für sich begehren und vorbereiten; entspricht es des weiteren den Interessen beider, daß die Kräfte dieser Dritten möglichst viel und möglichst fest anderweit, d. h. durch Deutschland, gebunden werden, so liegt nichts näher als die bündnisgemäße Systematisierung auch der Seestreitkräfte Deutschlands, Österreich-Ungarns und Italiens gegen jedweden Feind. Erst so würde der Dreibund ein geschlossenes Ganzes von gewaltiger Kraft. Der Kräftige, dessen Kraft anschaulich ist, bildet nicht bloß ein Element, sondern das Fundament des Friedens. Will man ihm aber den Krieg aufnötigen, dann ist er der Sieger, und die positiven Flüchte des Sieges können nicht ausbleiben und sind reich.

Doch wird man mir entgegenhalten, daß der Parallelismus und die Identität maritimer Interessen Österreich-Ungarns und Italiens noch nicht zureichende Voraussetzungen sind für eine einheitliche Zusammenfassung der Seestreitkräfte beider. Allerdings: der jahrelange, in geschichtlichen Daten und wechselseitigen Beargwöhnungen wurzelnde Gegensatz und Wetteifer in beider Seerüstungen läßt sich nicht leugnen. Aber die eingangs besprochene negative und positive Übereinstimmung in bezug auf den Balkan; das beiderseitige Interesse an der Freiheit des Überganges von der Adria zum Mittelmeer und umgekehrt, sowie die durch Einvernehmen überaus leicht werdende gemeinsame Schließung der Adria gegen dritte; die neue große, indes noch schwierige Stellung Italiens im Mittelmeer; die Unzulänglichkeit der Seestreitkräfte des einen und der des anderen vereinzelt gegenüber denen des eventuellen Feindes in Ansehung der wahrscheinlichen, um nicht zu sagen: sicheren, Überlegenheit der vereinten Seestreitkräfte des einen und anderen; endlich das Fehlen eines gemeinsamen Objekts des Begehrens über See und die Aussicht auf Vorteile für jeden von beiden nach gemeinsam errungenem Siege, — dies alles erscheint mir mehr als zureichend, um ein positives Zusammenwirken Italiens und Österreich-Ungarns zur See herbeizuführen. Im übrigen ist daran zu erinnern, daß vor ein paar Jahren sowohl im österreich-ungarischen gemeinsamen Parlament wie in der italienischen Deputiertenkammer von Vertretern der Regierung ausdrücklich erklärt worden ist, daß die beiderseitigen Kriegsflotten nicht nur nicht in gegensätzliche Beziehung zu stellen seien, sondern vielmehr jeder von beiden erwünscht sei, die andere blühend und stark zu sehen. Seither sind hüben und drüben von mehr und minder maßgebenden Persönlichkeiten öffentlich viele Worte gesprochen worden zugunsten eines Zusammenwirkens Österreich-Ungarns und Italiens im Mittelmeer. Wäre nicht die Bestreitung der Kosten eines den Zielen und Plänen solchen Zusammenwirkens im großen Stil entsprechenden Flottenbaus so empfindlich, dann hätte diese Auffassung noch mehr Boden gewonnen. Immerhin ist es doch wohl eindeutig bezeichnend, baß heute in Italien, wo man sich, genau besehen, am meisten sträubte gegen die Anerkennung Österreich-Ungarns als Mittelmeermacht, kaum noch etwas in diesem Sinne ver-

nehmbar ist und Fachleute nur noch darauf Wert legen, daß in Anbetracht der geographischen Gegebenheiten Italiens Flotte gegenüber derjenigen Österreich-Ungarns nicht geringere Stärke habe wie IV- zu 1.
Es ist demnach darauf zu rechnen, daß der 1914 ablaufende, 1 Jahr zuvor zu erneuernde, höchstwahrscheinlich aber wegen der neuen Mittelmeerverhältnisse schon binnen kurzem erneuerte Bündnisvertrag erstens Österreich-Ungarn und Italien über das bisher vertragsgemäße wechselseitige Neutralitätsverhältnis hinaus führt zur eventuellen Aktionsgemeinschaft ihrer Kriegsflotten im Mittelmeer und zweitens eine klare, feste und erschöpfende Systematisierung aller fundamentalen äußerpolitischen Interessen und aller zu ihrer Deckung verfügbaren Kriegsmittel der drei Verbündeten bringt. Nur w«nn das geschieht, kann sich jeder der Verbündeten sicher fühlen und wird jeder von ihnen im eigenen Interesse wie in dem der Bundesgenossen alle zweideutigen Verhältnisse meiden.
Bei der politischen Reife, welche die Staaten des Dreibundes erlangt haben, werden sie sich in politischen Dingen von der klaren vernunftgemäßen Berechnung und von den Normen der eingegangenen Verträge bestimmen lassen. Damit erhält das Bündnis aber noch nicht das Marimum seiner Lebenskraft, damit erhalten im besonderen die täglichen Beziehungen der Verbündeten noch nicht die ganze Annehmlichkeit und Ersprießlichkeit, die sie haben können und darum sollen. Es bedarf, um auch dies zu erreichen, wechselseitigen Vertrauens, Wohlwollens, Verstehens, Hochachtens. Es sind da nicht allein und heutzutage bei weitem nicht in erster Linie die Regierungskanzleien, auf die es hierbei ankommt. Auch für sie, sowohl in Berlin wie in Rom wie in Wien, gab es freilich in den letzten Zeiten nur zu oft Anlaß, „puter, peecavi" zu rufen. Vielmehr ist es die Öffentlichkeit in den verschiedenen Ländern und ihr Ausdruck, die Presse, welche von ihr vielfach eigenem selbstgerechtem, vermeintlich überlegenem, schulmeisterlichem Beurteilen des bundesgenössischen Volkes ablassen und sich zu möglichst sympathischem Verstehen durchfinden sollte. Man darf hoffen, daß das geschieht, denn die letzten Zeiten waren eine gute Schule.
Die Kräfte der drei Partner des Dreibundes haben höchst bedeutenden Zuwachs erfahren. Italien hat in seinem Kriege mit der Türkei um Libyen ein geläutertes, hochstrebendes National-, Staats- und Kulturbewußtsein von bewundernswerter Festigkeit und Bestimmtheit an den Tag gelegt und wirtschaftliche, finanzielle und militärische Tüchtigkeit bewiesen, die Europas Erwartungen weit überstieg. Italien kennt seine neuen Aufgaben militärischer Natur namentlich zur See und ist gerüstet, um ihnen zu genügen. Für Österreich-Ungarn gilt das gleiche. Es hat nicht nur alle Propheten seines Zerfalls infolge der Kontraste der Nationalitäten längst Lügen gestraft, sondern im Gegenteil einen einheitlichen, klaren und starken Willen zu äußerpolitischer Selbstbehauptung offenbart, den alle Welt sorgsamst in Rechnung zu stellen bedacht ist. Deutschland endlich hält fest

an seiner weltpolitischen Stellung und besitzt nunmehr die Machtmittel, um sie
zu gewährleisten.
Drei Mächte von solcher Art nach klaren, großzügigen Kriterien aufrichtig
«cremt, stellen eine Kraft dar, wie sie die Welt noch nicht gekannt hat, eine Kraft
zugleich, die dank dem friedliebenden, gerechten und dem Kulturfortschritt er-
gebenen Edelsinn ihrer Leiter der Welt nur zum Segen gereichen kann.
, Rom, 15. Oktober 1912.
Dr. Pflaum.

N. Freiherr von Stellen:

Der kriegerische Valkan.

Im politischen Werdeprozeß des nahen Ostens vollzieht sich unverkennbar
deutlich — eine gewaltige Verschiebung der Einflüsse. Die europäischen Groß-
mächte, die ehedem bestimmend und regulierend eingriffen, verlieren sichtlich an
Boden, teils weil sie untereinander uneinig Sonderinteressen verfolgten, teils
auch weil die kleinen Gegner der Türkei, die Balkanstaaten, kulturell und national
in rascherem Tempo erstarkten, als das osmanische Reich, dessen Ansätze zur Wand-
lung in einen modernen Staat immer wieder stecken blieben. So schicken sich
denn die Balkanstaaten an, die Regulatorrolle zu übernehmen und über das Los
der Türkei entscheiden zu wollen. Gegen diese Ausschaltung der
Großmächte erweist sich die Ableierung des akademischen Leitmotivs, vom unbe-
dingt zu erhaltenden Status der Türkei, als bedenklich wirkungslos. Die Tat-
sache, daß sämtliche Balkanstaaten plötzlich und überraschend, allen diplomatischen
Warnungen zum Trotz, ihre Wehrkräfte mobil gemacht haben, um eine ertrem
gehaltene, nur für eine niederbruchsreife Türkei annehmbare Forderung nach
Autonomie der Wilajete von Mazedonien und Adrianopel unter Kriegsandrohung
zu stellen, richtet sich ebenso sehr gegenEuropa,als gegen die Türkei. Man
mag sie deuten und drehen, wie man will, — sie ist die Emanzipation des
Balkans von derVormundschaftderGroßmächte,ist eine Nieder-
lage der Alten durch die Jungen. Zur Stunde, da ich dies schreibe, erscheint
die gleichzeitige Mobilmachung von Bulgarien, Serbien, Griechenland und Mon-
tenegro gegen die Türkei, nachdem der Krieg nur von letzterem erklärt ist, allerdings
mehr als eine geschickt inszenierte Druckdemonstration, die der politischen
Welt zeigen soll, w i e man Reformen von der Türkei erzwingt — im Gegensatz zu
der unzulänglichen Methode der Großmächte. Bleibt es bei der Demonstration, so
ist sie nach ihrer Mache, nach dem überraschenden Moment der 26 Iioe hergestellten

Schein-Einigkeit der rivalisierenden Balkanstaaten, eine Leistung, welche diese
Gesellen zu Meistern macht, ein Meisterstück. Wird jedoch, wie es den
Anschein hat, Kvieg daraus, wird die zweifellos noch vorhandene, latente Kraft
des Türkentums entfesselt, dann sinkt die Komödie zu einem tollen Wagnis
herab.
Ein genauer Kenner der Balkanverhältnisse, der die Tiefe der trennenden
Momente unter den heute in Einigkeit zu den Waffen gerufenen Balkannatio-
naliten zu bewerten weiß, wird in der chronologischen Folge der Mobilmachungen
schon ein Anzeichen der Gefährlichkeit des Unternehmens für die Angreifer er-
blicken. Bulgarien, der stärkste, vorgeschrittenste und zumeist an der Reformen-
not im Türkischen beteiligte, machte den Anfang. Die politischen Ansprüche Bul-
gariens sind die weitgehendsten und greifen einschneidend weit in jene der
Serben ein. Ein zukünftiges Großbulgarien kann kein starkes Serbien neben
sich dulden. Die zutage getretene, vielfach verblüffende Einigkeit in der Mobil-
machung beruht daher weder auf zukunftssichernden Traktaten und Bündnissen,
sondern ist einzig und allein eine Reflererscheinung nach der bulgarischen
Bereitstellung zum Krieg, um unter allen Umständen mit dabei zu sein, mitzu-
sprechen. Ein Produkt berechtigter Besorgnis, bei etwaigen Erfolgen zu kurz zu
kommen, von Bulgarien, als Sieger, an die Wand gedrückt zu werden und damit
seine Zukunftsaspirationen endgültig gescheitert zu sehen. Auch Griechenland und
Montenegro haben sich aus den gleichen Beweggründen beeilt, mit von der Sache
zu sein.
Das ist der K « rn derEinigkeit. Einer Einigkeit, die in dem Augen-
blick verpuffen würde, wenn Bulgarien als kräftigster, den Hauptkampf bestrei-
tender Teil seine Ansprüche durch kriegerische Erfolge territorial geltend machen
wollte.
Da Bulgarien in der jetzigen Krise unstrittig die Führspitze hat,
ist es gewiß von Interesse, die Motive klarzustellen, die den politisch vorsichtigen
König Ferdinand, der die äußere Politik seines Landes absolutistisch lenkt, be-
wogen haben können, gerade den jetzigen Zeitpunkt zu wählen, bis zur ultima
ratio zu gehn. Es ist zweifellos, daß schon unter dem verkrachten jungtürkischen
Regiment, welches mit großen kulturellen Reformansätzen begann und damit
den Anklagen und Forderungen der Balkanstaaten zugunsten ihrer schlecht behan-
delten Brüder den Boden entzog, sich dann aber doch nur als politische Partei
auswuchs, im letzten Stadium umschwenkte und sich wieder auf das eigentliche
islamitische Türkentum zu stützen suchte, in der mazedonischen Provinz die Be-
handlung der christlichen Bevölkerung wieder ganz auf den hamidischen Tiefstand
von ehemals herabsank. Ja — in gewisser Hinsicht noch verschlechterte, da sich
eine reaktionäre Strömung im islamitischen Teil, der nun wieder von Regierungs
wegen zum Zug kam, eine Tendenz zur Unterdrückung des inzwischen gewachsenen
Selbstgefühls der mazedonischen Christen fühlbar machte. Dazu traten noch die

finanziellen Schwierigkeiten der Türkei, die durch den Krieg mit Italien so weit stiegen, daß Militär- und Zivilbeamte in der Provinz — ganz wie unter Abdul Hamid — unbezahlt blieben, demnach wieder zum alten System der Erpressung ihres Unterhalts aus der Bevölkerung griffen — kurzum Wirkung und Gegenwirkung, Mißhandlung, Rechtsbeugung und Ungerechtigkeit auf der einen Seite und Widerstand, auswärtige Propaganda, Anschläge auf der andern — wie früher das mazedonische Feuer wieder anbliesen.

Die weitgehenden Zugeständnisse, welche die türkische Regierung, die des äußeren Krieges wegen inneren Frieden brauchte, an die Albaner machen mußte, erhöhten noch die Unzufriedenheit der Mazedonier. Die Großmächte brachten es inzwischen zu keiner volleinigen Druckaktion, wie sie diese heute in zwölfter Stunde noch zur Erhaltung des Friedens versuchen, damals wohl aus schonender Zurückhaltung, die ohnehin durch den Tripolis-Krieg bedrängte Türkei nicht allzu sehr zu vergrämen.

Die landläufige Erklärung für den Entschluß König Ferdinands geht dahin, daß er der Überspannung des bulgarischen Volkswillen nicht mehr stand zu halten wußte. Das ist ein Irrtum. Die Straße von Sofia, die vielen, brotlosen Mazedonier in Bulgarien schreien seit 10 und mehr Jahren bei jedem Anlaß nach Krieg. Aber sie haben es niemals vermocht weder die politische Klugheit des Königs zu überrumpeln, der zwar den systematischen Ausbau der bulgarischen Wehrmacht in der gleichen Tendenz wie die mazedonischen Schreier betrieb, aber zu warten versteht, noch die bulgarische Volksmehrheit mit sich fortzureißen. Denn das blutarme Anfangsbulgarien hat einen gewissen Besitzstand, einen Grad von Wohlhabenheit erreicht, welcher der Neigung zu abenteuerlichen Wagnissen entgegenwirkt. Es bliebe also nur als Schlüssel zur Erklärung der Kriegslust des Zars der Bulgaren übrig, daß dieser die Überzeugung oder Meinung gewonnen habe, die Türkei sei reif zum Niederbruch. Erwähnt, aber nicht vertreten, sei die vielfach geglaubte Version, Italien habe König Ferdinand den Entschluß suggeriert, um die Türkei friedensgeneigt zu machen. Tatsächlich ist ja ein Friedensschluß unter dem Druck des Mobilmachungsrummels im italienischen Sinne zustande gekommen. Anzunehmen aber ist, daß der auf Bewurzelung seiner Dynastie ängstlich bedachte Koburger am bulgarischen Thron sich zu einem solchen Vabanquespiel für fremde Rechnung nicht verleiten ließ.

Daß die Türkei heute — bei ungebrochener Armeekraft, bei der durch die islamitische Reaktion geförderten Konzentration ihrer latenten Kräfte, bei der sicheren Voraussetzung, daß jedes Spekulieren auf Unbotmäßigkeit der Albaner verfehlt wäre (die Zeitungsmeldungen, daß albanische Führer mit Bulgarien liebäugeln, sind sehr cum ^rano »all» aufzunehmen) — noch durchaus nicht reif ist für den Eintritt der türkischen Schlußkatastrophe, kann kein objektiver Beobachter des Osmanentums leugnen. Einen Stoß gegen eine genügend widerstandsfähige Türkei, selbst bei Kooperation aller in Betracht kommenden Türken-

gegner (die übrigens militärisch unmöglich ist) zu wagen, sollte logischer-
weise vor allem Bulgarien, des hohen Einsatzes wegen, nur dann
riskieren, wenn die Mächte oder mindestens Rußland der
bulgarischen Angriffspolitik garantieren würden, bei
militärischen Mißerfolgen, die Integrität des bulgari-
schen Besitzstandes unter allen Umständen zu wahren.
Hierin also liegt noch ein Zipfel an Macht der Großmächte, hierin die Mög-
lichkeit für Europa, den Frieden am Balkan in letzter Stunde zu erzwingen und
den schwindenden Einfluß der Mächte wieder herzustellen.
Noch sind die Mobilmachungen nicht der gefürchtete Orientkrieg.
Noch sind sie ein Drohversuch zur Erreichung von Reformen. Daß jedoch die
Türkei die ertreme Autonomieforderung, welche die Autonomie der mazedonischen
Wilajete und jenes von Adrianopel unter ausländischen Gouverneuren, dann die
Mitkontrolle der Balkanstaaten über die Reformendurchführung begehrt, aus
Eristenzgründen derzeit absolut nicht gewähren kann, ist
klar, schließt aber nicht aus, daß die Türkei mindestens jene Reformen sofort zu-
sichert, welche das jungtürkische System vorsah. Bestehen die Balkan-
staaten auf ihren überspannten Forderungen, die nur mehr eine Rumpftürkei
übrigließen, dann müssen die Waffen entscheiden. Europa vermag dann noch
immer sein verlorenes Prestige wiederzugewinnen, wenn es dem Kampf gänzlich
fernbleibt.

Major a. D. Georg Postel:

Die deutschen Kaisermanover.

Unter den zehn Programmpunkten, die Paul Lindau in dem 1. Januarheft
1912 in einem „Brief an den neuen Herausgeber" für das neue und verjüngte
„Nord und Süd" zusammenstellte, ist einer militärischen Umschau nicht speziell
gedacht. Von den „Fragen der inneren und äußeren Politik", die Paul Lindau
als ersten Programmpunkt nennt, dürfte aber auch die Wehrpolitik als
eine der weltgeschichtlichen Aufgaben unseres Kultursystems umschlossen werden.
Auch der Soldat gehört zu den Kulturpionieren, insbesondere der deutsche. Und
wenn der Adressat des Lindauschen Briefes, Professor Dr. Ludwig Stein, in
demselben Januarheft in seinem Artikel „Kulturpolitik" zutreffend schreibt: „Die
orientalischen Völker verfallen, während unsere Errungenschaften in Wissenschaft
und Technik, in Recht und Staat, in Heer und Marine, in Handel und Industrie,
in Kunst- und Lebensstil die Modelle geworden sind, nach denen Amerika zunächst,

weiterhin aber das ganze zivilisierte Erdenrund nachahmend sich einzurichten im Begriffe steht" ... so ist mit diesen Worten deutlich gekennzeichnet, daß eine Abhandlung über die größte Friedensaktion der deutschen Wehrpolitik, über die Kaisermanöver, nicht aus dem für „Nord und Süd" festgelegten Rahmen fallt. Modelle für die Umwelt sind die Errungenschaften auch in Heer und Marine geworden, und deshalb darf man auch an das moderne Kaisermanöver, an die alljährliche große Kriegsbereitschaftsprobe, schildernd und prüfend in einer Zeitschrift herantreten, die sich der Lösung politischer und sozialer Fragen widmet, die also Kulturpolitik treibt. Denn Kultur ist, nach einer vom Herausgeber von „Nord und Süd" angezogenen Definition des Wieners Friedrich Iodl, das unter bestimmten Umständen zu besonderer Intensität gesteigerte Streben der Menschen, seine Persönlichkeit und sein Leben vor den feindlichen Mächten der Natur, wie vor dem Antagonismus der übrigen Menschen zu sichern. Politischer und wirtschaftlicher Antagonismus sind die bestimmten Umstände, die den Wehrkörper Deutschlands schon im Frieden nötigen, die moralischen und physischen Kräfte zusammenzufassen und sie auf die Intensität ihrer Steigerung vorzubereiten, die der Krieg erheischt.

Die Manöver überhaupt und insbesondere die Kaisermanöver dienen der Ausbildung von Führer und Truppe, von geistiger und physischer Kraft. Wenn Clausewitz in seinem Werke „Vom Kriege" die moralischen Kräfte mit der eigentlichen blankgeschliffenen Waffe, die physischen dagegen mit dem hölzernen Heft vergleicht, eins ohne das andere nicht zu verwenden und zu verwerten, so ist trotz der unerläßlichen Zusammengehörigkeit beider gleichzeitig durch die Wahl des Beispiels mit angedeutet, welcher Teil zu prävalieren hat.

Die Kaisermanöver beschäftigen — so ist wenigstens bislang ihr Verlauf gewesen — 2 bis 4 und mehr Armeekorps alljährlich, je nachdem die Lage der als llbungsgelände in Anspruch genommenen Provinzen als zentrale oder Grenzprovinzen die Zusammenziehung von 2 oder mehr Armeekorps zuläßt. Hiernach richtet sich auch die Anlage des Manövers durch den Chef des Generalstabes der Armee. Während bei den Manövern 1909 der Kampf zweier auf einem abgesonderten Kriegsschauplatze allein fechtenden Armeen, im Jahre 1911 der zweier von den Hauptkräften weit getrennten Flügelarmeen zur Darstellung kam, sind die Manöverparteien im laufenden Jahre (III., XII. Armeekorps und 9. Infanterie-Division gegen IV. und XIX. Armeekorps) als die mittleren Armeen eines roten und blauen Heeres gedacht gewesen. Ihre Entschließungen und Bewegungen sind sowohl von den Absichten der beiderseitigen angenommenen obersten Heeresleitungen und ihrer Nachbararmeen, wie von dem Ergebnis der Meldungen abhängig gewesen, die ihnen durch ihre Heereskavallerien und durch die Luftaufklärung zugingen. Die Führer, auf roter Seite General der Infanterie von Bülow, auf blauer der sächsische Kriegsminister Generaloberst Frhr. von Hausen, waren dadurch vor eine Aufgabe gestellt, wie sie bei den Massenheeren

eines künftigen Krieges den meisten Armeeführern zufallen wird. Die Kriegs-
lage war folgende: Während die Armeen eines blauen Staates gegen eine West-
macht kämpften, überschritt ein zweiter Gegner (rot) die blaue Ostgrenze und rückt«
in zwei Gruppen durch die Neumark (tatsächlich) und durch das nördliche Böhmen
(angenommen) vor. Nach einem entscheidenden Erfolge im Westen begann
Blau am 6. September mit der Eisenbahn starke Kräfte nach Magdeburg (an-
genommen) und an die Saale (tatsächlich) zu überführen, um nunmehr auch den
Kampf mit dem roten Ostheer aufzunehmen. Reservetruppen standen in den
Pässen des Erzgebirges (angenommen), an der Elbe von Dresden bis Torgau
(tatsächlich) und in Linie Torgau-Wittenberg-Brandenburg-Rathenow (ange-
nommen). Am 7. September hatte die (angenommene) böhmische Gruppe des
roten Heeres sich bis auf zwei Tagemärsche dem Erzgebirge genähert, die nörd-
liche (tatsächlich auftretende) Gruppe die untere Neiße erreicht.
Blau war also nach zwei Fronten hin engagiert. In einer solchen Lage
entsprach es durchaus den Anforderungen einer tatkräftigen Kriegführung, daß
Blau zunächst dem Einfall des roten Ostheeres nur schwache Kräfte entgegen-
stellte, mochte darüber selbst die Hauptstadt des blauen Staates in Feindes
Hand fallen. Denn nie darf der Besitz einer Stadt oder eines Landesteiles das
Ziel der Kriegführung bilden, fondern nur die Vernichtung des feindlichen Heeres.
Erst nach Zertrümmerung der feindlichen Hauptmacht auf dem westlichen Kriegs-
schauplatze konnte daher der Aufmarsch gegen den von Osten heranrückenden
Feind beginnen. Der Aufmarsch der blauen Armee wurde soweit nach vorn
gelegt, als es die Lage erlaubte. Dabei mußte berücksichtigt werden, daß bei
einem Vorführen des rechten blauen Flügels etwa bis an die Elbe die rot«
böhmische Gruppe von Hause aus in der Flanke des blauen Heeres gestanden hättet
So ergab sich der Aufmarsch der blauen Armee an der Saale und bei Magdeburg.
Da es nicht Aufgabe dieser Abhandlung sein soll, den Verschlingungen der
taktischen Wege nachzuspüren, auf denen beide Manöverparteien ihre Aufgaben
zu lösen suchten, sondern verbildlichend hervorzuheben, was Truppenvcrwendung,
Verkehrs- und Nachrichtentechnik und — !a»t not Iea»t — die Magenfrage
der für Friedensverhältnisse ansehnlichen Masse von 125 000 Mann Bemerkens-
wertes boten, so kann jetzt und im folgenden die eigentliche Gefechtshandlung
nur gestreift werden, wo dies zur Verdeutlichung der Fortschritte in den Leistungen
von Führern und Truppen nötig wird.
Die Manöverarmeen — kurz so genannt zum Unterschied von den nur an-
genommenen Armeen — unterlagen einer Kriegsgliederung, die die Zusammen-
setzung und die Befehlsverhältnisse für die Dauer der Manöver regelte. Sie
gab, wie sie dies ebenfalls im Ernstfalle zu tun hat, den Parteien ihre kriegsmäßige
Organisation. Danach bestand Rot aus 61 Bataillonen, 65 Eskadrons, 64
Feldbatterien und 8 Batterien der schweren Artillerie des Feldheeres. In
diesen Beständen war ein Kavalleriekorps (Heereskavallerie) von zwei Kavallerie-

Divisionen zu je 3 Brigaden, j« 1 Maschinengewehrabteilung und je 1 reitenden Feldartillerieabteilung zu 2 Batterien nebst je 1 auf Kraftwagen beforderten Iägerbataillon enthalten und je 1 Kavallerie-Pionier-Abteilung. Der roten Manöverarmee waren außerdem die Divisionsbrückentrains ihrer 5 Infanterie-Divisionen, 2 Korpsbrückentrains und 1 Reserve-Korpsbrückentrain beigegeben. Die reichliche Ausrüstung mit Brückenmaterial entsprach der Absicht der Manöver-leitung, einen kriegsmäßigen Übergang der ganzen roten Manöverarmee über die Elbe zur Darstellung zu bringen. Neben Funtentelegraphenabteilungen und Fcrnsprechzügen teilten sich das Lenkluftschiff ?. III und zwei Fliegerabteilungen zu je 6 Fliegern in die Aufklärung und Nachrichtenübermittelung. Blau ver-fügte über 49 Bataillone, 64 Eskadrons, 52 Feldbatterien und 8 schwere Batte-rien, einschließlich eines Kavalleriekorps von 2 Divisionen in gleicher Zusammen-setzung wie die rote Heereskavallerie, aber ohne „befahrene" Infanterie. Brücken-material war ihm nicht beigegeben, wohl aber neben Funkentelegraphie und Fern-sprechabteilung das Lenkluftschiff 2. III und zwei Fliegerabteilungen zu je 6 Flugzeugen. Die Tage des 9. und 10. September waren den Präliminar-operationen der beiden Heereskavallerien vorbehalten, während im übrigen die Manöverarmeen erst vom 11. September ab in Tätigkeit traten. Das Elbstück zwischen Dresden und Riesa war, wie schon erwähnt, von schwachen blauen Reservetruppen (einem aus Reservisten gebildeten Regimente) besetzt. Außer-dem beschäftigten sich mit der direkten Sicherung dieser Stromstrecke 6 Privat-Motorjachten des freiwilligen Motorjachtklubs von Deutschland, jede Jacht armiert mit einem Maschinengewehr und einem Scheinwerfer. Es war ein erster Versuch, Privatmotorjachten zur Betätigung im Manöver heranzuziehen. Mehr als un-liebsamen Aufenthalt haben diese schwachen Stromsicherungen gegenüber der vor-dringenden roten Heereskavallerie und später der roten Manöverarmee natürlich nicht bereiten können. Immerhin wird dieser Versuch in einem künftigen Kriege, wenn es sich um — wenn auch nur vorübergehende — Stromsicherungen handelt, nicht unwiederholt bleiben. Die rote Heereskavallerie durchbrach am 9. Sep-tember zwischen Meißen und Riesa die schwache Sicherungskette und ging mit sämtlichen Pferden (etwa 3000) schwimmend über die Elbe auf deren linkes Ufer. Reiter und Sattelzeug wurden auf den Halbbooten der Kavallerie-Pionierab-teilungen übergesetzt. Eine nach Kürze der Zeit und Art der Ausführung ganz hervorragende Leistung: Die Elbe ist hier etwa 120 Meter breit und war durch den anhaltenden Regen der vorangegangenen Tage sehr wasserreich. Die Aufgabe der roten Heereskavallerie ward es nun, die Durchbruchstelle an der Elbe für die nachrückende rote Manöverarmee freizuhalten und die blaue Heereskavallerie aus dem Felde zu schlagen, um sie von der Elbe fern zu halten. Es gelang ihr dies in einer wuchtigen Attacke am 10. September zwischen Oschatz und Riesa, wobei bei der sonst gleichen Stärke der beiden Heereskavallerien (je 12 Regimenter) das Feuer der auf Kraftwagen herangebrachten blauen Iägerbataillone den ent-

scheidenden Ausschlag gab. Der Versuch, „befahrene" Infanterie der roten Heeres-
kavallerie beizugeben, war neu und hat sich glänzend bewährt. Frankreich ist auf
eine ähnliche Maßnahme schon seit längerer Zeit eingerichtet; es stattet seine
Kavallerie-Divisionen mit radfahrender Infanterie aus. Auch in der Friedens-
organisation seiner Kavallerie ist Frankreich etwas voraus: es besitzt bereits
Kavallerie-Divisionsverbände, während Deutschland nur eine Gardekavallerie-
Division ständig verfügbar hat, zu Manövern und für den Kriegsfall aber erst
Divisionsverbände schafft. Hierüber, sowie über die allgemeine Tätigkeit der
Heereskavallerie und über die daraus resultierende Notwendigkeit der Eristenz
von größeren Kavallerieverbänden bereits im Frieden muß doch einiges gesagt
werden, ebenso über die Frage, ob der Kavallerie neben der Hauptaufgabe der
Aufklärung und außer der (selbstverständlichen) Verfolgung sonst ein Anteil an einer
Schlachtentscheidung zugesprochen werden kann. Denn diese Fragen sind für die
künftige Friedensorganisation der Kavallerie von Wert. Die Aufgabe der Heeres-
kavallerie wird immer darin bestehen, möglichst frühzeitig Einblick in die Ver-
hältnisse beim Gegner zu gewinnen. Sie muß deshalb nicht nur die gegnerische,
gleiche Zwecke verfolgende Kavallerie aus dem Felde schlagen, sondern auch vor-
geschobene feindliche' Abteilungen aller Waffen zurückdrängen und bis in die
Nähe der feindlichen Heereskolonnen vordringen. Es ist deshalb, wenn nicht
schon wie in Frankreich und Rußland Divisions- und größere Verbände im Frieden
dauernd enstieren, unbedingt notwendig, wenigstens vorübergehend solche Ver-
bände zu bestimmten Anfklärungsübungen zu schaffen, um Führer und Truppe
mit den Schwierigkeiten bekannt zu machen und sie daran zu gewöhnen, die der
Leitung, Befehlsübermittelung und Einheitshandlung räumlich ausgedehnter
Massen sich entgegenstellen. Bei Ausbruch eines Krieges werden die Heeres-
gruppen des modernen Kampfmassenkörpers an diejenigen Punkte der Grenze
zum Aufmarsch dirigiert, die nach der politischen, strategischen und taktischen
Lage für den Ansatz der Operationen am günstigsten liegen. Daß die für ein«
moderne Armee nötigen verschiedenen Aufmarschplätze sich räumlich auf große
Entfernungen verteilen, liegt auf der Hand, ebenso aber auch, daß eine Störung
dieses Aufmarsches oder auch nur ein vorzeitiges Bekanntwerden seiner örtlichen
Teilung und truppenkörperlichen Gliederung (Kriegsgliederung) im crstcren Falle
Zeitverlust, im letzteren Verzicht auf überraschendes Handeln bedeuten würde. Die
erforderliche Abwehr und Verschleierung ist nun einzig und allein Sache der
Kavallerie, und zwar der Kavallerie von solcher Masse, daß sie den räumlichen
Anforderungen der Verschleierung lückenlos genügen und dabei gleichzeitig die
Kraft zur Abwehr der gegnerischen gleichen Maßnahmen in sich tragen kann.
Hierzu sind also große Kavallerieverbände notwendig, denen eine wohlvorbereitetr,
abgekürzte Mobilmachung einen Vorsprung von mehreren Tagen vor den übrigen
Armeeteilen geben muß. Die Bewegungen der Heereskavallerie, ans beiden
Seiten zu gleichen Zwecken, müssen unvermeidlich zum Aufeinanderprasscln führen,

und wer da dem wuchtigeren Anprall weichen muß, dessen Armee verliert nicht nur den schützenden Frontschleier, sondern auch für einige Zeit die Möglichkeit, die Maßnahmen des Gegners zu verfolgen. Das ernste Spiel der Heereskavallerie vollzieht sich in dem Raume zwischen den Fronten der aufmarschierenden Armeen und tritt aus diesem, durch einseitigen oder beiderseitigen Vormarsch immer enger werdenden Raume und somit aus der eigentlichen Aufgabe der Aufklärung heraus, um schließlich an den Flügeln der zu Schlachtlinien werdenden Fronten seine Fortsetzung gegen Flanke und Rücken des Feindes zu suchen. Die Frage, ob nach diesem Heraustreten aus dem Zwischengelände der Kavallerie eine Mitwirkung an einer Schlachtentscheidung möglich sei, wird von Fachleuten verschieden beurteilt. Glauben die einen, den heutigen Feuerwaffen Kavallerie nicht entgegenführen zu können, so wollen die anderen auf die Mitwirkung der Kavallerie auch in offener Feldschlacht nicht verzichten. Das Richtige dürfte, wie so oft, in der Mitte liegen. Wie es nicht am Bedürfnis fehlen wird, der Kavallerie Kavallerie entgegenwerfen zu müssen, so wird es auch im Gange der Schlacht nicht immer an Gelegenheit fehlen, gegen Infanterie oder Artillerie die Wucht eines überraschenden Kavalleriestoßes wirken zu lassen. Sache des geschulten Kavalleriefühlers wird es aber sein, hierzu den geeigneten Moment zu erfassen und vorausberechnend zu erwägen, damit dieser Moment seine Geschwader auch in geeigneter Verfassung finde. Der glücklich abgelauschte Augenblick kann hier durchaus entscheidend wirken, aber ein Versehen des Augenblicks, hier so recht „des mächtigsten von allen Herrschern", zu nutzlosen Opfern führen. Freilich — opferlos kann auch der schneidigste und geschickteste Einsatz der Kavallerie nicht verlaufen; das ist bei der heutigen Feuerwirkung ausgeschlossen, aber auch ganz nebensächlich, wenn es sich um opferlos nicht erreichbare Ziele handelt, — — die anderen Waffen bluten ja auch! Nur muß der Einsatz dem Gewinn entsprechen. Dazu aber bedarf es geschulter, nerviger Führer: geschukt, um den richtigen Augenblick zu erfassen; nervig, um die Kühle des Urteils nicht ungeduldigem Wagemut zu opfern. Diese Eigenschaften sind aber Früchte ernster Friedensarbeit. Nur wenn der Führer im Frieden schon vor Geschwadermassen steht, kann er deren Führung lernen, sich ein Bild von ihrer Verwendung machen. Deshalb sind die großen Kavallerieübungen nicht eine imposante Spielerei, als welche man sie zuweilen hingestellt findet, sondern ein notwendiges Schulungsmittel. Fast genau innerhalb der vorstehend gekennzeichneten Richtlinien haben sich auch die rote und blaue Heereskavallerie bei den Aufklärungsübungen am 9. und 10. September und später während der Operationen der Manöverarmeen bewegt.

Nun steht es ja außer Zweifel, daß die technischen Errungenschaften im Luftverkehr, die Luftschiff- und Flugzcugerkundung, einen nicht unerheblichen Teil der Aufklärung übernehmen können, übernommen haben und bei weiterer Entwickelung der kaum aus den Kinderschuhen herausgetretenen Luftverkehrs-

technik noch übernehmen werden. Die Fernaufklärung wird ihre Hauptaufgabe «erden und die Aufklärung in Geländen, die Bewegungshindernisse bieten. Es wird sich aber, soweit die Nahaufklärung in Frage kommt, immer nur um eine Ergänzung, nicht um einen Ersatz der kavalleristischen Aufklärung handeln; denn es fehlt der Lufterkundung — zurzeit wenigstens noch gänzlich — die offensive und defensive Kraft, die einen nicht unwesentlichen Teil der kavalleristifchen Erkundung bildet. An zwei Manövertagen war die Lufterkundung teilweise gänzlich lahm gelegt, Wind und Wetter hatten ihre Fittiche beschnitten und namentlich «in stundenweiser Nebel am 13. September, der der 40. blauen Division mangels jeder Aufklärung am Südrande des Hubertusburger Waldes gegenüber dem roten linken Flügel den Untergang bereitete. Der Erfolg der Flieger lm allgemeinen ist sehr verschiedenartig gewesen — übrigens kein Wunder, denn auch hier, wo überhaupt Flieger zum zweiten Male im Dienst der Manöver auftraten, will noch manches neben der reinen Bewegungstechnik gelernt werden. Es war auf jedem Flugzeug außer dem Flugzeugführer ein Beobachtungsoffizier. Die Berichte über die soeben beendeten französischen Armeemanöver erwähnen unter anderem, daß die Flieger dort auch zum Aufsuchen von markierten Verwundeten benutzt worden sind; an sich gewiß eine schöne Aufgabe, nur will es nicht recht verständlich sein, daß man sich hiervon Erfolge verspricht. Denn dem Flugzeug gibt nur die rasende Propellerarbeit Lebensfähigkeit und bei der Schnelligkeit des Fluges, die ja Vorbedingung für das Verweilen des Apparates in der Luft ist, kann die Erkennbarkeit versteckt liegender Verwundeter kaum zu erwarten sein. Aber auch selbst die Möglichkeit im einzelnen Falle angenommen, was ist dadurch gewonnen? Der Flieger kann den Verwundeten nicht auf den Apparat setzen und zum Verbandplatz tragen. Hier scheint doch die in Rußland geübte Verwendung von Sanitätshunden praktischer zu sein. Mehr vertraut mit dem Lufterkundungsdienste zeigten sich die Lenkluftschiffe Z. III. und ?. III. Die an sich geringere Gefährlichkeit beim Fluge, die weitgehendere Beobachtungsausrüstung und die Beteiligung mehrerer Beobachter an der Erkundung haben sehr gute Ergebnisse gebracht, die zudem durch drahtlose Telegraphie der Truppenleitung übermittelt werden konnten. Ob und inwieweit den Luftschiffen durch Kruppsche und Ehrhardtsche Ballonabwehrgeschütze, die auf jeder Seite vorhanden waren, Zerstörer erwachsen sein würden, läßt sich im Frieden nicht unzweifelhaft feststellen. Die Tatsache des Beschossenwerdens konnte nur durch abgelassene Raketen zur Erscheinung kommen. Immerhin bleibt elns zu bedenken: Das Luftschiff kann sich der Sicht bei einigermaßen klarem Wetter nicht entziehen und zeigt sogar sein Herannahen durch ein vernehmliches Propellergeräusch an; das Ballongeschütz dagegen vermag sich unauffällig zu verstecken und auf dem Panzerautomobil der Flugrichtung des Luftschiffes rasch zu fokgen. Ein Kampf zwischen Luftschiff und Luftschiff, zwischen Luftschiff und Flugzeug oder zwischen Flugzeugen untereinander ist in diesem Manöver noch nicht zur Er-

scheinung gekommen; als Zukunftsaussicht muß er aber immer im Auge behalten werden.

Wie die Truppenführung von der geschulten Intelligenz abhängig ist, so ist die Truppenleistung abhängig von der Erhaltung der physischen Kräfte und ihrer ökonomischen Inanspruchnahme. Deshalb bildet auch das Problem der Verpflegung eine Wesensseite der jährlichen Kaisermanöver. Mit der Einführung der Feldküchenwagen ist man hierin ein tüchtiges Stück vorwärts gekommen. Heut ist man übereinstimmend der Ansicht, daß die unliebsame Vergrößerung der Bagage (iulpksiiueiituui nannten sie die Römer) gern für die Möglichkeit m den Kauf genommen werden mußte, die Truppe jederzeit, auch während des Marsches, ja selbst während des Gefechts, abspeisen zu können. Um die enormen Kosten zu ersparen, die eine vollständig kriegsmäßige Verpflegung der Truppen angesichts der hierzu nötigen Ausrüstung mit Verpflegskolonnen, mit Lebensmittel- und Futterwagen mit sich gebracht hätte, ist nur das III. Armeekorps (der nördliche Teil der roten Manöverarmee) kriegsmäßig verpflegt worden. Ihm waren außer den Feldküchen Lebensmittelwagen, Futterwagen, Verpflegskolonnen beigegeben. Jeder Mann trng eine eiserne Portion. Zur Füllung der Kolonnen, aus denen sich die Lebensmittel- und Futterwagen ergänzten, standen die Eisenbahnen im Rücken von Rot der ganzen Breite der jeweiligen Stellung nach dem Armeeführer zur Verfügung; seine Aufgabe war es, die jeweiligen Ausladungen zu bestimmen. Die gesamte Heereskavallerie war wie im Kriege mit Lebensmittel- und Futterwagen versehen, außerdem befand sich bei jeder Kavallerie-Division eine Last-Kraftwagen-Kolonne. Die Biwaksbedürfnisse wurden nicht vorrätig gehalten und nachgeführt, sondern grundsätzlich durch freihändigen Ankauf beschafft. Versuche, die man mit dieser Methode in verschiedenen Provinzen Deutschlands bei anderen Gelegenheiten angestellt hatte, waren so günstig ausgefallen, daß die Heeresleitung die allgemeine Anwendung während der Manöver anordnete. Für die Unterkunft während der Kaisermanöver gilt als Regel das Biwak. Die seit Jahren eingeführte tragbare Zeltausrüstung bietet einen selbst bei Kälte und Nässe nicht unbehaglichen Unterschlupf und hat dem offenen Biwak von früher unter freiem Himmel viel von seinen Widerlichkeiten, allerdings auch bei schönem Wetter durch den Wegfall der damals üblichen Lagerfeuer manches von seiner Romantik genommen. Man manövriert aber nicbt, um Romantik zu pflegen.

Der Sanitätsdienst, dessen Bedeutung mit der Größe der modernen Massenheere im gleichen Maße wächst, kommt in den Kaisermanövern in den fürs Feld vorgeschriebenen Formationen nicht oder nur sehr beschränkt zur Darstellung. Meist werden außerhalb der Manöver gelegene, besondere Übungen hierfür angesetzt. Es fehlen ja im Manöver die des Sanitätsdienstes bedürftigen Opfer des Gefechts; diese müßten, wie bei den besonderen Feldsanitätsübungen, audeutungsweise dargestellt werden (was bei den französischen Armeemaniwern, wie

bei den Fliegern erwähnt, gemacht worden zu sein scheint). Immerhin wäre es gewiß äußerst lehrreich, mit einem Kaisermanöver eine kriegsmäßige Sanitätsübung zu verknüpfen, etwa in der Weise, wie die kriegsmäßige Verpflegungsfrrm für einen bestimmten Truppenteil, und zwar in der vollständig feldmäßigen Form.

Um die Kaisermanöver gleichzeitig zu einer Leistungsprobe für die Eisenbahnabteilung und die Eisenbahnbehörden des Manöverlandes zu benützen, bleibt der Zeitpunkt des Manöverschlusses und die Gruppierung der Truppen an demselben vollständig dem Verlaufe der Operation überlassen. Aufgabe der Eisenbahnabteilung wird es dann, den geharnischten Menschenknäuel zu entwirren und — soweit nicht für einzelne Teile Märsche in Frage kommen — mit der Eisenbahn den Standorten zuzuführen. Die Eisenbahnabteilung und die Bahnbehörden haben musterhaft gearbeitet. Am 13. September um Mittag schloß das Manöver; bereits am Abend gingen kleinere Transporte ab, mit dem Morgengrauen des 14. September die größeren und am Mittag dieses Tages befanden sich rund gegen 100 000 Mann auf der Achse; eine geradezu als vorbildlich zu bezeichnende Leistung.

Noch ein kurzes Wort über die den Manövern vorausgehende« Kalserparaden. Fach- und Tagespresse bringen immer Erörterungen hierüber. Radikalisten bezeichnen den Parademarsch und die Parade als überflüssig. Sie gehen damit entschieden zu weit; denn die früher einmal vorhanden gewesene zu starke Betonung des Parademäßigen ist längst auf dasjenige Maß zurückgeführt worden, welches dem Parademarsch als Mittel zum Zweck zukommt. Vom ersten Uekrutentagc an wird an dem ungeschickten, manchmal auch unbotmäßigen Körper des jungen Soldaten gearbeitet, um ihm Fasion zu geben, seine Glieder dienstwillig und den Mann zum Herrn seines Körpers zu machen. Energie gegen sich selbst ist das erste Ergebnis der Übungen des Parademarsches. Diese Energie aller einzelnen, die beim parademäßigen Vorbeimarsch einer Truppe das Ganz« bilden, in aller Fülle unter e i n Gebot zu stellen, ist das erzieherische Resultat des Parademarsches. Die Disziplin einer Truppe, die aus sicherster Beherrschung des Körpers und des Willens besteht, kann bei keiner Ererziermanipulation so zutage treten, wie beim Parademarsch. Ein Einwurf: Die Truppe soll auf dem Gefechtsfelde nichts wieder von dem abstreifen, was sie auf dem Ererzierplatze erlernte. Gewiß, mit dem Parademarsch wird kein Feind ins Verderben marschiert werden, aber die eiserne Disziplin, die einer Truppe durch den Parademarsch anerzogen ist, wird ihre Früchte tragen. Der Parademarsch ist eben nicht Selbstzweck, sondern Mittel. Was nun aber die Verurteilung der Parade selbst, dieses militärischen Schauspiels, anlangt, so übersehen ihre Gegner doch eine Anzahl von Imponderabilien. Abgesehen davon, daß überhaupt nur bei Kaisermanövern die Zusammenzlehung von ganzen Armeekorps vorkommt und somit die einzige Möglichkeit geboten wird, eine Korpsparade zur Vorführung zu bringen, darf man doch auch der Bevölkerung

ein gewisses Anrecht auf dieses Schauspiel nicht absprechen. Je mehr, dank der allgemeinen Wehrpflicht, unser Heer ein Volksheer im wahrsten Sinne des Wortes geworden ist, desto mehr wächst das Interesse an ihm und der Anspruch der Allgemeinheit darauf, sich auch von seinen Leistungen und seinem Zustande überzeugen zu können. In diesem in jedem Manöverjahre und in allen jeweils in Betracht kommenden Distrikten hervortretenden Wunsche der Bevölkerung liegt ein ganz unschätzbar wertvolles Moment germanischen Wesens und patriotischer Gefühlsäußerung, das unserem Volke zu erhalten und in ihm zu beleben auch fernerhin eine Nebenaufgabe der Heeresleitung sein und bleiben muß.

Alles, Parade und Manöver, Friedensdienst und Kriegsprobe, arbeitet ja nur auf ein Ziel hin, auf die Erhaltung des Friedens hinter dem schimmerndn Wehrschirm der Armee. Nur unter seinem Schutze kann unser Kultursystem weiter aufwärts gehen. Zu der Mitarbeit der Armee hierbei gehört aber, gerade weil sie dem Frieden dienen will, die Vorbereitung auf den Kampf und auf die Schlacht, die nicht ein isolierter mechanischer Vorgang, sondern ein gewaltiger Akt menschlicher Seelentätigkeit ist, in welchem die Kultur, der Charakter und die ganze Entwicklung der beteiligten Völker eine wichtige kausale Rolle spielen.

Friedrich von Hindersin,
kaiserlicher Landgerichtsrat a. D.:

Zur Aufhebung und Änderung der Freiheitsstrafen.

Ein Vorschlag für die Gesetzgebung.

Es werden immer mehr Stimmen laut, die sich gegen die Freiheitsstrafen erklären und eine stärkere Verwendung der Vermögensstrafen empfehlen. Es ist dies tatsächlich nur ein Zurückgehen auf frühere Verhältnisse, wie denn beispielsweise das altgermanische Recht im allgemeinen nur Vermögensbußen kannte, das Wehrgeld oder „Werigeld", — so insbesondere auch für Totschlag. Ich habe indessen nicht die Absicht, hier eine Historie der Geld- und Freiheitsstrafen zu geben, zumal ich das Gebiet nicht beherrsche. Aber ich halte es für sicher, daß gerade die historische Betrachtung ergeben würde, daß man die Freiheitsstrafen keineswegs immer als etwas Notwendiges oder gar Nützliches betrachtet hätte. Sie sind nur sehr allmählich aufgekommen und zwar der Hauptsache nach als Verlegenheitsbehelf.

Wenn sich nun in neuerer Zeit immer mehr Stimmen für bedingte Begnadi-

gung oder bedingte Verurteilung erklären, so liegt dies vor allem wohl daran, daß
man die Freiheitsstrafen beschränken möchte, weil man eben immer mehr zu er-
kennen anfängt, daß sie mehr schaden als nützen. Ganz unbedenklich sind übrigens'
diese bedingten Begnadigungen und Verurteilungen nicht. Denn zunächst ist es
schwer oder richtiger unmöglich, eine gleichmäßige Praris für ihre Anwendung
herbeizuführen. Und ferner wird der unbedingt Verurteilte es immer als eine
Ungerechtigkeit empfinden, daß er unbedingt, ein anderer aber bedingt verurteilt
wurde. Und wer will denn die Garantie übernehmen, daß nicht in Wahrheit
der unbedingt Verurteilte im Einzelfall der bedingten Verurteilung — also tat-
sächlich meist des Straferlasses — weit würdiger war als der nur bedingt Ver-
urteilte? Auch ist es mit dem späteren Wohlverhalten des bedingt Verurteilten
zuweilen eine eigene Sache. Der Begnadigte erfüllt wohl scheinbar die vor-
geschriebenen Bedingungen, aber die Nachbarn und Kenner sagen in ihrem In-
nern : „Er hat sich nur nicht erwischen lassen." —

Und trotzdem bin ich kein Gegner der bedingten Begnadigung und Ver-
urteilung, denn das eine Gute haben sie eben doch, daß sie die Freiheitsstrafen
wenigstens zum Teile beseitigen und zwar meist in den Fällen, wo diese ganz
besonders unangebracht und ganz besonders schädlich sein würden. Hebt man
freilich die jetzigen Freiheitsstrafen ganz auf und ersetzt sie durch Verbannung oder
Lermögensbuße, so sehe ich die Notwendigkeit der bedingten Verurteilung nicht
mehr ein.

Aus den letzten Worten geht schon hervor, daß ich die jetzigen Freiheits-
strafen — Zuchthaus, Gefängnis, Festung und Haft — beseitigen und durchweg
durch Verbannung und Vermögensbußen ersetzen möchte, und man wird zunächst
einwenden, daß das vielleicht als Gedanke „sehr schön", im übrigen aber gänzlich
unpraktisch und unmöglich ist.

Es ist aber keineswegs unmöglich, und ich bitte vonseiten des Lesers nur um
ein weniges an Geduld. Die Gefängnisse lassen sich eben nicht so ganz in der
Kürze umreißen. Aber mein Vorschlag ist durchaus praktisch und durchaus aus-
führbar, und gerade der kundige Praktiker wird mir das einräumen müssen, —
so sehr er ihn im übrigen auch als eine höchst unbequeme Neuerung verwerfen mag^

Räumen wir nun zunächst einige Steine aus dem Weg, über die der ?aie —
und vielleicht auch hier und da ein Jurist — gleich im Anfange stolpern könnte.
Und zunächst: ich habe von der Aufhebung der Freiheitsstrafen gesprochen.
Die Untersuchungshaft kommt also nicht in Frage, denn sie ist keine Strafe. Die
Untersuchungshaft bliebe bestehen.

Warum verhängt der Richter die Untersuchungshaft? Um die Flucht des
Übeltäters — ich wähle den altmodischen, aber umfassenden Ausdruck — zu ver-
hindern. Und dann vor allem, um zu verhüten, daß der Übeltäter die Spuren
der Tat verwischt, Zeugen beeinflußt und dergleichen mehr. Und um alles das
unmöglich zu machen, sehe ich allerdings kein anderes Mittel als die Haft, und ich

glaube nicht, daß die strafende Justiz dieses Mittel jemals wild entbehren können. — Ob aber die Untersuchungshaft heutzutage nicht viel zu häufig verhängt wird, >— insbesondere aus übergroßer Ängstlichkeit des Richters, damit der Übeltäter nur ja nicht davonläuft, — das ist eine andere Frage, die ich hier nicht erörtre. Also, die Untersuchungshaft bliebe bestehen.

Die Frage, die sich nun zunächst erhebt, wäre wohl die: Was geschieht mit den schweren Verbrechern, Mördern, rückfälligen Dieben, Brandstiftern und dergleichen mehr? Der Hauptgrund, warum man diese Leute jetzt einsteckt, ist einfach genug: Man sieht sie als gemeingefährlich an, und darum will man sie nicht frei umherlaufen lassen, man will sie vorläufig außer Kurs setzen, — um einen populären Ausdruck zu gebrauchen. Denn ihr bisheriges Verhalten rechtfertigt die Annahme, daß ihr freies Umherlaufen auch fernerhin die Allgemeinheit gefährden würde. Die Gesamtheit der Bürger vor so gefährlichen Elementen zu schützen, das ist der Hauptgrund, aus dem man sie einsteckt, und die anderen Zwecke der Strafe — also vor allem Abschreckung und Besserung — kommen entschieden erst in zweiter Reihe. Und diese Gründe sind durchaus zutreffend und unwiderlegbar, und ich bin durchaus der gleichen Ansicht: Man darf sie vorläufig nicht frei umherlaufen lassen.

Das ist denn auch durchaus nicht meine Absicht, und der Leser wird sich erinnern, daß ich nicht nur von Vermögensbußen, sondern auch von Verbannung gesprochen habe. Man verbanne diese Leute also in eine möglichst entfernte Kolonie, wo sie für uns gänzlich unschädlich wären. Das wäre dann tatsächlich auch eine Freiheitsstrafe, wenn auch in sehr vielem anders als jetzt, und ich komme auf das Nähere später ausführlich zurück. Man vergesse auch nicht, daß mein Thema lautet: Zur Aufhebung und Änderung der Freiheitsstrafen. — Ich will übrigens schon hier bemerken, daß nicht jeder Verbrecher — also nach heutigem Sprachgebrauch jeder, der mit Zuchthaus bestraft wird — in die Kolonien müßte. Nur wer zu mindestens zwei Jahren Zuchthaus verurteilt wäre, also zu zwei Jahren Verbannung, wie es nun hieße, — müßte nach meinem Dafürhalten diese Wanderung antreten. Denn nur in wirklich schweren Fällen liegt die Notwendigkeit des „Außerkurssetzens" vor. Die Verbrecher aber, die man mit minder schwerer Strafe belegte, blieben im Inland — wo und in welcher Welse, das wird sich aus dem Folgenden ergeben. — Der Prozentsatz der Verbrecher, die auf diese Weise in die Verbannung müßten, wäre übrigens äußerst gering. Ich habe keine Tabellen zur Hand, aber es ist ohne weiteres klar, daß es sich hier um eine verhältnismäßig geringe Minorität handelt. Lassen wir diese Minorität vorläufig aus dem Spiel!

In allen übrigen Fällen — wohl gemerkt, allen — hätte nun die Vermögensbuße an die Stelle der Freiheitsstrafen zu treten. — Aber warum bin ich in dieser

Weise gegen die Freiheitsstrafen? Denn wenn man etwas aufheben will, muß
man doch seine Gründe haben. Es könnte ja sein, daß die Gefängnisse eine nicht
nur notwendige, sondern sogar eine höchst nützliche Einrichtung wären. Man
könnte ja aufstellen, daß die Gefangenen körperlich und geistig gebessert das Ge-
wahrsam verließen, und daß der Staat finanziell einigen Vorteil von ihnen zöge.
Der letztere Grund ist allerdings unmöglich. Jedermann weiß, daß der
Staat mit den Gefängnissen durchaus kein Geschäft macht, und daß die Herren
Gefangenen dem Steuerzahler zur Last fallen. Ein kundiger Finanzmann würde
hier Gelegenheit zu einer höchst glänzenden Ausführung haben; ich selber muß
leider verzichten. Aber das bleibt sicher: finanziell genommen sind die Gefangenen
eins der schlechtesten Geschäfte, die der Staat jemals in die Hand nahm, und es
ist nicht abzusehen, wie sich das auch nur in der allerentferntesten Zukunft ändern
loll.
Aber ich weiß wohl, daß der geschäftliche Standpunkt hier nicht der durch-
schlagende ist, — wenngleich er immerhin doch auch mit in Betracht kommt. Wie
steht es denn nun mit der Besserung der Gefangenen in körperlicher und geistiger
Hinsicht?
Um es kurz heraus zu sagen: Von einer Besserung kann gar nicht die Rede
sein, und was die Gesundheit anlangt, so findet bei einigermaßen längerer Straf-
dauer eine geradezu erschreckende Verschlechterung statt: Schwindsucht und Geistes-
krankheit — und anderes mehr. Ja, diese Wirkungen dürften bei jahrekanger
Freiheitsentziehung geradezu die Regel sein, wenngleich sie nicht immer schon im
Gefängnis zutage treten, aber das Gefängnis legte den Keim. Das „Material"
— um diesen für Menschen freilich nicht sehr passenden Ausdruck zu gebrauchen
— wird also in höchst bedenklicher Weise verschlechtert, — was für den Staat
doch ganz unleugbar einen Verlust bedeutet.
Und wie kann das alles auch anders kommen? Man steht ja zwischen
Scylla und Charybdis. Einzelhaft? Die wirkt gesundheitlich am allerschäd-
lichsten, und man ist jetzt wohl allgemein zu der Überzeugung gekommen, daß der
„Ungebildete" sie nicht vertragen kann. — Man kann ruhig hinzusetzen: Und der
Gebildete auch nicht.
Beschäftigt man aber die Gefangenen zusammen, so gibt es auch hier Be-
denken. Wird das Schweigesystem auf das strengste durchgeführt, so ist das nicht
viel besser als die Einzelhaft. Und andererseits ist wieder der Verkehr zwischen
den Gefangenen keineswegs unbedenklich, denn einige räudige Schafe — will
sagen, verdorbene Elemente — sind immer da. Und gerade diese führen so leicht
das große Wort, und da moralische Verderbtheit gerade so leicht ansteckt wie eine
ansteckende Krankheit, so ist man von der Verbrecherschule nicht weit. Das ist
denn auch tatsächlich recht häufig der Fall, und man darf das den Gefängnis-
anstalten nicht so sehr zum Vorwurfe machen. Denn völlig verhindern läßt sich
der Verkehr zwischen den Gefangenen niemals. — Der Mensch ist nun eben ein

geselliges Tier, und nimmt man den Gefangenen die Geselligkeit, so wenden sie
— ich möchte fast sagen, aus Notwehr — jedes Mittel und jede List dagegen an.
Es widersteht mir — vielleicht mit Unrecht —, hier ein allzu abschreckendes
Bild zu entwerfen, das an einen Schauerroman erinnern könnte, aber ich fürchti,
ich fürchte, das Material dazu läge mindestens im Einzelfall vor. Jedenfalls
aber wäre es im höchsten Grade wünschenswert, wenn menschenfreundliche und
erfahrene Arzte — am besten solche, die dem Gefangenenwesen an sich ferne
ständen — zunächst einmal die gesundheitlichen Verhältnisse eingehend unter-
suchten und sich darüber vernehmen ließen. Es ist mir leider gar nicht zweifel-
Haft, daß sie sich dann über die ungünstigen Einflüsse der Gefängnisse recht energisch
äußern würden, und daß das Gesamtbild ein äußerst trauriges wäre, — traurig
genug, um auch die Gleichgültigen aus ihrer Gleichgültigkeit aufzurütteln.
Ich bleibe also dabei: Das Menschenmaterial wird in den Gefängnissen
verdorben, und das nicht nur körperlich, sondern auch geistig. Man kann den
menschenfreundlichen Bestrebungen, die in dieser Richtung gemacht werden, so viel
Sympathie entgegenbringen, als man will, aber Tatsachen sind nicht aus der
Welt zu schaffen. Und die Tatsache ist nun einmal die, daß die Leute nicht
moralisch gebessert, sondern verschlechtert herauskommen, — immer abgesehn
von einigen Ausnahmen, die die Regel bestätigen.
Und selbst diese Ausnahmen sind verdächtig. — Da fällt mir eine Episode
aus dem Copperfield von Charles Dickens ein, ebendemselben Dickens, der bei-
spielsweise sehr lebhaft für die Aufhebung der Schuldgefängnisse eintrat. Und
man fand das ganz unpraktisch und unmöglich — selbstverständlich, bis die Schuld-
gefängnlsse schließlich doch aufgehoben wurden. Und nun war es äußerst praktisch,
und man „hatte es immer gesagt". — Selbstverständlich! —
In dem genannten Roman nun kommt der heuchlerische Bösewicht Uriah
Heep vor — übrigens eine unvergeßliche Gestalt — und er kommt zuletzt ins
Gefängnis. Der Held des Romans besucht später dies Gefängnis, und nun wird
dieser Heep vorgeführt — als Mustertyp des gebesserten Sträflings — nach An-
sicht der Gefängnisbeamten, in Wahrheit aber noch um einiges verlogener und
schlechter als vorher. — Und so kann es bei den scheinbar Gebesserten nur zu leicht
sein. — Charles Dickens mag manchem heute etwas altmodisch vorkommen, aber
ein ganz vorzüglicher Menschenkenner war er darum doch. —
Was ist also die Wirkung der Gefängnisse?
Für den Staat eine starke Einbuße an Geld, ein sehr schlechtes Geschäft. Für
die Gefangenen zum allermindesten eine große Gefahr für Körper und Geist, eine
Gefahr, der sehr viele erliegen. Und das ist wiederum ein Verlust für den Staat
— und die Menschheit dazu. —
Ich muß — zögernd und nicht eben gerne — noch folgendes hinzusetzen:
Auf die Gefängnisbeamten wirkt ihr Beruf auch nicht gerade sehr günstig. Man

wußte im Mittelalter ganz gut, warum man den Henker und ähnliche Leute für unehrlich erklärte. Es ist eine böse Sache, immer mit Menschen umzugehen, die man sich gewöhnt hat, als moralisch minderwertig zu betrachten, und über die man eine ziemlich unbedingte Gewalt hat, — um ganz davon zu schweigen, daß einige Hausordnungen die Prügelstrafe vorsehn. Zum allermindesten liegt die große Gefahr vor, daß diese Beamten in „Herzenshärtigkeit" und Roheit verfallen. Nehmen wir an, daß die meisten dieser Gefahr entgehn. Aber Menschen sind die Gefängnisbeamten ja wohl auch.

Jedenfalls aber ist es höchst bedenklich, Gefängnisbeamte über Fragen wie die hier vorliegenden als klassische Zeugen aufzurufen. Denn sie haben ein entschiedenes Interesse daran, daß die Gefängnisse weiterbestehen, und es ist nur allzu begreiflich und natürlich, daß diese Beamten gern annehmen, daß ihre Wirksamkeit nur die allcrsegensreichsten Folgen hat. — Aber ich wiederhoke es: Ich denke gar nicht daran, diese Beamten als Personen anzugreifen, ich greife nur die Institution an.

Andererseits wäre es freilich höchst interessant, gerade diese Beamten zu hören. Denn Erfahrung haben sie ja denn doch. Und vielleicht daß gerade aus ihrer Mitte einer erstände, der das, was ich vorbringe, in noch weit eindringlicherer und beweglicherer Weise erläuterte und ans Licht zöge. Ein gewisser Mut wäre dazu freilich wohl nötig.

Ich will also, daß an die Stelle der Freiheitsstrafe überall die Vermögensbuße tritt. Dabei kommt natürlich fast alles auf das Wie an. Ich denke mir die Ausführung, wie folgt:

Nehmen wir an, eine beliebige Person würde jetzt zu einer Woche Gefängnis verurteilt, etwa wegen Schlägerei. Statt dessen würde er in Zukunft zu dem Verluste seines halben Einkommens während einer Woche verurteilt. Wenn er also täglich 4 Mark Einkommen hätte, so wären das 14 Mark Geldstrafe. Man könnte auch wohl auf etwas höhere Strafe erkennen, vielleicht auf 28 Mark, weil die Unannehmlichkeit, die ein Tag Gefängnis bringen würde, hier wohl höher einzuschätzen wäre als 2 Mark.

Aber woher erfährt man das Einkommen? Das ist sehr einfach. Man erfährt es durch die Steuerbehörde, die bekanntlich alles weiß. Und diese Behörde triebe dann auch die Strafe ein und zwar mit der Steuer zugleich, also im allgemeinen vierteljährlich. Geringere Strafen könnten sehr wohl auf einmal eingezogen werden, bei höheren dürfte man freilich die Zügel so straff nicht anziehn. Wäre also jemand zum Verlust des halben Einkommens während eines Jahres verurteilt, so würde man die Einziehung besser auf zwei Jahre verteilen. Sein Einkommen würde also während zwei Jahren um ein Viertel gekürzt. — Alles Weitere wären Detailfragen.

Angenehm wäre eine solche Kürzung nun unzweifelhaft nicht, aber das soll sie auch gar nicht sein. Ich verwahre mich ausdrücklich dagegen, daß ich irgendwie beabsichtige, der Strafe ihren abschreckenden Charakter zu nehmen. Strafen sollen abschrecken und empfindlich treffen, sonst sind sie keine Strafen. Hier aber wird der Übeltäter an seinem Portemonnaie getroffen, einer bekanntlich äußerst empfindlichen Stelle, und die vierteljährliche Zahlung mahnt ihn immer wieder in der peinlichsten Weise. Das ist auch eine Besserungsmethode und zwar eine wirksame, wenn auch durchaus nicht sentimental. Und doch wird trotz all dieser Unannehmlichkeiten der Übeltäter, wenn man ihn vor die Wahl stellte, die Geldstrafe der Freiheitsstrafe vorziehen. — Von Vagabunden und ähnlichen Leuten, die allerdings das Gefängnis vorziehen würden, spreche ich später.

Es gibt nun aber sehr viel Leute, die kein Einkommen haben. Wie setzt man die Strafe für diese fest? — Auch diese Frage ist mit biblischer Einfachheit zu lösen. „Bei Personen, die kein Einkommen haben, wird als tägliches Einkommen 2 Mark angenommen." Die halbe Einkommensstrafe betrüge also hier für den Tag eine Mark.

Ich habe bei dem oben Gesagten immer mit einer relativen Geldstrafe gerechnet, die sich nach dem Einkommen regelt, nicht mit dem jetzt herrschenden „starren System", wo stets auf feste Strafen, also von 1 Mark aufwärts, erkannt wird. Aber das bestehende System ist ungerecht, denn 3 Mark Geldstrafe bedeuten für den einen den Verlust eines Tagelohns und für den andern so gut wie nichts. Es ist ja gewiß richtig, daß auch bei den heutigen Verhältnissen der Richter auf die Vermögenslage des Bestraften Rücksicht nimmt, aber er kann es selbst beim besten Willen nur in höchst ungenügender Weise. Die Steuerbehörde aber weiß ohne weiteres Bescheid, und es versteht sich von selbst, daß ihre Festsetzung des Einkommens in derselben Weise für die Festsetzung der Strafe zu gelten hätte wie für die Steuer.

Man kann nun allerdings hier einwenden, daß bei diesem System ein Milliardär als Einkommensverlust eines halben Tages — vielleicht für eine ganz geringfügige Übertretung — eine ganz unmäßige Summe zu entrichten hätte. Darauf könnte man zunächst bemerken, daß sehr begüterte Leute ganz ungemein selten mit den Strafgesetzen in Konflikt kommen, und daß sie sich eben in acht zu nehmen hätten. ‚M»,dsat sidi" und so weiter! Ich bin aber so schroff nicht und gebe zu, daß in einzelnen und seltenen Fällen — ich bitte aber dies „einzeln" und „selten" zu unterstreichen — in der Tat eine Härte vorliegen könnte. Indessen — Härten und Kanten hat jedes Gesetz und jede allgemeine Bestimmung. Die Vermögensbuße des halben Einkommens würde beispielsweise auch einen Arbeiter, der acht Kinder und seine Mutter zu erhalten hätte, ganz unverhältnismäßig härter drücken als einen völlig allein stehenden Ledigen, und der Richter könnte wohl nicht immer auf diese Verhältnisse volle Rücksicht nehmen. — Zur Be-

seitigung von solchen Härten ist aber der Gnadenweg da, und er ist von jeher dazu dagewesen. —

Wenn man nun auf die bezeichnete Weise vorginge, so würden nach meinem Dafürhalten ganz unzweifelhaft mindestens 60 Prozent der Verurteilten ihre Strafen bezahlen. Der Staat machte also ein recht erträgliches Geschäft, die Einziehung durch die Steuerbehörde wäre bequem, und die Erhebungskosten wären gering. Wären aber statt dessen nach dem früheren System die üblichen Freiheitsstrafen ausgesprochen, so würde der Staat statt jedes Gewinnes ein höchst erhebliches Minus zu buchen haben, und hier möchte ich wiederum einen Finanzmann herbeiwünschen, um dies Minus in recht augenfälliger Weise zu beleuchten. — Ich will übrigens noch das eine betonen, was sich bei der Eintreibung der Geldstrafen schon jetzt und alle Tage herausstellt. Die Strafen werden von sehr vielen Leuten bezahlt, von denen man annehmen sollte, daß sie durchaus nicht zahlen können. Aber sie wollen eben nicht „sitzen", und da wird das Geld doch aufgetrieben. — Und so würde es selbstverständlich auch hier gehn.

Aber immerhin blieben etwa 40 Prozent der Verurteilten übrig, die nicht zahlen könnten — oder nicht wollten, wie der Kenner hinzusetzt. Zu den letzteren gehören insbesondere Vagabunden, Bettler und ähnliches. Was geschieht nun mit diesen 40 Prozent?

Wir müssen diesen Rest von 40 Prozent zunächst in zwei Klassen einteilen, in solche, die „übel beleumundet" sind, und in die andern. Das Gericht hätte bei jeder Verurteilung sich darüber schlüssig zu machen, ob der Verurteilte „übel beleumundet" ist. Es ist nach den Akten dazu sehr wohl in der Lage, und die,c Erklärung dürfte nur den Gerichten zustehn, weil eben nur die Gerichte unabhängig und von allen Beeinflussungen, auch politischen, frei sind.

Die Strafvollstreckungsbehörde könnte nun — ich sage, sie könnte, sie müßte also nicht — die „Übelbeleumundeten" nach Rechtskraft des Urteils ohne weiteres in ein Arbeitshaus stecken, wo sie ihre Geldstrafe abzuarbeiten hätten. Arbeitshäuser bestehen bekanntlich schon jetzt und sind hauptsächlich mit Landstreichern, Bettlern und Prostituierten besetzt. Diese Leute würden wohl auch in Zukunft die Arbeitshäuser der Hauptsache nach bevölkern, doch würde noch mancher andere „Übelbeleumundete" dazukommen.

Die Verurteilten müßten natürlich Lohn für ihre Arbeiten beziehen, wobei wohl 2 Mark als Mindestlohn einzusetzen wäre. Eine Mark des Tagesverdienstes ginge zunächst auf die Strafe, eine weitere Summe wäre für Wohnung und Beköstigung anzurechnen. Aber unzweifelhaft müßte der Tageslohn für manche Arbeiten höher berechnet werden als 2 Mk., so daß für den Sträfling ein Überschuß verbliebe, wie sich ja auch jetzt die Sträflinge zuweilen gar nicht unerhebliche Überschüsse erarbeiten. Mit diesen Überschüssen könnte sich aber nach dem neuen System der Sträfling von einem Teile der Strafe befreien, denn man darf niemals vergessen, daß er ja nur zu Geldstrafe verurteilt ist, und der Staat würde kaufmännisch

äußerst töricht handeln, wenn er nicht jede Teilzahlung mit Vergnügen annähme. Hier liegt also wiederum eine große Erleichterung der Strafe gegen früher; der Sträfling könnte sich durch Fleiß einem Teile der Strafe, richtiger einem Teile der Abbüßung im Arbeitshause entziehen. Es wäre eine Prämie des Fleißes, und im Fleiße liegt Besserung.

Ich kann hier nicht näher auf die Arbeitshäuser eingehen. Sie sind wohl in manchem verbesserungsbedürftig, und vielleicht daß die Einrichtungen des Pastors von Bodelschwingh hier die allersorgsamste Beachtung verdienen. Genug, daß nur „Übelbclcumundete" in diese Anstalten zu bringen wären, und daß auch dies« sich jederzeit durch Zahlung ganz oder teilweise von dem Arbeitshause befreien könnten. —

Damit wäre für die „Übelbeleumundeten" gesorgt! Was nun an Zahlungs-unfähigen noch übrig bliebe, das könnte man höchstens auf 20 Prozent aller Ver-urteilten schätzen. Dieser Rest wäre nicht übel beleumundet, und es würden der Hauptsache nach Leute sein, die wegen irgend einer Dummheit bestraft wären und die nicht zahlen könnten.

Aber zunächst: Eine große Hauptsache wäre schon erreicht. Die Trennung der unverdorbenen von den verdorbenen Elementen. Das ist es ja gerade, was heute so schwer und so schmerzlich vermißt wird, und was die Gefängnisse so äußerst gefährlich macht: diese Mischung der ganz verdorbenen Elemente mit den besseren. — Ich weiß ja wohl, daß man eine solche Trennung auch heut schon versucht, aber sie ist nach heutigem System ganz und gar nicht durchzuführen, — wie ich schon andeutend bemerkte. Hier aber wäre sie durchgeführt. —

Diesen besseren Rest also von etwa 20 Prozent müßte man dazu anhalten, in staatlichen „Beschäftigungshäusern" täglich etwa 8 Stunden zu arbeiten.

Der aufmerksame Leser wird hier leicht den Verdacht schöpfen, daß diese „Beschäftigungshäuser" nicht viel anders sein würden als die heutigen Gefäng-nisse. Aber sie sollen etwas durchaus andres sein. Die Leute sollen täglich ihre 8 Stunden arbeiten, sonst nichts. Daß dies in einem bestimmten Hause geschieht, ist bei jeder Fabrik und jeder Anstalt ebenso. Im übrigen aber wären sie freie Leute und könnten wohnen und essen, wo sie wollten. Es ist selbstverständlich, daß von Gefangenenkleidung und dergleichen nicht die Rede sein könnte.

Die Umstände würden nun allerdings dazu führen, daß man ihnen die Mög-lichkeit geben müßte, im Beschäftigungshause selber zu wohnen und zu essen, weil sie es dort am billigsten haben könnten. Aber das müßte natürlich in ihrer freien Wahl stehen, und sie könnten natürlich auch in diesem Falle außerhalb der Arbeits-stunden die Anstalt verlassen. Sie würden auch dann nicht anders dastehen als Tausende von Angestellten, die gezwungen sind in der Anstalt zu wohnen.

Dieser bessere Rest nun würde wohl kaum aus sehr guten Arbeitskräften bestehn, denn die guten Arbeitskräfte haben meistens auch guten Lohn und würden ihre Strafen bezahlen können und wollen. Es würden also wohl zum einen Teil

gebrechliche Leute sein, zum anderen Teile solche, die ihre Arbeitskräfte nicht verwenden können wegen Überfüllung des Marktes und dergleichen. Sie müßten nun „angemessen" beschäftigt werden, denn eine Vorschrift in diesem Sinne wäre notwendig, und ich gebe zu, daß die Aufgabe des Vorstehers nicht ganz leicht sein würde. Als Arbeitslohn müßte man wiederum mindestens 2 Mark täglich rechnen, — obgleich der Wert der Arbeit wohl häufig geringer wäre, — und i Mark hiervon würde auf die Strafe zurückbehalten. Daß der Staat mit diesen Anstalten ein Geschäft machen würde, ist äußerst unwahrscheinlich, aber man bedenke erstens, daß es sich um einen geringen Prozentsatz handelt' und daß zweitens nach dem System von heute die Sache nicht anders ist. Ja, der Staat hat nach dem heutigen System viel höhere Ausgaben für diese Leute zu betätigen, weil jetzt die Kosten für das Bewachungspersonal hinzukommen, Kosten, die in den Beschäftigungshäusern so gut wie fortfielen.

Eine Arbeits- und Hausordnung müßte natürlich auch in diesen Beschäftigungshäusern vorhanden sein wie in jeder Fabrik auch. Und wer sich in grober Weise gegen diese Ordnung verginge, der könnte durch eiligen Beschluß des Amtsgerichtes des Ortes zur weiteren Verbüßung in das Arbeitshaus geliefert werden. Denn ein energisches Straf- und mehr noch Drohmittel dürfte allerdings unerläßlich sein. Ich glaube indessen nicht, daß solche Fälle irgendwie häufiger vorkommen würden. Das Arbeitshaus ist sehr gefürchtet, und das ist in diesem Falle kein Unglück.

Und schließlich möchte ich noch einmal hervorheben, daß diese Beschäftigung in der Anstalt — mit der freien Bewegung in den Freistunden — durchaus nichts Entehrendes an sich hätte. Das ist aber bei den jetzigen Gefängnisstrafen leider Aur allzu sehr der Fall, und Pharisäertum und moralischer Hochmut machen sich jetzt nur allzu sehr gegen alle breit, die einmal „gesessen" haben. Und das ist nicht nur in den höheren, das ist gerade auch in den unteren Ständen der Fall. Der Verständige wird freilich über dies Pharisäertum die Achseln zucken und den englischen Ausdruck: ,.«nit" vor sich hinmurmcln, aber damit ist in der Sache nichts geändert. — Fürst Bismarck sagte zwar einmal humoristisch: „Ja, wer hätte denn nicht schon einmal Gefängnis gehabt?", und ich glaube, daß das geschah, als die Ultramontanen »hm die Freiheitsstrafen ihrer Geistlichen im Kulturkampf vorhielten. Aber diese Höhe der Anschauung ist keineswegs allgemein verbreitet.

Alles, was ich bisher vorgeschlagen habe, ist ausführbar, durchaus praktisch ausführbar, aber die Praktiker werden folgenden Einwand erheben: Bei diesem System werden sich sehr viel Verurteilte, — insbesondere aber die zu hohen Nermögensstrafen Verurteilten — der Strafe durch die Flucht entziehen, sie

werden „durch die Lappen" gehen, um einen nicht ungewöhnlichen Ausdruck ;u
gebrauchen.
Zwar für die „Übelbeleumundeten" ist gesorgt. Die sitzen im Arbeitshaus,
wo für Bewachung ja das Nötige getan wird, und vorher werden sie wohl sämt-
lich in Untersuchungshaft gesessen haben. Hier würde die Sache nicht anders
stehen als jetzt. —
Der ganze Einwurf aber wäre sehr leicht zu entkräften, wenn man an die
Stelle des Wortes: „übel beleumundet" das Wort: „fluchtverdächtig" setzte.
Dann würden eben alle Fluchtverdächtigen ins Arbeitshaus kommen.
Aber gegen diese Änderung wehre ich mich ganz entschieden. Denn für
„fluchtverdächtig" kann man so ziemlich jeden erklären und zwar mit ganz er-
träglichen Gründen. Dann kämen Leute ins Arbeitshaus, die ganz und gar nicht
dahin gehörten, und der Teufel wäre durch Beelzebub vertrieben. — Und es
würde mir auch nicht gefallen, wenn man für die nur „Fluchtvcrdächtigen" wieder
besonders versorgte, — was an sich ja ginge.
Ich würde es vielmehr ruhig hinnehmen, wenn einige Übeltäter davonliefen,
mit andern Worten, wenn sie sich durch Selbstverbannung der gegen sie erkannten
Strafe entzögen. Denn das ist es doch: Sie wählen die Selbstverbannung statt
der Strafe.
Und nun denke man zunächst einmal an Athen und Rom, wo man sich in
den meisten Fällen sogar der Todesstrafe dadurch entziehen konnte, daß man die
freiwillige Verbannung wählte. Ich verlange ja nicht, daß wir ganz so vornehm
denken sollen als die alten Griechen und Römer. Und ich denke auch selbst nicht
ganz so vornehm, und die Verhältnisse sind ja anders. Aber einer Geldstrafe in
mittlerer Höhe — also nach altem System einer Freiheitsstrafe von einigen
Monaten — können wir die Selbstverbannung aus der Heimat wohl gleich,
setzen. —
Bei Verurteilten, die Vermögen im Inland« haben, könnte man übrigens
rechtzeitig auf dies Vermögen Beschlag legen, natürlich nur vorläufig, — damit
sie es nicht versilbern und davon gehen.
Wenn aber vermögenslose Personen „durch dieLappen gingen", so bestände ein«
nur allzu begründete Hoffnung auf Wiedersehn. Die Zeiten sind vorbei, wo man
in Amerika jede vermögenslose Person gänzlich unbesehen annahm. Und unser«
Nachbarstaaten schieben wie alle zivilisierten Nationen vermögenslose Ausländer
mit großer Schnelligkeit wieder ab, auch wenn diese Personen sich durchaus nichts
Besonderes zu schulden kommen ließen. Die Abneigung gegen vermögenslose
Ausländer ist eben ganz allgemein. — Man würde also einen Teil dieser Ver-
urteilten wiedersehen.
Und nun kämen sie ohne weiteres ins Arbeitshaus. Denn wer in dieser Weis«
vor der Strafe davonlief, den kann man wohl als „übel beleumunder" be-
zeichnen.

Wir müssen nun schließlich zu den Verbrechern zurückkehren, die wir ein
wenig aus dem Auge verloren haben. Das waren also die Übeltäter, die nach
dem neuen System mit Verbannung nicht unter zwei Jahren bestraft würden,
was nach heutigem Recht einer Zuchthausstrafe von nicht unter zwei Jahren
gleichkäme. Wir wollten sie in unseren Kolonien unterbringen, denn wozu haben
wir am Ende unsere Kolonien?
Ein besonderer Anspruch auf gesundes Klima wäre nicht zu erheben. Unsere
Kaufleute und Soldaten gehen am Ende auch in die Kolonien und nehmen die
Gefahr der Gesundheitsverschlechterung auf sich, und das müßten die Herren Ver-
brecher eben auch tun! Sie müßten diese Gefahr als eine unangenehme, aber
notwendige Nebenfolge der Strafe hinnehmen, und angenehm sollen ja Strafen
überhaupt nicht sein. Es versteht sich indessen von selbst, daß man bei den Straf»
lingen dieselben Vorsichtsmaßregeln gegen das Klima anwendete wie bei den an-
dern auch. Und damit genug! Es hat wirklich keinen Zweck, hier sentimental zu
werden, — um so weniger, als ich ja bereits ausführte, daß unsere inländischen
Gefängnisse keineswegs gesund sind.
Man denke aber nicht, daß ich nun an den Bau von größeren Zuchthäusern
dächte oder an etwas, das einem Bagno auch nur entfernt ähnlich sähe. Ich denke
Vielmehr an eine Art Plantagenwirtschaft mit kleinen Hütten als Wohnungen
und einer keineswegs großen Bewachung, — mehr Arbeitsaufseher als Gefängnis-
aufseher. Eine Militärabteilung könnte ja zu aller Sicherheit in der Nähe
sein. Wie man aber die Sträflinge beschäftigen sollte, das wäre eine Frage der
Zukunft. Daß es möglich ist, sie zu beschäftigen und zwar in gewinnbringender
Weise, das halte ich für über allen Zweifel erhaben. Aber selbstverständlich müßte
ein praktischer Mann da sein, der das Nötige in die Wege leitete. Und vor allem
einer, der zu wollen verstände. Denn von denen, die nicht wollen und die sich
bei jedem praktischen Vorschlag hinter der bequemen Ausrede verstecken: „Praktisch
völlig unmöglich", — von der Sorte hätten wir ja gerade genug.
Und was die Behandlung der Sträflinge anlangt, so verlange man zwar
Arbeit von ihnen, anstrengende Arbeit, aber sonst nicht viel. Und wenn die
Frauen der Gefangenen sie begleiten wollten, so sollte man das in jeder Weise
begünstigen, und man wird auch für die Frauen Beschäftigung finden können.
Und wenn sich die Unverheirateten drüben verheiraten, um so besser! Was bessert
denn solche Menschen am leichtesten? Ein völlig verändertes Leben, Arbeit, —
möglichst gesunde Arbeit in freier Luft — Familienleben und, wenn möglich,
Umgang mit Besseren. Von all diesen Mitteln hat man bisher nur sehr wenige
angewendet.
Ich bin am Ende und fürchte beinahe, ich bin zu kurz gewesen. Man hätte
ja großes historisches Geschütz auffahren können — ohne allzu große Anstrengung,

und unendlich viele Gesetzesparagraphen zitieren, beinahe ohne jede Anstrengung. Aber ich wollte mich nicht nur an Gelehrte und Juristen wenden, die sich das alles ja leicht hinzudenken können, ich wollte mich an alle wenden, denn es ist eine Frage, die alle berührt, eine soziale Frage, um das Wort denn auch einmal zu brauchen, eine Frage der Menschheit — ich glaube es ohne Übertreibung sage« zu können. In Einzelfragen kann man ja vielfach anderer Ansicht sein, manche Detailfragen sind absichtlich nicht berührt, um die Klarheit des Bildes nicht zu gefährden, es sind nur die Umrisse eines Systems, aber doch ein System. Und nun möge das Ganze für sich sprechen, und der Verständige möge es nicht darum verachten, weil ich die großen Worte vermieden habe. Auch die großen Worte wären zu haben gewesen.

Freilich: Der Widerspruch wird kaum ausbleiben. Da wird man — gleichsam auf der rechten Seite — von Gefährdung der Autorität des Staates reden, — der wohl selten weniger gefährdet war als in diesem Falle, — da wird man — gleichsam auf der linken Seite — von allzu viel Zwangsarbeit und von ungesundem Klima sprechen. — Nun, gleichviel, wenn nur .... aber wie sagt doch Goethe:

„Ihr Vernünftigen, seid mir in die Mitte gestellt!"

Prof. Ignaz Goldziher:

IV. Internationaler Kongreß für Religionsgeschichte.

(9.—13. September 1912 in Leiden.)

Man darf Religionswissenschaft nicht mit Theologie ver>wechseln. Während das Objekt der letzteren durch eine bestimmte historische Religionsform begrenzt wird, auf die ihre Forschung gerichtet und durch deren Voraussetzungen sie selbst in ihrer freiesten Entfaltung bedingt ist, steckt erster? als ihr Problem die Religion als eine allgemeine Erscheinung des Seelenlebens der Menschheit aus, in deren Entwicklungsgang sich die historischen Konfessionen einordnen. Die Aufzeigung der Tatsachen dieses Entwicklungsganges, von dem ersten Auftauchen des religiösen Triebes bis zu seinen reifsten Betätigungen, der Nachweis der Gedanken und Formen, in denen jene der Menschheit eigene Emotion auf den verschiedenen Stufen ihrer Entfaltung in den verschiedenen ethnischen Kreisen zum Ausdruck kommt, die Erforschung der psychischen, ethischen und sozialen Faktoren, durch welche jene Ausdrucksformen in ihren zahlreichen Varietäten hervorgerufen werden, die Ergründung der Gesetzmäßigkeit und endlich der Gesetze selbst, die in diesem weiten Gebiete des Seelenlebens walten: alles dies bildet die Aufgabe der Religionswissenschaft. Schon

diese flüchtige Übersicht über den Kreis, den diese Aufgaben umschließen, rechtfertigt die Erweiterung ihrer Benennung als verg leich en d e Religionswissenschaft, wie die Engländer gerne sagen: Oomparative Iteli^inu».

Ohne diese Benennung zu gebrauchen, haben die großen Philosophen, in Deutschland besonders Schelling und Hegel, den Gesetzen der Religionsentwicklung in ihren fortschreitenden Erscheinungsformen nachgeforscht und sie in den Zusammenhang ihrer Systeme gesetzt. Sie arbeiteten jedoch im Verhältnis zu dem Reichtum des in Betracht kommenden Tatsachenkreises mit beschränktem Material. Die durch die indogermanische Philologie zur Verfügung gelangende Kenntnis von den Religionen der Verwandten der Griechen und Römer, die aus ihren Gräbern emportauchenden Dokumente der ägyptischen und babylonischen Vorzeit und die fortschreitende Sicherheit ihrer philologischen Deutung, ferner die immer mehr sich ausweitende Kenntnis der religiösen Gedanken und Riten der sogenannten Naturvölker (Primitiven) haben den Horizont bis dahin erweitert, daß von einer vergleichenden Religionswissenschaft ernstlich die Rede sein konnte.

Mar Mü ller, ein Schüler Schellings, hat, durch dessen Vorlesungen über den Ursprung der Mythologie beeinflußt, im Zusammenhang mit der vergleichenden Sprachwissenschaft auf die Bedeutung einer vergleichenden Religionswissenschaft hingewiesen und dieselbe als von der Theologie verschiedene und unabhängige Wissenschaftsdisziplin in zahlreichen Werken begründet, in denen er, im Anfang vornehmlich im Anschluß anAdalbertKuhn, allerdings mit Blicken auf die außerindogermanischen Erscheinungsformen, von der Vergleichenden Mythologie und der Vedenforschung ausging, um in späteren Werken, besonders in seinen Glasgower Vorlesungsreihen (1889—92) „Natural NeliSou«, „rbMeal IleüSon", .^utliropoloßioal Nelißion", „Ldeosopd.?, or ps^etwloßieal Nelj^iou" das Problem der Religionsentstehung- und Entwicklung in ethnologischem und philosophischem Sinne zu erfassen.

Man hat seither die philologische Methode M. Müllers in der Erklärung der Mythologie vielfach abgelehnt (Andrew Lang war ihr heftigster Bekämpfer), auch seine psychologische Motivierung des Ursprungs der Religion („das Innewerden des Unendlichen", »eu»e ot intwite) hat nicht viel Zustimmung gefunden. Man spricht jetzt nicht mehr viek von den Sonnen-, Mond- und Wettermythen; an ihrer Stelle sind in den epochalen Werken Edward Tylors, Frazers und derer, die in ihren Wegen wandeln, auf diesem Gebiete die Termini Totemismus, Animismus, Pandämonismus u. a. geläufig geworden. Aber unleugbar hat Mar Müller den Anstoß dazu gegeben, daß — gleichgültig auf welchen theoretischen Grundlagen — die vergleichende Religionswissenschaft im Anschluß an die Ethnographie als selbständiger Wissenschaftskreis behandelt und anerkannt wird. Wie M. Müller, als Philologe, auch in der Religionsforschung zumeist mit den in religiösen Literaturen verdichteten Äußerungen des religiösen Triebes arbeitete, so hat er auch für dies

Forschungsgebiet in dem bändereichen „8»l:re<l UooK» nl tI»o V»»t", dns
er mit Hilfe der kompetentesten Fachmänner schuf, ein Quellenrepertorium ge-
boten, neben dem frühere Versuche dieser Art als armselige Zwerggestalten er-
scheinen. Nicht minder bahnbrechend hat er anch für die äußere Anerkennung
und die Nutzbarmachung der von ihm angebahnten Bestrebungen für die all-
gemeine Bildung gewirkt. Die vergleichende Religionswissenschaft wurde bald,
namentlich in England und Amerika, ein bevorzugtes Thema zahlreicher Serien-
lectures, durch die die Resultate der Religionswissenschaft und die Überzeugung
von ihrer Wichtigkeit in das allgemeine Bildungsbewußtsein eingedrungen sind.
Es war seine Anregung, durch die die Trustees der 1849 errichteten und im
Sinne kirchlicher Theologie verwendeten Stiftung Robert Hibbert's dazu be-
stimmt wurden, dieselbe seit 1878 für Vorlesungen über allgemeine Religions-
wissenschaft zu verwenden, eine Verfügung, die die stattliche Reihe der auch im
Druck erschienenen Hibbert-Lectures zunächst von Mar Müller selbst (über in-
dische), von ?e Page Renouf (über ägyptische), von Montefiore (über israelitische
Religion), von Knenen (über Weltreligion und Volksreligion), r>on Rhys Davids
«über Buddhismus), von Renan (über die letzten Zeiten des römischen Heiden-
tums) u. a. im Sinne wissenschaftlicher Rcligionsbetrachtung hervorrief. Diese
Vortragsreihen erweisen ihre Tendenz auch schon in ihren Titeln: „Ursprung und
Wachstum der Religion, illustriert durch die Religionen von Indien usw." Also
die Darstellung der Einzelreligionen soll das Versuchsobjekt sein, von
dessen speziellen Erscheinungen man zu den allgemeinen religionswissen-
schaftlichen Erkenntnissen aufsteigen solle.
Diesem Beispiel schlossen sich auch andere Vorlesungszyklen über religiöse
Materien an. Ihnen verdanken wir in den Edinburgher Gifford-Lec-
tures ansehnliche Förderungen der Religionswissenschaft (ich brauche nur bei-
spielsweise Tieles in 2 Bänden erschienene grundlegenden Vorträge „Einleitung
in die Religionswissenschaft" aus den Jahren 1896 und 1898 zu nennen), in
den Burnett-Lectures (Aberdeen 1888—1891) das epochemachende Werk von
W. Robertson Smith ,.I^eture» nn tue Religion ot tlie Semite»", eine erste
Serie (fundamentale Institutionen), deren Fortsetzung durch den frühzeitigen
Tod des genialen Cambridger Professors unterbrochen worden ist.
In sehr intensiver Weise ist Amerika dem englischen Beispiel gefolgt.
Jenseits des vzeans hat durch die eifrige Bemühung des hervorragenden Assyrio-
logen, Professor MorrisIastrow in Philadelphia, dem wir eine den
Stand der modernen Wissenschaft in selbständiger Weise zusammenfassende Mono-
graphie des assyrisch-babylonischen Religionswesens verdanken, die Religions-
wissenschaft einen ehrenvollen Platz in den gelehrten Bestrebungen erhalten.
Innerhalb der ^meriean Orieutal 8ociet) vertritt «ine besondere Sektion die
Forschungen über allgemeine Religionswissenschaft. Dabei ist ein Oommittee
lnr I^eeture» on tde t?j»tnr^ nf Itelission» tätig, durch die Berufung kompe-

tenter Fachmänner au« Europa und Amerika, durch die planmäßige Veranstaltung
von Norlejungsserien an amerikanischen Hochschulen und wissenschaftlichen In-
stituten, eine den Anforderungen wissenschaftlicher Betrachtungsweise entsprechende
Kenntnis d,r religiösen Vorstellungen der verschiedenen Gruppen der Menschheit
in ihrem historischen Entwicklungeverlauf den gebildeten Klassen zugänglich zu
machen und dadurch aus der Vereinsamung der Studierstuben zu einem Element
der allgemeinen Bildung zu erhöhen.

Mit der Anregung des allgemeinen Bildungsinteresses ging die Würdigung
im höheren Unterrichtswesen, durch das jene Bestrebung erst einen Rechts-
litel erhalten konnte, Hand in Hand. Auf diesem Gebiete schritt Holland mit
gesunder Tatkraft voran. Das Universitätsgeseß vom Jahre 1878 stellte die
theologischen Fakultäten der holländischen Universitäten in den Dienst der all-
gemeinen Religionswissenschaft, wodurch dieselben von der Einschränkung durch
konfessionelle Interessen erlöst werden sollten. Zugleich wurde in Leiden der
erste Lehrstuhl für die Religionsgeschichte errichtet und mit einem der Bahn-
brecher dieser Nissenschaft, C. P. Tiele, besetzt, worauf die Vertretung dieser
Wissenschaft auch an den übrigen Universitäten Hollands folgte. Nicht lange
zögerte Frankreich, dem holländischen Beispiel zu folgen. 4879 konnte
das OoMße «1^ !>>,»i,< ^ auf dem neuerrichteten Lehrstuhl den geistvollen Albert
R 6 ville begrüßen, der für das durch ihn inaugurierte Wissensfach die treffende
Charakterisierung als tnsolnßie laique prägte. Ihm folgte auf ganz kurze Zeit
sein diesen Beruf mit Begeisterung erfassender, trefflicher Sohn Jean Rsville
und, nachdem dieser seinem Wirkungskreise jählings entrissen wurde, der in der
katholischen Kirche Frankreichs viel umstrittene Alfred Loisy. Außer diesem
Lehrstuhl des s'nUtzße 6e ^»nce wurde im Rahmen der 6cale pr»tic>ne tle»
Haute» Ntncl«»» an der Sorbonne eine t^tion 6Hi«tnire 6e» Religion»
eingerichtet, an der ungefähr zwanzig Lehrkräfte das Studium der großen Fragen
der Religionsgeschichte vertreten und die literarischen Dokumente des religiösen
Lebens der Menschheit interpretieren. Ein bedeutendes Hilfsmittel finden diese
wissenschaftlichen Bestrebungen in Frankreich an dem durch Emil Guimet
auf weiten Reisen erworbenen religionsgeschichtlichen Museum, das früher in
Lyon als Privatbesitz des Sammlers aufbewahrt, durch seine Munifizenz in den
Besitz des Staates überging, der diesem großartigen wissenschaftlichen Schatz eine
würdige Stätte im Trokadero errichtete, die zu den lehrreichsten Sehenswürdig-
keiten der französischen Hauptstadt gehört. Auch dies Museum ist durch die in
demselben gehaltenen zumeist populären Vorträge eine Lehr- und Verbreitungs-
stätte der Resultate der Religionswissenschaft. In Deutschland hat man sich
gegenüber der selbständigen Vertretung dieser Disziplin an den Universitäten lange
Zeit ablehnend verhalten. Neuestens hat jedoch die allgemeine Religions-
ge s ch i ch t e (sie ist in ihrem Wesen und ihren Zielen von der Religions wissen-
schaft nicht verschieden) Lehrstätten an großen Hochschulen Deutschlands errungen.

Berlin hatL e hman n aus Kopenhagen, neuestens Leipzig als den ersten Professor des neuerrichteten Lehrstuhls Söderblom aus Upsala berufen; zugleich ein Beweis für die Tatsache, in welch hervorragender Weise der Betrieb der Religionswissenschaft an den Hochschulen der nordischen Nationen gewürdigt wird. Ist ja auch nach Leiden selbst als Nachfolger Tieles der Däne Kristense« berufen worden.

Der lebendige Fluß der neuen wissenschaftlichen Bestrebungen wird auch in Zeitschriften, die denselben dienen, konzentriert. Neben den zahlreichen ethnographischen, theologischen und Missions-Zeitschriften, die ihr Augenmerk natürlich auch auf Fragen der Religionswissenschaft richten und ihr wertvolle Materialien liefern, entstehen nun Fachzeitschriften für die neuen Ziele. Im Schatten der Pariser Lehrstühle wurde die „Nevue 6e I'llistoire äe» Ileli^iou»" gegründet, die seit 1880 in je zwei Iahresbänden erscheint; in Deutschland dient seit 1898 das durch Th. Achelis begründete, durch weil. Albrecht Dieterich (Heidelberg) in die Bahnen der Usenerschen Philologenschule gelenkte Archiv fürReligionswissenschaft den Aufgaben der letzteren, die es noch besonders in den im Gefolge des Archivs ausgegebenen Beiheften durch wichtige Monographien fördert.

Nun kann sich als letzte Sanktion der selbständigen Geltung der Religionswissenschaft auch der Gedanke ihr gewidmeter periodischer Kongresse einstellen. Der Kongreßgedanke ist zuerst bereits 1897 aufgetaucht und seine Verwirklichung ist in einer Stockholmer Versammlung versucht worden, die jedoch der gestellten Aufgabe nur sehr mangelhaft entsprechen konnte. Erst durch die energische Initiative und Bemühung der Pariser Kreise ist er im Jahre 1900 unter dem Namen: Internationaler Kongreß für Geschichte derReligionen zur Tat geworden. Daß die Idee solcher Kongresse von vornherein mit der Ausschließung wie immer gearteter positiv-theologischer Tendenz verbunden war, kommt in den für dieselben entworfenen Satzungen zum Ausdruck, wonach die Verhandlung konfessioneller Stoffe von ihnen strenge fernzuhalten sei.

Man darf demnach diese wissenschaftlichen Versammlungen nicht mit einer anderen Art von Vereinigungen verwechseln, deren Anlaß nicht in objektiv wissenschaftlichen Interessen lag, sondern in dem praktischen Ziele einer Ausgleichung der durch die verschiedenen positiven Religionsbekenntnisse des ganzen Erdenrundes hervorgerufenen Gegensätze. Unsere Leser hören hier nicht zu allererst von der bei Gelegenheit der Weltausstellung 1893 nach Chicago einberufenen Versammlung, deren Tendenz durch ihre Benennung als Religionsparlament gekennzeichnet ist. Ihre Verhandlungen sind in ihren mehrere Bände fassenden Proceedings vereinigt und von Professor Bonnet-Maury, der an ihr als Vertreter des liberalen Protestantismus französischer Zunge persönlich

teilnahm, in übersichtlicher Weise resumiert worden. (I^e plirloiueilt öe« reliFion»
5 Otiieaßo, Nevue äe I'2i»t«iie äe» üklißiou», XXVIII. Bd./ auch in
Buchform.) ': ^ - I
168 Delegierte repräsentierten 10 historische Religionen und 15 verschiedene
Rassen und verhandelten durch 16 Tage (11,.—27. September) über die Stellung
ihrer Bekenntnisse zu den Grundfragen des religiösen, sittlichen und gesellschaft-
lichen Lebens und untersuchten die Bedingungen der Ermöglichung des von ihnen
allen ersehnten Zukunftsideals einer Universalreligion. Da kamen außer den
kirchlichen Autoritäten der auch im Westen vertretenen Religionsformen (auch
katholische Kirchenmänner aus Amerika nahmen daran Anteil) die Sprecher der
asiatischen Religionen (Brahmanen, Buddhisten verschiedener Nuancen, Kon-
futseaner, Tao'isten, Schinto'isten u. a.) zu Wort, um, im Grunde, in rationalisti-
scher Darlegung der Prinzipien ihrer Religionen als Apologeten für dieselben zu
wirken. Es sollten die gemeinsamen Gesichtspunkte sämtlicher konfessionellen
Varietäten herausgestellt, die Spitzen und Schärfen derselben abgeschliffen werden.
Es wurde recht viel geredet, gepredigt; aber es läßt sich freilich nicht nachweisen,
ob aus diesem Wettreden irgend ein praktischer Erfolg erwuchs oder ein solcher
angebahnt wurde. /
Es hat allerdings nicht an optimistischen Männern gefehlt, die das Religions-
parlamentswesen mit dem Chicagoer Versuch nicht als definitiv abgeschlossen be-
trachten, sondern dasselbe zu einer bleibenden Einrichtung gestalten wollten. Der
französische Abbs Victor Charbonel fand jedoch wenig Anklang mit seinem Ge-
danken, im Ausstellungsjahr 1900 einen zweiten Religionskongreß in Paris zusam-
mentreten zu lassen. Man kann in der Itevue dleue vom Jahre 1896 die Bescheide
lesen, die ihm auf sein diese Absicht kundgebendes Rundschreiben zugingen.
Wenige stellten dem geplanten Unternehmen ein günstiges Prognostiken. Selbst
die gegen dasselbe prinzipiell kein Bedenken hegten, wie Jules Simon, de Vogüs,
äußerten sich in sehr pessimistischer Weise über den zu erwartenden Erfolg. Zumal
die Vertreter des hohen Klerus, denen Charbonel sein Rundschreiben zugesandt
hatte, mochten ihre Hand zur Ausführung seiner Anregung nicht leihen. Sie er-
blickten in der Teilnahme an einer solchen Vereinigung eine prinzipielle Kon-
zession an den Skeptizismus, an die Voraussetzung der relativen Gleichwertigkeit
aller Religionsformen, ihrer Diskutabilität aus dem Gesichtspunkte der selig-
machenden Kraft. Der Abl>6 mußte sich schließlich selber sagen: „Der franzö-
sische Episkopat ist fast einstimmig, das Projekt als bedenklich, gefährlich und
überaus unbequem abzulehnen. Was will es sagen, daß die amerikanischen Bischöfe
an einem Religionsparlament teilgenommen haben? Dort drüben beunruhigt
man sich nicht viel um Theologie und Syllabus. Amerika ist nicht Frankreich.
Amerikanisieren wir uns nicht; sondern bleiben wir untereinander und halten
wir fest an unseren orthodoren Prinzipien." , ,
Statt des zweiten Religionsparlamentrs des Abb6 Charbonel konnte im Aus-

ftellungsjahr 1900 der erste „Internationale Kongreß für Geschichte der Religionen" in Paris zusammentreten. Die als Ehrenpräsidenten dieser ersten Versammlung ausersehenen Mar Müller und Tiele lagen schwer krank danieder und konnten sich nur durch Begrüßungsschreiben an den Präsidenten des Kongresses beteiligen, der eine durch sie ins Leben gerufene und geförderte wissenschaftliche Bewegung in einen Mittelpunkt vereinigte. „Sie sehen heute," — sagt M. Müller in seinem Schreiben — „daß wir nicht vergebens gearbeitet haben. Unsere Studien erregen kein Stirnrunzeln mehr, sind nicht bloß geduldet. Nein, man folgt ihnen mit Interesse und Sympathie, sie werden auch von Venen geachtet, die sie früher herabgesetzt hatten." . . . „Allenthalben scheint man sich heute mit dem Gedanken befreundet zu haben, daß, wer nur eine Religion kennt, gar keine kennt, und daß man gar keine Religion verstehen kann, wenn man nicht ihren Ursprung und ihre Geschichte kennt. Jedoch, als solche Gedanken zu allererst ausgesprochen wurden, wurden sie als sehr gefährlich, ja sogar als ketzerisch betrachtet. Wir wissen heute, daß Religion an sich nicht notwendig Tempel und Priester erfordert. Die arme samojedische Frau, die am frühen Morgen aus ihrem Zelte tritt und sich vor der Sonne verbeugend sagt: „Wenn du dich erhebst, erhebe ich mich auch von meinem Lager, und wenn vu zur Ruhe gehst, tue ich dasselbe um zu schlafen" — der alte Neger der westafrikanischen Küste, der vor seinem Fetisch betet, der ihm bei irgend einer feierlichen Gelegenheit gegeben wurde — der Rothäuter, der vor seinem Pfosten betet, auf welchem sein Totem oder die Namen seiner Ahnen gezeichnet sind — sie haben alle Religion, und Jener, der alle Gedanken versteht, ob sie nun ausgedrückt werden oder nicht, versteht auch all dieses Stammeln."

Der Pariser Kongreß, dessen Organisation den nachfolgenden Versammlungen als Muster gedient hat, durfte in jeder Beziehung als gelungen und erfolgreich beurteilt werden. Seine Sektionsgliederung, die in den Sektionen sowie in den allgemeinen Versammlungen vorgelegten Studien und Vorträge gewährte» einen Blick auf das weite Gebiet, das in dieser Wissenschaft umfaßt und im Sinne bewußter Arbeitsteilung gepflegt werden müsse, auf die Probleme, die für die Zukunft zu stellen seien. Die Resultate und Anregungen, die aus diesem ersten Kongreß hervorgingen, sind in zwei Bänden seiner Akten verkörpert. Wir werden mit denselben von dem ersten unbestimmten Aufkeimen des religiösen Triebes, durch seine Betätigung in den rohen Vorstellungen und Formen der Naturvölker, bis hinauf in die feinen Regionen der ethischen Religionen geführt. Philologie, Psychologie, Ethnographie und Geschichte reichen einander die Hand, um die Tatsachen einer bunten Erscheinungswelt vorerst in unbefangener Weise festzustellen, zu erklären, die geistigen Kräfte bloßzulegen, die in ihnen tätig sind, und auf die Gesetzmäßigkeit zurückzuleiten, die in diesem großen Entwicklungsverlauf vorherrscht. Es hat sich in dem lebendigen Zusammenwirken jener, die an den Forschungen über diese Frage interessiert sind, gezeigt, daß die zu erschließen-

den Wahrheiten der Religionswissenschaft nicht durch die Aufstellung nebelhafter aprioristischer Theorien, sondern durch die vergleichende Gruppierung einer Fülle von sicher festgestellten Tatsachen und den Versuch des Aufsteigens zu den ihnen innewohnenden Prinzipien zu erlangen seien.

In demselben Geist folgte dem Pariser der in Basel (1904) versammelte zweite, nnd der nach Drford einberufene dritte (1908) Internationale Kongreß für Religionsgeschichlc. Allenthalben wurde es mit einem ungeteilten Beifall aufgenommen, daß als der Sitz des vierten Leiden erwählt wurde, die Stätte, an der so viele Bausteine für das Gebäude dieser Wissenschaft bereits zu einer Zeit gefügt wurden, als sich dieselbe zur Stellung einer unabhängigen, selbständigen Disziplin noch nicht aufgeschwungen hatte. Der Schauplatz der Wirksamkeit Tieles bot sich wie eine natürliche Sammelstelle der Vertreter jener Forschungen dar, zu deren Anerkennung er so reichlich beigetragen hatte. Dies wird im Kreise der ruhmreichen alten Hochschule durch eine pietätvolle Institution vergegenwärtigt, durch die sogenannte Tielc' s - Kam er der Universitätsbibliothek. Die Witwe des großen Religionsforschers der Universität verewigte sein Andenken durch die Schenkung der reichhaltigen, alle Gebiete der Religionswissenschaft umfassenden Bücherei des Meisters an die Universitätsbibliothek, die für die Unterbringung dieser Sammlung, welche ein fast unschätzbares Hilfsmittel für das religionsgeschichtliche Studium bietet, die «ntsprechenden Räume in der unmittelbaren Nachbarschaft erwarb, wo sie, in der äußeren Form des Arbeitszimmers dieses berühmten Lehrers, der Stiftung als selbständigem Bestandteil der Universitätsbibliothek eine sinnvolle Stätte gründete.

Der vierte internationale Korlgreß für Relegionsgeschichte, zu dem 9 Regierungen und an 50 Universitäten und gelehrte Gesellschaften sich durch ihre Delegierten vertreten ließen, tagte vom 9. bis 13. September in den Räumen der ultehrwürdigen Universität unter dem Präsidium von Professor Chantepie de la Saussane, der in der Organisation des Kongresses von Professor B. I. Gerd m ans, als Generalsekretär, erfolgreich unterstützt war. Außer ihnen haben an demselben die Träger der besten Namen der in religionsgeschichtlichen Fächern tätigen Lehrer der Hochschule teilgenommen. Ich brauche nur den Vize-Präsidenten Snouck Hurgronje zu nennen, den Schöpfer und Führer der modernen Islamwissenschaft, dessen Gedanken die wissenschaftliche Bearbeitung dieses Gebietes der Rcligionswclt in neue Pfade gelenkt und die geschichtliche Betrachtung derselben angebahnt haben. Die Arbeiten des Kongresses waren neben einer den allgemeinen Fragen und den Primitiven gewidmeten Sektion nach den verschiedenen Gebieten der Religionserscheinungen gegliedert: für chinesische, japanische und indische Religionen, dann für die des klassischen Altertums, für die Religionswelt des Semitismus, für Islam, für das Religionsleben germanischer, slavischer Und keltischer Volker, für Fragen der christlichen Religionsgeschichte wurden je besondere Sektionen eingesetzt — eine Gliederung,

die vom ersten Pariser Kongresse her festgestellt war. Da die einzelnen Mitglieder, in der Regel, den Vorträgen jener der zu gleicher Zeit tagenden Sektionen anwohnen, mit der sie vermöge ihrer Fachzugehörigkeit am nächsten verbunden sind, wäre es unbillig, von einem aktiven Sektionsmitgliede ein speziell eingehendes Referat über die Arbeiten der Sektionen zu erwarten, denen es nicht angehört hat. Jedoch sind die bedeutenderen Momente der Vorgänge in den Sektionen durch privaten Verkehr und durch die journalistische Berichterstattung (dabei gingen die kundigen Referate des Nieuwe Rotterdamsche Courant allen anderen voran) zu aller Kenntnis gelangt.

Von den Vorträgen über allgemeine' Stoffe der Religionswissenschaft gehörte zu diesen vor allen Dingen der einleitende Vortrag des Grafen Goblet d'Alviella (Brüssel) über Methodologie der religionswissenschaftlichen Forschung, in der er das Zusammenwirken der historischen und vergleichenden Methode als den sichersten Weg zur Feststellung der Tatfachen der Religionsentwicklung erwies. Viel Eindruck machte der fesselnde Vortrag von Dobschütz' (Breslau) über die Entwicklung des Begriffes der Gottesgemeinschaft, dem die Studien Titius' (Göttingen) über die Evolution des Gottesglaubens und die feine Synthese Bertholet's (Basel) über die Betätigung des religiösen Versöhnungsgedankens in den verschiedenen ethnographischen und historischen Schichten nicht nachstanden. — Die Kenntnis des religiösen Lebens und der religiösen Gesichtspunkte der Naturvölker (Primitiven) wurde durch die Abhandlungen K. Th. Preu ß' (Berlin), der zugleich sein neues Werk über „Die Religion der Kora-Indianer" vorlegte, über die religiösen Grundlagen der Erogamie und Panhuis (Haag) über die Religion der Buschneger in Niederländisch-Guinea bereichert. In dieser Sektion hörte man auch den interessanten Vortrag des Fräuleins Owen (Maryland) über die Regengötter der amerikanischen Indianer und den der Frau Wanda v. Bartels (München) „über den Kultus eines roten Gottes". — M. W. de V i s ser (Leiden), Massen Oursel (Paris) und I. S. Speyer (Leiden) beschäftigten sich mit wichtigen Einzelfragen des vielverzweigten Buddhismus, namentlich in seinen chinesischen, japanischen und javanischen Erscheinungsarten. — In der griechisch-römischen Sektion hörte man die Vorträge von Bates (Philadelphia) über Hgeische Residuen in der Religion der Griechen, von W. Weber (Groningen) über die Volksreligion im griechisch-römischen Ägypten, von Toutain (Paris) über die heiligen Grotten im griechisch-römischen Altertum, sowie über die Organisation des Kultus der Ptolemäer auf der Insel Cypern, von Wünsch (Königsberg) über griechische Zauberpapyri, von Pettazoni (Mailand) über die älteste Religion auf Sardinien. De Iong (Haag) beschäftigte sich mit der Anschauung vom Astralkörper in der neuplatonischen Philosophie. —

Die Verhandlungen der germanisch-keltischen Sektion leitete Symons (Groningen) mit der Erinnerung an Jakob Grimm ein, der auf germanistischem

Gebiete vor einem Jahrhunderte die wissenschaftliche Forschung über germanische Religion inaugurierte. Hier sprach van Hamel (Middelburg) über Druiden in Irland (in negativem Sinne), Mac Culloch (Bridge of Allan) über die Vorstellungen der Kelten vom zukünftigen Leben, Van der Meulen (Leiden) über die Anschauungen der Litauer über Velen (Geister der Toten) und ihr Wirken, R. Meyer (Berlin) über theophore und theriophore Namen bei den alten Germanen. — Sehr ergiebig und reich an Anregungen waren die S.tudien, die in der allgemein semitischen und in der islamischen Sektion vorgelegt wurden. In jener hörten wir die Nachweise M. Iastrow's (Philadelphia) über den Zusammenhang von babylonischer, chinesischer und etruskischer Divination; von C. Bezold (Heidelberg), von dem in den letzten Jahren die Sitzungsberichte der jungen Heidelberger Akademie wichtige Beiträge zur Kenntnis der babylonischen Astrologie brachten, im Anschluß an dieselben eine Studie über das Pantheon der astrologischen Keilinschriften als methodisches Mittel zur Feststellung ihres Alters; von S. A. Co ok (Cambridge) über die Bedeutung der alten orientalischen Religionen für die Religionswissenschaft; von S. Fries (Stockholm), mit Berücksichtigung der jüngst entdeckten Elephantine-Papyri und der von S. Schechter herausgegebenen, angeblich sadduzäischen Sektenschrift, über Iahvetempel außerhalb Palästinas; vonR. Dussaud (Paris) über ein dem syrischen Kultus zugehöriges Denkmal aus der persischen Epoche im Museum zu Konstantinopel; von D. Nielsen (Kopenhagen) über gemeinsemitische Götter; von FoakesIackson (Orford) über die Bedeutung des nördlichen Reiches für die Religionsentwicklung in Israel; von S. Langdon (Orford) über die assyrische Göttin Bellt Seri, Schwester des Gottes Thammuz. — Am besten ist der Verfasser dieses Artikels über die Arbeiten der Islam-Sektion orientiert, die uns einige tiefgreifende wissenschaftliche Beiträge brachte. Die besten Kenner des islamischen Mystizismus, R. A. Nicholson (Cambridge) und L. Massignon (Paris) teilten uns in anregender Form die Resultate ihrer neuesten Forschungen über dies Studiengebiet mit; M. Horten (Bonn) stellte unter neuen Gesichtspunkten die Entwicklung der Religionsanschauungen im Islam im Zusammenhang mit dem Eindringen der philosophischen Gedanken dar; M. Hartmann (Berlin) lieferte eine geist- und gedankenreiche Studie über den Islam in China, namentlich seine Beeinflussung durch konfutseanische Elemente und die in demselben hervortretende Sektenspaltung. E. Littmann (Straßburg) wies an der Legende des ägyptischen Heiligen Ahmed al-Bedawi, aus deren volkstümlicher Fassung er interessante Proben gab, das Fortwirken altägyptischer und koptischer Anschauungen nach; endlich bot C. H. B eck er (Hamburg) im Anschluß an seine bisherigen Arbeiten über christliche Einflüsse auf die Ausbildung des islamischen Dogmen- und Ritenwesens, eine für dies« Studien hochwichtige Untersuchung „Zur Geschichte des islamischen Kultus", in welcher er die ältesten Elemente der muhammedanischen Liturgie und ihre Gliederung auf christliche Quellen zurück-

fühne. — Mangels einer besonderen afrikanischen Sektion wurden die ans diesem Gebiete angemeldeten spärlichen Vorträge in die beiden letzteren Sektionen eingereiht: namentlich E. Mahlers (Budapest) Mitteilung über das Fischsymbol, mit Anknüpfung an eine Thutmesstele des ungarischen Nationalmuseums; Morel' s (Paris) Abhandlung über den Zusammenhang der altägyptischen Ka-Vorstellungen mit totemistischcn Anschauungen; Turajef's (St. Petersburg) Bericht über das 6000 Stück umfassende neugegründete ägyptische Museum in Moskau.
— lebhafte Diskussion schloß sich an die Vorträge an, die in der Sektion für christliche Religionsgeschichte gehalten wurden. Hier fand auch der Vortrag v. Dob s ch ütz', den wir unter den allgemeinen Studien erwähnten, seine Stelle. Viel wurde über den in neuerer Zeit durch Dietrich, Wendland, Reitzenstein, Bousset betonten Zusammenhang des Christentums (namentlich in Paulus und Johannes) mit griechischem und kleinasiatischem Mysterienwesen abgehandelt. Wie v. Dobschütz so tritt auch Clemen (Bonn) in seinem Vortrage solchen Konstruktionen entgegen; — B. W. Bacon (New-Haven) unterzog die Baurische Konstruktion der schloffen Antithese des Petrinischen und Paulinischen Christentums und ihre Anwendung auf die Beurteilung der Authentic der paulinischen Briefe einer neuerlichen Kritik; mit Petrus beschäftigten sich noch zwei weitere Vorträge: der K. L < nck c's (Jena), der die zwiefältige Charakteristik des Apostels in den Evangelien voneinander scheidet, und der G. Krügers (Gießen), der die Ursprünglichkeit der vielfach als tendenziösen Einschub betrachteten Stelle Matth. <6, 1?—19 auf dem Wege der Ercgese verteidigt. — Eine Rettung versuchte auch F. C. Burkitt (Cambridge) für die bekannte Beziehung des Iosefus Flavius auf das Auftreten Jesus'; traf jedoch auf vielseitigen Widerspruch. C. W. Emmet (Orford) behandelte das Verhältnis der Eschatologie zur Ethik der Evangelien. — In spätere Zeit führte F. Conybeare (Orford) mit seiner Abhandlung über die in den Ignatius-Briefen bekämpften Ketzereien, während wir mit P. Alp Handeln (Paris) ins Mittelalter geleitet wurden; er hielt zwei Vorträge: über den Messianismus im lateinischen Mittelalter und über die Wichtigkeit des Studiums der mittelalterlichen Literatur für die Kenntnis des ältesten Christentums.

Es geht natürlich bei ähnlichen Gelegenheiten, mangels einer Präventivzrnsur, selten ohne das eine und andere Kuriosum. Dafür sorgte besonders Abbs Fourriere (Moislains), der für seine Danitische Hypothese in ihren verschiedenen Anwendungen Anhänger werben möchte. Die Bewohner der nordpalästinischen Stadt Dan sollen nach des Propheten Elias Auftreten gegen die Priester des Baal teilweise nach Griechenland ausgewandert sein und ihren Kultus dort eingebürgert haben. Daher stamme der Kultus des Apollon Patroos, des Erdgottes, dessen Name aus Baal verderbt sei. Damit hänge manches andere zusammen. Ein dreiköpfiges Ungeheuer, welches Zeus bekämpft (dabei bezieht sich Fourriöre auf ein Relief der Akrcpolis), sei ein Refler des Gottes der Stadt

Dan mit ihren drei Brunnen usw. Auch in Polynesien findet der Abv6 seine durchgebrannten Daniter. — Nicht viel ernster war zu nehmen, was Witton Daviee (Bangor) über wäljche Sprachvergleichung vorbrachte; er findet Be- Ziehungen zum Hebräischen. — Monseur (Brüssel) ist davou überzeugt, daß die Priester- und Opferinstitution der Inder aus Babylonien entlehnt ist.

Es wurde allgemein bedauert, daß neben den Sitzungen der Sektionen, außer den formellen Versammlungen, wie Eröffnungs- und Schlußsitzung, nur eine wissenschaftliche Plenarversammlung abgehalten werden konnte. Diese war einem mit Lichtbildern illustrierten Vortrag Guimet's, des Gründers des berühmten religionsgeschichtlichen Museums in Paris, gewidmet; ihr Gegenstand bewegte sich auf dem Gebiete eines anziehenden Kapitels der Religionsgeschichte, der vergleichenden Symbolkunde. Guimet zeigte einer großen Zuhörerschaft durch Vorführung charakteristischer Objekte, wie einzelne Symbole — er besprach vorwiegend die symbolistischen Darstellungen des Begriffes der Unendlichkeit und Unsterblichkeit — aus dem Kreise der ägyptischen religiösen Kunst zu Griechen und Römern wanderten, um dann in späterer Zeit, in mannigfachen Varietäten, zu unverstandenen dekorativen Elementen zu werden, deren ursprüngliche Bedeutung und religiöse Beziehung dem Kunstbewußtsein vollends entschwunden ist.

Unser in obigem versuchter flüchtiger Überblick über die einzelnen Punkte des weiten Gebietes, in dem die Teilnehmer des „vierten internationalen Kongresses für Religionsgeschichte" sich bewegten, kann natürlich nicht alle jene Studien umfassen, die im Raume dieser fruchtbaren Noch« Gegenstand der Vorträge und Diskussion gebildet haben, und der Berichterstatter möchte sich hier gegen die Zumutung verwahren, daß das Fehlen eines und des anderen Vortrages in der vorangehenden allzu trockenen Aufzählung etwas anderes als mangelhafte Information, etwa ein herabsetzendes Werturteil bedeute, zu dem er sich, wenn überhaupt, nur auf beschränktem Fachgebiet für zuständig halten könnte. Die Bedeutung, die der immer mehr zur Geltung kommenden Anerkennung der vergleichenden Religionsgeschichte, als eines unabhängigen autonomen Zweiges der Geisteswissenschaften, innerhalb der geistigen Bewegungen unserer Zeit zukommt, kann es rechtfertigen, daß die Tätigkeit einer der Förderung dieser Wissenschaft gewidmeten internationalen Vereinigung in dieser auf die mannigfachen Faktoren unseres Kulturlebens achtenden Zeitschrift nicht übersehen, vielmehr in eingehender Weise berücksichtigt wird.

Erinnerungen an Wilhelm Goldbaum
von einem Unbekannten.

Die Nachricht von dem Tode Wilhelm Goldbaums in seinem 70. Lebensjahre hat auf mich den Achtundsiebzigjährigen einen tiefen Eindruck gemacht. Ich hatte den Verstorbenen nie gekannt, nie gesehen, es war mir selbst die Physiognomie des Schöpfers der „Literarischen Physiognomien" auch im Bilde fremd geblieben; ja ich wußte nicht einmal, daß er als Mitglied der Redaktion der „Neue Freie Presse" gewirrt — trugen doch seine Artikel selten seinen Namen —. Doch sein erstes bei Prochaska in Teschen 1883 erschienenes Buch „Literarische Physiognomien" bildete seit nahezu 30 Jahren eine Lieblingslektüre, wonach ich gerne griff, wenn schlaflose Nächte mich quälten. Dieses Buch sowie das fast gleichzeitig erschienene Werk Nordaus „Conventionelle Lügen des 19. Jahrhunderts" bildeten seit Jahren die einzigen Repräsentanten der modernen Belletristik in meiner Bibliothek. Insbesondere war es die Arbeit Goldbaums, die ich gerne las und wieder las, da sie durch ihre klaren Gedanken und ihre fein ziselierte, echt dichterische Sprachform mich immer von neuem fesselte. Schon das erste Blatt, das die schlichte Widmung trägt, „Meiner lieben Frau Hermine, der treuen Kameradin, zugeeignet", wirkte ganz eigentümlich anheimelnd auf mich. Solche Widmungen entspringen zumeist au« ganz verschiedenen eigenartigen Motiven und Regungen des menschlichen Herzens. Sind sie an große Herren und hervorragende Kapazitäten, an Macenaten, an Vertreter der Kunst und Wissenschaften adressiert, dann entspringen sie oftmals dem Dankgefühle für geleistete Hebammendienste bei der Geburt solcher Geisteskinder oder sie werden gerne auch als Aushängeschilder für die Erstlingsfrüchte junger Autoren gebraucht, womit diese einen Leserkreis zu gewinnen oder zu erweitern streben. Widmungen an die Manen Heimgegangener Meister oder guter Freunde, geliebter Eltern und teuerer Gattinnen sind auch nichts Seltenes; denn sie sind dem Andenken Verstorbener gewidmet, die also gewissermaßen wie Grabsteine die Erinnerung an den Verblichenen noch für kommende Geschlechter wack erhalten sollen. Aber eine Widmung an eine noch lebende Gattin gehört gewiß zu den Seltenheiten; sie wirkt immer eigentümlich, sie hat aber immer einen idealen Hintergrund, sie verrät nicht nur innige Liebe, sondern gegenseitige Verständigung, harmonisches Zusammenwirken in Liebe und ehelicher Eintracht, volle Seelenübereinstimmung im Denken und Fühlen. Manche moderne Gattin, bei aller sonstigen ehelichen Treue, hat für das Seelenleben ihres Gatten kein Verständnis und wendet sich in ihrem grobsinnigen Egoismus von seinen Geisteskindern höhnisch ab, da sie ihr — wie sie meint — das.Brot vom Munde weg-

fressen. Die blinkende Feder auf dem Hute erscheint ihr oft als wertvollerer Schmuck wie die Feder und die reiche Geistesfrucht ihres Gatten. Eben deshalb mutet die „Zueignung an die treue Kameradin", die ihm seine Hermine bis zu» letzten Atemzuge geblieben war, jeden zartfühlenden Leser gewiß nur anheimelnd an.

Gehen wir nun auf das Buch selbst über, so weht uns schon in der Vorhalle, in der Einleitung, ein erwärmender Hauch, ein hell leuchtender Geist entgegen, der uns über die Entstehungsgeschichte seiner Arbeit, ihre Ziele und ihren Umfang, sowie über den ihr gewidmeten Namen volle Aufklärung bringt.

Es seien hier nur einige Sätze der Einleitung hervorgehoben: „Noch vor 30 Jahren meinte man einer gesuchten Wendung sich zu bedienen, wenn man von «Dichtergestalten" oder „Dichternaturen" sprach; heute ist es etwas Alltägliches und bald wird es auch etwas Verbrauchtes sein, „Dichterköpfe", „Dichterprofile", „Dichterbüsten" dem verehrten Publikum zu präsentieren." — „In diesen Tagen, da die Naturwissenschaft mit dem Mikroskop Infusorien und Bakterien ausspürt und die Geschichtsforschung in verstaubten Archiven mit der Lupe über verschollenen Dokumenten brütet, ist die Vertiefung in daö Einzelne, die Beschäftigung mit dem Detail, der Rückzug auf die Monographie, der Ruhm der Spezialität die Losung und fast will der alte Heslod wieder zu Ehren kommen, der schon vor dritthalbtausend Jahren gesagt hat, der Teil sei mehr als das Ganze." — „Nicht viel anders und doch wieder durchaus verschieden ist es, von Dichterphysiognomien zu sprechen. Die Physiognomie ist mehr als das Profil, mehr als Kopf und Büste, sie ist nicht erstarrte Form, nicht Linie, Strich und Windung, sie ist der Ausdruck des geistigen Lebens, wechselnd und doch bestimmt, trügerisch und doch in allen Fällen lehrreich, sie ist die Zusammenfassung des Einzelnen zum Ganzen, das Fenster, durch das man in die Seele blickt. Mehr als in dem Stil, von dem Buffon gesagt hat, er sei der Mensch, spiegelt sich in der Physiognomie, was auf dem Grunde lebt und lauert, sinnt und webt; ja die Physiognomie in weiterem Sinne ist so zu sagen der Stil des Kunstwerkes, Mensch genannt; denn nicht bloß das Mienenspiel, die Sprache der Augen und der Muskeln, sie umfaßt auch den qanzen Habitus, den Klang des Organs, den Gang des Gestus, sie ist Ruhe und Bewegung, Geschichte und Gegenwart, Leib und Seele zugleich."

Ebenso lieblich und wahrheitsgetreu ist seine Schilderung bezüglich der damaligen literarischen Verhältnisse Wiens, wo bereits der christlich-soziale Geist seine Schatten vorausgeworfen und der Schopenhauerische Pessimimus sich schon vieler Gemüter bemächtigt hatte, er selbst aber wie ein echt poetischer Genius, den Philosophen und den Dichter in sich vereinigend, aus dieser trübseligen Stimmung sich in das dichterische Gemüt Friedrich Bodenstedts und seine Mirza Schaffy-Lieder hinüber flüchtete und von letzterem folgende an die Schopenhauerianer gerichteten satirischen Verse zitiert, die wir hier unseren Lesern nicht vorenthalten wollen.

„Als du noch standest auf einsamer Höhe,
Ward die Berühmtheit dir schwer gemacht;
Jetzt wirst du durch philosophisch« Flöhe,
Die von dir gezehrt, populär gemacht.
Sie springen scharenweis' in die Erscheinung
Mit deinem Willens- und Vorstellungswort,
Und bei der Lehre der Verneinung
Des Lebens leben sie munter fort."

Von Friedrich Bodenstedt sagt er: „Das war eine literarische Physiognomie, die nicht vergeht, ein Poet, der Perlen herumstreut, wie ein indischer Nabob, eitel auf sein Können, aber Harm- und arglos, der Freude am Dasein hingegeben, die mehr ist als alle Philosophie, weil sie das Leben erschöpft, ohne es zu verkleinern."

Ich will nun auch noch die von ihm gegebene Zeichnung des „Bekehrten" Oscar von Redwitz wiedergeben, die so auf unsere Zeit paßt, in der wir der Bekehrten so viele finden. „Fromm und der Kirche ergeben saß er auf seinem Gute in Franken. Es war die Zeit der Reaktion, wo man Konkordate schloß mit Rom und die Mächtigen der Erde enger zusammenrückten, Kutte und Säbel zu traulichem Verein.

Zwischen Graf Friedrich Thun, dem ersten Abgesandten am Bundestage in Frankfurt, und dessen Bruder, dem österreichischen Untcrrichtsministcr Graf Leo Thun, war es abgemacht, Oscar von Redwitz, der Referendar a. D., sollte als Professor der Literaturgeschichte an die Wiener Universität kommen. Er sollte das Licht werden, das man anzünden wollte, damit es mit seinem farbigen Glänzen verschöne, was die breiten Schaufelhüte der Jesuiten unheimlich verdunkelten. Er sollte . . . Aber wird man im Handumdrehen ein Professor, nur weil cs «in Minister also beschließt? Etwa wie in Rußland ein Rekrut, der niemals ein musikalisches Instrument mit Augen gesehen, Trompeter, Tambour, Hoboist wird, wenn es der Kapitän kommandiert?

Oscar von Redwitz kam nach Wien und las über antike Klassiker mit unterlegter fremder Übersetzung, wie damals böse Mäuler spotteten. Das dauerte ein Semester, es war eine kurze Herrlichkeit. Dann hielten sich die Studenten von seinem Colleg fern, denn der 27jährige Professor zeigte klaffende Lücken in seinem Wissen, und ihm selber graute es davor, seinen Namen als ein Banner flattern zu sehen über allen Pforten, hinter welchen die Jesuiten ihre feinen Netze woben. Er ging davon und ward ein anderer. Nicht leichten Herzens, denn es war ihm ernst gewesen um Kirchlichkeit und frommen katholischen Sinn; schwer ringend arbeitete er sich empor. Jetzt ist er ein deutsch-nationaler Poet im besten Sinne; die Gewalt über die Sprache ist ihm geblieben. Wie heißt es doch am Schlusse der Amaranth?

Und nun steh' auf! Mit dir sei Gott!
Er wird es gnädig mit dir fügen.
Geh' freudig mitten durch den Spott!
Als Wahrheit wandle durch die Lügen!
Als Wahrheit. . . Der Dichter geht ihr' nach, und wenn er sie nicht findet,
so findet er zum wenigsten die Schönheit, ihre Schwester."
Von dem „Bekehrten" Oscar von Redwit z sich abwendend, wandte sich unser
Physiognomiker noch in der Einleitung der Zeichnung des Novellisten Friedrich
Spielhagen zu, von dem er sagt:
„Wie anders, um wie viel mächtiger steht in meiner Erinnerung die Gestalt
eines anderen deutschen Erzählers, Friedrich Spielhagens. Ich meinte einen
Zauberer zu sehen; er erhebt, lebhaft sprechend, die Hand; ich folge unwillkürlich
der Bewegung; er tut einen Schritt zurück, meine Blicke gehen mit . . . da . . .
dort ... in der Ecke, aus dem Fußboden, hinter dem breiten Bücherkasten . . .
springt eine „problematische Natur", ein Oswald Stein, eine Melitta, ein Leo
Gutmann, leibhaftig empor? Und der wahnwitzige Professor Berger, die schöne
Eve, der lustige Bösewicht Timm ... sie tanzen umher, eine ganze Welt von
Gestalten, mitten unter ihnen der Poet, ihnen gebietend wie der Herr, der sich
seinen eigenen Erdkreis geschaffen. Als das Menschengeschlecht aus dem Para-
dies getrieben wurde und das Wort des Herrn ihm nachklang: „Ihr werdet sein
wie Gott, wissend das Gute und das Böse", da geschah es, daß der Mensch zum
Poeten ward.
Denn das Gute und das Böse zu wissen, zu erkennen, zu gestalten, das ist
das Erbe des Dichters, und er wird desselben warten, so lange es Menschen und
mit ihnen, an ihnen, durch sie Gutes und Böses auf der Welt gibt."
Das sind die Zeichnungen, die Goldbaum in der Einleitung, also bloß im
Vorgarten von Friedrich Bodenstedt, Oscar von Redwitz und Friedrich Spiel-
hagen, dem gefeierten Dreigestirn am deutschen literarischen Himmel jener Tage
nur flüchtig entwirft, um dann, wie im Garten lustwandelnd, im Buche selbst
die interessanten Physiognomien der deutschen Literaten jener Tage, die ihm —
wie er sagt — persönlich kennen zu lernen vom Geschicke gegönnt war, wie von
Franz Dingelstedt, Berthold Auerbach, Karl Gutzkow, Wilhelmine von Hillern
und die Ghetto-Poeten mit feinem kritischen Stifte, aber mit lieblichem Kolo-
rite, wie es eben nur eine echt dichterische Natur vermag, wahrheitsgetreu zu
zeichnen.
Nr. M. Epstein, Brünn.

Roald Amundsen.

Auf der Eisplatte').

Am 14. Januar — einen Tag früher als berechnet — waren wir also bis ;u der großen geheimnisvollen Naturerscheinung, der Eisplatte vorgedrungen. Eine der schwierigsten Aufgaben unserer Reise war dadurch gelöst, nämlich unsere Zugtiere frisch und gesund aufs Arbeitsfeld zu bringen. In Christianssund hatten wir 97 Hunde an Bord genommen; jetzt hatte sich ihre Zahl auf 116 vermehrt, und annähernd alle konnten zu dem endgültigen Marsch nach Süden verwendet werden.

Die nächste Aufgabe war nun, auf der Eisplatte einen günstigen Platz für unsere Ansiedelung zu finden. Mein Gedanke war, alles — die Ausrüstung und die Lebensmittel — so weit auf der Eisplatte landeinwärts zu schaffen, daß wir nicht zu besorgen brauchten, in den stillen Ozean hinausgetrieben zu werden, falls einem Stück der Eisplatte einfiele, aufzugehen oder sich plötzlich loszulösen. Einen Abstand von etwa 13 Kilometern hatte ich als hinreichende Entfernung von dem Rand der Eisplatte angenommen. Aber schon der erste Eindruck, den ich von den dortigen Verhältnissen erhielt, überzeugte mich, daß wir uns diese lange mühselige Beförderung ersparen könnten. An ihrem äußeren Rand zeigte die Eisplatte eine ebene, gleichmäßige Oberfläche; aber hier im Innern der Bucht waren die Verhältnisse ganz anders. Schon von dem Fram aus konnten wir überall große Strecken von ganz zerrissenem Gelände wahrnehmen. Mächtige von Tälern durchschnittene Höhenzüge erstreckten sich nach allen Richtungen hin. Der höchste Berg erhob sich am südlichen Horizont in Form eines ansehnlichen gewölbten Hügelkamms, den wir auf ungefähr 160 Meter schätzten. Aber wahrscheinlich stieg dieser Kamm in der unsichtbaren Ferne noch beträchtlich in die Höhe.

Unsere ursprüngliche Annahme, daß diese Bucht durch festes Land unter der Eisplatte gebildet worden sei, schien sich sofort zu bestätigen. Das Vertäuen unseres Schiffes an dem festen Meereis, das sich ungefähr 2 Kilometer einwärts von der Kante der Eisplatte herein erstreckte, nahm nicht viel Zeit in Anspruch. Alles war schon seit langem vorbereitet. Bjaaland hatte unsere Schneeschuhe vollständig hergerichtet, und jeder von uns hatte sein eigenes Paar anprobiert und zum Gebrauch bei der Hand. Die großen hohen Pelzstiefel waren längst einmal ums andere, bald mit einem, bald mit zwei Paar Strümpfen anprobiert worden. Natürlich paßten sie ganz und gar nicht. Ich glaube, einen Schuhmacher, der ordentlich geräumiges Schuhwerk machen kann, gibt es überhaupt nicht. Na ja, mit zwei Paar Strümpfen konnten wir es in der Nähe des Schiffes doch wohl aushalten. Für weitere Fahrten hatten wir, wie ich schon früher berichtet habe, Segeltuchstiefel.

') Der Beitrag „Amundsen" wurde uns vom Verlage I. F. Lehmann in München zum Vorabdruck freundlichst zur Verfügung gestellt.

Auf der Eisplatte Roald Amundsen

Von der übrigen Ausrüstung zu dieser Fahrt könnte ich nur noch die Gletscherseile nennen. Auch diese, ungefähr 30 Meter lang und aus ganz dünnem seidenweichem, zur Verwendung in der Kälte besonders geeignetem Tauwerk hergestellt, lagen seit längerer Zeit gebrauchsfertig da.

Nach einer eiligen Mahlzeit machten wir uns zu viert auf den Weg. Dieser erste Ausflug stimmte uns ganz feierlich, hing doch so viel von ihm ab. Das Wetter war ausgezeichnet, stille Luft mit strahlendem Sonnenschein, wir hätten es uns nicht besser wünschen können. Am Himmel zeigten sich nur einzelne zarte Federwolken, sonst überall reines, wunderschönes, Helles Blau. Die Luft war von Wärme erfüllt, die wir selbst auf diesem ungeheuren Eisfeld tüchtig spürten. Auf dem festen Eis landeinwärts lagen überall, so weit das Auge reichte, Seehunde, wahre große fette Fleischfelsen. Da war auf Jahre hinaus Fleisch genug für uns und die Hunde.

Die Bodenbeschaffenheit erwies sich als wahrhaft ideal. Unsere Schneeschuhe glitten leicht und angenehm durch den neugefallenen Schnee. Aber nach der langen fünfmonatlichen Seereise war jetzt keiner von uns eigentlich „eingelaufen", und so kamen wir nicht gerade rasch vorwärts. Nach einem halbstündigen Marsch waren wir schon beim ersten wichtigen Punkt angekangt: an der Stelle, wo das Meereis mit der Eisplatte zusammenhängt. Mit dieser Stelle hatten wir uns immer im Geiste beschäftigt. Wie würde sie beschaffen sein? Ein hoher senkrechter Eisrand, über den wir im Schweiß unseres Angesichts unsere Sachen an Stricken hinaufschaffen müßten? Oder eine große gefährliche Spalte, die wir nur auf langen Umwegen überwinden konnten? Diese Annahmen lagen ganz nahe; heftigen Widerstand unter der einen oder andern Form würde uns dieses gewaltige furchtbare Ungeheuer doch sicher bieten!

Die geheimnisvolle Eisplatte! Alle Berichte ohne Ausnahme, von den Tagen des seligen Vater Roß an bis in die allerletzte Zeit, hatten diese merkwürdige Naturerscheinung mit ängstlicher Ehrfurcht behandelt. Es war, als müßte man zwischen den Zeilen immerfort denselben Sat z lesen: „Bst! Still, still! — die geheimnisvolle Eisplatte!"

Eins, zwei, drei, ein winzig kleiner Sprung — und die Eisplatte war bestiegen!

Wir sahen einander an und lächelten. Wahrscheinlich hatten wir alle ein und denselben Gedanken. Das Ungeheuer begann schon etwas von seinem geheimnisvollen Dunkel, das Furchtbare etwas von seinem Grauen zu verlieren. Das Unbegreifliche war ganz verständlich geworden.

Ohne einen Schwertstreich hatten wir Einzug in unser Reich gehalten. Die Eisplatte war an dieser Stelle ungefähr 6 Meter hoch und der Übergang zwischen ihr und dem Meereis so vollständig mit Treibschnee ausgefüllt, daß die Steigung nur ganz gering war. Nein, diese Stelle leistete uns sicher keinen Widerstand.

Bis dahin waren wir ohne Gletscherseil vorgedrungen, denn das Meereis
bot keine verborgenen Schwierigkeiten. Eine andere Frage war, wie sich das
Vordringen auf der Eisplatte gestalten würde. Und da wir alle überzeugt waren,
daß es besser sei, uns anzuseilen, ehe wir in die Spalte fielen, geschah dies von
den beiden ersten, die auf der Platte vorrückten.
Wir marschierten in östlicher Richtung durch ein kleines Tal, das von dem
Nelson-Berg auf der einen und dem Rönniken-Berg auf der andern Seite ge-
bildet wurde. Der geehrte Leser darf sich aber durch die helltönenden Namen
nicht in Erstaunen setzen lassen und ja nicht meinen, wir seien da zwischen ge-
waltigen Gebirgen dahingewandert. Der Nelson- und der Rönniken-Berg waren
nichts anderes als zwei alte Eislager, die sich in jenen Tagen gebildet hatten,
wo sich die gewaltige Eismasse ohne Hindernisse und Widerstand mit furchtbarer
Gewalt dahergewälzt hatte. An dieser Stelle war sie schließlich auf einen Wider-
stand gestoßen, der sie zerspalten und zersplittert und ihrem weiteren Vordringen
einen Riegel vorgeschoben hatte. Es muß ein fürchterlicher Zusammenstoß ge-
wesen sein, ein wahrer Weltuntergang. Aber nun war das vorüber. Friede —
eine ganz außerordentlich friedvolle Stimmung — ruhte über dem Ganzen. Nel-
son und Rönniken waren nur noch zwei zur Ruhe gesetzte ausgediente Wehr-
männer. Als Eislagen betrachtet waren sie gewaltig, und ihre höchsten Kämme
ragten über 30 Meter empor. Das Gelände rings um den Nelson war in der
Talsenkung ganz ausgefüllt, während sich am Rönniken noch eine tiefe Ader —
eine Spalte oder ein Hohlweg — zeigte. Es war schwer zu beurteilen, wie tief sie
sein mochte, oder ob der Rönniken nicht eine unsichtbare Verbindung quer über das
Tal mit dem Nelson hatte. Dies war aber nicht der Fall; bei näherer Unter-
suchung zeigte es sich, daß diese tiefe Kluft einen festen ausgefüllten Boden hatte.
Zwischen den Eislagern war ganz flacher Grund, der einen ausgezeichneten Platz
für das Hundelager ergab.
Ich hatte mit Kapitän Nilsen eine Art Programm ausgearbeitet, wonach
die Hunde so rasch wie möglich auf die Eisplatte geschafft und da von zwei Mann
beaufsichtigt werden sollten. Den Platz hier wählten wir nun zum Hundelager.
Die beiden Berge erzählten die Geschichte dieses Geländes nur zu deutlich, und
wir brauchten uns wegen irgendwelcher Veränderungen nicht zu ängstigen. Außer-
dem konnte man von da aus das Schiff sehen und mit den an Bord zurück-
gebliebenen Genossen in beständiger Verbindung stehen; das war ein weiterer
Vorteil.
Von hier aus bog das Tal etwas nach Süden ab. Nachdem wir die Stelle
bezeichnet hatten, wo das erste Zelt errichtet werden sollte, stellten wir weitere
Untersuchungen an. Das Tal strich gleichmäßig bergaufwärts und erreichte
auf dem Bergrücken eine Höhe von 30 Meter. Von dem Kamm konnten wir nicht
allein das ganze Tal übersehen, das wir durchschritten hatten, sondern auch sein«

Umgebungen. Gegen Norden erstreckte sich die Eisplatte gleichmäßig in gerader Richtung, anscheinend ohne Hindernisse, und endete gegen Westen in dem steilabfallenden Kap Mannskopf, das die östliche Begrenzung der inneren Walfischbucht bildete und dadurch einen geschützten kleinen Winkel schuf, wo wir einen guten Ankerplatz für unser Schiff gefunden hatten. Der ganze innere Teil der Bucht war da von Eis umsäumt, überall Eis, Eis, nichts als Eis, und die Eisplatte, so weit das Auge reichte, weiß in weiß und blau in blau. Allem Anscheine nach hatten wir gute Aussicht, von dieser Stelle aus später überraschende Farbenspiele beobachten zu können.

Der Hügelkamm, auf dem wir standen, war nicht breit — ich denke 200 Meter — an manchen Stellen war der Schnee vom Winde ganz weggefegt, und das blaue Eis schimmerte hervor. Wir marschierten darüber hinweg und richteten unsere Schritte auf den „Engpaß bei Thermopylä", der sich von dem Hügelkamm in südlicher Richtung erstreckte und nach einer ganz kleinen Senkung in eine große, auf allen Seiten von Höhenzügen umgebene Ebene — also eine richtige Kesselbildung — überging. Der kahl gefegte Hügelkamm, über den wir marschierten, um in den Kessel hinabzukommen, war an verschiedenen Stellen gespalten; aber die Risse waren nur schmal und nieder, fast ganz zugeschneit, also ungefährlich. Der Talkessel machte einen warmen, behaglichen Eindruck, und vor allem sah er sicher und zuverlässig aus. Diese Strecke war, wenn ich einige kleine Kuppen ausnehme, ganz flach und spaltenfrei.

Wir marschierten darauf weiter und erreichten den Kamm, der gegen Süden noch etwas anstieg. Da oben sah es flach und eben aus, so weit das Auge reichte. Aber das will nicht viel sagen, und wir gingen deshalb auf dem Kamm noch etwa 4 Kilometer in östlicher Richtung, doch ohne eine Stelle zu finden, die für unseren Zweck besonders geeignet gewesen wäre. So kehrten unsere Gedanken zu dem Kessel als dem meist geschützten Ort, den wir gesehen hatten, zurück.

Von unserem hohen Standpunkt aus konnten wir jetzt nach Süden den südöstlichen und den inneren Teil der Walfischbucht übersehen. Im Gegensatz zu dem Teil des festen Eises, an dem wir unser Schiff verankert hatten, schien der innere Teil so ziemlich mit Preßeis angefüllt zu sein. Aber eine nähere Untersuchung dieser Strecke mußte eine spätere Aufgabe bleiben; der Kessel da drunten gefiel uns allen, und so beschlossen wir, ihn als künftigen Aufenthaltsort zu wählen. Also — umgekehrt und wieder zurück! Es dauerte nicht lange, bis wir wieder in der Ebene waren und in unseren eigenen Fußstapfen wanderten.

Nun wurde das Gelände genau untersucht und alle Gesichtspunkte erwogen.

Wir fanden, daß der Bauplatz fürs Haus am besten zwischen der Hügelkette, die sich nach Osten erstreckte, gewählt würde, denn dies war offenbar die geschützteste Lage. Wir täuschten uns hierin auch nicht und erkannten bald, daß wir wirklich den besten Platz gewählt hatten, den die Eisplatte bot. An der Stelle, wo das

Haus liegen sollte, pflanzten wir eine Stange auf und zogen dann wieder heim-
wärts. Die Nachricht, daß wir einen günstigen Bauplatz fürs Haus gefunden
hätten, erweckte natürlich allgemein große Befriedigung. Allen hatte es im stillen
vor einer langen, mühseligen Beförderung der Ausrüstung und Lebensmittel
gegraut.

Und welch ein Leben herrschte auf dem Eise! Wo wir uns hinwendeten,
sahen wir große Scharen von Seehunden, Weddel-Robben und Krabbenfressern.
Große Seeleoparden, von denen wir einzelne im Treibeis draußen gesehen hatten,
fanden sich indes hier nicht und wir haben während unseres ganzen Aufenthalts
in der Walfischbucht nicht einen einzigen von dieser Art Seehunde gesehen. Auch
den Roßseehund bekamen wir nie zu Gesicht. Die Pinguinen hatten sich nicht
besonders oft gezeigt, nur ab und zu ein Paar; aber um so höher wurden sie
geschätzt. Die wenigen, die wir sahen, waren fast lauter Adeliepinguine. Wäh-
rend wir eben dabei waren, das Schiff zu vertäuen, schoß plötzlich elne Schar
von 10 Stück aus dem Wasser auf und ließ sich auf dem Eis nieder. Verwundert
schauten sie sich einen Augenblick um. Es kamen ihnen wohl nicht jeden Tag
Menschen und Schiffe in den Weg. Aber es sah aus, als werde das Erstaunen
rasch von der Lust, zu sehen, was da vorging, unterdrückt. Sie standen da
und studierten geradezu all unsere Bewegungen. Nur ab und zu grunzten sie
ein wenig und zogen sich eine kleine Strecke weiter aufs Eis hinaus. Ganz be-
sonders interessierten sie sich offenbar für unsere Arbeit, die darin bestand, in den
Schnee Löcher zum Verankern zu graben. Sie scharten sich um die dabei Beschäf-
tigten, legten den Kopf auf die Seite und sahen aus, als sei ihnen das von
allergrößter Wichtigkeit. Von Angst war keine Spur bei ihnen zu bemerken,
und wir ließen sie auch meistens in Frieden, nur einige wenige mußten ihr Leben
lassen, da wir sie für unsere Sammlung brauchten.

An demselben Tag fand auch eine höchst spannende Seehundjagd statt. Drei
Krabbenfresser hatten sich in die Nähe unseres Schiffes herangewagt und wurden
dazu ausersehen, unseren Vorrat an frischem Fleisch zu vermehren. Um unserer
Beute sicher zu sein, wählten wir zwei gewaltige Jäger aus, die sich mit der aller-
größten Vorsicht heranwagten, obgleich das ganz unnötig war, denn die Seehunde
lagen ganz unbeweglich. Die Jäger schlichen sich auf Indianerweise, mit zurück-
gelegtem Kopf und den fleischigsten Teil ihres Körpers hoch erhoben, vorwärts.
Alles schien zu gelingen. Ich gluckse und lache, aber noch mit einer gewissen
Zurückhaltung.

Jetzt krachen die Schüsse! Zwei von den schlafenden Tieren zucken zusammen,
strecken sich noch ein klein wenig und rühren sich nicht mehr. Anders aber ist
es beim dritten. Mit schlangenartigen Bewegungen und überraschender Ge-
schwindigkeit windet er sich durch den losen Schnee hindurch. Nun ändert sich
die Jagd. Dies ist kein Schießen nach der Scheibe mit ruhigem Ziel, es ist eine
Jagd auf wirkliches Wild. Und der Erfolg ist danach! Bum, bum, und abermals

bum! Wie gut, daß wir genug Schießbedarf bei uns haben! Der eine der
Jäger hat sich indes so weit in der Gewalt, daß er seine Patronen verschießt und
dann umkehrt. Der andere aber setzt dem flüchtigen Wild nach. Ach wie Hab'
ich gelacht! Jetzt gab es keine Rücksicht mehr, ich schüttelte mich förmlich vor
Lachen. Durch den losen Schnee hindurch ging die Jagd, der Seehund voraus,
der Jäger hinterdrein. An den Bewegungen des Verfolgers konnte ich sehen,
daß er wütend war. Er meinte, er habe sich hier in etwas eingelassen, von dem
er sich würdigerweise nicht zurückziehen könnte. Der Seehund jagte davon,
daß der Schnee hochaufwirbelte, und obgleich dieser ziemlich tief und lose war, glitt
er doch oben darüber hin. Bei dem Jäger aber war es anders, er sank bei jedem
Schritt bis an die Kniee ein und blieb schon nach kurzer Zeit weit zurück. Von
Zeit zu Zeit hielt er an, zielte und brannte los, und er behauptete später, jeder
Schuß habe getroffen. Ich aber hatte meine gelinden Zweifel darüber; jeden-
falls schien der Seehund nicht das geringste davon zu merken, denn er floh ebenso
rasch weiter wie vorher. Endlich gab der Gewaltige nach und kehrte zurück. „Ver-
flucht zäh!" hörte ich ihn sagen, als er wieder an Bord kam. Ich unterdrückte ein
Lächeln, denn ich wollte den guten Burschen nicht kränken.

Was für ein schöner Abend! Die Sonne steht trotz der vorgerückten Nacht-
stunde hoch am Himmel. Über diesem ganzen Eisgebirgsland, über der gewaltigen
südwärts streichenden Eisplatte liegt ein so Helles weißschimmerndes Licht, daß
es einem die Augen blendet. Aber nach Norden liegt nächtliches Dunkel, drunten
am Meere in tiefschwarzer und bleigrauer Färbung, die, je höher der Blick schaut,
in tiefdunkles Blau übergeht, das blasser und blasser wird, bis es von dem
strahlenden Glanz der Eisplatte aufgezehrt ist. Was hinter der Nacht — jener
trübfchwarzen Masse — liegt, das kennen wir, diesen Teil haben wir erforscht.
Und dort haben wir den Sieg errungen. Aber was verbirgt sich hinter dem blen-
denden Licht im Süden? Verlockend und anziehend liegst du vor uns, du ge-
heimnisvolle Schöne! Ja, wir hören dich rufen, und wir werden schon kommen!
Den Kuß sollst du erhalten, und wenn wir ihn mit dem Leben bezahlen müßten.

Der folgende Tag, der Sonntag brachte dasselbe strahlend schöne Wetter.
Von Sonntagsruhe für uns konnte indes selbstverständlich keine Rede sein; kein
einziger hätte ein Vergnügen daran gefunden, den Tag untätig zu vertrödeln.
Wir hatten uns jetzt in zwei Partien geteilt — die Seeabteilung und die Land-
abteilung. Die Sceabteilung — 40 Mann — übernahm den Fram, während
die Landabteilung von diesem Tag an für ein Jahr oder auch wohl zwei ihre
Wohnung auf der Eisplatte aufschlug. Die Seeabteilung bestand aus: Nilsen,
Gjertsen, Beck, Sundbeck, Ludwig Hansen, Kristensen, Rönne, Nödtvedt, Kutschin
und Olsen. Die Landabteilung aus Prestrud, Iohansen, Helmer Hansen, Hassel,
Bjaaland, Stubberud, Lindström und mir selbst. Lindström sollte «ndeö noch
einige Tage an Bord bleiben, da wir noch die meisten Mahlzeiten auf dem Schiffe
einnehmen mußten. Unserem Plane gemäß sollte sich eine aus sechs Mann be-

stehende Abteilung in einem 16 Mann fassenden Zelt auf dem Platze zwischen dem Rönniken und Nelson niederlassen, während eine zweite aus zwei Mann bestehende Abteilung ihr Zelt auf dem Bauplatz aufschlagen und dort das Haus bauen sollte. Diese letzte Abteilung bestand natürlich aus Bjaaland und Stubberud, unseren beiden tüchtigen Zimmerleuten.

Morgens um 11 Uhr waren wir endlich zum Abmarsch bereit. Wir hatten einen Schlitten, 8 Hunde, sowie Ausrüstung und Lebensmittel, die zusammen 300 Kilogramm wogen. Mein Gespann sollte zuerst ins Feuer. Die Seeabteilung hatte sich in voller Zahl auf Deck versammelt, um Zeuge des ersten Abmarsches zu sein. Alles war nun zum Abgang bereit. Nach unerhörten Anstrengungen für uns, oder besser gesagt, nachdem jeder Hund tüchtig durchgeprügelt worden war, gelang es endlich, die in Alaskageschirr gespannten Tiere in einer Reihe vor dem Schlitten aufzustellen, und mit einem flotten Schwenken der Peitsche und ebenso flottem Peitschengeknall ging es von dannen. Verstohlen schaute ich nach dem Schiffsdeck hinüber. Ganz richtig, da standen alle unsere Kameraden nebeneinander und bewunderten den großartigen Abmarsch. Ich bin nicht ganz sicher, ob ich den Kopf nicht tüchtig hoch trug und mich etwas triumphierend umschaute. Wenn ich es getan habe, war das sehr dumm von mir, und ich hätte lieber noch ein bißchen damit warten sollen, meine Niederlage wäre dann leichter zu ertragen gewesen. Denn eine Niederlage erlitt ich, und überdies eine glänzende.

Die Hunde hatten ja nun ein halbes Jahr nichts weiter getan als gefaulenzt, gefressen und gesoffen und wohl gedacht, das Schlaraffenleben werde ewig so fortgehen. Daß ein neues Zeitalter voll Mühe und Arbeit für sie angebrochen war, schien kein einziger von ihnen zu begreifen. Nachdem sie einige Meter vorwärtsgegangen waren, setzten sich alle wie auf Kommando nieder und glotzten einander an, auf aller Gesicht stand ganz unverfälschtes Erstaunen geschrieben.

Nachdem es uns endlich durch eine zweite Durchprügelung aller Tiere gelungen war, ihnen begreiflich zu machen, daß wir wirkliche Arbeit von ihnen verlangten, stürmten sie, anstatt zu tun, was ihnen befohlen war, in erbittertem Kampf aufeinander los. Herr Gott im Himmel, war das an diesem Tag eine Schinderei mit den acht Hunden! „Wenn es so bis zum Pol weitergeht", rechne ich während des Tumults im stillen aus, „dann brauchen wir gerade ein Jahr, bis wir hingelangen." Den Rückweg zähle ich gar nicht mit. Während dieses ganzen Scharmützels werfe ich wieder einen verstohlenen Blick auf die Kameraden an Bord. Aber ich wendete meine Augen eiligst wieder ab. Was ich sah, war nicht gerade erbaulich. Schadenfreude auf allen Gesichtern! Ein homerisches Gelächter erscholl, und boshafte aufmunternde Reden drangen herüber. „Wenn es so weitergeht, seid ihr an Iohanni sicher dort!" Oder: „Gut, gut, nur den Mut nicht verlieren! Gebt nicht nach!" — „Hurra, jetzt geht's!" Aber es ging und ging nicht vorwärts. Es sah wirklich verzweifelt aus. Endlich, mit vereinten Kräften von sämtlichen Tieren und Menschen, kamen wir doch wieder in

Gang. Aber ein Triumph konnte unser erstes Erlebnis gewiß nicht genannt werden.

Zwischen dem Nelson- und Rönnikenberg wurde dann das erste Zelt auf der Eisplatte aufgeschlagen, ein großes, dauerhaftes Sechzehn-Mann-Zelt mit eingenähtem ganzen Boden. Rings um das Zelt her wurden in einem Dreieck Drahtseile gezogen, 50 Meter auf jeder Seite, an welche die Hunde angekettet werden sollten. Das Zelt wurde mit fünf Schlafsäcken und Lebensmitteln ausgestattet. Die Entfernung bis dahin betrug 1,3 Kilometer oder mit dem Meßrad gemessen 2,2 Kilometer. Nachdem diese Arbeit vollendet war, zogen wir weiter nach dem für die Ansiedelung bestimmten Platz. Auch hier wurde ein Zelt aufgeschlagen, ebenfalls ein Sechzehn-Mann-Zelt wie das vorige zum Gebrauch für die Zimmerleute und zum Abstecken des Bauplatzes fürs Haus. Den Verhältnissen des Geländes entsprechend wählten wir eine westöstliche und nicht nordsüdliche Lage, zu der man sich wohl hätte versucht fühlen können, da allgemein angenommen wurde, daß die schärfsten Winde von der Südseite kamen. Wir hatten unsere Wahl nicht zu bereuen; denn die überwiegende Windrichtung war östlich und sie traf nun unser Haus, dessen Tür nach Westen ging, auf der am besten geschützten Querseite. Nachdem dies geschehen war, bezeichneten wir den Weg von diesem Platz nach dem darunter liegenden Zeltplatz und von da nach dem Schiffe je nach 15 Schritten mit einer dunklen Flagge. Auf diese Weise konnten wir sicher zwischen den verschiedenen Orten hin- und herfahren und brauchten, wenn ein Unwetter über uns hereinbrechen sollte, keine unnötige Zeit mit Suchen verlieren. Die Entfernung von dem Bauplatz zum Schiffe betrug 4 Kilometer.

Am Montag, den 18. Januar, begannen wir ernstlich mit Arbeit. Ungefähr 80 Hunde, 6 Gespanne, fuhren mit soviel Mundvorrat und Ausrüstung, als auf den Schlitten gepackt werden konnte, nach dem ersten Zeltplatz, und ungefähr 20 Hunde, Stubberuds und Bjaalands Gespanne, fuhren mit vollbepackten Schlitten nach dem oberen Lager. In diesen ersten Tagen war es wahrlich eine mühevolle Aufgabe, die Hunde zum Gehorsam zu zwingen. Einmal ums andere »ersuchten sie, ihrem Herrn den Dienst zu verweigern und auszubrechen. Mehr als einmal kostete es ein schweißgeträuktes Hemd, bis die Hunde wirklich erkannten, wer hier den Befehl führte. Es war eine harte Arbeit, aber schließlich gelang sie doch. Die armen Hunde, sie bekamen viel Prügel in diesen Tagen. Unser Arbeitstag war sehr lang. Selten kamen wir vor 11 Uhr abends zur Ruhe, und früh um 5 Uhr mußten wir schon wieder heraus. Aber wir empfanden das nicht allzu hart, denn wir waren alle voller Eifer, die Arbeit so rasch wie möglich zu vollenden, damit der Fram wieder abfahren könnte.

Die Hafenverhältnisse waren nicht von erster Güte. Ab und zu bröckelte der Eisrand, an dem das Schiff lag, ab, und dann mußten alle Mann rasch hinaus, um es frisch zu vertäuen. Vielleicht waren sie dann eben wieder eingeschlafen, als aufs neue Lärm geschlagen wurde und sich derselbe Vorgang wiederholte.

Das Eis brach eben einmal ums andere ab und hielt die armen „Seeräuber"
in beständiger Tätigkeit. Dies fortwährende Auf-der-Hut-Sein und nur Mit-
einem-Auge-Schlafen ist eine sehr aufreibende Arbeit. Unsere zehn Genossen hatten
in dieser Zeit schwere Tage durchzumachen, und die ruhige Art, mit der sie alles
ertrugen, war bewundernswert. Immer waren sie guter Laune, immer hatten
sie irgendeinen schlechten Witz bei der Hand. Zu den Pflichten der Seeabteilung
gehörte auch, die Lebensmittel und die Ausrüstung der Uberwinterungsabteilung
aus dem Schiffsraum herauf und aufs Eis hinauszuschaffen. Von da führte es
dann die Landabteilung weiter. Diese Arbeit ging merkwürdig ruhig und gleich-
mäßig vonstatten, und nur selten mußte die eine Abteilung auf die andere warten.
Bei diesen Fahrten wurden gleich in den ersten Tagen alle Mitglieder der Land-
abteilung vollständig heiser, ja bei einigen war es so schlimm, daß sie die Stimme
fast ganz verloren. Die Ursache war das beständige Rufen und Schreien, mit
dem wir in der ersten Zeit die Hunde zum Weitergehen anfeuern mußten. Aber
dies war für die Seeabteilung eine höchst willkommene Gelegenheit, uns zu taufen,
und sie nannten uns die „Maalmänner"'). Abgesehen von dem ewigen Platz-
wechseln wegen des Abbröckelns und Hinaustreibens des Eises konnte der Hafen
übrigens ganz gut genannt werden. Von Zeit zu Zeit brandeten allerdings auch
ziemlich hohe Wogen daher, und dann gab es wohl einige unangenehme Stöße,
aber keine so starken, daß sie dem Schiffe geschadet hätten. Ein ganz besonderer
Vorteil dieses Hafens war, daß der Sturm in diesem Winkel seewärts einsetzte
und so alle Eisberge ferne hielt. Die Fahrten zwischen dem Schiff und der Eis-
platte wurden im Anfang von fünf Mann besorgt, da die Zimmerleute des
Fahrens enthoben waren, um sich ganz dem Hausbau widmen zu können. Ein
Mann mußte auch zur Zeltwache abgegeben werden. Wir konnten nämlich nur
mit der Hälfte unserer Gespanne, mit sechs Stück, auf einmal fahren, denn bei
vollem Zug, mit zwölf Stück, gab es nichts als Aufruhr und Verwirrung. Die
Hunde, die demgemäß zurückblieben, mußten überwacht werden, und dazu war
ein Mann nötig. Der Zeltwächter hatte auch noch die Aufgabe, die Mahlzeiten
zu kochen und das Zelt in Ordnung zu halten. Diese Stellung war außerordentlich
gesucht und man riß sich darum, denn sie brachte etwas Abwechselung in das ewige
Hin- und Herfahren.

Am 17. Januar begannen die Zimmerleute den Bauplatz auszugraben.
Wegen der so oft besprochenen antarktischen Stürme wollten wir alle Vorsichts-
maßregeln, die überhaupt getroffen werden konnten, beobachten, damit das
Haus die richtige Lage bekäme. Die Zimmerleute gruben deshalb den Bauplatz
1,20 Meter tief in die Eisplatte hinein. Das war keine leichte Arbeit; 1 Meter

') Maalmänner ^ Splachfexe. Die Bewegung, durch die von gewissen Kreisen in
Norwegen die alte norwegische Volkssprach« (moal) künstlich zur Hauptsprach« erhoben werden
soN, heißt „maalstrilvnmg" -- Sprachst««««. Amn. d. Uvs.

unter der Oberfläche standen sie auf dem blanken, harten Eis und mußten von da noch tiefer hineinhauen. Außerdem erhob sich an demselben Tag ein heftiger Ostwind, der über die Eisplatte hinfegte, den Schnee hoch aufwirbelte und die eben ausgehobene Grube sofort wieder füllte. Aber es gehörte mehr dazu, um diese emsigen Männer in ihrer Arbeit aufzuhalten. Aus Brettern und Balken bauten sie eine Art Schutzmauer gegen den Wind, die so ausgezeichnete Dienste leistete, daß sie vor dem Treibschnee geschützt, den ganzen Tag bis abends weiterarbeiten konnten, wo dann der ganze Bauplatz ausgegraben war. Wenn man solche Leute zur Verfügung hat, ist es nicht schwer, Ausgezeichnetes zu leisten.

Das Brausewetter war uns beim Fahren sehr hinderlich, und da sich die Alaskageschirre nicht besonders praktisch erwiesen, gingen wir an Bord und machten uns daran, neue Geschirre nach grönländischer Art für die Hunde herzustellen. Alle Mann beteiligten sich an dieser Arbeit. Unser tüchtiger Sattler Rönne nähte in einem Monat 48 Hundegeschirre. Wir andern spleißten die Rückenbänder ein und machten die notwendigen Verschnürungen, während die Übrigen Zugleinen aus Stahldraht für unsere Schlitten spleißten. Als der Abend herankam, hatten wir ein ganz neues Geschirr für alle unsere Schlitten und Hunde. Mit diesem war das Fahren sehr erleichtert, und schon nach wenigen Tagen ging alles wie am Schnürchen. Wir hatten uns nun derart in zwei Zelte verteilt, daß fünf Mann in dem unteren Zelte lagen, während die Zimmerleute und ich im oberen schliefen. An diesem Abend begegnete uns etwas höchst Komisches. Wir wollten eben schlafen gehen, als wir plötzlich Pinguingeschrei vor unserem Zelt hörten. Natürlich liefen wir in aller Eile hinaus. Da — wenige Meter von unserer Türe entfernt — saß ein großer Kaiserpinguin und verbeugte sich einmal ums andere. Er machte durchaus den Eindruck, als sei er nur gekommen, uns zu begrüßen, und es tat uns wirklich leid, daß wir ihm die Aufmerksamkeit so schlecht vergelten mußten; aber die Welt lohnt nun einmal nicht anders; der sich so übermäßig höflich Verbeugende endete seine Tage in der Bratpfanne.

Am 18. Januar begannen wir das Baumaterial hinaufzufahren, und was wir herbeischafften, wurde von den Zimmerleuten gleich zum Bau verwendet. Es ist nicht zu viel behauptet, wenn ich sage, daß alles wie geschmiert ging. Ein Schlitten um den andern fuhr am Bauplatz vor und lud seine Last ab. Die Hunde arbeiteten jetzt ausgezeichnet und die Führer nicht minder. Und ebenso hurtig, als das Material herbeigeschafft wurde, ebenso rasch stieg unser künftiges Heim in die Höhe. Alle Teile waren daheim schon genau bezeichnet worden und wurden nun so vom Schiff ausgeladen, daß sie in der richtigen Ordnung am Bauplatz ankamen. Außerdem hatte Stubberud das Haus selbst gebaut und kannte es also in allen Teilen bis ins kleinste. Mit Stolz und Freude denke ich an diese Tage zurück. Mit Freude, weil bei der ziemlich anstrengenden Arbeit nie ein Mißton laut wurde, und mit Stolz, weil ich an der Spitze einer solchen Schar von

Männern stand. Zehn Männer waren es in des Wortes wahrster Bedeutung.
Alle kannten ihre Pflicht und erfüllten sie aufs gewissenhafteste.
In der Nacht legte sich der Wind, und der Morgen brachte herrliches, stilles
und klares Wetter. An solchen Tagen war die Arbeit eine Lust. Menschen und
Tiere waren in ausgezeichneter Laune. Bei diesen Fahrten zwischen dem Schiff
und der Ansiedelung versäumten wir auch die Jagd nicht. Aber wir töteten nur
die Seehunde, die uns in den Weg kamen, und hatten dabei gar nicht nötig,
abzubiegen, denn immer wieder stieß man auf eine neue Schar. Dann wurde
erlegt, abgezogen, und das Fleisch mit dem Proviant und dem Baumaterial zu-
gleich hinaufgefahren. An diesen Tagen schwelgten die Hunde in frischem Fleisch,
und sie durften fressen, soviel sie wollten.
Am 23. Januar war alles Baumaterial hinaufgeschafft; nun handelte es
sich nur noch um die Lebensmittel und die Ausrüstung. Jetzt war es ein lustiges
Hin- und Herfahren! Ganz besonders erfreulich waren die Fahrten am Morgen
talabwärts mit den leeren Schlitten. Die Bahn war ganz fest gefahren und glich
mehr einer guten norwegischen Landstraße als irgendeinem andern Weg. Wenn
man dann morgens um sechs Uhr aus dem Zelt trat, wurde man sofort mit einem
wahren Iubelgeheul von seinen eigenen zwölf Hunden empfangen. Sie bellten
und kläfften um die Wette, rissen und zerrten an den Ketten, sprangen und drehten
sich im Kreise vor lauter Freude. Dann machte man wohl zuerst die Runde bei
ihnen, begrüßte jeden einzelnen, streichelte und liebkoste sie und plauderte ein
bißchen mit ihnen. Es waren prächtige Tiere! Wer geliebkost wurde, trug alle
Zeichen von Wohlbehagen zur Schau; kein noch so gefühlvolles, zärtliches Haus-
tier daheim könnte eine größere Hingabe und Liebe an den Tag legen als diese
gezähmten Wölfe. Indessen aber kläfften und jaulten die andern, rissen und
zerrten an den Ketten, um loszukommen und sich auf den zu stürzen, der eben
geliebkost wurde. Ja, eifersüchtig sind sie, und zwar in allerhöchstem Grad!
Wenn man ihnen so guten Morgen gewünscht hatte, wurden die Geschirre geholt,
und da brach der Jubel von neuem los. So merkwürdig es auch klingt, ich kann
versichern, daß diese Tiere ihr Geschirr lieben. Obgleich sie wissen müssen, daß
cs Arbeit und Mühe für sie bedeutet, legen sie doch ihr Entzücken deutlich an den
Tag. Ich muß indes beifügen, daß dies in den heimatlichen Verhältnissen nicht
der Fall ist, lange mühsame Schlittenfahrten verändern die Verhältnisse voll-
ständig.
Wenn nun eingeschirrt war, erhob sich der erste Streit des Tages. Man
konnte die Hunde absolut nicht zum Stillhalten bringen. Die Fütterung vom
vorhergehenden Abend und die darauf folgende Nachtruhe hatte ihnen ein solches
Übermaß von Lebenskraft und Lebenslust verliehen, daß sie durch nichts zum
Stillstehen gebracht werden konnten. Eine Tracht Prügel war jedesmal nötig,
aber das tat einem eigentlich selbst weh. Endlich war der Schlitten sorgfältig
eingespannt und der Sechserzug zur Abfahrt bereit. Nun sollte man meinen,

der Weg sei eben gewesen, nnd man dürfte die Hunde nur loslassen, um sich eine Stunde später am Schiffe zu befinden. Aber so glatt ging es durchaus nicht. Rings um das Lager her hatten sich in kurzer Zeit allerlei Gegenstände aufgehäuft, wie Kisten, Baumaterial, leere Schlitten usw. Und durch dieses Gerümpel glücklich hindurchzusteuern, war die schwierige Aufgabe des Morgens. Die Hunde wurden von diesen Gegenständen im höchsten Grade angezogen, und man mußte besonderes Glück haben, wenn man ohne weiteres daran vorüber kam.
Wir wollen einen solchen Morgenausflug mitmachen! Alle Mann sind fertig und die Hunde gut eingeschirrt. Eins, zwei, drei, und alle ziehen gleichzeitig an! Wie der Wind geht es davon, und ehe man auch nur Zeit hat, die Peitsche zu schwingen, befindet man sich mitten in einem Haufen Gerümpel. Der Hund hat den Wunsch seines Lebens erreicht — diese Gegenstände auf die für einen Hund so eigentümliche, für uns so unbegreifliche Weise zu behandeln. Während dieses Verfahren nach Herzenslust vor sich geht, ist der Führer vom Schlitten gestiegen und bemüht sich, die Seile wieder in Ordnung zu bringen, die sich jetzt um Bretter und Balken und was sich sonst in der Nähe befinden mag, gewickelt haben. Er selbst ist weit entfernt davon, den Wunsch seines Lebens erfüllt zu sehen — dies scheint jedenfalls der bezeichnende Ausruf, dessen er sich bedient, zu verraten. Endlich ist alles wieder in Ordnung. Nun schaut er sich um und entdeckt, daß er nicht der einzige ist, der Hindernisse auf seinem Wege angetroffen hat. Dort drüben zwischen den Kisten sieht er eine Vorstellung, bei der ihm das Herz vor Freude im Leibe hüpft. Einer von den „alten Jungen" ist festgefahren, und zwar so gründlich, daß es noch lange dauern wird, bis er wieder weiter kann. Mit einem triumphierenden Lächeln springt der erste auf seinen Schlitten und fährt eiligst von dannen. Solange er nur auf der Eisplatte fährt, geht es in der Regel gut. Hier ist nichts, was die Hunde in Versuchung führt. Aber es wird anders, sobald man auf dem Seeeise angekommen ist. Hier liegen die Seehunde in Gruppen zerstreut und tun sich im Sonnenschein gütlich. Dann aber macht der Weg öfters sonderbare Wendungen. Hat ein solches Gespann morgenfrischer Hunde eine Kursveränderung beschlossen und sich in der Richtung auf eine Seehundschar in Bewegung gesetzt, dann muß man ein äußerst tüchtiger Führer sein, wenn man sie wieder in die gerade Richtung bringen will. Ich persönlich griff in solchen Fällen zu der einzigen Rettung, die ich kannte, nämlich den Schlitten umzuwerfen. Mit umgestürztem Schlitten im losen Schnee — da hielten sie bald an. War man vernünftig, dann brachte man sie still und ruhig wieder in die rechte Richtung, richtete den Schlitten auf und fuhr weiter. Aber man ist eben leider nicht immer vernünftig. Die Lust, sich an den ungehorsamen Schlingeln zu rächen, gewinnt die Oberhand, und man macht sich ans Abstrafen. Doch das ist nicht so einfach. Solange man auf dem umgestürzten Schlitten saß, war dieser ein guter Anker, aber jetzt — ohne Ladung — genügt er nicht mehr, und das merken die Hunde wohl. Während man den einen züchtigt, sucht der

andere davon zu laufen, und das Ergebnis ist für den Führer nicht immer
schmeichelhaft. Wenn er Glück hat, gelangt er wieder auf den Schlitten hinauf,
aber man hat auch öfters Hunde und Schlitten ohne Führer daherfahren sehen.
Alle diese Widerwärtigkeiten am frühen Morgen haben einem das Blut in lebhafte
Bewegung versetzt, und man trifft in Schweiß gebadet am Schiffe ein, trotz
der 20 Grad Celsius. Aber manchmal geht es doch auch ganz ohne Unfall ab,
und dann gibt es eine blitzschnelle Fahrt. Man braucht die Hunde gar nicht
aufzumuntern, sie sind selbst voller Eifer, und die 2 Kilometer zwischen dem un-
teren Zeltlager und dem Fram sind in wenigen Minuten zurückgelegt.
Als wir am 21. Januar am Morgen aus dem Zelt traten, waren wir höchst
überrascht und glaubten, wir sahen nicht recht. Wir rieben uns die Augen und
sperrten sie weit auf — aber uein, was wir auch taten, es half alles nichts. Der
Fram war und blieb verschwunden. Es hatte in der Nacht ziemlich heftig geblasen
und geschneit, und wahrscheinlich war es dadurch gezwungen gewesen, hinauszu-
fahren. Wir hörten auch das Donnern der Wogen, die gegen die Eisplatte
schlugen. Aber wir verloren keine Zeit. Am vorhergehenden Tage hatten
Kapitän Nilsen und Kristensen 40 Seehunde erlegt, von denen wir die Hälfte
noch am selben Tag eingefahren hatten. Der Rest sollte jetzt hinaufgeschafft
werden. Als wir nun am Vormittag eben am Zerlegen und Abziehen von See-
hunden waren, hörten wir plötzlich den alten bekannten Laut der blmaschine der
Fram. Puh, puh, puh! — Da tauchte der Mastkorb auch schon über dem Rand
der Eisplatte auf, und das Schiff kehrte an seinen früheren Platz zurück, den es
indes erst am Abend erreichte. Es war, wie wir es uns gedacht hatten — der
Fram hatte des hohen Seegangs wegen hinausfahren müssen.
Indessen bauten die Zimmerleute fleißig am Haus. Am 21. war es unter
Dach, und die übrige Arbeit konnte nun im Innern vor sich gehen. Das war eine
große Annehmlichkeit für die beiden, die bei der bitteren Kälte unbedingt die
schwerste Arbeit von uns allen gehabt hatten. Aber ich habe nie eine Klage von
ihnen gehört. Wenn ich nach vollendeter Tagesarbeit zu ihnen ins Zelt kam,
war einer von ihnen sicher beim Kochen. Das Essen bestand immer aus Pfann-
kuchen und kohlschwarzem, starkem Kaffe. Wie das schmeckte! Schon nach kurzem
entwickelte sich ein Wettstreit zwischen diesen beiden, die Köche und Zimmerleute
zugleich waren, wer von ihnen die besten Pfannkuchen backen könnte. Meiner
Ansicht nach waren beide recht geschickte Köche. Am Morgen gab es wieder
Pfannkuchen. Glühend heiße, knusprige, leckere Pfannkuchen mit dem herrlichsten
Kaffee, schon ehe ich aus dem Schlafsack herausgekrochen war! Seht, das konnten
mir die Zimmerleute schon morgens um fünf Uhr bieten! Kein Wunder also, daß
es mir in ihrer Gesellschaft gefiel.
Aber auch in dem unteren Zelt herrschte keine Not. Wisting legte als Koch
ganz hervorragende Eigenschaften an den Tag. Sein Meisterstück waren Pin-
guine und Fischmöven in Rahmtunkc. Sie wurden unter dem Namen Schnee-

Hühner aufgewartet und erinnerten auch wirklich an solche. An diesem Sonntag gingen wir alle, mit Ausnahme der notwendigen Zeltwächter in beiden Lagern, an Bord und ließen es uns wohl sein. Wir hatten die ganze Woche hindurch hart genug arbeiten müssen.

Am Montag, den 23. Januar, wurde mit dem Hinauffahren der Vorräte begonnen. Um Zeit zu ersparen, war bestimmt worden, die Lebensmittel nicht ganz bis zum Haus hinauszuschaffen, sondern sie vorläufig auf einer Hügelkette auf der andern Seite, oder besser gesagt, südlich vom Nelson-Berg zu lagern. Dieser Platz lag zwar nur 600 Meter vom Haus entfernt, aber das Gelände war dort sehr eben, und so hofften wir, auf die Dauer doch viel Zeit zu ersparen. Wenn dann der Fram abgefahren war, konnten wir alles vollends hinfahren. Dazu fanden wir indes später nie Zeit, und so verblieb diese Stelle dauernd der Hauptproviantplatz. Die Beförderung da hinauf hatte im Anfang einzelne Schwierigkeiten. Die Hunde waren einmal gewohnt, den Weg über das untere Lager — zwischen dem Nelson und Rönniken — zu nehmen, und konnten durchaus nicht verstehen, warum sie das jetzt nicht mehr tun sollten. Besonders beschwerlich waren öfters die Fahrten mit den leeren Schlitten. Von diesem Platz aus konnten die Hunde nämlich über den Nelson hinüber ihre Kameraden im unteren Lager hören, und da kam es nicht selten vor, daß das Gespann plötzlich selbst den Befehl übernahm. Waren aber die Hunde erst einmal zu Schelmenstreichen aufgelegt, dann waren sie kaum mehr zu bändigen. Wir alle, ohne Ausnahme, haben dieselbe Erfahrung gemacht. Keiner von uns ist ohne einen solchen „Sonderreigen" davongekommen. Sobald die Vorräte an ihrem Bestimmungsort angekommen waren, lud jeder Führer seinen Schlitten ab und legte die Kisten in der vorgeschriebenen Ordnung aufs Eis. Zuerst legten wir jede Sorte für sich in kleinen Abteilungen auf dem Hügel nieder. Dies hatte den Vorteil, daß alles leicht zu finden war. Die Ladung jedes Schlittens betrug meistens 300 Kilogramm oder 6 Kisten. Ungefähr 900 Kisten hatten wir heraufzufahren und unserer Berechnung nach konnten wir in einer Woche damit fertig werden. Alles klappte auch vorzüglich. Am Samstag, den 28. Januar, mittags, war das Haus fertig und alle 900 Kisten standen an ihrem Platz. Das Vorratslager nahm sich ganz großartig aus und flößte uns ordentlich Achtung ein. Lange Reihen von Kisten zogen sich auf dem Hügel hin. Alle Kisten mit ihren Nummern nach außen, so daß man das, was man haben wollte, stets rasch finden konnte. Und dort drüben stand das Haus fir und fertig, genau wie es in seinem Geburtsort im Bundefjord gestanden hatte. Aber wie verschieden war die Umgebung. Dort grüner Tannen- und Fichtenwald und plätscherndes Wasser, hier Eis, Eis, nichts als Eis! Aber beides ist schön und ich überlegte um mich blickend, was ich vorziehen würde. Meine Gedanken schweiften weit umher — in einer Sekunde über viele tausend Meilen hin. Aber der Wald trug den Sieg davon.

Wie schon früher gesagt, hatten wir alles bei uns, um die Hütte an der

Eisplatte zu vertäuen. Aber das ruhige Wetter, das wir bisher beständig gehabt hatten, ließ uns erwarten, daß sich die Verhältnisse nicht so schlimm gestalten würden, wie wir angenommen hatten. So ließen wir es denn bei der Ausgrabung und dem Einlassen in die Eisplatte bewenden. Auswendig war das Haus gedichtet und das Dach mit Teerpappe überzogen, so daß es sich nun von der weißen Umgebung recht deutlich abhob.

An demselben Nachmittag brachen wir beide Lager ab und zogen ins eigene Heim, das „Framheim". Ach, welchen warmen, behaglichen, reinlichen Eindruck bekam man, sobald man nur die Nase zur Türe hereinsteckte. Überall, sowohl in der Küche als in der Wohnstube, glänzendes, feines Linoleum! Ja, wir hatten allen Grund, froh und vergnügt zu sein. Die zweite große Schwierigkeit war überwunden und überdies in viel kürzerer Zeit, als ich je zu hoffen gewagt hatte. Der Weg zum Ziel lag zugänglicher vor uns als je vorher. Nun konnten wir allmählich das Schloß in der Ferne hervorschimmern sehen. Noch schläft die Prinzessin, aber der Kuß, mit dem sie gewett werden soll, scheint nur noch eine Frage der Zeit zu sein. Eine frohe Schar war es, die sich am ersten Abend in der Hütte versammelte und bei Grammophonmusik das Hoch auf die Zukunft ausbrachte.

Alle ausgewachsenen Hunde waren heraufgeschafft und an dem Drahtseil angekettet, das mit 50 Meter Abstand auf jeder Seite gezogen war. Und wie die Hunde Musik machten! Da jetzt alle versammelt waren, gaben sie unter der Führung eines der ersten Sänger tägliche, und was noch schlimmer war, auch nächtliche Konzerte. Sonderbare Tiere! Was wollten sie mit diesem Geheul kundtun? Zuerst fing einer an, dann fielen zwei ein, dann immer mehr, schließlich alle hundert miteinander. Meistens machen sie es sich bei so einem Konzert ganz bequem, sie setzen sich nieder, heben die Köpfe so hoch, als sie nur können, und heulen nach Herzenslust; auch sind sie während der ganzen Vorstellung vollständig hingenommen und lassen sich nicht gern stören. Höchst merkwürdig ist indes die Art, mit der das Konzert schließt. Alle miteinander verstummen nämlich wie auf einen Schlag. Keine Nachzügler, kein allerletztes Hurra! Was verursacht dieses plötzliche Aufhören? Ich habe mir mehr als einmal den Kopf darüber zerbrochen, fand aber keine befriedigende Antwort. Man könnte fast meinen, es sei ein gut einstudierter Gesang. Haben die Tiere Mitteilungsvermögen? Diese Frage ist außerordentlich interessant. Keiner von uns, der längere Zeit mit Eskimohunden verkehrt hat, zweifelt bei ihnen an dieser Fähigkeit. Schließlich verstand ich ihre verschiedenen Laute so genau, daß ich, ohne sie zu sehen, sagen konnte, was sie vorhatten. Das Raufen, das Spielen, die Liebe usw., jedes hatte seinen besonderen Ton. Wollten sie ihre Ergebenheit und Zuneigung ihrem Herrn gegenüber kund tun, dann geschah dies auf eine von ihrer sonstigen Art ganz verschiedene Weise. Tat einer etwas Böses, etwas, von dem er wohl wußte, daß es verboten war — brachen sie z. B. in ein Fleischlager ein —,

dann sprangen die andern, die nicht mit hingelangen konnten, umher und stießen ganz andere, den vorhergehenden sehr unähnliche Töne aus. Ich glaube, die meisten von uns lernten diese Töne unterscheiden. Es gibt wohl kaum ein Tier, dessen Beobachtung so anziehend und abwechselungsreich ist, wie den Eskimohund. Von seinem Stammvater, dem Wolf, hat er den Trieb der Selbsterhaltung, der in dem „Recht des Stärkeren" beruht, in weit größerem Maße geerbt, als unsere Hunderassen daheim. Der Kampf ums Dasein hat den Polarhund frühzeitig gereift und bei ihm Eigenschaften wie Genügsamkeit und Ausdauer in erstaunlichem Grad hervorgebracht. Er hat für den Beruf, zu dem er geboren ist, und für die Verhältnisse, in denen er erzogen wird, einen scharfen, klaren und gut entwickelten Verstand. Man darf indessen den Eskimohund keineswegs für ungelehrig halten, weil er nicht auf dem Schwanz sitzen und auf Befehl Zucker fressen kann. Das sind Dinge, die seinem ernsten Lebensberuf so unendlich fern liegen, daß er sie wohl nie oder nur sehr schwer begreifen lernen wird. Untereinander herrscht bei ihnen nur das Recht des Stärkeren. Der Stärkste regiert und tut unbestritten, was er will. Er bekommt immer die besten Bissen, der Schwächere muß sich mit den Brosamen begnügen. Sehr leicht entsteht eine gewisse Freundschaft unter diesen Tieren, eine stets mit achtungsvoller Furcht gepaarte Freundschaft —.der Furcht vor dem Stärkeren. In seinem Selbsterhaltungstrieb sucht der Schwächere Schutz bei dem Stärkeren. Der Stärkere nimmt das Amt des Beschützers auf sich und schafft sich dadurch einen treuen Helfer, immer im Gedanken an einen noch Stärkeren, der über ihn kommen könnte, und der Grund dafür ist schließlich immer der Selbsterhaltungstrieb. Und so ist es auch in ihrem Verhältnis zum Menschen. Der Hund hat den Menschen, von dem er alles zum Unterhalt Nötige erhält, als Wohltäter schätzen lernen, und es scheinen auch wirkliche Liebe und Anhänglichkeit mitzusprechen; aber allem liegt bei näherer Untersuchung doch wohl auch hier der Selbsterhaltungstrieb zugrunde. Die Achtung vor dem Herrn ist demgemäß bei den Eskimohunden weit größer als bei unseren Haustieren, bei denen sich die Achtung nur als Folge der Furcht vor Schlägen findet. Ich könnte ohne Zögern jedem von meinen zwölf Hunden den Bissen aus dem Maule wegnehmen, keiner würde einen Versuch machen, mich zu beißen. Warum? Weil die Achtung aus Furcht, beim nächsten Mal nichts zu bekommen, überwiegend ist. Bei meinen Haushunden daheim würde ich das wahrlich nicht versuchen. Sie würden sich sogleich zur Wehr setzen, ihr Fressen verteidigen und sich im Notfall durchaus nicht entblöden, nach mir zu schnappen, trotzdem diese Hunde dem Anscheine nach ebenso große Achtung vor einem haben wie die andern. Was kann der Grund dafür sein? Nun, diese Achtung ist nicht auf der ernsten Grundlage — dem Selbsterhaltungstrieb — aufgebaut, sondern einfach auf der Furcht vor Schlägen, und in einem solchen Fall zeigt sich's dann, daß diese Grundlage zu schwach ist. Die Freßgier überwindet die Angst vor den Schlägen, und das Ergebnis ist — ein Biß.
Einige Tage später fand sich auch das letzte Mitglied der Uberwinterungs-

abteilung, Adolf Heinrich Liudström, ein, und damit mußten die Verhältnisse als
endgültig geordnet betrachtet werden. Er war seither noch an Bord geblieben
und hatte dort die Küche besorgt, aber nun war er da nicht mehr notwendig.
Seine Kunst wurde bei den „Maalmännern" jetzt besser geschätzt. Auf dem Fram
übernahm von diesem Tage an das jüngste Mitglied der Gesellschaft, der Koch
Karenius Olsen, das Amt des Küchenmeisters, und er stand diesem Posten mit
außerordentlicher Gewissenhaftigkeit und Tüchtigkeit allein vor, bis er im Mai
19 12 in Hobart wieder einen Gehilfen bekam. Das war eine brave Leistung
für einen Burschen von 20 Jahren! Hätten wir nur recht viele seines Schlages!
Mit Lindströms Ankunft in Framheim kam nun die Küche und das tägliche
Brot ins richtige Geleise. Der Rauch wirbelte lustig zu dem leuchtend schwarzen
Kaminhut hinaus und verkündigte, daß die Eisplatte jetzt wirklich bewohnt war.
Wie heimlich war es, wenn wir nach der Tagesarbeit dahergefahren kamen
und diesen Rauch aufsteigen sahen! Es ist ja im Grunde herzlich wenig, und doch
sagt es so unendlich viel. Mit Lindström zog außer dem „täglichen Brot" auch
Licht und Luft — beides Dinge, auf die er besonders viel hielt — bei uns ein.
Zu allererst stellte er die Lurlampe auf und schaffte uns dadurch eine Beleuchtung,
die zum Wohlbehagen und zur Bequemlichkeit während des langen Winters sehr
viel beitrug. Luft verschaffte er uns auch, wobei ihm Stubberud behilflich war.
Diese beiden miteinander verschafften uns während des ganzen Aufenthalts eine
ausgezeichnet reine, frische Eisluft in der ganzen Wohnung. Ohne Fleiß und
Arbeit wurde dies freilich nicht erreicht; aber was kümmerten sich diese beiden
um vermehrte Arbeit! Die Lüftungseinrichtung war oft launisch, und ab und zu
versagte sie ganz, hauptsächlich bei ganz stillem Wetter, wo diese Bruderschaft
dann viele Künste und Kniffe anwenden mußte, bis sie wieder in Gang war.
Meist wurde in solchen Fällen ein Primuskocher unter das Abzugsrohr gestellt und
zugleich dem Zuleitungsrohr ein Eisumschlag gemacht. Während dann der eine
der Werkmeister mit dem Primuskocher unter dem Abzugsrohr auf dem Bauche
lag und die Luft auf diesem Wege nach oben führte, sprang der andere aufs
Dach und warf große Schneeballen in das Zuleitungsrohr, um dadurch die Luft
niederzudrücken und neue einzuführen. Manchmal setzten sie dieses Verfahren
stundenlang fort, ohne nachzugeben. Zum Schluß war dann die Luftleitung
ohne wahrnehmbare Ursache wieder in voller Tätigkeit. Ganz zweifellos ist bei
einer solchen Überwinterung die Art der Lüftung von großer Wichtigkeit für die
Gesundheit und auch für's Wohlbehagen. In den Berichten anderer Forschungs-
reisenden wird beständig darüber geklagt, daß sie unter Kälte, Feuchtigkeit und
daraus entstandenen Krankheiten viel zu leiden gehabt hätten. Das ist nur eine
Folge schlechter Lüftung. Wird genügend frische Luft zugeführt, dann wird das
Brennmaterial besser ausgenutzt und die Wärmeerzeugung selbstverständlich ver-
mehrt. Ist aber die Lüftung ungenügend, dann geht ein großer Teil der Feuerung
in unverbranntem Zustand verloren, und Kälte und Feuchtigkeit sind unvermeid-

lich. Die Lüftung muß natürlich in Übereinstimmung mit dem Bedarf geregelt werden können. In unserem Haus gebrauchten wir neben dem Küchenherd nur die Lurlamve, und damit hielten wir die Stube so warm, daß die in den oberen Kojen Liegenden beständig über Hitze Nagten. Ursprünglich war Platz zu 10 Kojen in der Stube; da wir aber nur zu neun waren, wurde die eine Koje entfernt und unser Chronometerschrank an deren Platz gestellt. Außerdem hatten wir 6 Beobachtungsuhren, die wir beständig bei uns trugen und die den ganzen Winter hindurch miteinander verglichen wurden. Die meteorologischen Instrumente bekamen ihren Platz in der Küche, und Lindström, der einzige, der sich dazu eignete — übernahm nun die Stellung eines Aufsehers der meteorologischen Station und des Instrumentenmachers der Forschungsreise.

Unter dem Dach wurden alle Sachen untergebracht, die keine größere Kälte vertrugen, wie Arzneien, Saft, Eingemachtes, Rahm, Essigfrüchte und Tunken. Außerdem auch alle unsere Schlittenkisten sowie die Bücherei.

(Schluß folgt.)

Hans Land:
Alfred von Ingelheims Lebensdrama. Roman.
(Fortsetzung.)
Es stand nicht fest, auf welche Weise dem Kronprinzen der amerikanisch«
Antrag zur Kenntnis kam, den die Komtesse Dornenburg erhalten hatte. Prin-
zessin Luise hatte ihrem Bruder nichts davon gesagt. Diese Nachricht wirkte an-
fänglich auf Wilhelm wie ein Liebeszeichen. Wenn die unbegüterte Komtesse
jene glänzende Versorgungsmöglichkeit von der Hand wies, so tat sie das, weil
ihre Neigung einem Anderen gehörte. Der Kronprinz hatte bis dahin mit der
jungen Hofdame nur wenige Worte der Konvention gewechselt, aber das flam-
mende Erröten der Komtesse bei diesen seltenen Begegnungen hatte ihn der
starken Neigung des Fräuleins sicher gemacht. Auch er hatte seiner jugendlichen
Scheu und knabenhaften Beklommenheit ihr gegenüber, wie er meinte, mehrmals
Blicke abgerungen, die für Sekunden in dem feucht schimmernden Blau der ge-
liebten Augen sich festgesogen und ohne Worte gesagt hatten, was auszusprechen
bisher ihm keine Gelegenheit ermöglichen wollte. Auf die vorsichtigste Weise,
verläßlicher Zwischenpersonen sich bedienend, hatte der Kronprinz das Bild der
Odipustöchter an sich gebracht. Es hing jetzt in seinem Arbeitszimmer, von einem
grünseidenen Vorhang verhüllt, an versteckter Stelle und bot ihm Trost, wenn
allzu lange Zeit verstrich, ohne daß er die Möglichkeit gewann, die heimlich Geliebte
zu sehen. Oft rechnete er sich vor, daß er der Neigung der Angebeteten im
Grunde in keiner Weise sicher sein konnte. Ihr Erröten bei den Begegnungen
konnte die Schüchternheit des Fräuleins seinem hohen Range gegenüber bewirkt
haben. Die Ablehnung des amerikanischen Antrages bewies vollends nichts,
denn es war zu begreifen, daß ein so junges Geschöpf auch ohne den Einfluß einer
anderen Neigung sich wohl «mßerstande fühlte, einem Wildfremden die Hand fürs
Leben zu reichen, blos weil er ungeheuer reich war. Diese Nöte schufen dem
Sehnsuchtsvollen starke Pein, ohne daß er einen Weg fand, sie zu enden. Seine
nicht zu entschlossenem Tun geneigte Natur scheute auch hier vor entschiedenen
Schritten zurück, und so gewaltig es ihn auch drängte, zu einer Verständigung
und Aussprache mit der Komtesse zu kommen, so hielten ihn doch stete Bedenken
von jenem Schritt zurück, der ihn dem Ziele hätte näher bringen können. Trotz
seiner Iugend und der ihr entsprechenden Glut seines Gefühls ließ der Prinz die
Hemmungen wirken, welche die Erkenntnis in ihm auslöste, daß diese Neigung

hoffnungslos war. Der Kronprinz hatte zwar das Beispiel eines Ranggenossen gesehen und bewundert, der als Thronfolger eines von mittelalterlicher Etikette beherrschten, ja geknechteten Hofes dennoch einer Unebenbürtigen die Hand zur Ehe gereicht und auf die Thronfolge seiner Kinder Verzicht geleistet hatte, vielleicht in der Idee, dereinst zur Herrschaft gelangt, diesen Verzicht widerrufen und außer Kraft setzen zu können. Der Kronprinz hatte dieses Beispiel einer mutigen und entschlossenen Liebe wohl gesehen und schön gefunden, aber er fühlte dennoch nicht die Kraft in sich, ihm nachzueifern. Freilich war jener Fürst ein Mann und er, Wilhelm, nur erst ein dem Knabenalter kaum entwachsener Iüngling. Das machte es wohl, daß der Gedanke, so freventlich gegen die Überlieferung anzurennen, ihm kaum faßlich blieb. So sah der Prinz hier nichts als die Gewißheit, durch eine Annäherung sich und vor allem das junge Fräulein unglücklich zu machen. Und diese Erkenntnis bewog ihn zum Verzicht. Er litt dabei — gewiß — aber er fand und übte den stillen Trost der Lyrik und vertraute verschwiegenen Blättern in zierlichen und gar nicht so durchaus alltäglichen Versen die Pein, die er trug. Nicht einmal der Schwester teilte er sich mit, denn ihr kühl vernünftiges Wesen scheuchte ihn von dem Entschluß zurück, ihr Dinge anzuvertrauen, die sie vielleicht mit einem überlegenen Lächeln als unverständlich oder kindisch hätte abtun können. Das fürchtete er. Und so blieben seine Liebesgeschicke darauf beschränkt, die in Gedanken so heiß Umworbene aus der Ferne anzubeten, ihr dann und wann einen Blick der Hingabe und der Sehnsucht zu senden und scheu wieder zurückzuweichen, wann ihm die Erwiderung dieses Blickes aus jenen wasserklaren schimmernden Meeraugen zu sagen schien, daß auch nach ihm Sehnsucht empfunden wurde. Dann übergoß sein schönes Gesicht Purpurglut, und ein Zittern ergriff seinen hohen, schlanken, prachtvoll ebenmäßigen, edlen Körper.
Aber des Kronprinzen heimliche Verse sollten bald von noch schärferen und schmerzlicheren Klagen ertönen. In einer Unterredung setzte der König seinem nunmehr einundzwanzigjährigen Sohne die Notwendigkeit einer baldigen Vermählung auseinander. Dem Thronfolger war eine Großfürstentochter sarmatischen Geblütes zugedacht, deren Glaubenswechsel seitens der Gegenpartei in vorsichtigen und höchst geheimen Vorverhandlungen zugesagt worden war. Alle Sonderabmachungen für eine Doppelheirat waren getroffen, da auch Prinzessin Luise dem ältesten Sohne des gleichen Großfürsten ehelich verbunden werden und auch ihrerseits einen Glaubenswechsel vornehmen sollte. Die konfessionelle Seite der Sache war es, die dem Könige diese Schritte schwer machte, aber es blieb ihm nichts übrig als einzuwilligen, da die geringen Ehemöglichkeiten unter Ebenbürtigen ihm für seine Kinder keine reichere Auswahl ließ und diese doppelte Eheschließung in politischer wie finanzieller Beziehung Vorteile bot, wie keine zweite, die im Bereiche der Möglichkeiten lag. Der König bemerkte wohl die niederschmetternde Wirkung, welche die Mitteilung der baldigen Verehelichung auf seinen Sohn machte. Er fragte ihn besorgt, ob etwa seine Neigung nicht mehr frei, ob er

vielleicht in eine Iugendliebe verstrickt sei. Der Kronprinz verneinte hastig, aber das väterliche Auge bemerkte doch, wie der Blick des Sohnes sich umflorte und seine zusammengebissenen Zähne die mühsam bewahrte Fassung erkennen ließen. Mit auffälliger Hast verabschiedete sich der Prinz von seinem Vater, der ihm besorgt und kopfschüttelnd nachsah.

Die Prinzessin nahm vorerst mit stiller Vernünftigkeit die Mitteilung ihrer geplanten und bevorstehenden Verlobung entgegen. Sie betrachtete das ihr vom König vorgelegte Bild ihres künftigen Gemahls in aller Ruhe und antwortete auf ihres Vaters Frage, daß es ihr nicht mißfalle. Eine andere Frage des Königs, ob ihr etwas von einer Herzensneigung ihres Bruders bekannt sei, verneinte sie. Aber dem König ließ diese Sorge keine rechte Ruhe. Er begab sich am nächsten Tage zu früher Morgenstunde im Automobil zu seinem Sohne nach dessen Garnisonstadt zu einer Unterredung unter vier Augen, in deren Beginn der Kronprinz sich sehr beengt und verlegen zeigte, weil er mit Zagen erwartete, der König werde das verborgene Bild der Odipustöchter im Arbeitszimmer entdecken, in dem die Besprechung stattfand. Dem Prinzen war kein Gedanke schaudervoller als der, seine Neigung eingestehen zu müssen und verraten zu sehen. Noch einmal und sehr eindringlich lichtete der König die Frage an seinen Sohn, ob er sein Herz schon vergeben habe. Er frage zum zweiten Male, nicht weil er der ersten Antwort keinen Glauben schenke, sondern weil die Sorge ihn quäle, ob der Kronprinz nicht nur aus mangelndem Vertrauen zum Vater, aus Scheu, aus falscher Scham die Wahrheit verberge. Die Thronerben müssen gerade deshalb so frühzeitig heiraten, weil es dringend nötig sei, sie vor verhängnisvollen Herzensbündnissen zu bewahren, die, dem Gesetz der Ebenbürtigkeit entgegen, notwendig zu Schmerz und Unheil führen. Da das hauptsächlich verbindende und bindende Glied jeder Familie, da die Mutter im Hause fehle, und er, der König, durch seine schweren Pflichten sehr in Anspruch genommen werde, so sei es gekommen, daß nicht die rechte Fühlung zwischen ihm und seinem Sohne vorhanden war. Er beklage das sehr, da die Natur doch selbst ihn dazu ausersehen habe, der beste Freund seines Sohnes zu sein. Diese frühe Heirat (die Großfürstin, die dem Prinzen zugedacht war, zählte erst siebzehn Iahre) gewährleiste einen guten Ausgang, weil in solcher Iugend beide Teile um so leichter sich ineinander zu schicken vermögen, in einer Entwicklungszeit, in der die Charaktere noch biegsam, weich und modelungsfähig seien. Er selbst, der König, habe ebenfalls mit einundzwanzig Iahren nach den Wünschen seines Vaters und den Bedürfnissen des Landes eine Neunzehnjährige heiraten müssen, und alles sei wunderbar gut gegangen, bis der Tod das gute und feste Band allzu frühzeitig, löste. Den Bedürfnissen des Landes entspreche diese geplante Doppelverbindung mit den Zugehörigen einer alten sehr mächtigen und überaus reichen Dynastie auf das höchste. Sie bedeute geradezu ein Glück für das Königreich, dem dieses Ereignis einen gleichen Zuwachs an Ansehen brächte, wie etwa ein glücklicher

Krieg. Natürlich könne von einem Zwange nicht die Rede sein. Er, der König,
sei kein Tyrann, am wenigsten seinen Kindern gegenüber. Sollte sich bei der
demnächst in aller Zwanglosigkeit stattfindenden ersten Begegnung der beiden zu
verlobenden Paare herausstellen, daß diese Verbindungen ohne großen Zwang
der Beteiligten unmöglich seien, so werde selbstverständlich davon Abstand
genommen werden müssen. Der König aber und seine Ratgeber, vor allem der
Ministerpräsident, der die auswärtige Politik leite, hofften von ganzem Herzen,
daß solche Hindernisse nicht eintreten und alle Faktoren sich der Verwirklichung
und Durchführung des Planes günstig erweisen möchten. Sollte trotz der gegen-
teiligen Erklärungen irgend eine Neigung dem Kronprinzen diesen Schritt er-
schweren, so wäre er dennoch seiner Stellung und seinem künftigen hohen Amte
das Opfer dieser Eheschließung schuldig. Die auf den Höhen seien allemal die,
denen es in letzter Reihe vergönnt bliebe, an das eigene Glück zu denken. Das
sei im Königshause alte bewährte, selbstverständliche Überlieferung, die seit vielen
Iahrhunderten kein zur Krone Berufener oicr ihr auch nur Naher jemals ver-
letzt habe. ^,
Diese mit großer Eindringlichkeit gemachten Vorhaltungen hörte der Prinz
schweigend und respektvoll an, dann versicherte er dem.Vater, daß er iyn in
keinem Punkte zu enttäuschen gesonnen sei, und daß des Königs Besorgnisse
durchaus grundlos wären.
Erleichterten Herzens verließ König Wilhelm seinen Sohn nach herzlicher
Verabschiedung. Der Prinz blieb in schlimmer Verfassung zurück. Er war von diesen
überraschenden Entscheidungen wie betäubt und fühlte sich wie vor den Kopf
geschlagen. Als wäre der Blitz dicht neben ihm niedergegangen, so fassungslos war
er. Wie kamen doch diese Schicksalefügungen gerade im rechten Augenblick über
ihn. Es war, als packe ihn eine Faust an der Schulter, ihn von etwas Gefähr-
lichem und Verderblichem zurückzureißen. Wäre dieser Verlobungsplan auch nur
einen Monat später an ihn herangetreten, er hätte sich vielleicht dennoch dazu
hinreißen lassen, die junge Gräfin in eine Herzensgeschichte zu verwickeln, aus
der ihr nur Schmerz und Leid hätte erwachsen müssen. Was immer nun kam,
sein Gewissen hatte er sich rein erhalten, und damit ließ sich am Ende jedwede
Fügung ertragen. Im starken Drange, sich mitzuteilen und mit einer schicksal-
verwandten Seele sich auszusprechen, telephonierte der Prinz an seine Schwester
und bat sie um eine zeugenlose Zusammenkunft in seinem Iagdschlößchen
Sophienruh, das auf halbem Wege zwischen beiden Residenzen im Herzen der
königlichen Forsten still und einsam belegen war. Der Apriltag war düster,
regnerisch, kalt. Der Kronprinz traf vor seiner Schwester in Sophienruh ein
und setzte sich fröstelnd vor das große Feuer, das im Riesenkamin des mächtigen
großen alten Bankettsaales knisterte und prasselte. Durch die spitzbogigen hohen
Fenster trauerte der verstimmte Regentag in das Düster des Saales herein,
dessen Länge eine schwarze schwere Eichentafel einnahm, die eine Menge von

»eich geschnitzten, schwarzen eichenen Sesseln umstanden. Riesengeweihe von Hirschen und Elchen drohten von den dunklen Wänden. An der Stirnseite der Tafel ragte ein besonders hoher Sitz mit der Königskrone geziert. Von den Wänden hoben sich die stumpf gewordenen Goldrahmen so stark nachgedunkelter uralter Gemälde, daß des trüben Tages unsicher flackerndes bleiches Licht heute kaum erkennen ließ, welche Abarten des edlen Weidwerkes diese Bilder zu verherrlichen bestimmt waren. Pferdegetrappel, Räderknirschen auf hartem Kies wurde hörbar. Der Kronprinz, im dunklen Sportanzuge mit Kniehosen, erhob sich von seinem Sitz vor dem Feuer und trat an eins der Fenster, die auf die niedrige Rampe gingen, welche der Wagen der Prinzessin soeben hinauffuhr. Der Wind umheulte das Schlößchen, und die alten regenschweren, schwarzen Föhren schüttelten sich ächzend. Die Prinzessin trat ein — die schlanke Gestalt im dunklen Stadtkleide mit Iakett und Pelzboa. Sie umarmte und küßte den Bruder, den sie länger als eine Woche nicht gesehen hatte, und sagte dann lächelnd: „Romantisch wie immer, Willy. Weshalb mußt' es durchaus der alte Gespensterkasten sein, in dem wir uns bei diesem scheußlichen Wetter treffen sollen?"
„Ich wünsche keine Zeugen, Luise."
„Geheimnisse also?"
„Nicht im geringsten. Spürst du denn deinerseits gar kein Bedürfnis zu einer Aussprache mit mir?"
„Gewiß. Ein sehr dringendes sogar. Ich wäre sonst morgen zu dir gekommen. Wir sind ja doch wieder einmal Schicksalsgenossen."
Der Prinz hatte seiner Schwester, die ebenso hoch aufragte wie er selbst, den anderen Sessel zum Feuer gerückt und ließ sich jetzt ihr gegenüber nieder.
„Papa war heute morgen bei mir."
„Ich weiß, Willy. Er macht sich Sorge darüber, daß dir diese Verlobung gar zu schwer werden wird."
„Ich habe ihn darüber beruhigt."
„Das ist lieb von dir. Er hat Sorgen genug. Wir müssen ein jeder für sich sehen, mit uns selber fertig zu werden."
„Das ist nicht leicht."
„Was ist denn leicht in unserem Leben, Willy?"
Der Prinz seufzte. „Wir sind Sklaven der Konvention, von Rücksichten wie von Eisengittern eingeengt, Gefangene. Allen möglichen und unmöglichen Dingen angehörig — nur nicht uns selbst. Ein Hundeleben."
„Papa hat dir doch gesagt, daß diese Verbindung nicht unbedingt von dir gefordert wird. Auch mir ist es freigegeben, falls dieser sarmatische Wladimir mir gar zu unmöglich erscheint, ein tapferes Nein zu sagen."
‚Aamit tröstest du dich? Wenn diese siebzehnjährige Olga mir so mißfällt, daß ich es vorzöge mich totzuschießen, als ein ganzes langes Leben mit ihr zu verbringen — was dann?"

„Du darfst doch nein sagen, Willy, genau wie ich!"
Der Prinz sah seine Schwester mit einem durchdringenden Blicke an. „Du, Luise, darfst so wenig nein sagen wie ich selbst. Der König, der Staat, die Minister, jeder Patriot im Lande wünscht, daß diese Eheschließungen zusammenkommen. Das Erreichen dieser Ziele gibt unserm Lande einen solchen Zuwachs an Ansehen gleich wie ein gewonnener Krieg — — und — du willst nein sagen ..."
Es wurde still zwischen den beiden, die nun mit traurigen Augen stun m in das lodernde Spiel der Flammen blickten . . .
Mit müder Stimme sagte der Prinz: „Zwiespältig, unwahr wie unser ganzes Sein sind unsere Worte. Selbst unser guter, wahrheitliebender Vater spricht doppelzüngig. .Ihr dürft nein sagen', tröstet er seine Kinder, aber im gleichen Atemzuge macht er uns klar, daß man mit Sicherheit von uns ein Ia erwartet. Was wirst du tun, Luise?"
„Was mein Vater hofft."
„In jedem Fall?"
„In jedem. — Du hast recht. Man muß den Dingen ins Auge sehen und sich nicht mit Nichtigkeiten beruhigen wollen. Auch du, Willy, wirst tun, was man von dir erwartet. In jedem Falle". . .
„Warum?"
Der Prinz fuhr mit Heftigkeit auf und sah wild umher. „Warum? Warum werde ich das tun? Warum soll ich das tun? Was gibt man mir für solch ein Opfer? Was tausche ich dafür ein?"
„Ein Königreich, Willy — eine Krone."
Die Prinzessin hatte es mit bitterem Lächeln gesagt und in einem Tone, der die Nichtigkeit dieser beiden ungeheuer großen Dinge in ihrer Schätzung zweifellos kund tat. Der Prinz seufzte tief auf.
„Du mußt es anders fassen," sagte Luise mit einem seltsam entschlossenen Tone. „Menschen, wie wir, sind auf einen Posten gestellt, den sie auszufüllen haben. Wir müssen tun, was man von uns verlangt und erwartet. Ganz einfach."
„Und unser Glück?" fuhr der Prinz auf.
„Danach fragt niemand."
„Ich aber frage nach meinem Glück, Luise! Ich bin einundzwanzig Jahre! Ich habe ein Recht auf Glück!"
„Um das auszuüben, Willy, müßtest du dir erst klar darüber werden, was du unter Glück verstehst. Ich habe gestern in einem recht gescheiten Buche, dessen Autor das Leben gut zu kennen scheint, gelesen, es stände nirgend geschrieben, daß die Menschen glücklich sein müssen. Dazu wären sie gar nicht da."
„Das Lied kenne ich," grollte der Prinz. „Pflicht! nicht wahr, Pflicht — das ist der Inbegriff des Lebens? ..."

„So jung ich bin, Willy, ich glaube es und neige der Ansicht zu, daß man auf diesem steinigen Umwege schließlich doch zum Glücksziele einmal kommt."

„Vielleicht — mit grauem Haar. Aber solange mag ich nicht warten."

„Du redest dich in eine Verbitterung hinein, Willy, die unfruchtbar ist und zu nichts helfen kann. Halte dich nicht bei ihr auf. Wem so wenig Wahl bleibt, wie dir und mir, der soll das Notwendige tun und mit möglichst freundlichem Gesicht. Es braucht niemand zu sehen und zu erfahren, daß wir leiden. Du wirst dich in dein Los ergeben, tu's also möglichst liebenswürdig."

„Vielleicht ergebe ich mich nicht, Luise."

„Mach dir nichts vor, lieber Iunge. Du hast Papa versprochen, nacb seinem Wunsch zu handeln, und dein Wort bindet dich. Von dieser Tatsache abgesehen, bist du der Mensch nicht, der die Tatkraft hat, seine Schicksalsketten zu zerreißen. Du hast diese Kraft nicht und bist, wie ich, eme Natur, die eben duldet."

Ein Wutlaut kam von dem Prinzen, der, seinen Sessel gewaltsam zurückstoßend, aufgesprungen war und, das Taschentuch an die Augen drückend, seine heiße Stirn gegen die nasse Scheibe des Fensters preßte. Erschreckt von diesem Ausbruch erhob auch die Prinzessin sich von ihrem Sitz, trat an den Bruder heran, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte begütigend mit ihrer klaren Stimme.

»Ich sage dir das nicht, dich zu erbittern. Auch kein Tadel liegt in alledem. Wir gehören uns eben nicht, wir gehören den anderen und sind es ihnen schuldig, daß wir das tun, was ihnen und ihrem Glücke dient. Das ist unsere Bestimmung. Es ist der schmerzlich hohe Preis, den wir dafür erlegen müssen, daß wir auf so ragender Höhe leben. Adel verpflichtet, und die Geburt auf Thronesstufen ist das bindende Dokument unserer Hörigkeit und Unfreiheit. Opfer sind wir all' dieser Umstände. Alles, was wir tun können, ist, daß wir die Selbstentäußerungen, zu denen die Welt uns zwingt, mit Würde vornehmen und mit einem Lächeln das letzte Glllcksbegehren von uns abtun. ..."

Der Prinz schluchzte wild auf bei diesen Worten seiner Schwester, schlang verzweifelt seine Arme um sie. Auch ihren Augen entströmten Tränen. Auch s i e weinte nun — vielleicht wie er um einen unerfüllten Traum..'.

10.

Es gibt Worte, die in der Seele dessen, zu dem sie gesprochen wurden, einen Eindruck machen, von dessen Tiefe und Nachhaltigkeit der, der sie sprach, kaum etwas ahnt. Was die Prinzessin zu ihrem Bruder über seinen Mangel

«m Tatkraft gesagt hatte, daß er der Mann nicht sei, der die Kraft besäße,
seine Schicksalsketten zu sprengen, das griff tief in dieses jungen Menschen
Seele. Es gab ihm Aufschluß über sich selbst, lehrte ihn, sich im wahren
Lichte zu sehen, schenkte ihm die Erkenntnis seines Wesens. Sie hatte recht,
die Schwester. Er war eine passive Natur und besaß keine andere Bestimmung
als die, mit sich geschehen zu lassen, was das Schicksal wollte. Wenn er
das mit Anstand über sich ergehen ließ, so füllte er seinen Platz aus, so tat
er seiner Pflicht Genüge, so entsprach er ganz den Erwartungen derer, die
Hoffnungen auf ihn gesetzt hatten. Er verstand es nicht. Das sollte die
Vorbereitung für seinen Herrscherberuf sein? Diese vollkommene Passivität
sollte in ihm den Mann heranreifen machen, der dereinst über das Schicksal
von 20 Millionen Menschen zu bestimmen haben sollte? Eine seltsame Schule
für einen Herrscher! Freilich, auch sein Vater hatte sie durchgemacht und
bewährte sich heute doch einigermaßen an seinem Platz. Die Zeitungen sprachen
gut von ihm, je besser, je entschiedener demokratisch sie gesinnt waren. Wenigstens
seit jenem Umschwung in der inneren Politik, der eine liberale Majorität
im Landtage, und als deren Folgen ein volkstümliches Ministerium sowie
eine demokratisierende Richtung in die Verwaltungen des Landes gebracht
hatte. Man war in diesen fünf Iahren ganz schön mit den Reformen
vorangekommen, hatte das gleiche und direkte Wahlrecht eingeführt, eine die
Finanzen kräftig befruchtende Erbschaftssteuer, sowie die fakultative Feuer-
bestattung. Drei Hauptpunkte des alten liberalen Programms waren somit
erfüllt worden, um die die Demokratie länger als ein Menschenalter vergeblich
gekämpft hatte. Es gab dem Thronfolger sehr zu denken, daß sein königlicher
Vater sein konstitutionelles Herz so spät erst hatte entdecken können. Er
konnte die Schwenkungen nach links eist ausführen, nachdem ihn liberale
Wahlen dazu stark gemacht hatten, diesen Vorstoß gegen Adel und Klerus
zu wagen, deren Vertreter in beiden Kammern sich lange und halsstarrig
genug gegen diese „revolutionären" Neuerungen gesträubt hatten. Sie waren
bei der Verteidigung ihrer alten Privilegien so lange standhaft geblieben,
bis die Vertreter des dritten und vierten Standes so zahlreich im Parlament
und so stark in der politischen Presse geworden waren, daß ihnen die Kraft-
probe gelang, einen bedeutenden Teil der realen Macht den Adligen, Groß-
grundbesitzern und Geistlichen aus den eisenharten Fäusten mit Gewalt zu
entreißen. Ietzt erst, nachdem die fortschrittlichen Parteien sich so stark erwiesen
hatten, schlug der König sich auf ihre Seite, indem er öffentlich kund gab,
daß diese Schwenkung zur Demokratie schon längst sein Herzenswunsch gewesen
wäre. Und das war nun der Mann, der den Herrschernamen trug. Auch
er war somit nichts als ein Faktor der sich umbildenden Zustände und Ver-
hältnisse. Wären die liberalen Wahlen ausgeblieben, so hätte der König
seinen Wunsch, konstitutionelle Politik zu machen, nicht ausführen können.

Auch er war also schwächer als die Dinge und besaß trotz Krone und Zepter nicht die Macht, Hindernisse zu besiegen. War das die Lage und das Schicksal des Herrschers, so dünkte den Prinzen freilich das sklavische Sichschicken in Schicksale, die andere ihm bereiteten, die vollkommen passende Vorbereitung für den königlichen Beruf. Aber es schien doch noch sehr die Frage, ob er selbst, der Kronprinz, überhaupt noch in die Lage kommen würde, dereinst das Schattenkönigtum dieses konstitutionellen Reiches zu verwalten. Die Dinge blieben stetig im Fluß, und die Arbeiterpresse sowie die sozialdemokratischen Volksvertreter im Parlament und im Verein mit ihnen der republikanische Flügel der äußersten bürgerlichen Linken machten kein Hehl daraus, daß die demokratische Richtung der neuen Politik nichts sei als ein Übergang zu rein republikanischen Staatsformen, während die Sozialdemokraten den Zukunftsstaat von Parteiwegen als nahe bevorstehend mit Lärm ankündigten. Diese rote Flut umspülte die Throne in allen Ländern der Welt drohend und untergrabend und hatte bereits eine solche Druckkraft, daß sie ihren Einfluß auf die Gesetzgebung stark und deutlich zum Ausdruck brachte. Der vierte Stand forderte und erlangte soziale Rechte wie Krankheits- und Altersrenten, kämpfte um Witwen- und Waisenversicherung, forderte ein Privileg von der Riesenbedeutung des „Rechtes auf Arbeit", während die Unternehmerklasse heute schon mit Murren und Klagen einen Teil der Lasten der Alters- und Invalidenversorgung der Arbeiter trug. Der soziale Krieg war im vollen Gange und hielt die Regierungen so in Atem, daß sie nicht einmal im entferntesten daran zu denken wagten, Kriege gegen einander zu unternehmen. Die ungeheuren inneren sozialen Gefahren verboten das einfach, denn man sah ein, daß der verlierende Teil eine Revolution erleben müßte, deren Erschütterungen auch die Nachbarreiche treffen und deren Dynastien bedrohen würde. Nichtsdestoweniger wagte kein Staat, trotzdem der Friede länger als ein Menschenalter schon gewährt hatte, seine Kriegsvorbereitungen zu unterbrechen oder auch nur um ein Geringes einzuschränken. Die Rüstungen wurden im vollsten Umfange aufrecht erhalten und drückten empfindlich im Verein mit den neu übernommenen sozialen Fllrsorgelasten heftig auf den Staatshaushalt. So war es überall — die Budgets schwollen unheimlich an. Die Staatsschulden wuchsen in die Milliarden, und wer irgendwo der natürlichen Lösung dieses Problems, der Abrüstung, das Wort zu reden wagte, brandmarkte sich auf der Stelle als einen Utopisten. Die Feudalen gaben in gewohnter Brutalität offen zu, daß die ungeheuren Rüstungen nicht in letzter Linie auch gegen den „inneren Feind" gerichtet seien. Und während die umsturzbeflissencn proletarischen Parteien in musterhaften Organisationen und fast heroischem wirtschaftlichen Opfermut in Streikzeiten die Genossen, in Ruheperioden die Parteikasse unterstützten, hatten die bürgerlichen Fraktionen bisher die Zeiten ihrer annoch währenden Herrschaft zu häßlichen und abstoßenden Kuhhandels-

geschäften mißbraucht und das ganze Parlamentsleben zu einer Wahrnehmung materieller Klasseninteressen herabgewürdigt, so daß der Tagespolitik der gemeine Stempel der Profitwut aufgedrückt wurde, und jeder Verfechter hoherer Interessen von ihr mit Abscheu und Ekel erfüllt sich abwandte. Es war kein Wunder, daß bei dieser Lage der Dinge manch einem jungen Thronfolger die Zukunft so unsicher, drohend und trostlos erschien, daß er ihr nur mit Bangen entgegensah. Es geschah, daß die Thronerben von Weltreichen, begabte junge Fürsten, in Alkohol und erotischen Betäubungen Beschwichtigung suchten und in tollen Liebeserzessen einen geheimnisvollen und mit allen Schauern der Kriminalromantik umwobenen gewaltsamen Tod fanden. Die strengen Hausgesetze der Dynastien fanden eine Reihe revolutionärer Verletzel unter den Königs- und Fürstenkindern selbst. Wie eine prinzliche Revolution erschienen alle die tollen Ehebruchs- und Landfluchtsgeschichten von Kronprinzessinnen, Königstöchtern und -söhnen, all' die Verschwendung«- und Entmündigungs-Affairen der Palastgeborenen, die Lossagungen von Erzherzogen, die bürgerliche Namen wählten und die Fürstenschaft verschmähend in die Welt zogen, um sich aus der Hefe der Menschheit die Lebensgefährtinnen zu wählen. Der Geist der Zuchtlosigkeit und des Verneinens der Autoritäten war in die Fürstenhäuser gedrungen und trieb deren Angehörige, die die Muster des Lebenswandels den Volkheiten darbieten sollten, in die allerunerhörtesten Skandalgeschichten. Und nicht nur thronferne Agnaten, nein Könige selbst im weißen Haar gaben der Welt das pikante Schauspiel heimlicher Ehen mit den Töchtern aus Portierfamilien, Bündnisse, für die freilich erst im Angesicht des Todes die kirchliche und staatliche Legitimierung gesucht wurde. Und auch das geschah zu keinem andern Zwecke, als zu dem, den königlichen Kindern, die es freilich nicht minder toll getrieben hatten, Erbschaftsrechte zu rauben.

Das Erleben und Beobachten all' dieser Vorkommnisse hatte mit der Zeit in des Kronprinzen Seele eine Stimmung hervorgerufen, die ihn veranlaßte, hin und wieder mit dem Gedanken einer Flucht aus all' seinen Lebensumständen zu spielen. Das Beispiel eines mitteleuropäischen Prinzen machte tiefen Eindruck auf ihn, eines großherzoglichen Sprossen, der nach Annahme eines bürgerlichen Namens ein Schiff erworben hatte und auf diesem in die Welt fuhr, in der er spurlos verschollen blieb. Die politischen Zustände im Lande, der Mangel an Hoffnung, sie bessern zu können, der Kleinmut der eigenen Natur und die ihr innewohnende Lebensfurcht gaben dem Kronprinzen Wilhelm öfter den Gedanken ein, es diesen Ausbrechern der Dynastien gleich zu tun und mit einem solchen Schritt sein Bekenntnis vor der Welt abzulegen, er spüre weder Lust noch Kraft in sich, dereinst das väterliche Amt zu überkommen und dessen Bürde sein lebelang fortzuschleppen. Der Kronprinz äußerte von diesen Dingen niemandem gegenüber ein Wort, erschrak er doch

selbst über solche Regungen. Auch konnte er den Gedanken nicht fassen, seinen Vater so zu betrüben und zu enttäuschen. Aber er kehrte in Stunden besonderen Kleinmuts zu diesem Gedanken zurück, immer dann, wann die Einengungen seiner Geburt ihm Opfer abforderten, die er mit Zähneknirschen nur brachte. Die höfischen Repräsentationen langweilten ihn. Der militärische Dienst war ihm zuwider. Er hätte gern als freier Landwirt gelebt oder auf einem schönen Herrensitz in südlicher Natur an der Seite eines geliebten Wesens, mit Künstlern sich umgebend, ein mediceisches Herrenleben in Frieden und Schönheit verbracht, bei eigener dichterischer Betätigung das Dasein verträumt und die politische Entwicklung die Wege gehen lassen, die ihr gefielen. Nichts von alledem war ihm vergönnt. Er sah sich als Sklave von Dingen und Menschen an jedem neuen Morgen dazu verurteilt, eine Reihe von Geschäften zu erledigen, zu denen er sich zwingen mußte, und empfand hierbei nicht einmal die Genugtuung der Pflichterfüllung.

Der drängende und empörte Widerspruch gegen sein Los wurde am leidenschaftlichsten beim ersten Zusammentreffen mit seiner ihm zubestimmten Gemahlin, die er auf dem Landsitze eines befreundeten Hofes in aller Stille in der Umgebung ihrer nächsten Verwandten kennen lernen sollte, zu gleicher Zeit wie seine Schwester ihren Großfürsten. Die anordnenden Hofbehörden waren der Meinung gewesen, daß zu diesem „Kennenlernen" ein Familiendiner mit anschließender Gartenpartie und Teestunde und am nächsten Morgen ein Abschiedslunch vollkommen ausreichend seien. Die kurzen, verlegenen, nicht zeugenlosen Gespräche zwischen den vier Ehekandidaten, die als solche sämtlich von erbarmungswürdiger Iugend waren, vollzogen sich in französischer Sprache, da die beiden Bräute in 8pe das Mutteridiom ihrer künftigen Gebieter noch erst zu lernen hatten. Kronprinz Wilhelm sah sich einem körperlich noch ziemlich unentwickelten jungen Mädchen gegenüber, nach dessen fader Blondheit er sonst nicht das Haupt gewendet hätte. Prinzessin Luise fand einen trotz seiner einundzwanzig Iahre bereits stark beleibten Phlegmatiker, dem die geistige Trägheit aus den Augen sah, und der, wie es den Anschein hatte, wie allen Geschehnissen so auch diesem, seiner drohenden Verheiratung, mit der denkbar größten Gleichmütigkeit entgegenschritt. Von seinem Vater ging die Kunde, daß er ein starker Alkoholiker sei, und die Gesetze der Vererbung machten sich bei ihm so nachdrücklich fühlbar, daß er aus ganz verschwommenen dunkelgrauen Augen in die Welt sah. Daß er selbst bereits stark trank, verriet von seiner Umgebung niemand, und der Gedanke daran wäre nicht aufgetaucht, wenn der angehende Bräutigam nicht trotz der Wachsamkeit seiner Leute bei jenem Familiendiner bereits ein wenig über das Maß gebechert hätte, was übrigens nur in etwas lauterem Lachen und darin sich kund gab, daß er nach Aufhebung der Tafel stracks auf seine königliche Braut zusteuerte, deren Ehrenfräulein beiseite drängte und von der ihm versprochenen Königs-

tochtermit ausgebreiteten Armen die Lippen spitzend und fortwährend daiser!! Kaiser!! rufend den vorzeitigen mündlichen Tribut erheischte. .. Drei starke Männer mußten ihn beruhigen. Das Zusammentreffen schloß mit einem offenkundigen Mißklange. Der Kronprinz und seine Schwester waren von der Unmöglichkeit dieser Doppeleheschließung ganz und gar überzeugt. Aber schon auf der Heimreise machte ihnen der sie begleitende Oberhofmarschall des Königs klar, daß die Möglichkeit eines Rücktritts von dieser Verbindung kaum noch in Frage kommen könne, da hierdurch wichtige politische Pläne beroht und zum Scheitern gebracht werden müßten. Die Sache sei zu weit gediehen, als daß es noch möglich sei, sie ohne schwere Störungen der freund-lichen Beziehungen der beiden Länder jetzt noch ungeschehen zu machen. Man bürde dem Könige eine neue schwere Sorge auf, wenn man mit der Erklärung heim käme, es würde nichts aus dem Plane, mit dessen Durchführung Seine Majestät bereits zu rechnen geruht hätten. Ratlos sahen die beiden königlichen Geschwister einander an. Sie fühlten sich tief gedemütigt. Sie empfanden die Schmach, aus ihrer Menschlichkeit vertrieben, zum Range von Sachen herabgesetzt zu sein, mit ihrer warmblütigen jungen Eristenz nichts anderes zu bedeuten, als Rechnungsfaktoren, denen in den politischen Konjekturen der Minister und Diplomaten ihre eigenen Missionen zugedacht waren, und die auf dem Schachbrett der Kabinette die ihnen zugedachten Züge ausführen mußten, Marionetten der hohen Politik, Puppen, welche die Drahtzieher des Welttheaters nach ihren nüchternen Erwägungen tanzen ließen. ... So sprang man mit dem Lebensglück von Königssprossen um. Iedes Bettlerkind, das frei sich verschenkte, schien ihnen ein stolzes Wesen im Vergleich mit ihrer Rechtlosigkeit, mit ihrem absoluten Mangel an Selbstbestimmungsvermögen. Kronprinz Wilhelm knirschte in sich hinein, denn die er heimlich liebte, die Komtesse Dornenburg, war in der Begleitung seiner Schwester und Zeugin dieser Schmach. Sie kannte zweifellos den Zweck der Reise und tauschte trostlose Blicke mit ihrer Herrin, die nicht minder ihre Freundin war. Von dem Prinzen hielt sie sich mit Ängstlichkeit fern, nachdem sie einmal tief er-glühend bemerkt hatte, mit wie brennendem Sehnsuchtsausdruck seine Augen »uf »hr hafteten. Das war im Salonwagen auf der Bahnfahrt, als die Prinzessin sie für einen Moment in den Abteil des Kronprinzen gerufen hatte. Seitdem hielt sie sich mit Scheu und Furchtsamkeit von ihm fern, so daß er sie kaum einmal flüchtig von weitem zu sehen bekam.

Der König, der seine Kinder mit Spannung zurückerwartet hatte, sah, obschon sie sich viele Mühe gaben, ihn nichts merken zu lassen, daß hier wiederum Opfer gebracht wurden. Er hatte sich in stillen Hoffnungen gewiegt, diese Verbindungen ließen sich vielleicht doch ohne allzu gewaltsamen Zwang ermöglichen. Er hatte seine Sorge damit zu beschwichtigen gesucht, daß er sich vorspiegelte, die beiden jungen Paare würden vielleicht einiges Gefallen

an einander finden, und diese Verbindungen ließen sich mit dem Ausblick auf durch Gewöhnung entstehende Neigungen schließen. In den resignierten Blicken seiner Kinder sah er, daß keine dieser Hoffnungen sich verwirklicht hatte. Das bekümmerte ihn sehr. Er richtete noch einmal an den Sohn wie an die Tochter die eindringliche Frage, ob sie sich denn durchaus außerstande fühlten, diese Ehe einzugehen, und erhielt beide Male die Antwort: diese Heiratspläne sollten so ausgeführt werden, wie der Zwang der Verhältnisse sie erfordere. Beide Königskinder wollten ihrer Pflicht genügen. Der König entsann sich, daß er selbst als junger Prinz seine erste Ehe nicht viel freudiger habe vollziehen können, und getröstete sich der Tatsache, daß diese Verbindung nachher dennoch eine glückliche geworden. Die gleiche frohe Fügung ersehnte er seinen Kindern, die er nun mit großer Liebe überschüttete, als gelte es, sie für erlittene Unbill zu entschädigen. Besonders seiner Tcchter wendete er sich jetzt mit übervollem Herzen zu. Rückte doch der Zeitpunkt näher und näher, da er sie hergeben, sich von ihr fürs Leben trennen, sie fremden Verhältnissen in einem fernen Lande und allen Fährlichkeiten einer Vernunftehe ausliefern mußte. Denn die Verlobungen beider Kinder waren nun in der Residenz mit Pomp und vieler Festlichkeit unter lebhafter Teilnahme des ganzen Landes gefeiert worden, das wirklich in dieser engen dynastischen Doppelverbindung mit der nachbarlichen Großmacht einen sehr starken Zuwachs an Ansehen für das Vaterland begrüßte. Beide fremden Großfürstenkinder, Bräutigam wie Braut, hatten hierzulande in der Verklärung des patriotischen Fcsttrubels recht guten Eindruck gemacht. Ihre idealisierten Photographien, sowie die Anwesenheit ihrer großfürstlichen Eltern und der Eindruck des etwas barbarischen Pomps, den deren unerhörter Reichtum entfaltete, trugen hierzu bei. Der großfürstliche Bräutigam hielt sich diesmal energisch vom Champagner zurück, und die fade Blondheit seines Schwesterchens, der künftigen Königin des Landes, rührte die Herzen mit der Schlichtheit ihrer Erscheinung. Alles war durchaus nach Wunsch gegangen, und der Zeitpunkt der Doppelhochzeit auf den Frühherbst festgesetzt worden. Ietzt in sonnigen Frühlingstagen war die Ruhe des gewohnten Lebens wieder eingezogen, nachdem die fremden Fürstlichkeiten mit ihrem bunten lärmenden Troß für die Sommerzeit auf ihre Besitzungen am Schwarzen Meere sich begeben hatten. Der König mußte sich gegen sein rheumatisches Leiden einer Bäderkur in einer südlichen Thermenstadt unterziehen, und der Kronprinz verbrachte einen reichlichen Teil seiner Muße in Gesellschaft der Schwester, von der er ja nun doch auch in naher Zeit für immer sich trennen sollte. Die Geschwister schlossen sich enger denn je vorher an einander. An einem strahlenden Maimorgen hatte die Prinzessin sich telephonisch im Iagdschloß Sophienruh bei ihrem Bruder zum Frühstück angesagt, das um 12 Uhr mittags auf der Waldterrasse des Schlößchens eingenommen werden sollte. Zehn Minuten vor zwölf telephonierte der

Kammerdiener Ihrer Königlichen Hoheit, daß Höchstdieselbe eine Automobil-
panne auf halbem Wege in der Nähe der Bahnstation erlitten und mit einem
Vorortszuge in die Residenz zurückgekehrt sei. Seine Königliche Hoheit dürfe
die Prinzessin heute nicht mehr erwarten. Etwas enttäuscht lud der Kronprinz
seinen neu ernannten Hofmarschall, Baron Steinen, zum Frühstück anstatt
der ausgebliebenen Schwester, und als die Herren gerade den Kaffee nahmen,
fuhr ein Wagen die Schloßrampe herauf. Die Herren auf der Terrasse hörten
das Gefährt kommen und ergingen sich in Vermutungen darüber, welcher
Besuch wohl nahe, als der Lakai die Hofdame Ihrer Königlichen Hoheit,
Gräfin Dornenburg, meldete. Der Kronprinz wurde zuerst so weiß wie daS
Tuch des FlühstUcktisches, dann, im nächsten Moment erglühte er flammend.
Die feine Mokkatasse in seiner Hand sank klirrend zurück. Baron Steinen
im grauen Gehrock warf einen raschen Blick auf den Prinzen, winkte dem
Kammerdiener, zu gehen, und begab sich, ein Lächeln um den bartlosen ge-
kniffenen Mund, ins Haus. Wenige Augenblicke später führte er die Komtesse
auf die Terrasse. Das Fräulein war im hellen Bastkleide und großen weißen
blumengeschmückten Strohhut. Sie verneigte sich in sichtlicher Verwirrung.
Der Kronprinz, in grauem englischen Iackettanzug, erhob sich und ging dem
Besuch entgegen.
„Verzeihung" — stammelte die Komtesse, „Ihre Königliche Hoheit
hatten — hatten mir aufgetragen, sie hier hier abzuholen."
Der Kronprinz trat mit zuckendem Munde näher, tat einen Blick in
dieses holdselige, blonde Gesicht und streckte dann der Hofdame beide Hände
entgegen. Ihre Arme hingen wie leblos an ihr herab.
„Gisela" — flüsterte der Prinz, „Gisela" — wiederholte er — es
klang wie eines Kindes Bitte, und wie widerstandslos beschworen, hoben sich
die beiden Mädchenarme, und im nächsten Moment hielt der Prinz zwei Hände
in den seinen, die sich im gleichen Nu ihm wieder entziehen wollten.
„Verzeihung — Verzeihung — Königliche Hoheit — — ich — ich
sollte — mir mir ward befohlen ..."
„ . . Meine Schwester hier abzuholen. Ich weiß — ich weiß — —
dieses Auto — Gisela, in dem meine Schwester kommen sollte — — das
hat — das hat Gott — Gott zerbrochen ..."
Der Prinz stieß es zwischen den Zähnen heraus. Es kam ein Ton
aus seinem Munde, der wie ein Aufschluchzen klang. Erschreckt wich Gisela
zurück, doch im nächsten Moment fühlte sie ihre Hand ergriffen. Der Prinz
zerrte sie fast gewaltsam von der Terrasse fort. Einer Ohnmacht nahe fühlte
sich Gisela über die Schwelle eines Zimmers gezogen, dessen herabgelassene
Rolläden den Raum in Dämmer hüllten. . . Von einer Schwäche befallen,
mit jagenden Pulsen sank Gisela in einen Sessel. Ihre Rechte hing matt
herab. Der Prinz riß ihr den Handschuh ab, sank neben ihr auf die Kniee

und bedeckte diese kühlen spitzen Finger, diese schmale, lange, feine Hand mit Küssen.
„Gisela, Gisela" — stammelte er, „ja, das hat Gott getan! Das hat Gott getan!" Seine Stimme versagte. Er sprang auf, schlang seinen Arm um die zarte Gestalt und riß das zitternde Mädchen an sein Herz. Willenlos lag sie in seinen Armen. Seine Lippen suchten diesen schwellenden, üppigen Mund, nach dem er sich totgesehnt in endloser Zeit, und sogen sich daran fest in namenloser Raserei. Er preßte die geliebte Gestalt mit solcher Leidenschaft an sich, daß er zu spät erst bemerkte, wie das liebe Haupt bleich und mit geschlossenen Augen kraftlos zurücksank und der letzte Blutstropfen aus diesen eben noch glühenden Wangen wich. . . Wie leblos lag sie ihm im Arm. Ein namenloser Schrecken packte ihn. Er trug die Regungslose zum Diwan, legte sie dort nieder, stützte ihr blasses Haupt mit Kissen, nahm ihr Köpfchen in beide Hände und flüsterte nur immer den geliebten Namen. Sie regte sich nicht. Ein Grauen stieg in ihm auf. Sein Herz pochte zum Zerspringen. Er erhob sich rasch, wollte um Hilfe rufen, da öffnete sie die Augen, die voll Tränen standen, sah verstört und ratlos suchend umher, mit schmerzlich verzogenen Mundwinkeln, wie zum Weinen. Da streifte ihr suchender Blick ihn, der angstvoll über sie gebeugt stand, und ein Aufleuchten kam in diese meerklaren Augen. Ein strahlendes Licht, das nun über das ganze schöne Gesicht sich ergoß, das von Glücksgefühl sich erleuchtete. Einen Augenblick noch blieben diese vier jungen heißen Augen in einander versenkt, dann plötzlich hob Gisela die Arme, schlang sie um des Prinzen Hals, zog sein Haupt zu sich herab und reichte ihm zum ersten Male den Mund.
„Mein — mein" — hauchte sie, wiederum vor überwältigendem Glücksrausch halb bewußtlos ... Sie tauschten einen endlosen Kuß, und nun strich ihre Hand wie tastend über seine Augen, seine Stirn, sein Haar.
„Es ist so dunkel hier!" flüsterte er.
„Bist du es denn? Bist du es denn wirklich?" hauchte sie.
Sein Mund verschloß den ihren. Dann riß der Prinz sich aus der Umarmung, sprang auf die Füße und rief: „Licht! Licht!! Ich sehe dich nicht! Ich muß dich sehen!! Ob du es bist! Du — du — wirklich! Ob ich das alles nicht nur träume!"
Er stürzte an eins der Fenster, riß den Rolladen empor. Blendendes Sonnenlicht flutete herein. Ein farbenschillerndes großes Pfauenauge flatterte ins Zimmer, taumelte zum Diwan, umschwirrte Giselas Goldhaupt und setzte sich für eines Augenblickes Frist auf ihre Hand. Sie lächelte weh und sagte:
„Schau — ein Pfauenauge. Das bedeutet Tod." —
Mit einem Satz war er bei ihr. Der Schmetterling flog auf, zog einen Kreis und entflatterte durch das Fenster.

Der Prinz ergriff ihre Hände. „Ist das das erste Wort, das du zu
mir sprichst? Strahlt dazu die Sonne so golden?! Der ganze Mai flammt
da draußen im gelben Glanz und du — du sprichst vom Tode?!"
Sie richtete sich auf, sah im Zimmer umher, betrachtete die schweren
dunklen altväterlichen Eichenmöbel, die breitlehnigen Sessel mit ihren purpurnen
Sammetbezügen, die schwere Standuhr in der Ecke mit dem großen blitzenden
bedächtig tickenden Pendel, den ungefügen Schreibtisch an der Wand gegenüber,
die riesigen Porträts alter Fürsten und hoher Frauen in breiten schweren
goldenen Rahmen an den purpursammetbespannten Wänden, die schwarz
getäfelte schwere düstere Decke, von der eine vielarmige dunkelbronzene Lichter-
krone herabhing. Dann suchten ihre Augen ihn, nach dem sie sogleich die
Arme wieder breitete, um seinen braunen Kopf an ihrer Brust zu fühlen.
Sie murmelte etwas, was er nicht verstand.
„Was sagtest du?" fragte er. Sie errötete heiß.
„Was sagtest du soeben?" fragte er. „Sag es noch einmal. Alles —
alles — was du in dieser einzigen Stunde sagst, denkst, fühlst — alles ist
mein — mein — mein — mein! !"
„Dein — ja dein —" flüsterte sie und suchte seinen Mund.
„Was sagtest du also?" fragte er fieberig.
Tränen schessen aus ihren Augen. Es zuckte schmerzlich um ihren
weichen, süßen, frischen, geschwellten, purpurnen, an Kirschen gemahnenden
Mund.
„Was sagtest du?" fragte er wieder. Er legte sein Ohr an ihre heißen
Lippen und trank das scheu gewisperte Wort, das sie nun hauchte: „Ich sagte:
Beten hilft."
Ganz ratlos sah er sie an.
„Verstehst du mich nicht?" schluchzte sie.
Er schüttelte ergriffen den Kopf.
„Beten hilft — sagte ich. Ich habe um diese Stunde gebetet — du —
Iahre hindurch — lange, sehnend, endlose Iahre — jeden Abend — und jeden
Morgen habe ich gebetet —"
„Um was, Gisela? "
„Um diesen Tag. Um diese Stunde. Einmal, ein armes einziges
Mal bei dir — einmal — ein einziges Mal — deinen Kopf — so — so an
mein Herz zu drücken — darum — darum Hab' ich gebetet — Willy "
Es durchschauerte ihn. Ein Feuerstrom ging durch sein Blut, das in
mächtigen Rhythmen durch seine Adern rauschte und sein Herz weitete, daß
ihm die Brust zu eng wurde.
„Noch einmal — noch einmal — rufe mich! Sag meinen Namen
wieder —" bettelte er.
„Willy - Willy "

Seine Augen wurden starr. Sie hefteten sich auf diesen Liebesmund, um den alle Genien der zärtlichsten Leidenschaft zu spielen schienen. Es war ein Mund, zum Küssen geformt, ein Mund, geschaffen, um Feuerströme von Zärtlichkeit aufzunehmen und auszustrahlen. Seine Augen folgten der betörend süßen Schwingung dieses Lippenpaares, der Gedanke ging durch seine Seele, daß dieser Mund in alle Zukunft das Ziel seiner dürstenden Sehnsucht bleiben würde. Da schlang er plötzlich die Arme um sie und preßte sie mit solcher Gewalt an sich, daß sie aufschrie. Er hob die leichte Last vom Diwan auf.

Er stellte das blonde Kind gerade vor sich hin, mitten hinein in den prallen schimmernden festlichen Maisonnenschein und blickte sie mit trunkenen Augen an — das holde, selige Frühlingswunder, das da vor ihm stand mit zerzaustem Goldhaar, das im Sonnenglaste brannte und leuchtete, als strahle es Licht aus. Der große Blumenhut lag zerdrückt am Boden, und nach einem weiteren Augenblick hingerissen seligen Anschauens flogen sie einander wieder in die Arme und lachten und weinten und kosten und küßten und lebten ihren ersten holden himmlischen Maienrausch wie zwei frühlingstrunkene Schmetterlinge — trunken von Licht, von Sonne, vom Lenz, von Liebe — von fiebernder Zärtlichkeit und glühendem blühendem Glück . . .

(Fortsetzung folgt.)

R
u
n
s ck
a
u

Sozialpolitische Rundschau.

Von Senatspräsidenten vi Flügge.

Ende September hat die Reichsregierung die Maßnahmen bekannt gegeben, die sie zur Bekämpfung der Fleischteuerung eintreten lassen will, aber es ist wenig wahrscheinlich, daß die Fleischteuerung nun in der öffentlichen Diskussion zurücktreten werde. Denn zunächst wird eine gewisse Zeit hingehen, bis diejenigen Städte, denen nach dem Willen der Regierung die Einfuhr von frischem Rind- und Schweinefleisch aus dem Auslande unter bestimmten Bedingungen erleichtert werden soll, diese Bedingungen erfüllt haben, und darnach, wenn sie sie erfüllt haben, wird sich die Einwirkung dieser Einfuhr auf die Durchschnittspreise des Kleinhandels nur allmählich fühlbar machen, und es wird noch mancher Seufzer über die hohen Fleischpreise in der nächsten Zeit von den Lippen deutscher Hausfrauen aufsteigen, denn, daß die Fleischpreise eine bedenkliche Höhe erreicht und der Auftrieb an Vieh auf unseren Märkten einen bedenklichen Rückgang aufzuweisen hat, ist eine Tatsache,in deren Anerkennung die Regierung mit der ungeheuren Mehrheit des Volkes einig ist. Dauert aber die Fleischteuerung an, so wird man auch weiterhin in der öffentlichen Meinung nach ihren Ursachen forschen und sich um Mittel zu ihrer Bekämpfung bemühen.

Daßdiese Gelegenheit benutzt werden würde, zunächst einmal den „Agrariern" etwas am Zeuge zu sticken, war nach den Gepflogenheiten unserer vom Gegensatz materieller Interessen beherrschten, öffentlichen Diskussion durchaus zu erwarten. Aber ich sollte doch meinen, eine Landwirtschaft, die es verstanden hat, auf dem unverändert gebliebenen landwirtschaftlichen Areal ihre Fleischproduktion so zu steigern, daß sie unerachtet der Bevölkerungszunahme von 800000 bis 1000000 Menschen in jedem Iahre den Fleischkonsum in den normalen Iahren bis 1910 zu etwa 90 bis 95 Prozent decken konnte, hätte mindestens Anspruch darauf, daß man ihre wirtschaftliche Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit rückhaltlos anerkennte, und man sollte

ihr wirklich nicht vorwerfen, daß, nach-
dem ihr die Iahre 1909 und 1910 stellen-
weise wenig genügende Kartoffelernten
gebracht haben, und nachdem sie im

Iahre 1911 außer der Maul- und Klauenseuche eine so schlechte Futterernte wie seit Iahrzehnten nicht gehabt hat, sie im Iahre 1912 nicht eine gleiche Menge Vieh an den Markt gebracht hat wie in den voraufgehenden Iahren. Auch lassen die bekannt gewordenen Preise, die der Handel den Landwirten gezahlt hat, keineswegs erkennen, daß gerade die Landwirte es seien, die den größten Vorteil von den hohen Fleischpreisen ziehen, und da schlachtreifes Vieh keine Ware ist, die man aufstapeln kann, so ist es wenig wahrscheinlich, daß die Landwirte die Gunst der Konjunktur sollten besonders ausnützen können.

Vom Landwirte geht das Vieh zuerst an den Viehhändler, von diesem — in den Großstädten wenigstens — an den Großschlächter und erst von diesem das Fleisch an den Fleischer, der den Verkauf an den Konsumenten vermittelt. Auf diesem Wege wird die Ware belastet mit Transportkosten, mit Schlachthofgebühren, mit Auslagen für Treiber, Futter, Streu, Versicherung, Fleischbeschau, Marktstandgeld, Gesellenlöhnen und Ladenmiete. Und schließlich wollen und müssen Viehhändler, Großschlächter und Fleischer an ihr verdienen. Ob sie in der Regel im Verhältnis zu ihren Auslagen zu viel verdienen, das wage ich nicht zu entscheiden, obwohl mir die Studie, die Martin Brutzer darüber in Band 139 der Schriften des Vereins für Sozialpolitik in bezug auf Berlin veröffentlicht hat, einiges zu denken gibt. Auch scheint das Fleischergewerbe stark übersetzt zu sein, denn in Preußen kam 1868 auf rund 540 Einwohner, im Deutschen Reiche 1907 auf rund 260 Einwohner je eine im Fleischergewerbe tätige Person. Aber auch wenn der Verdienst der Zwischenstellen sich in normalen Grenzen hält, so ist es klar, wie der gesamte Zwischenhandel die Kosten der Ware verteuern muß.

Ob der Preis dann schließlich noch dadurch in die Höhe getrieben wird, daß der Konsum die besseren Qualitäten übermäßig bevorzugt, wird sich kaum und jedenfalls nicht durch ganz Deutschland gleichmäßig feststellen lassen, daß aber im ganzen derFleischkonsum erheblich gestiegen ist, wird überall aus Deutschland bestätigt, es unterliegt keinem Zweifel.

So erscheint denn das Steigen
der Fleischpreise als das Ergebnis einer
langsamen Entwicklung, bei der mancher-
lei Ursachen zusammenwirken, das un-
günstige Iahr 1911 mit seiner Kom-
bination von Seuche und Mißernte
hat die Entwicklung freilich beschleunigt
und zum Bewußtsein der Gesamtheit
der Konsumenten gebracht.
Daß nun die Konsumenten etwas
Wesentliches zur Bekämpfung der Fleisch-
teuerung tun könnten, erscheint aus-
geschlossen. Der einzelne Konsument
ist ihr gegenüber machtlos, und die
Gesamtheit der Konsumenten ist nicht
organisiert und nicht organisierbar.
Auch scheint mir der Ratschlag, der
ihnen gegeben ist, sie möchten den
Fleischkonsum freiwillig reduzieren, nicht
ernsthaft zu nehmen zu sein. Möglich
ist es, daß in gewissen Schichten der
Bevölkerung Fleisch im schädlichen Über-
maß verbraucht wird, von der großen
Masse und von den ärmeren Klassen
kann man das aber sicherlich nicht
behaupten, und das von den Physiologen
für die Ernährung für notwendig ge-
haltene Minimum an Fleisch wird man
schwerlich als das Maß ansehen wollen,
dessen freiwillige Innehaltung von der
Bevölkerung verlangt werden soll. Ge-
zwungen von der Teuerung, werden
aber in diesem Winter große Mengen
dazu kommen, dieses Maß zu beobachten,
und oft wird es noch unterschritten
werden.
Daß dagegen auf dem Wege, den
das Fleisch vom Produzenten zum Kon-
sumenten machen muß, eine Ver-

billigung eintreten könnte, ist wohl sicher: wenn es gelänge, diesen Weg abzukürzen, so würde das eine für beide Teile wohltätige Preisregulierung zur Folge haben. Eine solche Verkürzung des Weges setzt auf selten der Landwirtschaft das Bestehen großer Viehverwertungsgenossenschaften voraus, die imstande sind, gleichmäßig gutes und der Menge nach genügendes Vieh und vielleicht sogar konsumfähiges Fleisch zu liefern. Andererseits aber werden, da die Gesamtheit der Konsumenten nicht organisierbar ist, die Kommunalverwaltungen für eine Regelung des Absatzes sorgen müssen. Unter dem gegenwärtigen Drucke haben sie das zu tun angefangen, aber es genügt nicht, in Zeiten der Not schnell zu improvisieren, sondern von langer Hand müssen die Vorbereitungen getroffen werden, wie es z. B. die Stadt Ulm unter der Führung ihres vortrefflichen Oberbürgermeisters v. Wagner getan hat. Mindestens sollten die Städte und da, wo die Industrie aufs Land gegangen ist, auch die Kreise sich die Mühe nicht verdrießen lassen, dauernd die Bezugsquellen für die Nahrungszufuhr zu studieren, sollten die Produktionskosten und Preise beobachten, die zur Abwendung einer Teuerung erforderlichen Maßnahmen im voraus erwägen und vorbereiten — mit anderen Worten Nahrungsmittelämter unterhalten, wie das im vorigen Iahre die Westdeutsche Arbeiterzeitung angeregt hat. Und daß an solche Aufgaben die Kommunalverwaltungen erinnert werden, darin wird der dauernde Nutzen der Maßregeln der Reichsregierung bestehn.

Schließlich aber, und ich glaube, das ist die Hauptsache, wird die Fähigkeit unserer Landwirtschaft zur Viehproduktion so sehr wie irgend möglich zu steigern sein. Dazu ist zunächst erforderlich, daß alle Schädlichkeiten von ihr fern gehalten werden, und daß dazu die Seuchengefahr an erster Stelle gehört, sollte das vorige Iahr alle gelehrt haben, die sich überhaupt lehren lassen wollen. Aber auch die Viehzölle gehören zu den für unsere Landwirtschaft nötigen Maßregeln: wenn sie auch, wie vi Böhme, der Geschäftsführer des Bauernbundes, nachgewiesen hat, nur etwa ein Viertel bis ein Drittel der Erhöhung ausmachen, die die Vieh-

preise von 1893/97 auf1907/11 erfahren haben, so halten sie doch eine stark preisschleudernde Konkurrenz des Auslandes fern. Von positiven Maßregeln kommt vor allen Dingen eine Vermehrung des mittleren und kleinen Bauernstandes und seine wirtschaftliche Kräftigung in Bettacht. Denn dieser Bauernstand, und nicht etwa der Großgrundbesitz, ist es, auf dem die Produktion von Schlachtvieh vornehmlich ruht. Die Förderung des mittleren und kleinen Bauernstandes läuft aber letzten Endes auf nichts anderes als auf innere Kolonisation hinaus, und so mündet denn auch die Erörterung der Fleischteuerung in die Notwendigkeit der inneren Kolonisation, von der man mit Fug und Recht sagen kann: auf dem Gebiete der inneren Politik ist sie die Forderung des Tages.

Theologisch-kirchliche Rundschau.

Von Theodor Kappstein.

Die Bekenner unter sich.

Als der theologische Liberalismus vor einer Reihe von Iahren sich entschloß, die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung den Gemeinden und der Öffentlichkeit in allgemeinverständlicher Form zugänglich zu machen, da ging ein Erschrecken durch die Vertreter des starren Kirchenglaubens: sie mußten um ihre Herrschaft fürchten, wenn die Schäflein aufgeklärt würden . . Die ausgezeichneten Religionsgeschichtlichen Volksbücher, von v.

organisiert»), traten ins Leben und
sind in ihrem Siegesgange für Wahr-
heit und Freiheit nicht aufzuhalten ge-
wesen. Doch die Gegner, welche uns
in ihrer rührenden Hilflosigkeit alles
nachmachen, sahen ein, daß „etwas
geschehen" müsse, um den bedrohten
Traditionsglauben zu retten. Sie
ließen unter der Leitung des Seeberg-
schülers Friedrich Kropatscheck, eines
unbedeutenden, tatendurstigen jungen
Professors, genau in derselben Anlage
„Biblische Zeit- und Streitfragen" in
Iahresserien erscheinen. Sie mußten
aber bald die unangenehme Entdeckung
machen, daß ihre sogenannten „gläu-
bigen" Mitarbeiter zum erheblichen
Teil garnicht in der Lage waren, den
Glauben der Väter unbeirrt zu ver-
treten, weil sie selbst von dem Gift
des modernen Unglaubens so viel in
sich eingeschluckt hatten, daß das Ergeb-
nis wesentlich ein in der Wolle gefärbter
„Unglaube" war; mit denselben Mitteln
der historischen Wissenschaft arbeitend wie
wir Freieren kamen die Verfasser dieser
buntscheckigen Hefte zum Teil zu
unseren freiheitlichen kriti-
schen Resultaten! Einige ortho-
dore Trostredner fehlen unter den Ver-
fassern nicht, die die alte Fahne unent-
wegt zum Sturm vorantragen; doch
die Garde dieser Streiter bietet einen
widerspruchsvollen Anblick dar. In der
biblischen Urgeschichte haben die Herren
die vorhandenen Sagen zugeben
müssen; Reinhold Seeberg bekennt sich
in seinen Heften über das Abendmahl,
über Offenbarung und Inspiration usw.
zu handgreiflichen Ketzereien, der Wiener
Theologe Karl Beth will nicht hinter
dem Meister zurückstehen. Der Schild
ist durchlöchert, die Rüstung eines Er-
langer Mitarbeiters (Hermann Iordan
über moderne Iesusbilder) besteht über-
haupt nur noch aus Beulen.
Verlag von I. C, B. Mohr-Paul Sie-
übingen: dort genaue Sonderprospekte!
*) Verlag von I. C, B.
beck, Tübingen: dort genaue
In dem Unternehmen, das damals
Adolf Stöcker mit brünstigen Phrasen
unter seine schützenden Fittiche nahm,
macht sich mehr und mehr eine un-
erträgliche Un wa hr h aftig-
keit breit, deren Quelle die Furcht
ist, die eigne Herrschaft über die
Gemüter einzubüßen. Altgläubige

und neugläubige Theologen und Män-
ner einer mittleren Stellung arbeiten
hier zusammen, um die freiheitlichen
Religionsgeschichtlichen Volksbücher, die
sich streng und schlicht an die ge-
schichtliche Wahrheit halten,
zu überwinden — unter dem Vor-
geben, die Bibel der Väter und den
Glauben der Väter gegen den An-
griff des „Unglaubens" zu verteidigen,
holen sie sich aus unserer Rüstkammer
die Waffen und verraten das
Vertrauen, das ihnen ihre
Auftraggeber schenken.
Vor mir liegt ein Heft von dem
tüchtigen Leipziger Gymnasiallehrer
Hans Preuß: Der Antichrist,
das wegen des Namens des Verfassers
und nach seiner ganzen Haltung ohne
weiteres in der Sammlung der Religions-
geschichtlichen Volksbücher stehen könnte.
Was ist das nun für eine Charakter-
losigkeit der Veranstaltung, die
Kritik an der Bibel und an den Dogmen
durch eben dieselbe Kritik
an Bibel und Dogma be-
kämpfen zu wollen! vi Preuß
empfiehlt für weiteres Studium seinen
Lesern die Werke der freisinnigen Theo-
logen Bousset, Gunkel und Deißmann:
es sind dieselben Namen, welche Stöcker
und seine Nachfolger in den Landes-
kirchlichen Sturmversammlungen des
letzten Iahrzehnts als die Zerstörer
der Kirchenlehre mit leiden-
schaftlichem Haß verfolgt und
den Gläubigen als den schwarzen Mann
an die Wand gemalt haben!! Bousset
gab durch sein berühmtes Buch vom
„Wesen der Religion" den Anstoß zu den
Religionsgeschichtlichen Volksbüchern;

nun finden wir ihn in der „apologe-
tischen" Gegenserie als Kron-
zeugen, wie den ihm nahestehenden
Gunkel, der durch kirchenpolitische
Machenschaften den ihm gebührenden
alttestamentlichen Lehrstuhl an der Ber-
liner Universität nicht erhielt, weil er
„religionsgeschichtlich" denkt — einen
Mann, den Preußen sich trotz seiner
wissenschaftlichen Genialität entgehen ließ
und an Gießen verloren gab! Solche
trostlose Apologetik muß den Unwillen
herausfordern.
Preuß findet in dem Schöpfungs-
bericht (1. Mose 1) den babylonischen
Schöpfungsmythus zugrunde gelegt —
auf welchen ihrerzeit Gunkel und Fried-
rich Delitzsch so nachdrücklich hinwiesen;
also nach den erbitterten Kämpfen um
„Babel und Bibel", in denen man den
Kaiser unddieKaiserinmobil machte,wird
der „grundstürzende" Irrtum, der die
„Offenbarung" der Bibel hinfällig macht,
nach wenigen Iahren ohne Rumor in
eine solche Verteidigungsschrift gegen
die Religionsgeschichtler aufgenommen
und der Gemeinde wie selbstverständlich
vorgesetzt! Aber der Kampf gegen
den bösen Liberalismus geht trotzdem
weiter. Das nenne ich Sand in die
Augen! In seiner Beurteilung der
Offenbarung des Iohannes leistet sich
Liz. Preuß eben so erhebliche Offen-
herzigkeiten, die er bei Harnack, Bousset
und Gunkel gelernt hat; da wurden
nach ihm verschiedene selbständige Stücke
von einem Redaktor sorglos zusammen-
gefügt, sodaß wir die „Lötfuge" ohne
Mühe bemerken; da führt Offenbarung
Kapitel 12, die wunderliche Stelle vom
Sonnenweibe mit ihrem vom Drachen
verfolgten Wunderkinde, auf den „rich-
tigen" Weg nach dem „Original" zurück:
auf uralte Mythologie. Ein-
verstanden! Die babylonische Schöp-
fungssage ist von einem Christen, chr st-
lichen Gedanken gemäß, umgemodelt
worden, die Übergangsstation muß jü-
disch gewesen sein. Einverstanden! Als
christliche Marke wurde dem babylonisch-
jüdischen Findling „aufgeprägt" der mes-
sianische Spruch aus dem 2. Psalm,
der dem Kindlein „angeheftet" wird.
Gut! Am Sternenhimmel geht nach
der Iungfrau der Drache auf und
rückt ihr immer nach — an diese astral-
mythologischen Gedanken hat nach Preuß
der Verfasser angeknüpft als an an-
sprechende Bilder für das, was er dar-

stellen wollte.
Es leuchtet ein, daß bei solcher erfreulich unbefangenen kritischen Wertung der biblischen Berichte ihr Offenbarungscharakter in die Brüche geht; wir behalten wertvolle Literaturdenkmäler zurück, die der liberalen Theologie gerade von diesen ihren Gegnern zum bittern Vorwurf gemacht werden. Hier ist von keiner Art „Inspiration" mehr die Rede; der Schriftsteller sitzt und denkt nach, er holt sich von überall her Bilder und Gedanken zusammen und baut sein Buch. Preuß weist nach, daß der „Antichrist" in der sogenannten Offenbarung des Iohannes nicht weniger als fünferlei bedeutet: den Teufel selbst, der von Michael aus dem Himmel gestürzt wird; den alten Drachen als Verfolger der Messiasmutter mit ihrem Kinde; das römische Weltreich mit dem Kaiser und seinem Anspruch göttlicher Verehrung; das Priestertum des Kaiserkults im Bunde mit der Magie; endlich den wiedergekehrten Nero, der als Domitian die Christen endgültig zu vernichten sucht. Preuß gibt die altchristliche Erwartung des nahe bevorstehenden Weltendes alsIrrtum preis und deutet an, man habe die üppigen Vorstellungen vom Antichrist dadurch gewonnen, daß man das Leben des Herrn einfach ins Gegenteil übersetzte. Auch die ungeschriebene Geheimlehre aus vorchristlicher Zeit, welche Bousset und, als bester Vorarbeiter für Artur Drews, wieder Herrn. Gunkel behauptet haben, gibt Preuß zu.

Solche Übereinstimmung in der Ar-
beitsmethode wie in den Ergebnissen
würde als Zeichen der Verständigung
zwischen den theologischen und kirchlichen
Gruppen nur zu begrüßen sein. Doch
die Tatsache steht leider noch uner-
schüttert, daß der Liberalismus
durch eben diese „Biblischen Zeit- und
Streitfragen" als Feind be-
kämpft, in seinem öffentlichen An-
sehen geschädigt und als Eindringling
in die „Gemeinde Gottes" gebrand-
markt werden soll. Dabei gehen die
Herren dieselben Wege der
historischen Kritik, der Quellenscheidung
und der zeitgeschichtlichen Deutung,
wie wir Liberalen! So müssen freilich
auch unsere Gegner Zeugnis ablegen
durch die Modernisierung
der Gedankenwelt ihrer
Fachmänner, an der sie (notge-
drungen) mitarbeiten, daß wir auf
dem rechten Wege sind. Denn auch
diese Bekenner sind allzumal Ketzer vor
der gläubigen Gemeinde. Die Wahr-
ist eine einheitliche, unteilbare Größe.
Und die Wahrheit ist auf dem Marsche..

Militärische Rundschau.

Von Oberstl. a. D. le Iuge.^

Das deutsche Volksheer.

Von Willibald Staven-
Hagen, Kgl. Hptm. a. D. (Berlin).

71. Abschnitt. Aus dem 1. Teil des
„Handbuch der Politik".*)

Der bekannte und seit langem
auch außerhalb der rein militärischen
Kreise im Inlande wie im Auslande
geschätzte Verfasser zahlreicher Bücher
und geistvoller Arbeiten speziell auf
dem Gebiete der Befestigungslehre, des
militärischen Verkehrswesens und der
Militärgeographie behandelt in der vor-
genannten Studie das „Instrument des
Krieges" für die Politik des Deutschen
Reiches, das gesamte Wesen, die Orga-
nisation und den Wert unseres Volks-
heeres. Für kein anderes Land
der Welt hat dasselbe eine gleich aus-
schlaggebende Bedeutung wie für das
im Herzen des europäischen Kontinents
gelegene, ohne wesentliche natürliche
Grenzen von fast allen Seiten bedrohte
Deutsche Reich, das durch sein Heer
geschaffen wurde und für dessen Macht-
stellung wie kraftvolle weitere Politik

«) „Handbuch der Politik". Elster Band:
Die Grundlagen der Politik. Zweiter Band:
Die Aufgaben der Politik. Berlin-Leipzig 1912.
Dr. Walther Mothschild.

nach innen und nach außen dieses
Heer unerläßlich ist. Mit Recht hebt
der Verfasser hervor, daß das Dasein
des Reiches unauflöslich mit seiner
Armee verknüpft sei. Das deutsche
Volksheer, seiner Idee und Geschichte
nach innig mit dem Staats- und Volks-
leben verflochten, dessen gesamte Kräfte
es zu seiner Schaffung und Erhaltung
beansprucht, ist in seiner Wchrvcr-
fassung auf der volkstümlichen Grund-
lage gleichen Rechtes und gleicher Pflicht
aufgebaut und bildet zugleich die wich-
tigste Schule für das ganze deutsche
Volk, da es dessen Iugend, wenigstens
in seinem größten und besten Teil,
zum schönsten Pflichtenideal des
Menschen, zum Charakter, erzieht und
dadurch indirekt zugleich alle Bllrger-
tugenden in unserem Volke fördert.
Dieses etwa sind die Gesichtspunkte,
nach denen derVerfasserdas deutsche Heer
sowohl in der Gesamtheit seines Wesens
und seiner Organisation wie in seinen
einzelnen Hauptteilen beleuchtet und
auf Grund deren er eine genaue Dar-
stellung und Würdigung derjenigen
Faktoren gibt, auf denen unser zum
Nationalheer umgewandeltes Volksauf-
gebot beruht und deren fortgesetzte
Förderung und Pflege ohne Ausnahme
für seine Erhaltung und höchste Kraft-
entfaltung auf allen Gebieten erforderlich
ist. Freimütig läßt er dabei aber auch
diejenigen Punkte nicht unerwähnt, in
denen dieses vortreffliche Kriegsin-

strument, auf dem nicht zuletzt der Friede der Welt beruht, neben zahlreichen Lichtpunkten gewisse Schattenseiten und Unvollkommenheiten aufweist; hierzu gehören u. a. die Durchbrechung des Grundsatzes der allgemeinen Wehrpflicht aus finanziellen Rücksichten, unzureichende Fürsorge für die altgedienten Soldaten und ihre Hinterbliebenen, Überalterung des Offizierkorps, verbesserungsbedürftige theoretische Ausbildung des Offizierkorps, unzureichende Organisation hinsichtlich des Nachwuchses unseres Reserve-Offizierkorps u. a. m.

In einem „Nachtrage" werden zum Schluß die Änderungen in unserem Heerwesen anläßlich des diesjährigen neuen Wehrgesetzes, das eine weitere, wenngleich noch immer nicht ausreichnde Vervollkommnung unserer Armeeolganisation geschaffen hat, aufgeführt, wobei sich der Verfasser aus Raummangel leider versagen mußte, auf eine nähere Beurteilung des Wertes der neuen Bestimmungen einzugehen. Schließlich möchten wir noch anerkennend die umfangreiche, besonders bemerkenswerte Literatur hervorheben, die der außerordentlich belesene Verfasser über das deutsche Volksheer im allgemeinen wie hinsichtlich der mit demselben verknüpften, speziell militärischen Gebiete zu geben weiß. Alles in allem eine tiefsinnige, wertvolle Gedankenarbeit, die, reich an wichtigstem statistischen Material, nicht nur für den Militär, sondern ebenso für den Politiker, den Nationalökonomen, den Sozialforscher wie für jeden denkenden Freund unseres deutschen Volkes von hohem Interesse sein muß.

Theater-Rundschau.

Von Otto Neumann-Hofer.

Die Entwicklung der Berliner Theater schreitet kräftig in der Richtung vorwärts, die sie vor sechs, sieben Iahren eingeschlagen hat: das Wort (und mit ihm der Sinn) verlieren immer mehr an Wert, die Aufmachung (und mit ihr das Schaugepränge) gewinnen immer mehr an Bedeutung. Man könnte es eine Metropolisierung des Theaters nennen, wenn man an unser Metropol-Theater denkt; eine Verengländerung, wenn man an das Volk denkt, das es im Austreiben des Geistigen aus dem Theater am weitesten gebracht hat; eine Reinhardisierung, wenn man an das wertvolle Strandgut denkt,

das diese trübe Flut ans Ufer wirft.
Zwei neue Direktionen führten sich mit dieser Spielzeit ein; symptomatisch ist es, wie sie es taten. Herr Rudolf Lothar (Komödienhaus, das ehemalige Neue Operettentheater), obwohl Schriftsteller, spannte die Erwartung des Publikums auf seine livrierten Pagen und Logenschließer, auf seinen weiblichen Toilettenbeirat und dessen Schneiderkunste;. ein literarisches Programm verlautbaren zu lassen, hielt er, der journalistisch gewitzte Pulsfühler der Tagesstimmung, für überflüssig.
Herr AdolfLantz (Deutsches Schauspielhaus, die ehemalige „Komische Oper") vertraute dem simpeln Namen Goethe so wenig, daß er den „Egmont", mit dem er seine Herrschaft eröffnete, gewissermaßen als eine Kompagniearbeit Beethovens und des Dekorationsmalers Roller auffrisierte: hier wurden, um die derbere Sinnenfälligkeit zu erzielen, die dem Worte freilich nicht innewohnt, noblere Mittel angewandt; aber das erklärt sich aus der Schüchternheit des noch unerfahrenen Dnektionsanfängers. Genau genommen, wurde hier ein Gipfel errreicht: ein Beethoven diente dem Zweck der Veräußerlichung!
Die Egmont-Aufführung des Herrn Lantz hat herben Tadel gefunden; in jeder Einzelheit war er berechtigt, im ganzen aber ungerecht: er übersah den naiven Idealismus, womit Herr Lantz die Folgerungen aus zeitläufigen Theaterverhältnissen zog. Musikalischen

und anderen Geräuschen die Rolle dramatischer Wirkungen zu übertragen, hatte Herr Lantz in der Schumannstraße gelernt; Goethes Lichtgestalten von Schauspielern spielen zu lassen, die aus Niflheim zu stammen schienen, war nichts weiter als eine im ganzen maßvolle Anwendung des Verkrümmungsprinzips seines Meisters Reinhardt, durch das er die antiquierten Figuren der sogenannten Klassiker auf die Höhe des Groß-Berliner Geschmacks von heute bringt: überlebensgroße Gestalten durch Darsteller von körperlicher oder geistiger Unzulänglichkeit (oder beides) auf pikante Puck- und Quasimodoformate zusammenzupressen. Und gar mit ausgestrecktem Finger auf den Theatermaler hinzuweisen als den Quell der neuen unerhörten Reize, ist vollends hohe Mode. Und hier gab's bei der Egmont-Aufführung einen zweiten Gipfel; der große Alfred Roller begnügte sich nicht damit, den Goetheschen Szenen das leuchtende Gewand zu geben, in dem sie sich in neuer Aufbllgelung entwickeln könnten, er tat mehr; er nahm sie als nicht allzu beachtenswerte Motive hin und schuf Bilder nach freier Phantasie; wie sich dann die Goetheschen Szenen darin zurechtfänden, war ihre Sache; wenn es ihnen nicht gelang — und es gelang ihnen nicht — um so schlimmer für sie. Und es war schlimm genug: der Brüsseler Schützenplatz eine Zeltstudie mit fließenden Draperien; der Palast der Margarete von Parma eine Wand mit zwei Stühlen (Reliefbühne nennt man diese Verlegenheitsauskunft, seitdem man aus ihr ein Stilprinzip gemacht hat); der Marktplatz ein Gewinkel von Giebeln, Erkern, Kanten, zwischen denen die flamischenBürgersleute und die spanischen Soldaten Versteckens spielen mußten; das Gefängnis eine funkelnagelneue Diele mit Lichtspielen der Morgensonne durch Lukenfenster. Kurz, das Ganze, in seiner naiven Ehrlichkeit, ein Sinnbild des heutigen Berliner Theaterbetriebes, der das Wort — des Dichters wie des Schauspielers — zum Vorwand entwertet und die Zutaten zum Wirkungszweck erhoben hat, ein Sinnbild derHerrschaft desNebensächlichen; sympathisch immerhin im jünglingshaften Willen, mit besten, freilich unbemeisterten, Zutaten, gewissermaßen im echtesten Material zu arbeiten.

Reinhardt versteht sich besser
auf den Rahmen. In der Kunst, ihn
der Szene anzupassen und sie mit
ihm reizvoll zu umspannen, war und
ist er noch immer ohnegleichen. Sein
Heinrich IV. (Shakespeare), mit dem
er das Repertoire des Deutschen
Theaters bereichert hat, gibtBühnen-
bilder (wozu ich auch die Bewegung
der Massen rechne), die, wenn sie es
allein vermöchten, den ganzen Shake-
speare herausstellen würden. Sie muten
nicht ganz so voll und frisch aus der
Dichtung ausgewirkt an, wie die der
Märchen- und Schwankdichtungen
(Sommernachtstraum, Was ihr wollt
usw.), denn der Tragiker wie der Historio-
graph Shakespeare ist Reinhardt ebenso
innerlich fremd, wie ihm der Komödiant
und Phantast Shakespeare nahe steht.
Aber im Heinrich IV. hat Reinhardt
zum ersten Mal darauf verzichtet, den
Kothurngang Shakespeares zu verge-
waltigen, zu vertheatern, zu vertänzeln;
so wirken die heroischen Szenen fast
so lebendig wie die Kneipszenen in
Eastcheap. Aber im Menschendar-
stellerischen herrscht die alte Anarchie;
da spürt man selbst den Willen nicht
zur Ausgleichung. Die Gestalten fallen
aus nach dem Zufall der unberechen-
baren Besetzungslaune. Neben einem
naturalistisch erfaßten König Heinrich
von starkem schauspielerischen Impuls
(Wegener) steht ein Falstaff der alten
Schule, brav und nach der Regel, steht
ein Heißsporn, ausgeklügelt, das
hemmungsloseste Temperament, das
Shakespeare geschaffen, zwischen Hecken

von Nüancen geklemmt (Bassermann) und gar ein Prinz Heinz, dieser Shakespearische Nationalheld und Vollmensch, apollinisch und dionysisch zugleich, der ein hysterischer silbenzählender Schönling ist (Moissi). Es bleibt eben dabei: der Dichter ist Nebensache, seine Gestalten desgleichen, das Nebensächliche wird Hauptsache: die Aufmachung. Daher auch der Leitsatz der mit Recht heut führenden Bühne, des Deutschen Theaters, für die Auswahl moderner Werke: nicht ihr Wert gibt den Ausschlag, sondern ob sie Gelegenheit bieten zu einer Aufmachung, die den Meister oder einen seiner Regieschüler zur Inszenesetzung ihrer selbst reizen. Scheint diese Bedingung erfüllt, dann werden die reichen Mittel dieser Bühne verschwenderisch selbst an eine trostlos wirre Szenenfolge gewandt, wie die von Karl Sternheims „Don Iuan", dessen knabenhafter Genialitätstik selbst das sonst so lammfromme Publikum Reinhardts zu bösartiger Opposition reizte.

Auch dieStrindbergfeiern, zu denen des Dichters Ableben einigen Bühnen Anlaß gab, ändern nichts an dem allgemeinen Bilde, in dem das Dichterwerk in den Hintergrund gedrängt ist. Es war ja doch wohl nicht der Menschenschöpfer Strindberg, der reizte, sondern das, was den Schöpfer und seine Geschöpfe überflutet mit einer mißfarbigen und mißduftigen Eitelwoge und ihr Menschenantlitz bis zur Unkenntlichkeit verzerrt, das Sekret seiner unheilbaren Gemütsschwären. „Krankheit ist wohl der letzte Grund des ganzen Schöpferdrangs gewesen." Seine „Königin Christine", hinter der die Person des Dichters einigermaßen verschwindet (sie steht auf dem Repertoire des Hebbeltheaters), erregte, trotz der eindringlichen Leistung der Irene Triesch in der Titelrolle, kein Interesse. Aber ein paar gewaltige und gewaltsame Stücke, in denen er sein infernalisches oder devotionsgieriges Gift ausströmt, werden sich eine Weile halten. Das „Deutsche Schauspielhaus" gab davon „Ostern" und die alten „Gläubiger", diese schauspielerisch nicht ganz sicher, jenes mit ein paar darstellerischen Meisterleistungen; das „Deutsche Theater" aber griff fester zu, es brachte jenen furchtbaren Haßparorysmus „Totentan z", für den es in Wegener und der Eysoldt

zwei durch die Wedekindschule der Bestialität gegangene unvergleichliche Darsteller besitzt.
Die Masse freilich läßt sich vom Strindbergschen Schwefeldampf nur eine kurze Weile die Nase kitzeln; das Parfüm, nach dem sie verlangt, soll sie reizen, aber nicht den Atem versetzen. Es nach ihrem Wohlgefallen zu mischen,verstanden früher die Franzosen am besten; heute scheint die Rolle auf die Ungarn übergegangen zu sein. Molnar mit seinem „Teufel" und seinem „Leibgardisten" lernten wir schon früher in seiner lüsternen Unbedenklichkeit kennen, ebenso Lengyel mit seiner erotischen Sensation „Taifun"; Heuer hat sich ein dritter Ungar zu ihnen gesellt, Gabriel Dr6gely, der mit einer „satirischen Komödie", „Der gutsitzende Frack" der jungen Direktion des „Deutschen Schauspielhauses" das unentbehrliche KassenstUck lieferte, und Lengyel leistete der zweiten neuen Direktion dieser Saison, der des „Komödienhauses" denselben Dienst mit seiner erotisch-militärisch-historischen Komödie „Die Zarin", worin er auf das weltgeschichtliche Motiv des Liebes- und Regentenlebens der zweiten Katharina lustig-leckere Phantasieen zum Ergötzen von Parterregründlingen spinnt, während Dr6gely uns listig-zwinkernden Auges, mit einem ganz, ganz leisen Unterton von Ingrimm nur, verrät, wie man es sich von den Zuständen in seinem Vaterlands versehen kann, daß ein gutsitzender Frack aus einem Schneidergesellen einen Millionär und

Minister macht. Keines dieser ungarischen
Erzeugnisse hat nationalen Saft; der
Boden, auf dem sie gewachsen sind,
ist mit Ingredienzien französischer Her-
kunft gedüngt: mit dem Spaß und Witz
des Palais Royal-Schwankes, mit der
Sentimentalität des Melodrams, mit
der brutalen Gerissenheit des Sen-
sationsstückes; nicht französisch, sondern
international geschmacklos ist die Mischung
aller dieser Bestandteile. Diese südost-
europäische Neigung, Herodes zu über-
herodisieren, mindert die Achtung vor
der außerordentlichen Gewandtheit, mit
der die Iungungarn auf dem Klavier
der Theatermache spielen; hätte z. B.
Herr Dregely auf das brutale Ehebruchs-
motiv verzichtet und seine Satire durch-
weg in der Region des heiteren Spottes
gehalten, er würde sie vor der ruinösen
Anfechtung geschützt haben, die jede
Karikatur erfährt, die blutig ernst ge-
nommen sein will. Da war sein russischer
Kollege Birinski klüger, der gleich-
falls eine osteuropäische politische Satire
brachte, den „N a rre n ta n z", den
das Lessing-Theater aufführte, einen
Scherz, der, ohne eine tiefere Bedeutung
vermissen zu lassen, doch ohne hohe
literarische Prätensionen, es fertig
brachte, durch ein hinreichendes Maß
von witzigen, auf guter Beobachtung
beruhenden Einfällen das russische Ver-
schwörer- und Beamten-Milieu zu persi-
flieren.

Und die deutsche Produktion? Sie
fließt betrübend dünn. Im Komö-
dienhaus eröffnete Rudolf Lothar
seine Direktion mit einer einaktigen
Plauderei Ludwig Fuldas, die
unter dem Titel „Feuerver-
sicherung" in geistreichen Bemer-
kungen die Ehemänner verspottet, die
sich allzu große Sorgen um die Tugend
ihrer Frauen machen, und mit einem
dreiartigen Biedermeierschwank von
Mar Dreyer „Der lächelnde
Knab e", der des Dichters Erfindungs-
kraft nicht gerade im Aufstiege zeigt.
Und das „Kleine Theater"
brachte (in einer jener vortrefflichen
Aufführungen, die in diesem kleinen
Hause die Regel sind) eine oberbayrische
Dorftragödie „Magdalena", in
deren Mittelpunkt ein bäurischer Odo-
ardo Galotti steht, nur daß diese
ländliche Emilia sich gegen ihre Prinzen
nicht sträubt. In diesem Volksftück ist
alles Gegenständliche echt bis auf die

Knochen, wie es nur bei Anzengruber
sein kann; aber das eigentlich Anzen-
gruberische, das über das Gegenständliche
hinaus ins Reich des unzerstörbar
Vollmenschlichen Weisende fehlt diesem
Erzeugnis einer harten und lieblosen
Beobachtung.

Das ist alles. Noch ist die Zeit nicht
erfüllt, da der Dichter wieder sein
Herrschaftszeichen auf der Berliner Bühne
aufpflanzen kann. Wie immer, wird
wohl auch diesmal wieder ein Vor-
stadium passiert werden müssen, das,
worin die Schauspielkunst das Zepter
dem Nebensächlichen entwindet. Die
Grunwaldsche KUnstlertheater - Sozietät
ist vielleicht der erste am Horizont
auftauchende Punkt, der diese Ent-
wicklung ankündigt.

Literarische Rundschau.

Von Friedlich Stein, Berlin.

ZuGerhardHauptmanns50.Geburtstage!

Gerhard Hauptmann, der
erste, weil der größte unter Deutschlands
lebenden Dichtern, ist der Letzte in
der ansehnlichen Reihe der diesjährigen
literarischen Fllnfziger-Iubilare. Der
Letzte — ein Zufall, der etwas Sym-
bolisches hat für seines Wesens tief-
innere Bescheidenheit. Und keiner hat —
im Heineschen Sinne! — so vieles,
„worauf er bescheiden sein" dürfte!
Wenn wir heut einen gesunden, ge-
wollten Realismus der dramatischen
Gestaltung haben, der mehr ist als

„bloße Reaktionserscheinung," so danken wir diesen weiterzeugenden Besitz nicht ausschließlich, aber vornehmlich dem Schaffen Hauptmanns und dem schaffenden Beispiel seiner Kunst. Und wir danken ihm weiter eine, in ihrem Vorhandensein lehrhafte Literatursprache, die er selbst erst sich geschaffen. Aus Anfängen von lohendem Überschwang hat seine Kraft des befreiten Willens, der unmaskierten Selbstkritik ihn hinauferzogen zu einer enthüllenden Psychologie der Gedankenprägung, die nichts gemein hat mit jener Mimikry der Literatur-Moderne, die immer nur eine ungeadelte Banalität armseligen Könnens war.

Was aber Hauptmann im Besonderen über dichterisches Verdienst hinaus bedeutsam und wirkungsicher macht, ist seine tiefe, ehrliche Wesens-Wahrhaftigkeit, der sittliche Ernst seiner aufrechten Arbeit. Mit dem, was er glaubt seiner Zeit sagen zu müssen, tritt er bescheiden hinter seine Aufgabe zurück. Er will niemals blenden und hinreißen — er will überzeugen, will aufklären. Er prätendiert nicht „Führer des Volkes" zu sein, aber die Denkenden will er zur Nachfolge wecken und zu jenem Ziele der ausgleichenden Gerechtigkeit sie leiten, deren wir auf allen Lebensgebieten bedürfen.

Eine Renaissance-Natur im besten Verstehen, hat seine künstlerische Entwicklung etwasgesehmäßig Notwendiges der Erscheinungsfolge. Und hat niemals die jünglinghafte „Sehnsucht nach der Darstellung des Schönen" allein seine schaffende Seele bewegt, so ist nach dem langen Pfade zur Erkenntnis heut sein Schaffenstrieb nur noch auf die lebendige Ausgestaltung der Wirklichkeit gerichtet, in der er zu weltgetreu ist, um zelotischem Wahrheitfanatismus zu verfallen. Und empfängt seine Seele ihre Bilder mühelos als Ausgießung des heiligen Geistes der Begabung, so formt sein Geist heut in unermüdlich sorgender Arbeit, mit seines Wesens Blut und Mark, mit seinem Denken und Schauen, vielleicht mit dem Kampf seiner Tage, dem Frieden seiner Nächte an seines Werkes Werden. Diese glückliche Verschmelzung hat den Hauptmann gebildet, vor dessen Ingenium wir mit respektvoller Bewunderung stehen, dessen Lebenswerk den freudigen Dank seiner Nation finden muß.

Seiner Arbeit Gesamtheit überschauend zu prüfen, muß ich mir leider für heut versagen und auf nächste Zeit verschieben. Der Raum ist eng und — der tarpejische Fels droht in der Nähe: des Weihnachtmarktes uferlos heranströmende Bücherflut. überdies bietet eine Iubiläumsausgabe seiner gesamten Werkes und eine zugleich erscheinende sehr erweiterte Ausgabe der Monographie „Gerhard »Hauptmann und seine Werke" von Paul Schien ther') demnächst erwünschte Gelegenheit zu eingehender kritischer Analyse beider. Auf letzteres sollen unsere Leser schon heut mit warmem Nachdruck hingewiesen sein. Die berufenste Sachwaltung, die vornehmste Feder verbinden sich hier mit überschauend abgeklärtem Urteil zum Werk, um ein Hauptmann-Porträt zu schaffen, von dem absolute Lebenstreue zu erhoffen ist.

Für heut möchte ich eine Reihe anderer „Gesamt-Ausgaben" beleuchten. Da ist vor allem der „Ibsen-Nachlaß". Was in diesem sorglich zusammengetragenen Nachlaß gefunden worden, sind nicht neue oder irgendwie unbekannte, in sich abgeschlossene „Werke". Vielmehr ist es die Werkstatt seines dichterischen Schaffens, die sich in seinem Nachlaß erschließt: die vorbereitenden Studien, die pflügende Gedankenarbeit, die nachfeilende Kunstübung! Der Boden, aus dem seine

Arbeit vormaleinst erwachsen! Eine
einführende, oft überraschende Kunde von
allem, was vor vielen Dezennien
jedes einzelne Werk seiner
Lebenszeit vorgebaut, begleitet,
geprägt und gekrönt hat. Wir sehen,
wie Stein zum Stein sich fügt, wie
die Hallen sich weiten, die Säulen
wachsen, das Dach sich wölbt. Und wir
bewundern staunend die sicher um-
fassenden Kenntnisse, von denen jede
Arbeit mit ruhiger Kraft getragen wird.
Der erklärende Tert, nicht nur höchst
instruktiv — ist im besten Sinn kurzweilig
vorgetragen. Wichtig scheint mir zu beto-
nen, daß Einzelnes bisher deutsch noch
garnicht vorhanden war. Es mag nicht
leichtgewesen sein,das jetzt
Verbundene zusammenzu-
bringen! Als die Herausgeber
der„Großen Ibsen-Ausgabe") Iulius
Elias und Halvdan Koht
vor Iahren jenes Werk abgeschlossen,
erkannten sie wohl, was ihnen zu tun
damals noch übrig blieb. Sie haben,
dort wie hier, ihre Aufgabe mit hohen
Ehren gelöst. Und sie wußten Übersetzer,
wie Ludwig Fulda, Christian
Morgenstern,RomanWoer-
ner u. A. zu löblichem Gedeihen
an ihr neues Werk, diesen „Ibsen-
Nachlaß" zu binden.
Ist bei diesem von Sammelfleiß
rühmlich zu sprechen, so begegnen wir
einer Verwaltertreue von
besonderen Gaben in der von
Richard Dehmel neu veran-
stalteten „Gesamtausgabe der
Werke Lili en cron s" «). Schon
viele Iahre vor des unvergessenen
Dichters allzufrühem Tode war eine
vollumfassende Gesamtausgabe seiner
Werke aufgelegt worden. Sein Nach-
laß indessen ergab, daß viele ein-
greifende Umformungen ein-
zelner seiner Arbeiten als
die eigentliche dichterische
Absicht Liliencronszu gelten
haben. Ferner fanden sich (wie bei
Ibsen) viele Stücke unendlich oft um-
gearbeitet; zuweilen durch Iahrzehnte
hin immer wieder umgefeilte Fassungen,
deren endgültige Firierung
Liliencron derEntscheidung
seines Sachwalters Richard
Dehmel testamentarisch über-
trug! Ein rührender Zug, so von
Bescheidenheit, wie von schwer zu be-
friedigender Selbstkritik. Zugleich das

interessanteste Kriterium für seinen künstlerischen Werdegang. Nach Liliencrons testamentarischen Absichten hat Dehmel das ganze Lebenswerk des Dichters gesichtet, hatWertgeringes herzhaft ausgesondert, das Werthohe gesiebt, die endgültige Etoffanordnung handlicher und übersichtlichergemachtundhatendlich eine wunderbar geschmackvolle, noble und höchst würdige Aus stattung zu erreichen gewußt. Diese Nachlaß-Ausgabe also repräsentiert einen echteren Liliencron, als den wir zu seinen Lebzeiten in seinen eigenen Ausgaben gekannt! Die Gesamtheit umfaßt 8 voluminöse Bände in prächtigem Druck: 2 Bände hinterlassene Schriften: „Novellen" und „Miszellen", 2 Bände Gedichte, 2 Bände Romane, 1 Band Dramen und in einem Bande „Poggfred". Ienes größte und eigenartigste moderne deutsche Epos, dessen Schönheit, Kraft, Größe und Kunstwcrt dem DichterDauergedächtnis sicherte,auch wenn er nichts weiter geschrieben hätte. Im übrigen ist dieser Band, wie jeder andere der Ausgabe, einzeln käuflich. Es ist aufs innigste zu wünschen, daß dieser urdeutsche Dichter immer mehr dem deutschen Volke nahe gebracht und seinem Verstehen erschlossen werde. Dazu helfe, in analytischer Eregese, ein außerordentlich interessantes Poetenbild „Liliencron ",das der allzu früh verblichene OttoIuliusBierbaumin einer Anzahl eigener Essays zusammengefügt, die das Auftreten und das Schaffen Lili-

encrons bis an sein Ende ireuberedt und illustrativ begleiten.') Geschrieben so klug, überlegen denkend, eindringlich und sinnköstlich, wie dieser hervorstechende Denker und Stilist es verstand und gewissenhaft übte, wird dieses „Lebensbild in Bildern" Freunde und Enthusiasten finden, solange literarisch Erlesenes von Alltagsware sich scheidet. Bei Gelegenheit sei auf eine „Gesamtausgabe" Bierbaums hingewiesen',) die vor kurzem begonnen hat zu erscheinen. Daraus möchte ich seine Hauptwerke hervorheben: den satirischenRoman „Prinz Kuckuck" (den Bierbaum selbst für seine beste Arbeit gehalten), dessen unvergänglicher Humor Leben, Abenteuer und Höllenfahrt eines Taugenichtses begleitet; seine „Vankeedoodlefahrt" und andere Reisegeschichten; seine „Empfindsame Reise im Automobil" — schon der Titel eine Humoreske: die Gegenüberstellung des altfränkischen „empfindsam" und des unselig modernen Automobil! Auch für Bierbaum muß ich eine Sonderwürdigung mir vorbehalten, bis die Ausgabe vollendet vorliegt. Nur: daß die Bände ebenfalls einzeln käuflich und als Geschenke höchst erfreulich sind, sei noch gesagt.

Der besten Aufnahme darf einc andere Gesamtausgabe sicher sein: The - odorFontanes „Berliner Romane". Von seinem ersten Auftreten an hat Fontane, der Klassiker der märkischen Schilderung, mehr in die Tiefe des Bewußtseins und der Kunsifreude Einzelner, als auf den gräuschvollen Beifall weiter Kreise gewirkt. Aber diesesIn-die-Tiefe-dringen hat ihm einen fruchtbaren Boden langsam vorbereitet. Und heut, wo man Fontane längst schon auch in weiten Kreisen kennt, kommt jene Profundität seiner allmählich immer williger sich ausbreitenden Popularität machtvoll zustatten. Insbesondere da, wo der Fontanesche Volkston in den Herzen der Berliner sein intimstes Echo weckt: in dem „Berliner Roman"! Um so d an kb a rer ist seine „Volksausgabe" zu begrüßen'). In 3 Bänden — von denen jeder einzelne in sich abgeschlossen und somit zur Festgabe geeignet ist — umfaßt sie die 7 Romane: „Stin e", „Irrunge n-W irrunge n", „M athilde Möhring", „I^'^äul-

tera", „Ceeile ", „Frau Ienny
Treibe l", „Die Poggenpuhls".
Die dichterischen und literarischen Vorzüge Fontanes, die tiefe Lebenswahrheit seiner Menschen, die warme Ergriffenheit seiner Schilderungen, sein feiner Humor und die überlegene Klugheit seiner Rcflerion, seine selbstgetreue Unabhängigkeit, die unaufdringliche Ironie seiner Kritik, seine entzückende Erzählerkunst, in der fühlbar eine warmdurchsonnte Herzlichkeit pulsiert — das alles heut noch rühmend hervorzuheben, hätte nur dort Berechtigung, wo zufällig Iemand Fontane nicht kennt.
Freilich, dem Undank unserer heutigen, jeden Ruhm rasch negierenden Zeit gegenüber, ist jedes „Erinnern" erlaubt. Und es mag wehmütig stimmen, daß auch die Besten das erfahren müssen! Berthold Auerbach, seiner Lebtage „Liebling des Volkes" — wie hat der Kreis derer sich verengt, die seiner mit Treue gedenken, seine Dichtungen lieben! Darum ist es gut, daß man sein Gedächtnis erneut in einer „Gesamtausgabe seiner Werk e". Eine wohlfeile Volksausgabe in 12 Bänden, davon 4 Bände allein auf die „S ch w a rz w äld e r Dorf-Geschichten" entfallen; „Auf der Höhe", dieser psychologisch und künstlerisch best durchgeführte Roman Auerbachs, erhält seine 2 Bände; und das biographische Charakterbild „Spinoza", diese kluge, feinsinnig ehrliche, gedanklich gesammelte Arbeit beschließt, als letzter Band vor den „Volks-

büchern" die verdienstvolle Ausgabe *).
Inzwischen sind auch die bei Gelegenheit des Schnitzler-Iubiläums avisierten „Gesammelten Werke von Arthur Schnitzler" in 7 Bänden erschienen^). In derersten .Abteilung: „Die erzählenden Schriften". Sie füllen 3 Bände, stattlich, elegant in jedem Sinne, und jedem sinnigen Leser uneingeschränkt zu empfehlen. Die sorglich gestaltende Kunst, die zurückhaltend belehrende Lebensweisheit, eine erkenntnisgenährte Seelenbeleuchtung ergeben die volle Summe und zugleich die junge Frische seiner Persönlichkeit. Schnitzler, den dramatischen Volltunstler von starken Impulsen, lernen wir in dem zweiten Teil der Gesamtausgabe, den 4 Bänden Bühnenwerken, erschöpfend kennen. Den Einzelinhalt jeden Bandes anzuführen, möchte hier nicht erforderlich sein, da wir erst vor kurzem in unserem Schnitzler-Iubiläums-Artikel eingehend seiner Werke gedacht haben. In seiner Art nicht schlechter ist eine volkstümlich gehaltene Ausgabe der „Ausgewählten Werke"derClaraViebig —'6 Bände mit 7 Romanen. Die Auswahlunter den zahlreichenWerken der fruchtbaren Dichterin war sicherlich nicht leicht. Es galt offenbar jene Romane zu wählen, die noch nicht durch überhasteten'; Leseverbrauch allzu populär geworden. Es will mir scheinen, als ob die Auswahl, in diesem Sinne sondernd, recht glücklich ausgefallen: „Rheinlandtöchter", „Kinder der Eifel", „Vom Müllerhannes", „Es lebe die Kunst", „Die Wacht am Rhein", „Das schlafende Heer", „Einer Mutter Sohn". Auch jene Werke mit den allzukrassen sozialen und seruellen Problemen sind hier nicht aufgenommen — nicht zum Schaden des Ganzen, das dadurch für die Familie unbedenklicher geworden ist.
In dem längst festgestellten künstlerischen Profil der Dichterin ist ein unerschrockener Mut, der unter allen Umständen „ausspricht, das was ist", der vor keiner Wirklichkeit und Wesenheit zurückbebt, wohl der bemerkenswerteste Zug. Und in dem gerundeten Bezirk ihrer wohlgepflegten Kunstübung, für immer das wesentlichste Merkmal. Clara Viebig ist nicht Literaturerscheinung geblieben. Sie ist in ihrer tatfrohen Kraft Kunstbegriff

geworden und wird als solcher zu registrieren sein. An ihren Erfolgen gemessen ist Clara Viebig eine der eindruckvollsten Erscheinungen der deutschen Frauenliteratur — warm in allem Lebensgefühl, das von ihrem Wort ausgeht, wie von klarem, bergfreiem Quell.

1) Verlag von S. Fischer, Berlin.
2) Verlag von Schuster und Löffler, Berlin.
3) Verlag von F. Fontane K Co., Berlin-Dahlem.
4) Verlag von I. G. Cotta, Berlin.
5) Verlag von Egon Fleischel K Co., Berlin.
6) Verlag von Georg Müller,Münchcn.

Ethische Rundschau.

Von Albert Bach.

Die Lösung der Indem frage.

Die Iudenfrage ist nur zu lösen auf dem Wege zu einer hohen sozialen Kultur. -

Die Leidensgeschichte der Iuden ist eng verknüpft mit dem bestehenden ökonomischen System des Individualismus. Dieses System erzeugt wirtschaftliche Gegensätze: Reichtum und Armut, folglich auch, wenigstens bei der bisherigen Lebensführung, wirtschaftliche Unzufriedenheit. Zu ihrer Ableitung hat man sich seit alter Zeit recht häufig des Iudenhasses bedient. Der Unterricht über die Kreuzigung von Christus bildet die Grundlage zum Iudenhaß. Von Generation zu Generation hört das kleine Kind im Eltern-

hause geringschätzende Worte über die Iuden und später in der Schule von der Kreuzigung. Auf diese Weise wird der Iudenhaß ununterbrochen angeregt. Seine Fortentwicklung im wirtschaftlichen Kampfe führt oft dazu, in den Iuden die Geldbesitzer zu hassen. Der Iudenhaß hat indes abgenommen, insbesondere beim Proletariat, obgleich die wirtschaftlichen Gegensätze eine Verschärfung erfuhren durch den Einfluß der wissenschaftlichen Technik. Die geistigen Wirkungen des heutigen Weltverkehrs lassen nur noch einen kleinen Raum übrig für den politischen Kampf mit konfessioneller Färbung. Der Haß der Proletarier richtet sich heute viel mehr gegen das Kapital überhaupt, als speziell gegen das jüdische.

Ein solcher Haß aber bildet für den sozialen Fortgang eine Gefahr, umsomehr als die materielle Genußsucht dazu beiträgt, den Haß beständig zu entwickeln. Die Genußsucht der Reichen beweist, daß die Steigerung des materiellen Genusses zumeist noch begehrlicher macht. Diesem Triebe sind natürlich auch die Proletarier unterworfen. Die Ablehnung oder Erfüllung ihrer materiellen Wünsche haben deshalb gleiche Wirkungen. Sie führen in ihren letzten Konsequenzen zu ernsten sozialen Störungen, wenn wir nicht rechtzeitig zu einer Kultur gelangen, die den seelischen Genuß höher bewertet als den materiellen.

Eine höhere Lebensführung jedoch ist nur möglich durch eine höhere Lebensbewertung. Dazu ist der Mensch veranlagt. Er besitzt im Gegensatz zum Tiere die Fähigkeit, das Großartige seines Organismus kennen zu lernen, und kann daher zu einer höheren Bewertung der Gesundheit und des Lebens geleitet werden. Es dürfte sich empfehlen, diesen Gegenstand in den Schulen eingehender zu behandeln als gegenwärtig und zwar unter Berücksichtigung folgender Leitsätze:

1. Die Ausübung des Guten macht froh, nützt der Gesundheit, verlängert die Lebensdauer und bedeutet „Lebensdienst".
2. Der Lebensdienst umfaßt alles, was der Gesundheit nützt, und besteht somit vorwiegend in Arbeit, Mäßigkeit und Menschenfreundlichkeit.
3. Die Ausübung des Bösen verstimmt, schadet der Gesundheit, kürzt

die Lebensdauer und bedeutet „Tode s-
dien st".

4. Der Todesdienst umfaßt alles, was der Gesundheit schadet, und besteht somit vorwiegend in Trägheit, Unmäßigkeit, Haß, Neid und Verbrechen. Diese Belehrung wird die Lebensbewertung steigern. Und weil es im Wesen des Menschen liegt, Werte festzuhalten, so wird er das Leben zu erhalten suchen: den Lebensdienst ausüben und mithin den seelischen Genuß höher bewerten als den materiellen.

Wird aber der seelische Genuß höher bewertet als der materielle, so ist damit eine Entwicklung eingeleitet, die ohne jede soziale Störung, im Laufe der Zeit, zu der denkbar höchsten Kulturstufe führt.

Diese Entwicklung wird wesentlich gefördert, wenn die Belehrung über die Vererbung menschlicher Eigenschaften gründlicher behandelt wird als seither. Das Böse vererbt sich wie das Gute. Haben darüber die Eltern schon in der Schule Klarheit erlangt, so werden sie durch die mächtige Liebe zum Kinde der Ausübung des Guten geneigter sein.

Der Lebensdienst befindet sich übrigens in voller Übereinstimmung mit dem Volksinstinkt, der sich in dem Neujahrsgruß äußert: „Ein glückseliges neues Iahr, Gesundheit und langes Leben." Ebenso steht der Lebensdienst in inniger geistiger Verbindung mit dem neuen und alten Testament:

1«'

Römer K. 12, V. 21: „Laß dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem."

Erodus K. 20, V. 12: „Ehre Deinen Vater und Deine Mutter, damit Deine Tage lang werden."

Iesaia K. 58, V. 10: „Und spendet deine Seele dem Hungrigen und labst du gebeugtes Gemüt, so wird im Finstern leuchten dein Licht und dein Dunkel wird wie Mittagshelle."

Wenn der Lebensdienst ausgeübt wird, körperliche und geistige Gesundheit eine hohe soziale Bewertung findet, werden die Iuden nicht zurückbleiben. Schon ihre Religion regt sie an, gesund zu leben.

Der Lebensdienst bringt die zahlreich vorhandenen Bestrebungen für körperliche und geistige Gesundheit in ein System und einigt die Menschen ohne Unterschied der Weltanschauung. Der Gläubige, der das Leben als ein Geschenk Gottes betrachtet, dient dem Leben aus Ehrfurcht vor Gott. Der Mensch mit einer natürlichen Weltanschauung dient dem Leben, um es froh und lange zu genießen. Selbst die 500 Millionen Chinesen und Iapaner werden dem Lebensdienst geneigt sein; denn auch die Lehren des Konfuzius verleihen dem Leben einen hohen Wert.

Die Konsequenzen des Lebensdienstes werden die Menschen nur noch in zwei Hauptgruppcn teilen: Die Lebenspartei einerseits und die Todespartei anderseits. Welche von beiden siegt, kann keinem Zweifel unterliegen. Das Leben und das Gute interessiert die Menschen mehr als der Tod und das Böse. Der Lebensdienst wird allmählich den Todesdienst verdrängen, somit auch den Haß und damit eine natürliche Grundlage schaffen zur Verwirklichung der Nächstenliebe, die keine Iudenfrage kennt.

Gesellschaftliche Rundschau.

Von vi I. von Bülow.

Nndlesze odli^e.

Unter der jüngeren Generation des heutigen Adels macht sich eine ganz entschiedene Reaktion gegen dessen hergebrachte konservative Betätigung geltend. Diese ebenso glückliche wie gesunde Tendenz wird man auf allen Seiten nur unterstützen, denn, wenn sie einerseits liberal ist, dient sie anderer-

seits dazu, einen Stand (wenn man von einem solchen heute beim Adel noch reden kann), dessen Erhaltung der konservativen Partei ungemein am Herzen liegt, auf eine Höhe zu bringen, welche er heute entschieden nicht ein-nimmt. Wenn er sie scheinbar noch inne hat, so gründet sich dies mehr auf ein ersessenes, wie auf ein erworbenes Recht.

Das, was dem Adel auch heut-zutage noch eine Berechtigung geben, was ihm auch von feiten ganz liberal-denkender Bürger nicht abgestritten werden kann, ist die Tatsache, daß der Adel ursprünglich der Träger aller Kultur gewesen ist.

Das hat sich erst seit knapp hundert-fünfzig Iahren geändert.

Es mag deplaeiert erscheinen, wenn ich hier auf allzu bekannte Tatsachen eingehe, aber es ist zu dem, was ich beweisen will, unbedingt notwendig.

Ursprünglich war Adel nur eine Eigenschaft, kein Titel. Der beste Kopf, der stärkste Arm bedingte die Zugehörigkeit zum Adel. Für Nach-kommen bestand lediglich die Ver-mutung, daß sie ebenfalls besonders hervorstechende Eigenschaften zeigen würden. Die dank jener Qualitäten erworbenen Besitztümer gingen von Rechts wegen auf sie über. Damals war bald reich und adlig ein Begriff.

Der König war nur der stärkste und reichste Adlige. Eine Unterordnung unter den (Wahl) Fürsten beruhte lediglich auf praktischen Gründen, auf Verträgen, nicht auf Idealismus. Erst als der Fürst seine Stellung als solche zu befestigen verstand, änderten sich die Verhältnisse. Er sammelte die Besten des Volkes, um sie in seinem Interesse, das damals noch vollständig mit den- des Staates zusammenfiel, zu verwerten. Ganz in seine Dienste traten naturgemäß nur die nichr mit der Scholle verwachsenen Adligen, also in erster Linie die jüngeren Söhne (Iunker). Sie bildeten den Hof- und Geistes- und Beamten-Adel. Sie hatten und haben ein vorwiegend materielles Interesse daran, daß die bestehenden Verhältnisse nicht geändert werden, seitdem die Tendenz dieser Änderung sich gegen die Monarchie zu wenden begann. Bis zu diesem Moment jedoch war der Fürst und mit ihm seine Iunker durchaus fortschrittlich gesinnt, ein Herrscher hatte ein vorwiegendes Interesse daran, Ruhm und Ansehen zu ernten, und das konnte er nie besser tun, wie durch fortschrittliche Betätigung. Erst als die Throne zu wanken begannen, mußte das ganze Interesse des Fürsten sich auf ihre Erhaltung konzentrieren, und das führte natürlich zum Konservatismus. Ängstlich strebte man danach, das Alte zu bewahren, und nur die Diener waren einem Fürsten genehm, die ihn hierbei unterstützten. So erzog die Monarchie ganz unbewußt eine qualitätlich hochstehende Vasallenschar, bei der jedoch der Sinn für den Fortschritt weggezüchtet wurde. Bis dahin war aber stets eine hochstehende geistige Tätigkeit beim Adel vorhanden.

Es bedarf gar keiner Erwähnung, daß die humanistische Philosophie, die Rechtspflege des Mittelalters fast ausschließlich in den Händen des Adels gelegen hat. Eine so ausgesprochen revolutionäre Erscheinung wie die Reformation wäre nie durchgedrungen, wenn der Adel Luther nicht unterstützt hätte.

Erst seit dem Ende des 18. Iahrhunderts beginnt sich das zu ändern. Noch finden wir Adlige, welche den Anspruch auf die ersten Stellen im Geistesleben machen. Ick nenne nur Friedrick den Großen, Stein, Kleist,

Hardenberg und schließlich Bismarck.
Aber schon beginnt innerhalb des
Hof- und Beamten-Adels sich jener
reaktionäre Zug geltend zu machen,
der ihn heute charakterisiert. Für die
Iunker (im alten Sinne) war das Selbst-
erhaltungstrieb, sie überwogen damals
bereits an Zahl die auf der Scholle
sitzenden Geschlechtsgenossen, welche von
den alten Raubrittern her Unabhängig-
keitsgefllhle selbst dem Fürsten gegen-
über hatten bewahren können, aber
dadurch, daß jene Iunker, wenn irgend
möglich, mit den im Fürstendienst er-
worbenen Gütern zur Scholle zurück-
kehrten, dadurch, daß sie in den Städten
lebten, die feiner Gebildeten gegenüber
den bäurischen Grundbesitzern erschienen,
trat ganz allmählich eine Umkehr ein.
Der ansässige Adel blickte zu jenen
mit einer gewissen Hochachtung auf,
außerdem sah er stets die Möglichkeit,
seine jüngeren Söhne an den Hof
zu schicken und selbst dorthin unterzu-
schlüpfen, falls eine Sckicksalswendung
eintreten möchte.
So kam es ganz von selbst, daß
er alle junkerlichen Anschauungen, die
bereits ganz reaktionär geworden waren,
annahm und nun dank der ihm zur
Natur gewordenen Beharrung heute
noch festhält, wo jene bereits längst
darüber hinaus sind oder hinaus sein
möchten, falls sie es könnten und dürften.
Denn daß jeder Adlige, der heute
andere Ansichten vertritt wie die Hoch-
konservativen unserer heutigen Junker,
Gefahr läuft, von diesen boykottiert
zu werden, bedarf keiner Erwähnung.

Aus diesem Grunde besteht auch innerhalb der jungen Generation unseres Adels zwar die Überzeugung, daß der Fortschritt durchaus auf seine Fahne geschrieben werden kann, aber die Übersetzung in die Praris wird ihm durch die Rücksicht auf seine gesellschaftliche und mit dieser meist verknüpfte materielle Eristenz erschwert. Hinzu tritt oft die ehrliche, natürlich verkehrte Überzeugung, daß man liberale Ansichten zwar haben, aber im Interesse der Allgemeinheit nicht äußern darf. Die wenigen, die anders denken und tun, befinden sich in der schwierigen Lage, daß sie von ihren Standesgenossen verurteilt, von liberaler Seite aber mit hohem Mißtrauen empfangen werden.

Der Adlige, der heute nicht in einem der hergebrachten Berufe sich bewegt, muß von vornherein erst die Vermutung entkräften, daß er für andere Dinge nicht zu brauchen sei. Man hat vollständig vergessen, daß der Adel ursprünglich nichts weiter ist, als das beste Element innerhalb des'Bürgertums, und daß schließlich alle die Bürger, welche qualitätlich hochstehend sind, den Anspruch auf die Bezeichnung „adlig" haben würden, wenn heute hierzu nicht eine Patentierung durch den Staat erforderlich wäre. Daß sich viele und nicht die schlechtesten unserer Bürgerschaft gegen eine solche Nobilitierung sträuben, ist um so berechtigter als diejenigen, die eine solche erlangt haben, normalerweise die reaktionären Anschauungen des Iunkertums stärker vertreten, wie diese selbst, statt sich zu erinnern, wodurch sie eigentlich den Anspruch auf den Titel erwarben.

Eine Änderung in diesen Verhältnissen kann nur durch große Erschütterungen erfolgen, grobe politische Fehler wie unsere letzten kolonialen Erwerbungen können von tiefgreifendem Nutzen sein, Männer wie Lindequist und Dankelmann, die den Mut der Opposition fanden, bedeuten Marksteine in dieser Entwicklung.

Wirtschaftliche Rundschau.

Die „Kriegsbörsen", die vor einigen Wochen das internationale Kursgebäude erschütterten, zeigten mit bedrohlicher Deutlichkeit, wie sehr das ganze hochentwickelte Finanz- und Wirtschaftssystem, das sich in den europäischen

Ländern unter dem Schutze einer 40jährigen Waffenruhe herausgebildet hat, auf Frieden und nur auf Frieden gestellt ist. Schon die Krisen in der auswärtigen Politik, an denen die letzten Iahre nicht arm waren, zuletzt die Aehrenthal'sche Annexionspolitik, der Coup d'Agadir und der „nominelle" türkisch-italienische Krieg hatten die bedrohliche Nervosität offenbart, unter der das rückhaltslos aufgetriebene Wirtschafts- und Finanzwesen Europas zusammenzuckt, sobald der in allen Spekulationen und Kalkulationen gänzlich außer acht gelassene Fall eines europäischen Zentralkrieges in den Bereich praktischer K Möglichkeiten tritt. Und jetzt, wo wirklich einmal die Völker aufeinanderschlugen, gebürdeten sich die Börsen schlimmer als beim Ausbruch des deutsch-französischen Krieges, und gar von der beschaulichen Ruhe, mit der die Bürger im Goetheschen Faust das Kriegsgeschrei von „hinten weit in der Türkei" beschwatzen, ist auch nicht ein Schimmer mehr zu verspüren. Kein Wunder auch. Vor 40 Iahren noch wurzelte ein jedes der europäischen Zentralländer (mit der einzigen Ausnahme des am Kriege unbeteiligten Großbritanniens) mit seinen Hauptlebensbedingungen im Inlande, gewann im Inland den Hauptteil seiner Hilfsmittel und hatte außerhalb seiner Grenzen nichts Unersetzbares zu verlieren. Das ist seither radikal

anders geworden. Es ist nicht auszudenken, was aus einem der großen Kulturländer werden würde, wenn seine Beziehungen zum Weltmarkt auch nur für ein paar Monate durchschnitten oder gar die Zufuhr an Lebensmitteln unterbunden würde. Ferner ist die Anzahl und der Umfang der wirtschaftlichen Unternehmungen in einem Maße gestiegen, der über die Zunahme der Kapitalbildung weit hinausgeht. Die Folge davon ist, daß die wirtschaftliche Unternehmung in weit größerem Maße auf Kredit aufgebaut ist als früher, und daß deshalb nur eine wesentlich geringere Verlustgrenze überschritten zu werden braucht, um Eristenzen zu erschüttern. Das Unternehmerrisiko ist im Verhältnis zum eigenen Unternehmer - Kapital gewaltig angewachsen. Der Unternehmer hat nicht viel an Eigenem zuzusetzen, und seine Reserven sind bald aufgezehrt. Kommt der Stein aber erst an der Stelle, wo die Fundamente am lockersten sind, ins Rollen, so reißt er schließlich auch Festeres mit. Das sind schon in gewöhnlichen Zeiten die Schattenseiten der großartigen wirtschaftlichen Enrwickelung und des an sich imposanten Kreditsystems, die sie ermöglicht hat. Im Falle eines Krieges, der die ganze verzweigte treibende und aufrechterhaltende Maschinerie zum Stocken bringt, müssen sie zu Katastrophen führen, die sich in ihrer Art und ihrer Intensivität nicht abschätzen, höchstens ahnen lassen. Die Börse, an der das System seine letzte Konsequenz durch das Überhandnehmen der Spekulationen auf Kredit, durch die Engagements schwacher Hände mit kleinem Einschuß findet, zeigt die Zusammenbruchsmerkmale natürlich am schnellsten. Von hier aus greifen sie, nachdem die Quellen der Finanzierung zu fließen aufhören, über auf Unternehmung und Wirtschaft. D'e Spesen, Kosten und Zinsen der großen Organisation laufen weiter, während die Arbeit nicht fruchtbar werden kann. Hoffentlich wird uns die Probe auf das Erempel erspart bleiben, nachdem schon der Vorgeschmack davon unser ganzes System in seinen Grundfesten erbeben ließ.

Zweifellos haben sich die Dinge so gestaltet, weil man bei unserer ganzen

wirtschaftlichen Organisation sich ledig-
lich, aber auch lediglich von dem
Streben nach möglichster Steige-
rung der Kapitals- und Arbeits-
erträgnisse leiten ließ, dabei aber
die Erfordernisse der Gefahrensicher-
heit und Tragfähigkeit, die bekannt-
lich in der Technik doppelt und dreifach
erfüllt werden müssen, über Gebühr
vernachlässigte. Man hat jetzt einsehen
gelernt, daß insbesondere unsere Groß-
banken zwar eine relative Sicherung
dadurch zu erreichen gesucht haben,
daß ein Engagement das andere, ein
Institut das andere stützte, daß aber
eine absolute Sicherheit durch Schaffung
zweifelsfrei fest verankerter Reserven
nicht gewährleistet ist.
Trotzdem also bei den Großbanken
die allgemein wirtschaftlichen Interessen
bisher nicht sonderlich gut aufgehoben
waren, hat doch die deutsche Reichs-
regierung vor kurzem einen Gesetz-
entwurf angekündigt, durch den ein
Petroleumhandelsmonopol
geschaffen und der privaten Verwaltung
eines aus Großbanken zusammenge-
setzten Finanzkonsortiums überlassen
werden soll. Zwar ist dem Reiche
eine Anzahl von Kontrollrechten ein-
geräumt, aber es fragt sich, ob diese
genügen werden, um tatsächlich einen
Schutz der Konsumenteninteressen, in
deren Interesse angeblich die ganze
gegen die Standard Oil Co. gerichtete
Aktion unternommen wird, zu gewähr-
leisten. Der Bruch des Fiskus mit
dem Kohlensyndikat hat ja erst kürzlich

Rundschau
wieder einmal gezeigt, daß es äußerst schwer ist, von dem privaten Unternehmertum und Großkapital eine auch nur einigermaßen konsumentenfreundliche Politik zu erreichen. Horatio.

Berichtigung.

Im Oktoberheft Seite 13, erste Zeile von Geschoffs Beitrag muß es heißen anstatt „An der Spitze usw.": „Die älteste aller slavischen Kulturen ist die bulgarische. Der südlichste der slavischen Stämme." Zeile 3 anstatt „brachten": „nahmen von ihm".
Seite 16, Zeile 3 von oben muß es heißen: „Verwahrer der Religion und der Kultur des griechischen Kaiserreiches, die es so wirksam." Zeile 9 von unten anstatt „Zählung": „Rekrutierung".

8«»»«g«»« »nd «Heft«»»««»: Pl»f. Dr. L»d«lg Stein i n »nlln V 10, L2h»«nk« 5». llelefon »ml «ülflll» III. «30»). — Velantwoltlichel Redakteur: Dr. Lylniu, »l»«l> in ««,!»». — In ültelleich llil dl« Red»»««« «l««»«»tllch: Di-. 2. Linnreich, «Kien IX. M»I«g»N« 2l — fill die ß«nm»g»l>«: «»bel« «lohl. Wen I, DomMN« 4. — 3» Rußland für dl« üled«itlon v«lantn>»ltllch: N>, AdllanPolly, Lt. <p«t«r»b»rg, «»l«npl»tz I. — M«!n-V«tl«mng kül Ungoln: «lüllch« l>. I». ydstnchhandlung (I. «o«), »ud»p«ll V, D»l»»»y»-»tcM L. — Fllr den 2nl«»ten»ell »«antn>»rtllch: «»ll «l«»ll in TemMhol-Velli». — »«wg und DnUll dn «chlestlchen «uchdl»«««« ». S. 8ch»»»l<,«»d»«, ».-«., Vl«»l»» III.
Unvellangt« Manuslllpt« senden wil nicht zurück, wenn ihnen nicht «ückporw beiliegt.

^1
s?3^
2UV
Milliz« lll«r»te» i»ll2ll»«: ii»»»«» Kp«Oti«ll ^»s«Il ll<»»e
N«nbulss. I.upüz, ^»zHebulz. ««mkeim, Mnclxn, Kümberz, ?s»z.
ln«5tl»n»si«!»: pw 4s «Tun breite Xeile (Kuäott «l«5e'z Konn»IIeilen.
mezz» lio. 5) 7l> pl. Leil»ssen(!ed<ll,«n: 6 bk 8 i^Ic. «/^.

Ercellenz T. Eazonow, russischer Minister des AuswÃ¤rtigen.

MmülsMs
-. P<i>^ Lindau
^^^ ^
> ^
sor Dr. Ludwiq Sicm
^ ^:-:'t «7- Verlags Awi ^t
' . r, AG, Breslau.
>"^ ,.
5>n5?z>
^^v>»z«!, in Vlyweden und in Dänemark:
«««lg «hl. Ulstn» Nachf»lg«. «»p«nh<ig«».
<N
Holch
z?-Iahrg^ Band 143. Heft 459 Dezember 1912

^-5
, ^'^^^/^^^^,
^ ' ..,. i' ;>!>c>ir, N'isischer Mimstli ..c ,->Â° â€ž ^

MeKllOeMmatWM
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Schlesische Buchdrucker«, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G, Breslau.
Leipzig Wien Berlin W.io München Budapest
Stockholm Christian!« London Kopenhagen
für die Provinzen in Schweden und in Dänemark:
»«»lg lhl. Ulsin» Nüchfolg«, »«penhag«»,
37- Jahrgang. Band 143. Heft 459 Dezember 1912

EMPTY

Russischer Ministerpräsident W. Kotovhosf:

Der wirtschaftliche Optimismus.

Offener Brief an den Herausgeber von „Nord nnd Süd". >

Hochgeehrter Herr Professor!

- Zunächst bitte ich Sie um Entschuldigung wegen der verzögerten Erfüllung meines Ihnen im Frühling d. I. gegebenen Versprechens. Ich weiß sehr wohl, daß mein Brief für die in Aussicht genommene Nummer der Zeitschrift „Nord und Süd", in der einige Rußland betreffende Fragen näher erörtert werden sollen, nicht rechtzeitig genug eintreffen dürfte, und daher gebe ich Ihnen im voraus die Versicherung, daß ich in keiner Weise unzufrieden sein werde, wenn dieser Brief für Sie nur als Ausdruck eines privaten Gedankenaustausches unter uns gelten und in Ihrer geehrten Zeitschrift gar nicht zum Abdruck gelangen sollte. Jedenfalls bitte ich Sie, dessen versichert zu sein, daß meine verspätete Antwort durchaus nicht als Mangel an Rücksicht Ihrer Zeitschrift gegenüber ausgelegt werden darf. Einzig und allein nur die Überhäufung mit Verwaltungs-angelegenheiten und eine ganze Reihe besonderer Umstände, die meine Zeit außer den laufenden Amtsgeschäften in Anspruch nahmen, zwangen mich wider Willen so säumig zu sein. Sollte es jedoch noch nicht zu spät sein, so stelle ich meinen Brief Ihnen vollständig zur Verfügung, um so mehr als die darin enthaltenen Gedanken dermaßen einfach und nicht neu erscheinen, daß ich keine Veran-lassung habe, ihre Darlegung, die ein Resumee unserer Unterredungen bildet, irgend welchen Einschränkungen zu unterziehen.

Gestatten Sie mir daher, mit dem zu beginnen, was der Anfang unserer Besprechungen im Frühling d. I. war.

Ich kann nicht umhin, Ihrem Vorhaben, Rußland in den Spalten Ihrer Zeitschrift eine besondere Stelle einzuräumen, meine volle Sympathie entgegen zu bringen. Ich wiederhole hier, was ich stets gesagt habe — daß Nachbarn ein-ander so gut als möglich kennen lernen müssen und daß diese nähere Bekanntschaft nur dazu beiträgt, die gegenseitigen Beziehungen immer besser zu gestalten und die Achtung voreinander zu erhöhen. So einleuchtend auch diese schlichte Wahr-

heit erscheint, so offenkundig auch die Tatsache ist, daß Rußland in allen seinen Lebensgebieten mit sämtlichen Staaten Europas durch die mannigfaltigsten Verbindungen in Beziehung steht, daß es bei uns keinen einzigen Zweig der Wissenschaft und der gewerblichen Tätigkeit gibt, an dem die Angehörigen des einen oder des anderen Landes nicht mit ihrem Kapital und ihrem Unternehmungsgeist interessiert wären, — Rußland kennt man dennoch sehr wenig, urteilt darüber nach den Berichten zufälliger Korrespondenten der Presse, informiert sich über dieses Land aus einzelnen Werken, Monographien und Untersuchungen, die mitunter genügende Gründlichkeit vermissen lassen, und schließlich ergibt sich die überraschende Tatsache, daß wissenschaftliche Forscher, wenn sie in einzelne Lebensgebiete Rußlands tiefer eindringen und auf das Studium derselben reichlich Zeit und Mühe verwenden, sehr bald gewissermaßen eine neue Welt vor sich sehen, deren Entdeckung bei ihnen ungefähr dasselbe Gefühl hervorruft, wie bei dem forschenden Sternkundigen das Auffinden eines unbekannten Gestirns, das bis dahin sich im fernen Weltenraum dem Blick entzogen hatte. Ein augenfälliges Beispiel dafür bietet die in diesem Jahre von Vertretern der Wissenschaft und der Praris unternommene deutsche Forschungsreise auf dem Gebiet der Staatskunde und der Landwirtschaft. Als die Teilnehmer dieser Erpedition sich an Ort und Stelle mit der neuen russischen Agrarreform bekannt gemacht hatten und mir die von ihnen empfangenen Eindrücke schilderten, mußten sie offen eingestehen, daß sie hier zum ersten Male etwas kennen lernten, wovon sie bisher nicht die geringste Ahnung hatten. Ich kann nur wünschen, daß Ihr Unternehmen demselben Zweck förderlich sein möge, und aus diesem Grunde möchte ich hier den üblichen Glückwunsch einfließen lassen, den man einem Menschen mitgibt, der einen neuen bisher unbekannten Weg einschlägt.

Auch in anderer Beziehung werde ich bemüht sein, Ihren an mich gerichteten Ansprüchen gerecht zu werden.

Als Sie mich mit Ihren Grundanschauungen in bezug auf die Beurteilung der modernen Soziologie bekannt machten, sprachen Sie sich dahin aus, daß Sie ein überzeugter Verfechter des sogenannten sozialen Optimismus wären, und äußerten bei der Rechtfertigung Ihrer Ansicht, daß dieser Standpunkt wohl auch mir vollkommen verständlich sein müsse, da ich bei meinem öffentlichen Auftreten in den russischen gesetzgebenden Versammlungen dieselben Grundsätze des Optimismus durchzuführen bestrebt bin, wenn auch nur auf dem Gebiete der Finanzen, der Wirtschaftspolitik und des Staatshaushalts meines Vaterlandes. Ich habe mir dadurch sogar ausdrückliche Vorwürfe seitens meiner Gegner von der Rednertribüne der Reichsduma und des Reichsrats zugezogen, doch schien es Ihnen - wie Sie mir selbst sagten, — daß die richtige Ansicht nicht auf selten meiner Opponenten sei, und daß Sie besonderen Wert darauf legen, eine gewisse Rechtfertigung meines Optimismus in den Spalten Ihrer Zeitschrift abgedruckt ;>! sehen. Sie werden es wohl begreiflich finden, Herr Professor, daß mir jede

Möglichkeit genommen ist, eine eingehende wissenschaftliche Begründung meines „wirtschaftlichen Optimismus" zu liefern. Es mangelt mir dazu sowohl an Zeit, wie auch an genügend vorbereitetem wissenschaftlichen Material. Dieser letztere Umstand ist besonders wichtig: jede Behauptung, der der Charakter einer unumstößlichen wissenschaftlichen Wahrheit zugeschrieben wird, kann leicht eine Beweisführung hinsichtlich ihrer unrichtigen Aufstellung veranlassen, und auf dem Gebiete des Staatshaushalts eines so eigenartigen und überaus großen Landes wie das Russische Reich lassen sich unumstößliche Wahrheiten sehr schwer ermitteln, und für jede These kann man bei gutem Willen eine beliebige Anzahl Antithesen aufstellen. Deshalb kann ich mich durchaus nicht auf eine wissenschaftliche Untersuchung oder Diskussion einlassen, sondern will hier nur mit wenigen Worten das wiederholen, was mir als Wahrheit erscheint und was weder durch schöne Worte parlamentarischer Redekunst, noch durch einseitige Vernunftsschlüsse einzelner Forscher widerlegt werden kann. Ich schicke wiederum voraus, daß ich um Nachsicht für meinen Entwurf bitte. Er ist notgedrungen in aller Eile niedergeschrieben worden, und ich stelle mich im voraus unter den Schutz Ihrer Autorität gegen die Kritik, die wohl nicht verfehlen wird, in Anlaß meiner Besprechungen mit Ihnen ihre Stimme zu erheben.

Wie damals während unserer ersten Unterredung im Frühjahr, so auch jetzt, einige Monate später, bitte ich Sie, die Finanzen Rußlands, die ökonomischen Zustände des Landes und seine Wirtschaftslage vom Standpunkt der im Verlauf von etwa 6 Jahren vor sich gegangenen Entwicklung zu betrachten. Was bedeuten 6 Jahre im Leben eines enorm großen Reiches mit 165 Millionen Einwohner, und wie groß ist dennoch der Unterschied zwischen damals und jetzt, so daß dieser Unterschied selbst von denen, die sich zur derzeitigen Lage Rußlands durchaus negativ verhalten, nicht von der Hand gewiesen werden kann. Sie erinnern sich wohl noch — als einer besonders hervorragenden Tatsache — der Beurteilung der Finanzlage Rußlands in den Jahren 1905 und 1906. Der Krieg war beendet; an seine Stelle traten innere Unruhen, die Eisenbahnen stellten ihre Arbeit ein, der Postverkehr stockte und auf den Straßen Moskaus entstanden mit dem russischen Volksgeist gar nicht in Einklang zu bringende Barrikaden. Rußland galt für verloren; in sehr vielen europäischen Gelehrtenkreisen sprach man von diesem Lande fast nur in der Vergangenheit, und es fehlte augenscheinlich wenig, um das Studium meines Vaterlandes in das Gebiet der Archäologie zu verweisen; die Flugschriften und Zeitungsspalten waren mit den trübsten Voraussagungen angefüllt, und namentlich bei der Beurteilung der Finanzlage wurde die Stimme des Dr. Martin laut, der Rußland in kürzester Zeit einen vollständigen Zusammenbruch prophezeite; es erklang das verhängnisvolle Wort „Moratorium" und die Inhaber der russischen Fonds bereiteten sich allmählich auf die traurige Aussicht vor, wenigstens für einige Zeit auf die Möglichkeit verzichten zu müssen, von ihren so unvorsichtig in russischen Werten investierten Ersparnissen Einkünfte zu

erlangen. Tatsächlich zeigten sich auf dem Hintergrunde der russischen Finanzlage einige dunkle gefahrdrohende Punkte: der Staat sollte eiligst eine ungeheuere Auslandsanleihe abschließen zur Aufrechterhaltung seiner Währung und zur endgültigen Liquidation der Folgen des schweren Krieges; sein maßgebendes Wertpapier — die 4-prozentige Staatsrente fiel im zweiten Halbjahr 1907 bis auf 6? Prozent des Nennwerts, und häufig mußte man hören, daß die Inhaber der Fonds die letzteren nur deshalb nicht loswerden können, weil sich dafür keine Käufer fänden. — Seitdem sind erst 6 Jahre verflossen und das Bild erscheint stark verändert, wenn nicht ganz unerkennbar. In dieser Zeit mußte der Staat einige innere Anleihen aufnehmen, konnte dabei aber in der letzten Hälfte dieser sechsjährigen Periode seine Verschuldung um den hohen Betrag von 200 Millionen Rubel bezw. 530 Millionen Franks durch vorterminliche Einlösung vermindern. Hierzu kommt noch die alljährliche planmäßige Tilgung der in früherer Zeit abgeschlossenen Anleihen, wodurch sich die Staatsschuld um einen weiteren Betrag von 150 Millionen Rubel verringert. Der Kurs unserer Staatsfonds hat sich unterdes gehoben, die Rente stieg auf 94 Prozent, die 1906 in Paris zum Kurse von 88 Prozent emittierte Anleihe erreichte den Stand von 105 Prozent, und wenn die Bewertung der russischen Fonds noch nicht dieselbe Höhe wie vor dem Kriege wiedererlangt hat, so liegen dafür besondere Ursachen vor, nämlich dieselben Ursachen, aus denen sich das Zurückgehen der Fonds in Deutschland, in England und in anderen Staaten erklären läßt, worüber ich mich nicht weiter auszulassen brauche, da es sich hierbei um mehr oder minder offenkundige Tatsachen handelt. Noch wichtiger erscheint der Umstand, daß die Währung, dieses Fundament des wirtschaftlichen Lebens eines jeden Landes, gegenwärtig die öffentliche Meinung der Nachbarländer in keiner Weise mehr interessiert und darüber nicht mehr gesprochen wird, weil an Stelle der gefährlichen Lage, durch die unsere Valuta noch zu Beginn des Jahres 1906 bedroht war, eine ebenso gefestigte Sicherstellung Platz gegriffen hat, wie vor der Periode der meinem Heimatlande beschieden gewesenen schweren Schicksalsprüfungen. Von dem Unvermögen Rußlands, die Goldwährung zu ertragen, von der für uns unabweislichen Notwendigkeit, wiederum auf den Zwangskurs zurückzugreifen und damit den Handel und die Industrie neuen Erschütterungen auszusetzen, ist weiter keine Rede mehr, weil der Goldvorrat des Staats und die bei den Finanzinstituten Westeuropas deponierten Mittel des russischen Staatsschatzes besser als alle Abhandlungen und Iournalartikel die wahre Sachlage erkennen lassen. Auch in dem, was stets eine Eigentümlichkeit der russischen Finanzgebarung bildete, in der Ansammlung des sogenannten freien Barbestandes, trat derselbe günstige Entwicklungsgang zutage. Der Krieg und die Kriegskosten hatten diesen Barbestand erschöpft, und der russische Staatsschatz, der in der besten Zeit seiner gesicherten Lage sich auf das Vorhandensein eines solchen Reservefonds verlassen konnte, — eines Reservefonds, der in

anderen Staaten nicht eristiert, der aber für ein großes Land, das sich von den Grenzen Deutschlands bis zum Stillen Ozean erstreckt, unbedingt erforderlich ist und dessen Zweckmäßigkeit selbst von solchen jeder Routine und jedem Konservatismus abholden Finanzpraktikern, wie der englische Schatzkanzler Lloyd George, anerkannt wird — erlangte seine frühere Lage wieder und verfügt nach dem Bericht der Reichskontrollc zum 1. Januar 1912 über einen Betrag von über 450 Millionen Rubel, d. i. genau 1 Milliarde Reichsmark. Doch beschränkt sich die Rechtfertigung meines „wirtschaftlichen Optimismus" nicht auf dieses Gebiet allein. Ich bin schon längst gewohnt, von meinen Opponenten in der Reichsduma zu hören, daß das Gedeihen der Staatsfinanzen nur eine schöne Fassade darstellt, hinter der sich der größte Tiefstand des Volkswohlstandes birgt. Ich konnte es allerdings niemals begreifen und begreife es auch jetzt nicht, wie ein Land mit zerrütteten Finanzkräften, mit minimaler Leistungsfähigkeit der Bevölkerung, die angeblich an schrecklichem Alkoholismus zugrunde geht, dennoch von Jahr zu Jahr sein Budget um Hunderte von Millionen Rubel erhöhen und Mittel zur Befriedigung des vielleicht sogar übermäßigen Wachstums aller seiner Bedürfnisse aufbringen kann. Dieses mir unbegreifliche Geheimnis konnten meine Gegner mir niemals aufklären. Ich bin sogar bereit, die Beweiskräftigkeit der Staatsfinanzen als Symptom des wirklichen Volkswohlstandes fallen zu lassen und meine Hinweise auf ein Gebiet zu beschränken, wo Sie und Ihre Kollegen in der wissenschaftlichen Forschung leichter Argumente für oder wider meinen Optimismus finden können. Ich will auch nicht die enorme Steigerung unseres Exports hervorheben, da hier die allbekannte Meinung vorherrscht, daß Rußland Getreide ausführe, an dem es selbst Mangel leidet, daß die Bevölkerung keine Überschüsse kenne, sondern gezwungen sei auf das Notwendigste zu verzichten, um nur die Gier dieses erbarmungslosen Molochs zu stillen, worunter natürlich der Staat und seine fiskalischen Anforderungen zu verstehen sind. Ich empfehle Ihnen, die Ausweise der russischen Zollstatistik für die letzten 4 bis 5 Jahre durchzusehen und darnach zu ermitteln, wieviel Maschinen, namentlich landwirtschaftliche, eingeführt worden sind, wie groß der Import ausländischer Baumwolle neben dem Verbrauch des einheimischen Produkts gewesen ist, wie enorme Ziffern der Import von Gegenständen aus dem Auslande überhaupt aufweist, und hiernach sich die Frage vorzulegen, wer denn eigentlich alle diese Gegenstände bezahlt hat, wer diese ungeheuere Menge von Werten verbraucht hat und wie es möglich ist, daß der Konsum einen solchen Umfang erreichen konnte, wenn das Land darnicderlicgt und des täglichen Brotes ermangelt. Ich empfehle Ihnen ferner darauf zu achten, wie progressiv die Ansammlung von Volksersparnissen, die wirklich erstaunliche Entwicklung des Genossenschaftswesens unter dem Volke um sich greift, wie beispielsweise der Zuckerverbrauch steigt und sogar in schnellerem Tempo fortschreitet als in Westeuropa. Endlich bitte ich Sie, einen Blick auf dasjenige Gebiet unseres Industriewesens zu werfen, das vielleicht zu

berechtigten Klagen seitens der Konsumenten Anlaß gibt, das aber jedenfalls meinem „wirtschaftlichen Optimismus" Vorschub leistet. Ich habe die Entwicklung des Hüttenwesens und das unglaubliche Anwachsen des Bedarfs an Baumaterialien im Auge. Sie werden wohl Klagen über alle möglichen Arten von Hunger bei uns gehört haben: die einen reden von Naphthahunger, andere beschweren sich mit Recht über die Unmöglichkeit, Eisen in einer ihrem Bedarf tatsächlich entsprechenden Menge zu erlangen, die Bauleiter warten monatelang, ehe sie den benötigten Zement erhalten, die Ziegeleien sind außerstande die einlaufenden Bestellungen zu erledigen, und das alles geschieht ungeachtet der enormen Steigerung der Produktion sowohl von Ziegeln, als auch von Eisen, Gußeisen, Steinkohle. Legen Sie sich doch nur die Frage vor, woher das alles kommt und ob ein Staat mit sinkender wirtschaftlicher Konjunktur wirklich imstande sein kann, derartige ganz unlogische Erscheinungen zu zeitigen. Da ist ferner die russische Agrarreform und ihre außer Frage stehende zukünftige Entwicklung. Auch auf diesem Gebiete werde ich alles vermeiden, was Widerstreit hervorrufen könnte und wofür ich keine unumstößlichen Beweise in Händen habe; ich möchte nur eine Erscheinung hervorheben, die ich Sie ruhig und unbefangen zu erwägen bitte.

Von 1906 bis August 1912 hat die staatliche Bauernagrarbank durch ihre Darlehen dazu beigetragen, daß sich der Flächenraum des bäuerlichen Grundbesitzes um über 4'/ü Millionen Deßjatinen vergrößerte, wobei über 2V» Millionen Deßjatinen von Gutsbesitzern erworbener Ländereien an Bauern veräußert wurden. Auf diesem gesamten Flächenraum, sowie auf einem ebenso großen, wenn nicht noch größeren Areal von Ländereien, die früher im Gemeinbesitz der Bauern standen, vollzog und vollzieht sich die sogenannte Agrarreform, die in dem stetigen Übergange zu persönlichem (Individual-) Eigentum und zu besseren Methoden der Bodenkultur besteht. Zur Bestätigung dieser Tatsachen braucht man sich nur an die deutschen Handelshäuser zu wenden, die uns landwirtschaftliche Maschinen liefern, und sie werden bezeugen, wie enorme Umsätze sie mit dem Verkauf dieser Maschinen nach Rußland in den letzten 4 Jahren erzielt haben. Hiernach werden Sie mir wohl darin beistimmen, daß Rußland wirklich ein Land ist, in dem der „wirtschaftliche Optimismus" gerechtfertigt erscheint.

Zum Schluß noch ein paar Worte darüber, wie dies alles gekommen ist und was namentlich diese erfreulichen Erscheinungen gezeitigt hat. Meiner festen Überzeugung nach besteht nur eine Ursache: Rußland hat 165 Millionen leistungsfähiger und arbeitsamer Einwohner; in ihm kommen alle Arten von Klima vor, vom arktischen bis zum subtropischen; seine Bodenschätze sind unermeßlich, ebenso unermeßlich ist auch die Arbeitsfähigkeit der Bevölkerung und ihre unbestreitbare Geschicklichkeit. In diesen Umständen liegt der Schlüssel zu dem anscheinend unbegreiflichen Rätsel. Wenn der Frieden nach außen und im Inlande sichergestellt ist, wenn der Bevölkerung die Möglichkeit gewährt wird, ruhig und selb-

ständig ihre Arbeitskraft zu verwerten, wenn ihr dabei Kenntnisse und eine gute Verwaltung zu Hilfe kommen, so wird man gewiß meine Ansicht teilen, daß jeder, der Rußland liebt und an seine Zukunft glaubt, gleich mir ein überzeugter Verfechter des „wirtschaftlichen Optimismus" sein muß.

Genehmigen Sie, hochgeehrter Herr Professor, den Ausdruck meiner Vorzüglichen Hochachtung und Ergebenheit.

W. Kokovtzoff.

Exzellenz Gras Witte:

Die Logik der Geschichte.

Ein Gespräch Sr. Erzellenz des Grafen Witte mit dem Herausgeber von „Nord und Süd" (23. Mai/ö. Juni 1912).

Rußland befindet sich gegenwärtig in einem llbergangsstadium. Wir haben weder einen fertigen Konstitutionalismus, noch ein rein absolutistisches Regime. Unser politisches Leben weist viele Erscheinungen auf, die man als anormal bezeichnen muß. Dies hat seinen Grund darin, daß in dem Augenblick, da Rußland vom Throne aus, auf allergnädigsten Entschluß Seiner Majestät mit dem Manifest vom 17./30. Oktober durch die Verkündigung des neuen konstitutionellen Regimes beglückt wurde, weder die liberalen Parteien, noch die Konservativen es vermochten, sich in durchgreifender Weise mit der neuen Sachlage abzufinden. So erfaßten z. B. die liberalen Parteien den psychologischen Moment nicht; sie befaßten sich nicht mit einer praktischen Politik in konstitutioneller Richtung, sondern sie erstrebten eine parlamentarische Regierungsform, welche das Manifest vom 17. Oktober nicht im Auge hatte und die den tatsächlichen Bedürfnissen Rußlands zu jener Zeit auch nicht entsprach. Der Fehler der Liberalen, — die Sünde der liberalen Parteien — bestand darin, daß sie in ihrem Verhalten von einem richtigen Verständnis für die Logik der Geschichte recht weit entfernt waren. Sie übersahen, daß die Geschichte keine Sprünge kennt. Weder die Natur, noch die Geschichte duldet ungestraft solche Sprünge. Andererseits haben aber auch die äußersten konservativen Elemente die innere Logik der Geschichte nicht begriffen. Die ertreme Rechte hat die Bewegung in Rußland, welche durch das Manifest vom 17. Oktober gekennzeichnet wird, nicht nach seinem vollen Gehalte gewürdigt. Sie wiegen sich in dem Wahne, das Manifest rückgängig machen zu können, aber der äußerste rechte Flügel übersieht dabei, daß das Manifest vom 17. Oktober als ein unerschütterlicher Akt, der vom Willen

des Monarchen ausgeht, anzusehen ist. Das waren die beiden entgegengesetzten Strömungen, welche nicht in Einklang zu bringen waren und die daher notwendig zu einem chaotischen Zustand führen mußten. Im gegenwärtigen Moment beginnt sich das Chaos zu lichten und zu einem Kosmos zu klären. Die Lage erscheint jetzt bereits als eine ruhigere, wenn auch noch nicht behauptet werden kann, daß die „mittlere Linie" bereits gefunden und daß das Gleichgewicht in der inneren Politik vollkommen erreicht worden ist. Das Schwanken zwischen diesen beiden Prinzipien hält vielmehr noch an oder zuckt noch nach. Der richtige, der geschichtlichen Logik entsprechende Weg ist auch heute noch nicht gefunden worden, aber die auf dem logischen Gang der Geschichte begründete Hoffnung ist gerechtfertigt, daß Rußland sich auf der Bahn der Entwickelung zu einem konservativen Konstitutionalismus befindet, der tatsächlich konstitutionell, aber innerhalb dieses Rahmens konservativ ist. Vorläufig ist es Rußlands Schicksal, ein nervöses politisches Leben zu führen. Die von der Reichsduma und dem Reichsrat getroffenen Maßregeln erscheinen oft nicht als Produkt einer reifen politischen Einsicht. Dies alles ist für das Übergangsstadium überhaupt charakteristisch, welches jedes Land durchlebt, ehe es die richtige, von der Logik seiner Geschichte vorgezeichnete Bahn betritt.

Was die internationale Lage Rußlands betrifft, so bin ich vollkommen überzeugt, daß Rußland keinen Krieg will, ja daß es ganz aufrichtig eine friedliche internationale Politik anstrebt. Das Land hat vor einigen Jahren einen schweren Krieg durchlebt, und selbst wenn der Krieg für Rußland von Erfolg gewesen wäre, würde es der Erholung bedürfen, wie nach jedem Kriege auch der Sieger sie benötigt. Andererseits braucht Rußland gerade in der jetzigen Übergangszeit zur Konsolidierung und zum Ausbau seiner Staatsform Ruhe und folglich den Frieden nach außen. Ich bin der Meinung, daß die allgemeine Lage Europas augenblicklich eine derartige ist, daß der Frieden noch für viele Jahre als gesichert betrachtet werden kann. Ein Krieg in Europa würde sich in unserer Zeit ohne Zweifel in einen solchen verwandeln, im Vergleich zu welchem alle vorangegangenen Kriege sich als Kinderspiel ausnehmen würden. Kein einziger Staat in Europa kann prinzipiell den Krieg anstreben, ohne die schrecklichen Folgen, welche ein solcher mit sich führen würde, in Betracht zu ziehen. Ein jeder Krieg stellt ein Wagnis selbst für diejenige Partei dar, welche des Sieges sicher ist. Es gibt kein einziges Land, dessen innere Lage einen solchen Stoß, wie ihn sogar ein siegreicher Krieg der Volkswirtschaft versetzt, leicht aushalten könnte. Dies ist die Erklärung für die friedliebende Stimmung von Europa. In der nächsten Zukunft ist kein großer Krieg zu befürchten, der Ort, wo solche Gefahren entstehen können, ist der ferne Osten wie überhaupt jene Länder, die außerhalb unseres europäisch-amerikanischen Kultursystems stehen. Wie es scheint, sind die Großmächte gewillt, diejenigen Länder außerhalb Europas, die noch frei sind, untereinander aufzuteilen. Die Franzosen nehmen Tunis und Marokko; England

Ägypten; Italien Tripolis; Deutschland Kongo usw.; Österreich Herzegowina und Bosnien usw. Die großen Probleme der Gegenwart werden durch Aufteilung der außereuropäischen Länder gelöst, und deshalb kann der einzige Grund zu einem Kriege, wenn sich die Großmächte dazu entschließen würden, nur in den kollidierenden Interessen im Osten liegen. Der zukünftige Krieg wird ein Krieg um Kolonien sein. Alle anderen, auf Europa direkt bezüglichen Fragen könnten nur als Vorwand zu einem solchen Weltkriege erscheinen. Aber andererseits liegt eine Garantie des Friedens in der allgemeinen Abneigung gegen den Krieg und im Bewußtsein der Verantwortung für die Folgen, welche ein Krieg für alle Beteiligten herbeiführen könnte, — und darin besteht die innere Logik der Geschichte. Der friedliche industrielle Typus löst den kriegerischen ab. Die gewaltigen Vorbereitungen zum Kriege und die formidable Stärke der europäischen Heere und Flotten gewährleisten jene Ruhe und Sicherheit, die wir alle noch gern brauchen; die innere Angst vor der Stärke dieser Heere und Flotten ist die sicherste Gewähr für die Aufrechterhaltung des friedlichen Gleichgewichtszustandes in Europa selbst. Wer dies alles verstanden hat, dem ist der Sinn für die innere Logik der Geschichte aufgegangen.

L. F. Dawydof:

Die Entwicklung des Geldverkehrs und des Kredits in Rußland wahrend der letzten 6 Jahre (1906—1912).

Das wirtschaftliche Rußland beginnt in der letzten Zeit die Aufmerksamkeit der ausländischen Kapitalisten, weiterhin aller gebildeten Kreise auf sich zu ziehen. Das moderne Rußland kennt man im Auslande aus vielen Spezialschriften, aus einer Reihe von Mitteilungen, aus richtigen, objektiven und tendenziösen Beschreibungen. Aber Rußland wächst rapid als ein junges Land, und als ein Land von großen Dimensionen und Zahlen wächst es auch im entsprechenden Maßstab. Daher kann das Heute noch keinen klaren Begriff vom Morgen, noch weniger aber von der Zukunft geben, wo die unzähligen, bisher noch nicht erploitierten Bodenschätze des Landes in Angriff genommen werden. Deshalb erlangen eine besondere Bedeutung und intensives Interesse jene Faktoren, welche auf die unmittelbarste und realste Weise diese Inangriffnahme fördern und dadurch die Grundsteine zum Aufbau der Zukunft Rußlands liefern. Als solche Faktoren erscheinen der Kredit und der Geldverkehr des

Landes. Die vorliegende Abhandlung ist der rapiden Entwicklung dieser Faktoren während der letzten 6 Iahre gewidmet.
Nach dem unglücklichen Kriege und den politischen Wirren ist Rußland allmählich in eine Epoche des Wiederaufblühens seines wirtschaftlichen Leben getreten. Diese Epoche, welche durch ein außerordentliches Wachstum der Umsätze sowohl in der Staats- als auch in der Volkswirtschaft gekennzeichnet wird, mußte selbstverständlich in erster Linie auf den Geldverkehr und den Kredit, diese wichtigsten treibenden Faktoren des wirtschaftlichen Verkehrs, einwirken.
In der Tat hat das Geld- und Kreditsystem Rußlands in den letzten Iahren überraschende Symptone der Aufwärtsbewegung gezeigt. Infolge von zwei guten Ernten, 1909 und 1910, welche zum bedeutenden Teil im Auslande zu hohen Preisen realisiert wurden, hat der russische Geldmarkt einen sehr großen Zufluß von Geldmitteln erfahren, welcher alle Zweige der Nationalindustrie durchtränkt hat. Das verstärkte Tempo des ganzen Wirtschaftslebens hat einen entsprechenden Einfluß auf den Geld- und Kreditverkehr des Landes ausgeübt, indem es verschiedene Erscheinungen ins Leben rief, welche von einer sehr deutlichen Verbesserung der wirtschaftlichen Lage in Rußland Zeugnis ablegen.
Unter dem Einfluß einer günstigen Handelsbilanz haben die für die Abrechnung mit dem Auslande so wichtigen Wechselkurse eine sehr günstige Veränderung erfahren.
Die Umsätze des auswärtigen Handels haben im Iahre 1909 einen Überschuß des Erports über den Import in einer Summe von ungefähr 570 Millionen Rubel ergeben, d. h. die doppelte Durchschnittssumme des Überschusses des Erports in den letzten 14 Iahren. Die Aktivität der Handelsbilanz Rußlands ist in den folgenden Iahren aufrecht erhalten worden und hat trotz der Vergrößerung des Imports in sehr ansehnlichen Zahlen ihren Ausdruck gefunden: 371 Millionen Rubel im Iahre 1910 und 430 Millionen Rubel im Iahre 1911.
Als Folge der aktiven Handelsbilanz ergab sich ein sehr bedeutender Zufluß von Gold, sowohl in Geld und Barren, als auch in Form von Schecks und Tratten, welche auf die Petersburger Börse zum Verkauf gebracht wurden. Im Iahre 1909 hat die Staatsbank 80 Millionen Rubel in Gold bekommen, im Iahre 1910 — 65 MiNionen, im Iahre 1911 — 27,7 Millionen Rubel.
Dementsprechend ist der Rubelkurs welcher einige Iahre hindurch unter pari gestanden hat (216,0113 Mark für 100 Rubel) und zeitweise auch bis 212,75 Mark für 100 Rubel sank, seit Iuli 1909 bis über 216 gestiegen und stand seit jener Zeit fast ununterbrochen über al pari.
Erst im Herbst 1911 ist der Kurs temporär unter pari gesunken, infolge der zu jener Zeit auf dem Weltgeldmarkt entstandenen Verwickelungen, welche

und des Kredits in Rußland L. F. Dawydof
die russischen Banken zwangen, ausländische Valuta zu kaufen, um damit die
ihnen im Auslande gewährten Kredite zu liquidieren.
Diese Zwangslage ist übrigens sofort durch das Finanzministerium
beseitigt worden, welches in den letzten Iahren über große Barsummen bei
den ausländischen Banken verfügt und immer die Möglichkeit hat, Geld zun:
Verkauf in Rußland anzubieten und dadurch die Abwicklung der Geldgeschäfte
auf die für den russischen Geldmarkt günstigste Weise zu regulieren.
Das Sinken der Rubelkurse ist auch später (im Iuni 1912) vorgekommen,
es hielt aber sehr kurze Zeit an und hing hauptsächlich von den inneren Be-
dingungen des Berliner Geldmarktes ab.
Ganz anders gestalteten sich die Verhältnisse am Schluß des Iahres 1905,
als die Geldzirkulation Rußlands unter dem Einfluß des Krieges und der
inneren Mißstände den größten Prüfungen ausgesetzt worden war. Es ist
sogar die Frage von der Einstellung der Auswechslung des Papiergeldes
in Gold und von der Feststellung eines Zwangskurses aufgeworfen worden.
Dem Reiche ist es aber gelungen, diese schwere Prüfung zu überstehen, und
das Geldsystem Rußlands hat keine Erschütterung erlitten.
Dabei muß berücksichtigt werden, daß der Umlauf des Metallgeldes in Ruß-
land bis zum Kriege nur eine sehr furze Zeit andauerte und noch keine tiefen Wurzeln
in die Volkswirtschaft zu schlagen vermochte. Auf den mißlungenen Krieg, welcher
wegen des Sinkens des russischen Staatskredits eine Emission einer großen Anzahl
von Kreditscheinen erforderte, folgten innerpolitische Wirren. Die revolutionären
Organisationen betrachteten es dabei als eine ihrer wichtigsten Aufgaben, die Fi-
nanzen des Reiches zu schädigen, indem sie die Volksmassen überredeten, ihre De-
positen aus den Staatssparlassen zurückzufordern. Die Tatsache, daß Rußland unter
solchen außerordentlichen Umständen die Metallwährung und den ununter-
brochenen Wechsel aufrecht erhalten hat, dürfte wohl zu den ganz besonderen Fällen
gezählt werden, welche keine Präzedentien in der Finanzgeschichte der Welt auf-
zuweisen haben.
Im Anfang des Jahres 1906 belief sich der Goldvorrat der Staatsbank,
welcher die emittierten Kreditscheine sichert, nur auf 913F Millionen Rubel,
wobei das Emissionsrecht der Staatsbank fast vollständig erschöpft war. Die
Kreditscheine, die sich damals' im Umlauf befanden (1200, Millionen Rubel),
waren mit Gold nur in Höhe von 76,125 ^ gesichert worden. Seitdem hat sich der
Goldvorrat der Staatsbank enorm vermehrt und erreichte zum 1. September 1912
1 Milliarde 559 Millionen Rubel, d. h. um die enorme Summe von 645,5 Millionen
Rubel mehr als im Iahre 1906. Dieser Vorrat sicherte den Kreditverlehr für dieselbe
Frist (1336 Millionen Rubel) 1,17 Mal und gab also der Staatsbank die Möglichkeit,
nach dem bestehenden Emissionsrecht Kreditscheine noch auf eine Summe von höher
als eine halbe Milliarde Rubel zu emittieren, falls die Lage des Wirtschaftsverkehrs
des Landes eine Vermehrung der Verkehrsmittel erfordert hätte.

Hand in Hand damit hat sich die Tätigkeit der Abrechnungskammein, welche zur Ökonomie der baren Geldmittel führt, bedeutend vergrößert. Bis 1907 funktionierten in Rußland insgesamt nur fünf Abrechnungsfilialen der Staatsbank. Gegenwärtig aber gibt es schon 32 solcher Filialen, wobei das' Netz dieser Institute sich schon über alle wichtigen Handelszentren des Landes erstreckt. Dementsprechend ist der Gesamtumsatz der Abrechnungsfilialen von 11,9 Milliarden Rubel im Iahre 1906 auf 30,8 Milliarden Rubel im Iahre 1911 gestiegen. Über den Umfang der dadurch erzielten Ersparnis an Geldzeichen legt folgende Tatsache Zeugnis ab: es sind beispielsweise, nach den Daten des Iahres 1911, die vorgelegten Forderungen in der Summe von 15,4 Milliarden Rubel durch die Gegenforderungen in Höhe von 10,7 Milliarden Rubel und durch die Ausgabe von Schecks und Orders in der Summe von 4,7 Milliarden Rubel gedeckt worden; folglich sind 70 A, der vorgezeigten Forderungen ohne Zahlungsdokumente gedeckt worden.

Machten sich schon während der letzten Iahre in dem Geldverkehr für das Land sehr günstige Tendenzen bemerkbar, so füllt der rapide Aufschwung des russischen Kredits, des staatlichen, wie des privaten, noch mehr in die Augen.

Nur ein Land, das außerordentliche Reichtümer in sich birgt, konnte so schnell die ihn« beigebrachten Wunden heilen. Zwei gute Ernten, eine günstige ökonomische Konjunktur, der Aufschwung der Industrie reichten aus, um die Reichsbudgets, von sparsamen Händen abgeschlossen, mühelos ins Gleichgewicht zu bringen, um alsdann große Überschüsse der Einnahmen über die Ausgaben zu erzeugen und dementsprechend die Hilfsmittel der Staatskasse zu vermehren. So waren die Budget? von 1910, 1911 und 1912. Trotz des starken Anwachsens der Ausgaben, die zum Teil zu produktiven Zwecken, zum Teil zum Zwecke der nach dem Kriege nötigen Wiederherstellung des materiellen Teils der Armee und der Flotte gemacht wurden, haben die Budgets die freien Barmittel der Staatskasse, welche durch die Budgetbedürfnisse nicht in Anspruch genommen waren, zu der noch nie dagewesenen Ziffer von 300 Millionen Rubel gebracht — eine Tatsache, auf welche der Finanzminister in seiner Rede ini Staatsrat bei der Betrachtung des Budgets für das Iahr 1912 mit gerechten, Stolz hinweisen konnte. Berücksichtigt man noch alle der Staatskasse in Rußland und im Ausland zur Verfügung stehenden Hilfsmittel, so wird ihre Zahl zum 1. September 1912 927,7 Millionen Rubel ausmachen.

Freilich konnte unter solchen Bedingungen von neuen Kreditoperationen keine Rede sein. Umgekehrt, der glänzende Zustand der Finanzen hat dasjenige ermöglicht, was, als Symptom und Ursache, für die Krediterhöhung von der allergrößten Bedeutung ist, nämlich die verstärkte Tilgung der früher abgeschlossenen hochprozentigen Anleihen, welche zum größten Teil im Auslande plaziert waren. Nach dem in Rußland herrschenden System wird die Hauptmasse der Staatsschulden periodisch getilgt. Dabei wird die jährliche Tilgungssumme automatisch erhöht, denn die Tilgungsziffer wird auf Rechnung der Zinsen der durch die Ziehung bereits erloschenen Obligationen vergrößert. In den letzten 6 Iahren ist diese Zahl

und des Kredits in Rußland L. F. Dawydof
von 20 Millionen Rubel im Iahre 1907 auf 30,7 Millionen Rubel, welche für das
Iahr 1913 assigniert wurden, gewachsen.
Parallel damit haben vom Budget von 1910 ab die regelmäßigen Assig-
nierungen von Mitteln für die antizipierte Tilgung der Staatsschulden begonnen,
und diese Assignationen haben zur Zeit die ansehnliche Summe von 194,4 Millionen
Rubel erreicht, welche Summe mehr als 2 ^/2 mal die für gewöhnlich in den gleichen
Zeitabschnitt fallende Tilgungssumme übertrifft.
Auf solche Weise ist das Wachsen der durch den Krieg von 1905 bedingten
Staatsschuld dank der Verstärkung der Staatsfinanzen und starken Vergrößerung
der staatlichen Hilfsmittel aufs energischste vermindert worden.
Diese günstige Tendenz mußte sich auf dem Kapitalmarkt widerspiegeln,
wo Rußland während des in Frage stehenden Zeitabschnittes einen sehr großen
Erfolg erzielt hat. Die Kurse des Staatsfonds, welcher in der Zeit von 1905—1907
außergewöhnlich niedrig standen, haben seit 1908 zu steigen begonnen und erreichten
im Iahre 1911 die marimale Wertung. Die russische Staatsrente, welche zum
1. Ianuar 1907 auf 73V? Rubel gewertet wurde, ist bis 95 Rubel gestiegen, indem
sie sich um 21^/i L, ihres Wertes erhöhte. Ein entsprechendes Steigen der Kurse
folgte auch in anderen Kategorien der Staatseffekten.
Es ist besonders bemerkenswert, daß dieses intensive Steigen der russischen
Staatspapiere gerade z. Zt. der allgemeinen Entwertung der Fonds der übrigen
Länder in die Erscheinung trat. Bekanntlich müssen die Regierungen aller
Länder in den letzten Iahren ausnahmslos mit der Tatsache rechnen, daß das
Publikum sich den Staatsfonds gegenüber ablehnend verhält und daß die Kapi-
talisten die Dividendenpapiere bevorzugen.
Diese Tatsache läßt sich durch eine ganze Reihe von wichtigen ökonomischen
Erscheinungen der neuesten Zeit erklären. Iedenfalls unterliegt es keinem Zweifel,
daß der Prozentsatz, welchen die Wertpapiere mit bestimmten Einkommen gewähren,
die Kapitalisten, die ihre Gelder in vorteilhaften Dividendenpapieren anzulegen
suchen, weder hinzureißen noch zu befriedigen vermag. Die Dividendenpapiere
haben in vielen Fällen eine bedeutende Solidität und Sicherheit aufzuweisen, wobei
ihr stetes und allgemeines Steigen den Geist der Agiotage unter den großen Massen
wachruft, welche darauf ihre ganze Aufmerksamkeit konzentrieren.
Trotz dieser mächtigen Tendenz, welche der Finanzverwaltung sämtlicher
Länder Sorge macht, ist es den russischen Staatsfonds doch gelungen, 21^ an
dem Wert in einer Zeit zu gewinnen, in der die Staatsfonds aller übrigen
Länder in ihrer Börsenwertung sanken. Nur in der letzten Zeit hat sich die
allgemeine Tendenz der Entwertung der Staatsfonds auch auf die russischen
Staatspapiere ausgedehnt, indem ihre Börsenwertung im Vergleich mit den
Marimalkursen von 1911 etwas gesunken ist.
Dabei muß bemerkt werden, daß diese Wertung zweifellos noch befrie-
digender ausfallen würde, wenn der russische Kapitalmarkt in den letzten Iahren

keine besondere Belebung der Emissionstätigkeit erzeugt hätte, speziell der Emission von Hypothekenpapieren, welche die Hauptkonkurrenten der Staatsfonds sind.

Der Vergleich der Zahlen, welche die Emissionstätigkeit unseres Marktes während der letzten vier Iahre ausdrückten, zeigt das rapide Wachstum der für die Finanzierung der Wirtschaftsbedürfnisse des Landes erforderlichen Summen. Der Gesamtbetrag der russischen Wertpapiere, welche in Rußland und im Auslande verteilt sind, ist von 735 Millionen Rubel im Iahre 1908 auf 1101,4 Millionen Rubel im Iahre 1911 gestiegen. In derselben Zeit haben die auf dem russischen Markte emittierten Werte insgesamt den hohen Betrag von 760F Millionen Rubel erreicht.

Das allgemeine Bild der Realisierung der russischen Werte zeugt von dem Anwachsen des Anteils des russischen Marktes an der Kapitalversorgung des Landes. Aus der Gesamtsumme der emittierten Effekten (die Aktien der Unternehmungen für Handel und Industrie nicht mitgerechnet) belief sich der Prozentsatz der Realisierung auf dem russischen Markte im Iahre 1908 auf 71^, im Iahre 1909 auf 57, im Iahre 1910 auf 80, im Iahre 1911 auf 87^. Besonders rasch progressiert die Emission der Hypothekenbanken, welche sich in den letzten vier Iahren in folgenden Ziffern ausdrückte: 134 — 197 — 313 — 340 Millionen Rubel. Bemerkenswert ist auch die Entwicklung der Emission der Aktien der Kommerz- und Bodenkreditbanken im Iahre 1908 — 10F Millionen Rubel, im Iahre 1909 — 22,7, im Iahre 1910 — 94^, im Iahre 1911 — 114,1 Millionen Rubel.

Bei der Feststellung der Summe der Effekten, welche auf den russischen Markt gebracht werden, muß noch berücksichtigt werden, daß, außer der Realisierung der neuen Effekten, sich in der letzten Zeit eine Rückkehr der früher im Auslande plaeierten russischen Papiere nach Rußland geltend macht. Diese Erscheinung, welche gewöhnlich von einem Aufschwung des Wohlstandes des Landes begleitet ist, wird gewissermaßen durch die Daten der Verteilung der Zahlungen für die Staatsanleihen unter den in- und ausländischen Kassen charakterisiert. Im Jahre 1908 waren 202 Millionen Rubel im Auslande und 195 Millionen Rubel in Rußland eingezahlt; im Iahre 1910 — 175 Millionen Rubel im Auslande und 233 Millionen Rubel in Rußland. Diese Ziffern zeigen anschaulich, daß der Umfang der Zahlungen für die Staatsanleihen im Auslande sich vermindert, während er sich in den Kassen des Reiches vermehrt. Wenn dieser Umstand auch dadurch bedingt sein kann, daß bei günstigem Wechselkurs aus dem Auslande nicht die Papiere selbst, sondern die Kupons zur Abzahlung eingesandt werden, so zeugt er doch bis zu einem gewissen Grade von der Verlegung der Wertpapiere nach Rußland selbst.

Die angeführten Daten über das rapide Wachsen der Emissionstätigkeit in

Rußland legen zweifellos von einer bedeutenden Vergrößerung der Aufnahme»
fähigkeit des russischen Kapitalmarktes Zeugnis ab.
Die Erweiterung der privaten Emissionstätigkeit des Landes, die sowohl
auf den inneren, als auch auf den ausländischen Märkten zur Realisierung ihrer
verschiedenartigen Wirtschaftsaufgaben ins Leben gerufen wurde, wurde durch
den bereits erwähnten Umstand begünstigt, daß in den letzten Iahren die
Emission der Staatsfonds sehr unbedeutend war und sodann vollständig eingestellt
und sogar durch die antizipierte Tilgung der Staatsschulden ersetzt wurde.
Die durch die Tilgung unterstützte Kapitalienvermehrung hat sich auf dem
russischen Geldmarkt hauptsächlich durch die schnelle Verstärkung der deponierenden
Tätigkeit der mittleren und niedrigen Schichten der Bevölkerung kundgegeben,
deren Hilfsmittel eine reiche Nahrung in den guten Ernten und in dem allgemeinen
ökonomischen Aufschwung fanden.
Der Rechenschaftsbericht der Sparkassen zeigt, daß mit Ende 1906
die Summe der Einlagen (in Geld und Effekten) von 1.272 Millionen auf
1.848 Millionen Rubel (zum 1. August 1912) gestiegen ist; sie erhöhte sich
also in fünf Iahren mit den aufgerechneten Zinsen auf die enorme Summe von
576 Millionen Rubel. Die Zahl der Deponenten erreichte zum 1. August 1912
8 Millionen 260 Tausend und vergrößerte sich folglich während der letzten 3 Iahre
um 2 Millionen 595 Tausend Mann.
Dabei muß noch berücksichtigt werden, daß einerseits im Iahre 1910 der
jährliche Prozentsatz für die Einlagen in den Sparkassen von 4 auf 3,6 erniedrigt
worden ist, andererseits, daß in den letzten Iahren die Bauernbevölkerung ihre Er-
sparnisse beständig zum Bodcnankauf verwendet hat.
Die Verstärkung der deponierenden Tätigkeit des wohlhabenderen Teiles
der Bevölkerung hat in sehr ansehnlichen Zahlen ihren Ausdruck gefunden. Von
1906—1912 sind die Privateinlagen in die Staatsbank, in die Kommerz- und
städtischen Banken und die Gesellschaften für gegenseitigen Kredit von
1.247 auf 2.791 Millionen Rubel gestiegen; zusammen mit den Depositen in den
Sparkassen und mit der laufenden Rechnung der Staatsrenten in der Staatsbank
ist das freie Betriebskapital des Landes von 2,592 auf fast 5 Milliarden Rubel ge-
stiegen und erzeugte einen ungewöhnlichen Aufschwung in allen Zweigen der Wirt-
schaftstätigkeit.
Das schnelle Anwachsen der Kapitalien hat vor allem seine Einwirkung auf
den Gang der Börsenumsätze ausgeübt. Unter dem Einflusse eines reichlichen Zu-
flusses von freien Mitteln, welche Verwendung suchten, ist eine lebhafte Nachfrage
nach Wertpapieren entstanden. Die Umsätze haben sich außerordentlich vergrößert,
und die Börse hat eine Umwertung der Effekten vollzogen, gemäß der neuen Lage
der Volkswirtschaft und den guten Aussichten auf die Zukunft.
Ein reichlicher Zufluß von freien Barmitteln hat die Aufnahmefähigkeit der
russischen Fondsbörse von Grund aus verändert. In den früheren Iahren hat schon

eine unbedeutende Nachfrage oder ein unbedeutendes Angebot von Effekten in der Summe von mehreren Tausend Rubeln starke Preisschwankungen hervorgerufen und mit einem ganz unbedeutenden Effcktenvorrat war es möglich, einen spekulativen Druck auf die Börsenwertungen auszuüben. Gegenwärtig werden täglich auf der Börse Geschäfte auf Hunderttausende Rubel abgeschlossen, ohne ein merkbares Schwanken der Effektenpreise zu bewirken; die Totalsumme der täglich auf dem Markte angelegten verschiedenen Wertpapiere beläuft sich auf mehrere Millionen Rubel.

Eine solche Vergrößerung der Aufnahmefähigkeit des russischen Fondsmarktes hat seine Abhängigkeit von den auswärtigen Börsen in bedeutendem Maße verringert, und es kamen mitunter solche Fälle vor, wo die Börsen von Paris, Berlin und London sich nach der Petersburger Börse richteten.

Die außerordentliche Erweiterung der Umsätze der russischen Börse im allgemeinen und der Petersburger im einzelnen wird durch eine ganze Reihe von äußerlichen Merkmalen charakterisiert. So hat in den früheren Iahren in Petersburg die Durchschnittssumme der von der Kotierungskommission zum Eintragen ins Bulletin angemeldeten Abmachungen kaum ein Zehntel der in der letzten Zeit von der Kommission täglich angemeldeten Umsätze erreicht.

Weiterhin kann der Vergleich der Zahl der notierten Werte von der Entwicklung des Marktes Zeugnis ablegen. Im Iahre 1906 waren ihrer nur 526, wobei bei dem weitaus größten Teil die Abmachungen nur 1F Mal jährlich annotiert wurden, während die wirklichen Umsätze nur mit 75—80 Wertpapieren gemacht worden sind. Gegenwärtig erreicht die Zahl der zur Kotierung zugelassenen Werte 634, und die täglichen Umsätze werden mit 130—140 Wertpapieren gemacht. Monatlich gelangen jetzt auf die Börse 5—6 neue Papiere, und alle bilden das Objekt eines lebhaften Handels.

Endlich ist auch die Vergrößerung der Zahl der Besucher der Petersburger Börse charakteristisch. Im Iahre 1906 belief sich die Gesamtzahl der wirklichen Mitglieder, ihrer Bevollmächtigten und Angestellten, der beständigen Bürsenbesuch'er und Makler auf 273, jetzt aber beträgt diese Zahl fast 700.

Die von der Börse vollzogenen Umwertungen der Dividendenpapiere hatten im allgemeinen vollständig solide Gründe für sich.

So waren die Eisenbahnwertpapiere erhöht angesichts eines Überflusses an Ladungen, welche die Eisenbahnen dank den guten Ernten und der allgemeinen ökonomischen Entwicklung des Landes zu verzeichnen hatten, und auch wegen der von dem größten Teil der Bahnlinien zur Verbesserung ihrer Wirtschaft energisch getroffenen Maßregeln.

Die Erhöhung des Einkommens der metallurgischen Werte erklärt sich hauptsächlich aus der Vergrößerung des Absatzes zu guten Preisen, welche Erscheinung ihrerseits als die Folge der erhöhten Nachfrage seitens der Bevölkerung und der allgemein günstigen ökonomischen Bedingungen

und des Kredits'in Rußland L. F. Dawydof
zu betlachten ist. Die Entwicklung des Eisenbahnbaues und die Assignierung zum Zwecke der Wiedererbauung der Flotte hat auch in nicht geringem Maße zu der Verbesserung der Aussichten der russischen metallurgischen Unternehmungen beigetragen.

Ähnliche Gründe waren auch für die Umwertung vieler anderen Wertkategorien maßgebend.

Zu diesen inneren Gründen kam noch die Wirkung der allgemeinen Ursache hinzu, — nämlich das sich in der russischen Gesellschaft in demselben Maße wie im Auslande beim Publikum geltend machende Drängen nach Dividendenpapieren.

Es ist selbstverständlich, daß die Umwertung der Effekten, wie es gewöhnlich während einer Haussekonjunktur passiert, manchmal nicht auf einem solide gegründeten Niveau geblieben ist und die Form einer Agiotage angenommen hat. Gegenwärtig übrigens darf man annehmen, daß wir den Kulminationspunkt der Spekulation hinter uns haben; die Preise der Spielpapiere sind etwas gesunken und die allgemeine Tendenz der Börse kann kaum besondere Besorgnis einflößen, selbstverständlich unter der Voraussetzung, daß die internationale politische Lage und die inneren wirtschaftlichen Bedingungen Rußlands in der früheren günstigen Phase bleiben.

Im einzelnen ist als ein beruhigender Umstand hinsichtlich der möglichen Spekulationserzesse darauf hinzuweisen, daß die Tätigkeit der russischen Kommerzbanken, welche auf den Gang der Börsenumsätze eine entscheidende Wirkung ausüben, im allgemeinen nicht die Tendenz zur Spekulation aufweisen. Aus dem Vergleich der Summen, welche die Banken (die Staatsbank, die Kommerzbanken und die Gesellschaften für gegenseitigen Kredit) für verschiedene Operationen ausgeben, ist zu ersehen, daß die Banken für die Leihoperation auf Wertpapiere, welche für die Börsenumsätze von der größten Bedeutung sind, in den letzten Jahren von 24—25^ der Gesamtsumme für die Diskonto- und Kreditoperationen gebraucht haben, während 76—75A, auf Wechseldiskonto und auf Darlehen auf Waren, d. h. für Operationen vollständig produktiven Charakters verwendet worden sind.

Wenden wir uns zu der Lage des Handelskredits in Rußland während der letzten Iahre, so müssen wir sagen, daß die russischen Banken mit der Staatsbank an der Spitze der russischen Volkswirtschaft bei der Ausnutzung der günstigen Wirtschaftskonjunktur eine weitgehende Mitwirkung haben zugute kommen lassen.

Der Diskontoprozentsatz, welcher im Iahre 1906, 8 erreicht hat, belief sich schon im Iahre 1908 auf 5^2 und seit Ende März 1909 hält er sich fast ohne Schwankungen auf 4'/z. Seit dem 3. März 1912 ist der offizielle Diskont wegen der Geldteuerung in Deutschland auf 5^ erhöht worden, und diese Erhöhung hat nicht verfehlt, den Kurs unseres Rubels

auf der Berliner Börse zu steigern und dadurch die Valutageschäfte zu sichern.
In den letzten 2 Iahren ist das Staatsbankdiskonto zeitweise sogar billiger gewesen als das offizielle Diskonto in Berlin und London. Entsprechend der Diskontoverbilligerung sind auch die Kreditzinsen und der Prozentsatz der laufenden Rechnungen, welche durch Wechsel und Effekten gesichert sind, gesunken. Der Kredit ist somit dem russischen Handel, dem Gewerbe und der Landwirtschaft im weitesten Maße zugänglich geworden.

Eine solche Zugänglichkeit des Kredits auf der Basis einer allgemeinen Belebung der Wirtschaftstätigkeit hat zu einer intensiven Entwicklung der Diskont- und Kreditoperationen der Banken geführt. Von 1907 bis 1912 sind die Ausgaben für Diskont- und Kreditoperationen folgendermaßen gestiegen: in der Staatsbank von 776,8 auf 924 Millionen Nubel, in den Kommerzbanken von 1057 auf 2 397 Millionen Rubel, in den Gesellschaften für gegenseitigen Kredit von 243 auf 673 Millionen Rubel, in den städtisch-gesellschaftlichen Banken von 134 auf 182 Millionen Rubel und zusammengenommen in allen Instituten von 2 000 auf 4186 Millionen Rubel, es hat sich also im Laufe von 5 Iahren eine Vergrößerung um mehr als das Doppelte ergeben.

Eine besondere Bedeutung für Rußland als Agrarland haben die Maßnahmen zur Kreditgewährung auf Getreide, welche zum Zwecke einer für das Land möglichst vorteilhaften Realisierung der Ernte im Iahre 1909 ins Leben gerufen worden sind. In den früheren Iahren haben gewöhnlich in Rußland reichliche Ernten zu einem starken Preissturz geführt, selbst bei einer günstigen Konjunktur auf dem Weltgetreidemarkt. Diese Erscheinung findet ihre Erklärung im Drängen der Landbevölkerung zur Realisierung der neuen Ernten, weil mit dem Getreideverkauf die Befriedigung vieler aufgespeicherter Bedürfnisse zusammenhängt. Angesichts der dominierenden Stellung, welche die landwirtschaftliche Produktion in der russischen Volkswirtschaft einnimmt, haben solche Nachteile bei der Realisierung unseres Hauptprodukts dem Lande großen Schaden verursacht. Daher hat die Regierung es sich zur Aufgabe gestellt, durch die Organisierung eines weitgreifenden und billigen Kredits auf Getreide der Landbevölkerung die Möglichkeit zu gewähren, ihre unaufschiebbaren Bedürfnisse durch Anleihen zu befriedigen, um den Getreideverkauf aufzuschieben, bis sich die Möglichkeit einer Realisierung zu günstigen Preisen ergeben wird.

Aus Rücksicht darauf ist die Anordnung getroffen worden, in der Staatsbank den Prozentsatz für die Getreideanleihen, die den Kreditnehmern unmittelbar gegen Sicherheit der Frachtduplikate ausgehändigt werden, von 5 auf 4'/2 zu erniedrigen; der Prozentsatz für die Anleihen durch Vermittler sollte nur 4^ betragen. Die Steuer für die Besichtigung und den Empfang des Getreides als Pfand ist aufgehoben und die Steuern für das Aufbewahren

und das Überjäten des Getreides erniedrigt worden. Es wurde gestattet,
die Zahlung der Darlehen bis nach der Getreidekampagne hinauszuschieben.
Es sind Maßregeln zur Entwicklung des Kredits durch Vermittler an die
Semstwos, an die kleinen Kreditinstitute usw. getroffen worden. Als Ergebnis
aller dieser Unternehmungen sind die Getreideanleihen der Staatsbank, welche
sich am 1. Ianuar 1910 nur auf 57,4 Millionen Rubel beliefen, zum 1. Ianuar
1912 auf 101,1 Millionen Rubel gestiegen. In den wichtigsten Privatbanken
machten die Getreideanleihen am 1. Ianuar 1912 147 Millionen Rubel aus.
Dank solchem weitgehenden Kredite ist die Realisierung der Ernte durch-
geführt worden, und die Getreidepreise haben sich auf einem verhältnismäßig hohen
Niveau gehalten. Zum Zweck einer noch größeren Sichelstellung für die Zukunft
der Operation der Getreideanleihen und zur sichereren Aufbewahrung des ver-
pfändeten Getreides hat jetzt die Staatsbank begonnen, bei ihren Filialen, welche
sich in den besonders fruchtbaren Gegenden befinden, ein Elevatorennetz einzurichten.
Wenn wir uns den passiven Operationen der Handelskreditinstitute zuwenden,
müssen wir sagen, daß dem bereits angedeuteten außerordentlichen Anwachsen
der Einlagen und der laufenden Rechnungen eine Vergrößerung der eigenen Ka-
pitalien der Banken und eine energische Entwicklung des Netzes ihrer pwvinzialen
Abteilungen entsprechen.
Seit 1906 vergrößern die russischen Kommerzbanken ununterbrochen ihre
Kapitalien, was zur Folge hatte, daß die letzteren von 282 auf 570 Millionen Rubel
gestiegen sind. Bei einem solchen Anwachsen der eigenen Kapitalien kann
die Vergrößerung der Depositenoperation als normal bettachtet werden, besonders
wenn wir die rapide Entwicklung des Netzes der Bankfilialen in der Provinz be-
rücksichtigen.
Im Iahre 1906 haben die russischen Handelsbanken nur über 303 Filialen
verfügt, im Iahre 1912 hat die Zahl der Filialen 548 erreicht. Dabei muß darauf
hingewiesen werden, daß das Wachsen der Operationsaktivität in den Abteilungen
schneller als in den Zentralen vor sich geht, indem sich in der Provinz eine intensive
Nachfrage nach Geld, hauptsächlich zum Zwecke der Diskontoperationen und der
Warenanleihenoperationen, geltend macht, welche fast ausschließlich in den Provinz-
filialen durchgeführt werden. Im allgemeinen nimmt das Provinzialnetz an den
aktiven Operationen einen größeren Anteil als an den passiven, sodaß die Filialen
immer mehr und mehr Schuldner der Zentralen werden. Im Iahre 1906 belief
sich diese Verschuldung auf nicht mehr als auf 248 Millionen Rubel; am 1. Ianuar
1912 hat sie schon 530 Millionen Rubel erreicht.
Auf solche Weise führt die Entwicklung des Filialnetzes zur intensiven Ver-
sorgung der Provinz mit Geldmitteln aus den Zentralen her zum Zweck der Kredit-
Versorgung des lokalen Wirtschaftslebens.
Es ist übrigens zu bemerken, daß die durch die Handelsbanken gezeigte außer-
ordentliche Energie in der Entwicklung ihrer Operationen und in der Ausbreitung

des Filialnetzes auch eine ungünstige Erscheinung erzeugt hat, nämlich eine scharfe Konkurrenz im Heranziehen der Einlagen, die zu einem zu hohen Prozentsatz für Depositen führte. Bei einem verhältnismäßig billigen Diskont, welcher sich dem offiziellen Prozentsatz der Staatsbank nähert, ist eine Befürchtung für die Sicherheit der von den Banken angelegten, manchmal mit 5 bis 5^/^ bezahlten Depositenmittcl hervorgerufen worden. Der Initiative des Finanzministeriums ist cs gelungen, diese ungesunde Konkurrenz abzuschwächen durch die Übereinkunft der solidesten Banken betreffs der offiziellen Bestimmung eines Prozentsatzes für Einlagen und laufende Rechnung bis 3 A,, bei Erhöhung für privilegierte Klienten bis auf 4 A,.
Ein großer Fortschritt ist auch auf dem Gebiete der kleineren Kreditinstitute zu beobachten.
Im Iahre 1907 eristierten in Rußland nur 261 Gesellschaften für gegenseitigen ^Kredit mit 158000 Mitgliedern, mit einem Kapital von 39 Mill. Rubeln und mit einer Gesamtbilanz von 319 Mill. Rubeln. Im Iahre 1912 waren dieser Institute schon 776 mit 502 000 Mitgliedern mit einem Kapital von 99 Mill. Rubeln und mit einer Gesamtbilanz von 899 Mill. Rubeln. Im einzelnen haben sich während dieser Zeit die Diskontkreditoperationen der Gesellschaften für gegenseitigen Kredit von 246 bis 687 Mill. Rubel erweitert und die Einlagen haben sich von 203 auf 487 Mill. Rubel erhöht.
Zur selben Zeit haben sich die städtischen-gesellschaftlichen Banken ihrer Zahl nach von 267 auf 293 Institute vermehrt, indem sie das Kapital von 37 auf 56 Mill. Rubel vergrößert und ihre Bilanz von 169 auf 241 Mill. Rubel entwickelt haben. Die Diskontkreditoperation der städtisch-gesellschaftlichen Banken ist in dieser Zeit von 138 auf 182 Mill. Rubel gestiegen, und die Einlagen sind von 96 auf 150 Mill. Rubel angewachsen.
Die Entwicklung der städtisch-gesellschaftlichen Banken ist bei uns infolge der veralteten, ihre Tätigkeit regulierenden Statuten verzögert worden. Mit Rücksicht darauf ist im Jahre 1911 ein neues Statut herausgegeben worden, das den städtischen Banken die Möglichkeit gewährte, alle wichtigsten Kreditoperationen, welche in den großen Zentren unter verschiedenen Typen von Kreditinstituten verteilt sind, zu vereinigen, zugleich mit dem Diskont und den verschiedenen Arten der Ausleihoperationen beschäftigen sich die städtischen Banken auch mit langfristigen Operationen auf Häuser- und Bodenpfänder und auch mit Lombardoperationen (auf kleine Pfänder).
Ganz besondere Erfolge wurden in dem in Betracht kommenden Zeitabschnitte auf dem Gebiet des Volkskredits erzielt. Derselbe wird von den Kreditgesellschaften, Sparkassen, Scmstwo und ländlichen Instituten für kleinen Kredit gepflegt, welche erst im Iahre 1904 durch die Veröffentlichung des Statuts über den kleinen Kredit vereinigt wurden.
Im Iahre 1906 gab es 7090 Institute mit 340 000 Anteilnehmcrn, und die Hilfsmittel dieser Institute beliefen sich nur auf 121,7 Mill. Rubel.

und des Kredits in Rußland L. F. Dawydof
Im Iahre 1912 belief sich schon die Zahl der Institute auf 14106, darunter
5830 Kreditgesellschaften, 2 590 bäuerlich-gesellschaftliche Kreditinstitute, 5 573 und
113 Semstwo-Kassen. Die Zahl der Teilnehmer ist bis auf 6 968 000 an-
gewachsen, und gegenwärtig (am 1. 8. 1912) beträgt die Zahl der Teilnehmer
ca. 8 Millionen, was schon ein Viertel aller Bauernwirtschaften in Rußland aus-
macht. Die Hilfsmittel der Institute des kleinen Kredits sind bis auf 454 Mill.
Rubel angewachsen. Aus dieser Summe beliefen sich die lokalen Einlagen
und Anleihen auf 311 Mill. Rubel, 35 Mill. Rubel wurden staatlichen Quellen
entnommen, und die eigenen Mittel der Institute belicfen sich auf 108 Mill.
Rubel.
Durch das Gesetz von 1910 wurden die Sparkassen den Instituten des
kleinen Kredits zur Hilfe herangezogen, indem diesen Instituten langfristige
Darlehen zur Bildung und Vergrößerung der Grundkapitalien gewährt worden
sind. Solcher Vorschüsse sind gegenwärtig in der Summe über 16 Mill. Rubel
herausgegeben worden.
Die Gesamtsumme der Regierungsgeldcr, die in den Instituten für
kleinen Kredit angelegt worden sind, beträgt (am 1. 8. 1912) über 85 Mill.
Rubel.
Einen großen Fortschritt in der Entwicklung des kleinen Kredits bildet
die Gründung der Vereine solcher Institute, indem ihnen das Recht gewährt
worden ist, Einlagen anzunehmen, Anleihen abzuschließen, den Vereinen und
den Instituten Kredit zu gewähren und vermittelnde Operationen durchzu-
führen.
Der allgemeine Aufschwung berührte auch den Hypothekenkredit, welcher
von sehr großer Wichtigkeit für die Bearbeitung der natürlichen, noch wenig in
Angriff genommenen Reichtümer in Rußland ist.
Auf diesem Gebiet ist ein rapides Anwachsen der Darlehen zu verzeichnen,
die von 2247 Millionen Rubeln im Iahre 1907 auf 2790 Millionen Rubel im Iahre
1912 gestiegen sind. Dabei ist die Tätigkeit der staatlichen Bauernbank besonders
hervorzuheben, welche bei der Durchführung der gegenwärtig in Rußland ver-
wirklichten Agrarreform wesentliche Hilfe leistete. Um unter den Bauern in Rußland
individuelles Privateigentum anzupflanzen, erwirbt die Bank Privatgüter und
verkauft sie in einzelnen Parzellen an die Bauern. In 6 Iahren (1907 bis 1912)
hat die Bank ungefähr 2 Millionen Desjatinen solcher Grundstücke an einzelne Land-
besitzer käuflich abgetreten. Außerdem fördert die Bauernbank die Ziele der Agrar-
reform insofern, als sie den Bauern, welche die Grundstücke als Privateigentum
erwerben, Kredit gewährt und außerdem auch durch Kreditgewährung auf die den
einzelnen Bauern zugewiesenen Landparzellen.
Die Übersicht der Erscheinungen auf dem Gebiet des Kreditwesens in den
letzten Iahren wäre unvollkommen, wenn das Gesetz vom 26. Iuni 1912 unerwähnt
bliebe. Dieses Gesetz betrifft die Gründung (seit 1. Ianuar 1913) der „Kasse des

städtischen und Semstwo-Kredits", welche speziell zur Befriedigung der Kredit-
bedürfnisse der städtischen und Semstwo-Selbstverwaltungen berufen ist, um dadurch
die bisherige Lücke in dem System der Kreditinstitute auszufüllen.
Es ist nur noch einiges zu sagen über den allgemeinen Charakter der oben
betrachteten Erscheinungen auf dem Gebiete des Geldverkehrs und des Kreditwesens
in Rußland in den verstrichenen 6 Iahren und von ihrer Bedeutung für das Land.
Als Ganzes betrachtet, gewähren sie ein Bild des raschen Fortschrittes, welcher
auf festen inneren Gründen basiert ist, — nämlich auf den günstigen Ernten von
1909 und 1910 und dem mit diesen verbundenen Aufschwung des Handels und der
Industrie. Das Geld ist einige Iahre hindurch Rußland in einer breiten Welle zu-
geströmt und hat die Hilfsmittel sowohl des Volkes als auch des Staates vergrößert.
Auf die unmittelbarste Weise hat sich diese günstige Wendung im Geldverkehr ab-
gespiegelt. Der Rubelkurs hat sich gefestigt und ist gestiegen, der Goldvolrat der
Staatsbank hat die enorme Ziffer von 1559 Millionen Rubeln erreicht. Im Zu-
sammenhang damit ist auch das Emissionsrecht der Staatsbank auf eine halbe Milliarde
gestiegen. Man darf ohne Übertreibung sagen, daß der Metallverkehr, der in Ruß-
land noch keine tiefen Wurzeln geschlagen hat und während des Krieges und der
Wirren eine ernste Prüfung bestehen mußte, jetzt in der russischen Volkswirtschaft
eine sichere Stellung eingenommen hat. Hand in Hand damit hat, entsprechend
den Bedürfnissen der sich schnell entwickelnden Umsätze, ein vollkommeneres System
der Zahlungen durch Verrechnung der Gegenforderungen, welches durch die Ab-
rechnungskammern der Staatsbank durchgeführt wird, eine weitgehende Ent-
wicklung erfahren.
Ein sicheres System des Goldverkehrs ist eine große Wohltat für das Land.
Aber unermeßlich weiter und tiefer ist die schöpferische Wirkung des Kredits. Der
Kredit namentlich hat in seinen verschiedenen Formen den in den letzten Iahren
ins Land zugeflossenen Kapitalien Leben und lebenspendende Kraft verliehen und
aus dem Edelmetall eine ganze Reihe von neuen Elementen des ökonomischen und
finanziellen Fortschrittes geschaffen.
Von einem enormen Zufluß von Depositen unterstützt, hat der Kredit sehr
günstige Strömungen des ökonomischen Lebens hervorgerufen.
Der inländische Kapitalmarkt wächst, verstärkt sich und erwirbt eine größere
Selbständigkeit dem Auslande gegenüber. Die Wertung der Effekten steigt auf
der ganzen Linie, indem sie sich in einzelnen Fällen um 5 und mehr vergrößert hat.
Die Hauptleiter des Kredits, die Banken mit der Staatsbank an der Spitze, wirken
Hand in Hand mit den übrigen Faktoren der Volkswirtschaft bei der Ausnutzung
der günstigen ökonomischen Konjunktur; dadurch, daß die den Diskontprozent zu
einem niedrigeren Satz bringen als sogar in England und in Deutschland, entwickeln
sie in sehr großem Umfange die Diskont- und Kreditoperationen und erleichtern
hauptsächlich bei der Mitwirkung der Regierungen die Realisirung der Ernten und
den regelmäßigen Gang der Getreidecampagne.

Aber der Bankenkredit wächst nicht nur seinem Umfange nach: er schlägt
zugleich eine Richtung ein, welche für die Provinz und für die breite Volksmasse
am günstigsten ist — die Richtung der Dezentralisation. Das sich schnell entwickelnde
Netz der Provinzfilialen der Banken versorgt die Provinz mit billigem Kredit zu
dem Prozentsatz, der in den Hauptstädten üblich ist, weil sie ihre Geldmittel bei ihren
Verwaltungen in den Zentren entlehnen. Verschiedene Arten des Volkskredits
unter dem gemeinsamen Namen des „kleinen Kredits" erfahren unter unmittelbarer
Mitwirkung der Regierung enorme Entwicklung. Der Hypothekenkredit erreicht
fast 3 Millionen Rubel, wobei die Bauernbank allein den Bauern die Möglichkeit
gewährt, im Zusammenhang mit der Agrarreform ungefähr 2 Millionen Desjatinen
Land zu erwerben. Endlich erhalten die Semstwos und die Städte vom I. Ianuar
1913 ab eine spezielle Kasse des städtischen und Semstwo-Kredits.
Die angeführten Verbesserungen der Volkswirtschaft, welche durch neu zu-
strömende Kapitalien bereichert worden ist, mußten sich natürlich in den Finanzen
des Landes günstig widerspiegeln. Die freien Barmittel des Reichsschatzes erreichen
die enorme Ziffer von über WO Millionen Rubel; die Kreditoperationen werden
überflüssig; der Staat hält es für seine Pflicht, in der Zeit des Wohlergehens die
Staatsschulden zu vermindern, und geht zu einer verstärkten Tilgung über, welche
die Ziffer der jährlichen obligatorischen Assignierungen stark übertrifft.
Auf die unmittelbarste Weise hat das Wachsen der Finanzen auf die Um-
wertung der russischen Fonds gewirkt, welche während des Krieges und der Wirren
gesunken sind: trotz der Falltendenz, die sich für die Fonds aller Länder eingestellt
hat, steigen die russischen Staatspapiere mehr um 20 ^>, ungeachtet der Konkurrenz
der mit großer Hast emittierten Hypothekenwerte.
In der allerletzten Zeit hat der Balkankrieg alle Hauptbörsen erschüttert
und sich ungünstig auf den russischen Fonds ebenso wie auf den Fonds aller Groß-
mächte ohne Ausnahme widergespiegelt.
Es wäre eine undankbare Aufgabe, den Gang und die Bedeutung der wei-
teren Ereignisse im voraus zu bestimmen.
Iedenfalls zeugt das Steigen der russischen Staatsrente in der kurzen Zeit
des Friedens und der Ruhe um mehr als 20 U am besten von dem von Rußland
im Laufe der letzten 6 Iahre zurückgelegten Wege. Das riesenhafte Land hat sich
leicht von den Folgen des Krieges und der Wirren erholt, ist erstarkt und hat sich
mit einer Schnelligkeit emporentwickelt, welche nur diejenigen in Verwunderung
versetzen kann, welche die unzähligen natürlichen Reichtümer dieses Landes und die
Fähigkeiten seiner reichbegabten Bevölkerung nicht kennen.

A. Iermoloff,
früherer Landwirtschaftsministcr:

Umriß des gegenwärtigen Zustandes der Landwirtschaft in Rußland.

Es ist allgemein bekannt, daß Rußland ein Agrarland pln- exs^IIence ist. Nichtsdestoweniger ist es eine im höchsten Grade schwierige Aufgabe, die Lage der russischen Landwirtschaft in kurzen Worten darzustellen. Das läßt sich durch die territoriale Größe des Landes und die äußerste Mannigfaltigkeit der natürlichen, historischen und ökonomischen Bedingungen, durch welche seine verschiedenen Rayons und Gegenden gekennzeichnet werden, erklären. Die Schwierigkeit dieser Aufgabe wird noch im gegenwärtigen Moment vergrößert infolge jener Evolution, welche sich jetzt in Rußland in den Verhältnissen des bäuerlichen Grundbesitzes und der Wirtschaft unter der Wirkung der neuesten Gesetze, betreffend den Übergang aus der Landgemeinde (Obschzina) zum Einzelbesitz, vollzieht.

Um diese Bedingungen näher zu kennzeichnen, wollen wir hier vor allem die Statistik über die Verteilung des Grundeigentums in Rußland anführen.

Ein großes Quantum des Grund und Bodens in Rußland ist in den Händen der Krone (X!,»u») konzentriert, welcher fast -/,-, der Fläche des europäischen Rußlands oder zirka 110 Millionen Desiatin*) gebört. Der größte Teil des fiskalischen Landbesitzes besteht jedoch aus Waldflächen (69 Prozent), welche hauptsächlich im nördlichen uud nordöstlichen Gouvernement liegen. Angesichts der geringen Dichtigkeit der Bevölkerung dieser Ortschaften, aber auch der bestimmten Eigenart der letzteren können diese Ländereien, trotz der herrschenden Meinung, mit wenigen Ausnahmen, vorläufig nicht als Fonds zur Vergrößerung der Saatfläche und folglich auch nicht zur Erweiterung des bäuerlichen Grundbesitzes dienen.

Den zweiten Platz nach dem fiskalischen Grund und Boden nehmen in Rußland ihrem Umfange nach die den Bauern bei ihrer Befreiung im Jahre 1861 zugewiesenen Anteile (nasieli) ein. Sie bilden zirka V» der Gesamtfläche des europäischen Rußlands und erscheinen als die vorherrschende Form des Grundbesitzes in den zentralen agrarischen Gouvernements, an der Wolga, in Klein-Rußland und auch in den östlichen Gouvernements. Der Gesamtflächeninhalt derartiger Ländereien beträgt im europäischen Rußland 125 Millionen Desiatin. Außer dem zugewiesenen Grund und Boden befindet sich in den Händen der Bauern noch über 24'/? Millionen Desiatin gekaufter Boden, welcher Privateigentum der Bauerngcmeinden, Bauerngenossenschaften uud einzelner Bauern ist.

*) Die Des,atina ist 1,1 Hellal gleich.

Der Flächeninhalt dieler Ländereien hat sich besonders während der letzten Jahre vergrößert, wobei allein unter dem Beistand der Bauern-Bank (Krestiansky-Bank) über 14 Millionen Desiatin in die Hände der Bauern übergegangen sind (während eines Zeitraumes vom Jahre 1883 bis 1911). Und da die Frage der Erweiterung des bäuerlichen Grundbesitzes an der Tagesordnung der sozial-ökonomischen Staatspolitik steht, so ist anzunehmen, daß sich in Zukunft dieser Grundbesitz noch vergrößern wird.

Im Privatbesitz der übrigen Stände (außer den Bauern) Rußlands befinden sich gegenwärtig zirka 75 Millionen Desiatin Land. Dieser Flächeninhalt nimmt, im Gegensatz zum bäuerlichen Privatgrundbesitz, mit jedem Jahre ab.

Über? Millionen Desiatin Land gehören in Rußland dem Apanagen-Ressort (Eigentum der kaiserlichen Familie) und zirka 10 Millionen Desiatin den Kirchen, Klöstern, den Städten usw.

Es muß noch bemerkt werden, daß unter den privaten Grundbesitzern, die Bauern hierbei miteingerechnet, zirka 85 Prozent die kleinen Grundbesitzer ausmachen, welche einen Flächenraum von 1 bis 100 Desiatin besitzen. Die Zahl aber der mittleren Besitzer (von 100 bis 1000 Desiatin) übersteigt nicht 12 Prozent der Gesamtzahl, und endlich ist der Großgrundbesitz (über 1000 Desiatiu) in den Händen von nicht mehr als 3 Prozent sämtlicher Grundbesitzer konzentriert.

Zugleich mit der angeführten Verteilung des Grundbesitzes soll noch darauf hingewiesen werden, daß die Zahl der Grundbesitzer im Verhältnis zu der Gesamtbevölkerung in Rußland über 36 Prozent beträgt. Außerdem nimmt Rußland beinahe die erste Stelle in Europa in bezug auf das Vorherrschen des Kleingrundbesitzes ein; so werden bei uns Besitztümer mit einem Flächeninhalt bis 10 Desiatin auf 99V- Prozent der Gesamtzahl der Besitztümer berechnet. Die Erweiterung des Kleingrundbesitzes in Rußland wird insbesondere durch die von uns am Anfange dieser Skizze erwähnten neuesten Agrargesetze und speziell durch die Gesetze betreffend den Übergang von der gemeinschaftlichen Bodenbenutzung zum Privatbesitz begünstigt.

Um die ganze Wirkung der neuen Gesetzgebung zu würdigen, muß daran erinnert werden, daß die große Umgestaltung vom 19. Februar 1861, begleitet von der den Bauern verliehenen persönlichen Freiheit, der gesellschaftlichen Ordnung und der Grund- und Bodenversorgung, die früheren Pfeiler ihres wirtschaftlichen Habitus — die Grund- und Bodengemeinschaft und den Hofbesitz — in der Gestalt, wie sie sich in der Zeit bis zur Reform ausgebildet haben, aufrecht erhalten und bis zu einem gewissen Grade sogar verstärkt hat.

Insgesamt wurde, innerhalb des europäischen Rußlands, nach dem erwähnten Akte, sämtlichen Bauern als Anteil durch Auskauf bis 109 Millionen Desiatin zugewieseu; von diesen wurden bis 90 Millionen Desiatin den Landgemeinden und über 19 Millionen Desiatin dem bäuerlichen Hofbesitz überführt. Auf diese

Weise wurde die gemeinschaftliche Bodenbenutzung gesetzlich für fast V« sämtlichen bäuerlichen Grund und Bodens bestimmt.

Diese gemeinschaftliche Ordnung (Obschzina), in welcher die Gesetzgeber der „Epoche der großen Reformen" nur eine temporäre, den ertensiven Wirtschaftsbedingungen damaliger Zeit vollständig entsprechende, vorübergehende Erscheinung erblickten, wurde jedoch unter der Regierung Kaiser Alerander III. gleichsam noch mehr befestigt. Während dieser Regierung wurde am 14. Dezember 1893 ein Gesetz erlassen, welches das bis zu jener Zeit geltende Recht jedes Hofbesitzers nach Bezahlung des Auskaufdarlehens die Zuweisung eines entsprechenden Stück Landes aus dem Gemeindegrundbesitz zu verlangen, abschaffte. Unter dem Einfluß der längere Zeit vorherrschenden Ansicht, als ob die Landgemeinde (0d»cd2iull) das beste Mittel jedem Bauern den notwendigen Wohlstand zu sichern und ein wirksamer Schutz gegen die Entstehung eines ländlichen Proletariats sei, wurde durch den Erlaß des neuen Gesetzes die Möglichkeit, aus der Landgemeinde auszutreten, vom Willen und Ermessen ihrer Mitglieder abhängig gemacht.

Die künstliche Befestigung der Gemeindcordnung mußte jedoch in Widerspruch zu den Forderungen des realen Lebens treten.

Die veränderten ökonomischen Bedingungen und das beständige Anwachsen der Bevölkerung haben in deutlicher Weise alle Mängel der die Entwickelung der russischen Landwirtschaft hemmenden Gemeindeordnung erkennen lassen. Diese Mängel sind allgemein bekannt und bestehen hauptsächlich in der Unterdrückung der Persönlichkeit des Bauern, der keine Veranlassung hat, auf seinem Anteil (NuHel) irgend welche Meliorationen einzuführen, da dieser Anteil nicht ihm gehört und bei der ersten neuen Verteilung des Bodens unter die Gemeindemitglieder derselbe ihm weggenommen und einem andern übergeben werden kann. Der aus der Gemeindeordnung sich ergebende Zwang in der Wechselwirtschaft und in der Bearbeitung nimmt außerdem dem Gemeindemitglied die Möglichkeit, zu höheren Agrikulturformen überzugehen, mag er auch dazu einen gewissen Antrieb haben. Die durch das Prinzip der Ausgleichung hervorgerufene Streuländereischaft und die äußerste Zerstückelung der Anteile wirkt in der heillosesten Weise auf die Interessen der bäuerlichen gemeinschaftlichen Wirtschaft ein, dieselbe nicht fortschreiten lassend, und der dadurch der Volkswirtschaft verursachte kolossale Schaden läßt sich nicht auch nur annähernd berechnen.

Die Schäden der Landgemeinde führten endlich dazu, daß am Anfang des neuen Jahrhunderts um die zweite Hälfte des ersten Jahrzehnts in der Volkswirtschaft Rußlands schwere Anzeichen des gestörten Gleichgewichtes hervortraten, und die Beseitigung einer so wenig beständigen Form des Grundbesitzes, wie der Landgemeindebesitz ist, wurde endlich sowohl seitens der Gesellschaft als auch der Regierung für ökonomisch zweckmäßig und politisch notwendig anerkannt.

Der am 9. November 1906 dem Staatssekretär P. Stolypin erteilte aller-

höchste Mas, welcher nachträglich die dezisive gesetzgeberische Sanktion im Gesetz vom 14. Juni 1910 erlangte, hat einen festen Grund zur wesentlichen Erneuerung des Wirtschaftslebens im russischen Dorfe gelegt. Durch den Erlaß dieses Ukas wurde die Persönlichkeit der einzelnen Bauern von der Macht der Landgemeinde befreit und jedem wurde die Möglichkeit zuteil, sich in die Lage eines selbständigen Wirts und Privateigentümers zu bringen.

Der gleichzeitig damit in großen Dimensionen zur Entfaltung gelangte Prozeß der Überführung zugeteilten Grund und Bodens in Eigentum der Landwirte und deren Übertritt in Farmen und „Otruba" veranlassen diese Erscheinungen für den bedeutendsten Faktor der Volkswirtschaft des Landes während der letzten 5 Jahre zu halten.

Was die Überführung des Anteiles (A»äiel?) in Privateigentum betrifft, so hat dieselbe sich anfangs, so lange die Bevölkerung noch wenig über die Normen des Ukas informiert war, langsam verbreitet, nachträglich aber erreichte dieser Prozeß eine außergewöhnliche Spannung und dauert mit bedeutender Kraft gegenwärtig fort. Nach den offiziellen Angaben beträgt die Zahl der Höfe, die ihr« Anteile in Privateigentum überführten, zum 1. Januar 1912 mehr als zwei Millionen und dabei wurde nur in einem einzelnen Jahre, vom 1. Mai 1908 bis zum 1. Mai 1909 dreimal mehr Anteilland überführt, als durch den Austritt aus der Landgemeinde auf Grund der Verordnung über den Auskauf während sämtlicher 45 Jahre. Hätte sich der Prozeß in demselben Tempo auch fernerhin vorwärts bewegt und dabei gleichmäßig über ganz Rußland, so würden ungefähr in 20 bis 25 Jahren sämtliche Höfe der Gemeindedorfschaften ihre Böden in persönliches Eigentum überführt haben.

Im Zusammenhang mit der Überführung des Grund und Bodens in Privateigentum und gleich darnach ist bei den aus den Landgemeinden ausgetretenen Bauern die Bestrebung entstanden, die Lage ihrer Wirtschaft auf dem abgesonderten Stück Land zu verbessern. Der dadurch hervorgerufene Übergang in Farmen und „Otruba" erfolgt gegenwärtig unter der Mitwirkung der speziell gebildeten Bodeneinrichtungs-Kommissionen, welche die Bildung von abgerundeten bäuerlichen Privatbesitztümern zum Endziel ihrer Tätigkeit haben.

Während ihrer fünfjährigen (1907—1911) Tätigkeit sind sehr bedeutende Resultate erzielt worden.

Nach den offiziellen Angaben sind Gesuche über die Verbesserung der Bodenbenutzungsbedingungen bis zum 1. Januar 1912 von 2635202 Höfen eingegangen, was zirka V« der Gesamtzahl der Bauernhöfe in den Rayons der „Bodeneinrichtung" ausmacht.

Bodeneinrichtungsprojekte unter der Festsetzung aller Einzelheiten des vorgemerkten Austausches und der Verteilung sind in den verflossenen Jahren für 1 372 322 Höfe mit einer Fläche von 12 402 925 Desiatin entworfen.

Aus dieser Fläche wurden 5 258 170 in Farmen und Otruba zerteilt und in

Privateigentum von 523 408 einzelner Landwirte überführt, und 2 808 860 Desiatin unter den dicht bevölkerten Landgemeinden verteilt, kleine Niederlassungen ausgesondert usw.

Ferner wirkten die Kommissionen in gemeinsamer Arbeit mit der bäuerlichen Agrar-Bank. In Sachen betreffend den Erwerb von privaten Landgütern für die Rechnung der Bank haben die Kommissionen in den verflossenen 5 Jahren K036 Anträge über die Veräußerung von 7 138 388 Desiatin geprüft und den Kauf hinsichtlich 5 131046 Desiatin den Bodeneinrichtungszwecken entsprechend anerkannt.

Außerdem wurden aus den fiskalischen Ländereien 305 000 Desiatin den Bauern zu Vorzugsbedingungen in der Form von Farmen und Otrub-Parzellen verkauft.

Bei der getrennten Niederlassung der Bauern auf den Anteilländereien und deren Übersiedelung auf den erworbenen Bank- und fiskalischen Boden haben die Kommissionen den Bauern für die Einrichtung der Wirtschaft an ven neuen Orten eine Geldunterstützung zukommen lassen. In 5 Jahren wurden aus der Gesamtzahl von über eine Million Hofbesitzer, welche sich auf den Anteilboden und den den Bauern verkauften Bank- und fiskalischen Ländereien eingerichtet hatten, an 242 020 Hofbesitzer Darlehen und Unterstützung in einer Gesamtsumme von 19 918110 Rubel gewährt.

Die Entstehung von Farmenwirtschaft vollzieht sich fast überall in ganz Rußland, besonders hervorgetreten in dieser Beziehung sind jedoch die südlichen, südwestlichen, weißrussischen, nordwestlichen und zum Teil an der Wolga liegenden Gouvernements. So fallen auf 13 Gouvernements aus diesen Rayons zirka 70 Prozent sämtlicher bis 1912 entstandener Farmen und „Otruba".

Die wirtschaftlichen Resultate der getrennten Ansiedelung mit der Einrichtung von Farmen haben sich, soweit die vorhandenen Angaben eine Beurteilung zulassen, schon als günstig erwiesen und an vielen Orten wurde das Aufblühen der Landwirtschaft dort ermöglicht, wo früher deren Verfall zu beobachten war.

Die neue Gesetzgebung hat sich, wie es scheint, als den Interessen bedeutender Massen der Bauernschaft entsprechend erwiesen und ist von wohltätigem Charakter. Es muß dabei auch noch in Betracht gezogen werden, daß die Mehrheit der Bauern, welche sich in dieser Weise getrennt angesiedelt haben, durch die Einführung vollkommenerer Verfahren und Farmenwirtschaft gleichsam die Pioniere der in der letzten Zeit stark bemerkbaren Bestrebung der Bevölkerung, die Technik des Landbaues zu verbessern, sind.

Auf die Ansiedelung der Bauern in Farmen „Otrnba" bedacht, hat die Rcgierung zugleich auch die Bedürfnisse der Bevölkerung an Grund und Bolen dort, wo unter der Einwirkung der größeren Bevölkerungsdichtigkeit eine Notwendigkeit darin sich besonders scharf fühlbar machte, nicht unberücksichtigt gelassen. Als die ersten Schritte in dieser Richtung erscheinen die Bestrebungen zur Erleichterung

und Regelung der Übersiedelung der Bauern auf die freien fiskalischen Ländereien in Asiatisch-Rußland. Diese Übersiedelung hat nach der Beendigung des japanischen Krieges große Dimensionen angenommen; im Jahre 1907 sind ungefähr 400 000 Personen beiderlei Geschlechts über den Ural gezogen und im Jahre 1908 hat diese Zahl sich bis auf 600 000 vermehrt. Später hat die Übersiedelungsbewegung ein wenig abgenommen, vollzieht sich jedoch auch jetzt mit bedeutender Stärke und im Jahre 1911 z. B. sind 226 000 Personen beiderlei Geschlechts nach Sibirien ausgewandert.
Die Bauern, welche nach Sibirien gesiedelt sind, bekamen fiskalischen Boden, auf welchem dann Übersiedelungsparzellen von 10 bis 15 Desiatin auf eine Person männlichen Geschlechts gebildet werden, unentgeltlich zugewiesen und die Regierung trifft umfassende Maßnahmen, die Übersiedler an den neuen Orten einzusetzen, und vielen von diesen gelang es schon, sich dort besser einzurichten, als in ihrer früheren Heimat.
Im Interesse aber der Ansiedelung der Bauern in ihrem Heimatsgebiet werden von der Regierung Maßnahmen zur Erweiterung des ländlichen Grundbesitzes auf Kosten des zur Veräußerung gelangten Privatgrundbesitzes getroffen. Die praktische Erfüllung dieser Aufgabe ist der bäuerlichen Agrar-Bank übertragen, die, wie wir schon gesehen haben, ihre Sorgfalt nicht nur zur Vergrößerung des bäuerlichen Grundbesitzes mittels Wiederverkauf des bei ihr vorhandenen Bodens, sondern auch durch die Gewährung von Darlehen zum Landerwerb durch die Bauern unmittelbar von den Privatbesitzern verwendet.
Nachdem wir auf diese Weise den Prozeß, welcher gegenwärtig in Rußland unter der Einwirkung der neuesten Agrargesetzgebung sich vollzieht, erklärt haben, wollen wir jetzt zur Charakteristik jener natürlich-historischen Bedingungen, unter welche die russische Landwirtschaft gestellt ist, übergehen und zum Schluß seinen gegenwärtigen Zustand schildern.
Der ungeheure Umfang Rußlands hat eine große Mannigfaltigkeit des Klimas zur Folge. Trotz des rauhen Klimas wachsen die Getreidearten in Rußland höher als in andern Ländern. Die Wintermonate zeichnen sich im größten Teil Rußlands durch anhaltende und starke Fröste aus; die Flüsse werden vom Eis bedeckt, und die Felder vom Schnee, welcher jedoch der Wintersaat als guter Schutz dient, schneelose Winter dagegen gelten als für die Vegetation schädlich.
Die Vegetationsdauer des Sommergetreides nimmt vom Westen zum Osten ab, da der Sommer in dieser Richtung heißer und trockener ist. Die Menge der Niederschläge schwankt zwischen 150 bis 850 Millimeter. Am meisten Feuchtigkeit fällt im Norden und Westen, und am wenigsten im Süden und Südosten. In dem letzteren Rayon werden oft Dürren beobachtet. Zentral-Rußland nimmt hinsichtlich der Feuchtigkeit eine mittlere Stelle ein.
Der Boden des europäischen Rußlands läßt sich in zwei Gruppen einteilen: Schwarzerde, oder südliche, und nördliche (Lehm- und Sandboden). Die

Linie, welche diese beiden Gruppen trennt, geht ungefähr von der
österreichischen Grenze bis zu Kiew, dann nach Orel, Tula, Riasan,
Nizny - Nowgorod und Ufa in einer mehr oder weniger ungeraden
Richtung. Südlich von dieser Linie erstreckt sich bis zu den Vorbergen
des Kaukasus und dem Astrachaner Sand die Schwarzerde. Letztere nimmt eine
Fläche von ungefähr 100 Millionen Desiatin ein. Wälder gibt es im Rayon
der Schwarzerde sehr wenig oder fast gar nicht. Im Süd-Westen grenzt die
Schwarzerde an unfruchtbaren Flugsand, den man jetzt energisch durch verschiedene
kultur-tcchnische Mittel zu befestigen begann. Im Norden von der Schwarzerde
bis zum Weißen Meer dehnen sich die sogen, nördlichen Ländereien aus, äußerst
verschiedenartig nach ihrem mechanischen Bestand, ihren physischen Eigenschaften
und ihrer Fruchtbarkeit.
Die Saatfläche im europäischen Rußland beträgt über ein Viertel des ge-
samten Raumes (im Königreich Polen ist sie gleich V-), wobei der Landbau seine
größte Entwickelung im Landstrich der zentralen Schwarzerde und im Süden er-
reicht, nach Norden aber verringert sich das Quantum des Ackerlandes und je
weiter, desto bedeutender. Dort überwiegen nur Wiesen und Weideplätze, stellen-
weise gibt es in diesen Rayons ausgedehnten Moorboden, zu dessen Trockenlegung
jetzt geschritten wurde.
Als die hervorragendsten dem Reichtum der Naturbedingnngen nach erschei-
nen bei uns der Schwarzerdelandstrich und die südlichen und südöstlichen Steppen-
gebiete. Leider gibt es jedoch in Rußland je weiter nach Süden und Südosten
desto weniger Niederschläge und desto ungleichmäßiger verteilen sie sich unter die
Jahreszeiten. Infolge derselben werden die erwähnten Rayons sehr oft von der
Dürre heimgesucht und die dort wohnende Bevölkerung leidet unter Mißernten
und Hungerszeiten, welche sehr schwer auf das Staatsbudget rückwirken. Perio-
disch sich wiederholend, haben diese Mißernten in einzelnen Jahren kolossale
Rayons des Reiches umfaßt.
Diese Erscheinung mußte notwendigerweise die Aufmerksamkeit der Zentral-
Regierung auf sich lenken, und hat diese schon vor langer Zeit zum Kampf gegen
die starken Folgen der Hungerszeiten verschiedene Maßnahmen getroffen. Als
Resultate dieser entstand auch in Rußland die sogenannte Verpflegungsgesetz-
gebung.
Es ist uns hier unmöglich, auf die Erörterung der Verpflegungsfrage
einzugehen, wir werden jedoch darauf hinweisen, daß das Wesentliche der Ver-
pflegungsgesetzgebung noch nicht ganz auf der Höhe ist, da die Bauern, auf die
Hilfe der Regierung in Notzeiten zu hoffen gewohnt, sich ihrerseits nicht bemüht
haben, selbständig durch Hebung ihres Wirtschaftsniveaus gegen die Mißernte
usw. zu kämpfen.
Zugleich damit muß jedoch auch das bemerkt werden, daß die in den letzten
Jahren auf die Bekämpfung der Mißernten gerichtete energische und gemeinsame

Tätigkeit der Regierung, der Semstwos, der landwirtschaftlichen Gemeinden und
einzelner Landwirte anscheinend die gewünschten Resultate zeitigen wird und mit
der Zeit die früheren Mißgeschicke der russischen Landwirtschaft aus den Blättern
der Geschichte auslöschen und ihr die Möglichkeit geben wird, zu erstarken und dort
zur Blüte zu gelangen, wo noch vor kurzem von einer Verbesserung nichts zu
spüren war.
Der Fortschritt der Landwirtschaft in Rußland ist schon gegenwärtig eigent-
lich keine Frage der Zukunft, vielmehr läßt er sich an vielen Orten des Reiches
konstatieren.
So könnte man in den mittleren, südlichen und den an der Wolga kiegenden
Gouvernements die Entwickelung neuer, höherer Formen der Landkultur, ver-
bunden mit der Einführung von neuen Gewächsen in die Wechselwirtschaft und
sichtbarer Verbesserung der Technik im Feldbau, aufs deutlichste bemerken.
Eine weite Verwendung finden hier die Futterkulturen: ausgiebige Futter-
lräuter, Futterrüben, im Süden: Kukuruz.
Der Futterbau auf den Feldern und die Kulturen der Wurzelfrüchte werden
überall eingeführt und vergrößern sich von Jahr zu Jahr.
Ein Verfahren der verbesserten Bodenbearbeitung, das den Kampf gegen
Dürre, von welcher diese Rayons oft heimgesucht werden, bezweckt, ist im südlichen
Landstrich entstanden und wird in großem Umfange angewendet.
Im Süden und neben der Wolga, ebenso auch im mittleren Landstrich nehmen
die Bauern in dem Maße, wie sie aus derObschzina auszutreten pflegen, die ihnen
^>on den Agronomen empfohlene vielfeldrige Wechselwirtschaft an und führen
Reihen-Saaten (Drill-Saat) und die tiefere Aufackerung des Bodens mit Pflug-
gespannen ein.
Im nördlichen, nicht schwarzerdigen, Landstrich hat sich der Futterbau ersicht-
lich entwickelt, wobei sehr viele Wirte, sowohl hier als auch in Zentral-Rußland,
Futterbaukultur auf Samen praktisch anzuwenden begannen.
Im Norden werden zu derselben Zeit Maßnahmen zur Verbesserung der
Wiesen energisch durchgeführt und die Milchwirtschaft, welche einen Handels-
charakter annahm, hat sich sehr bemerkbar entwickelt.
Parallel damit stieg hier und ebenso in den nordwestlichen Gouvernements
der Flachsbau, der von jeher diesen Rayons eigentümlich ist.
In den nördlichen und westlichen Rayons wurde die Aufmerksamkeit auf die
Moorkultur gerichtet und es entstanden sogar Erperimentier-Anstalten, die damit
zusammenhängende Fragen bearbeiten.
Unter der Einwirkung der unlängst organisierten Musterwirtschaften, ins-
besondere in den Rayons der „Bodeneinrichtung", haben sich bei den Bauern
solche wichtige Wirtschaftszweige, wie der Gemüse- und Gartenbau entwickelt.
Auch legt die Verbreitung der Rahmen-Bienenkörbe unter den Bauern von der

bei ihnen entstandenen Bestrebung, die Bienenzucht zu einer Einnahmequelle zu gestalten, Zeugnis ab.

Als der beste Beweis für die Entwickelung der landwirtschaftlichen Technik und für die Verbreitung verbesserter Landbausystme in Rußland muß der von Jahr zu Jahr in bedeutendem Umfange zunehmende Bedarf an landwirtschaftlichen Maschinen und Geräten dienen. Weder der Krieg mit seinen schweren Folgen, noch die inneren Wirren haben die Vergrößerung der Nachfrage nach diesen Gegenständen zu hindern vermocht.

Die russischen Landwirte bedienen sich gegenwärtig der vollkommensten Typen von Maschinen und Geräten, und man kann wohl selten in einem Lande so verschiedenartige Muster derselben vorfinden, wie bei uns.

Außerdem bürgert sich in Rußland selbst eine Fabrikation verschiedener landwirtschaftlicher Maschinen ein und wird dieselbe mit der Zeit wahrscheinlich imstande sein, den Bedarf seitens der Bevölkerung zu decken.

Zum Zwecke der Versorgung der Landwirte mit vervollkommnetem Inventar sind über das ganze europäische Rußland landwirtschaftliche Lager der Semstwos- und der Privaten verbreitet, und im asiatischen Rußland befindet sich ein Neh staatlicher Lager.

Als die in volkswirtschaftlicher Beziehung am meisten vorgeschrittenen Rayons erscheinen nicht nur gegenwärtig, sondern schon seit langem die baltischen Provinzen, das Königreich Polen und die südwestlichen Gouvernements.

In den baltischen oder Ostseeprovinzen wirtschaften die Bauern schon lange auf abgesonderten Farmen und verfügen über eine regelrecht eingerichtete Fruchtwechselwirtschaft mit großer Entwickelung des Futterstreifens und Dodendüngung. Die Wirtschaft auf den Privatgütern ist hier von jeher sehr vollkommen.

Das Königreich Polen und die südwestliche Gegend zeichnen sich unter de« andern Rayons durch bessere klimatische, ökonomische, allgemein kulturelle und günstigere Bodenbedingungen aus. Hier, wie auch im Ostseegebiet, finden wir eine Menge vereinzelter, wirtschaftlicher Einheiten mit einer schon festgelegten Bewirtschaftungsart und einem äußerst intensiven Wirtschaftssystem, mit einer Menge der kostbarsten Gewächse. Die sich hier vorfindend« Wechselwirtschaft unterscheidet sich durch nichts von der Wechselwirtschaft West-Europas und bei den besseren Wirtschaften läßt sich schon ein Übergang zu dem sogenannten freien System erkennen, wo man sich nicht an ein von vornherein bestimmtes Wechselwirtschafts-System hält, sondern nur das bearbeitet, was sich im gegebenen Moment, je nach den Bedürfnissen des Marktes, als vorteilhaft erweist. Mit einem Wort, das ist die am meisten vorgeschrittene Gegend, wo die Landwirtschaft ihre Blüte erreicht hat.

Als die Besonderheiten der Bewirtschaftungsweise in dieser Gegend erscheinen die von Jahr zu Jahr wachsende Anwendung der künstlichen Düngung und daF «llmähliche Verschwinden der unproduktiven Bracke aus der Wechselwirt-

schaft. In den meisten Wirtschaften werden infolge der ungeheuren Nachfrage seitens der Fabriken Kartoffeln und Zuckerrüben gebaut. Ihren Fortschritt verdankt die Landwirtschaft Rußlands in bedeutender Weise den seitens der Regierung und der Semstwos getroffenen Maßnahmen.

Allein das Wachsen des Budgets des landwirtschaftlichen Ressorts (Depardement des Landbaus) zeigt in beredsamer Weise, wie weit diese Maßnahmen sich in der letzten Zeit entwickelt haben.

In den verflossenen vier Jahren ist das Ressortbudget beinahe um vas sechsfache gewachsen, noch im Jahre 1909 stellte es sich auf etwas über 5 Millionen «nd im Jahre 1912 wurde der Ausgabenanschlag schon in Summe von etwas weniger als 22 Millionen Rubel berechnet, für das Jahr 1913 wird schon über 30 Millionen verlangt.

Eine besondere Erwähnung verdient die Tätigkeit des landwirtschaftlichen Ressorts betreffend die Einführung und Verbreitung der landwirtschaftlichen Bildung, die Entwickelung des speziellen Erperimentalwesens und die Realisierung 5er unmittelbaren ökonomischen Hilfeleistung für die Bevölkerung.

Gegenwärtig werden in Rußland 6 höhere landwirtschaftliche Lehranstalten, L0 mittlere und 270 niedrigere Schulen der Landwirtschaft im allgemeinen und ihrer verschiedenen Zweige gezählt.

In der nächsten Zeit steht die Vermehrung der Zahl der landwirtschaftlichen Lehranstalten aller drei Gattungen bevor, wobei schon vom Jahre 1913 an noch ein höheres landwirtschaftliches Institut (Woronesch) errichtet wird.

Parallel mit der Schulbildung entwickelt sich in Rußland auch die landwirtschaftliche Bildung außerhalb der Schule.

Diese wird hauptsächlich verwirklicht auf dem Wege der Vorlesungen und Besprechungen, die durch Agronomen und Wanderlehrer organisiert werden, wie auch mittelst zeitweiliger Kurse, welche zu verschiedenen Zeiten an verschiedenen Drten, von Semstwos und von der Regierung eröffnet werden.

Was das landwirtschaftliche Erperimentalwesen anbetrifft, so war dasselbe «in Gegenstand besonderer Fürsorge des Landwirtschaftsministeriums seit dessen Entstehung.

Die größte Bedeutung hat der Ressort den örtlichen Erperimentieranstalten beigelegt; diese hatten die Ausführung wirtschaftlicher und praktischer Versuche und Untersuchungen auf dem Gebiete der Agronomie und der Landwirtschaft zum Zwecke der Ermittelung einer besseren Arbeitsweise im Landbau im Auge.

Die örtlichen Erperimentieranstalten sind bei uns erst vor 30 Jahren entstanden und ihre Zahl hat sich besonders während des letzten Jahrzehnts vermehrt.

Insgesamt wurden zu Beginn des Jahres 1912 über 110 Erperimentieranstalten gezählt, von denen nicht weniger als 70 in der Zeit vom Jahre 1900 bis 1912 entstanden.

Von dieser Zahl wurden 38 Erperimentieranstalten seitens der Regierung

gerechnet, die übrigen mit Geldunterstützung der letzteren durch die Initiative der Semstwos, der landwirtschaftlichen Gesellschaft, privater Personen und verschiedener Anstalten und Organisationen ins Leben gerufen.
In nächster Zukunft wird sich wohl das russische Erperimentierwesen stark entwickeln. Das neue soeben genehmigte Gesetz über die Erperimentieranstalten sieht die V«rmehrung der Zahl der staatlichen Erperimentierstationen, Verstärkung der Mittel der schon eristierenden und Vergrößerung der den nicht staatlichen Erperimentierstationen usw. gewährten Subsidien vor.
Auf Grund des neuen Gesetzes wird beabsichtigt, schon vom Jahre 1913 arr mit der Organisation von 5 Srmstwokreislandwirtschaftlichen Erperimcnticr^ stationen in Moskau, Charkow, Saratow, Ekaterinoslaw und Kiew zu beginnen^ Die Einrichtung dieser Stationen wird in einer Periode von 4 bis 5 Jahren vollendet sein.
Die Erweiterung des Erperimentierwcsens kommt auch in der Erweiterung seines Programms und, dementsprechend, in der Art der Erperimentierstationen zum Ausdruck. Gegenwärtig wird ein genaueres crperimentales Studieren nichr nur des Feld- und Pflanzenbaus, sondern auch der einzelnen Zweige, wie Garten- und Gemüsebau, Wiesenbau und Moorkultur, auf die Tagesordnung gestellt, ebenso tritt die Frage über die Erperimentierstationen für Viehzucht und Milchwirtschaft hervor. Ferner zeigen sich schon einige Erperimentierstationen zum Erlernen des Baues landwirtschaftlicher Maschinen, auch Erperimentierstationen des Selektionswesens brechen sich rasch Bahn.
Zum Erperimentalwesen im eigentlichen Sinne gehören auch Untersuchungen verschiedener Art und die sogenannten Kollektiverperimente.
Die Kollektiverperimente, zugleich in einem ganzen Netz von Bezirken, in irgend einem Rayon organisiert, wurden im verflossenen Jahre in 21 Gouvernements durch 21 Semstwos und 6 Landwirtschaftsgesellschaften eingeführt.
Die unmittelbare ökonomische Hilfeleistung für die Bevölkerung — sie wird durch den Landwirtschaftsressort realisiert — drückt sich in der Organisation von verschiedener Art vorbildlicher Maßnahmen aus, welche gemeinsam mit den Semstwos und landwirtschaftlichen Gesellschaften durchgeführt werden. Diese Maßnahmen sind hauptsächlicherweise auf die Verbreitung eines verbesserten Verfahrens der Bodenbearbeitung, der Geräte, Düngung, Samen usw. und auch auf die Verbesserung verschiedener spezieller Landwirtschaftszweige gerichtet.
In unmittelbarem Zusammenhang mit der Entwickelung der rechtlichen landwirtschaftlichen Unternehmen der Regierung vergrößern sich auch bedeutend die seitens der lokalen landwirtschaftlichen Institutionen für den landwirtschaftlichen und ökonomischen Teil bestimmten Assignationen. So wurden im Jahre 1909 für diesen Gegenstand seitens verschiedener Semstwos zirka 7 Millionen assigniert, im Jahre 1912 aber überstieg diese Summe schon 12 Millionen. Insbesondere weisen die Semstwos der süd- und nordöstlichen Gouvernements, wo die Entwicke-

lung der agronomischen Maßnahmen mit riesenhaften Schritten vorwärts geht,
die größte Zunahme auf.
Eine besonders durchgreifende Vergrößerung hat der Ausgabenaufwand der
Semstwos für den Unterhalt des agronomischen Personals erfahren, wobei allein
während der letzten 3 Jahre die Zahl der Semstwo-Agronomen und der Techniker
landwirtschaftlicher Spezialität sich auf das dreifache vermehrt hat, die gesamte
Armee aber dieser wirkenden Kräfte erreicht, wenn man das auf Kosten der
Reichsrentei unterhaltene Personal mit einberechnet, gegenwärtig eine sehr be-
deutende Größe.
Zugleich mit dem Fortschritt im Feldbau und teilweise in der Viehzucht läßt
sich in Rußland in der letzten Zeit auch ein Aufschwung der mit der Landwirtschaft
zusammenhängenden technischen Produktionen beobachten.
Die erste Stelle in dieser Beziehung nimmt die russische Zuckerrüben-In-
dustrie ein.
Im Jahre 1911 bis 12 funktionierten in Rußland 281 Zuckerfabriken und
der Flächeninhalt der Rübensaat betrug über 712 000 Desiatin. Durch die
russischen Fabriken wurden in dieser Periode zirka 900 Millionen Pud Rüben
umgearbeitet; dabei wurde nicht weniger als 120 Millionen Zucker gewonnen.
Der Verdienst der örtlichen Bevölkerung an der Zuckerrüben-Industrie betrug für
das Jahr über 200 Millionen Rubel.
Nach der Zuckerrüben-Industrie soll an zweiter Stelle das Branntwein-
brennen folgen.
Die in der letzten Zeit beobachtete Entwickelung dieser Produktion, welche
in engem Zusammenhang mit der Landwirtschaft steht, weist darauf hin, daß die
Bedingungen der landwirtschaftlichen Industrie in Rußland eine Änderung zum
Besseren erfahren haben.
Besonders interessant erscheint die Tatsache, daß das landwirtschaftliche
Branntweinbrennen in Rußland vorherrschend geworden ist. So übersteigt das
Verhältnis des landwirtschaftlichen Brennens zum allgemeinen prozentual jetzt
schon 60 Prozent, während vor 10 Jahren dieses noch nicht 40 Prozent aus-
machte. Gleichzeitig damit ist auch die Menge des für die Branntweinbrennereien
bestimmten Ackerlandes bedeutend angewachsen. Allein unter der Einwirkung der
Vermehrung der Zahl landwirtschaftlicher Brennereien hat die Bodenfläche neben
diesen bis zu 2 Millionen zugenommen.
Dem absoluten Quantum des Brennens nach geht in Rußland der mittlere
Schwarzerde-Rayon allem voran, dann der nord-westliche, der an der Weichsel
gelegene usw.
Was die Technik des Branntweinbrennens in Rußland betrifft, so steht sie
auf einer sehr hohen Stufe.
Als Rohmaterialien für die Branntweinbrennerei dienen in Rußland haupt-
sächlich Roggen und Kartoffeln. Letztere werden außerdem nicht wenig zur Ner-

arbeitung in Stärke und Sirup in den Kartoffel-Sirup- und Stärkefabriken gebraucht.
Produktionen dieser Art haben eine bedeutende Entwickelnna., besonders i» mittleren Landstrich und im Westen, erlangt.
Abgesondert von den erwähnten technischen Industrien muß die russische Butterproduktion gestellt werden, die seit kurzer Zeit eine kolossale Entwickelung durchgemacht und einen Handelscharakter angenommen hat, hauptsächlich in Sibirien und in den nördlichen Gouvernements des europäischen Rußlands.
In diesen Rayons wird ein beständiges, ununterbrochenes Anwachsen der Zahl der Butterfabriken und eine Zunahme des Quantums der gewonnenen Butter beobachtet. Weit verbreitet bei den Bauern ist die Errichtung von Butterfabrike« auf korporativer Basis, besonders in Sibirien.
Dank der Ausfuhr ins Ausland begann die Butter in der Versorgung ausländischer Märkte, wo sie bei den mittleren Vevölkerungsschichten infolge ihrer Billigkeit und guter Qualitäten eine weite Popularität erworben hat, eine große Rolle zu spielen.
Dem Quantum der auf den internationalen Markt gebrachten Dutter nach nimmt Rußland jetzt die zweite Stelle unter den Erportländern ein, während es im Jahre 1899 die siebente Stelle inne hatte. Aus der Zusammenstellung der Ausfuhrziffern für die letzte fünfjährige Periode ist ersichtlich, daß Rußland im Jahre 1905 Butter in der Summe von zirka 31 Millionen Rubel, im Jahre 1907 von 48 Millionen ausgeführt hat und im Jahre 1910 überstieg der Wert der ausgeführten Butter schon 50 Millionen Rubel, wobei die Butterausfuhr hauptsächlich aus Sibirien erfolgt.
Die ländliche Bevölkerung einiger Ortschaften des nördlichen Rayons und Sibiriens erhält jetzt durch die Butterfabrikation bedeutende Verdienste, die diejenigen des Ackerbaues und anderer Gewerbe übersteigen. Bei dieser Bevölkerung läßt sich ein bewußtes Verhalten zu der Sache beobachten und sie ist mit allen Mitteln bestrebt, auf dem Wege der Selbsthilfe und des Zusammenschlusses in ökonomische Verbände die Fabrikation zu verbessern und zugleich damit die Produktionsfähigkeit des Viehs und den Wert des Produktes zu steigern.
Parallel mit dem Wachsen der landwirtschaftlichen technischen Produktionen läßt sich in Rußland eine rasche Entwickelung der Industrie überhaupt konstatieren; trotzdem aber spielen die Produkte der Landwirtschaft eine herrschende Rolle und gerade diese repräsentieren fast ausschließlich unser Land auf dem Weltmarkte.
Zur Charakteristik dieses Zustandes bringen wir folgende Angaben über die Ausfuhr landwirtschaftlicher Produkte ins Ausland. So wurde Getreide aus Rußland im Jahre 1909 in der Summe von 750 Millionen Rubel und im Jahre 1910 — von 746 Millionen Rubel ausgeführt, verschiedene Milchprodukte wurden

im Jahre 1910 im Betrage von 72 Millionen Rubel, Eier beinahe für 64 Millionen Rubel usw. ausgeführt.

Wenn man den Wert der ausgeführten landwirtschaftlichen Produkte mit dem Gesamtwert der Ausfuhr ins Ausland vergleicht, so macht ersterer im Verhältnis zum zweiten zirka 80 Prozent aus.

Zur Charakteristik der gesamten Intensivität der Landwirtschaft in Rußland ist zum Schluß noch auf das allgemein bei uns beobachtete Anwachsen sowohl der Kauf- als auch der Pachtpreise für Grund und Boden hinzuweisen. Stellt man den jetzigen Grund- und Bodenpreis mit demjenigen von vor 5 Jahren zusammen, so wird die Erhöhung in einigen Rayons 25 Prozent und mehr ausmachen, sollte man aber die noch früheren Perioden in Betracht ziehen, so würde man die Bodenpreise auf das doppelte und in anderen Gouvernements auf das dreifache angewachsen rechnen müssen.

In bezug auf die Pacht drückt sich das Steigen der Preise noch schärfer aus.

Damit unsere Skizze schließend, sind wir bereit, aus voller Überzeugung die Behauptung aufzustellen, daß die Zukunft der Entwickelung der Landwirtschaft in Rußland vollständig gesichert ist und daß man die Vervollkommnung derselben um so rascher erwarten kann, je mehr die landwirtschaftlichen Kenntnisse in der Masse der Bevölkerung Verbreitung finden und Bedingungen entstehen werden, welche nicht nur den landwirtschaftlichen Groß- und Mittel-Privatgrundbesih, sondern auch die kleinere Bauernwirtschaft befestigen werden.

Eugraph von Kowalewsky,
Mitglied der III. und IV. Staatsduma:

Das Typische im russischen Schulwesen.

Das Volksbildungswesen in Rußland läßt sich von zwei Seiten betrachten: erstens von der quantitativen Seite, wobei man verhältnismäßig mit bescheidenen Zahlen zu tun hat, zweitens von der qualitativen Seite, worunter man den allgemeinen Charakter und die leitenden Strömungen in der Entwicklung der Bildung im Lande versteht.

Erster« hat der Publizistik schon mehr als einmal dankbares Material, hauptsächlich zur kritischen Wertung geliefert.

Die zweite, für das Verständnis des Geistes unserer Kultur bedeutend wertvollere, aber im Auslande viel weniger bekannte, bildet den Gegenstand dieses Artikels, insoweit dessen geringer Umfang es gestattet.

Vor allem muß zum besseren Verständnis ein kurzes historisches Entwick-

lungsschema der Schule in Rußland und ein ganz allgemeines Bild des gegenwärtig feststehenden Systems entworfen werden.

Die Schule in Rußland entstand und entwickelte sich unter der Einwirkung der historischen Bedingungen sehr eigenartig. Wie jede Kulturerscheinung unseres Landes hat sie zwei sich streng voneinander unterscheidende Epochen durchgemacht: die bis Peter I. und diejenige nach den Reformen dieses großen Umgestalters.

Bis dahin herrschte die kirchliche Bildung — „Gramotnost" —, welche ein Besitztum weniger war und durch geistliche Personen und Staatsbeamte niedrigen Ranges gelehrt wurde. Schulen im modernen Sinne gab es nur im Süd-Westen, im Kiewer Ruß, wo sie aus dem Kampf mit den Jesuiten hervorgingen.

Bei Personen der höheren Klassen ging die einfache „Gramotnost" (Lescn-nnd Schreiben-Können) in Belesenheit auch kirchlichen Charakters über. Als die höchste Entwicklungsstufe dieser Kirchenbildung galten die scholastischen Akademien ;u Kiew und Moskau.

Peter I. hat mit der ihm eigentümlichen Energie einen großen Stein in das stehende Wasser der russischen Kultur geworfen. Die scholastische Weisheit ist dabei schnell in die Tiefe gesunken, aber die Kreise des reinen Wassers der Aufklärung haben sich vom Zentrum aus langsam nach und nach über die Oberfläche verbreitet, so langsam, daß sie erst in unseren Tagen in die breitere Masse des russischen Volkes eingedrungen sind.

Die utilitarischcn Bestrebungen und die gesunde Vernunft, die den Reformator leiteten, haben ihn gezwungen, direkt auf das nächste Ziel loszusteuern; er brauchte sogleich Mitarbeiter, eine höhere gebildete Klasse mit einer freien Denkweise. Diese hat er gleich mit dem Gesicht nach Westen gewandt, in der Meinung, daß diese Klasse gewohnheitsgemäß die übrige Masse mit sich reißen würde. Bei dem ersten Schritt nach Westen sind uns aber die Augen für die glänzenden Resultate der langjährigen Kultur aufgegangen; sich dem letzten Wort dieser alten Zivilisation anzuschließen, sich ihre Früchte zunutze zu machen, war zu verlockend. . . .

Ist es ein Wunder, daß das 18. Jahrhundert in Rußland die Akademie der Wissenschaften (1726) und die erste Universität in Moskau (1735) geschaffen hat, zu einer Zeit, wo es dort weder eine Schule noch überhaupt ein gebildetes Milieu gab?

Diese höheren Anstalten riefen Vorbereitungs^chulen in der Art einer Mittelschule hervor, und erst nachher reifte der kühne Plan eines kompletten Schulsystems für alle Schichten der Bevölkerung. Dieses von Katharina II. erdachte, theoretisch angelegte System konnte nicht ganz realisiert werden. Im Laufe von weiteren drei Regierungen sind die Bemühungen für die Schulen gleichbedeutend mit den Bemühungen für die Ausbildung und Vorbereitung der Beamten- und Militärklasse geworden.

Es entstehen deshalb mit besonderer Leichtigkeit höhere, ein wenig lang-

samer mittlere Schulen; der Anfangsunterricht aber verharrt in gänzlicher Ver-
gessenheit.
Das Jahr 1861, welches die Befreiung der Bauern von der Leibeigenschaft
mit sich brachte, hat mit einem Male die Frage der Aufklärung der Massen her-
vortreten lassen. Der damalige Minister der Volksaufklärung, Kowalewsky, hatte
ein Projekt der Einführung der allgemeinen Elementarbildung im Lande auf
gesetzgeberischem Wege eingereicht.
Aber das Leben nahm einen anderen Weg. Die Zentral-Regierung fuhlte
das Bedürfnis einer weiteren Verbreitung der Bildung noch nicht und ging nur
theoretisch auf diese Forderung ein.
Das reale, täglich hervortretende Bedürfnis nach einer Elementarbildung
besitzenden Bevölkerung machte sich vor allem im inneren Leben bemerkbar.
Als dessen Sprachrohr erschienen dann die neuen Organe der örtlichen,
wirtschaftlichen Verwaltung, — die Semstwos. — Die in den Semstwos tätigen
Persönlichkeiten, welche aus dem früher ansässigen Adel und den frei angestellten
intelligenten Beamten bestanden, — in Wirklichkeit nicht zur Verbreitung von
Bildung eingesetzt, — beschäftigten sich jedoch im Laufe von 30 Jahren sehr eifrig
damit, ohne jeden Ansporn seitens der Regierung und mit einer nur bescheidenen
staatlichen Subsidie.
Parallel damit, gleichsam als ein Gegengewicht zu den Semstwo-Schulen
entstand unter Alerander III. die Kirchen-Gemeindc-Schule, als deren Begrün-
der der allmächtige Pobedonoszef anzusehen ist. Diese Schulen wurden vom
Staat unterhalten, aber in dem Bestreben, sie in möglichst großer Zahl zu ver-
breiten, kümmerte sich die Geistlichkeit wenig um ihre Qualität. Die Kirchen-
gemeindeschule war und ist keineswegs eine konfessionelle Anstalt. Ihr kirchlicher
Charakter äußerte sich lediglich in einer gewissen Verstärkung des Religionsunter-
richtes und in ihrer Verwaltung durch Geistliche. Das Leben hat jedoch die volle
Unbrauchbarkeit der Geistlichen für die Rolle von Volksschullehrern gezeigt, da
ihnen dazu die Zeit und oft auch die Lust, — wegen der kläglichen Besoldung,
— fehlte. Deshalb ging nachträglich der Unterricht in der Kirchen-Gemeindc-
Schule auch auf den Vorschullehrer über, — nur war dieser schwächer vorgebildet
und wurde schlechter bezahlt als der Lehrer der Semstwoschule.
Erst im Jahre 1907 wurden die Vorschulen beider Typen — Semstwo- und
Gemeindeschule — Gegenstand ernstlicher staatlicher Bemühungen, einer bestimm-
ten Gesetzgebung und ausgedehnter Assignationen.
Das ist in kurzen Zügen das Bild der historischen Entwicklung des Schul-
wesens in Rußland.
Das gegenwärtige System der Volksbildung in seiner äußeren Form er-
innert sehr stark an alle ähnlichen Systeme in sämtlichen Staaten. So könnten
z. B. die Lehranstalten für allgemeine Bildung dargestellt werden in einer Tabelle,
welche den in Deutschland üblichen Formen und Benennungen sehr nahe kommt.

Die Ziffern konnten nur ungefähr angegeben werden wegen des schnellen Wachsens der Schulen beider Typen in den letzten Jahren, da die betreffenden statistischen Angaben fehlen.

Allgemeine Nildung.*)

I.
Clementar-Bildung.

II.
Pädagogische Bildung.

III.
Mittle« Nildung.

IV.
Höhe« Bildung.

ä. Vorschulen (Ministerielle, Semstwo- und Gemeindeschulen) «a. ILO Ott»,
L. Zweitklassige, 5- bis 6jährige Schulen,
C. Vierklassige, Städtische (1100)
(L. und 0. die sogenannte höhere Elementarbildung.)

^. Kirchliche Lehrerschulen II. Klasse (450),
L. Lehrerseminarien, !
<I. Lehrerkirchen- / Schulen, ^
(«a. 15«)
O. Lel)lerinstitut.'(20),
ü. Pädagogisches Mädcheninstitut.
f. Schelaputinsches, männliches pädagogisches Institut.

^. Klassische und lateinische Gymnasien (ca. 400)
L. Real-Schulen (ca. 250)
C, Mädchengymnasien (bis 8ttl>)
». Mädcheninstiwte u. Marienschulen,
Z. Cparchialschulen (bis 2tt0).

^. Universitäten (11),
L. Philologische Lehrerinstiwte (2),
0. Privilegierte juristische höhere Schulen (3),
0. Höhere Fraoen-Kurse (4).

Um den Leser nicht allzu sehr mit der Anführung von Statistik und Nomenklatur zu ermüden, gehen wir sogleich zu der allgemeinen Charakteristik des in diesen verschiedenartigen und zahlreichen Schulen Gelehrten über.

Als die jüngste und deshalb von Anfang an in eine gegebene

Form eingeordnete erscheint die Spezial-Schule. Die Bildung industriellen, landwirtschaftlichen und technischen Charakters tritt erst in den 80er Jahren des vergangenen Jahrhunderts (1885—86) auf und wird von Anfang an durch die damals ebenso jungen und infolgedessen sehr energischen Ministerien der Landwirtschaft und der Industrie verbreitet.

Jedenfalls kann hier von irgendwelcher Evolution und von einem unmittelbaren Ausdruck der Bestrebungen und Neigungen der Gesellschaft keine Rede sein.

Der erste und hauptsächlichste Zug der Bildungsbestrebungen Ende des 18. und im 19. Jahrhundert war aber, daß man die allgemeine der Spezialbildung vorzog und sogleich eine besondere Neigung für den Enzyklopädismus und Gleichgültigkeit gegen die praktischen Ziele des Unterrichtes'empfand. Das Ende des 19. Jahrhunderts hat dem Geiste unserer Bildung noch ein besonderes Gepräge verliehen, nämlich die Demokratisierung derselben, — das Nichtvorhandensein von Scheidewänden zwischen den verschiedenen Klassen oder Ständen in der Schule. Abgesehen von wenigen veralteten Überbleibseln, wie den adligen Frauen-

^ ') Die technische, industrielle und landwirtschaftliche Bildung läßt sich in ein analoges Schema einfügen: von den niedrigen Handwerksschulen bis zu den Polytechniken. Geistliche und Militärschulen gibt es zweierlei Arten — mittlere und höhe«.

instituten, Militärkorps, Lyceen, sind sämtliche Schulen allen Ständen, nicht nur «uf dem Papier, sondern auch im Leben, praktisch, zugänglich.
Des weiteren werden wir ersehen, wie diese Züge sich in dem ganzen Charakter der russischen Schule abspiegeln. Nicht weniger typisch für die gesamte russische Bildung ist der Drang nach Westen, die kosmopolitische Stimmung, das Fehlen irgendwelcher Abgesondertheit und Abgeschlossenheit. In Rußland bemühte man sich nach Möglichkeit, aus dem Menschen einen Allmenschen und nicht einen russischen Menschen zu erziehen; die allgemeine Geographie, Weltgeschichte und die ausländische Literatur standen nicht nur an gleicher Stelle mit dem Einheimischen, sondern sehr oft im Vordergrund. Dem Erlernen der Sprachen wurde (hauptsächlich bei der Mädchenerziehung) eine besondere von utilitarischen Rücksichten unabhängige Bedeutung beigelegt.
Dieses Streben, die eigenen Grenzen zu überschreiten, drang sowohl nach unten wie nach oben und umfaßte bis jetzt sämtliche Typen unserer Schulen.
Man muß zugeben, daß Peter der Große einen stärkeren Anstoß in dieser Hinsicht gegeben hatte, als er es selbst erwartete.
Das abgeschlossenste, sich genügende Volk hat im Laufe von 100 Jahren eine obere, aber tief ins Volk eingreifende Schicht erhalten, welche fremden Interessen lebt, von einer fremden philosophischen Weltanschauung, von Bildern einer fremden Literatur und Kunst und Idealen, nach denen die Verkünder derselben in Gedanken die Zukunft ihres Landes erbauen, durchtränkt ist. Und dies alles ist nicht nur äußerlich angenommen, sondern unserer gebildeten und halbgebildeten Gesellschaft ins tiefste Herzblut übergegangen und von ihr mit den tiefsten persönlichen Gefühlen verarbeitet worden.
Im einzelnen hat jeder Schultypus unabhängig von diesen allgemeinen Zügen noch seinen besonderen Geist, der ihm organisch eigen ist. Die russische Vorschule, eine Anstalt, welche bisher keinen offiziellen Charakter getragen hatte, welche auf ethischen und philanthropischen Grundlagen aufgebaut — schien lange ein Schauplatz für Buße und Taten der Selbstentbehrung zu sein.
Das leidenschaftliche Bestreben, die verlorene Zeit einzuholen, alles Böse, das den Bauern nicht nur durch die Leibeigenschaft, sondern auch durch andere historische Widerwärtigkeiten, vom tartarischen Joch angefangen, angetan war, auf einmal zu verbessern, hat die Sprößlinge aus der Klasse der früheren Grundbesitzer und die gebildete Klasse überhaupt in die Reihen der freiwillig Arbeitenden auf dem Gebiete der Volksbildung getrieben.
Die Unbestimmtheit der Gesetzgebung, das Fehlen von materiellen Interessen, das gleichgültige und sogar unfreundliche Verhalten des Staates diesen Pionieren gegenüber hat der Sache den Charakter des Kampfes aufgedrückt, was die wirkenden Persönlichkeiten begeisterte. Als Lehrer gingen in die Schule nicht nur Erwerbsuchende, sondern auch Männer von großer Bildung, um „dem Volke zu dienen". Diese Anschauung hat sich teilweise bis zum heutigen Tage erhalten.

Um den Volkslehrer hat sich (oft nicht ohne Grund) eine Legende von Heldentaten und Märtyrertum gewoben. Durch freiwillig auf sich genommene Entbehrungen wurden Lehrer und Lehrerinnen in den Augen der Gesellschaft zu Helden. Die Volksschule diente vielen talentvollen Literaten und Künstlern als Material, aus ihr sind (dank der höheren Bildung der Pädagogen) begabte Männer, Schau-spielcr, Künstler, hervorgegangen.
Unwillkürlich hat sich eine gewissermaßen erhabene, idealisierte Wertung der Volksschule und des Volksschullehrers ausgebildet.
Bei der geringen Anzahl dieser Schulen entstand ein großer Volkszustroni in dieselben. Es schien, als ob der Wissensdurst bei den Dorftindern außer allem Zweifel stehe und daß es überflüssig gewesen wäre, von Schulzwang und von obligatorischer Bildung zu sprechen, wenn es nur genügend Schulen für die Be-völkerung gegeben hätte.
Die Einführung allgemein zugänglichen und jedem nötigen Unterrichts in der staatlichen Schule mit einem entsprechend vorbereiteten und angemessen be-. soldeten Lehrer wird die Schule wieder in normalere Verhältnisse setzen. An Stelle der rührenden Überlieferung wird die Achtung vor einer gesunden und nütz-lichen Anstalt treten.
Nun einige Worte über die mittlere Bildung. Die Mittelschule in Ruß-land (wie auch im Westen) hat ein von der Volksschule abgesondertes Programm, wenn sich auch in der letzten Zeit eine starke Tendenz zur Beseitigung dieses Unter-schiedes bemerkbar macht.
Trotz ihrer Vielfältigkeit hat sie doch keinen abgeschlossenen bourgeoisen Cha-rakter erhalten. Im Gegenteil: Ein niedriges Schulgeld und die Bereitwillig-keit, Kinder jedes beliebigen materiellen und gesellschaftlichen Milieus durch den Schulkursus durchzuführen, die Massenbestrebung seitens der wenig begüterten Leute, ihren Kindern eine gute Schulbildung angedeihen zu lassen, verursachen eine schreckliche Überfüllung der mittleren Lehranstalten, und das Milieu, in welchem die Schüler außerhalb der Schulwände leben, ist bei weitem nicht immer ein kulturelles. Alles Gesagte läßt sich in noch verstärktem Maße auf die weib-lichen Gymnasien, von denen des weiteren die Rede sein wird, anwenden.
Das Schicksal des klassischen Erziehungssystems im russischen Gymnasium scheint schon im negativen Sinne entschieden zu sein.
Dieses, im Jahre 1871 nach dem Muster der deutschen Schulen auf russischen Boden übertragene System hat gewissermaßen eigenartige Formen angenommen: Weder durch die Geschichte noch durch die Tradition mit der klassischen Welt ver-bunden, hat Rußland seinem Schulklassizismus eher einen eng philologischen, als einen erzieherischen Charakter gegeben. Dieser Unterricht stand im krassen Wider-spruch zu den Bestrebungen des Geistes nach einer möglichst weiten allgemeinen Entwicklung und sogar auch zu der übrigen Einrichtung des Lehrkursus. Das Resultat war, daß die klassische Schule ihre Blütezeit und ihre Popularität sehr

rasch verloren hat. Im Jahre 1902, als der Minister der Volksaufklärung, P. S. Wanowski, ihr zum ersten Male den Krieg erklärte, ist die Gesellschaft ihm buchstäblich zugeströmt. Gegenwärtig haben sich nur wenige Gymnasien in ihrer reinen griechisch-lateinischen Gestalt erhalten. Es sind meistenteils die lateinischen als leichteren und den Interessen der Lernenden (welche durch diese Gymnasien gan; ausreichend zum Eintritt in die Universitäten vorbereitet wurden) angepaßten geblieben. —

Die Realschule gewährt in der letzten Zeit nach den neuen Bestimmungen mittelst einer Ergänzungsprüfung ihren Abiturienten die Vorzüge der allgemeinen höheren Bildung, früher hatte sie nur die technische Bildung im Auge. —

Einen besonderen, äußerst zugänglichen und zahlreichen Typus einer Lehranstalt bildet das Mädchengymnasium. Historisch eristiert es mehr als ein halbes Jahrhundert (1858), die gegenwärtige Form hat es erst in den 70er Jahren angenommen. Sein Programm — außerhalb des klassischen und Realsystems entstanden — hat zunächst nicht die Vorbereitung zur höheren Schule im Auge gehabt und stellt einen, die weitesten Kreise der Bevölkerung durchaus befriedigenden Typus von eklektischer mittlerer Bildung dar, die im nötigen Maße mathematische und sprachliche Kenntnisse gab und sich in seiner Muttersprache gut auszudrücken und zu schreiben lehrte.

In dem Bestreben nach mittlerer Bildung haben die Mädchen die Knaben weit hinter sich gelassen. Es ist auch begreiflich: im Durchschnitt hat die Mädchenschule genug Kenntnisse für das Leben und ein Lehrerinnendiplom für die, welche die pädagogische Klasse absolviert haben, gegeben; das war eine vollständig abgeschlossene Bildung, die für die demokratischen Schichten besonders wertvoll ist.

Die weiblichen Gymnasien sind fast überall auf städtische, gesellschaftliche und private Unterstützungen angewiesen und dennoch hat die Zahl derselben sich im Laufe von 10 Jahren verdoppelt. Das Bestreben, gebildete Frauen in ihrer Mitte zu haben, erwächst aus der Tiefe der Bevölkerung, die mindestens die erste Kulturstufe erreicht hat; es gibt keinen noch so öden und weltverlorenen Winkel, in welchem sich nicht ein Mädchengymnasium oder Progymnasium befände.

In den letzten Jahren beginnen die Mädchengymnasien ihrem Ende entgegenzugehen, ihr Typus ist veraltet. Die Mädchen streben massenweise in die höheren Lehranstalten, das frühere Gymnasium gibt ihnen dazu nicht die nötige Vorbereitung. Es entstand ein Projekt, die mittlere Knaben- und Mädchen-Bildung gleichzustellen, aber parallel damit erheben sich schon Stimmen für ein Gegengewicht der Überproduktion von theoretisch gebildeten Frauen und für die dringende Notwendigkeit professioneller Lehranstalten und praktischer Vorbereitung. Gegenwärtig kann man mit Bestimmtheit behaupten, daß in den mittleren Kreisen das Niveau der Frauenbildung keineswegs niedriger ist als das männliche.

Jetzt müssen wir eine kurze Erkursion in das wichtigste, aber gegenwärtig etwas schadhafte Gebiet unternehmen — die Richtung, den Geist und die Stim-

mung der Lernenden und die Lage der Wissenschaft in den höheren Lehr-
anstalten.
War die Volksschule lange Heit ein Stiefkind unserer Regierung, so hat die
höhere Schule immer den Ehrenplatz eines Erstgeborenen und Günstlings ein-
genommen.
Mittel für höhere Bildung, und zwar sehr große Mittel wurden immer fast
unbeanstandet gewährt, niemals kam ein Zweifel über den Nutzen der höheren
Bildung auf. Im Gegenteil, es hat sich eine Tendenz geltend gemacht, welche ihre
negative Wirkung auf die höheren Lehranstalten ausübte, den Bildungszensus für
sämtliche Staatsbeamten übermäßig zu erhöhen. Höhere allgemeine Bildung wurde
und wird als Bedingung zur Erlangung eines noch so bescheidenen Amtes gestellt,
wo es doch lediglich praktische Übung und der Absolvierung eines Gymnasiums
entsprechende Kenntnisse erfordert. Ein Mensch ohne höhere Bildung, mag er noch
so praktisch erfahren und gewissenhaft sein, hat keine Aussicht auf Beförderung.
Kein Wunder, daß der Andrang in die höheren Anstalten (Universitäten>
ein allgemeiner ist. Dies wurde begünstigt durch die verhältnismäßig leichte Ab-
solvierung der mittleren Schule, das vollständige Nichtvorhandensein von Klassen-
vorurteilen, die Freiheit der Studien auf den Universitäten, welche oft ins Er»
treme übergeht. Die speziellen Lehranstalten haben engere Ziele und sie eröffnen
eine ganz bestimmte Karriere, sie können deshalb eine bessere Auswahl unter den
Eintretenden, auf dem Wege des Wettbewerbes, treffen.
Als eine der ersten Erscheinungen des studentischen Lebens zeigt sich die mate-
rielle Unsicherheit und die Sorge für den nächsten Tag. Die Notwendigkeit, sich
noch nebenher eine Arbeit zu suchen, übermüdet die Studenten und beraubt sie
jenes Konzentrationsvermögens, durch das sie ihre ganze Aufmerksamkeit den
wissenschaftlichen Interessen hätten zuwenden können.
Viele haben durchaus keine Zuversicht, den Kursus, trotz der reichlichen Sti-
pendien und der diesem Zweck im ausgedehnten Maße gewidmeten privaten Wohl-
tätigkeit, zu Ende zu bringen. Das erzeugt eine besondere, leicht erregbare, ner-
vöse Atmosphäre, welche auch die gleichmäßigeren Elemente ergreift.
Die vollständige Freiheit der Studenten in bezug auf ihre Studien läßt ihnen
viel freie Zeit, die durch Arbeit und AUtagsfragen nicht ganz ausgefüllt wird.
Der leicht empfängliche, nervöse, übermüdete, von den verschiedensten Ein-
drücken geleitete jugendliche Verstand klammert sich gierig an alle äußerliche Er-
scheinungen des Lebens.
Die übermäßige Ansammlung der Jugend in einem Zentrum verdichtet diese
Atmosphäre und macht das innere korporative Leben beinahe unmöglich.
Das Professorenkollegium fühlt sich oft wie zwischen Scylla und Charybdis. —
Die den brennenden Zeitfragen lebende Menge gibt sich nicht mit der wissen-
schaftlichen Autorität zufrieden und erwartet von dem Lehrer noch ein politisches
Credo. Aber auch die Regierung, welche sich trotz der Autonomie der Fakultäten

in die Besetzung der Katheder einmischt, ist weit davon entfernt bei ihrer Auswabl
nur die wissenschaftlichen Qualitäten zu werten.
Das ist es, was die rein wissenschaftliche Betätigung in der letzten Zeit
hemmt.
Besonders verwirrt wurden die Verhältnisse durch die provisorische Univer-
sitätsordnung vom Jahre 1906, welche zwar nicht die Kraft eines Gesetzes erlangte,
jedoch jede andere den Zeitverhältnissen angepaßtere Ordnung unmöglich machte.
Die Frage der Universitätsreform ist vorläufig wie viele andere Fragen in der
Luft hängen geblieben.
Übrigens darf man nicht außer acht lassen, daß das Schulwesen in Rußland
in seiner Gesamtheit bei weitem noch nicht so bestimmte kristallisierte Formen
angenommen hat als im Westen. Wir leben noch inmitten einer Schöpfungs-
periodc und die russische Schule hat noch eine lange und interessante Zukunft vor
sich. Als erfreulicher Beweis dessen kann jenes unmittelbare intensive Interesse,
mit dem ..lle sich in Rußland zu den Bildungsfragen verhalten, dienen.
Im Schicksal der Schule spiegeln sich in grellen Farben alle Erscheinungen
des gesellschaftlichen und staatlichen Lebens ab.
Besonders stark und wohltuend hat auf ihre Entwicklung das Auftauchen
eines neuen Faktors — der Volksvertretung — am Horizont der russischen Ge-
schichte eingewirkt.
Die Staatsduma hat eine neue Epoche in der Geschichte unserer Bildung
geschaffen, sie allein hat es bewerkstelligt, daß die Schule aller Stufen Objekt des
staatlichen Interesses geworden ist, sie hat die Idee des allgemeinen Unterrichts
eingeführt, indem sie auf gesetzgeberischem Wege die Kredite zu diesem Zweck
bewilligt und Termine zur Realisierung der Idee festgelegt hat. Nach 10 Jahren
hoffen wir, ungeachtet aller denkbaren äußerlichen und innerlichen Hindernisse,
in Rußland eine allen zugängliche und allgemein obligatorische Anfangsbildung
zu haben.
Was aber von besonderer Bedeutung ist —, die Volksvertretung hat mit
einem Male die Betrachtung der Volksbildung als einer Sache von geringerer
Wichtigkeit umgestürzt.
Während im Laufe von 105 Jahren der Eristenz des Ministeriums der Volkö-
aufklärnng die Kredite für die Volksbildung langsam 85 Millionen Rubel jährlich
erreicht haben, sind in den Jahren 1907—1912, d. h. im Laufe der fünfjährigen
Eristenz der jungen Volksvertretung, diese Assignationen genau auf das Doppelte,
d. h. bis 170 Millionen gestiegen. In dieser Weise kommen 5 Jahre des neuen
Regimes 105 des früheren gleich.
Es ist also kein Wunder, wenn die Freunde der Bildung in Rußland n-.it
großen Hoffnungen in die Zukunft blicken und radikale und erfreuliche Wendungen
»uf dem Gebiete der weiteren Entwicklung der Schule erwarten.

Pros. W. v. Bechterew:

Die soziale Auslese und ihre biologische Bedeutung.

Es herrscht heute in der Biologie das Grundprinzip des Kampfes ums Dasein, auf dem die bekannte Darwinsche Lehre über die natürliche Auslese, die ;ur Entstehung der Arten führt, beruht.

Wir wollen hier nicht auf das Wesen und auf die Bedeutung der Einwendungen eingehen, welche von der modernen Biologie gegen die Allgcmeingültigkeit der natürlichen Auslese erhoben werden, namentlich weil diese Frage von uns an anderer Stelle schon erörtert worden ist*).

Von außerordentlicher Wichtigkeit aber erscheint uns die Frage, in welchem Maße dem Prinzipe des Kampfes ums Dasein eine allgemeine Geltung im Reiche des Lebens zukommt. Die Allgemeingültigkeit dieses Prinzips wurde übrigens weniger wissenschaftlich bewiesen, als vielmehr von den Autoren als eine unwiderlegbare Wahrheit angenommen. Auch Darwin selbst brachte keine genügende positive Tatsache zugunsten der Allgemeinheit dieses Prinzips.

Der berühmte Biologe begründet einfach durch dieses Prinzip sein Urteil über die Wechselbeziehungen im Tierreiche, entwickelt es weiter und kommt so zur Schlußfolgerung der sogenannten natürlichen Auslese für die Entstehung der Arten.

Auch die geschlechtliche Auslese beruht bei Darwin auf demselben Gesetze des Kampfes ums Dasein, dessen Allgemeinheit dadurch noch mehr festgestellt werden soll.

Hat denn aber wirklich dieses schreckliche Gesetz eine solche Bedeutung bei den Lebewesen auf der Erde, und gibt es in der Tat nicht irgend ein wichtiges Korrektiv dagegen?

Zunächst wäre zu bemerken, daß keineswegs überall Lebensbedingungen vorliegen, wo ein Kampf ums Dasein überhaupt stattfindet. Der russische Biologe Danilewsky hob schon die Tatsache hervor, daß es im Sinne der Darwinschen Lehre bei gewissen Bedingungen überhaupt keinen Kampf gibt, ja nicht geben kann. Es ist jedem klar, daß der Kampf ums Dasein eigentlich nicht allgemein ist zwischen den Einzelwesen einer und derselben Art oder den verschiedenen Arten, sondern nur der Kampf ums Lebensrecht überhaupt, mit anderen Worten, das Erwerben der notwendigen Eristenzbedingungen in der Umgebung; erst wenn diese Bedingungen zur Sicherung des Lebens aller Einzelwesen

«) Psyche und Leben. Wiesbaden.

nicht ausreichend sind, entsteht ein Kampf ums Dasein zwischen den Einzelwesen selbst.
In verschiedenen Gegenden wird das Erwerben der notwendigen Lebensbedingungen bald mit größerer, bald mit geringerer Mühe erreicht; es erfordert aber vom Organismus jedenfalls einen gewissen Energieverlust.
Bei mehr oder weniger allgemeiner Gefahr, wie Überschwemmung, Kälte, Wärme usw. tritt die individuelle Anpassung nicht selten gegen die soziale Anpassung zurück; denn sowohl das Erwerben der notwendigen Eristenzbedingungen, wie der Schutz gegen allgemeine Gefahren erfordert häufig gemeinsame Anstrengungen einer ganzen Reihe von Individuen. Daher die biologische Bedeutung des sozialen Lebens, der wir schon auf den niedersten Stufen der Tierwelt, ja selbst im Pflanzenreiche begegnen. Darwin selbst verzeichnete bereits die Bedeutung des sozialen Wesens für die Entwickelung des psychischen Lebens. Dieses Prinzip tritt aber bei ihm hinter das Prinzip des Kampfes ums Dasein zurück.
Die Notwendigkeit des sozialen Lebens geht außerdem natürlicherweise aus der organischen Natur der Vermehrung hervor, welche wenigstens in der Paarungsperiode gemeinsame Eristenzbedingungen erfordert, bei monogamen Tieren ge< wohnlich sogar während der ganzen Dauer des Geschlechtslebens.
Kein Lebewesen, meint Espisas, ist einsam. Besonders die Tiere unterhalten zahlreiche Beziehungen zueinander, und zwar nicht nur die, welche in dauernder Gemeinschaft mit ihresgleichen leben, sondern es treten fast alle Tiere, durch biologische Forderungen getrieben, wenigstens zeitweise in kurze, aber enge Verbindung mit einem anderen Individuum derselben Art. Sogar dort, wo es noch keine Geschlechtsteilung gibt, finden wir schon einige Spuren des sozialen Lebens bei den Tieren, die wie die Pflanzen am gemeinsamen Wurzelstock befestigt sind, und bei denjenigen niedersten Lebewesen, die eine Zeitlang dem mütterlichen Organismus angewachsen sind, um später von ihm getrennt zu werden.
Die Massengeburten haben schon an und für sich die Notwendigkeit des sozialen Lebens in der ersten Zeit zur Folge. Man beobachtet es sogar beim Vertilgen der Raupen, da die letzteren, aus den Eiern gekrochen, sich zuweilen in einer ununterbrochenen Masse große Entfernungen lang fort bewegen und aneinander festhalten.
Selbstverständlich ist in Fällen eines zeitweiligen Aufenthaltes der Nachkommenschaft in einem Neste, wie bei Vögeln und Säugetieren, das soziale Leben tis zu einem gewissen Alter eine Lebensnotwendigkeit.
Hier verbindet die Natur notwendigerweise nicht nur das ältere Paar miteinander und das jüngere Geschlecht untereinander bis zu einer gewissen Periode, sondern erfordert auch für eine gewisse Zeitdauer das gemeinsame Leben des älteren Geschlechtes mit dem jüngeren, weil das letztere sich den Lebensforderungen noch nicht angepaßt hat.

Ausgemacht ist, daß wir bei den Schlangen der Erscheinung begegnen, daß die Mutter ihre Nachkommenschaft eines nach dem andern vom Baume herunterwirft und sich dann von den vollkommen angepaßt auf die Welt gebrachten Jungen für immer trennt. Auch hier bleibt aber das junge Geschlecht eine Zeitlang in einem Haufen, bis jedes Individuum genügend kräftig fürs selbständige Leben geworden ist. Bei allen höheren Tieren aber verwenden die Eltern, besonders die Mutter, viel Zeit und Energie auf die Sorge für die Nachkommenschaft, lebt mit der letzteren gemeinsam und ist ihr bei der Befriedigung der wesentlichen Lebensbedürfnisse behilflich.

In gewissen Fällen werden auch verschiedene Lebewesen zum gemeinsamen Leben von der Natur vereinigt und zwar nicht zur Ausnutzung des einen auf Kosten des anderen, wie es beim Parasitismus der Fall ist, sondern zum gegenseitigen Vorteil und zur Hilfe, wie wir es in den Fällen der Svmbiosis sehen, der wir auf verschiedenen Stufen des Tierreiches begegnen.

Abgesehen von allem andern, werden auch viele Arten durch das Bedürfnis des Erwerbens notwendiger Eristenzbedingungen und der Verteidigung gegen gemeinsame Gefahren zum gemeinsamen sozialen Leben gezwungen, wie wir es z. B. bei Termiten, Bienen und Ameisen und einer ganzen Reihe Wirbeltiere finden.

Daß die zwei erwähnten Umstände einen zum sozialen Leben zwingenden Faktor bilden, wird unter anderm dadurch bestätigt, daß bei einigen Arten die soziale Eristenz nur in den schwersten Lebensperioden anftritt, z. B. bei den Zugvögeln während des Zuges, bei anderen Vögeln und sonstigen Tieren während des Winters. Hier sieht man aufs deutlichste die Abhängigkeit des sozialen Lebens von Lebensbedürfnissen und nicht von eigentlicher Gewöhnung.

Es folgt daraus, daß das gemeinsame oder soziale Leben, das so verbreitet unter den Lebewesen ist, nicht aus den Neigungen einzelner Tiere hervorgeht, sondern es stellt eine gesetzmäßige biologische, durch das Lebensbedürfnis hervorgerufene Erscheinung dar.

Wenn dem aber so ist, wenn das soziale Leben durch das Lebensbedürfnis bedingt ist, kann man denn behaupten, daß in der Entwickelung und Vervollkommnung der Arten nur das Gesetz des Kampfes ums Dasein von Bedeutung ist, welches zur natürlichen Auslese führt, und wirken denn nicht daneben noch andere Wechselbeziehungen, die aus dem gemeinsamen Leben der Einzelwesen miteinander hervorgehen?

Wenn das soziale Leben aus dem Lebensbedürfnisse hervorgeht, so unterliegt es natürlicherweise auch bestimmten Gesetzen. Die erste und Grunderscheinung jedes sozialen Lebens überhaupt ist die Vereinigung zwischen den Mitgliedern und die Übereinstimmung der Handlungen einzelner Individuen, die ein kollektives Ganzes, eine Herde bilden, die dem Hauptführer folgt und nach seinem Beispiele die gleichen Bewegungen und die gleichen Handlungen ausführt. Cs handelt sich hier um die Grunderscheinung des sozialen Lebens, das bei jedem gemeinsamen

Eristieren beobachtet wird und das auf blinder oder unmittelbarer, durch das psychische Kontagium begründeter Nachahmung beruht.

Es ist kaum nötig, die mehr oder weniger allgemein bekannten Beispiele dazu anzuführen. Wir wollen nur bemerken, daß es sich in der menschlichen Gesellschaft, abgesehen vom psychischen Kontagium, noch um die gegenseitige Wortsuggestion handelt, welche als vereinigender Faktor in allen sozialen Gruppen der menschlichen Gesellschaft eine große Rolle spielt*). Zweifelsohne ist die Übereinstimmung in den Handlungen ein sehr wichtiger Faktor der biologischen Eristenz; denn das Handeln als Betätigung einer ganzen Herde oder Gesellschaft beim Schutze vor ungünstigen Bedingungen oder gegen den gemeinsamen Feind ist naturgemäß viel wirksamer, als das Handeln einzelner für sich. Das soziale Leben ist also ein sehr wichtiges Mittel im Kampfe ums Dasein; und man kann als Regel aufstellen, daß die sozial lebenden Individuen viel besser vor den ungünstigen Bedingungen und vor ihren Feinden geschützt sind, als die einzelweise lebenden. Eine neue Chance zum Überleben wird also hier nicht durch die bessere Anpassung des Organismus, nicht durch das Recht des Stärkeren gegeben, sondern durch eine bessere soziale Übereinstimmung der Handlungen, d. h. durch eine höhere Entwickelung des sozialen Instinktes und der sozialen Gewohnheiten.

Nach Espinas sind die Individuen ohne Gesellschaft nichts. In Gesellschaft vereinigt, büßen sie nichts von ihren natürlichen Rechten ein, ja sie gewinnen noch daran, und zwar desto mehr, je enger die sozialen Verbindungen sind und je größer die Zahl der in derselben inbegriffenen Individuen ist.

Ein ferneres Grundgesetz des sozialen Lebens ist die gegenseitige Hilfe in allen ihren Formen, die noch mehr zur Firierung aller sozialen Verbindungen und zur Verständigung des Gemeinwesens führt.

Die gegenseitige Hilfe ist die natürliche Folge der Übereinstimmung der Handlungen im sozialen Leben. Wenn die Übereinstimmung der Handlungen auf den Schutz gegen ungünstige Bedingungen oder einen gemeinsamen Feind gerichtet ist, so stellt sie schon eine auf ein bestimmtes Ziel gerichtete gegenseitige Hilfe dar.

Andererseits ist die gegenseitige Hilfe eine natürliche Folge derjenigen Gegenseitigkeit, die in der Paarungsperiode zum Vorschein kommt. Diese gegenseitige Hilfe der Paare wird dann bei den Sorgen um die Nachkommenschaft fortgesetzt.

Beispiele für diese gegenseitige Hilfe sind sowohl bei den Vögeln, wie bei den Säugetieren bekannt; es wäre überflüssig, uns damit aufzuhalten.

Auch die Sorgen um die Nachkommenschaft können nicht als einseitige Hilfe betrachtet werden, da die Jungen, wenn sie selbst Eltern werden, dieselbe Hilfe ihrer Nachkommenschaft leisten. Es ist also die gegenseitige Hilfe zwischen ver-

*) W. v. Bechterew. Die Stelle der Suggestion im sozialen Leben.

schiedenen Geschlechtern zeitlich hintereinander verteilt, wobei das ältere Geschleckt stets dem jüngeren behilflich ist.

Die gegenseitige Hilfe fällt in viel höherem Maße auf die schwächeren Elemente im Vergleich mit den stärkeren, welche die Hilfe der anderen nicht in solchem Maße brauchen. Die Gesellschaft unterstützt also ihre schwachen Mitglieder, wenn sie den anderen keinen Schaden bringen. Die Eltern unterstützen besonders diejenigen Jungen, die ihre Hilfe hauptsächlich brauchen und solange sie noch schwach sind. Dasselbe wird auch in bezug auf Einzelindividuen jeder Gesellschaft, wo die älteren und stärkeren die Führer und Beschützer sind, beobachtet. Es handelt sich daher im sozialen Leben nicht um das vorwiegende Überleben der angepaßteren Organismen, sondern um das Überleben wegen der allgemeinen Unterstützung auch der schwächeren Organismen, wenn sie nützliche oder wenigstens nicht schädliche Mitglieder der Gesellschaft sind.

Es gilt also hier das höhere soziale Prinzip der Hilfe und der Unterstützung des Schwächeren vor dem individuellen Prinzipe der Unterdrückung des Schwächeren, welches auf dem Rechte des Stärkeren oder Angepaßteren beruht, wie wir es in der sog. natürlichen Auslese sehen.

Ein sehr wichtiges Element des sozialen Lebens, besonders bei einem engen Zusammenleben der Individuen, ist das Prinzip der Arbeitsteilung.

Schon Plato erklärt ausführlich in seiner Politik dieses Gesetz der menschlichen Gesellschaft, weist auf seine reellen Motive hin, nämlich, daß 1. eine Arbeit nach natürlicher Neigung stets besser ausgeführt wird, als jede andere; 2. eine ununterbrochen geleistete Arbeit besser und mit weniger Mühe ausgeführt wird; 3. bei einer und derselben Beschäftigung weniger Zeit verloren wird.

Dieses alles gilt selbstverständlich gleicherweise für den Menschen, wie für die sozial lebenden Tiere. Es wird mit der Arbeitsteilung einerseits noch ein engeres Zusammenleben erreicht, da die arbeitenden Mitglieder der Gesellschaft voneinander abhängig sind und sich bei der Arbeit gegenseitig ergänzen; andererseits erreicht in diesem Falle die Gesellschaft noch bessere Ergebnisse in bezug auf die Sicherung des Lebens und schafft Elemente, die an eine mehr oder weniger begrenzte Tätigkeit angepaßt sind, sich aber schlecht in ein Leben außerhalb der Bedingungen der betreffenden Gesellschaft hineinfinden.

Die Bedingungen des sozialen Lebens stützen sich hier also nicht auf das Prinzip der Anpassung ans Leben überhaupt, wie wir es in der natürlichen Auslese von Darwin haben, sondern auf das Prinzip der Unterstützung des Individuums, welches eigentlich ans selbständige Leben gar nicht angepaßt ist und auf eine bestimmte Tätigkeit zugespitzt ist, zuweilen sogar auf eine solche, die wenig die Ernährung des Individuums selbst betrifft.

Schließlich stellt das Prinzip des Wetteifers einen sehr wichtigen Faktor des sozialen Lebens dar. Es ist allgemein bekannt, daß bei gemeinschaftlicher Arbeit dieselbe mit größerer Energie von den einzelnen Personen ausgeführt wird, als

wenn die letzteren einzeln arbeiten. Auch hier handelt es sich offenbar um dieselbe psychische Ansteckung, die zur Übereinstimmung der Handlungen und zur gegenseitigen Aufmunterung anregt. Die Arbeit ist dann erfolgreicher und ermöglicht die Aussonderung der am meisten arbeitsfähigen, folglich der in sozialer Beziehung nützlichsten Individuen, die auch gewöhnlich am meisten von der Gesellschaft unterstützt werden.

Es ist klar, daß bei sozialer Tätigkeit von den einzelnen Mitgliedern mehr Energie für das Allgemeine gebraucht wird, als beim Arbeiten einzelweise. Daraus folgt, daß im sozialen Leben nicht das Prinzip der Unterstützung der Stärkeren und der ans Leben Angepaßteren, sondern der in sozialer Beziehung Nützlicheren herrscht.

Wir sehen also, daß das soziale Leben dazu geführt hat, daß in der Natur eine Zuchtwahl nicht nur der ans Leben Angepaßteren vor sich geht, sondern auch der sozialen Individuen, d. h. solcher Individuen, die am besten an die Bedingungen der Gesellschaft und der sie erhaltenden gegenseitigen Hilfe angepaßt sind, die sich am meisten soziale Gewohnheiten aneignen, die am besten an die im sozialen Leben so übliche Arbeitsteilung angepaßt sind. Mit anderen Worten handelt es sich um die soziale Auslese, die in den Resultaten mit der Darwinschen Auslese wenig übereinstimmt.

Man kann erwidern, daß auch im sozialen Leben ein Kampf zwischen den Einzelwesen vor sich geht; denn, so natürlich die Tiergesellschaften (z. B. Bienen. Ameisen, Termiten, Biber) auch sind, kann es doch auch bei ihnen an Nebenbuhlerschaft nicht fehlen, geschweige denn in der menschlichen Gesellschaft, die den Charakter einer politischen sozialen Organisation trägt.

In der Tat muß man zugeben, daß in der Gesellschaft ein Wetteifer um das Vorrecht und um die Arbeitsregelung herrscht; es ist aber klar, daß es sich hier um die Nebenbuhlerschaft und um den Kampf nicht ums Dasein, sondern nm soziale Rechte und soziale Interessen handelt; und das ist nicht dasselbe. Hier findet selten ein Todeskampf statt, wie es im Kampfe ums Dasein der Fall ist, es treten gewöhnlich die sozialen Vorzüge des einen zum Vorschein; infolgedessen tritt der Schwächere zurück, und damit ist meist die Sache erledigt.

Diese soziale Nebenbuhlerschaft, die die Individuen selbst nicht vernichtet und infolgedessen die Art nicht zugrunde richtet, stellt einen außerordentlich nützlichen Faktor im sozialen Leben dar; es gelangen dadurch bei den Einzelwesen die sozialen Instinkte zur Entwickelung, und diejenigen Individuen, die am meisten an soziale Lebensbedingungen angepaßt sind, werden unterstützt.

Im sozialen Leben gibt es aber noch einen Faktor von ungeheurer Bedeutung, das ist die Erziehung, d. h. das Erwerben der jüngeren Geschlechter und überhaupt wenig erfahrener Individuen durch Nachahmung und Aneignung und in der menschlichen Gesellschaft auch durch Wortsuggestion und Überzeugung der Erfahrung älterer Geschlechter. Infolgedessen fördert das soziale Leben viel eher

die psychische Vervollkommnung der Individuen, als das abgesonderte Leben mit seinem Kampfe ums Dasein.

Es entsteht die Frage, ob die erworbenen Gewohnheiten (und um die handelt es sich hier) in der Nachkommenschaft durch erbliche Übertragung fixiert werden. Im Jahre 1871 suchte Brown S^quard durch seine bekannten Versuche mit künstlich bei Meerschweinchen hervorgerufener Epilepsie nach Durchschneidung des u. i»cdiaöwus die Übertragung dieser erworbenen Eigenschaft auf die Nachkommenschaft zu beweisen. Diese Versuche wurden im selben Jahre von Westphal, dann im Jahre 1875 von Obersteiner, später im Jahre 1890 von Dupuy und im Jahre 1895 von Romanes bestätigt.

Indessen bezweifelten Sommer im Jahre 1905 und später Mm Adam Wrzasek und Ad. Maeiesca*) auf Grund ihrer Versuche die erbliche Übertragung der künstlich hervorgerufenen Epilepsie der Meerschweinchen, und die Bedeutung dieses wichtigen Beweises für erbliche Übertragung der erworbenen Eigenschaften wurde sehr zweifelhaft.

Diese Frage wird aber bekanntlich jetzt von anderer Seite angegriffen. Erner zeigte die erbliche Übertragung der im frühen Alter erworbenen Gewohnheiten an Salamandern, am Arolotl und an anderen Amphibien.

Dieser Satz von der Übertragung aber bedarf noch weiterer wissenschaftlicher Beweise.

Das Wesen der Sache ändert sich dadurch nicht, daß wir im betreffenden Falle nicht die direkte erbliche Übertragung der Gewohnheiten haben, sondern die Übertragung desjenigen Mechanismus im Nervensystem, der bei entsprechenden Bedingungen die besonders leichte Angewöhnung des vom älteren Geschlecht Erworbenen ermöglicht.

Nehmen wir an, daß das Erwerben der Gewohnheiten auf die Nachkommenschaft auf biologischem Wege nicht übertragbar ist. Doch gibt es in den Bedingungen des sozialen Lebens einen ganz besonders beachtenswerten Faktor, der die Übertragung des vom älteren Geschlechte Erworbenen auf das jüngere bewirkt. Das ist die soziale oder psychische Erblichkeit, d. h. die unmittelbare Übertragung, bedingt durch nachahmende Empfänglichkeit und durch den Vorgang der psychischen Aneignung der Jüngeren uud weniger Erfahrenen**). Es findet im sozialen Leben eine Übertragung der persönlichen Erfahrung von Geschlecht zu Geschlecht statt; infolgedessen wird das vom älteren Geschlechte Erworbene von der Nachkommenschaft geerbt, nur nicht auf biologischem, sondern auf sozialem Wege.

*) Lull, intern, äs I'^eas. äs» Loisnos» 6s Oacovi« No. 313. «»« 1910 p. 179.

") W. v. Bechterew. Psyche und Leben. Wiesbaden. Derselbe. Nsvus ?8?ot»o!. knzc. 3 1911. Lruxslls». Derselbe. Iourn. f. Psycho!, und Neurologie.

Es ist klar, daß die Empfänglicheren und für Nachahmung und Aneignung Begabteren mehr im Leben bevorzugt werden, als die körperlich stärkeren Organismen, da die bessere Aneignung und Ausnutzung der Erfahrung älterer Geschlechter eine viel wichtigere Rolle im Leben spielen muß, als die körperliche Kraft; wird doch der Mangel an letzterer durch die gegenseitige Hilfe anderer Mitglieder der Gesellschaft ergänzt.
Die empfänglichsten Elemente der Gesellschaft also, mit anderen Worten die Elemente, bei denen die sozialen Instinkte am meisten zur Entwickelung gelangten, folglich die nützlichsten Gesellschaftsmitglieder, die offenbar auch geistig am begabtesten sein müssen, werden nicht nur im sozialen Leben, sondern im Leben überhaupt bevorzugt.
Sie übertragen ihrerseits ihre höheren Eigenschaften auf die weniger Erfahrenen als ihre Leiter. Daraus folgt, daß das soziale Leben und die eng mit ihm verbundenen Bedingungen die besten Eigenschaften der neuropsychischen Tätigkeit hervortreten lassen, wie die Empfänglichkeit, die Geistesgegenwart, die Gewandtheit, die Gabe für gegenseitige Hilfe und Arbeitsteilung, und dadurch die progressive Vervollkommnung derjenigen großen Gruppe der Psychoreflere sichern, welche das Resultat der Tätigkeit der höheren Hirnzentren darstellen.
Es folgt daraus, daß das soziale Leben und die Vervollkommnung ver neuropsychischen Organisation unumgänglich und eng miteinander verbunden sind.
Wenn also das biologische Prinzip der natürlichen Auslese zur Vervollkommnung der körperlichen Organisation führt, so beruht auf dem von uns angenommenen Prinzipe der sozialen Auslese die allmähliche Vervollkommnung der Sphäre der höheren psychischen Reflere, die die Wechselbeziehung mit dem Milieu und mit der Gesellschaft festsetzen.
Dieser sozialen Auslese verdanken ihre Entwickelung diejenigen hohen Eigenschaften der Übereinstimmung der Handlungen, der gegenseitigen Hilfe, der Arbeitsverteilung und des Wetteifers, auf denen das Mitarbeiten aller Lebewesen überhaupt beruht, und die zur Entwickelung der Weltmoral führen, deren Ursprung in den sozialen Lebensbedingungen zu suchen ist.
Damit wäre unsere Aufgabe erledigt; doch möchten wir, wenigstens mit einigen Worten, die menschliche Gesellschaft nicht unberührt lassen. Die menschliche Gesellschaft erinnert selbstverständlich in vielem an die Gesellschaft der Tiere, doch ist sie mit der letzteren nicht identisch. Nach Hobbes eristiert ein großer Unterschied zwischen den natürlichen Gesellschaften und der menschlichen, die so zu sagen das Resultat eines Vertrages darstellt.
„Die Natur gibt uns Beispiele von Gesellschaften der Tiere, wie z. B. Ameisen, Bienen, Biber; sie sind aber nicht im geringsten der menschlichen Gesellschaft ähnlich. Die sie bildenden Tiere verdienen keineswegs den Namen der 5H« noXmxH, Die Mitarbeit, die sie in der Gemeinschaft zeigen, ist von ihrem Willen unabhängig; sie geschieht so zu sagen spontan; es gibt unter ihnen keine

Nebenbuhlerschaft, keinen Haß, keine Empörungen. In ihren Republiken ist die vollständige Harmonie trotz des Fehlens irgend einer zentralen Macht bewahrt." (Zit. nach d. russisch. Übersetzung von Espinas, Das soziale Leben der Tiere.)
Indessen herrschen auch in den politischen Gemeinschaften der Menschen dieselben allgemeinen Gesetze, wie Übereinstimmung der Handlungen, gegenseitige Hilfe, Arbeitsteilung und Wetteifer, von denen oben die Rede war.
Leider hebt die politische Gemeinschaft der Menschen das sozial-egoistische Prinzip der Übermacht der einen politischen Gesellschaft vor der andern hervor, was zum gegenseitigen Hasse dieser Gesellschaften führt, welcher in den Kriegsperioden alle Produkte des langjährigen sozialen Lebens schwächerer Völker vernichtet.
Dieser soziale Haß, der auch im Tierreiche bekannt ist und das Prinzip des individuellen Kampfes ums Dasein abspiegelt, hat aber als Gegengewicht ein anderes Prinzip, das Prinzip der Einigung und der friedlichen Mitarbeiterschaft der Völker, welches eine weitere Entwickelung der von uns betrachteten Gesetze des sozialen Lebens darstellt.
Das letztere Prinzip erhält offenbar in den menschlichen Gesellschaften, wenn auch langsam, einen stets wachsenden Wert. Es wird von den großen Geistern der Menschheit entwickelt; unter denen sind auch unsere russischen Philosophen W. Solowjew und L. Tolstoi.
Die Meinungsdifferenzen betreffen hier nur Einzelheiten. Man kann z. B. annehmen, daß die allgemeine Einigung der Menschen durch irgend ein allgemeines Prinzip, z. B. das religiöse oder das moralische errreicht werden wird, oder sie wird als eine allmähliche Evolution der Verstaatlichung entstehen; auf dem Boden des friedlichen Nebeneinanderlebens einzelner Völker entstehen Bedingungen zu Bundesverhältnissen zwischen den einzelnen Völkern und zur Bildung eines einzelnen Weltstaates auf der Erde.
Der russische große Moralist Tolstoi bejahte bekanntlich das erste Prinzip und verneinte alle partiellen Gemeinschaften der Menschen. In seinem bekannten Briefe an den slavischen Kongreß in Sofia meint er: „Die Vereinigung der Menschen ist nicht nur die wichtigste Sache der Menschheit, sondern ich sehe darin den Sinn, den Zweck und das Wohl des menschlichen Lebens."
Zweckmäßig und wünschenswert ist aber nach ihm nur die Vereinigung aller Menschen und nicht die partiellen Vereinigungen, die schädlich sein sollen; das Prinzip für die allgemeine Vereinigung ist die religiöse Basis, da sie von allen gleich anerkannt wird. Er glaubt, daß die partielle Vereinigung die allgemeine ausschließt, mit anderen Worten, die Vereinigung der Familie, der Gemeinde, des Stammes, des Staates, des heiligen Bundes der Staaten schließt die Vereinigung der ganzen Menschheit aus; die letztere steht im Widerspruche mit jeder partiellen Vereinigung überhaupt.

Ist dem aber wirklich so? Widersprechen denn in der Tat die partiellen Vereinigungen den allgemeinen? Im Gegenteil, es liegt jeder Grund vor, anzunehmen, daß die allgemeine Vereinigung nicht anders als durch die partielle erreicht werden kann. Auf der Familie beruht die Stammesvereinigung, auf dem Stamme der Staat und der letztere ermöglicht den Übergang zum allgemeinmenschlichen Staate bei der Entwickelung der Weltmoral.
Wenn bis jetzt die partiellen Vereinigungen der Menschen in Form von staatlichen Einheiten oder Bündnissen zwischen den einzelnen Staaten zur Unterjochung anderer führten, so liegt es daran, daß der Grund für diese Vereinigung eigentlich die Verneinung aller moralischen Prinzipien war. Es ist aber klar, daß die partielle Vereinigung nicht auf der grob-egoistischen Bestrebung zur Unterjochung des einen Volkes durch das andere beruhen darf, sondern auf einem von allen Völkern annehmbaren und für alle Völker vorteilhaften Prinzipe.
Da andererseits die Vereinigung der ganzen Menschheit nur auf allgemein menschlichen Idealen der gegenseitigen Liebe und Achtung der Völker beruhen kann, so kann auch die allgemein-menschliche Vereinigung nur auf dem Boden der allgemeinen Brüderschaft, Gleichheit und kultureller Freiheit einzelner Völker entstehen.
Man darf also die allgemein-menschliche Vereinigung sich nicht in Form einer die Stammesvereinigungen aufhebenden Nivellierung aller Völker vorstellen. So wie die individuellen Eigentümlichkeiten einzelner Völker notwendige Qualitäten der Persönlichkeit sind, die den Fortschritt der Gesellschaft und ihrer originellen Entwickelung sichern, so ist die Individualität der Völker eine notwendige Bedingung des Fortschrittes der Menschheit und ihrer geistigen Entwickelung. Jedenfalls wird erst dann die Vereinigung der Völker eintreten, wenn sich die einzelnen Staaten in der Richtung der altruistischen Prinzipien entwickelt haben.
Wir schließen mit dem Wunsche, daß die Menschheit in den Bedingungen des sozialen Lebens einzelner Völker stets in ihren Mitgliedern die höheren sozialen Gewohnheiten zur Entwickelung bringe, d. h. diejenigen Psychoreflere, welche die Einigung, die gegenseitige Hilfe, die Arbeitsteilung und den Wetteifer erhalten und gleichzeitig den Nationen- und sozialen Haß und die heutzutage so verbreitete Menschenfeindschaft beseitigen; denn für die Sicherung des allgemein menschlichen Fortschrittes gilt nur die Devise: Durch allgemeine Kräfte zum allgemeinen Wohl.

Maxim Kowalewsky:
Die Entwicklung des soziologischen Gedankens
in Rußland.

Sehr geehrter Herr und lieber Kollege im Internationalen
Institut für Soziologie!

Sie bitten mich, Ihnen in kurzen Worten die typischen Momente
des soziologischen Gedanken« in Rußland zu charakterisieren. Aber
wissen Sie auch, daß Sie mich dadurch in eine sehr schwierige Situation versetzt
haben? Die Sache ist nämlich die, daß die wenigen Russen, welche die Resultate
ihrer Forschungen auf dem Gebiete der Soziologie veröffentlichten, ihre Werke
entweder französisch, wie mein Freund E. de Robertn und der uns unlängst ent-
rissene Kollege I. Nowikoff, oder aber deutsch schrieben, wie das gleichfalls ver-
storbene Mitglied des Instituts Lilienfcld. Während de Roberty sich an die Spitze
einer vorläufig noch kleinen Gruppe der Neo-Positivisten gestellt hat, erscheinen
Nowikoff und Lilienfeld zweifellos als die geistigen Erben Herbert Spencer's.
Ich weiß nicht, ob ich auch meinen Namen denen der eben erwähnten Forscher
anreihen darf. Der Gegenstand meiner Untersuchungen war eigentlich viel eher
Evolution des Rechts und der Rechtsinstitute, als die Soziologie im weiten Sinne
des Wortes. Was die letztere anbelangt, so habe ich nur einen populären Kursus
der Soziologie veröffentlicht, der aus teilweise in Paris, teilweise in Petersburg
gehaltenen Vorträgen entstanden ist; sodann noch ein ziemlich umfangreiches
Werk, in dem die modernen soziologischen Systeme dargelegt und einer Kritik
unterworfen werden. Wenn ich diese Arbeiten von mir erwähne, so will ich
damit nur gesagt haben, daß sie gerade so gut in Paris oder London, als in der
„nordischen Palmyra" entstehen konnten. In meinen soziologischen Ansichten
schließe ich mich unmittelbar dem „Kursus der positiven Philosophie" an; die
„soziale Statik" von Comte ist für mich die systematische Darlegung der von
den konkreten Wissenschaften gezogenen Schlüsse in bezug auf die Gesellschaft;
der Aufbau einer soziologischen Wissenschaft unter Fortlassung der Theorie des
Progresses erscheint mir unmöglich. Der Progreß aber ist für mich nicht das
Anwachsen des menschlichen Glückes, sondern die Entwicklung der menschlichen
Solidarität in Verbindung mit der fortschrittlichen Evolution der Erkenntnis
und der Selbstbestimmung der Persönlichkeit.
Ich würde der Wahrheit Gewalt antun, wollte ich behaupten, daß die oben-
erwähnten Autoren mit Einschluß meiner selbst irgendwelche Popularität in Ruß-
land genießen. Die Namen de Robert«, Lilienfcld und besonders Nowikoff sind in
Frankreich, Deutschland und England bekannter als in Petersburg, Moskau

oder Odessa, wo man Nowikoff viel eher als Direktor einer Sektfabrik und konservativen Abgeordneten der Stadtduma, denn als einen politischen Philosophen und Soziologen kennt. Und was mich persönlich anbelangt, so bin ich den weiten Kreisen der russischen Gesellschaft als Professor des Rechtes und als Mitglied der Opposition im Staatsrat bekannt, keineswegs aber als positivistisch denkender Soziologe. Und doch bildet meine Anerkennung der in der „wissenschaftlichen Philosophie" dargelegten Grundprinzipien das Leitmotiv alles dessen, was ich schrieb. Arbeiten wie „Die ökonomische Entwicklung Europas", „Der Ursprung der modernen Demokratie", „Das ursprüngliche Recht", „Die Gcschlechtsverfassung", „Das moderne Gewohnheitsrecht und das alte Gesetz" bekunden schon allein dura) ihren Titel meinen Wunsch, der Idee des sozialen Fortschrittes eine feste Begründung in den Tatsachen zu geben. Ich ging an alle diese Probleme heran unter dem zweifellosen Einfluß der Evolutiouslehre, die selbstverständlich nicht allein durch das Genie Darwins ins Leben gerufen und auf dem Gebiete der gesellschaftlichen Beziehungen von Comte begründet wurde, noch lange bevor das große Werk „Über die Entstehung der Arten" oder die ersten soziologischen Arbeiten von Spencer erschienen sind.
Der Hauptgrund dafür, daß die sich den westlichen Schulen anschließenden russischen Soziologen keinen tieferen Erfolg im eigenen Naterlande zu verzeichnen haben, liegt meines Erachtens darin, daß die russische Gesellschaft, hingerissen von ihrem ungeduldigen Streben nach besseren ökonomischen und politischen Formen, sich mit der Idee der notwendigerweise langsamen Transformationen nicht abfinden kann und sich nach einem Wunder, d. h. künstlichen Gebilden sehnt. Cin solches Wunder aber, wenn man von der göttlichen Vorsehung absieht, kann nur die Sache des allermächtigsten Bundes sein — ich meine dee Staates. Es gibt kein anderes Land in der Welt, wo die Grundidee von Hobbes weniger veraltet erscheint, als gerade Rußland. Sie allein stellt das gemeinsame Gut dar, das sowohl den Verfechtern der Ordnung, als auch denen der Zerstörung eigen ist. Revolutionäre aller Schulen — mit Ausnahme der Anarchisten, welche, wie eigentümlich es auf den ersten Blick erscheinen mag, trotz Bakunin und Kropotkin, keine tiefen Wurzeln gefaßt haben, eben weil sie den Staat als solchen negieren — die Revolutionäre — sage ich — sind nur insofern auf die Usurpation der Macht und die Diktatur des Proletariats erpicht, als sie keine Zweifel hegen, durch Direktiven von oben die soziale Struktur und die bestehende Ordnung zum allgemeinen Wohl von Grund aus ändern zu können.
Aber auch die modernen Träger der Macht sind weit davon entfernt, an der Möglichkeit zu zweifeln, den Gang der Geschichte und die Grundfesten der ökonomischen oder politischen Organisation aus eigener Machtvollkommenheit ändern zu können. Sonst würde die Regierung nicht den Gedanken gefaßt haben, in so kurzer Frist fast 100 Millionen Bauern, die bis dahin an die „Obschtschina" und den unteilbaren Familienbesitz gebunden waren, zu Privateigentümern zu

machen. Das ist zweifellos nicht weniger „künstlich", als die Idee des Loskaufs eines Teiles des den Grundbesitzern gehörigen Bodens von selten des Staates und dessen Verteilung unter die landlosen und landarmen Bauern. Diese Aufgabe wurde bekanntlich von der ersten Duma ins Auge gefaßt, die deswegen auch die revolutionäre oder „die Duma des Volkszornes" genannt wird. Es wäre jedenfalls irrig, zu glauben, daß die Idee von der Überführung des Grundeigentums aus den Händen der mehr oder weniger ruinierten Adelsfamilien in die Hände der wirklichen Bebaucr des Bodens in unserer Zeit etwa ganz außer acht gelassen wurde. Im Gegenteil — der Staatskredit betrachtet diese Mobilisation des Eigentums als eine seiner wichtigsten Aufgaben, indem er zu diesem Zwecke Land bei den Gutsbesitzern ankauft und es den aus der „Obschtschina" austretenden Bauern zu bequemen Ratenzahlungen verkauft. Diese ganze sogenannte „bodeneinrichtende" Operation, die dem Fiskus recht teuer zu stehen kommt, wird von der Regierung auf Kosten der aus dem Volke herausgepreßten Steuern vollzogen.

Aber der Staatskredit stellt sich noch andere, nicht weniger weite Aufgaben; in der Form einer besonderen Adelsbank sucht er dem dominierenden Stande des Reiches in seinem Kampf gegen die Schuldüberlastung zu helfen, um somit die Notwendigkeit der endgültigen Liquidation ihrer Besitzungen hinauszuschieben. Die dritte Staatsduma fand, daß der Fiskus von all diesen Aufgaben noch zu wenig in Anspruch genommen wird, und wies ihm noch eine neue Form des Staatskredites zu, nämlich des Kredites an die Semstwo's und Städte mit der Bestimmung, nützliche aber langsam sich vergütende Einrichtungen für das allgemeine Wohl zu treffen.

Wenn man noch bedenkt, daß bei ziemlich oft auftretenden Mißernten, welche große Gebiete des Reiches heimsuchen, die Regierung den ganzen Kampf gegen das Unheil auf sich nimmt, indem sie auf Hilfeleistung seitens der Gesellschaft systematisch verzichtet; daß Hunderte von Millionen Rubel von der Regierung zum Zwecke der Ernährung der Hungernden, der Organisation von öffentlichen Arbeiten im Sinne Turgot's, der Verteilung von Samen an die Bauern verausgabt werden; wenn man das alles bedenkt, beschleicht einen unwillkürlich die Vorstellung, daß die Reichtümer des russischen Fiskus unerschöpflich sind, daß alle Krösusse und Rockefeller nichts sind im Vergleich mit Herrn Kokowtzow, der in seiner Eigenschaft als Finanzminister über den größten Metallfonds in der Welt verfügt, unter bescheidener Mitarbeit der Budgetkommissionen unserer beiden Häuser und der Kontrolle der Mitglieder des eigenen Kabinetts.

Der Vorsitzende des Ministerrats hält auch in seiner Eigenschaft als Finanzminister die Schlüssel der Ausgabenkasse in seinen Händen, sowohl der wichtigsten vom Staate angekauften Eisenbahnlinien, die sich von den Grenzen Preußens nnd Österreichs bis zu den Küsten des stillen Ozeans ausdehnen, als aller Branntweinläden des Reiches. Auf Kosten derselben Kasse läßt er die mit so

großen Unkosten verknüpfte Amurlinie bauen. Nicht genug damit — vom
nächsten Jahre an beginnt die Ablieferung eines für dreißig Jahre bestimmten
Quantums Petroleum, die zu einem für die gleiche Frist von vornherein bestimmten
Preis seitens der Unternehmer erfolgt, welche das Ausbeutungsrecht auf dem
naphthatragenden Boden von der Regierung gepachtet haben, und diese ganze
Operation wird ebenfalls unter die Kontrolle der Regierung gestellt. Der Finanz-
minister ist es auch, der das Quantum der von den Zuckelfabrikanten zu produzieren-
den Raffinade und feinen Zuckers normiert und den Preis dieses unentbehrlichen
Produktes auf einer Höhe erhält, die es unerschwinglich für die große Masse macht.
Und endlich hängt von ihm die materielle Blüte der russischen Fabriken und
Werke ab, weil dank seiner Tätigkeit und den von der Regierung mit den anderen
Ländern geschlossenen Handelsverträgen der hohe Zolltarif aufrechterhalten wird,
was quasi für das Wohl der arbeitenden Bevölkerung unentbehrlich sei —, als
ob letztere nicht die Hauptmasse der Konsumenten abgäbe. Die Regierung hat
es in ihrer Hand, die Grundbesitzer zugunsten von Industriellen zu ruinieren und
allenfalls beide Klassen in ewiger Angst vor so oder anders gearteten Schut-
z-
maßnahmen und Reglements zu halten, die geeignet wären, den Wohlstand einer
Bevölkerungsschicht auf Kosten einer anderen zu heben. Selbst die Kosten der
Volksbildung, nicht nur der höheren und mittleren, sondern auch der niederen,
werden größtenteils den Millionen entnommen, die die Kronskasse zur Erhaltung
sowohl der Reichs- als auch der unter die oberste Kontrolle des Snnods gestellten
Kirchenschulen gewährt. Während die Kirche in England der Regierung zu Hilfe
kam, indem sie auf eigene Kosten Primär- und Sonntagsschulen gründete, gewährt
Rußland, wenn nicht auf legislativem, so auf administrativem Wege einige
Millionen jährlich für die Förderung der Aufklärungsmission, die der Klerus als
Volkslehrer auf sich genommen hat, und dies unabhängig von einer speziellen
Kirchspielbesteuerung für die Bedürfnisse der Kirchenschulen.
Wenn man zu alledem noch hinzufügt die Besorgtheit der Regierung um
eine „gesunde", d. h. von der Bureaukratie gebilligte geistige Nahrung (betreffend
Bücher, Zeitschriften und Tagespresse) nicht nur für Kinder und die heran-
wachsende Jugend, sondern auch für die Erwachsenen, wenn man sich die gleich-
zeitig sowohl auf gerichtlichem als auch auf administrativem Wege durchgeführte
Verfolgung der Redakteure und Herausgeber von Zeitungen, Broschüren und
Büchern in Erinnerung ruft — wenn man sich das alles vergegenwärtigt, dann
muß man zugestehen, daß Hobbes, sollte ihm eine Auferstehung aus dem Grabe
vergönnt sein, im russischen Kaiserreich denjenigen Leviathan mit der unendlichen
Anzahl von Fühlhörnern anerkennen müßte, als welcher der Staat in seiner Vor-
stellung figurieren mußte — der Staat als Schöpfer des Eigentums und Rechtes,
als Richter über Gut und Böse.
Während die sozialistische Partei gewissermaßen als vogelfrei betrachtet
wird, während allerlei Arbeitervereine zum Zwecke der allgemeinen Aufklärung

wenige Monate nach ihrem Entstehen aufgehoben werden, finden die Ideen des Staatssozialismus, insofern sich in ihnen das ältere Prinzip der staatlichen Bevormundung und der in alle Sphären des sozialen Lebens eingreifenden Staatsintervention widerspiegelt, freie und mit auffallender Geschwindigkeit sich vollziehende Verkörperung in den Maßnahmen, die vom Staatsministerium teilweise mit, teilweise ohne Genehmigung der beiden Kammern durchgeführt werden.
Das russische Reich steht nicht nur an der Spitze eines nach Millionen zählenden Heeres und einer aufstrebenden Flotte — es verfügt auch zu jeder Stunde über die Möglichkeit, die Verwirklichung dieser oder jener Kulturaufgaben hintanzuhalten, um die dafür veranschlagten Mittel zur Defensive oder Offensive zu verwenden. Durch seine Ausdauer und die daraus herrührende Beharrlichkeit kann Rußland zum gcfäbrlichen Gegner jedes beliebigen wirklich koustituticuellen "der parlamentarischen Staates werden. Seiner Natur nach könnte es am besten von Preußen begriffen werden, nicht nur weil der Staatssozialismus Bismarcks noch in jedermanns Gedächtnis ist, sondern auch weil sich der Polizeistaat in der Mark Brandenburg Jahrhunderte lang aufrecht erhalten und seinen Ausdruck in der politischen Literatur in der bekannten Doktrin von Stahl gefunden hat, die noch vor kurzem von den russischen Universitätskathedern gelehrt wurde.
Der Glaube an die Oinuipoten; des Staates und an die Möglichkeit, durch Staatsintervention der natürlichen Evolution der Gesellschaft eine andere Richtung zu geben, ist als Ursache dessen zu betrachten, daß in den letzten Dezennien diejenigen Werke und Artikel sich der größten Popularität erfreuten, in welche.,, zur großen Bestürzung der Positivisten, die sogenannte subjektive Methode in der Soziologie zur Durchführung gelangte. An der Spitze der Bewegung standen angesehene Männer und Gelehrte, hervorragende Publizisten und Literaturkritiker, wie Peter Lawrof, Nik. Michajlowskn und Prof. Karejeff. Auch jetzt noch wird in Rußland von manchen behauptet, daß Michajlowskn im einzelnen lange vor Tarde die gleichen Lehren verkündet hätte. Da aber Tarde, soweit mir bekannt ist, stets ein Anhänger der objektiven Methode gewesen ist, so scheint mir in diesen Behauptungen wenig Positives enthalten zu sein. In ihren Versuchen, die Rolle der Persönlichkeit in der Geschichte oder, wie einer unter ihnen, Michajlowst>, sich ausdrückt, die Wechselwirkung zwischen den Helden und der Masse aufzudecken, haben die oben erwähnten Schriftsteller eine tiefe Belesenheit und zweifelloses Talent bekundet. Aber in ihrem durchaus anerkennenswerten Bestreben, die politische und soziale Organisation ihres Vaterlandes einem möglichst raschen und radikalen Umbau zu unterwerfen, haben sie notwendigerweise die Wichtigkeit des persönlichen Elementes in der Geschichte übertrieben und sind nicht in genügendem Maße von der durchaus richtigen Idee Goethes durchdrungen, daß selbst die revolutionäre Tätigkeit eines Genies nur dann große und das Volkswohl fördernde Resultate zeitigen könne, wenn diese „am rechten Ort und zur rechten Zeit"

erschien. Übrigens kann man sich kaum wundern, daß gerade in Rußland noch der Glaube an diese Recken, wie der verstorbene Stolypin sich ausdrückt, sich erhalten hat — ist doch das ganze russische Reich nichts anderes, als das Ergebnis der schöpferischen Tätigkeit eines solchen Recken. Ich meine Peter den Großen, der wie durch ein Wunder den halb-asiatischen moskowitischen Staat in eine europäische Macht verwandelt und ihr die weittragende Mission der Verbreitung der Zivilisation im Osten und des Schutzes der Interessen des SlaventumS gegenüber allen Versuchen einer künstlichen Germanisierung zuerteilt hat.

Peter der Große — ist es nicht ein schlagender Beweis, daß es, Hand in Hand mit der historischen Evolution, auch etwas gibt, was die Engländer mit „Schöpfer der Ereignisse" bezeichnen, wenn sie z. B. von „malliuß nt Nußlanä" oder irgend eines anderen Landes sprechen? Ins Vulgäre übertragen, könnte man vom Zusammentreiben von Reichen, Königreichen und Republiken durch den mächtigen Hammer der großen Reformatoren sprechen, deren es leider in der Geschichte der Menschheit nicht allzu viele gibt. Sie hat nicht immer die ruhmreichen Taten von Alerander und Cäsar zu verzeichnen — es gibt auch Perioden von Balthasar und Romulus Augustulus. In diesen Perioden wird der Fortschritt der Menschheit nicht durch die Anleitung von oben gefördert, sondern durch die auf den ersten Blick spontanen Prozesse, die in den tiefsten Tiefen des Volkslcbens vor sich gehen. Diese Prozesse aber werden ihrerseits gefördert durch die Wechselwirkungen derjenigen zwei Faktoren, auf die Tarde mit Recht immer wieder hingewiesen hat, — nämlich durch die schöpferische Tätigkeit in Wissenschaft, Technik, Kunst und sozialer Organisation einerseits nnd durch Nachahmung und Anpassungsfähigkeit der Massen andererseits.

Georg Adam:

Das Jahr 1812 im Volksliede der Russen.

Es ist ein eigenes Lied, das die russische Seele singt, — dieses großen Volkes träumender Kinder, in der das Gefühl der Unermeßlichkeit, der Unendlichkeit durch die Natur ihres Landes geweckt und harmonisch begleitet wird. Seine Unermeßlichkeit aber ist die Ebene, und alles, was sich aus ihr erhebt, erscheint doppelt riesenhaft und ehrfurchtgebietend. Es ist das Land der großen, gleichen, gläubigen, hingebenden Masse und der übermächtigen Riesen und selbstherrlichen, grausamen und doch angebeteten Zaren. Zu Iwan dem Schreck» lichen, dem furchtbar gewaltigen Zaren, blickt das einfache russische Volk mit

andächtiger Bewunderung, fast mit Liebe empor. Mit der Kraft der Geduld und des Duldens überwand es die wilden Tataren, die Jahrhunderte lang seine Herren waren, der passive Widerstand des russischen Volkes war es auch vor allem, dem die Macht Napoleons, des Kriegsgottes, der „goldene und silberne Adler vor seinen Siegeswagen gespannt hatte", nicht gewachsen war. Und dies Duldervolk erhebt sich in uralten epischen Gesängen, den „Bylinn", den „Liedern vom Gewesenen", an den Taten der Riesenhelden, die es geboren hat. Sein Liebling ist der „alte, alte Kosak" Ilja Muromjez, kein Göttersohn wie die Helden anderer Völker, der Sohn des Bauern Iwan, der dreißig Jahre lang gelähmt am Ofen saß, bis fremde Pilger ihn aufriefen zu Wundertaten, zu Kämpfen mit Naturgewalten, dem Räuber Nachtigall, der in den Wipfeln von neun Eichen lagerte, mit fremden Riesen und Schwärmen feindlicher Heere. Diese Lieder aber sind so dem Innersten seines Herzens entsprungen und dem Geiste des Volkes so lebendig gegenwärtig, daß sie in ihren Strom auch die Ereignisse und Helden der Geschichte bis zur nächsten Gegenwart hineinziehen. So singen sie von Iwan dem Schrecklichen, Peter dem Großen, auch des „preußischen Königs", Friedrichs des Großen, gedenken sie, gegen den die Kinder Rußlands kämpfen mußten, und wie von den Tatareneinfällen, berichten sie von dem Heereszuge der Franzosen.

Vor wenig mehr als einem Jahrhundert begann man diese bei einfachen Bauern verborgenen reichen Schätze zu heben, zu sammeln, zu ordnen und für die Zukunft zu sichern. Den Anstoß gab die Sammlung von Kirscha Daniloff, welcher eine Anzahl von Liedern aus der Gegend von Perm aufgezeichnet hatte, von denen ein Teil im Jahre 1804 unter dem Titel „Alte russische Gedichte" („DrevuiM l'u»«lli^l>, »ticdotvoreuijll') herausgegeben wurde. Vollzählig, es waren 61, wurden fil 1818 von Kalajdowitsch veröffentlicht. Einer der weiteren Sammler, P. I. Rnbnikoff, welcher im Jahre 1860 seine Tätigkeit begann, gibt eine anschauliche Schilderung davon, wie er zur Kenntnis der Bylinen gelangt ist. Als Bauer gekleidet wagte er sich in einem ärmlichen Boote von PetrosawodSk, wo er als Beamter beschäftigt war, über den Onega-See, um in den Dörfern des jenseitigen Ufers vielleicht endlich einmal seinen sehnlichsten Wunsch befriedigen zu können, einen jener Rhapsoden zu hören, von denen man ihm erzählt hatte, daß sie nicht nur geistliche Lieder wie die Pilger, „Kaleki", sondern auch von der Vergangenheit zu singen wissen. Ein Unwetter, das sie unterwegs überraschte, zwang ihn, mit seinen Begleitern auf einer kleinen Insel zu übernachten, wo sich um eine Hütte bereits mehrere Schiffer versammelt hatten. Er hatte noch nicht lange geschlafen, als seltsame Töne ihn weckten. „Ich hatte", so erzählt er, „schon viel Lieder und geistliche Gesänge gehört, doch diese Weise kannte ich nicht. Lange konnte ich mich nicht entschließen, mich ganz zu ermuntern, ich war zu glücklich unter dem Eindrucke des mir so völlig Neuen. Als ich die Augen auftat, sah ich wenige Schritte von mir einen grauhaarigen

Vauern mit vollem weißen Barte, munteren Augen und gutmütigem Gesichte. Das war der Sänger. Er saß auf Baumrinden am halb erloschenen Feuer, wandte sich bald an diesen, bald an jenen von seinen Gefährten, und Gelächter unterbrach zuweilen sein Lied." Die Sänger und Sängerinnen, „Skasiteli", eigentlich „Erzähler", genannt, fanden sich fast ausschließlich unter dem Bauernstande, sie sangen zum eigenen und der Nachbarn Vergnügen, halb rezitierend, in wenigen monotonen Melodien die fast völlig reimlosen Lieder, ohne viel Acht auf Rhythmus zu geben. Von den Ufern des Onega-Sees gewann auch A. F. Hilferding seine Lieder („OneiäKisg, L^liny", 1873); dieser Forscher hat auch dem Schicksal der Skasiteli ein liebevolles Interesse entgegengebracht, und von jedem seiner Sänger gibt er in seinem Werke einen kurzen Lebensabriß, von zweien, Rjabinin und Tchtschegoljonok, sogar die Porträts, prächtige Typen des großrussischen Bauern mit dem schlichten langen Haar, dem ehrwürdigen Patriarchenbart und den kleinen klugen Augen. Unter den grundlegenden Bylinenwerken steht außer denen von Sresnevski, Rybnikoff und Hilferding in erster Reihe die von der Gesellschaft der Freunde der russischen Literatur in Moskau veranstaltete Ausgabe der von Kirejewski gesammelten Lieder unter der Redaktion von Bezsonoff, welcher sie noch durch zahlreiche weitere Funde bereicherte (?esni »ndraunHM I'. V. Tire«v«kiiii i^ÜLu)' obäöe»tvoiu ljnditelej i-us»ijsku^ «Inve»iiu»tl). Ihr Quellengebiet ist das ganze weite Rußland bis nach Sibirien hinein und ihr Inhalt umfaßt die Zeiten von den alten Helden bis zum neunzehnten Jahrhundert. Der letzte, zehnte Band, der im Jahre 1874 erschien, trägt den Titel „Unser Jahrhundert in den russischen historischen Liedern" („N»svell v ru3»l:icdi»tori0e»l!ieKpe«uj»ob"). Nach Deutschland brachte die erste Kunde von den Bylinen bereits im Jahre 1819 ein Livländer, v. Busse in seiner Schrift „Fürst Wladimir und seine Tafelrunde". Eine auf das inzwischen reicher gewordene Material gegründete Zusammenstellung der wichtigsten Lieder von den Kijewer Helden, die sich um den Fürsten Wladimir scharen, gab B. Stern zugleich mit einer verständnisvollen Einleitung und umfangreicher Bibliographie in „Fürst Wladimirs Tafelrunde" (1892). In der französischen Literatur ist von grundlegender Bedeutung das Werk von Alfred Rambaud „Lll Itu»gie spiliue" (1876), in der englischen „Ide «ouß» c»t tlle ru»8i«ui people" von W. R. S. Ralston (1872).

In den neueren historischen Liedern finden wir dieselben eigenartigen Ausdrucksformen wie in den uralten Bylinen, die ja im Gedächtnis des Volkes, treu durch die Jahrhunderte bewahrt, bis in die Gegenwart hineinragen, mögen sie auch, vor allem in den Städten, längst durch moderne Gassenhauer verdrängt sein. Wir finden da dieselben seltsamen negativen Vergleiche, die in den epischen Volksdichtungen aller Slawen auffallen, wie z. B. „nicht die rote Sonne leuchtet hervor, es blitzte der scharfe Säbel", dieselben Eingangsworte, dieselbe Schilderung der einander begegnenden Heere, dieselben liebevollen Verkleinerungs-

worte für Menschen, Tiere und Dinge, die dem Herzen des Volkes nahestehen,
und wie der ungläubige Tatarenfürst Kalin Zar an den Fürsten Wladimir, die
„rote Sonne von Kijew", schrieb, so schreibt Napoleon an den Zaren Alerander.
Der Beginn des französischen Krieges stellt sich ihrem naiven Sinn in
folgender Weise dar:

Nicht über Wiejen weit ergoß sich das Wasser,
Dreiunddreißig Schiffe zogen daher,
Mit kostbaren Waren beladen — mit Pulver und Blei.
Das war im französischen Lande,
Erstand da ein hündischer Feind, der König Napoleon.
Ein Heer hat er gesammelt aus vielen Ländern,
Eine Zeitung schreibt er dem lieben Zar Alerander:
„Ich bitte dich, Zar Alerander, erbose dich nicht!
Bereit' mir Quartiere im steinernen Moskau selbst,
Doch mir, dem französischen König, gib deine Zarenpaläste."
Am Tische sitzt Alerander, gar schwer ist sein Sinn,
Und verwandelt hat sich sein kaiserlich Antlitz.
Vor ihm aber steht ein General, Kutusoff selbst:
„Fürchte dich nicht, Alerander, Zar, betrübe dich nicht!
Begegnen wollen wir ihm, dem hündischen Feind,
Ein Mahl ihm bereiten aus ehernen Flinten,
Zum zweiten Gerichte sausende Kugeln,
Als Nachgericht aber Kartätschen" . . .
Wie freute sich herzlich da der Zar Alerander! . . .*)

Und der Feind kam:

Nicht Staub erhebt sich im Felde,
Nicht rauscht der Eichenwald,
Es wälzt sich gewaltig daher
Mit seinem Heer der Franzose.

Furchtbare Bilder zeigten sich dem ahnenden Sinne des Volkes:
Nicht Schlaf noch Schlummer kam dem Mädchen — nichts zeigte sich ihr
im Traume, — ein schändlicher Traum nur erschien ihr: — wie der Franzose
Moskau verwüstet, — von Ende zu Ende es niederbrennt, — das schöne Mädchen
gefangen entführt. — Bittere Tränen weint da das Mädchen. — Ein General
aber hält sie umfangen — und trocknet die Tränen mit seidenem Tuche: —
„Weine nicht, weine nicht, du schönes Mädchen, — drei Geschenke will ich
dir kaufen." — „Deine drei Geschenke, die will ich nicht, — laß mich nach Ruß-

') Aue dem Gouvernement Tu!«,

land, nach meinem Lande, — daß ich die Heimat wiedersehe, — Vater und Mutter grüße."")

Und dieses Rußland und Moekau, mochte es auch zerstört sein, erscheint dem Russen das Schönste in der Welt; noch den abziehenden Franzosen, die auf verwüsteten Wegen nach ihrem Paris zurückkehren, ruft er zu:

Prahle nicht, französischer Räuber,
Mit deinem herrlichen Paris,
Denn bei uns, bei uns in Rußland
Gibt es Bess'res als Paris,
Besser ist und herrlich schöner
Ist das viel viel schöne Moskau,
Rußlands Schönheit, Ruhm und Leben,
Rein gekleidet, weiß von Steinen,
Gelber Sand ist drin gestrent,
So ist's auf Papier gemalt."*)

Bei dem überaus primitiven Geiste, der in diesen Liedern herrscht, ist es wohl verständlich, daß die einzelnen geschichtlichen Ereignisse wenig Beachtung finden, hier und da durcheinander geworfen werden oder in allgemeine Bilder zerfließen. So ist in demselben Liede von der Eroberung von Smolensk, das übrigens tatsächlich ohne Kampf genommen wurde, und von der Schlacht an der Peresina die Rede.

Mehr als die blutigen Schlachten beschäftigt den Geist des Volkes das Leben der Soldaten auf dem Marsche und im Lager; wie sie weite Wege marschieren mußten, bis an die Knie im Schnee, Zwieback essen anstatt Pirogi seine Art Klöße), eine „neue Mode" lernen, Häuser zu bauen aus Stroh, wie sie süßen Kirschbranntwein tranken, doch „nicht um sich zu betrinken, sondern um fröhlicher zu sein und den Franzosen zu begegnen".

Wie die einzelnen Ereignisse verschwimmen und verschwinden, so auch die Personen der russischen Heerführer, von denen nur gelegentlich der eine oder andere genannt wird, während alle Sympathie sich auf den Hetman Platoff mit seinen Kosaken häuft. War doch auch jener Ilja von Murom aus dem Kreise der Helden der Vorzeit „der alte, alte Kosak". Der Held des Volkes muß auch der Liebling des Zaren sein, dieser ruft ihn selbst heran, wenn es zur Schlacht geht:

Nicht zwei Wolken, zwei furchtbare stießen zusammen, — zwei Heere, gar mächtige, trafen einander, — das gute französische Heer auf das russische; — schwer hat es beleidigt das russische Heer. — Nicht ein weißer Falk über hohen

*) Aus dem Rjasaner Gouvernement.

") Nui Simbiril, Twer, Moiknuer Gouvernement.

Bergen, ein Falk flog daher — Alerander, der Zar, auf seinem Pferde eilends zum Heere. — Und er zürnt und schilt den russischen Feldherrn: — „Weshalb nur, weshalb hat man übel getan, — hat zu hinterst gelassen die Scharen vom Don?" — Kaum hat unser Zar dieses Wort gesprochen, — zur rechten Hand schon eilen die Scharen vom Don, — ihnen voran stürmt hervor Platoff, der General, — den scharfen Säbel gezogen, er hält ihn entblößt. — Die scharfen Piken legten sie da auf die schwarzen Mähnen — und riefen und jauchzten und packten den Feind. — Da erschrak das gute französische Heer — und Bonapartcs Fahnen, sie wandten sich um. — Wie freute sich da gar gewaltig der Zar.*)

In einer anderen Liedergruppe wird die Person Platoffs noch liebevoller hervorgehoben:

Aus unfern reinen Herzen — flechten wir Platoff den Kranz, — setzen ihn aufs liebe Haupt, — wir aber singen ein Lied ... — Als man zu feuern angefangen, — nur Rauch wälzt sich in Säulen, — und wo die rote, liebe Sonne, — vor Rauch ist's nicht zu sehen. — Das aber ist zu sehn im Rauche: — Nicht fliegt ein weißer Falk daher, — ein wackrer Bursche tummelt sich, — dort oben auf rabenschwarzem Pferde . . .**)

Das Leben seines Lieblings hat das Volk auch noch mit Abenteuern aus seiner eigenen Phantasie ausgeschmückt. So weiß es von ihm zu erzählen:

Du mein Rußland, du mein Rußland,
Du mein heil'ges Russenland,
Vieler Ruhm und viele Ehren,
Vieles Leid ward dir zuteil!
War da Platoff, der Kosak,
Ritt zu Gast zu dem Franzosen:
Der Franzos erkannt' ihn nicht,
Nahm ihn bei der weißen Hand,
Setzt' ihn an den Eichentisch,
Goß ihm Branntwein ein und sprach:
„Lieber Kaufmann, Kaufmannssohn,
Trink den Branntwein, trink anch zwei.
Sag die volle Wahrheit mir
Von Platoff, von dem Kosaken.
Wer mir das wohl sagen möchte,
Vieles Geld will ich ihm geben!"
„Ei, wozu das Geld verschwenden,
Das kannst du auch so erfahren.

') Aui dem Gebiet d« Donischen Kosaken,
") Nui dem Gouvememcnt Simbirsk, Archangeltk u.

Setze dich mir gegenüber,
Sieh mich nur recht tüchtig an,
So wie ich sieht Platoff aus!"
Blieb nicht sitzen, sprang aufs Pferd,
Wie ein Vogel flog er fort,
Ritt vors Fenster des Franzosen:
„Du Franzose, Räuber, Rabe,
Wußtest nicht, verfluchter Rabe,
Dir den weißen Falk zu fangen,
Den Kosaken Platoff!"')
In anderen Versionen schert ihm der Zar selbst den Bart, um ihn unkenntlich zu machen; er wird alsdann von „der Tochter des Franzosen", Arina, bewirtet, die ihn nach Platoff fragt; er zeigt ihr sein Porträt und eilt davon; vor dem Fenster ruft er nach Homerischer Heldenart dem Franzosen zu:
Komm heraus doch, komm, du Rabe,
Dich auf freiem Feld zu tummeln,
Deine Kraft mit mir zu messen.**)
In einzelnen Liedern hebt nun ein Kämpfen und Schießen an, daß di«
Kugeln „bis ans sächsische (!) Ufer" fliegen."')
Die gleiche Liebe wie dem Helden Platoff gewähren die Lieder auch den übrigen Kosaken, „den goldflügligen Adlern, den unter dem Himmel schwebenden Falken." Sie singen vom Tode des Kosaken:
Über dem Walde, dem finstern Walde, — über den Bergen, den hohen Bergen, — nicht die lichte Morgenröte erschien, — nicht die rote Sonne stieg auf: — Zwei Heere stießen zusammen ... In der Avantgarde die Kosaken, — Unglück ist unter ihnen geschehen. — Aus dem Gesträuch, dem dichten Gesträuch — nicht kam eine giftige Schlange gekrochen, — es kam eine bleierne Kugel geflogen . . .
Vom Berge läuft ein Pferd daher,
Im Tale rauscht das Gras,
Im Grase da liegt ein Kosak,
Vin Tuch deckt schwarz sein Auge.
Da weckt das Pferdchen seinen Herrn:
„Steh auf, mein Herr, steig auf auf mich,
Oder hebe nur den Kopf,
Sag deinem Pferde doch den Weg,

') Nu« Samara, Rjasan, Simbirsk, Moskauer, Orlower, Tulaer Gouvernement.
*') Äui dem Varatower Gouvernement,
"') Aui dem Moikauer Gouvernement.

Wohin es laufen soll."
„So lauf, mein Pferdchen, den weiten Weg,
Zu einer Türe lauf,
Und schlage mit den Hnfen dran,
So wird dir aufgetan.
Heraus tritt eine alte Frau,
Die Frau ist meine Mutter,
Sie faßt dich bei der Mähne dann
lind führt dich in den Stall,
Sie gibt dir Futter und fragt dich dann,
Fragt nach der Wahrheit dich.
Die eine Wahrheit ist gar stolz,
Die andere aber ist traurig:
Schon hat dein Sohn die Braut gewählt,
Eine Königstochter die Braut —
Im weiten Felde das stille Grab" . . .*)

Solcher Art sind die Eindrücke, welche das furchtbar« Jahr 1812 im schlichten Geiste des russischen Volkes hinterlassen hat, der aus seinen Bylincn in seiner ganzen Eigenheit, wie unmittelbar, herzlich offen zu uns spricht.

Nikolaus I. von Montenegro.

Drei Gedichte.

(Deutsch nachgebildet von Heinrich Stümcke.)

Dorthin! Dorthin!

Dorthin! Dorthin! nach jenen blauen Bergen, Dorthin! Dorthin! Wo hinter blauen Bergen
Wo meines Kaisers stolze Burg einst war, Im Sonnenglanz ein stiller Garten blüht,
Dort, heißt's, versammelt' sich in grauen Tagen Den Detschans") heilige Mauern überragen.
Von jungen Helden eine kühne Schar. Wo fromm die Seele in. Gebet erglüht.
Dorthin!Dorthin'.Dich, Pri frei,, willick, schauen, Dorthin! Dorthin! Wo hinter steilen Höhen
In deinen Mauern ruhn. Mick ruft.mein Land, In, lichten Blau sicl, wölbt da« Himmelszelt,
Mein heimatliches, und ich folg' dem Rufe Dorthin, dorthin, laßt uns die Schritte lenken.
Dorthin, dorthin, die Waffen in der Hand. Wo Serben fielen auf der Ehre Feld.
Dorthin! Dorthin! Auf jener Feste Trümmern Dorthin! Dorthin! Wo hinter steilen Höhen
Sprech' ich zum Feinde: Fort von meinem Dach! Held Iug, der Alte, mahnend zu uns spricht.
Du arg« Pest! Ietzt naht der Tag der Mache, Von Rosseshuf zertreten, ruft er: Rache!
Ietzt büßt du mir jahrhundertlange Schmach! Ihr Brüder, Rache sei euch heilige Pflicht!

') Nui dem Grodnoer, mit weißrussisch-polnischem Charakter, und primitiver aus den, Tulaer Gouvernement.

") «tin altes Kloster,

Nikolaus i. von Montenegro
Dorthin! Dorthin! Und an den türkischen Knocken
D« wollen wir, zu rächen Iug« Gebein,
Die kühnenSchwerter stumpf und schartig schlagen,
Das Volk erlösen aus der Knechtschaft Pein.
Dorthin! Dorthin! Denn hinter jenen Bergen,
Da finden wir des tapfen» Milosch Grab,
Da werden wir den Seelenfrieden finde«,
Wenn jeder Serbe warf die Fesseln ab.
Montenegrinisches Trinklied.
Euer Wohl! Noch viel« Iahr«!
Unser Dasein währt nicht lang!
Iugend ist der Mai des Lebens,
Trinkt, stoßt an mit Hellem Klang!
Ruft beim heimischen Nebensaft:
Hoch du Volk voll Mut und Kraft!
Trink' und sei gesund und fröhlich!
Trinke, Landsmann, bis beim Wein
All« Menschen dir erscheinen
Nichtig und wie Mücken llein.
Ruft beim heimischen Nebensaft:
Hoch, du Volk voll Mut und Kraft
Sei du uns ein Beispiel, Marko,
Königlich« Prinz! Ich weiß:
Iung ist's Eerbenblut,'doch koch» es,
Selbst dem Himmel wird dann heiß!
Nu st beim heimischen Nebensaft:
Hoch, du Volk voll Mut und Kraft!
Trink', doch vor der Macht des Weines
Hüte dich, denn großes Leid,
Weißt du, drückt die Brust: Die Heimat
Seufzt ja noch im Trauerkleid.
Nuft beim beimischen Nebensaft:
Hoch, du Volk voll Mut und Kraft!
Mögen tausend auch verderbe«,
Prisren wird uns doch zum Lohn
Und den neuen Zaren setzen
Hoch wir auf den goldnen Thron.
Nuft bein, heimifchen Nebensaft:
Hoch, du Volk voll Mut und Kraft!
Zwar der stolze Türke achtet
Uns dem Wurm gleich unterm Fuß,
Doch wir leben: Ist's nicht Zeit, jetzt^
Blut zu kosten? Welch Genuß!
Nuft beim heimischen Nebensaft:
Hoch, du Volk voll Mut und Kraft!
Trinkt mit mir aufs Wohl des Mannes,
De« den Kampf beginnt, und gießt
Wein von neuem in die Becher,
Wenn erst Prisren unser ist,
Nuft beim heimischen Nebensaft:
Hoch, du Volk voll Mut und Kraft!
Wer von uns ließ nicht sein Leben
Freudig, daß im Sonnenglanz
Unser« Fahne — welche Wonne! —
Prang' auf Detschans Mauerlranz,
Nuft beim heimischen Nebensaft:
Hoch, du Volk voll Mut und Kraft!
Euer Wohl und viele Jahre!
Allen ruf' ich Heil und Gruß,

Die fürs Vaterland gefallen,
Trinkt und gebt den ersten Schuß!
Nuft bein! heimischen Nebensaft:
Hoch, mein Volk voll Mut und Kraft!

Die Glocken von Cettinje.

Tön't, liebe Glocken, tönet laut durchs Land,
Beredte Zeugen, fest und erzgegossen,
Des alten Glaubens: Gott als Unterpfand
Der Treue sind viel Ströme Bluts geflossen.
Durch tlar« Nergluft und durch Nebelflor
Soll euer süßes Lauten wieder tönen.
Grüßt hellen Mundes unsern Heldenchor,
Der ewig Vorbild Montenegros Söhnen,
Grüßt Kara Georg, grüßt Danilo mir!
Es mögen eure Klänge ihnen künden:
Je größer TUrkenmacht, je größere Zier
Und Nnhn! für uns, wenn wir fie überwinden.

Oskar Vogt:
Über Forscher und Organisation der Forschung.
Man kann in der Wissenschaft drei Formen von Betätigung unterscheiden,
die Aneignung der von anderen errungenen Erkenntnis, ihre spekulative Ver-
arbeitung und ihre Vermehrung. Die Orientierung über das bisherige Wissen
ist nicht nur Vorbedingung für die beiden anderen Formen wissenschaftlicher Be-
tätigung, sondern Endziel des G e l e h rt en. Denn seine soziale Aufgabe besteht
darin, vom derzeitigen Wissen als Arzt, Ingenieur usw., praktische Nutzanwendung
zu machen, oder es als Lehrer Nichtwissenden zu übermitteln. Sache des D e n -
kers ist es dagegen neben einer Kritik der Grundlagen unserer Erkenntnis,
unser über das gegenwärtige Wissen hinausgehendes Erkenntnisbedürfnis durch
unseren Erfahrungen angepaßte weitergehende Schlüsse zu befriedigen. Er hat
unser Wissen zu einer Weltanschauung auszubauen, aus dieser Weltanschauung
die Grundsätze für unser Handeln abzuleiten, und an dem Grade der Harmonie
zwischen alten und neuen Erfahrungen und jenen Ableitungen die Berechtigung
dieser, sowie die Richtigkeit ihrer Voraussetzungen zu messen. Die gesellschaftliche
Bedeutung der Denker oder „Philosophen" besteht dementsprechend darin, durch
fortgesetzte Anpassung unserer Weltanschauung an unsere zunehmenden Erfahrun-
gen zu denjenigen Grundsätzen für unser Handeln zu gelangen, welche unserer im-
mer mehr erkannten Organisation und Stellung in der Natur entsprechen. Aufgabe
des Forschers endlich ist es, unser Wissen zu vermehren: einerseits, um eine
immer eraktere und umfangreichere Grundlage für unsere Weltanschauung und
ihre Folgen zu schaffen, und andererseits, um so tief in die Erscheinungswelt ein-
zudringen, daß künftiges Geschehen vorausgesagt werden kann. Beide Ziele
haben einen einzig dastehenden sozialen Wert. Bringt uns doch nur die Schaf-
fung unserer Natur wirklich angepaßter und so auch durchführbarer sittlicher
Grundsätze Hand in Hand mit dem zunehmenden Vermögen der Voraussicht spä-
terer Ereignisse dem höchsten Ziel menschlichen Strebens näher: der Schaffung
eines möglichst großen Glückes für möglichst viele!
Bei dieser Bedeutung der Wissenschaft hätte man erwarten können, daß die
Menschheit von jeher möglichst intensiv wissenschaftliche Forschung betrieben hätte.
Aber davon kann leider gar keine Rede sein. Der Ausbau der Wissenschaft bildet
vielmehr unsere späteste Kulturleistung. Auch da, wo sich glücklich der Mensch
von mythologischen Anschauungen befreit hatte, fand zunächst sein Erkenntnis-
bedürfnis in spekulativen philosophischen Systemen volle Befriedigung. So ist
die hellenische Kulturperiode vorübergegangen, ohne außer einigen astronomischen
und physikalischen Feststellungen irgend etwas auf naturwissenschaftlichem Gebiete
geleistet zu haben. Gewiß ist hier nun seit zwei Jahrhunderten eine gründliche

Änderung mehr und mehr eingetreten. Speziell lehrt uns ein Rückblick auf die letzten Jahrzehnte, daß in diesen die Bemühungen zahlreicher Forscher wundervolles Wissen gezeitigt haben. Wen aber soziales Verantwortungsgefühl und unbefriedigter Wissensdrang vornehmlich vorwärts schauen läßt — und auch hier sind es nicht die Satten, sondern die Hungrigen, welche den Fortschritt bringen — der wird auch mit der Gegenwart nicht zufrieden sein.

Es gibt wissenschaftliche Probleme, deren Losung eine bisher nicht erzielte Vervollkommnung unserer Technik zur Voraussetzung hat. So ist z. B. unser Eindringen in die Kleinwelt der Zelle oder in die Tiefen des Alls durch die Leistungsfähigkeit unserer optischen Hilfsmittel begrenzt. Ist nun aber unser Wissen etwa bis an die Grenze unserer technisch gewährleisteten Erkenntnisfähigkeit vorgedrungen? Diese Frage muß auf das allerentschiedenste verneint werden. Die Menschheit leistet nur einen kleinen Bruchteil der an sich heute möglichen Forscherarbeit.

Diese Feststellung führt dann aber zu der weiteren Frage, ob dieses Mißverhältnis zwischen unserem tatsächlichen Nissen und unserer Erkenntnisfähigkeit auf einem einfachen Fehlen von Forscherkräften oder auf einer mangelhaften Ausnutzung dieser beruht. Zur Beantwortung dieser Frage müssen wir uns zunächst klar machen, über welche Eigenschaften der Forscher verfügen muß.

Der Forscher hat ursächliche Beziehungen zwischen den Erscheinungen aufzudecken. Die erste Bedingung für ein solches Erkennen ist da natürlich die erakte Erfassung der Erscheinungen selbst. So selbstverständlich dieses ist, so oft wird auch heute noch in den sogenannten wissenschaftlichen Veröffentlichungen gegen diese unerläßliche Voraussetzung gesündigt: namentlich auf dem Gebiete komplizierterer Erscheinungen, wie der bio-, psycho- und soziologischen. Leichtfertigkeit, dilettantenhafte Unterschätzung der Anforderungen einer ernsten Tatsachenaufnnhme, Mangel an der für eine solche notwendigen Ausdauer und Konzentrationsfähigkeit, durch vorgefaßte Meinung von vornherein getrübter Blick und ein zur Begründung einer zuverlässigen Grundlage keine Zeit lassender Hang zur Spekulation sind die Ursachen für diese Tatsache, die um so betrübender ist, als eine auf diese Weise zustande kommende Irrlehre nicht immer sofort als solche erkannt werden kann, daher manchen wirklichen Forscher in falsche Bahnen lenkt und so die Fortschritte unserer Erkenntnis hemmt, ganz abgesehen davon, daß ihre frühere oder spätere Widerlegung auch noch einer höheren Aufgabe würdige Forscherkraft verbraucht. Also nicht auf alle diejenigen, welche sich heute für Forscher halten oder auch von manchen dafür angesehen werden, sondern nur auf solche, die einer erakten Arbeit fähig sind, beziehen sich die folgenden Ausführungen.

Der Forscher muß aber nicht nur ein zuverlässiger Beobachter sein können :

er muß in der Ausübung dieser Fähigkeit seine Hauptaufgabe sehen. Die in kausale Beziehung zueinander zu bringenden Erscheinungen sind uns vielfach noch sehr wenig bekannt. Hier gilt es also zunächst, diese Sachlage zu ändern. Aber das ist meist viel schwieriger, als selbst der Forscher im Anfang einer Untersuchung annimmt. Denn fast immer erkennt man bei weiterer Vertiefung in eine Gruppe von Erscheinungen, daß diese komplizierter sind, als man zunächst vermutet hatte. Hier nur ein Beispiel für viele! Mau hatte schon den Tag bestimmen zu können geglaubt, an welchem alle Tiere und Pflanzen der Erde bekannt und klassifiziert sein würden. Und heute wisseu wir, daß wir erst ganz am Anfang einer definitiven Klassifikation stehen. Eine eingehendere Beschäftigung mit den verschiedenen Gruppen von Lebewesen hat klar erkennen lassen, daß die systematischen Sippen, in welche wir diese gliedern, nicht — wie so oft behauptet worden ist — nnr in der Phantasie eristierende Abstraktionen, sondern reelle, in der Natur vorhandene Kategorien darstellen. Ein weiteres Überdenken der einschlägigen Tatsachen führt fcliicr zu der Auffassuxa, daß diesen verschiedenen Kategorien physiologische Differenzen ungleicher Wertigkeit zugrunde liegen, Differenzen, die heute zum Teil noch gar nicht richtig faßbar sind, auf alle Fälle aber für jede spezielle Sippe die Durchführung umfangreicher Erperimente zur Voraussetzimg habeu. So erweist sich die bisherige Klassifikation als eine durchaus vorläufige und rückt den Ausbau eiuer dcfimtivcn Vcrwandtschaftslchre in weite Ferne.

Wo wir aber auch wirklich zu einer erakten Erfassung der Erscheinungen bereits vorgedrungen sind und nun versuchen, ihre ursächlichen Beziehungen aus ihrem Nach- oder Nebeneinander zu folgern, erweisen sie sich meist als so zusammengesetzt, daß sie vorläufig gar keine eindeutigen kausalen Ableitungen gestatten. Erst nenc Tatsachen, besonders die eventuelle künstliche vollständige Nachbildung oder Schaffung weniger komplerer Erscheinungsfolgen werden uns in den Stand setzen, nntcr den möglichen die richtige Kausalbezichung zu erkennen. Wenn man sich nuu noch vergegenwärtigt, daß im allgemeinen der Hang zur kausalen Interpretation so groß ist, daß die ursächlichen Deutungsmöglichkeiten meist alle bereits ausgedacht sind, so wird man verstehen, daß soziales Verantwortungsgefühl den Forscher veraulassen muß, seinen eventuellen Hang zur Spekulation oder zum Erwerb vielseitiger Kenntnisse immer wieder eiuzudämmen und sich vornehmlich der Beobachtung einer beschränkten Gruppe von Erscheinungen hinzugeben. Ich erinnere hier nur an den 40jährigen Taumel wilder Spekulation, den das Erscheinen von Darwins „Entstehung der Arten" (1859) angeregt hat. Gewiß hat auch so dieses Werk befruchtender gewirkt als irgeud eine andere biologische Veröffentlichung des vorigen Jahrhunderts. Aber seine Wirkung wäre noch eine unendlich viel größere gewesen, wenn dieses Buch, das zahlreiche durchaus nicht eindeutige Kausalinterpretationen enthielt, sofort zur prüfenden Einzeluntersuchung angeregt hätte, statt diese erst unserer Zeit zu überlassen.

Andererseits muß der Forscher aber auch den Drang zur Ableitung
ursächlicher Beziehungen haben. So gibt es z. B. Zoologen, die in
der Aufdeckung neuer Merkmale einzelner Tiersippen und der dadurch ermöglichten
Gliederung dieser ihren Lebenszweck sehen. Sie konnen ausgezeichnete Einzel-
arbeit leisten, sie sind auch wertvoller als nnerakte spekulative Köpfe, aber sie
bleiben doch auf der Vorstufe zur eigentlichen Forscherarbeit stehen. Man könnte
ja daran denken, daß es angezeigt sei, eine Arbeitsteilung in der Weife eintreten
zu lassen, daß die einen streng empirische Kleinarbeit leisten und die anderen sich
auf die für die einzelne Spezialwissenschaft nötige Denkarbeit konzentrieren. Ich
würde eine solche Arbeitsteilung im allgemeinen nicht für glücklich halten. Denn
ich finde, daß der sich stark spekulativ betätigende Forscher die Eraktheit unserer
tatsächlichen Kenntnisse meist überschätzt (man kann davor nur durch eigene Einzel-
untersuchungen geschützt werden) und daß andererseits der allen kausalen Schluß-
folgen abholde Tatsachenfanatiker doch nicht die für den Denker geeignete Vor-
arbeit leisten kann, weil er infolge Mangels an leitenden Ideen nicht versteht,
seine Aufmerksamkeit vornehmlich auf solche Erscheinungen oder Eigenschaften
einer Erscheinung zu konzentrieren, welche ursächliche Beziehungen speziell erkennen
lassen. So führt z. B. die Annahme eines kausalen Zusammenhangs zwischen
den Eigenschaften der Lebewesen und denjenigen ihrer Umgebung dazu, speziell
darauf zu achten, ob verschiedene Tiere oder Pflanzen unter gleichen Lebens^
bedingungen einander ähnlich werden und dasselbe Lebewesen an verschiedeneu
Fundorten gewisse Differenzen aufweist. Auf diese Weise erwächst dem denkenden
Beobachter eine Anregung zur Entdeckung von Ähnlichkeiten und Unähnlichkeiten,
auf welche der einfache Systematiker gar nicht aufmerksam geworden ist und
über die wir deshalb auch von ihm keine Belehrung erhalten.

Diese Schwäche des reinen Tatsachensammlers zeigt uns dann weiter, daß
derjenige, welcher zur ursächlichen Erkenntnis vordringen will, einen Blick für
das haben muß, was in einer Feststellung für die Ablei-
tu,lg von Kausalzusammenhängen wesentlich ist. Es stür-
men auf den Beobachter viel zu viele Erscheinungen und Eigenschaften des ein-
zelnen Studiumobjektes ein. Er muß es deshalb verstehen, aus ihnen diejenigen
auszuwählen, welche zur Bestätigung angenommener oder zur Erkenntnio neuer
kausaler Beziehungen von Wichtigkeit sind. Mit einem solchen Seherblick erkannte
GregorMendelden wissenschaftlichen Wert der von ihm entdeckten „Spal-
tungen" der Bastarde, während er den Münchener Botaniker E. Nägeli in
dieselben einweihte, ohne bei ihm Verständnis für ihre Bedeutung zu fiuden. So
gibt es — um noch ein Beispiel heranzuziehen - auch einzelne Wissenschaftler,
denen der Sinn für die Bedeutung jener anatomischen Felder der Großhirnrinde
abgeht, von denen ich vor kurzem in dieser Zeitschrift berichtete.

In anderer Richtung hat uns dagegen der reine Tatsachensammler als Vor-
bild zu dienen: nämlich in der scharfen Trennung zwischen dem

wirklich Festgestellten und den aus ihm nur abgeleiteten Kausalbeziehungen. Der Forscher darf das Hypothetische der letzteren nie aus dem Auge verlieren. Soll doch gerade dieser Mangel an einwandsfreier Sicherheit das Sammeln neuer Erfahrungen zur kritischen Nachprüfung der angenommenen ursächlichen Verhältnisse veranlassen! Wir werden später noch zu erörtern haben, wie speziell eine umfangreichere Lehrtätigkeit in dieser Richtung für den Forscher besonders gefährlich werden kann.
Weiterhin bekundet sich aber auch ein Forschertalent in der Auswahl der Probleme. Vielfach ist der Fehler begangen worden, daß man sich Aufgaben zuwandte, die zurzeit überhaupt gar nicht gelöst werden konnten, während wir von lösbaren, aber nicht genügend bearbeiteten Fragen rings umgeben sind. Nie oft hat man bei ungenügender Kenntnis der normalen anatomischen Verhältnisse nach den einer Krankheit zugrunde liegenden anatomischen Veränderungen gesucht, wie oft postmortale oder technische Kunstprodukte als Krankheitsursache hingestellt! Und wie viel Streit hat zwischen Systematikern geherrscht, ob diese oder jene beiden Tierformen verschiedene Arten bildeten oder nichts! Und doch hätte seit den Tagen Linn 6 s eine einfache Überlegung jenen Zoologen sagen können, daß die fast vollständige Kreuzungsunfähigkeit das allein charakteristische Merkmal für Arten bildet und daß desHalt die Streitfrage auf Grund irgendwelcher von jenen Autoren allein herangezogenen äußeren körperlichen Charaktere überhaupt nicht zu lösen sei! In anderen Fällen begeht man den Fehler, bei gleicher Schwierigkeit das weniger wichtige Problem in Angriff zu nehmen. Wir wollen ja zur Erkenntnis ursächlicher Beziehungen vordringen. Die eine Tatsachengruppe kann uns nun in dieser Richtung mehr fördern als eine andere. Es gilt eben, auch dafür einen Blick zu haben. Die künstliche Darstellung eines Vorläufers des Eiweißes braucht an sich keinen größeren Triumph der chemischen Synthese darzustellen als die eines anderen komplizierten Körpers. Und doch hat sie eine ungeheuer viel größere wissenschaftliche Bedeutung, da sie uns der künstlichen Nachbildung des Eiweißes und damit jenem noch ferneren Tage näher bringt, der uns den Chemismus des Lebens verständlich machen wird! Gerade dieses Beispiel kann uns aber weiterhin zeigen, daß wir an die Auswahl der Probleme noch weitere Forderungen zu stellen haben. Dieselbe muß mehr und mehr eine systematische werden: wir müssen mit einfachen Fragen beginnen und von hier aus allmählich zu komplizierteren fortschreiten. Dabei zeigt es sich dann zumeist, daß schon die einzelne Frage, zum wenigsten aber eine Serie solcher Probleme so kompliziert ist, daß ihre Lösung eine die individuelle Kraft weit übersteigende Arbeitsleistung erfordert. Da wird es dann notwendig, eine Arbeitsgemeinschaft zu gründen. Wir müssen denselben Weg einschlagen, auf welchem die Industrie zu ihrer heutigen Leistungsfähigkeit gelangt ist. Wie ist diese erreicht worden? Dadurch, daß sich die einzelne Fabrik einerseits auf ganz spezielle Leistungen konzen-

trierte, also den Umfang der zu lösenden Aufgaben einschränkte, andererseits aber nun für diese begrenzte Arbeit möglichst viele verschiedene Spezialisten vereinigte, damit die einzelnen Teilaufgaben nach Veranlagung und Vorbildung ganz besonders geeigneten Kräften anvertraut werden konnten. Aus dem an jeder Einzelleistung teilnehmenden Kleinfabrikanten wurde der Großindustrielle, der nur noch die allgemeine Richtung und die Gliederung der Arbeit zu bestimmen hat und um so mehr Erfolg aufweist, je geeigneteren Mitarbeitern er die Teilaufgaben anvertraut. Wir haben schon analog eingerichtete wissenschaftliche Werkstätten. Ich erinnere nur an die von dem bekannten Berliner Chemiker Emil Fischer geschaffene Arbeitsorganisation zur Erzielung der künstlichen Darstellung des Eiweißes oder an die Art und Weise, wie der Petersburger Physiologe Pawlow mit einem ganzen Stabe von Mitarbeitern die Tatsache, daß man die Speichelsekretion mit jedem Großhirnprozeß assoziieren kann, zum tieferen Eintringen in das Hirnleben ausnutzt. Wir brauchen also in der Forschung Männer, die solche Organisationen ins Leben zu rufen und hernach zu leiten verstehen. Aber selbst diese Schaffung isolierter Arbeitsgemeinschaften ist noch nicht das letzte Ziel der Organisation der Forschung. Dieses ist vielmehr eine internationale Vereinigung der ähnlich gearteten Forschungsinstitute zum Zweck der Arbeitsteilung im Sinne größter Energieersparn i s. So muß auch der leitende Forscher der einzelnen Arbeitsstätte äußerste Selbstdisziplin pflegen, nicht nur in bezug auf die erakte Gestaltung seiner Arbeit, sondern auch betreffend die im Interesse der gesamten Forschung gebotene Auswahl der Probleme.

II.

Blicken wir nun um uns, ob solche Forscherkräfte vorhanden sind, Persönlichkeiten für leitende Stellungen und solche für spezielle Teilaufgaben, so müssen wir diese Frage unbedingt bejahen. Es fehlt den Kulturnationen nicht an Forschelkräften. Ihre Indienststellung und Ausnutzung ist aber eine durchaus mangelhafte. Darin einen Wandel zu schaffen, ist eine der dringendsten Kulturaufgabeu. Hier gilt es nun zunächst, den geeigneten Persönlichkeiten eine ökonomische Unabhängigkeit zu gewähren. Mögen sie eine leitende Stellung einnehmen oder nicht, alle müssen in die Lage versetzt werden, ihre ganze Kraft in den DienstderForschungzu stellen. Insbesondere ist die noch heute in allen Ländern weit verbreitete Verbindung zwischen Forscher- und regelmäßiger Lehr-Tätigkeit zu lösen.

Während Denker- und Forschertätigkeit in engerer Beziehung zueinander stehen, ist die vom ordentlichen Uniuersitäts-Professor verlangte regelmäßige Lehrtätigkeit eher dazu angetan, das Forschen zu hemmen. Ich glaube, jeder Forscher (wie jeder Denker) wird daraus Nutzen ziehen, gelegentlich seine Arbeitsergebnisse in einer auch weiteren Kreisen verständlichen Art niederzulegen.

Er wird zu einer Formulierung gewisser Gedankengänge gezwungen, die er bisher nicht so präzise ausgedacht, er wird noch Lücken in dem Aufbau seiner Anschauungen entdecken, die er bisher übersehen hat. Aber auf der anderen Seite wird ihn die Forderung einer allgemeineren Verständlichkeit zu einer so elementaren und schematischen Darstellung seiner Anschauungen zwingen, daß dieselbe bei weitem nicht der Kompliziertheit der Wirklichkeit gerecht wird. Auch das Bedingte, das Hypothetische in seinen Lehren wird nicht genügend zum Ausdruck kommen. Der Forscher nun, der gelegentlich einmal seine Anschauungen so zusammenfaßt, wird bald die Form vergessen, in welche er seine Gedanken goß. Ganz anders der Universitätsprofessor, der in jedem Jahre von neuem seine ganze Disziplin in dieser schematischen Weise vortragen muß, der vielleicht sogar schon in jungen Jahren, in denen man bekanntlich besonders rasch mit seinem Urteil fertig ist, begonnen hat, diese elementare Darstellung auch in einem Lehrbuch niederzulegen: ein solcher Universitätsprofessor läuft die größte Gefahr, daß sich bei ihm jene einfachen Formeln, in die er seine Lehren kleiden mußte, firieren. Wir haben selbst an hervorragend begabten Männern erlebt, daß sie so das wurden, was die Franzosen einen „imiversitHirs" nennen, daß sie nicht mehr das Bedingte in ihrer Lehre sahen, daß sie nicht mehr erkannten, wie sie mit Begriffen operierten, die überhaupt noch keiner erfahrungsmäßigen Untersuchung unterworfen wurden, die nichts anderes als eine vorläufige Zusammenfassung im einzelnen noch ganz unbekannter Erscheinungen darstellten, und daß sie so denjenigen Standpunkt verloren, von dem allein aus man — wie wir oben sahen — zu neuen Fragestellungen, zur Vertiefung unseres Wissens gelangt. Sicher spielt bei solchen „Systematisierungen" die individuelle Anlage ihre Rolle. Denn dieser Verlust der genügenden Kritik kann auch ohne Lehrtätigkeit eintreten und er kann auch bei ausgedehntem Unterricht unterbleiben. Daß aber der letztere ihn begünstigt, darüber kann kein Zweifel sein.

Diese mögliche Hemmung der Forschertätigteit durch Ausübung elnes umfangreichen Unterrichts ist aber nicht etwa der einzige Grund, der uns die Trennung des Forscherberufs von dem des ordentlichen Universitätsprofessors fordern läßt. Der letztere hat ein Wissensgebiet zn lehren, welches an Umfang das Arbeitsfeld auch des vielseitigsten Forschers ganz beträchtlich übertrifft. Allen Fortschritten auf diesem großen Gebiete muß er folgen: eine Aufgabe, die wenigstens in den naturwissenschaftlich-medizinischen Disziplinen schon in weitgehendem Maße die Kraft eines gewissenhaften Mannes absorbiert. Dazu kommt dann die von Eramina usw. beanspruchte Zeit und für die klinischen Universitätslehrer noch alles, was mit der verantwortlichen Leitung eines Krankenhauses zusammenhängt. Wo soll er da Zeit und Kraft für jene innere Sammlung finden, welche zur Durchführung größerer Forscheraufgaben unerläßliche Voraussetzung ist? Bei der heutigen Entwicklung der Einzelwissenschaften ist der gegenwärtige Professorenberuf ein Zwitterberuf. Vor 100 Iahten genügte es, daß Neil,

einer der hervorragendsten Mediziner seiner Zeit, davor warnte, einem Professor mehr als zwei Kollegstunden täglich aufzubürden. Inzwischen ist das Lehren und das Forschen so viel komplizierter geworden, daß man nur eines von beiden im Hauptberufe ausführen kann. Eine Trennung dieser beiden Aufgaben wird beiden zum Vorteil dienen. Sie wird den nur für eine der beiden Betätigungen begabten Persönlichkeiten eine volle Ausfüllung ihrer Stellung ermöglichen. Sie wird von vornherein zielbewußtere und passendere Vorbereitung für den einen oder den anderen Beruf gestatten. Sie wird endlich, da nunmehr die künftige Forschergeneration in Forschungsinstituten in engster Fühlung mit der Forschung und den Forschern heranreifen kann, die Universität in die Lage versetzen, sich ganz auf die Verbreitung von Kenntnissen zu konzentrieren.

Auch der von mancher Seite vorgeschlagene Ausweg, die Forscher einerseits im Verbande der Universität zu erhalten, aber andererseits durch ihre Ernennung zu außerordentlichen oder Honorarprofessoren sie von der regelmäßigen Lehrtätigkeit usw. zu befreien, muß als nicht gangbar bezeichnet werden. In der Universität werden die ordentlichen Professoren immer die Hauptrolle spielen, und es werden deshalb die Forscher in der Stellung von außerordentlichen oder Honorarprofessoren nicht den ihren intellektuellen Leistungen und ihrer sozialen Bedeutung zukommenden Platz einnehmen. Und dasselbe gilt von den Akademien, soweit diese — wie in Deutschland — ganz entgegen der Absicht ihres Begründers Leibniz einfach zu Ablegern der Universitäten herabgesunken sind und nur noch als Geldgeber für einzelne Veröffentlichungen wissenschaftliche Bedeutung haben. Wir erleben es immer wieder, daß Männer günstige Arbeitsgelegenheiten gegen ordentliche Professuren eintauschen und damit wenigstens teilweise der Forschung verloren gehen. Geht man den Motiven dieser Männer nach, so zeigt es sich, daß sie nicht nur endlich doch auch eine angenehme „äußere Stellung" einnehmen wollten, sondern daß sie eingesehen hatten, daß sie in ihrer bisherigen Situation doch nicht Behörden oder anderen Mächten gegenüber diejenige Autorität besaßen, deren sie zur Durchführung irgendwelcher Forscherorganisation bedurften. Es fehlte ihnen dazu der nötige Titel und Rang.

Da sich die Menschen nun nicht so bald ändern werden, da der Nimbus der „Marke" auch noch künftig bestehen wird, so gilt es auf andere Weise den Forschern die genügende „Etikette" zu erwerben. Es gilt eben einen besonderen Stand und eine besondere Laufbahn für Forscher zu schaffen und dabei jeden Einfluß von Universitätsprofessoren oder Akademikern, soweit diese sich nicht wirklich über den Lehrberuf emporgehoben haben, auf die Gestaltung dieser Verhältnisse auszuschalten. Und ich will deshalb für Deutschland hoffen, daß die zur Schaffung reiner Forschungsinstitute ins Leben gerufene Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft diesen Verhältnissen Rechnung tragen und so die Emanzipierung der Forschung fördern wird.

Dann müssen aber auch Arbeitsstätten geschaffen werden, welche größt-

möglichste Forscherleistungen garantieren. Ein Vergleich mit industriellen Unternehmungen und die bisherige Geschichte der Forschung führt dazu — wie wir schon oben sahen — diese Forderung dahin zu präzisieren, daß Forschungsinstitute gegründet werden müssen, in welchen ein zur leitenden Stellung befähigter Forscher zusammen mit einer Reibe sich gegenseitig ergänzender Spezialforscher und technischer Hilfskräfte ein begrenztes Problem ganz systematisch in Angriff nimmt. Es fragt sich nun, w i e weit die Aufgabe des einzelnen Instituts eingeschränkt werden muß. Eine Fortführung der Parallele mit den Fabriken scheint mir zur richtigen Antwort zu führen. Sehen wir von der kapitalistischen Seite der industriellen Unternehmungen ab, so glaube ich in Fabrikantenkreisen mit der Behauptung nicht auf Widerstand zu stoßen, daß es für die Fabrik am besten ist, wenn ihre Leitung nicht die Kraft eines einzelnen übersteigt. Dementsprechend bin ich auch der Ansicht, daß das einzelne Forschungeinstitut nur eine solche Ausdehnung gewinnen soll, daß der Leiter die Teilaufgaben bestimmen, sowie die Eraktheit und die Bedeutung ihrer Lösung bewerten kann. „Selbständige Abteilungen" eines Instituts haben höchstens aus ökonomischen Gründen den Vorzug vor mehreren selbständigen Instituten.

Nur so eng begrenzte Spczial institute verbürgen ferner jene Stetigkeit in der Forschungs richtung, welche für die Entwicklung eines großzügigen Arbeitsplanes unerläßlich ist. Dae Institut eines Univcrsitätsprofessors ist einer ganzen Disziplin gcwidmet. Er selbst beschäftigt sich natürlich zu einer bestimmten Zeit nur mit einer speziellen Frage und beschafft zu diesem Zwecke besondere Instrumente und besonderes Material. Da bekommt er einen Ruf an eine andere Universität. Die Instrumente und das Material muß er aber einem Nachfolger zurücklassen, der sie schleunigst in einen Schrank stellt, da er sich für andere Fragen interessiert. Diese Sachlage führt ja von vornherein dazu, daß sich der einzelne Professor — soweit er denn überhaupt dazu Zeit hat — nur Probleme stellt, die er in absehbarer Zeit lösen kann, und daß er nntcr keinen Umständen Fragen in Angriff nimmt, deren Erledigung einerseits an komplizierte Spezialbedingungen geknüpft ist, und von denen er andererseits weiß, daß er in seinem Leben nicht über Vorarbeiten hinauskommen wird. Ganz anders in einem Institut, mit dem nicht nur im allgemeinen der einzelne Arbeiter — wenigstens bis zu einer notwendigerweise festzusetzenden Altersgrenze — dauernd verbunden bleiben wird, sondern in dem vor allem an denselben Problemen auch nach dem Tode der gegenwärtigen Mitglieder weiter gearbeitet wird! Mag der einzelne das Glück definitiver Lösungen erleben oder nicht, keine seiner Bemühungen um diese wird dann unnütz gewesen sein. Sie werden seinen geistigen Erben übermittelt werden und so früher oder später ihre Früchte tragen. Die Spezialinstitute der wissenschaftlichen Forschung müssen eine Art von Majoraten werden, auf denen die einzelne Generation die überkommenen Schätze, möglichst vermehrt, der folgenden zu übermitteln hat. '

Man wird nun vielleicht einwenden, daß solche Spezialinstitute zu leicht
den Zusammenhang mit den übrigen Wissensgebieten und damit auch großzügige
Gesichtspunkte verlieren würden. Dieser Einwand würde zu Recht bestehen, hätte
ich zumeist solche Spezialinstitute im Auge, welche das isolierte Studium irgend-
einer Gruppe noch nicht genügend untersuchter oder neuentdeckter Erscheinungen,
;. B. das der Lebensverhältnisse einer Tiersippe oder das einer neuen Form
von Strahlen, zur Aufgabe hätten. Ich denke aber in weitgehendstem Maße an
eine ganz andere Form von Spezialinstituten, nämlich an solche, in welchen eine
Reihe bisher getrennt gepflegter Forschungsgebiete und Forschungs-
metboden zum Zweck der Lösung einer Spezialaufgabc vereinigt werden, wie
ja z. B. das mir am nächsten liegende „Hirnforschungsinstitut" zum Zweck einer
speziellen Erkenntnis in spezieller Auswahl Untersuchungen vereinigen
soll, welche sonst ohne engere Fühlung miteinander in anatomischen, physiologi-
schen, psychologischen, pathologischen und klinischen Instituten ausgeführt werden.
Ein Übriges wird aber der gegenseitige Verkehr leisten, in den selbstverständlich
die verschiedenen Forschungsinstitute zu treten haben und der sich um so intimer
gestalten muß, je verwandtere Aufgaben die betreffenden Institute zu lösen haben.
Und dieser Verkehr, diese gegenseitige Anregung und Unterstützung dürfen nicht
an den nationalen Grenzen Halt machen: sie müssen sich international
gestalten und aus der besonderen Begabung und Denkweise der verschiedenen
Völker und Rassen größtmöglichsten Nutzen ziehen.
Die Forderung einer internationalen Organisation der Forschung wird aber
ans anderen Gründen eine noch viel dringendere. Ich wäre in der größten Ver-
legenheit, sollte ich für die mir näher vertrauten biologischen Teildisziplinen in
jeder Kulturnation einen hervorragenden Forscher nennen. Und diese Schwierig-
keit wird immer mehr zunehmen, je mehr sich die Spezialinstitute vermehren
werden! So fordert gelegentlich schon die Gründung, vor allem aber der Fort-
bestand des einzelnen Spezialinstitutes eine teilweise internationale
Gestaltung des Forscherstandes und der Forscherkarriere.
Die Lebensstellungen an den einzelnen Instituten müssen ohne Rücksicht auf
Fragen der äußeren oder inneren Politik vergeben werden.
Die einzelnen Spezialinstitute werden viel Geld verschlingen. Besonders die
kleinen Nationen werden daher nie und nimmer in der Lage sein, für eine ganze
Reibe von Spezialitäten besondere Forschungsinstitute einzurichten. Wohl aber
würden sie bei internationaler Vereinbarung das eine oder das andeie Institut
ganz oder teilwese unterhalten können, wenn ihnen einerseits eventuell auch aus-
ländische Forschertalente zur Verfügung ständen, und andererseits ihre für andere
Probleme interessierten Forscher auswärts eine würdige und günstige Arbeits-
gelegenheit fänden. So ist auch diemöglichstweitgehendeIndienst-
stellung von Forscherlräften an eine internationale Organisation gebunden.
Vor allem aber ist diese im Interesse einer möglichsten Energie-

ersparnis geboten. Wie selbst ohne bemerkenswerte neue ökonomische Zuschüsse bei einer internationalen Arbeitsteilung — die übrigens schon in der ältesten Erfahrungswissenschaft, der Astronomie, weit durchgeführt ist — wesentlich mehr für die Wissenschaft geleistet werden könnte, will ich an einem Beispiel erläutern. Wir haben in Europa Dutzende von zoologischen Museen. Jedes derselben ist bemüht, an Tieren alles zu sammeln, dessen es habhaft werden kann. So besitzt eine ganze Reihe derselben leidlich gute Sammlungen von den verschiedenen Insektengruppen und jede ist stolz auf eine mehr oder weniger große Zahl von Raritäten. Aber kein Museum besitzt eine erschöpfende Sammlung irgendeiner Gruppe oder kann dem einzelnen Musealzoologen infolge des zu ordnenden vielseitigen Materials die ausschließliche Vertiefung in eine solche gestatten. Wie würden sich aber hier mit einem Schlage die Verhältnisse ändern, wenn das einzelne Museum (auch durch testamentarische Bestimmungen in ihrem Fortbestand gesicherte Privatsammlungen könnten an einem solchen Verbande teilnehmen) sich auf das Sammeln gewisser Gruppen beschränken und die übrigen Museen diesem ihr betreffendes Material überlassen würden! Wir hätten an einem Orte nicht nur eine alle bekannt gewordenen Formen umfassende Sammlung der betreffenden Sippe, sondern die viel geringere Mühe, die dem speziellen Kenner das Ordnen der Tiere seiner Gruppe verursacht, würde ihm Zeit gewähren, nun über das Klassifizieren des toten Materials hinaus — zum Studium des anatomischen Baues, der Entwicklungsgeschichte, der seelischen Leistungen, der Lebens-, Vererbungs- und Variationsverhältnisse usw. vorzudringen. Als Gegengabe für das von den anderen Museen erhaltene Material, besonders die Raritäten, kann er ihnen nun aber eine Sammlung zusammenstellen, die nicht mehr wie die ursprüngliche eine zufällig zustande gekommene Individuenvereinigung darstellt, sondern eine Auswahl solcher Formen, die, darin noch durch anatomische Präparate, entwicklungsgeschichtliches und erperimentelles Material usw. unterstützt, einen Überblick über das gibt, was diese Gruppe an Erkenntnissen von allgemeiner Bedeutung gewährt.

Ich werde bei diesem Vorschlag aber sicher auf einen Einwand stoßen. Daß eine solche Arbeitsteilung, die jedem Forschungsinstitut eine sonst nicht eristierende Spezialität zuweist, zu einer größten Ersparnis an Energie führt, sei nicht zu leugnen. Aber es fehle so die durchaus notwendige Konkurrenz und die ebenso nötige Kontrolle des einzelnen Forschers. Die Konkurrenz wollen wir von vornherein beiseite lassen. Wer ihrer bedarf, um zur Forschung angespornt zu werden, wem dazu nicht unsere furchtbare Unkenntnis genügt, der soll seine Hand überhaupt von der Forschung lassen. Das dem Konkurrenzkampf entspringende Haschen nach Priorität vollends hat nur einen ungünstigen Einfluß, indem es zu nicht genügend gesicherten Behauptungen und vorschnellen Verallgemeinerungen führt. Wie viele Kranke sind z. B. Opfer einer an sich vielleicht richtigen, aber noch nicht ausgereiften therapeutischen Idee geworden! Und ebenso bedarf es zur Kontrolle des

einzelnen Forschers durchaus nicht ähnlicher Spezialinstitute. Eine solche Kon-
trolle war bisher in so hohem Maße überhaupt nur notwendig, weil viele unbe-
rufene, unerakte Persönlichkeiten sich an der Forschung beteiligten. Forschung«-
änstitute nun aber haben überhaupt zur Voraussetzung, daß unzuverlässige Elemente
von ihnen ferngehalten werden. Für den geborenen Forscher ist dagegen der ihn
nie verlassende, Tag und Nacht an ihm nagende Zweifel der beste Selbstschutz. Ein
übriges kann dann aber noch Hand in Hand mit der zunehmenden technischen
Möglichkeit einer dokumentarischen Festlegung der Tatsachen durch eine Kontrolle
imgleichen Institut amgleichen Material, eventuell von selten einer inter-
nationalen Kommission geleistet werden.

So finde ich keinen stichhaltigen Einwand gegen die Forderung des Aus-
baus einzigartiger Spezialinstitute und möchte deshalb den hoffentlich,
bald eintretenden Wetteifer der verschiedenen Nationen in der Förderung der For-
schung so gelenkt wissen, daß die eine Nation Lücken ausfüllt, welche die andere
gelassen hat.

Damit bin ich dann aber auch an das Ende dessen gekommen, was ich ein-
mal weiteren Kreisen zu sagen auf dem Herzen trug. Diese große internationale
Organisation der Forschung wird sich natürlich nur allmählich entwickeln können.
Sie läuft in letzter Linie auf eine Personen- und auf eine Geldfrage
hinaus. Ich habe gezeigt, daß die Personenfrage gelöst werden kann, daß es
nur gilt, sich an diejenigen zu wenden, welche schon den Besitz der oben geschilderten
Forschereigenschaften bewiesen haben. Die Geldfrage aber muß gelöst werden:
denn es handelt sich um nichts Geringeres als darum, unsere Kinder wissender
und dadurch glücklicher zu machen!

Dr. I. C. Schwabe:

Von fteimamerischer Lebensauffassung.

Nichts hat der Freimaurerei mehr geschadet, als der fatale Umstand, daß man
sie sehr oft mit dem Logenwesen verwechselte, daß man Form und Inhalt bei ihr
nicht trennen wollte. Man darf aber selbstverständlich menschliche Einrichtungen,
wie die Logen, die von Ort und Zeit und von ihren Mitgliedern Gesicht und Gestalt
empfangen, nicht zusammenwerfen mit der Idee, welche diese Logen verkörpern
sollen.

Ebenso ungünstig für die Beurteilung des Wertes der Freimaurerei war die
bis in unsere Zeit in weiten Kreisen verbreitete Ansicht, daß die Freimaurer
einen „Geheimbund" bildeten. Das ist ein Irrtum! Wenn man von eine»
„Geheimnis der Freimaurerei" sprechen kann, so ist das in dem Sinne zu verstehen,

.daß die Freimaurerei dem Einzelnen zum inneren Erlebnis werden muß, will er sie ganz erfassen. W i e dies Erlebnis im Innern der individuell verschiedenen Menschen sich abspielt, w i e es zustande kommt, das wird als Geheimnis cmpfunden, zumal es unmöglich der eine dem andern übermitteln kann. Daher ist es auch so schwer, einem anderen, besonders einem dem Bunde der Freimaurer Fernstehenden, klar zu machen, was Freimaurerei ist. Aber geheime Gesetze, geheime Lcbren, geheime Obere, geheime Ziele und Zwecke, das alles ist der Freimaurerei fremd. Ihr Wesen, ihre Grundideen liegen offen und klar zutage. „Geheim" sind nur einige Zeremonien, Erkennungszeichen und Erkennungsworte, die mit dem Geist der Freimaurerei nur mittelbar als Gebranchsform zu tun haben und deren Bckanntgabe an alle dem geistigen Wesen der Freimaurerei nichts rauben würde.

Auch daß man der Freimaurerei häufig die Pflege bestimmter religiöser Richtungen uud Sekten nachsagte, z. B. die Anschauungen der Deisten, oder die Überzeugungen der Pantheisten, hat der Erkenntnis des wahren Wesens der Maurerei geschadet. Alle diese Behauptungen über die Freimaurer sind falsch; sie sind weder Geheimbündler, noch Deisten, noch Pantheisten, sie sind eben — „Freimaurer" !

Die Freimaurerei, sagt man, ist so alt wie die Menschheit. Ihre Ideerr begegnen uns im Altertum, sie begleiten die Geschichte bis in unsere Tage. Stets gab es Menschen, die „Freimaurer" waren. In Logen organisierten sie sich erst zu Beginn des 18. Jahrhunderts. Und damals gab es viele Menschen, die keiner Loge angehörten und die doch der Gesinnung, dem Wollen nach „Freimaurer" waren; wie es anch heute noch Unzählige gibt, die ihrer ganzen Lebensauffassung und Lebensführung nach zum Freimaurerbunde gehören, ohne den Schur; zu tragen.

Auch die Zurückgczogenheit der Logenbrüder bei ihrer „Arbeit", von der mair — ihrer Eigentümlichkeit wegen — draußen im Volk wenig sehen und spüren konnte, war bei der ganzen Geistesrichtung am Ende des 19. Jahrhunderts dem Ansehen der Freimaurerei nicht gerade von Nutzen. Diese „Unsichtbarkeit" machteargwöhnisch, und man glaubte, es fehle den Freimaurern an Berührungspunkten mit der Außenwelt, an der Fähigkeit der zeitgemäßen Auffassung neuer Gedankengänge. Daher kam auch zum Teil das Märchen vom „Geheimbund".

Die Freimaurerei als Organisation in ihrer heutigen Gestalt kann bald auf eine Geschichte von zwei Jahrhunderten zurückblicken. Sie verstand es, trotz fortgesetzter heftiger Bekämpfung durch mächtige und unversöhnliche Widersacher und trotz gelegentlicher eigener Irrungen, welche die natürliche Entwicklung des Logenlebens erschwerten, nach und nach in allen Kulturländern der Erde festen Fuß zu fassen und einen großen Prozentsatz der gebildeten Menschheit um ihr Banner zu scharen. Eine Institution, der das gelingen konnte, hat den Beweis erbracht, daß sie durchaus daseinsberechtigt und lebensfähig ist! Ihre Grundidee muß eine gesunde, eine unverwüstliche sein, sonst ließe sich dieser Erfolg nicht verstehen,

sie muß Anziehungskraft auf viele Menschen aueüben, sonst ließe sich die große Verbreitung, welche die Freimaurerei heute noch in kaum vermindertem Maße besitzt, nicht erklären.
Auch in Deutschland zählt die Freimaurerei viele Anhänger; es sind gegenwärtig mehr als 50 000 Deutsche, Männer aus allen Kreisen, die sich in den Logen bemühen, die „Kunst harmonischer Lebensgestaltung" zu lernen und auszuüben; gewiß eine beträchtliche und beachtenswerte Zahl!
Das Eigentümlichste an dieser großen Gemeinschaft der Freimaurer ist ohne Zweifel, daß sie nicht etwa durch eine einheitliche Weltanschauung, eine Glaubensmeinung, ein Dogma, zusammengehalten wird, sondern durch eine gemeinsame Sehnsucht, ein Wollen und Streben: Vervollkommnung der Menschheit heißt diese Sehnsucht, welche die Masonen unter dem Symbol der bauenden Arbeit zu einer sittlichen Lebensgemeinschaft zusammenschließt — das ist die Grundidee der Freimaurerei, das innere Geheimnis der „Kunst", die man erleben muß, wenn man sie lernen, wenn man sie verstehen will.
Menschheitsbeglückung, allmähliche Überwindung der die Menschen trennenden Schranken, der sie entzweienden Gegensätze, das sind die Ziele, nach denen die Freimaurerei strebt. Nicht mit ideologischen Forderungen, sondern auf dem Wege der Erziehungsarbeit. Aber neben diesen hohen Zielen verfolgen die Freimaurer doch auch noch andere, heute schon erreichbare Ziele. Sie wollen Menschen erziehen, selbständige Menschen, und sie zu Meistern veredeln in der Kunst, in Weisheit, Stärke und Schönheit zu leben und zu sterben. Sie wollen mitarbeiten an der Lösung sozialer und ethischer Probleme, bei der Lösung der Aufgaben, welche die Gegenwart an die Menschheit, an den Einzelnen stellt. Und wenn die Logen heute aus mancherlei inneren und äußeren Gründen noch nicht alle so weit sind, daß sie an der Lösung solcher Aufgaben unmittelbar mitwirken können, so werden doch diese Probleme eingehend erörtert und das vorurteilslose Verständnis und Interesse für sie mit allen Mitteln wachgehalten.
Es sind also doch auch recht praktische und nützliche Ziele, die den Freimaurern vorschweben. Und wenn die Logen der einzelnen Länder ganz naturgemäß den Blick zunächst auf das Wohl und die Eigentümlichkeiten des eigenen Volkes gerichtet halten, wenn sie ganz notwendig zu allererst einmal national sein müssen, so ist die Freimaurerei doch als Gedanke international.
Wegen ihrer Sehnsucht nach ewigen Werten sprechen die Masonen gerne von der Freimaurerei als von der „königlichen Kunst". Die Ziele und Ideale der Freimaurer, der Baugedanke und nicht zuletzt die sittliche Herausbildung der Persönlichkeit, haben viel Künstlerisches an sich. Jeder Maurer, der den Sinn der Loge tiefer erfaßt hat, trägt ein Stück Künstlersehnsucht in der Brust. Und wie es dem Künstler nie gelingt, sein Ideal ganz zu erfüllen —, wie er stets zurückbleibt hinter dem, was ihm beim Schaffen vorschwebte, wie er, nie zufrieden mit sich

und mit seinem Werke, immer wieder von neuem um den Kranz ringen muß, bis der Tod ihm endlich Ruhe bringt, so geht es auch dem Maurer!

Diese Verwandtschaft des maurerischen Baugedankens mit dem des schaffenden Künstlers kommt in der maurerischen Symbolik klar zum Ausdruck. Ein Kunstwerk an sich ist jene gemeinsame sinnbildliche Lehrart und das freimaurerische Gebrauchtum; als solche müssen beide erfaßt und begriffen werden, wenn man ihren mächtigen Einfluß verstehen will. Diese Symbolik, — als anschaulicher Ausdruck der gemeinsamen Grundidee — ist ein mächtiges Band, welches die Freimaurer aller Länder umschlingt. Es ist etwas Erhebendes für den Maurer, zu wissen, daß er diese gemeinsame Symbolik überall wieder findet, wo auch immer er den Fuß in einen Freimaurertempel setzen mag.

Die Grundidee der Freimaurerei, die nur auf die Gesinnung sieht und all« äußerlich trennenden Unterschiede sozialer und konfessioneller Art als Hemmnis gesunder Entwicklung empfindet, trägt eine große, einigende Macht in sich, welche die Freimaurer in hohem Maße zur Kulturarbeit befähigen muß. In dem letzten Ziele, das allen Maurern als Ideal vorschwebt, in dem Streben nach dem „Bruderbund für die Menschheit", sind alle einig, so verschieden die Mittel immer sei» mögen uud müssen, mit denen sie dem Ziel zustreben. Und dieser Kampf um die Erfüllung des Humanitätsgedankens kann nur dann zum Siege führen, wenn er von dem Bewußtsein getragen wird, daß Einigung und Verständigung, gegenseitige Achtung und Duldung unter Menschen nötig sind, um den Erfolg zu sichern. Eine Organisation, die die Menschen zwar nicht als gleich beanlagt, so doch alle als der Emporentwicklung fähig betrachtet, und damit alle Menschen zu Arbeitern, zu Maurern am Bau der Humanität ernennt, ist sicherlich zu solcher Arbeit berufen. Sie kann zum Ausgleich der schroffen Klassengegensätze ebensoviel beitragen, wie zu einem friedlichen Ausgleich von Vorurteilen. Und diese versöhnende Macht ruht auf dem dogmenlosen Bekenntnis, zu dem schon die „alten Pflichten" vom Jahr« 1723 die Freimaurerbrüder verpflichteten.

Was der deutschen Freimaurerei von jeher eigentümlich war, ist eine tief innerliche Erfassung des maurerischen Humanitätsgedankens, gepaart mit de» Bedürfnis, diesen Gedanken mit ganzem Gemüte zu pflegen und ihn ängstlich von allem fern zu halten, was mit politischen, konfessionellen und sozialen Streitfragen zusammenhängt. So kam es, daß die deutsche Maurer« ihre Aufgabe zunächst darin erblickte, an der Vervollkommnung und ethischen Beeinflussung ihrer einzelnen Mitglieder zu arbeiten, daß sie ihr Wirken auf dies Gebiet beschränkte und nie den Ehrgeiz hatte, etwa in die Arena der politischen und sozialen Kämpfe hinabzusteigen. Still und geräuschlos arbeitete sie an der sittlichen Erziehung und an der Aufklärung ihrer Mitglieder, nie trat sie geschlossen nach außen hin auf, um Gesamtwirkungen mit der Masse ihrer Anhänger zu erzielen, sie mischte sich nicht in Fragen der Politik und hielt sich allen Glaubenskämpfen fern, obwohl in den deutschen Logen stets Vertreter der verschiedensten Richtungen und Partei«

zu finden waren. Aber dort ist Platz für sie; gegenseitige Achtung vor der ehrlichen Überzeugung des anderen, echte Toleranz verhindert, daß Uneinigkeit in der Loge entsteht. Außerdem vermeiden die meisten Logen Diskussionen über religiöse und politische Streitfragen und betonen und gewährleisten die Freiheit des persönlichen Standpunktes. Sie wollen neutrale Stätten sein, in welchen die draußen vielleicht getrennten Menschen durch den maurerischen Gedanken zu einem gemeinsamen Streben vereinigt werden. Deshalb werden auch Fanatiker irgendwelcher politischen, wissenschaftlichen, religiösen oder ethischen Richtung sich kaum in den Logen wohl fühlen.

Um diese Einigkeit nicht zu gefährden, läßt die Freimaurerei dem einzelnen Bruder die volle Freiheit seiner politischen und metaphysischen Überzeugung. Wohl verpflichtet die Freimaurerei ihre Mitglieder auf eine Anerkennung der sittlichen Weltordnung und auf die „Religion, in der alle Menschen übereinstimmen"; aber sie stellt damit kein Dogma auf, sondern proklamiert das Ideal der Humanität. Und wenn die Freimaurerei diesen Gedanken im Symbol des „allmächtigen Baumeisters aller Welten" erkennt, so bedeutet auch das nicht die Aufstellung eines Dogmas; sie läßt dem einzelnen Freimaurer auch hier volle Freiheit. So kommt es, daß in den Logen sich die Vertreter der verschiedensten Ansichten brüderlich die Hand reichen können, der maurerische Gedanke richtet das Streben des Dualisten wie des Monisten, des Idealisten wie des Realisten auf ein gemeinsames Ziel. Nicht wie der Einzelne zum Ziele strebt, ist von Wichtigkeit, sondern daß er nach ihm strebt, daß er es erreichen will, das ist das Ausschlaggebende!

Die Erziehung und Veredelung des Einzelnen bildete lange Zeit — von der maurerischen Wohltätigkeit abgesehen — fast das einzige Arbeitsfeld der deutschen Logen, oder doch ihr vornehmstes. Ihr vornehmstes Arbeitsgebiet ist es geblieben, aber es ist heute nicht mehr ihr einziges. Früher konnte sich die Loge mit dem indirekten Einfluß begnügen, den ihre Mitglieder als Vertreter der geistig führenden Gesellschaftsschicht ausübten. In unserer Zeit aber, der es an bestimmender Macht und Einfluß einzelner Persönlichkeiten, wie zur Zeit Goethes und Herders, fehlt, in unserer Zeit, die das individuell gerichtete Humanitätsideal durch das sozial eingestellte erweiterte und in welcher der Gedanke der Vergesellschaftlichung zu immer größerer Macht gelangte, in einer solchen Zeit können sich die Logen unmöglich auf die Dauer der Erkenntnis verschließen, daß es nötig ist, ihre Mitglieder auch mit den Fragen des Tages, mit den sozialen Problemen vertraut zu machen. Man sah ein, daß die erzieherische Arbeit am Einzelnen, die Vollendung des inneren Menschen — wenngleich ihre Bedeutung noch immer die alte, grundlegende geblieben ist — erweitert und ergänzt werden, daß sie ausgebaut werden muß zu einer direkten aufbauenden Tätigkeit im Sinne des freimaurerischen Gedankens. Das ist der Tribut, den die Freimaurerei dem Zeitgeist zollen muß.

Und sie kann diesen Schritt von den rein geistigen Höhen hinab auf das große gemeinnützige Arbeitsfeld sozialer Tätigkeit getrost unternehmen, sie wird ihrer

Bestimmung dadurch keineswegs untreu. Denn soziales Wirken, Arbeit für das Wohl des Volkes, gepaart mit ethischer Beeinflussung bleibt ein „Bauen am Tempel der Menschheit"!

Und so konnte man in den letzten Jahren sehen, wie die Freimaurer mehr oder weniger entschlossen aus ihrer Abgeschiedenheit in die Öffentlichkeit hinaustraten, wie sie alle großen Fragen der Zeit lebhaft unter sich erörterten und teils selbständig an soziale Unternehmungen herantraten, teils solche Werke tatkräftig unterstützten.

Es würde zu weit führen, wollte man dieser neuesten Betätigung der Freimaurer, die u. a. auch auf die Jugenderziehung Einfluß zu gewinnen streben, weiter nachgehen. Diese Bewegung ist noch zu jung, zu sehr noch in den Anfängen, um in ihrer vollen Bedeutung abgeschätzt werden zu können. Jedenfalls zeigt sie aber sehr deutlich, daß es falsch ist, anzunehmen, die deutschen Logen seien im Begriff, alle Bedeutung für die Kultur unseres Volkes zu verlieren, oder zu denken, die deutschen Maurer pflegten lediglich eine veraltete Symbolik und trösteten sich mit altehrwürdigen geheimnisvollen Gebräuchen und Handlungen über ihre völlige Einflußlosigkeit, über ihre immer geringer werdende Daseinsberechtigung hinweg. Nein! Das Märchen von den stagnierenden deutschen Logen zerstiebt vor den klaren Beweisen einer lebendigen Wirksamkeit und vor den Leistungen deutscher Freimaurer, die auf wissenschaftlichem und auf ethischem Gebiete sehr Achtbares zustande gebracht haben. Man braucht nur an die letzten Preisausschreiben des „Vereins deutscher Freimaurer" zu denken, an die von ihm herausgegebene „Bibliographie der freimaurerischen Literatur", an die zahlreichen Bücher, Schriften und Artikel, die in den letzten Jahren Aufklärung und Belehrung über das Wesen und die Ziele der Freimaurerei in weite Kreise getragen haben.*) Das alles beweist, daß neues Leben in dem alten, gesunden Stamme aufsteigt.

Und diese frohe Zuversicht der deutschen Freimaurer erhält neue Ermunterung durch die in den letzten Jahren sich immer mehr steigernden Angriffe ihrer alten und neuen Gegner. Sie werden der Freimaurerei auf die Dauer nicht schaden können. Die Grundidee der Königlichen Kunst ist so groß und unerschöpflich, daß sich immer wieder neue Aste und Zweige, neue Blätter und Blüten und neue Früchte an dem alten Baume bilden können. Die dogmenlose Religion der Humanität, in der alle Menschen übereinstimmen können, ist imstande, alle Richtungen zu versöhnen. Sie zeigt dem Maurer als Lebenskunstlehre den Plan, nach welchem der Tempel der Menschheit errichtet werden soll, sie weist

*) Vgl. Ludwig Keller: „Die geistigen Grundlagen der Freimaurerei und das öffentliche Leben". Gekrönte Preisarbeit. Iena 1911, Eugen Diederichs. — Aus allerneuester Zeit: vr Ernst Schultz«: „Die Kulturaufgaben der Freimaurerei", Stuttgart und Berlin 1912, Deutsche Verlags-Ansialt. — vi Ernst Horneffer: „Die Freimaurerei und die religiöse Krisis der Gegenwart" in der Zeitschrift „Die Tat", 4. Iahrgang 1912/13^ Heft 7 und 8 (Eugen Diederichs, Jena).

ihm das Wahre, Schöne und Gute, und sie wird zur L e b e n s k u n stü b u u g,
zum „ideegemäßen Aufbau des Einzel- wie des Menschheitslebens", wenn ihre
Jünger die Religion der Menschheit richtig erfassen. Und dabei kommi es auf
die Gesinnung an, auf den sittlichen Willen, und nicht auf den Glauben.
Diese Gesinnung zu wecken, zu erhalten und zu Taten anzuspornen, ist die
Aufgabe der Freimaurerlogen. Darauf zielen alle Lehren ab, welche die Frei-
maurerei ihren Jüngern erteilt. Darum sollen diese Selbsterkenntnis üben und
Selbstbeherrschung lernen, darum sollen sie alle Menschen als Brüder lieben, dem
Sittengcsctz und der Vernunft gehorchen und nach Erkenntnis streben. Bescheiden-
heit, Treue und Mäßigkeit, Standhaftigkeit, Klugheit und Gerechtigkeit schreiben
die „alten Pflichten" dem Maurer vor. Und diese Tugenden machen seine Stärke
aus. Sie befähigen ihn dazu, die Gcsinnungsgemeinschaft zu gründen, welche nötig
ist, um in unserer verworrenen Zeit das metaphysische Bedürfnis vieler Zeit-
genossen zu befriedigen. Dies metaphysische Bedürfnis des Menschen, gerade in
unserer Zeit meldet es sich lauter denn je; und über die stolzen Lehren und Dogmen
der Naturalisten, der Materialisten und Monisten hinweg, über die Kämpfe um
wissenschaftliche Weltanschauungen und kirchliche Dogmen hinaus sehnt sich der
moderne Mensch nach einem Halt. Die „Religion, in der alle übereinstimmen
können", wird dieser Halt sein! Die Freimaurerei hat die Macht, die Lücke in
unserer „Kultur" auszufüllen, die heute von jedem denkenden und suchenden
Menschen so schwer empfunden wird. Als Hüterin des Erbes aus der Blüte-
zeit des deutschen Idealismus besitzt sie das, was unserer, auf das Äußere und
Äußerliche gerichteten Zivilisation fehlt: sie ist fähig, an der Vervollkommnung
des inneren Menschen zu arbeiten. Und damit besitzt sie das Zaubermittcl, das
nötig ist, um unser Volk auf eine höhere Kulturstufe zu heben, um unserer Sehn-
sucht Erlösung zu bringen.
Das, was die Freimaurer lange besitzen, es ist heute die Sehnsucht der
ganzen Menschheit! Die Freimaurerei ist weiter nichts als die Organisation von
Menschen, welche diese Sehnsucht nach Humanität, nach Vollendung der mensch-
lichen Gesellschaft, im Herzen tragen. Unter dem Sinnbilde des Bauens hat die
Freimaurerei Millionen von Menschen auf der ganzen Erde begeistert und zu einer
sittlichen Gemeinschaft vereinigt; sie wird auch in Zukunft diese versöhnende, eini-
gende Macht bleiben! Mehr wie je ist sie heute berufen, Kulturfaktor zu
werden. —

Dr. C. Mühling:
Der Balkankrieg und die Entspannung der
politischen Lage.
Langsam, aber unerbittlich zertritt der Gang der Weltgeschichte die künst-
lichen Staatengebilde, die am grünen Tisch in der Absicht geschaffen wurden,
die widerstreitenden Interessen der maßgebenden Mächte auszusöhnen. Nicht
viel länger als vierzig Iahre bestand das mühsame Werk, das nach der napo-
leonischen Katastrophe die Fürsten und Staatsmänner Europas, von der wuch-
tenden Last des korsischen Genius befreit, unter rauschenden Festen in Wien
zusammenfügten. Auch damals zerschnitt die Säge der Staatskunst den Leib
eines durch Sprache, Sitte und eine tausendjährige Kultur zusammengehörigen
Volkes und zwang den unnatürlich getrennten Gebietsteilen widerwillig er-
tragene Fremdherrschcr auf. Aber der machtvolle Gedanke, der fast wie
ein Naturgesetz die Geschichte des neunzehnten Iahrhunderts durchwaltete,
der Gedanke des Nationalitätsprinzips, zerstörte das Flickwerk der politischen
Chirurgie. Throne brachen zusammen vor dem Sturm des Völkerfrühlings,
und was nach der Einbildung der Diplomatie für die Ewigkeit gedacht war,
überlebte kaum ein halbes Jahrhundert. Auch die Einteilung, die der Berliner
Kongreß der Landkarte der Balkanhalbinsel gab, war eine unnatürliche Schöpfung
der Staatskunst, die den Stempel der Vergänglichkeit trug. Noch kürzere
Zeit hat sie bestanden als das Werk von Metternichs und Talleyrands Gnaden.
Auck heute noch hat der Gedanke des Nationalitätsprinzips seine Macht nicht
verloren; auch heute noch zerstört er in Blutströmen Reiche, in denen durch
die grausame Macht des Schwertes Völker zusammengezwungen waren, die
Rasse, Sprache, Religion und Sitten trennten, und rächt eine Gewalttat, die vor
einem halben Iahrtausend begangen wurde. Die Diplomatie, die sich gegen
historische Gesetze auflehnt, erringt immer nur Augenblickserfolge. Denn
wie Augenblicke erscheinen in der Entwicklung der Völkerschicksale dem rück-
schauenden Betrachter Iahrzehnte. Die blutige Tragödie, die sich jetzt auf
den Schlachtfeldern Macedoniens und Thraeiens abspielt, ist nur der natürliche
wahrscheinlich nur vorläufige Abschluß einer notwendigen Entwicklung, die
eine kurze Spanne Zeit aufgehalten worden war.
Es ist ein viel geübtes, aber deshalb durchaus nicht gerechtes und ein-
sichtiges Verfahren der öffentlichen Meinung, die Diplomaten, die solche Augen-
blickserfolge errungen haben, in Grund und Boden zu verdammen, wenn ihre
Schöpfungen im Strom der Zeiten untergehen. Ich kann diesen Vorwürfen

nicht beistimmen und bin weit entfernt davon, die Staatsmänner, die Wismars
im Iahre 1878 um sich versammelte, für ungeschickt und kurzsichtig zu halten,
weil die von ihnen geschaffenen Paragraphen nach und nach auf den Tafeln
der Weltgeschichte ausgelöscht worden sind, und die Akten des Berliner Kon-
gresses nun zerrissen am Boden liegen. Auch Augenblickserfolge können nützlich
sein. Sie können wie Stromregulierungen wirken, die zwar die Fluten nicht
verhindern, ihr Endziel zu erreichen, aber die Gefahr vernichtender Über-
schwemmungen beseitigen oder wenigstens mildern. Wie die Wunderwerke
der Technik, durch die der Mensch sich gegen die Naturgewalten schützt, können
Schöpfungen der Staatskunst den Eintritt geschichtlicher Notwendigkeiten auf
eine Zeit vertagen, zu der sie nicht welterschütternde Katastrophen herbeiführen.
Es ist im höchsten Grade wahrscheinlich, daß der Berliner Kongreß einen
Weltbrand verhindert hat, von dem niemand wissen kann, welche Kulturgüter
er vernichtet hätte.
Wenn auch vor dem Ausbruch des Balkankrieges eine Zeitlang die Gefahr
eines Weltbrandes am Horizont der europäischen Geschichte aufzusteigen schien,
und weniger die wissenden Regierungen als die nur ahnenden Völker fürchteten,
daß der große, damals vermiedene europäische Krieg nun doch ausbrechen würde,
so hat sich zur Stunde, da diese Zeilen geschrieben werden, eine gewisse Beruhigung
aller Gemüter bemächtigt, die gewiß nicht unberechtigt ist. Sic gründet sich in erster
Linie auf das Gefühl, von dem ich in der politischen Rundschau des Septemberheftcs
dieser Zeitschrift sprach, auf das Gefühl der Furcht vor den entsetzlichen Folgen,
die ein Weltkrieg in unseren Tagen haben müßte; sie gründet sich aber auch auf die
Überzeugung, daß in den letzten Monaten zwischen den beiden Mächtegruppen
Europas gerade unter dem Einflusse der Ereignisse auf der Balkanhalbinsel eine
Entspannung eingetreten ist, die man fast wie eine Bürgschaft für den Welt-
frieden betrachten kann. Wie im Lichte eines plötzlich aufblitzenden Scheinwerfers
hat der Valkankrieg Interessengegensätze aufleuchten lassen, die das Gefühl der
gemeinsamen Furcht vor dem mächtigen Deutschland verhüllt hatte. Es stiegen
Zweifel darüber auf, ob dieses negative Gefühl bei der Entscheidung der politischen
Fragen, deren Beantwortung die Balkanwirren notwendig machten, stärker sein
würde als der geschichtliche Antagonismus zwischen Rußland und England, der
das ganze vorige Iahrhundert durchherrschte, und lebenskräftiger als der Widerstreit
zwischen den: materiellen Interesse Frankreichs, des größten Gläubigers der Türkei,
«n der Erhaltung des europäischen Besitzstandes des Osmanenreiches und den po-
litischen Interessen Rußlands an der so lange vergeblich ersehnten Verdrängung
des Feindes von 1878 und 1856.
Als die Siege der Verbündeten die Erhaltung des 5tatu5 quo unmöglich
erscheinen ließen, da wurde es zur Gewißheit, daß dieser Krieg nicht nur den Zu-
sammenbruch der altersschwachen Türkei, sondern auch den der englischen Politik
des letzten Jahrhunderts zur Folge haben würde. Da aber auf den blutgetränkten

Schlachtfeldern Makedoniens auch österreichische Hoffnungen begraben werden, während Italiens Losung: „Der Balkan den Balkanvölkern" sich zu verwirklichen beginnt, so gibt es in jedem Lager der beiden europäischen Ctaatengruppen Sieger und Besiegte. Diese Tatsache muß notwendigerweise zu einer Entspannung zwischen den beiden Mächtegruppen führen, weil die Gegensätze zwischen feindlichen Parteien sich abstumpfen, wenn die Überzeugung von der notwendigen Zusammengehörigkeit der sick gegenüberstehenden Verbündeten erschüttert wird.

Aber diese Entwicklung der weltgeschichtlichen Ereignisse unterstützte nur Bestrebungen, die schon vor Monaten durch die Begegnung von Baltisch port eingeleitet worden waren.

In der offiziellen Kundgebung über die Zusammenkunft des deutschen und des russischen Kaisers, die am 6. Juli in Petersburg veröffentlicht wurde, kommt das Bestreben, die traditionelle Freundschaft zwischen den beiden Kaiserreichen wie ein Bollwerk gegen alle etwaigen feindseligen Gelüste der beiden Mächtegruppen aufzurichten, zu vollendetem Ausdruck. Wenige Tage später, am 10. Juli, fand die Petersburger Kundgebung ein lautes Echo in London. Sir Edward Grey erklärte im Unterhausc unter dem einstimmigen Beifall der ganzen Kammer, daß die Beziehungen zwischen Deutschland und England ausgezeichnet seien. Die Reise Poincares nach Petersburg änderte nichts an der politischen Situation. Die über seine Zusammenkunft mit Casonoff veröffentlichte Kundgebung der Petersburger Telegraphcnagentur, die am 16. August erschien, bestätigte nur, daß die Aufrechterhaltung des Friedens und des europäischen Gleichgewichts der Zweck des russisch-französischen Bündnisses sei.

Der Erfolg der Bestrebungen, eine Entspannung zwischen den Mächten des Dreibundes und des Dreiverbandes herbeizuführen, hat den Boden vortrefflich vorbereitet, auf dem die Mächtegruppen sich über die endgültige Lösung der orientalischen Frage verständigen können. In festerer Geschlossenheit als je vorher tritt an diese Aufgabe der Bund der Zentralmächte. Die gegenseitigen Besuche der Minister des Dreibundes, die gerade während der entscheidenden Wochen des Balkankricgcs stattfanden, haben den unerschütterlichen Entschluß gezeitigt, bei den im Flusse befindlichen Verhandlungen Seite an Seite zu stehen. Die durch den glücklich beendigten tripolitanischen Krieg veränderte Stellung Italiens im Mittelmeer hat ohne Zweifel diese Festigung des Dreibundes auf das günstigste beeinflußt. Aber alle offiziellen Kundgebungen über die Gespräche der leitenden Staatsmänner betonen immer wieder, daß die Regierungen der mitteleuropäischen Staaten von den friedlichsten Absichten beseelt sind und mit den Kabinetten von London, Paris und Petersburg in ununterbrochener Fühlung bleiben werden. Der Wille, den europäischen Frieden aufrecht zu erhalten, ist so einmütig und offenkundig zum Ausdruck gebracht worden, daß man an seiner Aufrichtigkeit nicht zweifeln kann.

Aber nicht nur die Ereignisse, sondern auch die Persönlichkeiten haben für

die Entspannung zwischen den Gruppen der Großmachte eine hervorragende Bedeutung gehabt. Und unter diesen Persönlichkeiten ist an erster Stelle der deutsche Reichskanzler zu nennen. Das Vertrauen auf die Zuverlässigkeit seiner Politik, das man ihm in Petersburg und in London entgegenbringt, ist zu einer der festesten Stützen des Weltfriedens geworden.

Es gibt in ganz Europa zur Stunde nur eine einzige Gruppe von Menschen, die rücksichtslos zum europäischen Kriege treibt. Das sind die Panslawisten in Rußland. Könnte das Geschrei ihrer Presse das Gemüt des Kaisers und seiner Regierung beeinflussen, so müßte ihm an diesen Stellen das drohende Gespenst der Revolution entgegenwirken. Daß diese Gefahr nicht überwunden ist, beweist das Ergebnis der Dumawahlen, die trotz des beschränkten Wahlrechts in allen Städten zugunsten der Radikalen ausgefallen sind. Zwar hat im Iahre 1878 die russische Kriegspartei den Kaiser Alerander auch zum Losschlagen gezwungen, aber ihr stand damals nicht der geschlossene Friedenswille Europas entgegen.

Dein verbrecherischen Treiben der russischen Hetzpressc — man kann es nicht anders nennen — ruft jetzt die Furie des Krieges eine grauenvolle Warnung zu. Denn auf den Schlachtfeldern Makedoniens und Thraeiens und in den albanesischen Bergen ereignet sich so Furchtbares, daß auch der Kriegslustigste sich der Überzeugung nicbt verschließen kann, daß die Entfesselung eines europäischen Krieges eine Wahnsinnstat wäre, die in der Geschichte ihresgleichen nicht fände. Wenn ein so ungeheures Unglück über die Welt hereinbräche, weil Serbien einen Hafen am adriatischen Meer haben will, aber Osterreich sich weigert, diese Forderung zu erfüllen, so müßte man in der Tat an dem gesunden Menschenverstand der Männer zweifeln, denen die Völker die Leitung ihrer Geschicke anvertraut haben.

Fritz Kopp
Grete Meisel-Heß
Friß Kopp:
Wiedersehen.
Iahre gehen wie ein Tag dahin.
Und Du siehst das Heute mit dem Gestern
Sich umarmen wie zwei treue Schwestern.
Doch im Innern fühlst Du den Gewinn.
„Fragst Du noch, wie alles dies geschehn?
Ewig unter Blumen hier zu wandeln
Ward noch keinem. Und der Mensch muß handeln!
Nur die Klarheit wird die Zukunft sehn."
Dankbar drückst Du wieder mir die Hand.
„Daß der Liebe Spiel uns dies gegeben,
Ist das Schönste. Denn es war ja Leben!
Und die Seelen bleiben doch verwandt!"
Grete Meisel-Heß:
Des Vaters Uhr.
Seitdem die eigene Uhr zerbrach,
Mechanik, die den Sinn verlor,
Holt' ich des Vaters alte Uhr
Mir zum Ersat z hervor.
Sie tickt bei Tag und tickt bei Nacht,
Viel stärker als mein Ührchen je,
Und wieder seh' ick ihn vor nur,
Und mich beschleicht es »eh . . .
Solang er lebte, sah ich nie
In ihm mein Hort und Schild,
Noch wie mir sein« Uhr jetzt tickt,
Seh' ich ein ander Bild.
Ich seh' ihn, wie er morgens früh
Bei seinen Akten saß,
Und wie er seine karge Rast
Nach ihrem Takle maß.
Und wie er mahnt«, damals schon:
«Faß zu — die Zeit ist Wert!"
Und wie ich mich von seinem Wort
Hochmütig abgekehrt.
Solang er war, — er kannte nie
Den wohligen Verbleib,
Und schaffte seiner Stunden Müh'
Auch noch mit krankem Leib.
Ich lannt' ihn nicht, er war mir fern.
Scheu mied ich seine Spur,
Nur eines wußt' ich, fühlte ich:
D«s Vaters lnappe Uhr.
Und wie sie tickt jetzt, Tag und Nacht,
— Kommt schmerzliches Versteh«,
Und mir ist dann, als müßt' ich ihn
Einst besser wiedersehen. . . .

Roald Amundsen:
Aus der Eisplatte.
(Schluß.) ^
Vom 30. Januar an wurden die ganze Woche hindurch Kohlen, Brennholz,
Öl und der ganze Vorrat an getrockneten Fischen herbeigeschafft. Die Temperatur
hielt sich in diesem Sommer zwischen 15 bis 25 Grad Celsius Kälte — ein
herrliches Sommerwctter! Täglich wurden Seehunde geschossen, und wir hatten
jetzt schon einen großen Haufen, ungefähr 100 Stück dicht vor unserer
Stubentür liegen. Eines Abends, als wir eben beim Essen saßen, machte nns
Lindström die Mitteilung, daß wir jetzt nicht mehr aufs Meereis hinunterzugehen
brauchten, die Seehunde kämen zu uns herauf. Rasch eilten wir hinaus. Und
siehe da! nicht weit von der Hütte entfernt kam ein Krabbenfresser, der wie Silber
in der Sonne glänzte, daher. Wir ließen ihn dicht herankommen, dann wurde
er photographiert und — erschossen.
An diesem Tage erlebte ich etwas Sonderbares. Meinem besten Hunte,
Lassesen, erfror seine linke Hinterpfote, so daß sie ganz weiß aussah. Es geschah,
während wir alle bei der Arbeit draußen waren. Lassesen war ein „Mann der
Freiheit" und hatte sich in einem unbewachten Augenblick losgemacht. Die Frei-
heit benutzte er indes, wie die meisten seiner Gefährten, zu einer Balgerei. Diese
Hunde balgen sich leidenschaftlich gerne und können es nicht lassen. Er hatte
nun sofort mit zwei anderen Streit angefangen, und Thor und Lassesen waren
in heftigen Kampf miteinander geraten. Doch die Ketten, mit denen diese an-
gebunden waren, hatten sich während der Rauferei um Lasscsens Bein gewickelt
und zusammengezogen, so daß der Blutumlauf gehemmt wurde. Wie lange das
arme Tier so dagestanden hat, weiß ich nicht. Aber beim Nachhausekommen sah
ich gleicb, daß der Hund an einem falschen Platz stand, und bei näherer Unter-
suchung entdeckte ich das erfrorne Glied. Es dauerte eine ganze halbe Stunde,
bis es mir gelang, den Vlutumlauf wieder herzustellen. Ich hielt die Pfolc
beständig in meiner warmen Hand, und endlich floß das Blut wieder. Im
Anfang, als das Glied noch gefühllos war, ging das ganz gut, aber als das
Blut allmählich wieder durchströmte, tat es natürlich weh, und da wurde Lassesen
ungeduldig. Er jaulte und bewegte den Kopf heftig in der Richtung des kranken
Glieds, als wolle er mich darauf aufmerksam machen, daß das Verfahren ihm
gar nicht behagte, aber einen Versuch, zu beißen, machte er nicht. Die Pfote
schwoll nach der Behandlung stark an; doch schon am nächsten Tage war Lassesen
wieder ganz hergestellt, obgleich er das linke Hinterbein noch ein wenig schonte.
Meine Tagebuchaufzeichnungen von jener Zeit sind alle im Telegrammstil

abgefaßt, wahrscheinlich wegen allzu vieler Arbeit. So schließen sie an diesem Februartag mit folgenden Worten: „Ein Kaiserpinguin kam gerade auf Besuch — im Suppentopf. Er bekam wahrlich keine lange Grabschrift."

In dieser Woche befreiten wir die Seeabteilung von den letzten zwanzig jungen Hunden. Die große Freude, die an Bord herrschte, als der ketzte das Deck verließ, war niemand zu verübeln. Bei ungefähr 20 Grad, wie in der letzten Zeit, war es nicht möglich gewesen, das Deck rein zu erhalten. Alles gefror ja sofort, und wenn man selbst steif gefroren war, war es kein Vergnügen, den Unrat wegzuschaffen. Nachdem nun alle Hunde aufs Eis hinausgeschafft waren, wurde sofort mit Salz und Wasser gescheuert und geschrubbt, und nach kurzem war der Fram wieder schmuck und rein. Die jungen Hunde wurden in Kisten gestellt und hinaufgefahren, wo ein Sechzehnmannzelt für sie bereit stand. Aber vom ersten Augenblick an weigerten sich die Hunde, da zu wohnen, und es blieb uns nichts anderes übrig, als sie loszulassen. Darauf verbrachten alle diese jungen Tiere den größten Teil des Winters unter freiem Himmel. Solange die Seehund-leiber auf dem Hügel lagen, hielten sie sich dort auf, später suchten sie sich ander-weitig Unterkunft. Das von den jungen Hunden so sehr verachtete Zelt war aber doch noch von Nutzen. Die Hündin Tipser wurde darin untergebracht, als sie am Werfen war. Das Zelt erhielt den Namen „das Stift".

Mit der Zeit erhob sich ein Zelt nach dem andern, und Framheim sah all-mählich ganz ansehnlich aus. Acht von diesen Zelten wurden für unsere 8 Hunde-gespanne errichtet, zwei für die getrockneten Fische, eines für frisches Fleisch, eines für Proviant und eines für Kohlen und Brennholz, im ganzen 14 Stück. Sie wurden nach einem im voraus entworfenen Plan aufgeschlagen, und als alle er-richtet waren, hatte man ganz den Eindruck eines wirklichen Lagers.

In diesen Tagen wurden unsere Hundegeschirre wesentlich verändert, denn einer von unseren Leuten war auf den guten Gedanken gekommen, das Alaska- und Grönlandgeschirr miteinander zu verbinden und dadurch ein drittes noch zweckmäßigeres herzustellen. Nun hatten wir Geschirre, die allen Anforderungen genügten. Die neue Art wurde von da an immer verwendet, und alle stimmten darin überein, daß sie den andern Geschirren weit überlegen seien. Auch die Hunde schienen sich besser dabei zu befinden. Soviel ist sicher, daß sie nun leichter und rascher fuhren und daß die bei den grönländischen Geschirren so oft vor-kommenden Scheucrwunden völlig ausgeschlossen waren.

Der 4. Februar war reich an Ereignissen. Wie gewöhnlich fuhren wir auch an diesem Tage morgens 6V2 Uhr alle mit unseren leeren Schlitten zum Fram hinunter. Als der erste auf dem Hügelkamm anlangte, fing er an, mit den Armen zu schlegeln und sich wie ein Verrückter zu gebärden. Ich begriff ja, daß er etwas sah; aber was? Der zweite oben Angekommene schlegelte noch mehr und rief mir auch etwas zu, was ich aber nicht verstehen konnte, und so begriff ich noch immer nicht, um was es sich handelte. Jetzt war ich an der

Reihe, den Hügelkamm zu erklimmen, und natürlich war ich nachgerade tüchtig
neugierig. Als ich nur noch ein paar Meter entfernt war, kam die Aufklärung.
An der Eiskante, gerade neben dem Fram, lag eine große Barke vertäut. Wir
hatten hin und wieder von der Möglichkeit gesprochen, mit der „Terra Nova",
Kapitän Scotts Schiff, zusammenzutreffen, wenn der Weg nach König Edu-
ard VII.-Land offen wäre — aber die Überraschung in diesem Augenblick war
doch überwältigend. Jetzt war ich an der Reihe den „Schlegler" vorzustellen,
und ich bin gewiß, daß ich meine Sache nicht schlechter gemacht habe als die beiden
ersten. Und dasselbe wiederholte sich bei allen, sobald sie den Hügelkamm er-
reichten. Was der letzte tat, Hab' ich nie ganz genau erfahren, aber er wird
wohl auch noch geschlegelt haben. Wenn uns an jenem Morgen von irgendeiner
Stelle aus ein Fremder auf dem Hügelkamm beobachtet hätte, würde er uns
sicher für eine Schar unheilbar Verrückter gehalten haben. Der Weg kam uns
an jenem Tag übermäßig lang vor; aber schließlich langten wir doch am Schiff
an und bekamen volle Aufklärung. Terra Nova war wirklich um Mitternacht
angekommen. Unser Wachtposten war eben unten gewesen, um eine Tasse Kaffee
zu trinken, was ja nichts Böses war. Als er wieder heraufkam, lagen zwei
Schiffe am Eisrand. Er rieb sich die Augen, klopfte sich auf den Schenkel und
versuchte sich noch mit andern Mitteln zu überzeugen, daß er nicht schlafe und
träume. Aber nein! Gerade der Schlag auf den Schenkel, versicherte er später,
habe verteufelt weh getan. Durch all dies kam er schließlich zu der Erkenntnis,
daß tatsächlich zwei Schiffe in der Bucht lagen. Leutnant Campbell, der Leiter
der Ostabteilung, der König Eduard VII.-Land erforschen sollte, kam zuerst an
Bord und machte Nilsen seine Aufwartung. Er teilte mit, daß er das Land nicht
habe erreichen können und nun auf dem Rückweg in den Mc Murdo-Sund sei.
Von da wollten sie nach dem Nordkap fahren, um das Land dort zu erforschen.
Gleich nach meinem Eintreffen an Bord kam Leutnant Campbell wieder herüber
und gab mir dieselbe Auskunft.
Darauf beluden wir unsere Schlitten und fuhren eiligst wieder heim, denn
um 9 Uhr vormittags hatten wir die große Freude, Leutnant Pennal, den Führer
der Terra Nova, Leutnant Campbell und den Arzt der Gesellschaft als die ersten
Gäste in unserem neuen Heim zu begrüßen. Wir verbrachten ein paar recht
gemütliche Stunden miteinander, und später am Tage machten drei von uns auf
der Terra Nova einen Besuch und blieben zum Gabelfrühstück. Unsere Wirte
waren außerordentlich liebenswürdig und boten uns auch an, Briefe von uns
nach Neuseeland mitzunehmen. Hätte ich nur einigermaßen Zeit gehabt, dann
hätte ich das freundliche Anerbieten gern angenommen. Aber von Schreiben
konnte jetzt keine Rede sein, denn jede Stunde war kostbar. Um 2 Uhr nachmittags
lichtete die Terra Nova die Anker wieder und verließ die Walfischbucht. Wir
aber machten eine merkwürdige Erfahrung. Fast alle waren plötzlich stark er-
kältet, des Niesens und Schuaubens war kein Ende. Der Zustand dauerte aller-

dings nicht lange, schon nach wenigen Stunden waren wir wieder frisch und
gesund, aber es war doch ein merkwürdiger Vorfall!
Am Sonntag, den 5. Februar, waren die „Seeräuber" bei uns zu Gast.
Wir mußten sie allerdings in zwei Abteilungen bewirten, da nicht alle auf einmal
das Schiff verlassen konnten. So kamen vier zu Mittag und sechs zum Abend.
Etwas Besonderes konnten wir ihnen freilich nicht bieten; aber wir hatten sie
auch nicht eines Festmahls wegen eingeladen, sondern um ihnen unser neues Heim
zu zeigen und ihnen eine glückliche Reise zu wünschen. Es waren jetzt leine großen
Vorräte mehr ins Haus herauszuschaffen, und so waren wir alle der Ansicht, daß
einige von uns anderweitig Nützlicheres leisten könnten. Es wurde nun folgendes
beschlossen: 4 Mann sollten das wenige, was noch heraufgebracht werden mußte,
besorgen, vier andere aber südwärts bis zum 30. Grad südlicher Breite vordringen,
teils um die nächsten Umgebungen zu erforschen, teils um Lebensmittel weiter süd-
wärts zu schaffen. Da hatte man wieder reichlich zu tun. Die vier Zurück'
bleibenden — Wisting, Hassel, Stubberud und Bjaaland wußten nun genau, was
sie zu tun hatten. Wir andern aber rüsteten uns eiligst. Im übrigen hatten wir
alles schon von früher her bereit. Das wurde benntzt, wie es war, denn bis
jetzt hatten wir ja in langen Reisen noch keine Erfahrungen, sie mußten erst
gesammelt werden. Die Abreise war auf Freitag, den 10. Februar, festgesetzt.
Am 9. Februar ging ich an Bord und sagte den andern Lebewohl. Bei unserer
Rückkehr war der Fram wahrscheinlich nicht mehr da. Ich hatte diesen mutigen
Leuten soviel zu danken und wußte wohl, wie schwer es allen fiel, uns gerade
in diesem bedeutsamen Zeitpunkt zu verlassen, um monatelang in Nacht und Kälte
durch Eis und Sturm hindurchzudringen und dann im nächsten Jahr wieder
dieselbe Fahrt zu machen, um uns abzuholen. Nein, das war in der Tat nicht
leicht; aber keiner ließ auch nur ein Wort der Klage laut werden. Alle hatten
gelobt, ihr Äußerstes zu tun, um der Sache zu dienen, und deshalb erfüllten sie
ohne Murren ihre Pflicht. Ich hinterließ einen schriftlichen Befehl für Kapitän
Nilsen, den Führer des Fram. Der Inhalt kann in wenigen Worten wieder-
gegeben werden: „Führt unseren Plan so aus, wie ihr es für richtig haltet?"
Denn ich kannte ja den Mann, der diesen Befehl erhielt. Einen tüchtigeren, ehr-
licheren ersten Offizier hätte ich nicht haben können, und in seinen Händen war
der Fram sicher, das wußte ich.
Leutnant Prestrud und ich machten dann einen Abstecher in südlicher Rick
tung, um jenseits der Bucht eine passende Stelle zum Ersteigen der Eisplatte »u
suchen. Das Meereis in der Bucht war auf dieser Strecke ganz eben; nur da
und dort konnten wir einige Spalten erkennen. Weiter drinnen in der Bückt
zeigten sich sonderbarerweise lange Reihen alter Eispressungen. Was konnte das
bedeuten? Dieser Teil lag doch wirklich gegen das Meer vollständig geschützt
da, von ihm konnten also die Bildungen nicht herrühren. Ich hoffte, wir würde::
später Gelegenheit bekommen, diese Verhältnisse genauer zu untersuchen, jetzt

hatten wir keine Zeit dazu. Was wir suchten, war der kürzeste, geradeste Weg
nach dem Süden. Die Bucht war hier nicht sehr breit, und die Entfernung von
Framheim mochte 5 Kilometer betragen. Der Aufstieg bot keine Schwierig-
kefttn; mit Ausnahme einiger Spalten war die Bodenbeschaffenheit ausgezeichnet.
Auch war er nicht beträchtlich, aber an den steilsten Stellen bei einer Höhe von
2<1 Meter immerhin hoch genug. Mit größter Spannung ging es hügelaufwärts.
Was würden wir vom Gipfel aus zu sehen bekommen? Bis jetzt hatten wir noch
nicht ein einziges Mal einen richtigen Überblick nach Süden über die Eisplatte
hinweg gehabt. Dies war das erstemal, und wir waren eigentlich gar nicht
überrascht, als wir schließlich oben standen und uns umschauten. Wir sahen eine
endlose Ebene, die sich am Horizont verlor. Unser Weg, soviel konnten wir
sehen — mußte am Rand des oben genannten Höhenzugs hinführen, der uns als
guter Wegweiser für spätere Zeiten erschien. Der Weg war ausgezeichnet, eine
dünne Lage losen Schnees auf einer harten Unterlage, das war äußerst bequem
für die Schneeschuhe. Das ganze hier übersehbare Gelände ließ auch gleich er-
kennen, daß wir die richtigen Schneeschuhe — das lange schmale Ebenenmuster
— hatten. Nun hatten wir also erreicht, was wir wollten: einen Weg nach
Süden zum Fortschaffen der Vorräte und freie Bahn.

Hans Land:
Alfred von Ingelheims Lebensdrama. Roman.
(Fortsetzung.)
11.
Prinzessin Luise durchlebte bittere Tage. Wenn auch ihr ganzes Wesen
auf Pflichtbewußtsein gestellt war, so wurde es ihr doch langsam und ganz
allmählich klar, was sie eigentlich auf sich genommen, als sie dem Heiratsplan
mit dem jungen Großfürsten zustimmte. Ie näher der Termin der Hochzeits-
feier rückte, um so deutlicher trat die ganze Schwere dessen in Luisens Bewußt-
sein, wessen sie sich mit diesem ungeheuren Schritte unterfangen hatte. Ietzt
sah sie es, sie war daran, ein Opfer zu bringen, das sie einfach alles kostete,
was sie war und besaß. Es war gewiß an sich schon ein unfaßlicher Gedanke,
einem fremden, kaum gekannten Mann fortan für Lebenszeit angehören zu
müssen. Aber dieser Mann war fast noch ein Knabe, von fremdem Blut,
einer anderen Rasse zugehörig, einem Fürstenhause entstammt, in dem die
großen Laster geblüht hatten, ja das Verbrechen war in ihm nicht selten gewesen.
Hatte zwar die Neuzeit jenes Fürstengeschlecht gezwungen, milderen Sitten
sich zu bequemen, war es auch dort heute nicht mehr Brauch, daß der Thron-
folger seinen Vorgänger erdrosseln oder vergiften ließ, so waren doch die
Agnaten dieses großmächtigen Hauses ihrer Zügellosigkeit wegen berüchtigt.
Sie neigten zu allen Ausschweifungen der Brutalität, die ein den Despotismus
gewöhntes Volk duldend und schweigend hinnahm, und erlaubten sich Über-
griffe jedweder Art gegen Sitte und Gesetz, die niemals die Polizei, fast nie
auch eine von strenger Zensur geknechtete, durch die stete Drohung zeitweiligen
oder dauernden Verbots des Erscheinens eingeschüchterte Presse zu rügen
wagte. Es war kein beruhigender Gedanke, mit dem Sprößling eines solchen
Geschlechtes die Ehe einzugehen. Nicht weniger leicht wurde der Prinzessin
der Abschied von Heimat und Familie. Ihr stand die Überpflanzung in
einen ihr vollkommen fremden Boden bevor, in eine Volksgemeinschaft mit
fremden Sitten, Gebräuchen und Lebensformen. Sie mußte in ein Land
gehen, das in ihrem eigenen den Ruf der Halbzivilisation trug, ein rauhes
Klima besaß, ein in Unbildung, Armut, Aberglauben und Rechtlosigkeit ver-
kümmerndes Volk, von dem ständig ein Teil in Hungersnot lebte, und das
feinem Groll und seiner Verzweiflung durch häufige Attentate gegen Hoch-
geborene oder besonders verhaßte Großwürdenträger Ausdruck zu geben pflegte.

In der langen Reihe der Herrscher dieses Landes war erst ein einziger eines >
natürlichen Todes gestorben, alle übrigen waren ermordet worden. Wie ,
stete gepreßte Todesangst lag es denn auch über diesem Herrscherhause, dessen,
Oberhaupt das Leben eines Gefangenen führte, um nicht das Opfer von -
Mordanschlägen zu werden. Schwermut quälte seine Gemahlin, die aus
einem freieren Lande kommend, von der Trostlosigkeit dieser Verhältnisse
Hort erdrückt wurde. Prinzessin Luise lernte eifrig die Anfangsgründe der -
schweren Sprache ihrer künftigen Heimat. Es machte ihr heiße Mühe. Größere
Pein verursachte ihr der Glaubenswechsel, dem sie sich nun unterziehen sollte,
und auf den sie ein Priester jenes Bekenntnisses vorbereitete Vor wenigen -
Iahren erst hatte sie bei ihrer Einsegnung den protestantischen Glauben öffentlich
vor dem Altar bekannt, ihm Treue gelobt, und jetzt legte man ihr als etwas
recht Selbstverständliches, als etwas, wovon nicht erst viel zu reden war, diesen
Glaubenswechsel auf, der der Protestantin deshalb besonders schwer wurde,,
weil er sie i-, die Zwangslage brachte, ein kritischeres, vernunftgemäßeres
Bekenntnis mit einem naiveren zu vertauschen, das in höherem Grade noch
als der Katholizismus mit bunten Farben, reichen Gewändern und Pomp
zu wirken bestrebt war, und einen Bilderdienst trieb, der der Götzenverehrung
nahekam. Dieser Schritt wurde der jetzt Zwanzigjährigen bitter schwer,
denn sie war ein religiöses Gemüt, dem das Verhältnis zu Gott eine Lebensfrage
bedeutete. Der Religionsunterricht des griechisch-orthodoxen Popen war der
Prinzessin zuwider. Diesem Geistlichen fehlte es an Bildung, besonders aber
an Takt, der der Konvertitin die Operation hätte erleichtern können. Sie
kam in Seelennot, dachte daran, bei ihrem Vater Zuflucht zu suchen und ihn
um Beistand zu bitten, stand aber davon ab. Was sollte sie ihm sein Herz^
beschweren. Er hatte genug zu tragen. Der neue Oberhofprediger Keßler
stand Luisen zu fern, war ihr zu fremd, so beschloß sie, sich Kanthenius anzu-
vertrauen, der in einem Vorort der Residenz privatisierend lebte und sich ganz
auf eine ziemlich streitbare Tätigkeit in den Kirchenblättern orthodoxer Richtung
beschränkte. Er hatte die Prinzessin eingesegnet, und es war daher ziemlich
natürlich, daß sie jetzt bei ihm Hilfe suchte. Er empfing sie mit großer Über-
raschung. Er war nach Art vorzeitig Kaltgestellter im Innersten verärgert
und hatte, nachdem er das höfische Parkett so kurze Zeit nur erst verlassen,
bereits alles Weltmanntum in solchem Grade vergessen und verlernt, daß
er die ungeheure Kleinlichkeit beging, die Prinzessin, die ihn in einer reinen
Gewissenssache als ihren Seelsorger und Iugendlehrer aufsuchte, mit einer
boshaften Gekränktheit und mit kleinlichen Bedenken abzuweisen. Es war
der Prinzessin sogleich, da sie Kanthenius' Studierzimmer betrat, aufgefallen,
in welchem Grade er gealtert hatte. Seine straffe Haltung besaß er nicht
mehr. Er ging gebeugt, und seine ehedem so energischen Züge hatten einen
müden Ausdruck. Seine Gesichtsfarbe war fahl und gelb. Selbst sein früher

so berühmtes metallisches Organ'klang jetzt blechern und knarrig. Luise stellte ziemlich erregt, aber kurz und knapp ihre Notlage dar und erhielt statt des Zuspruchs und der Aufrichtung diese Antwort: „Königliche Hoheit erweisen mir da eine unerwartete Ehre. Da aber meinem Nachfolger derzeit das Amt eines Seelsorgers des Königlichen Hauses übertragen ist, so kommt ihm füglich auch diese Handlung zu, Königlicher Hoheit in Ihren Gewissensnöten beizustehen. Ich darf nicht solcher Art in fremde Amtsbefugnisse eingreifen. Es tut mir aufrichtig leid."

Er räusperte sich hart und krächzend, als wollte er sagen: ‚So — da habt ihr euer Fett/

Die Prinzessin fühlte sich unerhört enttäuscht, und eine Empfindung von Verlassenheit kam mit solcher Gewalt über sie, daß sie in Tränen ausbrach. Dem Herrn Oberhofprediger a. D. wurde schwül zumute, und der gerechtfertigte Gedanke regte sich in ihm, daß er sich hier doch wohl härter gezeigt haben mochte, als seinem geistlichen Stande zukam. So gab er denn seinem Gesicht einen milderen Ausdruck und brachte langsam und in Anbetracht der knifflichen Frage reiflich überlegend diesen Zuspruch zutage: „Königliche Hoheit tun freilich mit jenem Glaubenswechsel einen Schritt, den ich als Verkünder der protestantischen Lehre naturgemäß niemals werde gutheißen können. Aber in dem Falle Ihrer Königlichen Hoheit kommen Fragen des Herzens in Betracht, die jenen bedenklichen Schritt wenn nicht entschuldigen, so doch begreiflich machen können."

Er wurde neunzig Iahre alt, der gute Oberhofprediger a. D. Kanthenius, hat aber bis auf den letzten seiner Tage niemals verstehen können, weshalb Ihre Königliche Hoheit, die Prinzessin Luise, die noch eben so herzbrechend geweint hatte, plötzlich von ihrem Stuhl aufgesprungen war und mit kurzem Gruß sein Zimmer unter deutlichen Zeichen der Ungnade verlassen hatte, da er doch nichts geäußert, was sie im geringsten hätte verletzen können. Er schüttelte den Kopf, so oft immer er an diese betrübliche Szene zurückdachte.

Die Prinzessin aber fuhr in der bitteren Erkenntnis nach Hause, daß sie von nirgendher auf Beistand und Hilfe rechnen konnte. Ieder stand allein und für sich und überließ es jedem anderen, mit sich und den Dingen fertig zu werden. Selbst ein Geistlicher, dessen feurige Glaubensbegeistcrung und unwiderstehliche Predigermacht sie zu einer so überzeugten und innigen Protestantin hatte machen helfen, selbst er versagte, weil er mit den eigenen kleinen Gekränktheiten nicht fertig werden konnte, und von ihnen ganz vergiftet und verdorben, jede seelsorgerische Kraft und Betätigungsfähigleit verloren hatte. Niemals war der Prinzessin das biblische Bild, Steine statt Brot, deutlicher klar geworden als in jenem Augenblick, da Herr Kmttbcnius sich außerstande erklärte, in die Amtsgeschäfte seines Nachfolgere eingreifen zu tönnen. Wenn

Alfred von Ingelheim erreichbar wäre! Er war es nicht, arbeitete in einer
zwölf Eisenbahnstunden entfernten Universitätsstadt an seiner Doktordissertation
und war — wie alle Freunde nicht zugegen, wann er am heftigsten vermißt
wurde. Ob sie brieflich bei ihm Rat holte? Die Korrespondenz mit Alfred
war seit dem Auftauchen des Heiratsplanes eingeschlafen, die Prinzessin entsann
sich, daß sie Alfreds letzten Brief unbeantwortet gelassen und es ihm somit
unmöglich gemacht hatte, seinerseits an sie zu schreiben. Es wurde ihr jetzt
klar, daß irgend etwas sie hinderte, mit Alfred über ihre Heirat zu sprechen
oder brieflich dieses Thema zu behandeln. Die Verlobungen waren ihm
telegraphisch mitgeteilt worden, und er hatte ebenso seine Glückwünsche über-
mittelt. Es dünkte die Prinzessin ein wenig demütigend, wenn sie jetzt hinter-
drein Alfred um Rat in betreff eines Nebenumstandes dieser Heirat angehen
sollte, ohne ihm vorher von der Sache irgend etwas anvertraut zu haben.
Er hätte dann zweifellos größeren Anlaß, als Hochwürden Kanthenius, seinen
Rat gekränkt zu verweigern. Fern, fern blieb jede Seele der anderen. Luise
wußte genau, daß Alfred mit tausend Sorgen und Bekümmernissen die Nachricht
ihrer Verlobung empfangen hatte. Aber er schwieg über alles das, weil
e? bei diesem Geschehnis wie ein Fernstehender behandelt worden war und
nun diese ihm zugewiesene Stellung auch innezuhalten und zu bewahren
sich gezwungen glaubte. Aber wahrscheinlich war alles dies nur so, wie es
sein mußte. Die Dinge entwickelten sich folgerecht. Selbst wenn er ihr
nahe gewesen und geblieben wäre, hätte Alfred der Freundin kein anderes
Verhalten anraten können. Der erste Schritt war getan und zog, weil er
unwiderruflich bleiben mußte, alle anderen notwendig nach sich. Es war in
Anbetracht alles dessen wohl das Nobelste und Ehrlichste, alles mit sich selbst
auszumachen, ohne anderen mit seinen Nöten beschwerlich zu werden. Dabei
war Luise in ihrer Seele wund und beladen genug. Um sich ein wenig zu
erleichtern, wohnte sie in diesen Tagen einer Aufführung von Gutzkows graziösem
Lustspiel „Zopf und Schwert" im Königlichen Theater bei. Als der Erbprinz
von Bayreuth, sich betrunken stellend, dem Königlichen Brautvater beim Tabaks-
kollegium die Frage an die an Osterreich zu verkuppelnde Tochter unterstellte:
„Macht meine Wahl dich auch glücklich, Kind? !" mußte die Prinzessin Luise
alle Kraft zusammennehmen, um nicht laut herauszuschluchzen. Im folgenden
Zwischenakt verließ sie dann das Theater. Am nächsten Tage war ihr aber
doch so weh, daß sie eine Aussprache mit dem Bruder ersehnte und diesem
ihren Besuch im Iagdschloß Sophienruh ansagen ließ. Es kam die Automobil-
panne dazwischen, und als deren Folge Giselas Alleinsein mit dem Kronprinzen.
Die Freundin war, anstatt umzukehren, da sie nicht, wie verabredet, Luisen
im Iagdschloß getroffen, dort über die Maßen lange geblieben, was die Prin-
zessin sofort im höchsten Grade beunruhigt hatte. Auf telephonische Anfrage
hatte zuerst die Dienerschaft in Sophienruh, dann aber der Hofmarschall ihres

Bruders, Baron Steinen, den sie persönlich an den Apparat bitten ließ, selbst ausweichend geantwortet. Sie wüßten nichts von einer Anwesenheit der Hofdame in Sophienruh. Man hatte gelogen, vielleicht freiwillig, um sich beim Kronprinzen lieb Kind zu machen, vielleicht auf Befehl ihres Bruders^
Die Prinzessin war empört. Ihr Bruder, verlobt wie sie, vor die gleichen schweren Entschließungen gestellt, fand Lust und Zeit zu leichtfertigen Tändeleien, und ihre Freundin gab sich dazu her. Der reine Sinn der Prinzessin empörte sich dagegen. Und man belog sie noch offenkundig, um diese Schliche vor ihr zu verbergen. Bruder und Freundin hintergingen sie so. Zu allen Bitterkeiten dieser schrecklichen Tage noch diese grausame Enttäuschung! Nun verlor sie die letzten beiden Menschen, die ihr geblieben waren.
Als Gisela gegen Abend heimgekehrt war, ließ die Prinzessin sie nicht vor. Einen Brief der Freundin, den ihr diese unmittelbar darauf zugehen ließ, beantwortete sie nicht, obgleich darin die dringende Bitte in leidenschaftlichen Worten ausgesprochen war, Luise möge die Freundin wenigstens erst anhören, ehe sie sie vollkommen verdammte. Am gleichen Abend ließ der Kronprinz die Schwester an den Fernsprecher bitten. Sie ließ sich entschuldigen und kam nicht. Am nächsten Morgen erschien der Kronprinz selbst zu früher Stunde im Stadtschloß bei seiner Schwester. Sie sah bleich und übernächtig aus, und ihre Augen ließen erkennen, daß sie viel geweint hatte.
„Du bist böse auf mich, Luise?" fragte der Prinz, nachdem er der Schwester die Hand geküßt hatte.
„Böse", sagte sie geringschätzig. „Was für ein Kinderausdruck! Enttäuscht bin ich durch dich."
„Weshalb? Sage es mir?"
„Bedarf es dessen? Ein Mensch wie du, in deiner Stellung und Lage, Bräutigam, so kurz vor der Eheschließung hat Zeit, Gedanken und Muße zu einer nichtigen Tändelei. Um meine einzige Freundin hast du mich gebracht. Sie war brav und gut. Du machtest sie leichtfertig. Ich wollte sie mit mir in die neue Heimat nehmen, aber was soll sie mir nun dort? Das Vertrauen ist hin. Leichtfertige Menschen kann ich nicht leiden. Um wie vieles hast du mich also gebracht!"
„Wie notwendig war es doch," sagte der Prinz mit traurigen Augen, „wie notwendig war es doch, daß ich sogleich zu dir kam. Du bist ungerecht gegen mich und gegen Gisela. Es ist deiner nicht wert, so pharisäisch zu urteilen. Hättest du das Mädchen gestern angehört, dein Groll hätte über Nacht nicht angehalten. Aber du wolltest sie ja nicht einmal vor dich lassen!"
„Auch das hat sie dir schon mitgeteilt! Na — ihr seid ja recht rasch zu einem netten Grade von Vertraulichkeit mitsammen gekommen."

„Luise," sagte der Prinz und knöpfte seinen schwarzen Gehrock zu, „ich wiederhole dir, nichts war notwendiger, als daß ich so rasch als möglich von alledem unterrichtet wurde. Es kann dir doch kaum daran liegen, von den beiden dir — wie du selbst sie nennst — nächststehenden Menschen ein schiefes Bild zu haben. Tu uns nicht unrecht, dir selbst fügst du damit das schwerste Leiden zu. Laß dir erklären."
„Was gibt's da noch viel zu erklären?" fragte Luise bitter.
„Hör mich nun erst mal an. Du wirfst mir und Gisela Leichtfertigkeit vor. Tadelst mich, weil ich so kurz vor meiner Verheiratung einer Tändelei mich schuldig gemacht. Ich begreife vollkommen, daß du die Dinge so siehst. Aber sie verhalten sich anders. Uns wäre vielleicht besser, sie lägen so, wie du sie beurteilst. Dann hätten wir, Gisela und ich, eine kleine Iugendtorheit zu gestehen, kein Todverbrechen eigentlich, sondern etwas, das zu unfern jungen Iahren sich schickte, und dessengleichen jeder, der jung ist, einmal erlebt haben müßte, soll er nicht gar zu arm in Ernst und Pflichten des großen reifen Lebens gehen. Aber mein Blut ist wohl nicht leicht genug, um solche Rosen des Weges leichtherzig zu pflücken und des Lebensfrühlings unbesorgt froh zu werden. Ach nein! Ich muß es fast beklagen. Denn anstatt leichte Iugendfreuden zu genießen, schleppte ich schwer an einer Leidenschaft, die mir Iahre — Iahre, Luise, — schon verbittert hat und über mein junges Leben Schatten und Düsterheit warf. Ich habe Gisela mit einer heiligen scheuen inbrünstigen Liebe geliebt. Ich liebte sie so ernst, so hingebungsvoll, daß ich meine Leidenschaft wie ein Verbrechen vor ihr verbarg, da ich wohl wußte, daß meine Stellung jeden Gedanken einer Verbindung fürs Leben ausschloß. Auch mit Plänen von Flucht und Entführung habe ich gespielt. Träumte davon, mir mein Glück zu nehmen und mit ihm an einen versteckten Winkel in die Welt zu flüchten — heraus aus diesem beengenden Kreise der goldenen Sorge und der prunkvollen Hoffnungslosigkeit. Zwei Dinge hielten mich zurück. Der Pflichtgedanke unserm Vater gegenüber, den ich nicht um alle Hoffnungen bringen wollte, und die Ungewißheit darüber, ob meine Neigung erwidert würde. Denn hiervon hat Gisela mich nie, niemals etwas Sicheres merken lassen. So scheu, so zurückhaltend, so aller gegebenen Schranken achtend, verhielt sie sich gegen mich."
„Erlaube," sagte die Prinzessin, sehr bleich und sehr ernst, „nur zwei Rücksichten hielten dich zurück? Die auf den König und die auf Gisela? Dachtest du nicht an Thron und Krone? Nicht an deine Bestimmung? Ist dies nicht die höchste Rücksicht, die dir deine Wege weist?"
Der Prinz sah einen Moment zu Boden, dann erhob er den Blick sicher und fest zur Schwester und schüttelte entschieden das schöne dunkle Haupt.
„Nein, Luise, nein. Ich fühle keine Verpflichtung in diesem Sinne. Wäre der Vater nicht, ich ginge auf und davon. Wie ich über die politischen Zustände im

Lande denke, das weißt du. Ich lebe in der Überzeugung, daß der künftige
König so wenig wie der heutige sie in bessere Bahnen lenken kann, und bin gewiß,
das Land wird einmal o h n e die dynastische Spitze sich weiser und besser regieren.
Reiße die Augen nicht so entsetzt auf! Glaube mir, so denkt manch' einer
unserer Standesgenossen in der Welt, ist nur eben so feige wie ich selbst, dcn
Traditionen und menschlichen Rücksichten gegenüber, so daß er sich Zwängen fügt,
deren Nutz- und Hoffnungslosigkeit ihm innerlich klar sind. Das ist das Aller-
bitterstc an meinem Schicksal, daß ich meinem Glück im Hinblick auf Rücksichten
entsagen muß, die nichtig sind. Aber sie bestehen und sind stärker als ich. Ich
kann nicht gegen sie an. Es mag Schwäche sein, Mangel an Faust. Du selbst
baft es gesagt: ich sei eine passive Natur. Ich weiß es und leide darunter.
Aber helfen kann ich mir nicht. Ich muß mit mir geschehen lassen, was
Umstände und Menschen mit mir vornehmen. Ich halte still, dulde, bin voll-
kommen Objekt höherer Kräfte, die ganz tyrannisch, unmenschlich, widernatürlich
mit mir verfahren. Da ist ein Thron. Du bist sein Anwärter. Da ist eine Krone.
Du wirst dein Haupt unter sie beugen. Da ist eine Gans von Großfürstin,
du wirst sie als Gattin heimführen. Zwei Reiche und zahllose Millionen von
Menschen fordern das von dir. Und ich schweige zu alledem. Stehe gesenkten
Nackens und empfange diese Schläge. Wenn ich nachts erwache, Luise, und
alles das in grausamer Klarheit vor mir sehe, alles das, was mich in nächster
Zeit erwartet, so ist mir, als müßte ich aufspringen und fliehen und mich
verstecken an irgend einem sicheren Zufluchtsort, an dem die Menschen mit ihren
unerhörten Forderungen mich nicht erreichen können. Du verstehst mich, ich sehe
cs dir an! Du fühlst mit mir, Luise. Wie solltest du nicht! Gehen sie doch
mit dir genau ebenso um — ebenso grausam und niederträchtig wie mit mir.
Aber du bist ein Weib. Von der Natur dazu geschaffen über dich bestimmen zu
lassen und einen Herrn über dir zu wissen. Du bist zudem ein Mensch, von dem
Begriff der Pflicht so erfüllt und überwältigt, daß dir ein Auflehnen gegen
.verkommen und Vaterbefehl ganz unfaßbar erscheint. Du Glückliche nimmst die
Dinge als gottgegeben, gottgewollt hin. Der Gedanke kommt dir nicht, dich
gegen sie aufzulehnen. Du gibst dich dem fremden Manne, weil König, Staat
und Land dieses Opfer fordern. Du bringst es hochherzig und pflichtgetreu —
»der doch auch leichter als ich, denn dein Herz ist frei, von keiner Liebe zu
einem anderen beschwert und gepeinigt ..."
Der Prinz sah wohl die beiden großen schweren Tränen, die aus den
leidvollen Augen seiner Schwester bei diesen Worten sich lösten, aber er war von
seinem eigenen Schicksal gar z» sehr erfüllt, als daß er ihnen eine besondere
Bedeutung bätte beimessen können. Die Prinzessin fühlte das, und im vollen
Erkennen des steten Ancinandeivorbeifühlen?, im ganzen Erkennen dieses höchst
tragischen Zuges der Mcnschcnnatur, der Nahe und Nächste wie in purpurnen
Finsternissen auf Irrwegen einander nicht finden läßt, sagte sie tonlos wie zu

sich selbst: „Ferne sind wir einander. Ferne Seelen, so nahe körperlich beisammen — und so Himmel- und weltenfern einander in den Gedanken. Wir waren beisammen von Kindesbeinen an — waren Nahe — Nächste waren wir — und doch — und doch — — was weißt du von mir? Was wußte ich von dir? Von deinem Leid, deinem Sehnen — deiner Pein? . ."

Es wurde still für einen Augenblick zwischen den beiden Königskindern, die zum ersten Male jetzt mitsammen den ersten Blick taten in die Zerrissenheit des Seins, in die Tiefen des Menschenschicksals hinab. Ein Schauder hauchte sie eisig an . . .

Der Prinz trat jetzt an seine Schwester heran, die gebeugten Hauptes in einem Sessel saß. Er legte ihr die Hand auf die Schulter und sagte leise und eindringlich: „Und nun, Luise, rückt das Unabwendbare heran. In wenigen Wochen muß ich, wie du, den ungeheuren schrecklichen Schritt tun. Muß mick aus meinem Selbst verjagen lassen und das grauenhafte Opfer bringen. Drohend, furchtbar, unsagbar gräßlich steht das vor mir. — Da tritt im Maisonnenschein — unverhofft — ungeahnt — unerwartet — das Märchen selbst über meine Schwelle. Wie vom letzten klagenden Notschrei meiner Seele herbeigezaubert steht sie vor mir, nach der meine Sehnsucht sich verzehrt. Ich starre das holde Wunder fassungslos an, besinnungslos vor Glück — breche mein Schweigen, der Rausch der Seligkeit übermannt mich, ich gebe meiner Leidenschaft, die so lange, so endlos lange stumm in mir gebrannt hatte, Worte und das zweite Wunder begibt sich! Gisela liebt auch mich. Liebt mich, wie ich sie geliebt hatte mit jahrelangem stummen Sehnen, in der gleichen schrecklichen Scheuheit, in dem gleichen peinigenden Schweigen. Da rissen die Deiche, die Glücksflut brach durch und überströmte uns mit Seligkeit. Drei arme Stunden waren unser. Einmal, einmal in einem langen Leben gehörten wir uns — dann riß uns das Schicksal für immer wieder auseinander. Ist es Luise, ist es meine Schwester Luise, die hart genug wäre, ein so kurzes, armes, nie wiederkehrendes Glück dem Bruder — der Freundin zu mißgönnen und sich deshalb kalt und strafend von uns abzuwenden?"

Luise schüttelte stumm das Haupt. Sie empfing und erwiderte des tiefbewegten Bruders innigen Kuß, der von dem Sturm seiner Empfindung übermannt — sich ohne ein weiteres Wort hastig entfernte. Noch eine kurze Weile saß die Prinzessin in tiefer Erschütterung da, dann erhob sie sich, ging geraden Weges zu der verzweifelten Gisela und schloß sie liebevoll in ihre Arme . . .

12.

Die Kenntnis von ihres Bruders Herzensschicksal hatte erschütternd auf die Prinzessin gewirkt. Ihr bangte um den Kronprinzen, sah sie doch, wie schwankend er auf lockerstem Boden stand. Freilich war er noch in der Entwicklung,

aber doch in einem Grade ziel- und haltlos, daß der Gedanke, dieser gänzlich Un-
fertige könnte einmal über Nacht mit der ganzen Verantwortung der Regierung
belastet werden, der Prinzessin Schrecken einflößte. Bei der Hinfälligkeit der
menschlichen Natur war dieser schlimme Fall tagtäglich doch möglich. Der zum
Grübeln geneigte Sinn der Prinzessin ließ sie bei Erwägung solcher Möglichkeiten
zum ersten Male an dem Gedanken des Königtums irre werden. Die Republiken
setzten in regelmäßig wiederkehrender freier Wahl für kurze Iahre den an die
Spitze der Verwaltung, der ihnen als der hierfür Geeignetsie und Begabteste
erschien. In Monarchien konnte das starre Gesetz der Erbfolge den Aller-
ungeeignetsten an die höchste Staatsstelle setzen und das auf Lebenszeit. Im
Grunde — ein entsetzlicher Gedanke. — Es war am Ende doch nichts anderes
als das deutliche Gefühl, für das ihm zugedachte Amt, für die ihm bestimmte
ungeheure Aufgabe sich zu schwach, sich ungeeignet zu finden, was den Prinzen
mit solchem Schlecken vor dem Kommenden erfüllte und mit Fluchtgedanken
spielen ließ. Aber die Geschichte erzählte häufiger von jungen Thronfolgern,
welche in den Entwickelungsjahren ähnliche Krisen durchgemacht und nach deren
Überwindung sich dennoch zu Herrschern von Vollmaß, ja von höchster Genialität
entwickelt hatten, zu Königen, welche die Nachwelt bewundernd unter die Genies
einreihte. Die melancholische Gemütsanlage Wilhelms tat das ihrige, um ihn
vor der Zeit an sich und den Dingen verzweifeln zu lassen, aber auch Melancholie
war oft nur eine Iugendkrankheit, die sich mit allen ihren Hemmnissen in reiferen
Iahren verlor. Die Prinzessin gelobte sich, soviel an ihr war, auch aus der Ferne
den Bruder durch lebhaften geistigen Kontakt, durch häufigen Briefwechsel nach
Kräften zu stützen und zu stärken und ihm jeden Zuspruch zu gewähren, der ihr
möglich war. Vor allem galt es jetzt, Gisela, den Gegenstand seiner hoffnungslosen
Leidenschaft, aus Willys Umgebung zu entfernen. Räumliche Scheidung von
langer Dauer war gewiß ein erprobtes Mittel, Leidenschaften zu dämpfen und
Neigungen zur Entspannung zu bringen. So ließ sich der so unbedingt notwendige
Verzicht am sichersten erreichen. Die Prinzessin war jetzt entschlossen, Gisela
mit sich in die neue Heimat zu nehmen. Auch ihr war sie es schuldig, ihr
über diese Bitternisse nach Kräften hinwegzuhelfen. Denn auch sie war tief
unglücklich und litt. Sie hatte den Prinzen in keuscher Zurückhaltung heiß geliebt,
hatte nie, in Iahren, zu der Erkenntnis gelangen können, daß dieser ihre Liebe
erwiderte. Ietzt endlich erhielt sie diese Gewißheit, und nun mußte sie sofort
Verzicht leisten — Abschied von ihm nehmen fürs Leben. Fürwahr ein bitteres
schweres Los. Aber in der fernen, fremden und so seltsam neuen Welt, in
die sie der Herrin und Freundin jetzt folgen sollte, gab es vielleicht am sichersten
auch für Gisela Vergessen und Heilung.

Luise fühlte keinen Groll mehr, nur tiefes Erbarmen für die Freundin,
wenngleich sie sich manchmal dabei ertappte, daß sie fast ein Neidgefühl gegen sie
hegte. Sie hatte es doch einmal wenigstens erlebt, das große, heiße, namenlose

Glück, und wenn sie jetzt auch Verzicht leisten mußte, das Leben hatte ihr doch geschenkt, geschenkt und genommen. Ihr Frühling hatte doch einmal geblüht. Ietzt ging sie in die Fremde mit einer schönen Erinnerung, einem starken Trost für alles, was immer Bitteres kommen konnte. Willy hatte es in voller Naivität zu ihr, seiner Schwester, gesagt: Solch ein Herzenserlebnis sei etwas, das jeder, der jung ist, einmal erfahren haben müßte, soll er nicht gar zu arm in die Pflichten des Lebens gehen. Wie schwer fallende Tropfen in weichen Sand, so hatten diese Worte sich der Seele der Prinzessin eingeprägt. Sie enthielten ihr Schicksal.
Das erkannte sie jetzt, und unendliche Trauer kam über sie. Sie sollte unbeschenkt von der Tafel der Iugend sich erheben, glücklos, ohne je Rausch und Beseligung gekostet zu haben, den Iugendkranz vom Haupte tun und in den Fron der schweren Pflicht sich begeben. Das wird ihr Los sein. War es da verwunderlich, daß zeitweise Grauen über sie kam? Daß der Gedanke sie quälte, sie sei um das Beste und Höchste, das Köstlichste im Leben betrogen worden? Ietzt begriff sie mit Schrecken, daß sie in der Tat Gisela um ihre Tränen beneidete. Die konnte verlieren, weil sie etwas besessen hatte. Was raubte das Schicksal wohl ihr selbst, der Bettelarmen? . . . Empfing sie nichts von ihm, nun — so mußte sie sehen, durch Geben sich reich zu machen, um in der Hingabe für die ihr Nächsten den Inhalt für ihr Leben zu suchen, der es erträglich, vielleicht sogar schön machen konnte. Es galt zunächst, Gisela aufzurichten. Es galt aber vor allem, ihren Bruder zu stützen. Da sie selbst nun so weit außer Landes gehen sollte, wer blieb da zurück, der ihm etwas war? Die Umgebung des Kronprinzen bot wenig hoffnungsvolle Auswahl. Der einzige, mit dem der Prinz harmonierte, war Specht, der nicht einmal mehr zum kronprinzlichen Hofstaat gehörte und ein Phantast war, wie Willy selbst. Er war rasch genug in die Linie zurückversetzt worden. Luisens Gedanken richteten sich auf Ingelheim. Er wäre wohl einer gewesen, der einem weniger gefesteten Freunde Halt geben und Richtung weisen konnte, aber es fehlten die Sympathien, die den Kronprinzen zu Alfred zogen.
An ihrer Stelle herrschte fast Abneigung. Der Kronprinz mochte den Musterknaben nicht, den tüchtigen, strebsamen, der zu des Prinzen mangelnder Leistungsfreudigkeit eine so unangenehme Folie gab. Luise entsann sich, wie in Kindertagen zuerst nur Mitleid sie zu Alfred zog, der verwaist und verkrüppelt, ihr so schutzbedürftig erschien. Heut stand er eigentlich am festesten von ihnen allen, machte seinen Weg am sichersten und erschien der Prinzessin als der anderen am wenigsten bedürftig. Mit Verwunderung sah sie jetzt, daß die letztvergangene Zeit sie diesem seltenen Menschen, wenn nicht entfremdet, so doch entschieden ferner gebracht hatte. Wer war daran schuld? Ohne Frage — Luise selbst.
Sie war es gewesen, die genau mit dem Zeitpunkte, da ihr Heiratsplan bestimmte Formen angenommen, ihre brieflichen Mitteilungen an den Freund ganz plötzlich und unvermittelt abgebrochen hatte. Wie seltsam, daß sie das getan, daß sie das hatte tun können. Nie hatte sie bisher den Versuch gemacht, sich über die Beweg-

gründe klar zu werden, die sie zu solchem Verhalten trieben. Was hatte sie hierzu nur vermocht? Sie horchte in sich hinein, um auf diese Frage die Antwort zu finden, und fand nur die eine: Scham. Sie schämte sich vor diesem so stolz und hoch denkenden Manne darüber, daß sie so willenlos zu dieser Heirat sick hatte bestimmen lassen. Vor Alfred in dieser Sache zu bestehen, schien ihr am frau-lichsten, und deshalb hatte sie ihn geflohen, hatte es vorgezogen, diese Beziehungen abzubrechen, als dem Iugendfreunde Rechenschaft über ihren Schritt zu geben.
Luise wunderte sich unendlich über sicb selbst, als sie jetzt ihr Verhalten Alfred gegenüber bedachte. Warum war es gerade sein Urteil, das sie in dieser Same vor allen anderen scheute? Auch hierauf die Antwort sich einzugestehen, wurde der Prinzessin schwer. Aber sie ging streng und unerbittlich mit sich ins Gericht, um volle Klarheit über sich selbst und ihr Fühlen zu bekommen. Und da sah sie denn dies: Alfred hatte ihr an« nächsten von allen Menschen gestanden. Er war ihr zeitweiser vertrauter gewesen als selbst ihr Bruder. Die Innigkeit des Gefühls, das sie und den Freund mitsammen verbunden hatte, war unter Ge-schwistern selten — und sie waren nicht Bruder und Schwester gewesen. Luise entsann sich der Zeiten, da ihre strenge Erzieherin dem Verkehr mit Alfred höheren Orts Einschränkungen erwirkte, damit verhindert werde, daß diese Kinderfreund-schaft zu tiefe Wurzeln in den jungen Herzen schlage. Was hatten die Vorsichtigen denn verhindern zu müssen gemeint, daß ee zu einer Neigung zwischen ihnen kam? Hatte diese Gefahr gedroht? Die Prinzessin entsann sich, daß sie als kleines Mädchen ihren mütterlichen Verzärtelungsdrang Alfred gegenüber frei hatte walten lassen. Sie schützte, bemutterte den stillen, scheuen, hinkenden Knar^ü vom ersten Tage an. Erst das Einschreiten der Erzieherin hatte Luisen, da s>e ein wenig älter geworden war, von diesem Tun abgehalten und den Scheuen, Zurückhaltenden noch scheuer gemacht. Er hatte rasch begriffen, daß eine zu starke Vertraulichkeit zwischen ihm und der Prinzessin nicht gern gesehen wurde, u^d mühte sich gewissenhaft, Abstand zu ihr innezuhalten. Wären sie nun beide, Alfred und sie selbst, nicht durch so tiefe Klüfte des Ranges von einander getrennt gewesen, sie wären sich sicherlich sehr, sehr nahe gekommen. Ja, wären sie nicht so Pflicht- und gehorsamtreue Naturen gewesen, sie wären vielleicht doch über .alles Trennende hinweg schließlich zueinander gelangt — wie — wie der Kron-prinz und Gisela. In denen waren die Leidenschaften stärker gewesen als alle Rücksichten. In ihnen, in Luisen und Alfred, war es wohl umgekehrt. Alfred von Ingelheim wurde als Pflichtmensch, der er war, durch die Dankbarkeit, die er dem König schuldete, sicherlich allein schon daran gehindert, sich der Prinzessin anders zu nähern denn als Freund. Sic, Luise, fühlte heut, daß Alfred d:? einzige Mann bisher gewesen war, zu dem sie sich hingezogen gefühlt hatte.
Sie hätte ihn gewiß geliebt, wenn — wenn wenn es ihr nicht verboten gewesen wäre? Sie erschrak im tiefsten Herzen, als sie zu diesem Schluß gelangte. Hatte sie sich's wirklich verbieten lassen, ihrer Neigung zu folgen? War ihr Blut

so lau, daß es nur in vorgeschriebenen Rhythmen pulste? Welche Halbheit! Welche Blässe des Empfindens? Ein Angstgedanke überkam sie. Vielleicht — vielleicht war sie an ihrem Glück vorbeigegangen, weil andere es ihr als verboten bezeichnet hatten. Was — was gaben sie ihr nun dafür? Was hatten sie ihr an Stelle dessen zu bieten? An Stelle dieses ihres Iugendglückes, das sie für alles andere hätte trösten und entschädigen können, für alles, was sie nun ein langes Leben lang erdulden sollte? Sie fühlte sich betrogen, geschädigt und hintergangen. Opfer verlangte man von ihr — die schwersten, die denkbar waren, nachdem man sie unerhört beraubt und so arm und elend gemacht hatte. Ia, es war etwas in ihr getötet worden, etwas Schönes und Köstliches, was einmal nur blühen konnte und nie — nie wieder. Die erste schöne reine und tiefe Neigung — man hatte sie in ihr erstickt, zertreten, ausgelöscht. Hatte man das? Hatte man das gekonnt? Lebte im Ernst nichts mehr in ihr von diesem lieben, warmen Gefühl für den Vertrauten ihrer Kindertage, dessen Platz in, Wahrheit frei geblieben war bis heute und frei bleiben würde in alle Zukunft? Es war nicht tot, dieses Köstliche in ihr, sie sah es jetzt. Es lebte noch, war lebendig wirksam in ihr. Es machte sie verstummen, dem Freunde gegenüber, verstummen und in Scham erglühen darüber, daß sie sich jetzt an den fremden Fürsten verhandeln ließ. Um alle anderen Menschen, um König, Land und Staat erwarb sie sich mit diesem Sklavenopfer Verdienst und hohen Dank, vor einem aber zwang es sie zur Scham. Das war der Eine, den Neigung und Verwandtschaft der Seelen und der Geister in Kindertagen schon ihr zugeführt, und der nun trauernd abseits stand und stolz verstummt war angesichts des Unbegreiflichen, zu dem sie, die Prinzessin, von äußeren Zwängen sich hatte bewegen lassen. Und ein tiefer, bitterer Groll gegen ihr hartes Geschick drang in ihr Herz. War sie nicht ein Unglück, diese Geburt auf der Höhe, die sie von jeder trauten Menschengemeinschaft schied? Das Kainzeichen der Hoheit, das sie an ihrer Stirn trug, sie sah es nun, es wirkte wie ein Fluch und hetzte sie fort von dem, bei dem sie so gerne verweilt hätte. So sah es in ihr aus, als die Festtage der Doppelhochzeit heranrückten, die in der Residenz mit höchstem Gepränge und äußerstem Pomp vor sich gehen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

R
u
n
s ch
a
u

Politische Rundschau.

Von vi Fehl, von Mäckay.

Der sinkende H a l b m o'n d^ u n^d „der richtige Weg".

Der Zusammenbruch türkischer Macht vor dem Anmarsch der Balkanbundheere bedeutet eine weltgeschichtliche Schicksalskatastrophe von unabsehbaren Fernwirkungen. Hinter der Ironie und den billigen Witzen, die den verschiedenen Statusquo zu Grabe geleiten, steht warnend tiefe Tragik: was die Mächte immer wieder magnetischen Stroms an diese jedem evolutionistischen Prinzip spottende und schon darum auf die Dauer unhaltbare Formel band, war die nur zu berechtigte und sicherlich oft heilsame Furcht vor der Aufrollung des orientalischen Problems in seinen unendlichen Verwicklungen und mit seinen ebenso vielen Unheildrohungen. Das polarische Element der Gärungen aber, deren Unruhe der bald stärker, bald schwächer rauchende Vulkan im nahen Osten anzeigte, bildete das islamische Problem. Wie eng dessen Fragen sich auch jetzt wieder mit der östlichen Krisis verknüpfen, ist für jeden deutlich, der sich den Blick nicht einseitig vom grellen Rampenlicht der Bühne, auf dem das blutige Kriegsdrama sich abspielt, blenden läßt, sondern auch für deren Hintergründe ein Auge hat. Das siegreiche Iungtürkentum von 1908 spielte sich zunächst auf eine Art Freigeistertum hinaus und glaubte mit dem Triumph der Verfassungsideen die Scharia überwunden zu haben. Sehr bald mußte es einsehen, daß das islamische Gesetz nach wie vor als einzig fester Fels im Strudel der politischen Wirren aufragte, an dessen Granit es sich höchstens selbst die Köpfe einrennen konnte, und schloß mit der geistlichen Gewalt einen Scheinfrieden. Die konstitutionelle Türkei blieb die Schutz-Herrin des müslimischen Kirchenstaats, mußte dabei aber zusehen, wie trotz aller allislamischen Verbrüderungspropaganda die Anfeindungen dieser ihrer Autorität immer mehr zunahmen. Die nationalistische Bewegung im Nilreich entwickelte ihr Programm ausgesprochen auf das Ziel der Gründung eines

souveränen Großägypten alter Phara-
onenherrlichkeit hin, unter Bindung der
Würde des Kalifen an das Khediviat.
Der tripolitanische Krieg ließ zwar mit
der Waffenbrüderschaft die Spannungen
zwischen Osmanentum und Arabertum
äußerlich etwas geringer werden, ohne
daß deshalb aber irgendwie die be-
kannten Wühlereien in Iemen und im
Hedschas für ein echtbürtiges Imamat
nachließen. Der Gedanke der Einigung
der Sunniten und Schiiten wurde in
Konstantinopel als Mittel, in Persien
Einfluß zu gewinnen, mit besonderer
Vorliebe gehätschelt, blieb aber ein
totgeborenes Kind schon wegen des
vollkommenen politischen und mora-
lischen Verfalls dieser einst so machwollen
Hochburg der Schia und zeitigte im
übrigen letzten Endes, angesichts des
Vordringens der türkischen Truppen
im Urmiagebiet, nur die Opposition
der Mollahs, die in Teheran gegen
das osmanische Kalifat predigten. In
Afghanistan wiederum spielte sich der

Emir aus leicht zu durchschauenden
politischen Gründen als selbstherrlicher
Detentor li6ei auf, und das indische
Mohammedanertum endlich entfremdete
sich intellektuell und ethisch unter den
Einflüssen der britischen Kultur immer
schärfer der westasiatischen Welt der
Korangläubigen, wie es der an der
müslimischen Universität in Aligarh
herrschende modernistische Reformgeist
deutlich bezeugte. Es ist klar, daß allen
solchen die osmanische Führerschaft an-
feindenden Bewegungen durch die
heutige Bedrängnis der Hohen Pforte
ganze Sturzfluten auf die Mühlen
des Partikularismus getrieben werden.
Bedeutet also die Niederlage vor den
christlichen Heeren auch den Verlust
dieser Autorität, die seit den Tagen
Ertoghruls als moralisches Fundament
des türkischen Weltreichs gegolten hat?
Und wie gestaltet sich in dieser Perspek-
tive das orientalische Problem, welche
neue entwicklungsgeschichtliche Wurzeln
und Triebe legt es bloß, auf welche
Linien wird die Frage der Gesundung
der Türkei gerückt?
Als der Islam sein sogenanntes
Erwachen feierte, entspann sich ein
lebhafter Streit darüber, ob er seinem
innersten Wesen nach überhaupt re-
formierbar, auftriebkräftig und fähig
zur Anpassung an die Bedingungen
moderner Zivilisation sei. Theoretisch
hatten zweifellos diejenigen recht, die
für eine solche Möglichkeit plaidierten.
Der ursprüngliche Islam hat nichts
zu tun mit dem öden Scholastizismus,
der Rabulistik und systematischen Ver-
finsterung des geistigen Horizonts, wie
sie gegenwärtig in den Koranschulen
und Medresen betrieben wird; er
fußte auf dem Idschina, dem consenzUz
eccleziae. dem sogenannten protestan-
tischen Prinzip im Mohammedanismus,
wonach für alle Lebensbetätigungen
der Kirche nicht der tote Buchstabe,
sondern allein deren religiöses Bewußt-
sein der ausschlaggebende Maßstab und
das fortbildende Element sein soll:
er ist also in seiner Weltanschauung
durchaus evolutionistisch ge-
stimmt Die durch kein „Kidjas", das
heißt willkürliche Deutung und Folgerung
verdrehte Lehre des Propheten kennt
dementsprechend keine hierarchische
Kirchenordnung, kein papistisches Macht-
wort noch ein dynastisches Gottes-
gnadentum; der Imam wird von der

Gemeinde gewählt und unterliegt deren fortdauernder Kontrolle in allen seinen Handlungen: es werden also freiheitlich-demokratische Ideale vertreten.

Der Koran weiß noch weniger etwas von einem „Pardah", einer Einkapselung der Frau in die Enge des häuslichen Lebens, von all' den Entwürdigungen des weiblichen Geschlechts und den Einseitigkeiten und Blutunterbindungcn des öffentlichen Lebens, die sich notwendig mit dieser starren Trennung der Geschlechter verbinden. Er fordert in Sure 33,1:

O Gläubige, fürchtet Gott, der
euch von einer Seele schuf und
daraus der Erde Nachkommen entstehen ließ und von diesen aus beide,
Männer und Frauen, über die Erde
zerstreute. Und fürchtet den Herrn,
in dessen Namen ihr miteinander
betet, und ehret die Mütter; denn
Gott wacht über euch alle.

Er erkennt also die Gleichberechtigung der Frau, deren Entstehen in der Schöpfung aus derselben Gottseele abgeleitet wird, unbedingt an, verweist beide Geschlechter auf dieselbe Stufe der Beziehungen zwischen Menschheit und Gott und wahrt auch die innere, geistige Freiheit des Weibes so vollkommen, daß an anderer Stelle das Gesetz aufgestellt wird: „Das Forschen nach Erkenntnis ist eine Pflicht für jeden Müslim, Mann wie Frau". Und was dergleichen Goldblicke der Gesetzgebung mehr sind, mit denen Muhamed seine Bekenner auf den Islam, den „richtigen Weg" wies.

Wie wenig seine Iünger dieses Pfa-
des Richtung zu Höhen wirklicher Mensch-
heitsvervollkommnung innegehalten ha-
ben / ist bekannt. Die psychologischen
Ursachen und Triebkräfte dieses ver-
hängnisvollen Entwicklungsprozesses zu
untersuchen, ist hier nickt der Ort;
es kommt nur darauf an, dessen po-
litische Funktionen klar zu stellen. Den
omajadischen Kalifen kam es sehr viel
weniger auf Glaubensideale, als auf
staatliche Autorität und die Vorherrschaft
des Ärabertums an. Daß der Koran
nicht genügte, diesen Wünschen Erfüllung
zu verschaffen, sah man bald ein; man
fing daher an, alle möglichen, wirklicke
oder angebliche, Aussprüche des Pro-
pheten, seiner Genossen und Nachfolger
zu sammeln, die die Machtbegier stützen
sollten: so entstand die Sunna, deren
urkundliches Instrument das Hadith ist,
in dem Nestandteile von Philosophien
und Glaubenslehren der ganzen Welt
bunt durcheinanderquirlen. Sobald das
Zentrum des islamischen Reichs dann
von Mekka nach Bagdad verlegt wurde
und das Imamat an die Abbasiden
überging, wurden Mulk und Din, welt-
licher Staat und Kirche, völlig zu einer
begrifflichen Einheit verschmolzen und
diese, ganz im Sinn der altorientalischen
Despotie, mit denkbar materialistischen
Hadiths, mit der Vergötterung des
Herrschers, einem Wust des Zeremo-
niells, einer blutsaugerischen und an-
maßenden Bürokratie und vor allem
mit dem Gewaltrecht der Sklavenjagd
auf alles, was an menschlichem Wild
erreichbar war, ausgestattet. Die weitere
Entwicklung des so geschaffenen poli-
tischen Gebildes, das nur noch ein
Zerrbild der Gesetze des Propheten mit
ihrem puritanischen, sittlich ernsten und
tiefgläubigen Geist war, gestaltete sich
nun höchst widerspruchsvoll und merk-
würdig. Als der Mongole Hulagu Khan,
der Enkel Tschinggis Khans, 1258 Bagdad
erstürmt hatte, ließ er den damaligen
Inhaber des Kalifats El Mustasim Billah
kurzweg enthaupten. Von da ab führten
die „Beherrscher aller Gläubigen" ein
denkbar unrühmliches, machtloses, le-
diglich durch gute Geldeinnahmen er-
träglich gemachtes Dasein, bis der letzte
dieser Schwächlinge auf dem Abbasiden-
thron Kaim den Osmanen ErtoghrUl
zum Emir ül Umera, zum Statthalter
des Kalifen ernannte. Charakteristischer-
weise war aber eben diese Zeit, da der

Islam einer kraftvollen Führung durchaus entbehrte, für ihn eine Periode äußerlich glanzvollsten Aufschwungs. Er drang in Afrika und Asien bis an die Küsten der fernsten Weltmeere vor, und die Osmanen setzten das Eroberungswerk in bekannter Weise von dem 1361 eroberten Adrianopel aus auf dem Balkan fort, bis ihre Macht sich an dem überlegenen Widerstand Österreichs und der südslawischen Völker brach. Zugleich aber begann nun auch die Zerbröckelung der islamischen Macht in Asien. Am lehrreichsten sind die Vorgänge in deren östlichem Hauptbollwerk Indien. Der berühmte Großmogul Akbar (1556^-1605) war frei- und weitblickend genug, um einzusehen, daß der fanatische und reaktionäre Geist, der die islamische Überlieferung und deren Vertreter beherrschte, unvereinbar sei mit der Regierung über ein Volk, dem in seiner uralten Vedantalehre die Scnne einer denkbar weitherzigen religiösen Weltanschauung leuchtete, die das Gewissen überhaupt unter keinerlei Dcgmenzwang band. Er war, darf man sagen, der erste Reformator, der sich gegen die Tyrannei des müslimischen Klerus auflehnte, aber nach langem Kampf — genau wie heute die Iungiürken »— mit dem Gegner paktieren mußte und damit den Grundstein zur Zerstörung seines Reiches legte. Denn schon sein Urenkel war ein Spielzeug in den Händen der herrschsüchtigen Priester, gegen deren Diktatur sich das Volk auflehnte, bis das Reich wieder in seine alte Zerrissenheit zurückfiel, damit aber

auch der Hinduismus den Islam aus dem Feld schlug.

Die wenigen geschichtlichen Ausschnitte dürften genügen, um zur Revision mancher landläufigen Urteile über den Islam zu führen und zugleich eine präzise kritische Stellungnahme zu den Problemen, die er heute Europa aufgibt, zu ermöglichen.

Die Bedeutung des Kalifats ist zweifellos im christlichen Westen stets überschätzt worden. Eine Autorität wie das römisch-katholische Pontifikat hat es niemals auch nur annähernd gehabt. Die eigentlichen Siegelbewahrer des Gesetzes und der kirchlichen Gewalt in der Gemeinschaft der Müslims sind die Ülemas, das Ephorentum, das ursprünglich von den Gemeinden gewählt wurde, jetzt aber eine rein hierarchische Organisation mit dem Fortpflanzungsprinzip „NIHoitur, non tit" ist und das seinen Willen gegen einen noch so selbstherrlich sich dünkenden Imam durchzudrücken pflegt. Diese Körperschaften zersplittern sich aber je nach der Zugehörigkeit zu den einzelnen Rechts- und Gesetzesschulen — Kharadschiten in Ägypten, Ismailiten und Imamiten in Persien, Motasellas und Orthodoxe in Arabien — in ebenso viele durchaus feindliche Parteien. Daraus ergibt sich wieder eine Brüchigkeit in der Verfassung und Ordnung des sogenannten islamischen Staats, die ihresgleichen sucht. Wie diesem Gebilde äußerlich jede räumliche Abgrenzung fehlt, so mangelt ihm innerlich jede Verankerung eines konkreten, klar gefaßten Entwicklungsgesetzes. Im Grunde ist seines ganzen Wesens Keim eine kirchlich-imperialistische, auf die Beugung der ganzen Welt unter den Koran gerichtete Ideologie, die ihre zeitweiligen Triumphe lediglich der suggestiven Anziehungskraft einzelner die Massenleidenschaften erregenden Glaubenslehren, nicht einem durchdachten politischen System und noch weniger dessen ethischer Untermauerung zu danken hatte. Und zwar liegt der Keim alles Übels und alles Mangels an wurzelfester Auftriebskraft offenbar in der Stellungnahme des Islam zum individualistischen Prinzip. Es ist zwar nicht richtig, daß der Prophet jede Freiheit der Person leugnet. Wohl aber steht der Koran der erhabenen Idee von der Gottessohnschaft jedes Menschen verständnislos gegenüber und beschränkt ausdrücklich die Anwen-

dung seiner Rechtssätze auf die „Recht-
gläubigen", sodaß, als der Islam in
nähere Berührung mit dem Christentum
trat, zu allen möglichen knifflichen Aus-
nahmebestimmungen gegriffen werden
mußte, um überhaupt den Rajah als
„Zimmi" oder „Mustamin" oder „Ahlu-
sulh", immer aber als Bürgern zweiten,
verächtlich angesehenen Ranges ein Leben
im müslimischen Staat zu ermöglichen.
Dafür scheint freilich wenigstens in der
Gemeinschaft der „Tabaa", der Unter-
tanenschaft des Kalifen, der demokra-
tische Freiheits- und Gleichheitsgedanke
in bester Form verwirklicht zu sein.
Blickt der Europäer in ein beliebiges
arabisches oder türkisches Kaffeehaus,
so sieht er Offiziere und Beamte,
Großkaufleute und Kleinhändler kame-
radschaftlich, ohne jeden Standes- und
Rangunterschied, zusammensitzen als
Spiegelbild der Tatsache, daß der Islam
nur eine politisch wie geistig gleich
unbedeutsame Aristokratie, die in Ma-
rokko am grünen Turban kenntlichen
angeblichen Nachkommendes Propheten,
anerkennt. In Wirklichkeit ist aber diese
Brüderlichkeit nur ein Sympton des
durch die konfessionelle Abkapselung be-
dingten Beharrens in den altüberlieferten
Anschauungen primitiven nomadischen
Kulturursprungs, die mit dem Gesetz
zunehmender gesellschaftlicher Differen-
zierung bei aufsteigender Gesittung un-
vereinbar sind. Statt des Drangs,
das Ich zu gestalten, und so dem Ge-
meinschaftsleben einen persönlichen In-
halt zu geben, herrscht der Fatalismus,
der sich willenlos dem Kadar, der

Schicksalsbestimmung ergibt und dem
ein verinnerlichter Begriff der Freiheit,
die Menschen für Menschen erstreiten
und ohne die ein gesunder politischer
Organismus nicht gedacht werden kann,
vollkommene Schimäre ist. Dieses
Temperament des Kismet, diese At-
mosphäre der Selbstgenügsamkeit und
Entwicklungsstarre hat aber zwangs-
läufiger Folge weiterhin dahin geführt,
daß die Welt des Islam an die Lösung
des Grundproblems moderner Zivili-
sation, den Kampf mit den Natur-
gewalten und der Versöhnung des Zwie-
spalts zwischen Natur und Geist, über-
haupt nicht herangetreten ist und so
unweigerlich auf allen Gebieten ange-
wandter Wissenschaft, in Technik, In-
dustrie, Handel, von dem christlichen
Europa aus dem Felde geschlagen wurde.
Die Gegenwartsbilanz all' dieser
Erscheinungen der Reaktion im Werde-
prozeß der müslimischen Welt ist die,
daß am Baum der mit so großer Reklame
ins Werk gesetzten allislamischen Pro-
paganda, abgesehen von den Stilblüten
und Spekulationen einer echt orientalisch-
phantastischen und kritiklosen Presse,keine
nennenswerten, greifbaren Früchte ge-
wachsen sind und daß, während der
Hochsitz des Kalifats von den Heeren
des Balkanbunds in jähem Ansturm
bedroht wird, seit Jahrzehnten ein
verdeckter europäischer Minenkrieg in
vielleicht noch verhängnisvolleren und
tragischeren Endwirkungen gegen die
ganze Front des Islam vom Westen
her geführt wird. Es ist das nicht
geringe Verdienst Le Chateliers, des
bekannten Professors für Geschichte und
Soziologik der mohammedanischen
Länder am (^ollö^e 6e Trance, diese
Tatsache eingehend kritisch beleuchtet
und gewürdigt zu haben. In seiner
mit Hilfe eines umfangreichen Stabes
sachkundiger Mitarbeiter durchgeführten
Arbeit ,,1^3, con^uete ciu Alonds
zluzulmlln" legt er dar, wie der Kampf
um die Wiedergeburt des Islam bisher
wenigstens auf einer Linie sich entwickelt
habe, die sehr viel mehr zersetzende
als kräftigende und erhebende Wirkungen
erkennen lasse: wie das Mohammedaner-
tum gegenüber der solidarischen Arbeit
der abendländischen Mission, der christ-
lichen Schulen und Kulturwirtschaft
keinerlei selbständige Auftriebskraft zeige,
vielmehr sich geistig und ethisch ent-
wurzeln lasse, seine alten Glaubenssätze

und die überlieferte Moral, wenn auch formell daran festgehalten werde, innerlich halb preisgebe und sie mählich der Weltanschauung der „Hutträger" anpasse. Und jeder, der mit den im nahen Osten herrschenden Geistes- und Lebensströmungen in längerem Aufenthalt vertraut geworden ist, wird bestätigen, daß das Urteil, mag es in Einzelheiten zu optimistisch gefärbt sein, dem Kern nach durchaus zutrifft. Ist das aber richtig, so ergeben sich nunmehr die Kriterien des türkisch-islamischen Problems in seiner Umbildung durch die Katastrophe im nahen Osten von selbst.

Die Türkei, deren Hauptrolle in Europa ausgespielt ist, wird als asiatische Macht — das vorauszusagen bedarf es gewiß keiner besonderen Prophetengabe — noch entschiedener als bisher zu den alten hamidischen Formen zurückkehren und vom parlamentarischen Regierungssystem höchstens noch eine blasse Folie sich bewahren. Würde diese Rückwärtsentwicklung aber soweit gehen, daß der Staat sich der Führerschaft der islamischen Orthodorie auslieferte, so ist klar, daß er damit nur in ein neues Dilemma hineinsteuerte, indem er einerseits ein Spielball jener im Wirrwarr der mohammedanischen Parteifämpfe antagonistisch gegeneinanderstoßenden Gegensätze würde, andrerseits in noch schärferen Konflikt mit der unaufhaltsam und siegreich vordringenden europäischen Kultur geriete. Die erste Bedingung einer glücklichen Erneuerung und kraftvollen Auferstehung für das

Osmanentum gerade alsislamischer Vormacht ist es somit,daß es einen aufrichtigen und unverklausulierten Frieden mit dem Christentum schließt. Die demagogische Frontstellung gegen diesen Widersacher, wie sie die müslimische Verbrüderungspropaganda betreibt, führt lediglich in einen Strudel von Widersinnigkeiten, wie es sich am schärfsten darin zeigt, daß in der Erkenntnis der eigenen Schwäche immer eifriger für die Anlehnung an die Hindus und die Anhänger Buddhas und Kungfutses agitiert wird, um damit den islamischen Glauben selbst aufs schlimmste zu kompromittieren; verpönt doch der Koran (Sure 9,29) aufs schärfste jede Gemeinschaft mit den Medhusi, den „Götzendienern", das heißt allen Anbetern Zoroasters, Buddhas usw., während die Eli Kitab, die „Schriftbesitzer", das heißt Christen und Iuden, immerhin gegen einmaligen Tribut pder Kopfsteuerzahlung mit bürgerlichen Rechten ausgestattet werden können. Voraussetzung eines solchen Friedens mit dem Kreuz aber wäre wieder eine energische Durchführung der großen geschichtlichen Prozeßsache, «n der einst in analoger Form das mittelalterliche Europa sich jahrhundertelang gemüht und gequält hat: die Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche in einer den unbeugsamen Forderungen eines modernen Staatswesens entsprechenden Form. Und weiter! Auch im Abendlande wurde dieses Schicksalsproblem der Völker nicht eher auf eine förderliche Entwicklungsstufe gebracht, als bis die Reformation einsetzte: nicht anders ist auch seine Klärung im Reich des Halbmonds denkbar. Der Islam, dessen bisheriges Erwachen im Grund nur in einem reklamehaften politischen Wühlen bestanden hat, bedarf der Erneuerung aus dem Geist, und zwar nicht zum wenigsten aus den seelischen Grundkräften der christlichen Kultur, deren Umklammerungen er sich nicht entziehen kann, soll er, statt eine tote Last zu sein, ein Hebel der Wiedergeburt der orientalischen Völker werden. Hier liegt die psychologische Kernfrage der Zukunft der Türkei. Sein oder Nichtsein, neuer Auftrieb oder weiterer Verfall, die Entscheidung dieser Alternative wird davon abhängen, ob das Osmanentum, geläutert durch furchtbares Unglück, die staatsmännische Kraft

und Fähigkeit bewähren wird, endlich das Reformwerk durchzuführen, an dem seit Akbars Zeiten bis zu Abdul Medschid, der 1839 den Hatti Scherif zu Gülhcme verkündete, das Vermögen aller genialen Verweser des islamischen Staats gescheitert ist. Wenn jene Tugenden und heroischen Veranlagungen, die einst der Türken weltpolitischen Auftrieb und Machtgewinn begründeten, von ihrer Verschlackung durch den Druck tragischer Prüfungen befreit werden, möchte ein solcher langersehnter, wahre Freiheit und Fortschritt kündender Komet wohl endlich am östlichen Himmel aufgehen.

Indessen — — klingen nicht heute die Worte Emin Beis, des begeisterten, von tiefem religiösem Glauben an die Zukunft des Osmanentums durchglühten Dichters der jungen Türkei, in pessimistischer Anwandlung gesprochen, wie eine Vorausahnung der heutigen schwarzen Tage: „Vom derzeitigen Geschlecht ist nichts zu erwarten; man muß seine Hoffnungen auf eine besser erzogene, sittlich veredelte Nachkommenschaft setzen"?

Sozialwissenschaftliche Rundschau.

Von Di M. Kupperberg, Berlin.

Der Geburtenrückgang in Deutschland.

Die Regelmäßigkeiten im Kulturleben der Völker scheinen sich trotz aller historisch-nationalen Bedingtheit mit

einer stummen Zähigkeit in Gesetzmäßigkeiten umwandeln zu wollen. Sie greifen selbst auf den sozialbiologischen Bestand der Nationen, auf die Fortpflanzung über. Im Lebenskampf der Menschheit geboren, bedroht die Kultur den Lebenstrieb derer, die sie erschaffen haben. Zweifellos ist es unter den gegebenen ökonomischen Verhältnissen der Drang nach Kulturleben, nach Selbsterhaltung und Kulturgenuß, der die Franzosen bewegt, ihre natürliche Vermehrbarkeit einzuschränken. Bewußt im Anfang, wird aber dieser Drang im Endergebnis blind und selbstvernichtend, denn über kurz oder lang — hält die Richtung weiter an — ist es um die Lebensenergie, um das Dasein der Franzosen als nationaler Gesamtheit geschehen. Aber Frankreich steht bei weitem nicht mehr vereinzelt da. Auch in Deutschland greift schleichend und bedrohlich eine Erscheinung um sich, die die größte Aufmerksamkeit beansprucht. Deutschland, dessen Bevölkerung sich von rund 36 Millionen im Iahre 1853 auf rund 46 im Iahre 1882 und auf über 65 Millionen im Jahre 1911 vermehrt hat, weist seit den 70-er Jahren einen stetigen Rückgang der Geburten auf! Im Iahre 1879 betrug die Geburtenzahl (auf KMdermittleren Iahresbevölkerung bezogen) 40,5, nach zehn Iahren 38,0, am Ende des folgenden Iahrzehnts 37A im Iahre 1906 34,1 und im Iahre 1910 30,7. Wie ist dieser Rückgang, der sich zusehends mit der Beharrlichkeit eines festgewurzelten Übels vollzieht, zu erklären? Hat sich etwa der Altersaufbau der Nation im Laufe der Zeit so ungünstig verschoben, daß die fortpflanzungsfähigen Schichten stark abgenommen haben und schwach vertreten sind? Ist vielleicht die Zahl der eheschließenden Personen erheblich zurückgegangen? Oder liegt gar eine physische Degeneration der Bevölkerung vor? Keines von all dem ist der Fall. Noch ist kein Stillstand im Wachstum der Bevölkerung eingetreten, im Gegenteil, sie vermehrt sich von Iahr zu Iahr, dies dem Umstand verdankend, daß der unaufhaltsame Geburtenrückgang durch die parallele Abnahme der Sterblichkeit (sie ist von 27,5 pro Mille im Iahre 1880 auf 25,6 im Jahre 1890, auf 23,2 im Iahre 1900 und auf 17,1 im Iahre 1910 zurückgegangen) kom-

pensiert wird. Allein vermag denn eine solche Entwicklungsart den Bestand der Nation auf die Dauer zu sichern und wie ist sie überhaupt zu bewerten? Dieser Kompler von Zusammenhängen bildete seit Sommer dieses Iahres den Gegenstand weitgehender Untersuchungen, wissenschaftlicher Vorträge und gelehrter Beratungen. Mit ihm befaßte sich sehr eingehend und ernst innerhalb der Deutschen Soziologischen Vereinigung die Deutsche Statistische Gesellschaft und neuerdings auch Wirkl. Geh. Oberregierungsrat Prof. Elster in einem Vortrag bei der Eröffnung des Studienjahres der Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung. Bevor ich zunächst auf die Ausführungen dieses namhaften Gelehrten kurz eingehe, ist es mir Bedürfnis auszusprechen, daß die Malthussche Bevölkerungstheorie ungeachtet ihrer Bedeutung als rein theoretischer Fall noch lange einer unvoreingenommenen, eigengedanklichen Betrachtung dieser wichtigen Dinge hemmend im Wege stehen wird. In einer Zeit obrigkeitlicher Gesellschaftsbevormundung und moralisierender Predigten entstanden, aus einem geistigen Milieu von Lohnfondstheorien genügsamer Wohlstandsdenker geboren, entbehrt sie jedweder soziologischen und allgemein-volkswirtschaftlichen Begründung, besitzt aber dafür den Vorzug einer scheinbar einleuchtenden, „erlösenden" Formel, und darin liegt ihr anhaltender Einfluß auf die volksfeindlichen, ruhebedürftigen Gemüter. Angesichts dieser Tatsache wäre es meines Erachtens eine

der dankbarsten Aufgaben für die Soziologische Vereinigung, mit der die Statistische Gesellschaft mitgliedschaftlich verbunden ist, sich einmal gründlich mit der Bedeutung der Bevölkerungsmassen als treibenden Faktors geistiger und wirtschaftlicher Kultur zu befassen, um endlich neue Gesichtspunkte für eine Auseinandersetzung mit der unsoziologischen Malthusschen Lehre zu eröffnen. Kehren wir nun zu den Ausführungen Elsters zurück. Die meisten Statistiker sind für Deutschland darin einig, daß der Rückgang der Geburten sich im ehelichen Leben abspielt und durch präventives Verhalten bedingt ist. Diese Tatsache auf der einen Seite und die sinkende Sterblichkeit andererseits sind nach der Ansicht Elsters ein Zeichen nicht rück-, sondern fortschreitender Kultur und sie weisen darauf hin, daß das Volk hinaufstrebt, indem es die elendbringenden Folgen spontaner Vermehrbarkeit bewußt bekämpft. In den höheren Schichten der Gesellschaft sind es psychologische Motive, Wohlstand und geistige Bedürfnisse, die zur Einschränkung der ehelichen Fruchtbarkeit führen. Selbst wenn dies eine allgemeine empirische Tatsache wäre, so sind es doch immerhin nicht die höheren, sondern die mittleren und unteren Schichten des Volkes, die bei der Bevölkerungszunahme den Ausschlag geben. Von einer Degeneration dieser Kreise kann aber nicht die Rede sein, sie fügen sich vielmehr der Vernunft und der Notwendigkeit des neuzeitlichen Lebens. Das Selbstbewußtsein der Frau, ihre Anforderungen an das Kulturleben und ihr Persönlichkeitsgefühl sind gestiegen und sie ist gezwungen, in immer steigendem Maße am Erwerb teilzunehmen. Dies führt zu einer Einschränkung der ehelichen Fruchtbarkeit. Gleichzeitig läßt sich in diesen Schichten eine fortschreitende Äbnabme der Kindersterblichkeit konstatieren, was eine bessere Fürsorge und Erziehung des weniger zahlreichen Nachwuchses zur Folge hat. Und so wäre denn der Geburtenrückgang im Interesse der Qualität des Volkes keine besorgniserregende Erscheinung, um so weniger, als der Spielraum in Deutschland für eine stetig wachsende Bevölkerung begrenzt ist. Der leitende Gedanke dieser Ausführungen ist also dieser, daß Armut,hohe Fruchtbarkeit und große Kindersterblichkeit ein Zeichen tief-

stehender, während niedrige Sterblich-
keits- und Fruchtbarkeitsziffer (zuneh-
mende Prävention) eine Äußerung vor-
wärtsschreitender Kultur ist. Wäre nun
dieser zweite Satz allgemein richtig, so
müßte man mit Bezug auf die höheren
Kulturschichten sagen (wie oben in meiner
Einleitung), daß die gesättigte Kultur
mit der Zeit ihre eigenen Träger ver-
schlingt, oder soziologisch ausgedrückt:
die Erhaltung der Kultur schließt die
Selbsterhaltung der Nation aus! Unsere
oben geäußerten Zweifel, ob die Ent-
wicklungsrichtung der Bevölkerung, bei
der der ununterbrochene Rückgang der
Geburten lediglich durch Abnahme der
Sterblichkeit kompensiert wird, auf die
Dauer den biologischen Bestand der
Nation sichert, und ob hierin, fügen
wir noch hinzu, ein allgemeiner Grad-
messer vorwärts schreitender Kultur
(in Zukunft ohne Träger!) zu erblicken
ist, bleiben bestehen. Das Problem,
erst neu aufgetaucht, kann nicht auf
diese Weise als gelöst betrachtet werden.
Deutschland wird es anders lösen müssen
und können, weil es noch lebensjung
ist. Der Bevölkerungstheoretiker und
der kulturbewußte Sozialpolitiker haben
noch nicht das entscheidende Wort ge-
sprochen, vom wirtschaftlichen, psycho-
logischen (einzel- und gesamtmenschlichen)
und vom Standpunkt jung im Streben
bleibender Kultur, die das Antlitz un-
verkümmerten Menschenlebens trägt.
Kräfte, die im Verlangen nach Kultur
die Kultur nicht oder nur auf Kosten
der Lebensenergie erreichen können,
werden eine andere Lösung vorbereiten

im Sinne des Vollmenschen, der im Kontakt mit der Natur mit allen seinen biologischen und geistigen Kräften im Leben wirkt und so Kultur erzeugend sie genießt.

Kirchliche Rundschau.

Von Theodor Kappstein.

Der Evangelische Oberfirchenrat, welchem die neun älteren Provinzen Preußens unterstehen, hat durch sein Urteil gegen den Dortmunder Pfarrer Liz. Gottfried Traub so schwere Bedenken auf der ganzen Linie der Einsichtigen erregt, daß man ohne jede Übertreibung sagen kann: der zur Dienstentlassung (also mit Verlust von Titel und Pension) verurteilte streitbare liberale Pfarrer hat im Unterliegen gesiegt, der Oberkirchenrat dagegen steht — zumal in der Person seines Präsidenten, der nach eigenem Eingeständnis sich durch Traubs Angriffe persönlich beleidigt fühlte — vor der Öffentlichkeit als besiegter Sieger. Die rechtlich anfechtbaren und ethisch unhaltbaren Formen des Verfahrens gegen Traub haben es, im Gegensatz zu dem äußerlich einwandfreien Spruch gegen den Kölner Pfarrer Carl Iatho, vermocht, Adolf Harnack aus seiner Reserve herauszulocken; in einer Anklageschrift tritt er als mächtiger Anwalt vor seinen theologischen Schüler, er wirft das Schwergewicht seines Namens und seiner Ämter, welche ihn in die Nähe und stetige Fühlung mit dem Träger der Krone als des Summepiskopus führen, in die Wagschale gegen die oberste Kirchenbehörde! „Schwärzester Schein des R e chtsb ru ch es": darauf erkennt Harnack nach seiner Vernehmung des Oberkirchenrais, der in den Mittelpunkt seiner richterlichen Erwägungen das pflichtmäßige Verhalten Traubs als Verteidiger Iathos vor dem Spruchkollegium stellte. Harnack zieht diese Unerhörtheit mit den Worten ans Licht: „Seiner Verteidigung Iathos wegen und wegen seiner Berichte über sie durfte Traub nicht angetastet werden, es triebe denn die äußerste Not! Wohin kommen wir sonst? Welche Rechtssicherheit kann noch in der Kirche bestehen? Ein Pfarrer wird vor das Spruchkollegium gefordert; er wählt sich nach dem Gesetz einen Beistand. Der Pfarrer wird verurteilt, und scdann wird der Beistand vor das Disziplinar-

gericht gefordert und ebenfalls verurteilt!
Man straft den Verteidiger
für seine Verteidigung!
Wie sicher und gut muß das Gewissen
des Oberkirchenrats sein! Es ist mir
keinen Augenblick zweifelhaft, daß Traub
vor jedem bürgerlichen Gerichtshof
mildernde Umstände zugestanden worden
wären, daß ein solcher Gerichtshof keine
unedlen Motive angenommen und sich
auch geweigert hätte, auf ein Material
hin, das im einzelnen Dutzende von
Möglichkeiten in der Erklärung zuläßt,
den sittlichen Charakter des Angeklagten
zu vernichten." Trug und Lüge suche
man aus den kirchenpolitischen Aus-
lassungen Traubs herauszudcstillieren;
Harnack verteidigt dagegen Traubs
Kämpfe um die Wahrhaftigkeit und
Reinlichkeit in der evangelischen Kirche
als Gewissenssache, als innere Pflicht
und daher sittliches Recht des Vor-
kämpfers für Gedankenfreiheit in den
Gemeinden. Die höchste Instanz bei
einem Verfahren um Kopf und Kragen
ist nach Harnacks Feststellung der Be-
leidigte, der Ankläger und der Richter
zugleich! Man verhandelt gegen den
Angeklagten in geheimer Sitzung, nur
mit den Akten der zu verhältnismäßig
mildem Urteil gelangenden Vorinsianz
(Konsistorium in Breslau), ohne dem
Beschuldigten Gelegenheit zu schaffen,
sich persönlich oder durch einen Anwalt
zu schützen, man will ihn nicht anhören

und seine Zeugen nicht vernehmen — aber man zieht in die Anklage neue Punkte erstmalig hinein, über welche (in diesem Umfang) Traub in Breslau überhaupt nicht vernommen worden ist. Und um die entehrende Strafe mit einem Schein des Rechts zu umkleiden — eine Strafe, welche sonst für Ehebrecher und Trunkenbolde im Kirchendienst vorbehalten bleibt, wird Pfarrer Traub hinterrücks an die Ehre gegriffen und seine Wahrhaftigkeit verdächtigt. Man stellte ihn nicht vor das Spruchkollegium, obwohl er mit dem Kirchenglauben in der abgestempelten dogmatischen Fassung gründlich gebrochen und diese seine Ketzerhaftigkeit in einer prächtigen Broschüre vor aller Welt bekannt hat — man wollte ihn nicht noch einmal erleben, nach seiner Meisterrede für den Iatho: so ist er in der Dunkelkammer unrühmlich „erledigt" worden.
Harnack führt das Unglück in der Kirche auf den unerträglichen liturgischen Zwang zurück und nennt es einen „perversen" Zustand, daß man in dieser Kirche, die sich rühmt, die Christenheit vom Banne des Gesetzes befreit zu haben, äußerlich an dem alten Bekenntnis festhalte, das man aber innerlich (in allen kirchlichen Gruppen) umdeuten und umwerten dürfe. Er stellt die wohlerwogene These auf: Man hat kein Zutrauen mehr dazu, baß man wahrhaftig bleib en kann, wenn man Theologe wird, weil man in den Ordnungen und in der Leitung der religiösen und kirchlichen Dingekeinen Schutz für die Wahrhaftigkeit zu erkennen vermag, sondern ihre Gefährdung.
Neben Harnack steht als ebenso unerbittlicher öffentlicher Ankläger des Oberkirchenrats der neue Präsident des Evangelisch-sozialen Kongresses, der Kieler Professor v. Otto Baumgarten, Iathos zweiter Verteidiger im Irrlehreverfahren; Baumgarten stellt fünf Unwahrheiten im Urteil des Oberkirchenrats fest, die einem den Zorn ins Gesicht treiben. Nach einer unzulänglichen anonymen Stilübung aus der Gegend des Oberkirchenrats in der „Kreuzzeitung" (also fast unter Ausschluß der Öffentlichkeit) hat Baumgarten in einer zweiten Erklärung seine

Anklage auf f ll n f f a ch e Unwahrheit des Oberkirchenrats in allen Punkten festgehalten und den Satz beigefügt: „Wenn der Oberkirchenrat davon überzeugt ist, daß meine Behauptungen unzutreffend sind, so verstehe ich nicht, warum er der Gelegenheit, die Richtigkeit seiner Entscheidungsgründe vor dem öffentlichen Gerichte zu beweisen, aus dem Wege geht! Ich bin nach wie vor bereit, die Richtigkeit meiner Behauptungen vor Gericht darzutun." Zu Harnack und Baumgarten ist, neben Naumann und Hans Delbrück, in gleich mannhafter Absage an das Urteil gegen Traub der berühmte Kirchenrechtslehrer Wilhelm Kahl getreten, der Vater des Irrlehregesetzes: Lebten wir nicht zufällig in Preußen, so hätte das von Göttern und Menschen verlassene Richterkollcgium mit dem allseitig fallen gelassenen Präsidenten Voigts an der Spitze bereits seine Entlassung genommen oder bekommen! Doch während ich diese Zeilen schreibe, scheinen die hochwürdigen Herren sich auf ihren Sesseln noch einigermaßen sicher zu fühlen — oder hören sie das welke Herbstlaub rascheln? Die ihres verehrten langjährigen Pfarrers beraubte Dortmunder Gemeinde Traubs hatte sich mit einer scharfsichtigen Bcschwerdeschrift an das preußische Staatsministerium gewendet und um Revision des unhaltbaren Urteils crsuckt — Kultusminister und Ministerpräsident sind in eine Prüfung dieser Beschwerde garnicht erst eingetreten —der Oberkirchcnratliege

„außerhalb der Kompetenz" des Mini-
steriums.: Ähnlich dürfte der Handel
im Landtage verlaufen, allwo die Stützen
von Thron und Altar immer noch die
überwältigende Mehrheit der Sitze inne-
haben.
Umso erfrischender wirkt der tapfere
Zusammenschluß der Pfar-
rerder preußischen Landes-
kirche und des protestantischen Deutsch-
land, welche bereits über drei-
hundert an der Zahl sich gegen
den Oberkirchenrat mit Pfarrer Traub
einig erklärt haben. Ich will den Inhalt
dieser Eingabe in ihrer Kraft veran-
schaulichen, indem ich ilin in
einzelne Sätze (mit Wahrung der vor-
liegenden Fassung) zerlege. Sie er-
klären der obersten Kirchenbehörde:
1. Das Urteil des Obeikirchenrats
enthält ein unbegreifliches Mißverhält-
nis zwischen der ehrenrührigen Strafe
und den angeblichen Verfehlungen
Traubs, trotz der umfangreichen Be-
gründung.
2. Die oberste Kirchenbchörde war
Kläger und Richter in einer Person.
3. Der Obcrkirchenrat gab dem
Angeschuldigten nicht Gelegenheit, sich
im mündlichen Verfahren zu rechtfertigen.
4. Der Obcrkirchenrat betont so
einseitig die Beamteneigenschaft der
Pfarrer, daß diese auf den Standpunkt
des römisch-katholischen Priesters herab-
gedrückt werden.
5. Der protestantische Pfarrer darf
und soll auch an Zuständen und Ein-
richtungen der Landeskirche Kritik üben —
selbst an Erlassen und Maßnahmen der
Kirchenbehörden.
6. Dem Evangelium und dem Geist
der Reformation entspricht der offene
Freimut, auch die Sprache der religiösen
Leidenschaft.
7. Der Oberkirchenrat hat gewagt,
den objektiven Wert der eidlichen Zeug-
nisse von Traubs Amtsgenossen in
Dortmund zu bezweifeln. Die Pfarrer
verbitten sich das!
8. Sie lassen sich als Diener des
göttlichen Worts durch keine anderen
Rücksichten binden.
9. Der Oberkirchenrat fügt der
Landeskirche und dem evangelischen
Pfarramt schweren Schaden zu.
10. Die deutschen Pfarrer bringen
ihrem vom Oberkirchenrat vergewaltigten
Kollegen Traub auch fernerhin ihre
uneingeschränkte Wertschätzung entgegen.

Der Oberkirchenrat wird nach
etlichen hohlen Resolutionen aus Parochialvereinen und Gemeindekirchenräten, die ihn blindlings loben, selbst von der Orthodorie im Stich gelassen, welche mit Harnack für kirchliche Disziplinarfälle zur unparteilichen Rechtsentschcidung einen besonderen unabhängigen Gerichtshof
fordert.
Bevor diese neue kirchliche Kammer zusammengesetzt wird, muß Traub rehabilitiert und der Präsident des Oberkirchenrats in den Ruhestand getreten sein! In Eisenach haben als „Freunde der Christlichen Welt" 911 Pfarrer aller deutschen
Landeskirchen, 74 Universitätstheologen, 185 Re - ligionslehrer und zahlreiche
„Laien" zum Fall Traub ihren unmiß» verständlichen Wahrspruch dahin abgegeben:

1. Wir sprechen unser Bedauern
aus, daß der Evangelische Oberkirchenrat bei einem Urteil wesentlich in eigener Sache durch maßlose Verschärfung des Spruches erster Instanz ohne nochmaliges Verhör des Angeklagten den Schein der Parteilichkeit nickt vermieden hat.
2. Wir bedauern, daß
die so notwendige Einheit

Rundschau
des deutschen Protestantismus durch das Vorgehen der obersten Behörde der größten deutschen Landeskirche eine neue schwere Erschütterung erlitten hat.

3. Wir bedauern es im Interesse der Kraft evangelischen Zeugnisses, daß man in dem Urteil tatsächlich nur die Auffassung vom evangelischen Geistlichen als einem Beamten, der in erster Linie Disziplin zu wahren habe, hat walten lassen und über alle die entscheidenden Werte persönlicher Hingabe, Tüchtigkeit und Lauterkeit hinweggegangen ist.

4. Wir sprechen unsere Empörung aus über die Art, wie man in der Begründung des Urteils aus Schärfen, zu denen Traubs Eifer um die Sache ihn fortriß, sittliche Verfehlungen konstruiert und dadurch seine sittliche Lauterkeit und Wahrhaftigkeit angetastet hat.

5. Wir halten demnach, damit die Gerechtigkeit wieder hergestellt und die evangelische Christenheit vor unheilbaren Wirren bewahrt werde, eineWiederaufnahme des gegen Pfarrer Traub gerichteten Verfahrens für unbedingt geboten.

Literarische Rundschau.

Von Friedrich Stein, Berlin.

Weihnacht-Revue.

Wenn Theodor Fontane meint: der Buchkritiker (als Institut) wäre „viel wichtiger als der Theaterkritiker", so darf man ergänzend hinzufügen: insbesondere vor Weihnachten! Da haben sich wohl mehr als hundert „Weihnacht-Novitäten" allmählich vor mir aufgestapelt. Und ein reichliches Dutzend „Briefe aus dem Leserkreise" variieren das Thema: „also bitte, eine Wcihnachtrevue . . ." „und wenn's sein kann, das Aparteste und Wertvollste! Denn heutigen Tages muß man ja jedem Hausmädchen ein Buch „aufbauen." Das kauft man im Warenhaus! Für die Seinen aber möchte man gerade darum etwas ganz Seltenes, abseits vom Alltag. Darin weiß der Laie nicht Bescheid und möchte von dem kundigen Thebaner beraten sein . . ." „. . . . aber bitte, recht ausführlich. . ." „. . . aber bitte, recht vielseitig . . . ." Du lieber

Himmel! Ausführlich! Vielseitig! Ich
will heilsfroh sein, wenn ich auch nur
einen irgendwie kr.itisch markanten Hin-
weis, auch nur auf VZ aller vorliegen-
den Novitäten in dem verfügbaren
Raum anständig unter Dach und Fach
bringe. Wobei von einem verbinden-
den System der Folge kaum die Rede
wird sein können. Die Willkür der
Sprunghaftigkeit hat also das Wort,
grade wenn die aparten Erschei-
nungen Richtschnur für die Auswahl
werden sollen. — Und wieder möchte
ich freundlich beachtet wissen, daß bei
so peinlich sorgfältig geübter Auswahl
das bloße Erwähnen eines Buches
Kritik ist und auch von den verehrlichen
Autoren und Verlegern in solchem Ver-
stehen aufgefaßt werden möge. Unter
„Novitäten" hat man übrigens auch
Neuauflagen älterer Werke und Neu-
ausgaben unserer Klassiker und der des
Auslandes und des Altertums zu ver-
stehen. Bei den Erscheinungen von
zeitloser Weltbedeutung bedarf es ja
keiner weiteren Deklaration.
Da ist z. B. eine Bibel-Aus-
gabe^), wie wir noch keine besitzen —
sozusagen in weltmännischer Gewan-
dung. Schlichthin wunderbar! Ein-
band (Halbleder), Papier, Druck (ohne
Zier-Initialen, Randleisten und son-
stigen chronikalen Bibelschmuck), alles

Äußere wie ein auserlesen vornehmes, würdig und ernst gehaltenes Andachtbuch. Der Inhalt (4 Bände) umfaßt „die heiligen Schriften des Alten und Neuen Bundes", deutsch von Martin Luther — ungekürzt und in wortgetreuer Wiedergabe. Das erste Buch mit dem Pentateuch und „Iosua", ..Richter", „Ruth", „Samuel (I und ll). Das zweite Buch enthält: die „Könige" (2 B.), „Chronika" (2 B.). „Esra", „Nehemici", „Esther", „Hiob", „der Psalter", in Versform gesetzt, die Bücher Salomos. In dem dritten Buch finden wir: die 12 kleinen Propheten, die Apokryphen, soweit Luther sie der Septuaginta entnommen. In dem vierten Buch endlich sind die vier Evangelien, Apostelgeschichte, die 20 Episteln und die Offenbarung St. Iohannis zusammengestellt. So weit zu sehen, hat es wohl niemals eine Bibelfassung gegeben, die das Genie der Sachempfindung und die Gewissenhaftigkeit der philologischen Treue so sehr zu einem Entzücken der Bibliophilen macht und zugleich der Pietät einer gesammelten Andacht eine so weihevolle Möglichkeit bietet, wie diese, von Hermann Hesse besorgte neue Ausgabe. Ein Weiheschmuck und eine Werkköstlichkeit für jedes deutsche Haus.

Will ich mich zuerst an solche weltbedeutende Erscheinungen der Buchkunst halten, so muß ich in unmittelbarer Folge die neue, einzig schöne Ausgabe des Ariost') nennen: Zwei Bände „Der rasende Roland", Band III „Kleinere Werke" — Komödien, Gedichte, Satiren, Idyllen, Elegien, Episteln usw. Ist schon die äußere Ausstattung : Rückenprägung, Einband usw. von strahlender Schönheit und Pracht, so steht die Übertragung von Alfons Kissner') ungefähr auf der Höhe der Übersetzungskunst. Nicht nur im Beherrschen der poetischen Form (Ottaverime) und im Bändigen der Sprachschwierigkeiten, sondern vornehmlich deshalb, weil die dichterische Urabsicht hier so vermittelt ist, daß der modernen Ästhetik darin eine neue Formengerechtigkeit aufgeht. In bestrickendem Wohllaut, in anschmiegsam festem Versgefüge schreitet die grandiose Dichtung ihre Höhenbahn — über fünfausend Ottavestrophen. So baut

das Genie — so spielt es mit Stoff,
mit Wurf und Schwere! Da wird Marmor geschmeidigt zu Maienblust! Das Märchen wird Wirklichkeit; die Wirklichkeit blühendes Märchen. Die gewagteste, oft gellende Phantastik wird zur Alltagsform des Lebens. Aller Klang und Glanz — weise, wie die Warnungen des Lebens, nachdenklich in Lust und Lachen. Alles Glück und alle Qual des Menschenherzens, aufgefangen in der Spiegelung ein« Seele, offen für das Innige wie das Feurige, das Närrische wie das Rauschende. Und im letzten Verstehen alles: eindringliche, geistreiche Lehrhaftigkeit — in schönheitverklärter Wirkung.
Ist „Der rasende Roland" in solcher Wiedergabe ganz unschätzbar, so scheint mir ebenso dankenswert die Ausgabe des dritten Bandes Ariost, dessen Inhalt in Deutschland auch heut noch so gut wie unbekannt sein dürfte: eine Fülle gedanklicher Werte, eine Fundgrube kultur-geschichtlich interessanter Depositen, poetischer Schönheit und in seinen Versepisteln überdies eine Art Autobiographie in launig behaglichem Plauderton. Eine große Anzahl ausgezeichneter Bilder und Porträts sind den 3 Bänden Ariost beigegeben.
Von diesen Bildbeigaben abgesehen, hält sich eine Neuausgabe des Apuleius „der goldene Esel" auf gleicher Höhe der Vollendung').
Dieser prachtvolle sinnköstliche, satirische Roman ist um 1782 zum erstenmal (von August Rode) »er-

deutscht, jetzt von Hans Floerke neu bearbeitet und im Tert lesbar, wie eine gute Vriginaldiktion. Erwähnt sei, daß „Der goldene Esel" — seit Jahrhunderten eine unerschöpfliche Quelle für muntere Laune, lehrhaften Spott, richtende Satire und ehrliche Lebensbeobachtung — bei uns bisher kaum noch gekannt war. Somit springt das Verdienstliche dieser Neuausgabe ohne weiteres ins Auge.

Auch eine Fortführung der großen Strindberg - Ausgabe') ist mit Freuden zu begrüßen: ein Band „Schweizer Novellen". Viel Russen-Sympathie; viel streng Gedachtes; viel Blitzlicht-Beleuchtung auf moderne Erscheinungen, Bestrebungen und Anschauungen. Entzückend erzählt — natürlich! Zuweilen, in Skizzen von feinstem Facettenschliff viel inniges, inneres Beteiligtsein. Weitere Strindberg-Neuheiten sind die Dramenbände „Jahresfestspiele" und „Spiele in Versen", so recht eigentlich als Festgeschenke von besonderer Art und Bedeutung anzusehen'). Ebenso der Strindberg-Band „Die 11 Einakter", alles in der einheitlichen Meisterübersetzung von Emil Schering, der auch z. Zt. eine sehr geschmackvoll zusammengestellte Strindberg-Anthologie') herausgegeben hat, auf Hie mit Nachdruck hingewiesen sei. Von I. A. Lur eingeleitet, enthält sie sechzehn der markantesten Erzählungsstücke aus den Gesamtwerken Strindbergs, in vorzüglichem Druck und nett ausgestattet.

Einmal in Schweden, sei bei Gelegenheit einiger Landsleute gedacht. Vor allem des Heldendichters Verner von Heidenstam, vor kurzem als Akademie-Mitglied gewählt, dessen Werk (zwei Bände in sich unabhängig) „Die Schweden und ihre Häuptlinge" die politischen Schicksale seines Vaterlandes in den persönlichen Erlebnissen seiner Helden und Häuptlinge anregsam darstellt). Zunächst wohl für die reifere Jugend gedacht (und für diese warm empfohlen), ist das Werk gleichwohl eine sehr interessante Lektüre auch für Erwachsene. In seiner Sonderart erinnert Heidenstam zuweilen anSelma Lagerlöf, besonders da, wo er das Sagengebiet der Königsgeschlechter streift und die furchtbarste Macht der Men-

schenseele: das Gewissen, wirksam werden läßt. Zu den besten neuzeitigen Erscheinungen der schwedischen Erzählung gehört auch Hallström, dessen psychologisch fesselnder Roman „Kutscher" jedes beste Interesse verdient und festhält). Ein halber Landsmann, der Däne M. B. Nero"), bringt in seinem Novellenband „Küste der Kindheit" eine Reihe von anziehenden Hafen- und Küstenbildern, in denen die Menschen mit ihrem Erwerbstreiben und Kleinleben eine beweglich gezeichnete Staffage bilden. Ohne „stammverwandt" zu sein, enthüllt Alfred Polgar ^) in seinem bemerkenswert fein geschriebenen Skizzenbuch „Hiob" eine erfreuliche Artverwandtschaft mit den Nordischen — was ihn aufs beste empfiehlt.

Und nun ein ganz Großer Ludwig Thoma, der Klassiker der bayerischen Bauerndichtung. Seinen Roman „Der Wittiber", diese Geschichte des lebenzerstörenden Bauerntrotzes, der zum Verhängnis und zur Vernichtung einer ganzen angesehenen Familie wird, stehe ich nicht an, dem Allerbesten in unserer zeitgenössischen Dichtung gleich zu werten. Auch weise ich angelegentlich auf Thomas in Buchform') jetzt erschienenes Drama „Magdalena" hin (letztlich mit so starkem Eindruck aufgeführt). Das Schicksal eines Bauernkindes, das aus Not und Unwissenheit an den Klippen des Großstadtlebens zerschellt.') Der tiefe sittliche Ernst beider Dichtungen wird jedes empfängliche Verstehen

gefangen nehmen, auch um der großen künstlerischen Vorzüge willen, die Thoma hier entfaltet. Eine neue Sammlung seiner (Schlemihl) Gedichte „Kirchweih" mit strenger Selbstkritik ausgelesen^) mochte ich hier noch den zahlreichen Thoma-Freunden zu frohem Genießen empfehlen. Sehr gegensätzlich in Stoff, Menschenart, Lebensauffassung, aber von hohem bildnerischem Kunstwert und moralischer Tapferkeit ist eine umfangreiche Dichtung der altklassischen japanischen Dichterin Murasaki Shikibu^), der Schöpferin des japanischen Romans als Gattung und des Romans „Die Abenteuer des Prinzen Genji", übersetzt von M. Müller -Iabusch. Prinzliche Skrupellosigkeit und Lebensgier, auf dem Hintergrunde der Zeitverderbnis am Hofe zu Kioto vor mehr als 1000 Jahren! Das hier aufgerollte Zeit-, Sitten-, Kultur- und Staatsbild ist von bedeutsamer Größe und mehr als bloße Dichtung — eine historische Quelle von schwer zu schätzender Ehrlichkeit. Aber, daß eine Frau in einem so gearteten Spiegelbild so außerordentliche Künstler- und menschliche Eigenschaften deklariert, ist wohl das Erstaunlichste an diesem wundersamen Werke. Apropos: Abenteuer fällt mir die Neuausgabe von Rabelais' „Gargantua und Pantagruel" ein, in einer gut gedruckten, reich illustrierten, sehr hübschen Ausführung'). Diese famose Abenteurer-Chronik, die bis auf den heutigen Tag nichts von ihrer derbfröhlichen Frische verloren hat, wird von den Verstehenden sicher mit Freuden begrüßt werden. Ebenso wie das überaus liebenswürdige Buch von Wolzogen'), das in dieses Genre schlägt: „Des schlesischen Ritters Hans von Schweinichen eigene Lebensbeschreibung" — durch das Wolzogensche Temperament gesehen. Ein Memoirenwerk, wie wenige, das Spiegelbild seiner Zeit und ihrer Kulturschwankungen, von denen das 16. Jahrhundert so unaufhaltsam unterwühlt worden.

Ein Merkwürdiges kommt allmählich dem Leser vielartiger Literaturerzeugnisse zu wachsend sicherem Eindruck: daß Tolstoi mit seiner Überzeugung von der „Einheit des menschlichen Denkens" recht gehabt, die er,

zunächst für sich selbst, festzustellen
suchte, in der Erforschung großer
Denker aller Völker und Zeiten. In
einem sehr merkwürdigen Buche „Ge-
danken weiser Männer" (übersetzt von
Adolf Heß) hat er die Ergebnisse
dieser Studien zusammengetragen: 365
Sentenzen aus der Bibel, den Evan-
gelien, dem Talmud, den Apokryphen;
aus chinesischen, indischen, arabischen,
griechischen, auch aus modernen
Autoren. Sinnsprüche für alle Tage
des Jahres (übrigens köstlich ausge-
stattet !>°) Und aus diesen Sammel-
früchten von eminentem Gedankenwert
ist ihm wohl die Anregung zu seinem
großen Buche „Der Lebensweg" er-
wachsen"). Tolstois letzte, große Ar-
beit, deren Korrektur er noch auf
seinem Krankenlager in Astapowo
selbst besorgte. In dreißig Abhand-
lungen legt er seine großen, edlen Ge-
danken über alle Triebfedern der Men-
schen- und der Volksseele und über
den wahren und höchsten Sinn
des Lebens nieder. Aus dem weiteren
Vermächtnis Tolstois, das uns von so
vielen Seiten her anstürmt, möchte ich
noch den, vom Verlage Eugen Die -
derichs-Iena einheitlich in zwei
Bände gefaßten „Tolstoi-Nachlaß"
empfehlend hervorheben. Band I mit
den drei Novellen „Chadschi Murat",
„Der gefälschte Coupon", „Nach dem
Ball"; Band II mit sechs Novellen
und Dramen, darunter das vielbe-
sprochene „Und das Licht scheinet in
der Finsternis", sowie das Lustspiel
„Von ihm alle Tugenden". Da die

beiden elegant ausgestatteten Bände selbständig abgeschlossenen Inhalt haben, sind sie einzeln käuflich. Im Anschluß an den Nachlaß ist eine neue Gesamtausgabe der Werke Tolstois neuerlich erschienen"), die sich durch Noblesse der Ausstattung, durch sehr handliche Buchgröße und übersichtliche Einteilung des weitläufigen Stoffes auszeichnet: so wird sein überlebensgroßes Zeitgemälde „Krieg und Frieden" in vier Bände gegliedert; sein Roman der sittlichen Forderung „Auferstehung" in zwei Bände. Das „große Schicksal" seines Vaterlandes, der untergesellschaftlich wühlende Bankerott an Gewissen, Treue und Rechtschaffenheil, nirgends kommt er so wie hier: erschütternd, aufreizend und sinnverständlich zum Ausdruck. Und ist sein Zeitroman „Krieg und Frieden" der Ausgangspunkt für Tolstoi, vom Dichter zum Seelenerwecker, so wird er in seiner „Auferstehung" zum Apostel der gereinigten Jesu-Lehre, der „Liebe zum Nächsten"; wie seine kleine, damals sensationell wirkende Novelle „Die Kreuzersonate" für ihn zum Wendepunkte nach der Seite der Liebes-Askese wird. Übersetzt ist „Der Nachlaß" von seiner Tochter Alerandra und seinem Freunde W. Tschertkow. Die Gesamtausgabe von Dr. Raphacl Löwenfeld.

Auch Anton Tschechow sei hier gleich noch erwähnt, unter dessen Novellen der Band „Das skandalöse Kunstwerk" allen Freunden russischer Lrbensschilderung empfohlen sei.

Und noch eine „Gesamtausgabe", die uns Deutsche näher angeht: die Werke Hölderlins'), dessen Gedächtnis wieder lebhafter sich zu regen beginnt, wird Vielen als aparte Festgabe hochwillkommen sein. In drei Bänden hat eine geschickte Verteilung den Inhalt untergebracht: Band I Gedichte, Band II „Hyperion" mit einem bisher unbekannten Fragment in Faksimile; Band III das Trauerspiel „Empedokles", Übersetzungen und Philosophie. Jedem Bande sind außerdem gut ausgeführte Porträts Hölderlins vorgesetzt. Gelegentlich Hölderlin seien die rasch berühmt gewordenen Leipziger „Tempel-Klassiker" genannt'), von denen soeben sechs Bände Lessing erschienen sind.

Die gesamte Ausgabe — jeder

Band einzeln käuflich und als
Festfreude aufs wärmste zu empfehlen!
Über die sublimen Eigen-
schaften und Vorzüge die-
ses umfangreichen Klassi-
ker-Unternehmens habe ich noch Ge-
legenheit, unseren Lesern ausführlich
zu berichten. Für heut möchte ich noch
einige andere Festgeschenke von beson-
derer Distinttion in Erinnerung brin-
gen. Da wären u. a. von Maeter-
linck") zwei weniger bekannte, gleich-
wohl zwei seiner erlesensten Werke
„Der Schatz der Armen" und „Die In-
telligenz der Blumen". Beide Werke
auch in einer graphischen und buch-
künstlerischen Ausführung, die zu dem
Edelsten unseres modernen Kunstge-
werbes gehören. Der Vortrag, ein
Höhenflug frohbegeisterten Schaffens,
wird zum Hymnus auf die Schönheit
der menschlichen Gedanken und
Sprache! Dann wäre da noch ein
wenig bekanntes Buch Stendhal-
Beyle' s: seine „Chroniken aus der
Italienischen Renaissance" und „Nach-
gelassene Novellen", deutsch von
Oppeln-Bronikowsk i°). Nach
diesen Namen ist eine weitere Emp-
fehlung nicht mehr nötig. Weiter:
ein Buch Emrrsons°) „Gesell-
schaft und Einsamkeit", dessen edel ab-
geklärter Ideen-Inhalt und schöne
Form es in die Reihe der besten
Bücher stellen — für nachdenkliche
Leser, denen die Einsamkeit eine gern-
gesehene Gesellschafterin ist.

Rundschau
Zum Schluß noch ein Bilder-
album von besonderer Art'). Hein-
rich Klen: „Leut und Viecher".
140 Federzeichnungen. Darunter
vieles von packender Sinnkomik,
in wortvcrständlichcr Deutlichkeit des
Bildvortrages. Und wer sich mit
der bizarren Phantastik und unge-
zügelten Laune jener faschingtollen
Kunst abfindet, wird an dem strengen
Gehorsam der zeichnerischen Linie gegen
die charakteristischen Absichten der
Feder seine reine Freude haben. Und
er wird immer wieder entzückt sein von
einer gelegentlichen Grazie der beweg-
ten Form, die es fertig bringt, z. B. die
Fußstellung eines auf Schlittschuhen
tanzenden Elefanten bis zur Anmut zu
verzicrlichen. Die ausgezeichnete Re-
produktion betont die Bravour solcher
Federfinessen mit besonderem Glück.
Ein zweites Album: Rudolf Sieck
„Von Lichtmeß bis Dreikönig", sym-
bolisiert in 24 Blättern Farbendruckes
die jahreszeitlichen Stimmungen der
Landschaft. Stillverträumte, liebens-
würdig erfaßte und mit hingegebener
Naturfreude vorgetragene Stimmun-
gen von beschaulichem Reiz. Natur
und Schönheit und Kunst — alles nm
ihrer selbst willen da. Nichts Novel-
listisches hinein gefubrwerkt. Und
keine „Staffage" stört aufdringlich
den ganz auf sich gestellten Eindruck
reinen Friedens. Dieses Album
für die Familie. Jenes für das
„Stndio" des ästhetisch durchgebil-
deten Gourmets der „Moderne".
Und zum Schlusse noch ein
Märchen, wie sich's für eine
rechtschaffene Weihnachtrevue schickt.
Ein wirkliches naives Märchen „Die
Biene Maja und ihre Abenteuer"
von Waldemar Bonsels°).
Die kleine Biene Maja ist eine Aus-
nahmenatur — bnrridile siotu! Sie
möchte nur immer im Äther schweben,
Glück und Sonnengunst genießen,
Blumentau und Honig schmausen, statt
ihn zu sammeln. Das verstrickt die
leichtbeschwingte Luftbummlerin in
Abenteuer, Schwänke und Ränke. Aber
auch Erfahrungen, Kenntnisse und Ein-
sicht erwirbt sie, und ihre Treue des
Herzens führt sie zuletzt aus Gefangen-
schaft und Feindesanschlag zur
Rettung ihres Volkes in den
heimischen Staat zurück, wo sie mi!
Liebe und Ehren an die Seite der

Königin gestellt wird, um diese in ihren Staatsgeschäften <u unterstützen. Allerliebst, nicht wahr?!

t) Verlag von Georg Müller, München.

2) Verlag von Albert Langen, München.

3) Verlag von Josef Singer, Straßburg.

4) Verlag von F. Fontane K Co., Berlin.

3) Verlag von Schnlze K Co., Leipzig.

6) Verlag von Eugen Dicdcrichs, Jena.

7) Tempel-Verlag, Leipzig.

8) Verlag von Schuster K Loefflcr, Berlin.

Wirtschaftliche Rundschau.

Der Gesetzentwurf über das Handelsmonopol für Leuchtöl ist nunmehr veröffentl'cht worden, und weder der Wortlaut dieses Entwurfes noch die sehr weitschweifige Begründung vermochten die schwerwiegenden Bedenken <u entkräften, die gegen das Monopolprojekt bisher fast allgemein geltend gemacht worden sind. Im Gegenteil: Nachdem an die Stelle vielsagender und dunkler Redensarten nunmehr die allerdings recht komplizierte — Klarheit der Paragraphen getreten ist, wird das offensichtlich, was manche Kenner der Ver-

hättnisse schon vorher geahnt hatten: Die großen Trümpfe, die aus deu Kreisen der Regierung und der Monopolfreunde angekündigt worden waren, sind garnicht vorhanden. Die Vcr-sorgungsfrage, dieser Kern des. ganzen Monopolproblems, ist in erschreckend dürftiger Weise behandelt, über die Qualitätsfrage wird gleichfalls mit einigen nichtssagenden Worten hinweggegangen. Diese beiden Angelpunkte der ganzen Frage nehmen in der Begründung der Regierung von etwa 20 Spalten eine halbe ein. Man hat das Gefühl, daß d'e Begründung über diese heikelen Punkte so schnell als möglich hinwegkommen will, um sich mit minutiösester Genauigkeit und Pedanterie und hundert Nebensächlichkeiten in Organisationsfragen vertiefen zu können, über die Preisfrage ist eine Rechnung aufgemacht, aber wie sieht diese aus? Zuerst wird behauptet, daß es Weltmarktspreise für Petroleum überhaupt nicht gibt, sondern nur willkürliche Notierungen der Standard Oil Co. Dann legt man die Weltmarktspreise aber schlankweg der Monopolberechnung zugrunde und berücksichtigt nicht, daß die Preise, ob sie nun für die bisherigen Verhältnisse wirklich maßgebend waren oder nicht — naturgemäß für die Zeit absolut keine Geltung mehr haben können, in der die Standard Oil Co., als der bisher größte Lieferant, vom Markte ausgeschlossen ist. Die Methode ist gerade so unsinnig, als wollte man die jetzigen Kohlenpreise als grundlegend für eine Zeit und einen Zustand hinstellen, in dem das Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat mit allen den ihm angeschlossenen Werken vom deutschen Kohlenmarkt verschwinden würde. Aber abgesehen von diesen Fundamentalmängeln des Gesetzes hat dieses auch so große Mängel im Aufbau und in der Organisation, daß schon aus diesen Gründen eine Annahme im Reichstage ausgeschlossen erscheint« Sofort nach Bekanntwerden des Projekts war aufgefallen, daß denjenigen Kreisen, die als Hauptlieferanten des Monopols in Betracht kommen, die Leitung der Monopolgesellschaft anvertraut werden soll. In „nationalem Interesse" soll den 10 Millionen Mark Aktien, die sie übernehmen, ein 5 faches Stimmrecht eingeräumt werden, damit

es dem ausländischen Kapital unmöglich gemacht werde, Einfluß auf die Gesellschaft zu gewinnen. Während man hier eine vermeintliche Gefahr abwenden will, beschwört man eine viel größere Gefahr herauf. Es zeugt von einer kaum glaublichen Naivität, wenn man einer Unternehmergruppe, die als Hauptinteressentin und Hauptlieferantin für ein mit staatlichen Hoheitsrechten ausgestattetes Monopol in Bettacht kommt, die fast ausschließliche Macht über dieses Monopol einräumt und es ihr so von Staats wegen ermöglicht, aus „Geschäften mit sich selbst" Vorteile zu ziehen. Die Kautelen, die man in Aussicht gestellt hat, um Mißbräuche einer derartigen Zwitterstellung zu verhindern, sind vollkommen ungenügend und müssen vollkommen ungenügend sein; denn wirklich durchgreifende Kontroll- und Einspruchsrechte des Staates würden einmal die kaufmännische Bewegungsfreiheit der Gesellschaft zu sehr beeinträchtigen, und zweitens würden sie einen Apparat schaffen, der alle Nachteile des bureaukratischen Staatsbetriebes, die man doch gerade vermeiden will, im Gefolge hätte.

Nicht nur in der Petroleumfrage zeigt es sich übrigens, daß der Fiskus sich als Verwalter ökonomischer Betriebe nicht viel zutraut und so gewissermaßen den Ast absägt, auf dem große staatliche Unternehmungen wie die Eisenbahnen, die Bergwerke usw. sitzen. Die Begründung zu der Regierungsvorlage, durch die empfohlen wird, den Strom für die „elektrische Stadt- und Ringbahn" von privaten

Kraftwerken zu beziehen, ist eine begeisterte Apologie des Privatbetriebes und eine vernichtende Kritik der staatlichen Unternehmertätigkeit. Der Fiskus ist aber nicht ganz so untüchtig/ wie der Staat ihn manchmal erscheinen lassen will. Unsere Staatseisenbahnen sind eher ein Beweis vom Gegenteil. -^
Horatio.

NN»»»g«»« und Ih«ft«i>«l>l->ll: Vl»s. 1)1. Ludwig e»e!n !» »ulln ^? lv, Llltzowul« z». I«l«?»» »ml OulKlll» Nl. «2N8>. - VelanttoolMchn Ne»«>!!»«ul: vr. LyloIu»VlUcki n «n»!<m. — l>» ÜI««l«!ch llll U« Il«dalttlo» «lant»>«U!ch: Nr. I, 3!nnl«!ch, V«ln IX. «!»I-rg«N« üz — fNl d!« ßlnnilgal«: R»d«l! Medl. W«n I. Dxmgass« 4. — In Rußland für die Redolition ollant»»rtlich: l>r, «dlianPolly, Ei. V«t«»buig, ««lanplotz l. — NllelixV«lrntung f«l Ungar«: VlUNch- ^ >> tzostuchhondlun« (2, ««>»»). «udap«ftV, l>»l»tr«»°u<lvl 2, — Flll den In!nal«nl«ll oelant»oltl!ch: I»lllll»»l« !n Ilmptlhof Vtlll». — Vell«g »nl> Dnu, d« «chl«filchn, Vuchdru«««« ». «. ech»t«l»«»d«l, »!-«,, ««»!»>> III.

Un»ellangt« Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ibnen nich» «ückvvrt» belliegt.